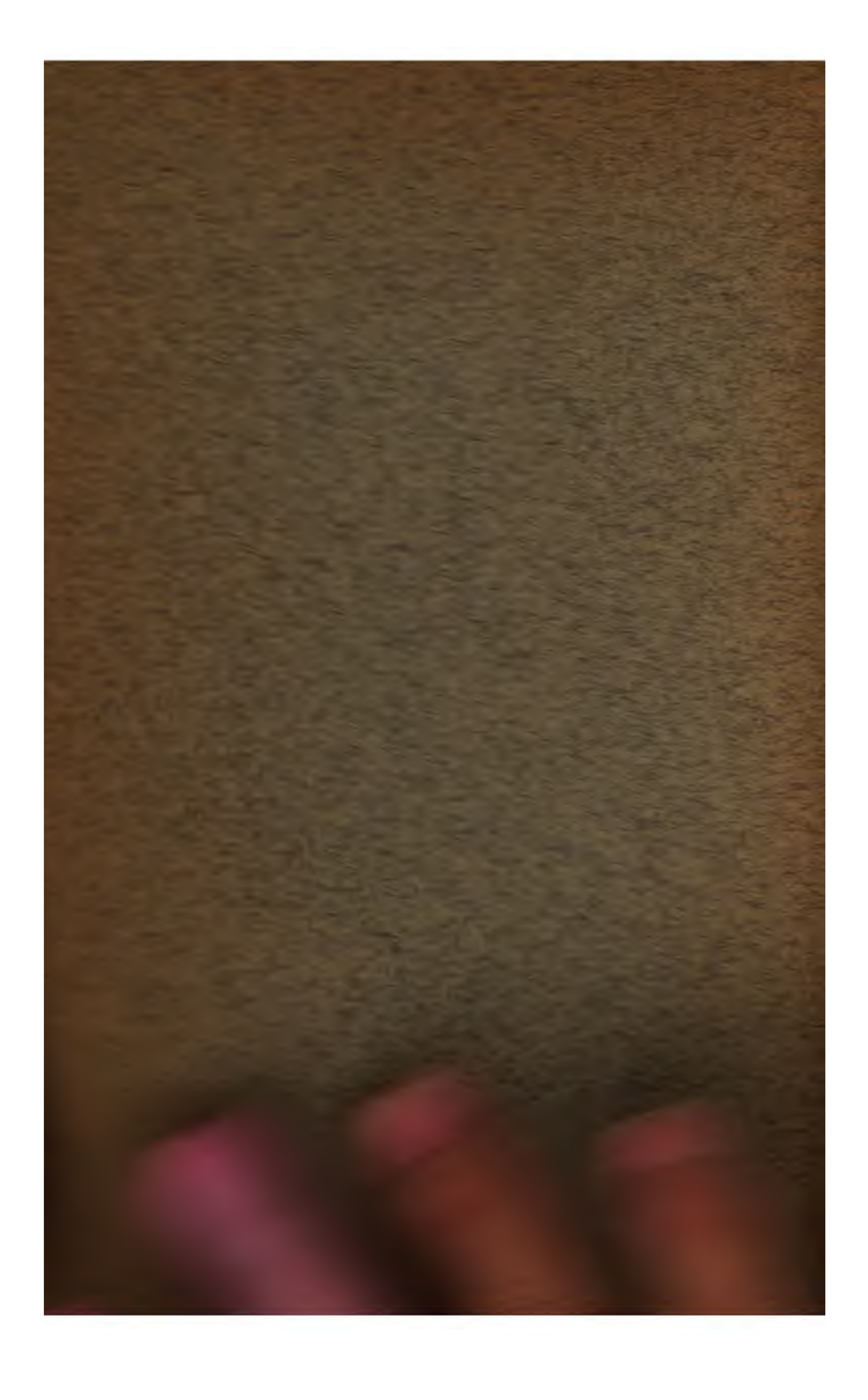

Stanford University Libraries
3 6105 026 465 372



ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIE

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM

SIEBENUNDFÜNFZIGSTER JAHRG.

1906.

WIEN.

VERLAG VON KARL GEROLDS SOHN

I., BARBARAGASSE 2.



ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

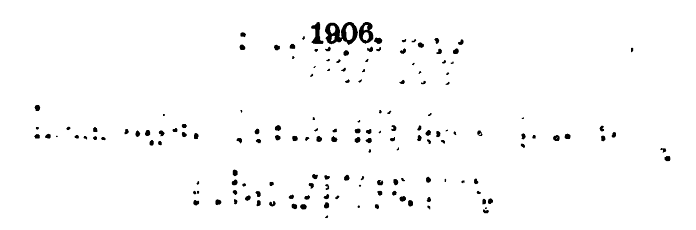
GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

SIEBENUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1906.



WIEN.

VERLAG VON KARL GEROLDS SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn in Wien.

Inhalt des siebenundfünfzigsten Jahrganges

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien".

(1906.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Seite

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Programmenschau.

— — — — —

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Personal- und Schulnotizen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Enniana.

(Mit besonderer Berücksichtigung der beiden Enniusausgaben Vahlens).

Die von den Freunden des Ennius mit lebhafter Spannung erwartete zweite Ausgabe von Vahlens *Ennianae poesis reliquiae* ist erst nach fast einem halben Jahrhundert (1854—1903) erschienen. In dieser zweiten Ausgabe, welche uns als eine geradezu epochemachende Leistung entgegentritt[1]), ist dem Dichterheros von dem großen Gelehrten eine Bearbeitung zuteil geworden, wie sie gründlicher und gediegener nicht gedacht werden kann.

Wenn ich Vahlens neue Enniusausgabe als epochemachend bezeichne, so mögen die Leser überzeugt sein, daß ich mir hiebei dessen bewußt bin, daß solch hohes Lob vorsichtig angewendet werden muß. Diese Vorsicht ist umso notwendiger, da ich weiß, daß es viele Gelehrte gibt, die noch immer unter dem Eindruck und sozusagen im Banne von Lucian Müllers weithintönender Verurteilung — absichtlich sage ich nicht Beurteilung — der ersten Ausgabe sich befinden und auch dieser zweiten Ausgabe gegenüber von ihrem Vorurteil nicht sofort ablassen werden.

---

[1]) Die Gesamtseitenzahl der zweiten Ausgabe verhält sich zu jener der ersten Ausgabe wie 5 : 3. Namentlich ist aber die *Praefatio* der zweiten Ausgabe gegenüber der *Praefatio* und den *Quaestiones Ennianae* der ersten Ausgabe von 94 auf 224 Seiten angewachsen; und da auch das Format größer ist, so hat sich jetzt der Umfang verdoppelt. Und was den Inhalt betrifft, so sage ich gleich hier im Eingang dasjenige, was ich im Verlaufe dieser Abhandlung im einzelnen zu beweisen Gelegenheit haben werde, daß sich in der zweiten Ausgabe in noch höherem Grade eine achtunggebietende Fülle philologischer Erudition darbietet. Strenge Methode und scharfsinnige Kombination, welche oft auch das scheinbar Entlegene trefflich zu verwerten versteht, machen diese Arbeit zu einer vorbildlichen. Und dazu kommt der ruhige, schöne und vornehme Stil! Von Vahlen gelten wahrlich die Worte des römischen Dichters, die leider jetzt auf viele, sehr viele Gelehrte keine Anwendung finden: *ingenuas didicisse fideliter artes | emollit mores nec sinit esse feros.*

Ich glaube in dieser Frage Anspruch auf Kompetenz erheben zu können. Ich mache zwar nicht Hehl daraus, daß ich seit meiner Bonner Studienzeit (1856—1857) für Vahlen, der einige Jahre vor mir in Bonn studierte und dessen Praefatio zur ersten Ausgabe das Datum *Bonnae mense Februario 1854* trägt, immer die wärmste Teilnahme gehegt habe. Aber anderseits habe ich in meinen *Quaestiones Ennianae* (in der Zeitschrift „Eos", Lemberg 1902) und in den *Observationes ad Enni Annalium fragmenta* (im *České Museum filologické* VIII 331 ff., Prag 1902) bewiesen, daß ich mir gegenüber Vahlens Ansichten vollkommene Unabhängigkeit gewahrt habe und daß ich bei der Beurteilung seiner Enniusstudien kein unbedachtsamer Panegyriker bin. — Vahlen hat denn auch in den *Addenda et Corrigenda* seiner zweiten Ausgabe (S. 301) gegen manche meiner polemischen, die erste Ausgabe betreffenden Bemerkungen Einwendung erhoben. Ferner habe ich in meinen akademischen Vorlesungen über Ennius, die ich seit 20 Jahren zu halten pflegte, nicht selten meine Zweifel über Vahlens Ansichten geäußert, welche ich zum Teil auch in dieser meiner Abhandlung darlegen werde.

Aber stets muß ich darauf hinweisen, wie ich es auch in meinen Vorlesungen getan habe, daß aus solchen immerhin nur vereinzelten polemischen Bemerkungen, und wenn sie auch noch zahlreicher wären, kein Gesamturteil abgeleitet werden darf. Des Guten, ja Trefflichen, war auch schon in der ersten Ausgabe Vahlens viel mehr enthalten, und Lucian Müller und seine Anhänger haben darin sehr gefehlt, daß sie vereinzelte Mängel zur allgemeinen Verunglimpfung mißbrauchten.

Auch bei Müller finden sich ja allerhand Fehler und Seltsamkeiten. Es sei mir gestattet, gleich hier einige Proben anzuführen, um darzutun, daß ich das, was ich behaupte, auch beweisen kann. Zugleich bemerke ich, daß ich nicht nur hier, sondern auch überall in dieser meiner Abhandlung bei der Beurteilung fremder Leistungen nur solche Beispiele anführen werde, bei denen ich zugleich auch die Resultate meiner eigenen Studien darlegen kann. Die hochgeehrte Redaktion dieser Zeitschrift hat mir mit liebenswürdiger Freundlichkeit gestattet, Rezension und selbständige Abhandlung in der mir geeignet erscheinenden Weise zu vereinigen. Mir gereicht es aber zu großer Freude, in dieser hochansehnlichen Zeitschrift, die mich in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter der Leitung von Bonitz und dann Prof. Vahlen zu ihren eifrigsten Mitarbeitern zählte, jetzt wiederum als Mitarbeiter aufzutreten und derselben freundlichen Aufnahme zu begegnen, deren ich mich immer von Seiten des unvergeßlichen Prof. Bonitz, dessen ich stets mit Pietät gedenke, zu erfreuen hatte.

Das bei Festus p. 178 M. (Thewrewk 194, 14) angeführte Fragment *occasus interitus ... quo vocabulo Ennius pro occasione*

est usus in lib. II '*hic occasus datus est: at Oratius inclutus saltu*' hat Vahlen in der ersten Ausgabe auf *Horatius Cocles* bezogen und hiezu die ganz richtige Erklärung in den *Quaestiones Ennianae* p. XLIV gegeben: „*Horatium Coclitem enim, non qui vulgo credebatur e trigeminis unum, hic versus hic occasus datust: at Oratius inclutus saltu designat. Qua enim ratione ille Horatius saltu inclutus dicatur, quod epitheton mirum quam bene Cocliti conveniat? Atque haec ratio penes me praevalet Festi testimonio, qui e II, non cui vindico e IV, adfert fragmentum*".

Dieselbe Erklärung habe ich nicht bloß im Anschluß an Vahlens Auffassung, sondern auch selbstständig gegen Luc. Müllers Ansicht verteidigt (*Observ.* p. 20, Separatabdruck). Müller hat nämlich, um Festus' Zitat aus dem zweiten Buch aufrecht zu erhalten, im Kommentar zu V. 134 bemerkt: *videtur equestrem (!) pugnam Curiatiorum et Horatiorum proposuisse poeta.* Es ist dies eine ganz unmögliche und undenkbare Vorstellung, der gegenüber die Annahme, daß bei Festus irrtümlich statt des IV. Buches das II. genannt ist, vollkommenen Anspruch auf Zustimmung hat. Was soll man denn überhaupt von der Müllerschen Fabel eines Reiterzweikampfes der Horatier und Curiatier denken? Die Erzählung des Livius mag mancherlei ausschmückende Zusätze enthalten; aber im Ganzen hat sich wohl Livius auch hier an Ennius angeschlossen [1]). Und die detaillierte Schilderung des Livius schließt eine *equestris pugna* auf das allerentschiedenste aus. Müller selbst traute offenbar seiner Erklärung nicht; denn er bemerkte mit einer bei ihm durchaus ungewöhnlichen und auffallenden Höflichkeit: *neque hoc tacendum haud inscite a Vahleni versum quarto libro additum et ad Horatium Coclitem relatum.* Demgemäß habe auch ich in den *Observationes* p. 20 erklärt: *Explicatio, quam Muellerus de equestri pugna proposuit, multo audacior est quam Vahleni numeri II. mutatio. Quis enim Romanus Horati nomen legens et praeterea epitheton* '*inclutus*' *et vocabulum* '*saltu*' *non cogitavit de Horatio Coclite? Id quoque addo, Horatium Coclitem multo*

---

[1]) Die ganze Erzählung des Livius von der Heldentat des Horatius hat unverkennbar dichterische Färbung, besonders auch die Worte *Tiberine pater, te sancte precor, haec arma et hunc militem propitio flumine accipias. Ita sic armatus in Tiberim desiluit.* Vgl. Ennius Ann. 54 *teque pater Tiberine tuo cum flumine sancto*, 64 *sancta dearum.* Auch *ita sic* ist die archaische poetische Diktion, und ich billige Weißenborns Erklärung nicht. — Wenn man bei Livius vor *Tiberine pater* ein sehr wahrscheinliches *Te* setzt, so sind die Worte *Te, Tiberine pater, te sancte precor, haec arma* ein vollständiger Hexameter, wenn *precor* ⏑ — ist, wie ja ursprünglich diese Endung *or* lang war; vgl. noch Plaut. Asin. 62 *fateōr*, Rudens 852, 1248 *morōr*, Amph. 574 *opinōr*, Rud. 285 und sonst oft. Auch bei Tibull I 10, 13 *nunc ad bella trahōr, et ...*, freilich vor der Cäsurpause. Aber auch hier wäre eine Pause vor dem neuen Satze und in der Cäsur des fünften Fußes. Vgl. Lindsay, Die lat. Sprache S. 248.

magis ab Ennio nominari potuisse 'inclutum', quam illum Horatium, unum trigeminorum.

Unter solchen Umständen hat es mich sehr überrascht, daß Vahlen jetzt in der zweiten Ausgabe von seinem früheren, nach meiner Meinung unzweifelhaft richtigen Standpunkt zurückgetreten ist und der handschriftlichen Überlieferung folgend den Vers dem zweiten Buche zuweist (Lib. II, fr. VIII, v. 129): *Horatium quem VIII habet olim Coclitem putavi propter saltum et in lib. IV posui: nunc testimonio cedens secundo restitui ubi non potest nisi de uno trigeminorum intelligi.* Also lediglich das handschriftliche Zeugnis (ein Schreibfehler!) soll für die Einreihung in das II. Buch entscheiden, während alle inneren Gründe von vornherein für das IV. Buch sprechen! Wie oft haben aber die Herausgeber (Vahlen und Lucian Müller mit eingeschlossen) die Schreibfehler in den Ziffern der handschriftlichen Überlieferung des Festus verbessern müssen! Vahlen hat auch gar keinen Versuch gemacht, anzugeben, wie man sich im zweiten Buch den Kontext zu denken habe und in welcher Beziehung *saltu* zu einem der Horatier gestanden haben könne. Müllers Erklärungsversuch aber gehört zu dem Unwahrscheinlichsten, was je den Lesern zugemutet wurde.

Vahlens Meinungsänderung hat mich umsomehr überrascht, da er in der zweiten Ausgabe einen neuen Umstand anführt, der zur Bestätigung seiner früheren, jetzt aufgegebenen, Ansicht dient. Mit Recht sagt er (pag. CLXVI): *quamquam saltu quod de Horatio Coclite aptissimum erat (converso in se gladio celeri saltu profundum Tiberis petiit non de Coclite sed de eo qui Coclitis exemplum imitatus sit ait Valerius Maximus IV 7, 2), de Horatio trigemino minus commode dici videtur.* — *Saltu* ist natürlich von *inclutus* zu trennen; denn Ennius konnte da, wo er eben erst von dem Sprung des Horatius Cocles erzählte, den Horatius nicht als *inclutus saltu* bezeichnen; diese Bezeichnung hätte nur in einer späteren Erzählung erfolgen können. *Saltu* stand in Verbindung mit den folgenden Worten, die Festus nicht erhalten hat, etwa *at Horatius inclutus saltu se dedit in Tiberim* (vgl. Enn. Ann. 90 *exin candida se radiis dedit icta foras lux),* oder *saltu | se in Tiberim misit* (vgl. Val. Max. III 2, 1 *Horatius Cocles . . . armatus se in Tiberim misit*) oder *saltu | profundum Tiberis petiit* (vgl. Val. Max. IV 7, 2 *celeri saltu profundum Tiberis petiit*). Die Worte des Ennius *hic occasus datust* sind natürlich von der Gelegenheit *(occasus = occasio)* zu verstehen, welche durch Horatius den Römern gegeben wurde, mittlerweile, während er den Etruskern Widerstand leistete, die Brücke hinter ihm abzubrechen. Vgl. in der Erzählung des Livius II 10, 4 und meine *Observ.* p. 20 sq.

Eine der wichtigsten Fragen ist jene, welche das schöne, bei Cicero (*De div.* I 48, 107 f.) erhaltene, aus 20 Versen bestehende Fragment XLVII des I. Buches V. 77—96 betrifft.

Vahlen hat in der ersten Ausgabe die handschriftliche Reihenfolge der Verse (unter Annahme einer Lücke nach dem zweiten Verse) beibehalten und bezüglich des Ausdruckes *sol albus* (im 13. Vers) bemerkt: *Lunam ita adpellari, nove quidem, Merula vidit: cui sententiae convenit ipse versuum nexus ac narrationis progressus* (*Quaest. Enn.* p. XXXV). V. hat mit vollem Recht Merulas Erklärung gebilligt. Müller hat freilich mit gewohnter Schroffheit die ganz irrige Behauptung aufgestellt: *omnium autem inficetissimum Merulae et Vahleni commentum, per solem album significari putantium lunam;* aber solche Kraftausdrücke sind kein Beweis! Wenn man *sol albus* im Sinne von *luna* nimmt, so entfällt die Notwendigkeit einer Umstellung der Verse (Bergk setzte den 13. Vers *interea sol albus recessit in infera noctis* nach dem 2. Vers *regni .... augurioque,* was Müller billigte) oder einer solchen Konjektur, wie z. B. die von Baehrens vorgeschlagene Änderung ist *interea sola currus recessit in infera Noctis,* die durch ihre Gewaltsamkeit und durch die Sonderbarkeit der Ausdrucksweise auffällt. Nach meiner Ansicht ist in dem von Cicero zitierten Fragment eine doppelte Lücke anzunehmen. Nach Ennius hatte Romulus bei dem Augurium seinen Standpunkt auf dem *Aventinus.* Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß der Dichter gewiß auch den Standpunkt des Remus — den *Palatinus*[1]) — ausdrücklich erwähnt hat. Ferner ist es ganz undenkbar, daß er es unterlassen haben sollte, ausdrücklich zu erwähnen, daß Remus sechs Vögel erblickte[2]). Im Gegensatz dazu standen die Worte

---

[1]) Daß Remus auf dem *Palatinus* stand, werde ich weiter unten beweisen.

[2]) L. Müller behauptete freilich (*Quintus Ennius* S. 154): „nach Ennius waren offenbar dem Remus gar keine Vögel erschienen, sondern allein dem Romulus". Diese Behauptung ist ganz unglaublich. Daß in Ciceros Zitat nicht gesagt wird, dem Remus seien sechs Geier erschienen, ist ja einfach durch die Annahme einer Lücke zu erklären, mag dieselbe durch eine Auslassung Ciceros oder durch Unachtsamkeit der Abschreiber entstanden sein. Diesen Zug der Sage, der einer der hervorstechendsten ist, kann Ennius nicht ausgelassen haben. Er hat ihn aber auch nicht ausgelassen, wie das Wort *priora* im V. 95 beweist; denn *conspicit inde sibi data Romulus esse priora* kann ja nur in dem Sinne erklärt werden, daß Romulus vor Remus einen Vorrang *(priora)* erhielt, und dieser bestand ja eben nach der allgemeinen Überlieferung darin, daß dem Remus eine geringere Zahl von Vögeln erschien. Um nun dies Argument zu beseitigen, behauptete Müller (a. O.), der Ausdruck *sibi data esse priora* sei weder lateinisch noch sachlich passend. Sachlich passend ist der Ausdruck unzweifelhaft, und ebenso gut lateinisch. Trotzdem glaubte Müller emendieren zu sollen *conspicit inde sibi data Romulus esse propritim auspicio regni stabilita scamna solumque.* Hiebei behauptete er, daß *propritim* sich auch bei Lucretius finde, aber es findet sich bei ihm nicht in der Bedeutung „ausschließlich", die Müller fordert, sondern in der Bedeutung „eigentlich". Sodann verlangt Müller, man solle konstruieren *inde Romulus conspicit sibi propritim data esse regni scamna solumque, auspicio stabilita.* Alles unglaublich im ganzen wie im einzelnen! Nun muß ich aber auch noch hinzufügen, daß aus

(V. 17) *cedunt de caelo* t e r q u a t t u o r *corpora sancta.* Diese zweite Lücke ist nach dem 12. Vers vor den Worten *interea sol albus recessit* anzunehmen, die erste Lücke aber nach dem 2. Vers. — Ennius hatte sicherlich dasselbe erzählt wie Ovid und Livius, daß nämlich dem Remus das Augurium f r ü h e r zuteil wurde, daß ihm aber nur s e c h s Vögel erschienen, und zwar w ä h r e n d d e r M o n d l e u c h t e t e, v o r d e m S o n n e n a u f g a n g. Dann zog sich aber 'die weiße Sonne' (der Mond) *in infera noctis* zurück und es erhob sich die g o l d e n e S o n n e, die wahre Sonne (*aureus exoritur sol* V. 16), und gerade b e i m A u f g a n g dieser goldenen Sonne wurde dem Romulus das siegreiche Augurium von zwölf Vögeln zuteil. Ich sage „gerade beim Aufgang", d. i. noch im letzten entscheidenden Augenblick, wo es noch seine volle Geltung hatte; n a c h Sonnenaufgang wäre es bereits unwirksam gewesen. Bei dieser Erklärung begreift man die Bedeutung und den Sinn des *interea,* das sonst als sehr seltsam erscheinen müßte. Es bedeutet nämlich „als bereits Remus beim Mondeslichte sechs Vögel erblickt hatte, verschwand die Luna, die Freundin und Beschützerin des Remus". Die poetische Idee des Ennius war also: Die Luna (die weiße Sonne) begünstigte den Remus, der beim Scheine der Luna z u e r s t vor dem Romulus das Augurium erhielt. Aber der goldene Sol war Beschützer des Romulus und gewährte ihm ein Augurium, das zwar später erfolgte, aber glänzender und siegreich war. Sowie nun in der Natur die weiße Sonne (Luna) zurücktritt und der goldenen Sonne weicht, so wurde Remus von Romulus in dem Streite um die Begründung und Benennung der Stadt überwunden. Dies lag umso näher, da auch die Zwillingsbrüder Romulus und Remus mit dem Doppelgestirn *(geminum sidus) Sol* und *Luna* verglichen werden können, wie denn auch nach der griechischen Mythologie Phoibos und Artemis Zwillingsgeschwister sind. Bei dieser Auffassung und Erklärung begreift man erst in vollem Umfang die Genialität des Dichters. Allerdings aber bietet sich uns hier bei dieser poetischen Würdigung die nüchterne prosaische Frage dar, ob sich die Erklärung des *sol albus* im Sinne von *luna* sprachlich und besonders nach dem Sprachgebrauch des Ennius rechtfertigen läßt. Daß *Luna* das Epitheton *alba* hat, ist bekannt und naturgemäß. Die Sonne *(sol)* wird nicht als *albus* bezeichnet. Zwar hat Luc. Müller (p. 178 seiner Ausgabe) behauptet: *saepe (!)* *a l b u s dicitur de s o l e,* welche Behauptung Valmaggi, dessen Be-

---

Ciceros Worten, die das Zitat einleiten, hervorgeht, daß er in dem ihm vorliegenden Exemplar der Annalen las, daß auch dem Remus ein Augurium zuteil wurde. Ist diese meine Ansicht richtig, so wird dadurch natürlich die ganze auch sonst unnatürlich erscheinende Behauptung Müllers, daß nach Ennius dem Remus offenbar gar keine Vögel erschienen waren, vollkommen unhaltbar. Doch die nähere Erörterung dieser etwas schwierigen Frage muß wegen Raummangels einer späteren Gelegenheit vorbehalten werden.

sonnenheit ich sonst gern anerkenne, mit Unrecht wiederholt. Prüfen wir aber Müllers Begründung. Er führt die Worte des Ennius *albu' iubar* (V. 94 seiner Ausgabe, Vahl. V. 557) an; aber es ist doch ganz augenscheinlich, daß dies Fragment *interea fugit albus iubar Hyperionis cursum* (wo Müller vielleicht richtig *currum* statt *cursum* vermutet) von der vor der Sonne fliehenden *Luna* gesagt ist. Also wird gerade durch diesen Vers die Erklärung Merulas und Vahlens bestätigt, zumal da auch der ganze Gedankengang derselbe ist; denn die Worte *interea sol albus recessit in infera noctis* besagen ja ganz das gleiche wie *interea fugit albus iubar Hyperionis cursum.* Ich vermute, daß Ennius vor dem 14. Vers (*exim candida* cet.) gerade diesen Vers *interea fugit albus iubar Hyperionis currum* statt des 13. Verses *interea sol albus* cet. stellen konnte. — Außerdem hat Müller das Fragment des Mattius *iam iam albicascit Phoebus* angeführt, was aber jedenfalls zur Begründung der Behauptung *Romanos saepe (!) albus dixisse de sole* nicht hinreicht, und sich übrigens auf das weiße, helle Morgenlicht gegenüber dem Nachtdunkel bezieht. Valmaggi führt Ovid. Trist. III 5, 56 an, aber Ovid sagt an dieser Stelle nicht *sol albus,* sondern *Lucifer albus.* Gegenüber diesen spärlichen und zweifelhaften Parallelen führe ich an Ovid. Heroid. 18, 71 *argentea luna* und Ammians XVIII 8 *alter sol* (vom Monde).

Daraus ist vollkommen ersichtlich, daß die Behauptung Müllers vollkommen irrig ist; dagegen ist es allgemein bekannt und kommt in allen Sprachen und bei allen Völkern vor, daß der Mond 'weiß' genannt wird; Luna erscheint uns ja wirklich gewöhnlich weiß (*alba*) und nicht golden (opp. *aureus sol*). Wenn ausnahmsweise *Luna* das Epitheton *aurea* hat, wie z. B. bei Ovid Met. X 448 oder Met. II 723 *aurea Phoebe,* so beruht diese Bezeichnung natürlich nicht auf Unkenntnis, sondern bezieht sich auf jene selteneren Fälle, in denen der Mond dem Beobachter wirklich gelb oder golden erscheint, was z. B. zuweilen von dem am östlichen Abendhimmel aufgehenden Mond gilt und seine Erklärung in den atmosphärischen Verhältnissen hat. Aber in der Regel wird vom Monde die Bezeichnung *albus* oder *candidus* (Verg. Aen. VII 8) oder *niveus* (Ovid. Met. XIV 367 *niveae ... Lunae*) oder *pallidus* (Sen. Ag. 858) gebraucht.

Ennius hat also in genialer und von der alltäglichen Diktion abweichenden Weise die *Luna* als *sol albus* bezeichnet, wie er überhaupt solche Kraftausdrücke liebte. Vgl. die von mir in den *Quaest. Enn.* p. 7 angeführten Beispiele *uti iuxta malaque et bona dicta evomeret* (Vahl.[2] 241), *hastarum vulgus, saeva stola, irarum effunde quadrigas* (513). Ich bedauere, in den *Quaest. Enn.* den Ausdruck *caerula prata* vom Meer (Vahl. Ann. 143) nicht angeführt zu haben, da dieser eine noch passendere Parallele ist als die anderen zitierten Beispiele.

Ich halte es nach dieser meiner Darlegung für unzweifelhaft, daß *sol albus* bei Ennius nur den Mond bezeichnen kann; und ich glaube auch dargetan zu haben, wie sehr die Poesie des Ennius bei dieser Auffassung und Erklärung gewinnt.

Daß Vahlen[2] mit keinem Worte seine (Merulas) frühere Auffassung der Worte *sol albus* erwähnt, fällt mir sehr auf. Ich weiß mir gegenwärtig sein Schweigen nicht zu erklären, und ich weiß nicht, ob er seine von mir für zweifellos richtig gehaltene Erklärung aufgegeben hat, was ich sehr bedauern würde. Mir steht beim Schreiben dieser Zeilen Vahlens Abhandlung 'Über das Stadtgründungsaugurium bei Ennius' (Sitzungsber. der Berl. Akad. 1894, S. 1143 ff.) nicht zu Gebote. Er bemerkt in der Einleitung[2] pag. CLXII sq., daß er aus dieser Abhandlung nur weniges anführen wolle, und dieses kurze Zitat berührt nur die Frage, wo Remus seinen Beobachtungsstandpunkt gewählt habe.

Die gewöhnliche Sage war jene, welche z. B. Livius I 6, 4 mit den Worten mitteilt *Palatium Romulus, Remus Aventinum ad inaugurandum templa capiunt.* Ähnlich Ovid in den Fasten IV 815 f. und V 150 f. Ebenso Messalla bei Gellius N. A. XIII 14, 5 und andere. Ennius aber erzählte unzweifelhaft, daß Romulus seinen Standpunkt auf dem Aventinus nahm[1]). Ich habe jedoch der gewöhnlichen Anschauungs- und Ausdrucksweise folgend nicht richtig in den *Quaest. Enn.* p. 8 gesagt: *Vulgo narrabatur, Romulum Palatinum montem, Remum Aventinum ad inaugurandum cepisse. Quae causa Ennium moverit, ut ab hac divulgata fama recederet, nescimus.* Dies ist ganz ähnlich der Bemerkung Müllers *sed propius fidem existimo ab Ennio propter causam nescio quam ut in Aventinum montem Romuli, ita in Palatinum Remi translata auspicia.* Ich muß aber jetzt bei neuerlicher Erwägung sagen, daß gerade die umgekehrte Auffassung richtig ist. In den Denkmälern der Literatur ist die Sage, daß Romulus auf dem *Aventinus* das Augurium beobachtete, die ältere, und ich sage es nunmehr ausdrücklich, die ursprüngliche; denn diese Sage findet sich nicht bloß bei *Ennius,* sondern auch bei *Naevius.* Alle anderen Zeugnisse sind aus späterer Zeit. Dem-

---

[1]) Pascoli freilich mutete die gewöhnliche Version auch dem Ennius zu und nahm zu diesem Behufe folgende unglaublich kühne Umgestaltung der Überlieferung vor:

> *Endo Palatino sedem capit atque secundam*
> *Romulus solus avem servat, Remus pulcher in alto*
> *Quaerit Aventino, servat genus altivolantum.*

Mit einer solchen Methode kann man freilich alles aus allem machen! Man vergleiche nur mit dieser Pseudoemendierung die klare und unanfechtbare Überlieferung *Remus auspicio se devovet atque secundam | solus avem servat; at Romulus pulcher in alto | quaerit Aventino, servat genus altivolantum.* Aber Pascoli, dessen verdienstvolle Leistungen ich sonst gewiß gern anerkenne, bietet uns einen *Remus pulcher* statt des überlieferten richtigen *Romulus pulcher!*

nach haben wir nicht zu untersuchen, warum Ennius abweichend von der gewöhnlichen Sage, daß Romulus den Palatinus wählte, auf dem Aventinus seinen Beobachtungsstandpunkt einnahm, sondern es bietet sich uns die Frage vielmehr folgendermaßen dar: Die ältere Überlieferung ist bei *Naevius* und *Ennius*, daß Romulus das Augurium auf dem *Aventinus* beobachtete. Kann für diese ältere Version eine Erklärung gefunden werden? Später gewann die zweite Version Oberhand, daß Romulus seinen Standpunkt auf dem *Palatinus* hatte. Wie ist diese Umgestaltung der Sage zu erklären? Ich glaube, einen annehmbaren Erklärungsversuch bieten zu können. Die ältere Version wird nicht bloß durch die Worte des Ennius *at Romulus pulcher in alto quaerit Aventino* bezeugt, sondern auch durch Servius' Bemerkung zur Aeneis III 46 *Romulus captato augurio hastam de Aventino monte in Palatinum iecit, quae fixa fronduit et arborem fecit.* Diese gewichtige Bemerkung des Servius erkläre ich nämlich in dem Sinne, daß Romulus nach seinem siegreichen Augurium *(captato augurio)* seinen Speer nach dem Standpunkt seines Gegners Remus, nach dem Palatinus, warf. Da nun der Speer des Romulus dort (auf dem Palatinus) Wurzeln trieb und einen Baum bildete, so bedeutete dies einen vollständigen Sieg des Romulus über Remus; denn das von Remus besetzte Gebiet des Palatinus fiel damit in den Machtbesitz des Romulus. Auf den beim Augurium erlangten Sieg folgte sofort die Frucht dieses Sieges, die Besitzergreifung des Palatinus. Man erinnere sich hiebei daran, welch wichtige symbolische Bedeutung die *hasta* seit alten Zeiten bei den Römern hatte. Der vom Fetialis oder vom römischen Feldherrn[1]) ins feindliche Land geworfene Speer bezeichnete symbolisch den Beginn des Krieges. Die *hasta* war aber auch Zeichen der erworbenen Kriegsbeute und darum auch der Versteigerung der Kriegsbeute, und sodann überhaupt Zeichen der Versteigerung (Subhastation). Aber auch schon *Naevius* hatte den Aventinus als Standpunkt des Romulus bezeichnet. Varro L. L. V 43 *Aventinum aliquot de causis dicunt. Naevius ab avibus, quod eo se ab Tiberi ferrent aves.* Ich pflichte hier ganz der Annahme Müllers bei (pag. 250): *probabile est admodum etiam Naevium rettulisse a Romulo in Aventino monte augurium captum.* Naevius hatte wohl im I. Buch seines *Bellum Poenicum* bei der Erzählung von dem Stadtaugurium erwähnt, daß Romulus den Aventinus wählte, weil er schon früher beobachtet hatte, daß die Vögel oft ihren Flug vom Tiberfluß nach dem Aventinus zu nehmen pflegten, weshalb dieser Hügel auch seinen Namen Aventinus erhalten habe *ab avibus.* Diese volkstümliche Etymologie gab auch

---

[1]) Servius zur Aen. IX 52 führt Varros Zeugnis an: *Varro in Caleno ita ait 'duces cum primum hostilem agrum introituri erant, ominis causa prius hastam in eum agrum mittebant, ut castris locum caperent'.*

Anlaß zu der älteren Form der Sage (der Naevius und Ennius folgten), daß derjenige von den beiden Brüdern, dem durch die Gunst der Götter Sieg und Macht beschieden war, den günstigeren, glückverheißenden Hügel sich erwählte.

Wie ist es aber gekommen, daß diese Version später zurücktrat und die Sage sich ins Gegenteil verwandelte und den Palatinus als Standpunkt des Romulus bezeichnete? Die Erklärung ist einfach. Der Palatinus, von dem nach der oben zitierten Sage (bei Servius zur Aen. III 46) Romulus Besitz ergriffen hatte, war der erste bebaute Hügel, das älteste Rom [1]). Dort war die *Roma quadrata,* und es blieb dieser Stadtteil in seinem hohen Ansehen auch später. Der Aventinus stand an Ansehen und Bedeutung weit hinter dem Palatinus; ja der Aventinus war gar nicht innerhalb des Pomeriums. Diese Frage wird bei Gellius N. A. XIII 14, 4—7 erörtert *quam ob causam ex septem urbis montibus, cum ceteri sex intra pomerium sint, Aventinus solum, quae pars non longinqua nec infrequens est, extra pomerium sit.* Messalla, den Gellius zitiert, kannte mehrere Erklärungen dieser Tatsache, er selbst aber billigte nur die einzige, welche diese Tatsache mit dem Augurium des Remus in Verbindung setzte: *sed praeter eas omnis ipse unam probat, quod in eo monte Remus urbis condendae gratia auspicaverit avesque inritas habuerit superatusque in auspicio a Romulo sit: Idcirco, inquit, omnes, qui pomerium protulerunt, montem istum excluserunt, quasi avibus obscenis ominosum.* Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß das römische Nationalbewußtsein sich gegen den Gedanken sträubte, daß Romulus den Aventinus zur Inauguration gewählt haben sollte; und so trat diese ältere Sage immer mehr zurück und die Idee verschaffte sich Geltung und Verbreitung, daß Romulus den Palatinus, den er zuerst besiedelte, auch schon zu seinem Beobachtungsstandpunkt beim Augurium gewählt hatte. Die alte Version vom Aventinus als Standpunkt des Romulus scheint später ganz verschwunden zu sein; Messalla kannte sie offenbar nicht, da er sie sonst erwähnt und verworfen hätte.

Die Frage, welchen Standpunkt Remus bei der Inauguration eingenommen habe, beantworte ich mit größerer Bestimmtheit, als es Müller getan hat, dahin, daß es der Palatinus war. Vahlen[1] hatte an die *Remoria* gedacht (*Quaest. Enn.* p. XXXVI), später gab er in der Abhandlung Über das Stadtgründungsaugurium bei Ennius diese Hypothese auf und in der Einleitung[2] p. CLXIII faßt er die in jener Abhandlung gegebene Darlegung kurz folgenderweise zusammen: *(Remus) credi non potest in alto Palatino aut in alicuius montis vertice aves spectasse, sed ut Romulus in alto Aventino h. e. in Aventini altitudine sic Remus in eiusdem*

---

[1]) Gellius N. A. XIII 14, 2: *Antiquissimum autem pomerium, quod a Romulo institutum est, Palatini montis radicibus terminabatur.*

Aventini nescio qua parte inferiore auspicatus esse. Vahlens Erklärung beruht auf der Annahme, daß *in alto* mit Nachdruck gesagt sei = *in altitudine* (wie z. B. *summus mons* = *fastigium montis* gesagt wird) und daß auch *ex alto* und *cedunt de caelo* bedeutsam und im Gegensatz zu *e profundo* gedacht sei. Ich kann dieser Hypothese, obzwar V. dieselbe scharfsinnig zu begründen sucht, nicht beistimmen. Für mich ist hier ausschlaggebend das Zeugnis des Servius, daß Romulus *captato augurio hastam de Aventino monte in Palatinum iecit*[1]). Da nämlich gewiß Romulus unmittelbar nach seinem siegreichen Augurium den Speer vom Aventinus nach dem Palatinus warf und da ich den Sinn und die Bedeutung dieser Sage oben richtig als einen gegen den Gegner Remus gerichteten Akt des Romulus dargelegt zu haben glaube, so ergibt sich für mich hieraus mit Konsequenz die Folgerung, daß nach Ennius Remus für seine Beobachtung den Palatinus gewählt hatte. Die Einwendung Vahlens *probabile non esse statui, Remum in Palatino aves spectasse h. e. in eo monte in quo urbs condenda erat, cuius conditorem non Remum sed Romulum esse oportebat* kann meiner Auffassung keinen Eintrag tun, da ich ja annehme, daß Romulus nach dem Augurium durch den nach dem Palatinus geschleuderten Speer von diesem Hügel Besitz ergriff, was die Sage schön dadurch andeutet, daß der Speer Wurzeln trieb und sich belaubte. Ich nehme auch an, die Sage von dem Speerwurf habe Servius den Annalen des Ennius entnommen.

Nun will ich nur noch die Frage erörtern, wozu und also auch wann die beiden Brüder die Erlangung des Auguriums anstrebten. Fand dies vor der Gründung Roms statt oder erst danach, als es sich um die Benennung der Stadt und also auch um die Erlangung der Herrschaft handelte.

Vahlen behandelte diese Frage nicht *ex professo;* aber aus seiner ganzen Darlegung des Inhalts (*Quaest. Enn.* p. XXXV sqq. und p. CLXII sq.) geht hervor, daß er das Augurium vor die Gründung der Stadt setzte. Er sagt p. CLXII: *Eo loco quo expositi et educati erant urbem exstruere fratres constituunt, id quod fieri non poterat nisi captato augurio.* Und dann nach Besprechung des Auguriums p. CLXIII: *Romulus in Palatino urbem exstruit eamque muro ac fossa firmat.* Bergk teilte diese Auffassung, die ja auch unzweifelhaft richtig ist. Aber Müller bemerkte im Kommentar p. 178, nachdem er zuvor seine Zustimmung zu Bergks Versumstellung ausgesprochen hatte: *hactenus solum mihi non convenit cum Bergkio, quod ille quae describuntur condendae urbis*

---

[1]) Die Bedeutung dieses Zeugnisses wird dadurch erhöht, daß auch Ovid Met. XV 560 ff. und Plutarch *Rom.* 20, 5 die Sage mitteilen, aber freilich ohne sie in Zusammenhang mit dem Augurium zu bringen, wodurch sie viel von ihrer Bedeutsamkeit einbüßt. Wichtig ist aber bei Plutarch die Schilderung von dem Zusammenhang der Wohlfahrt des Staates mit dem Gedeihen des wunderbaren Baumes.

fuisse existimat auguria, ego post conditam nominis imponendi et imperii obtinendi. atque ita plane (?) res narrata videtur a Livio I 6 sq. Müller nennt hier nur Bergk, aber es ist selbstverständlich, daß er auch hier eigentlich gegen V. polemisiert. Es zeigt sich aber seine Unvorsichtigkeit auch hier. Ich schicke voraus, daß Ovid in den Fasten IV 812 ff. den Sachverhalt ganz klar so erzählt, daß das Augurium vor der Gründung der Stadt stattgefunden hat. Seine Erzählung, die Müller gar nicht beachtet hat, lautet:

Contrahere agrestes et moenia ponere utrique
convenit; ambigitur, moenia ponat uter.
nil opus est, dixit, certamine, Romulus, ullo:
magna fides avium est, experiamur aves.
res placet. alter init nemorosi saxa Palati,
alter Aventinum mane cacumen init.
sex Remus, hic volucres bis sex videt ordine; pacto
statur et arbitrium Romulus urbis habet.
apta dies legitur, qua moenia signet aratro.

Also Ovid sagt klar und deutlich, daß das Augurium entscheiden sollte, wem die Gründung der Stadt zufallen sollte *(moenia ponat uter).* Romulus siegte und es fiel ihm hiemit zugleich die Herrschaft über die zu gründende Stadt und das Recht, die Stadt nach seinem Namen zu benennen, zu *(arbitrium Romulus urbis habet).* Es wird zugleich der Tag bestimmt, an welchem Romulus das *pomerium* bestimmen und die Stadt gründen soll.

Und bei Livius soll die Erzählung anders lauten, wie Müller behauptet? Nein! Er hat dessen Worte I 6, 4 *ut dii, quorum tutelae ea loca essent, auguriis legerent, qui nomen novae urbi daret, qui conditam imperio regeret, Palatium Romulus, Remus Aventinum ad inaugurandum templa capiunt* nicht gehörig erwogen, sondern *conditam* unrichtig und unvorsichtig so gedeutet, als ob die Gründung schon erfolgt wäre und als ob jetzt das Augurium entscheiden sollte, nach wem die schon gegründete Stadt benannt *(qui nomen novae urbi daret)* und von wem sie beherrscht werden sollte *(qui conditam imperio regeret).* Aber alles das, was Livius im 6. Kapitel erzählt, gehört in die Zeit vor der Gründung. Das Partizip *conditam* in den Worten *qui conditam regeret* ist natürlich zu erklären „wer die Stadt, bis sie gegründet sein würde (wann s. g. wäre), beherrschen sollte“ [1]). Ebenso sind die Worte *parvam Albam, parvum Lavinium prae ea urbe quae conderetur fore* auf die Zukunft zu beziehen.

Müller sah aber ein, daß gegen seine Auffassung das berühmte Fragment (Müller XV 4, V. 428 f., Vahlen[2] V. 501) spricht:

---

[1]) So hat ja schon Weißenborn *conditam* erklärt = *si condita esset,* wobei freilich *si* nicht genau ist.

septingenti sunt, paullo plus aut minus, anni,
augusto augurio postquam inclita c o n d i t a Romast.

Daraus geht klar hervor, daß Ennius die G r ü n d u n g Roms mit dem Augurium in Verbindung gebracht hat. Da M. diese Verbindung und Beziehung nicht verkennen konnte, so gelangte er, um seine falsche Erklärung und Voraussetzung zu verteidigen, zu der falschen Folgerung, daß es z w e i Augurien gegeben habe, von denen das eine (nach M. im XV. Buch) mit der Gründung der Stadt in Verbindung gestanden sei, das zweite aber (im I. Buch) mit der Entscheidung über den Namen der Stadt und über die Bestellung des Herrschers. Aber es gab bei Ennius nur ein einziges Augurium. Die Entscheidung darüber, wer die Stadt gründen und demnach auch ihren Namen bestimmen solle und wer die Stadt beherrschen solle — alles dies steht in engem Zusammenhang, und alles dies wurde durch das siegreiche Augurium des Romulus zu seinen Gunsten entschieden.

Die für Ennius sehr charakteristischen Verse *Iuppiter hic risit tempestatesque serenae* | *riserunt omnes risu Iovis omnipotentis* hat Vahlen keinem bestimmten Buch zugewiesen, sondern unter die *Fragmenta incertae sedis* eingereiht, und zwar in der ersten Ausgabe V. 445, 446, in der zweiten Ausgabe 457, 458. Es ist dies für Vahlens Behutsamkeit bezeichnend; ich glaube nämlich, daß er zuversichtlich seine in der ersten Ausgabe in den *Quaest. Enn.* p. XXV und in der zweiten Ausgabe p. CL ausgesprochene Ansicht hätte geltend machen und dies Fragment dem I. Buche zuweisen sollen. Aber ich muß zugeben, daß eine, wenn auch vielleicht unnötige Ängstlichkeit immerhin besser ist als eine willkürliche Zügellosigkeit in der Aufstellung von Hypothesen, für welche die Fragmente der Dichter stets einen sehr fruchtbaren Boden bieten. In dem vorliegenden speziellen Fall erkläre ich mit Entschiedenheit, daß ich Vahlens Erklärung annehme: *Vel hos versus I u p p i t e r . . . . o m n i p o t e n t i s* (Ann. *lib. inc. III*) *quid impedit quominus simili nexu olim apud Ennium habitos existimemus, quo paulo politiores postea Vergilius intexuit Aen. I 254 sq. o l l i s u b r i d e n s h o m i n u m s a t o r a t q u e d e o r u m v u l t u, q u o c a e l u m t e m p e s t a t e s q u e s e r e n a t?* Servius bemerkt zu Verg. Aen. I 254: *Subridens laetum ostendit Iovem et talem, qualis esse solet, cum facit serenum: poetarum enim est elementorum habitum dare numinibus, ut supra de Neptuno dictum est. Ennius 'I u p p i t e r h i c r i s i t . . . o m n i p o t e n t i s' aut certe risit intellegens Iunonis dolos oblique accusari a Venere, ut est 'quae te, genitor, sententia vertit' et 'unius ob iram prodimur', sicut alibi 'atque dolis risit Cytherea repertis'.* Ich bin überzeugt, daß die Verse des Ennius über Iuppiters Lachen im *I.* Buch der Annalen standen, weil Ennius gewiß auch von dem Meeressturm, den Klagen der Venus und der von Iuppiter der

Venus gewährten Tröstung erzählte. Da aber Servius in der Erklärung der Verse der Aeneis I 254—256 jene Verse des Ennius anführt, welche Vergilius nachgeahmt hat, so schließe ich daraus, daß die Verse des Ennius in einer ähnlichen Lage und in einer ähnlichen Erzählung von Aeneas' Schiffahrt sich befanden. Man ist nämlich oft zu dem Schlusse berechtigt, daß Vergils Nachahmung sich nicht bloß auf die Worte, sondern auch auf die in dem nachgeahmten Vorbild geschilderte Situation bezog. So habe ich z. B. betreffs des Enniusfragments *Est locus, Hesperiam quam mortales perhibebant* (Vahlen Vers 23) aus dem Kontext, in welchem sich Vergils Imitation *est locus, Hesperiam Graii cognomine dicunt* (Aen. I 530) befindet, geschlossen, daß die Schilderung Hesperiens bei Ennius, ebenso wie bei Vergil, in der Erzählung von der Fahrt des Aeneas nach Italien vorkam. Vgl. meine *Observ.* p. 3: *Nam Vergili imitatio saepe ad eundem narrationis ipsius contextum pertinet, atque ex ea re, quod Vergilius de Aeneae fatis narrans Enniani versus imitationem ante Aeneae in Italiam adventum posuit, concludi potest, etiam in Enni Annalibus Hesperiae mentionem et descriptionem eodem loco, hoc est ante narrationem de Aeneae in Italiam adventu, fuisse.*

Diese Meinung ist sicherlich wahrscheinlicher als Müllers kühne Ansicht *fortasse haec dicta de Scipione ex Sicilia solvente in Africam* (Müller wies darnach diese Verse dem X. Buche zu), oder als Valmaggis Meinung, der dies Fragment und noch fünf andere der Versammlung der über Romulus' Schicksal beratenden Götter zuweist.

In dem 8. Fragment des III. Buches V. 155[1]) hat Vahlen *bona femina* sowohl in der ersten wie in der zweiten Ausgabe mit Recht auf Tanaquil, die Gemahlin des Tarquinius, bezogen. Müller behauptete dagegen, die *bona femina* sei eine Sklavin oder ein gedungenes Weib, und berief sich hiebei auf Homer und die Nachahmung Vergils. Sehr mit Unrecht! Wenn Homer Il. XXIV 582 *δμωὰς δ' ἐκκαλέσας λοῦσαι κέλετ' κτλ.* 587 *τὸν δ' ἐπεὶ οὖν δμωαὶ λοῦσαν κτλ.* sagte, so muß man bedenken, daß Hektors Leiche nicht daheim in der Stadt war, sondern bei Achilleus im Lager der Achäer. Demnach konnte weder Hektors Gattin noch seine Mutter die Waschung und Salbung der Leiche besorgen.

---

[1]) Vahlen in der ersten Ausgabe (156) *Tarcuini corpus bona femina lauit et unxit* nach Pinzgers Konjektur, aber in der zweiten Ausgabe (155) *exin Tarquinium bona femina lavit et unxit*, gerade so wie Müller. Auch hier billige ich den Text der ersten Ausgabe. Zwischen Servius (ad Aen. VI 219 *Tarquinii corpus*) und Donatus (in Ter. Hec. I 2, 60 *exim Tarquinium*) bietet die beste Vermittlung Pinzgers *Tarcuini corpus* (vgl. meine *Observ.* p. 15). — *Tarcuini corpus* entspricht der epischen Würde mehr als das einfache *Tarquinium*. Wie sehr Ennius in ähnlichen Fällen den Gebrauch des Subst. *corpus* liebte, zeigen die von mir a. a. O. gesammelten Beispiele.

Achilleus gab den Sklavinnen den Auftrag, und den Grund hievon gibt Homer klar und deutlich an mit den Worten *νόσφιν ἀειράσας . . . . ἐφετμάς* (V. 583—586). — Und was die *Vergilii imitatio* betrifft, so sagt Verg. Aen. VI 219 *corpusque lavant frigentis et unguunt* nicht von Dienern oder Dienerinnen, sondern von den Troern und Freunden des toten Misenus (Teucri 212). Müller hat, indem er fälschlich die späteren römischen Verhältnisse in die alten Zeiten übertrug, Irrtum auf Irrtum gehäuft. Überaus auffallend ist es aber, daß Müller das Zeugnis des Donatus, das er doch selbst anführt, nicht verwertet. Donatus sagt doch, *uxor* stamme *ab ungendo, quod lotos maritos ipsae unguebant,* dann fügt er hinzu: *cuius rei testis Ennius* und sodann fügt er den Vers des Ennius hinzu. Kann somit etwas so klar und gewiß sein, als das Ennius nach dem ausschlaggebenden Zeugnis des Donatus unter *bona femina* die Königswitwe verstand? Wie soll man nun Müllers Irrtum erklären? Ich glaube in den *Observ.* p. 15 nicht zuviel gesagt zu haben mit den Worten: *Hanc quoque et simplicem et unice veram explicationem Muellerus impugnavit, quippe qui quam plurimis locis Vahleni sententiam esse falsam demonstrare studeret, quo iniquo studio ductus vir de Ennio praeclare meritus saepe in miros errores incidit.*

Das 9. Fragment des III. Buches V. 157 (in der zweiten Ausgabe V. 156) *prodinunt famuli: tum candida lumina lucent,* welches Festus aus dem III. Buche zitiert, bezieht Vahlen auf die Nachts vollzogene Leichenfeier des *Tarquinius Priscus.* Ich pflichte dieser Erklärung vollkommen bei. — Aber Müller *haec verba possunt spectare ad servitia Collatini post discessum S. Tarquinii a Lucretia excitata.* Wenn Müller hiebei auf V. 28 (d. i. *eccita cum tremulis anus attulit artubu lumen*) verweist, so gestehe ich, daß ich nicht begreife, inwiefern dieser V. 28 zur Unterstützung der Ansicht Müllers und gegen Vahlens Erklärung angeführt werden kann. Müllers Erklärung steht in entschiedenem Widerspruch zu Livius' Erzählung I 58, 5 *Lucretia maesta tanto malo nuntium Romam eundem ad patrem Ardeamque ad virum mittit, ut cum singulis fidelibus amicis veniant . . . Lucretiam sedentem maestam in cubiculo inveniunt.* Da ich aber grundsätzlich glaube, daß Livius in viel höherem Grade, als gewöhnlich angenommen wird, von der Erzählung des Ennius abhängig ist, so halte ich auch hier das Zeugnis des Livius für sehr wichtig. Ganz besonders muß ich aber gegen Müllers Erklärung folgende Einwendung erheben. Wenn der Vers des Ennius auf *Lucretia* bezogen wird, warum hat Lucretia nicht die Dienerinnen, die sie in Collatia um sich hatte, geweckt? Vgl. Liv. I 57, 9 *pergunt inde Collatiam, ubi Lucretiam haudquaquam ut regias nurus, quas in convivio luxuque cum aequalibus viderant tempus terentes, sed nocte sera deditam lanae inter lucubrantes ancillas in medio aedium sedentem inveniunt.* Was soll das *famuli* nach der Hypothese

Müllers bedeuten? Ich antworte: „dies *famuli* bedeutet eben, daß Müllers Erklärung unrichtig ist".

Das 15. Fragment des I. Buches (V. 20)[1]) bezieht Vahlen in der ersten und zweiten Ausgabe auf Anchises, der seinen Sohn bittet, er möge seiner Aufforderung folgen. Müller bezog dagegen das Fragment auf ein Gespräch der Venus mit Aeneas: „Venus, die vom Himmel gekommen, ihr Geschlecht zu schützen, rät gleichfalls zur Flucht" (Qu. Ennius S. 149); ihm folgend sagt auch Valmaggi: *discorso di Venere a Enea.* Möglich sind natürlich beide Auffassungen; aber auch hier scheint mir Vahlens Erklärung besser zu sein, und zwar auf Grund folgender Argumentation. Vergil, der sich meiner Meinung auch hier an Ennius gehalten hat, erzählt II 594 ff., daß Venus ihrem Sohne Aeneas Vorwürfe machte, daß er es unterlasse, für seinen Vater Anchises, für seine Gattin Creusa und seinen Sohn Ascanius zu sorgen. Ihre Rede schließt sie mit der Aufforderung zu schleuniger Flucht (619 *eripe nate fugam*). Aeneas gehorcht; aber sein Vater, den er auf seinen Schultern ins Gebirge forttragen wollte, weigerte sich, sein Leben weiter zu fristen und wollte an Ort und Stelle durch Feindes Hand sterben; die anderen sollten ohne ihn durch Flucht sich retten. Da Aeneas die Unbeugsamkeit des Vaters sieht, will er sich wieder ins Kampfgetümmel stürzen, um seinen Tod zu finden. Creusa bittet, er möge sie und den kleinen Iulus mitnehmen (675 *si periturus abis, et nos rape in omnia tecum*). Da geschah das im V. 680 ff. erzählte Wunderzeichen und Iuppiter gab dann von Anchises angerufen (691 *da deinde augurium, pater*) durch Donner und durch Erscheinen eines flammenden Gestirns seinen Willen zu erkennen, daß sich alle durch Flucht retten sollen. Nun weigert sich Anchises nicht mehr, mit den Seinen zu fliehen (704 *cedo equidem nec, nate, tibi comes ire recuso*). So erfolgt also nach Vergils Erzählung die Flucht des Aeneas, während nach Müllers Erklärung Anchises und sodann Venus auf die Bitten des Anchises hinweisend „gleichfalls zur Flucht rät". Nun muß natürlich zugegeben werden, daß Vergil bei seiner Nachahmung des Ennius (wie bei der Nachahmung Homers) nicht alle Details aus dem Vorbilde in sein Epos aufzunehmen beabsichtigte; aber ein so grundverschiedenes Vorgehen in den wichtigsten Hauptpunkten

[1]) Festus zitiert aus dem I. Buche der Annalen *facere vero quod te cum precibus pater orat.* Dies ist in verschiedener Weise emendiert worden. A. Augustinus *tu face vero...*, Columna *face vero* am Ende des vorausgehenden Verses, was L. Müller billigte, Vahlen[1] *Tu uero face quod tecum p. p. o.*, aber[2] *Tum face vero...* Die Emendation ist unsicher. Der überlieferte Infinitiv *facere* ließe sich nur dann halten, wenn bei einem vokalischen Anlaut des folgenden Wortes eine Elision einträte, z. B. ⟨*iam*⟩ *facere oro, quod tecum precibus pater orat* (mit einer selteneren Konstruktion des *orare*). Aber näher liegt, glaube ich, *iam face vero quod tecum p. p. orat.* Die Ergänzung *iam* halte ich für wahrscheinlicher als *tu* oder *tum.*

dürfen wir bei Vergil nicht voraussetzen, und dies umso weniger, als Aeneas im Begriffe, sich wiederum ins Kampfgetümmel zu stürzen, seiner Mutter bittere Vorwürfe macht (664 ff.):

Hoc erat, alma parens, quod me per tela, per ignis
Eripis, ut mediis hostem in penetralibus utque
Ascanium patremque meum iuxtaque Creusam
Alterum in alterius mactatos sanguine cernam?

Alle Schwierigkeiten werden beseitigt, wenn wir mit Vahlen die Worte des Fragments einer Rede des Anchises zuweisen, der statt des gewöhnlichen nüchternen *ego* mit pathetischem Nachdruck *pater* gebraucht. In dieser kräftigen Redeweise liegt der Gedanke „du mußt meinen Worten folgen, da ja dein Vater mit dir spricht, der von seinem Sohne Gehorsam erwarten darf". Betreffs des Gebrauches eines Substantivs, besonders eines Eigennamens, statt des Pronomens der ersten (oder auch zweiten) Person habe ich Beispiele namentlich aus der Aeneis gesammelt[1]).

Zu Gunsten der Erklärung Vahlens, die ich verteidige, führe ich noch Verg. Aen. III 8 sq. an:

Vix prima inceperat aestas,
et pater Anchises dare fatis vela iubebat.

Dies ist nach meiner Meinung jene Aufforderung, welche Ennius mit den Worten *quod tecum precibus pater orat* bezeichnete.

Eine der besten und verdienstlichsten Erklärungen Vahlens ist jene, welche das von Macrobius Sat. I 4, 17 aus dem VII. Buch zitierte Fragment betrifft *qua Galli furtim noctu summa arcis adorti | moenia concubia vigilesque repente cruentant.* Hug hielt an dem von Macrobius überlieferten *septimo* fest, weil er meinte, daß das VII. Buch nicht bloß die Erzählung vom ersten punischen Krieg, sondern auch von den gallischen Kämpfen enthalten habe, welche Polybios II 23 ff. erwähnt. Vahlen[1] wendete in den *Quaest. Enn.* XLV mit Recht dagegen ein *tamen quam in illo bello Galli obtinuerint arcem ego nullam invenio.* Die Vermutung, daß die Verse des Ennius sich auf ein besonders berühmtes Ereignis aus den Kämpfen mit den Galliern beziehen, liegt nahe und so hat denn V. das Fragment in das vierte Buch versetzt, d. h. er hat statt des Schreibfehlers VII die Ziffer IIII vermutet und die Verse auf den gallischen Überfall des Capitoliums (im Jahre 365 oder 364) bezogen. Nur hat V. in beiden Ausgaben ungenau *arcem ... occupatam* gesagt; denn der gallische Überfall hatte keine Besetzung zur Folge, sondern war nur ein Angriff, der dank der Wachsamkeit der Gänse zurückgeschlagen wurde.

---

[1]) Vgl. Aen. IV 31 *o luce magis dilecta sorori (= mihi)*; 435 *miserere sororis* (= *mei*); VI 687 *tuaque exspectata parenti* (= *mihi*) *vicit iter durum pietas*; IX 268 *si vero capere Italiam ... contigerit victori* (= *mihi*) oder I 48 *Et quisquam numen Iunonis* (= *meum*) *adorat*; II 79 *Sinonem* (= *me*); II 549 *Neoptolemum* (= *me*); III 380 *Helenum.*

Diese Hypothese Vahlens hat L. Müller in seiner Schrift Qu. Ennius S. 168 in heftiger und ungerechter Weise getadelt, indem er u. a. sagte: „Danach hätte Ennius die weltberühmte Sage von den capitolinischen Gänsen nicht gekannt", und weiter: „Hr. Vahlen kennt leider auch Properz wenig; denn dieser bezeugt ausdrücklich, daß unter den von Ennius besungenen Ereignissen sich die Errettung des capitolinischen Iuppiter durch das Geschrei der Gänse fand". Und im Kommentar zu V. 256 verwies M. auf diese seine Schrift mit der Bemerkung, er habe dargetan, *quam inepte* V. die Verse ins IV. Buch versetzt habe. Mit Ruhe und Würde erwidert V.[2] (pag. CLXXI): *Reliqui haec eo loco quo olim collocaram, neque me aut aliorum convicia aut Mommseni humanitas de ea sententia deiecerunt,* doch fügt er etwas skeptisch hinzu *non tam persuasione veri quam quod nihil melius afferri vidi.* Vielleicht wird es mir gelingen, überzeugend nachzuweisen, daß Vahlens Hypothese in ihrer Wesenheit richtig ist und nur in ihrer Form eine genauere Begründung erheischt.

In meinen *Quaest. Enn.* p. 12 sq. habe ich angenommen, daß Ennius in den dem Fragment nachfolgenden Versen erzählt habe, wie der Überfall der Gallier durch das Geschrei der capitolinischen Gänse und durch das Erwachen der römischen Wächter vereitelt wurde. Und an dieser Ansicht halte ich auch jetzt fest. Aber ich hatte auch angenommen, daß V.[1] derselben Ansicht gewesen sei. Doch gestehe ich jetzt bei abermaliger Erwägung, daß ich mich hierin vielleicht geirrt habe; denn Vahlens Worte *nec obstat admodum, quod Ennius seorsim a Livio aliorumque memoria vigiles ab ascendentibus Capitolium Gallis cruentari tradit* (*Quaest. Enn.* XLV) machen es vielleicht wahrscheinlich, daß er annahm, Ennius habe nicht erzählt, die römischen Wächter seien durch das Geschrei der Gänse erweckt und gerettet, sondern im Schlafe niedergemetzelt worden. Doch CLXXI sq.[2] ist Vahlens Standpunkt offenbar ein anderer; denn die soeben zitierten Worte sind jetzt ausgelassen und V. zieht zur Erklärung aus Vergils Beschreibung des Schildes die Verse Aen. VIII 655 sqq. heran, in denen die Worte *argenteus anser Gallos adesse canebat* vorkommen. Alles kommt in Ordnung durch folgende Erklärung: Die Gallier gelangten heimlich und unbemerkt auf die Höhe der Burg *(summa arcis adorti)* und verwundeten (oder töteten) die sorglosen Wächter *(vigilesque repente cruentant).* In diesem Augenblicke wurden aber die übrigen Soldaten der Besatzung durch das Geschrei der Gänse geweckt und so gerettet. Dies ist, wie ich schon oben erwähnte, in den nicht erhaltenen Versen nach *cruentant* von Ennius erzählt worden; man darf nur nicht die Worte *vigilesque repente cruentant* von einer vollständigen Niedermetzlung der ganzen Besatzung (und daher von der Besetzung der Burg) verstehen. Dies sagt ja Ennius auch gar nicht, sondern er spricht nur von *vigiles;* obendrein muß man *cruentare* (blutig machen) gar nicht durch

'töten' erklären. Diese Auffassung findet eine wirksame Unterstützung durch Plutarchs Erzählung Camill. 27, welche in einigen Punkten von Livius' Darstellung V 47 sich unterscheidet und offenbar teilweise genauer ist: *ὥστε τοὺς πρώτους ἀψαμένους τῶν ἄκρων καὶ διασκευασμένους ὅσον οὐκ ἤδη τοῦ προτειχίσματος ἅπτεσθαι καὶ τοῖς φύλαξι ἐπιχειρεῖν κοιμωμένοις.* Die Übereinstimmung dieser Worte mit Ennius' *vigilesque repente cruentant* ist gewiß sehr bemerkenswert; darnach überraschten also wirklich die ersten Gallier, welche die Burg schon erklommen hatten, die sorglos schlafenden römischen Wächter und Plutarchs *τοῖς φύλαξι ἐπιχειρεῖν* stimmt mit dem *vigilesque cruentant* des Ennius sehr gut überein. Von Manlius sagt Plutarch *ἐπιστὰς δὲ τῷ τείχει μετὰ τῶν συνδραμόντων καὶ γενομένων περὶ αὐτὸν ἀπέστρεψε τοὺς ἄλλους οὔτε πολλοὺς ἄνω γενομένους οὔτε πράξαντάς τι τῆς τόλμης ἄξιον,* was mit Livius V 47, 4 sq. im wesentlichen übereinstimmt, wenn dieser auch hier genauer ist. Meine Ansicht unterstützt wesentlich Dionys. Hal. XIII 7, 10 *ἤδη τῶν πρώτων ἀναβεβηκότων καὶ τοὺς ὑστερίζοντας ἀναδεχομένων, ἵνα πλείους γενόμενοι τότε ἀποσφάξωσι τοὺς ἐν φυλακαῖς καὶ καταλάβωνται τὸ ἔρυμα, ἀνθρώπων μὲν οὐδεὶς ἔμαθεν....* Vahlen[2] führt Vergils Verse Aen. VIII 655 ff. an:

> *atque hic auratis volitans argenteus anser*
> *porticibus Gallos in limine adesse canebat,*
> *Galli per dumos aderant arcemque tenebant,*
> *defensi tenebris et dono noctis opacae.*

Er bemerkt sodann, er habe bloß darin gefehlt, daß er den Satz *vigilesque cruentant* für abgeschlossen *(absolutam orationem)* gehalten, während die Fortsetzung sein konnte *iam paene.* Zu Vergils Worten *arcemque tenebant* führt er Servius' Bemerkung an: *deest 'paene'; nam prope tenuerunt.* Ich billige die Bemerkung des Servius und Vahlens[2] mit dieser Bemerkung übereinstimmende Erklärung nicht. Das Präsens *cruentant* läßt diese Deutung schwerlich zu; außerdem glaube ich dargetan zu haben, daß die Annahme, einige Gallier hätten bereits wirklich die Burg erklommen, wahrscheinlich ist. Für diese spricht eben das Enniusfragment, wenn es so interpretiert wird, wie ich vorschlage; dafür spricht ferner Plutarchs Erzählung (*καὶ τοῖς φύλαξι ἐπιχειρεῖν κοιμωμένοις*), ferner der Umstand, daß auch nach Livius wenigstens einer von den Galliern die Burg erklommen hat; denn es heißt V 47, 4 *M. Manlius ... Gallum, qui iam in summo constiterat, umbone ictum deturbat. Cuius casus prolapsi cum proximos sterneret, trepidantes alios armisque omissis saxa, quibus adhaerebant, manibus amplexos trucidat.* Auf diesen Umstand hat bereits Peerlkamp aufmerksam gemacht. Dazu kommt nun noch, daß die ganze lebendige und geradezu plastische Schilderung Vergils 659—662 *aurea .... corpora longis* so gehalten

ist, daß dieser sich wenigstens einige Gallier mit ihrer Rüstung als schon oben auf der Burg befindlich vorgestellt haben muß. Endlich berufe ich mich noch auf Florus I 7 *cum tamen Manlius nocte subeuntis clangore anseris excitatus a summa rupe deiecit* und auf Servius zu Aen. VIII 652 *tunc Manlius, custos Capitolii, Gallos detrusit ex arce, clangore anseris excitatus;* denn den Worten *a summa rupe deiecit* und ebenso *a summa rupe deiecit* liegt gewiß die Vorstellung zugrunde, daß einige Gallier bereits die Burg erklommen hatten.

Nachträglich, nachdem dies bereits niedergeschrieben war, habe ich ersehen, daß auch bereits Peerlkamp die Richtigkeit der von Servius gegebenen Erklärung bezweifelt hat, wie aus seiner Bemerkung zur Aen. VIII 657 hervorgeht: *Eleganter arcem tenebant, ad augendum terrorem, et revera unus summum tenuit, ut Livius narrat. Nescio an necessaria sit Servii intepretatio paene tenebant*[1]).

---

[1]) Peerlkamp wollte natürlich schreiben: *nescio an non sit necessaria.* — Bei dieser Gelegenheit berühre ich noch eine Sache, die m. W. nicht beachtet worden ist. Ich glaube, daß der bei einigen Autoren vorkommende Singular *anser* auf eine Variante der Sage hinweist und daß man kein Recht hat, diesen Singular für einen kollektiven zu halten. Vergil kannte ohne Zweifel die Sage in der Form, daß eine einzige Gans durch ihr Geschrei die Ankunft der Gallier verriet. Weiter dürfen wir wohl annehmen, daß nach Vergil durch das Geschrei der Gans Manlius selbst geweckt wurde. Dies ist umso eher anzunehmen, als wir auch bei Livius, bei dem freilich der Plural vorkommt, lesen: *namque clangore eorum alarumque crepitu excitus M. Manlius .... armis arreptis simul ad arma ceteros ciens vadit* (V 47). — Der Singular ist auch bei Lucr. IV 687 *Romulidarum arcis servator, candidus anser* und bei Prop., der IV 2, 12 sagt, Ennius habe gesungen *anseris et tutum voce fuisse Iovem.* Und wenn man vielleicht auch von Lucretius und Properz sagen wollte, dieselben hätten nach der bei den Dichtern beliebten Weise den Singular kollektiv gebraucht, so kann man dies nicht von Vergil sagen und von dem Prosaiker Florus ebenso wenig (I 7 *cum tamen Manlius nocte subeuntis clangore anseris excitatus a summa rupe deiecit*). Der wichtigste Gewährsmann scheint mir aber Servius zu sein, der zu Aen. VIII 652 in einer langen Erklärung u. a. sagt: *tunc Manlius, custos Capitolii, Gallos detrusit ex arce, clangore anseris excitatus* und dann noch hinzufügt *quem privatus quidam dono Iunoni dederat,* was im Gegensatz zu Livius V 47, 4 steht: *anseres non fefellere, quibus sacris Iunonis in summa inopia cibi tamen abstinebatur.* Auch in einer zweiten Anmerkung des Servius (zur Aen. VIII 655) heißt es: *et satis prudenter argenteum anserem dixit: nam quasi et epitheton est coloris et significat rem veram. Nam in Capitolio in honorem illius anseris, qui Gallorum nuntiarat adventum, positus fuerat anser argenteus.* Da Servius in seiner so ausführlichen Anmerkung die Variante von einer Mehrzahl der Gänse gar nicht erwähnt, scheint er sie nicht gekannt zu haben, was wieder darauf hinweist, daß dieselbe nicht so verbreitet war, als man glaubte. Darüber, welche Variante die ältere ist, können, wie ich fühle, Gründe für und wider angeführt werden. Ich halte die bei Vergil, Properz, Florus, Servius vorkommende für älter. Wenn Livius sagt *anseres non fefellere, quibus sacris Iunonis in summa inopia cibi tamen abstinebatur. Quae res saluti fuit: namque*

Ribbeck sprach (Rhein. Mus. X 276) die Meinung aus, daß das Fragment sich nicht auf den gallischen Krieg des J. 364 beziehe, sondern auf die Kämpfe mit den Galliern, welche auf den ersten punischen Krieg folgten und von denen Ennius im VII. Buche erzählte. Ribbeck beruft sich auf Polybios, der II 23, 7 erzählt, daß die Römer damals in großer Furcht waren und einen gefährlichen Krieg befürchteten, weil noch die alte Furcht vor den Galliern sie beunruhigte (*ἔτι περὶ Γαλατῶν ἐγκαθημένου ταῖς ψυχαῖς τοῦ παλαιοῦ φόβου*); auch die Gallier hatten nach Polybios II 22, 3—5 jenen früheren Kampf in Erinnerung. Aber man kann, glaube ich, gar nicht ausfindig machen, wie Ennius diese Erinnerung an die alte Furcht in die Erzählung von den späteren Kämpfen mit den Galliern hätte einfügen können. Auch hier muß ich wiederholen, daß es bedenklicher ist, um nur den Schreibfehler VII bei Macrobius aufrecht zu erhalten, eine sachlich unzulässige Erklärung aufzustellen. Dies ist doch eine bei weitem größere Kühnheit! Mommsen nahm an, daß das Fragment sich auf die von den Galliern im J. 536 versuchte Belagerung von *Mutina* und *Tannetum* beziehe (Polyb. III 40, Liv. XXI 25, 26). Aber mit Recht bemerkt Vahlen, daß in diesem Falle das Fragment vielmehr dem achten Buche zuzuweisen wäre und daß man bei dieser Hypothese keine Erklärung für *summa arcis moenia* finde. Auch Müller (im Kommentar zu V. 256 f.) findet die Hypothese Mommsens auffallend, ohne jedoch einen Grund hiefür anzuführen. M. selbst zeigt hier eine vollkommene Zurückhaltung, die gegen seine gewöhnliche Zuversicht absticht; er sagt nämlich nur: „Einer sonst unbekannten Episode aus den Kämpfen mit den Galliern gedenken die von Macrobius I 4 ausdrücklich dem VII. Buch zugewiesenen Zeilen *qua Galli ... cruentant*“ (Qu. Ennius, S. 168).

Das bei Acro erhaltene Fragment (V. 172[1], V. 167[2]) *bellum aequis manibus nox intempesta diremit* hat Vahlen dem V. Buch zugewiesen und auf die Samnitenkriege bezogen. Freilich bot sich hier eine doppelte Möglichkeit dar. Entweder kann man zur Vergleichung heranziehen Livius VII 33, wo es in der Erzählung vom ersten Samnitischen Krieg zum Jahr 411 heißt: *itaque Ro-*

---

clangore eorum alarumque crepitu excitus M. Manlius, so scheint dies eine spätere absichtliche Ausschmückung zu sein mit der Pointe, daß die Religiosität der Römer ihre Belohnung fand. Im Servianischen Konglomerat findet sich freilich weiter unten auch der Plural: *qua causa postea eo die, quo hoc factum est, canes, qui tunc dormientes non senserant, cruci suffigebantur, anseres auro et purpura exornati in lecticis gestabantur*. Stammen diese Worte aus einer anderen, auf die zweite Version hindeutenden Bemerkung (etwa Ciceros in der Rede *pro Sexto Roscio Amerino* § 56 f.?), die in den Servianischen Kommentar aufgenommen wurde? Oder wurde diese außerordentliche Ehrung von den Römern in ihrer überströmenden Freude auch den übrigen Gänsen, die sich auf dem Capitol befunden haben mögen, gewährt? Oder kam vielleicht ein ähnlicher Brauch später auf und wurde fälschlich auf jene Zeit des gallischen Überfalles (*eo die, quo hoc factum est*) übertragen?

mani, cum et fluere iam lassitudine vires sentirent et diei haud multum superesse, accensi ira concitant se in hostem: tum primum referri pedem atque inclinari rem in fugam apparuit; tum capi, occidi Samnis; nec superfuissent multi, ni nox victoriam magis quam proelium diremisset. Sodann bemerkt V., man könne das Fragment auch auf den dritten Samnitischen Krieg beziehen, und zwar auf die Worte Liv. X 12, 5 *pugnatum maiore parte diei magna utrimque caede: nox incertis, qua data victoria esset, intervenit.* In beiden Fällen wäre das Fragment dem fünften Buche zuzuweisen. Müller bemerkte über Vahlens Erklärung in gewohnter apodiktischer Weise: *Haec quo pertineant plane incertum est*[1]), *etenim quae affert ex Livio VII 33, X 12 Vahlenus, aliena esse apparet.* Aber da Acro zu Hor. Ep. II 2, 97 sagt: *ut Romani quondam pugnaverunt cum hostibus Samnitibus usque ad noctem; unde et Ennius inquit bellum ... diremit,* so geht daraus hervor, daß das Fragment auf die Kämpfe der Römer mit den Samniten sich bezog; und V. war demnach berechtigt, bei Livius in der Erzählung von den Samnitischen Kriegen eine passende Parallele zu suchen, d. h. die Erwähnung einer wegen Einbruchs der Nacht unentschieden gebliebenen Schlacht[2]). Allerdings muß ich jetzt bei neuerlicher Erwägung gestehen, daß ich meine in den *Observ.* p. 9 ausgesprochene Ansicht teilweise ändern muß. Ich habe mit Unrecht der ersten Hypothese Vahlens zugestimmt und auf die Übereinstimmung des *diremit* mit dem Livianischen *diremisset* zu großes Gewicht gelegt; aber *dirimere* findet sich in diesem Sinne bei Livius auch sonst, z. B. IX 23, 4 oder XXVII 13, 5. Da aber das Enniusfragment sich auf eine wegen Einbruchs der Nacht unentschieden gebliebene Schlacht *(aequis manibus)* bezieht, so spricht dies nicht zu Gunsten der ersten Hypothese Vahlens; denn die bei Livius VII 33 erwähnte Schlacht blieb nicht unentschieden, sondern endete mit dem Siege der Römer und der Flucht der Samniter und *postero die vacuis hostium castris Romanus potitur* (VII 33, 18). Wohl läßt sich aber Vahlens zweite Hypothese (Beziehung des Fragments auf Liv. X 12, 5) verteidigen. Jedoch füge ich jetzt hinzu, daß auch die unentschiedene Schlacht bei *Lautulae* möglich ist, von welcher Livius IX 23, 4 erzählt *obviam itum hosti atque ad Lautulas ancipiti proelio dimicatum est. Non caedes, non fuga alterius partis, sed nox incertos victi victoresne essent, diremit.* (Schluß folgt.)

Prag. Dr. Johann Kvíčala.

---

[1]) Dann hätte er aber das Fragment keinem bestimmten Buche zuweisen sollen. Und doch folgte er hierin Vahlen und versetzte mit ihm den Vers in das V. Buch.

[2]) Freilich, wenn uns Acros Zeugnis nicht zwingen würde, an die Samnitischen Kriege zu denken, dann könnte man auch andere Hypothesen aufstellen, z. B. an die Beziehung des Fragments auf Liv. XXVII 12, 10 *cum iam nox instaret, Marte aequo dicessum est* und XXVII 13, 5, wo nicht nur *diremistis pugnam* (= *bellum diremit* bei Ennius), sondern auch *aequis manibus* vorkommt.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Julians Galiläerschrift im Zusammenhange mit seinen übrigen Werken. Ein Beitrag zur Erklärung und Kritik der julianischen Schriften von Rudolf Asmus. Beilage zum Jahresbericht des Großherzoglichen Gymnasiums zu Freiburg i. Br. Freiburg 1904. 60 SS. 4°.

Zu den interessantesten und wichtigsten Schriften Julians, dessen Bild bei der Nachwelt lange schwankte, zählen wir seine ‚λόγοι κατὰ Γαλιλαίων'. Es war daher ein dankenswertes Unternehmen, daß Asmus diese Schrift, die er in der Einleitung 'den Schlußstein in dem lockeren Gefüge der literarischen Hinterlassenschaft des Kaisers' nennt, einer eingehenden Untersuchung unterzog, in der Überzeugung, 'daß die Herstellung einer von der Galiläerschrift ausgehenden Juliankonkordanz für die wechselseitige Erklärung der Werke des Apostaten fruchtbar zu werden verspricht, da sich auch auf dieser Grundlage am sichersten eine richtige Würdigung seiner Beleuchtung jüdischer und christlicher Theologumena aufbauen läßt'.

Nach einer allgemeinen Charakteristik des julianischen Philosophierens und nach Anführung des Materials, das er zu Parallelen heranziehen will, wendet sich der Verf. einer ausführlichen Darlegung des Gedankenganges der Galiläerschrift zu, weist so nach, daß im 1. Kapitel der Ursprung der Gottesidee im platonischen Sinne behandelt, im 2. unter Vorwürfen gegen die Lehre des Moses die biblische Kosmogonie der des Timäus gegenübergestellt und im 3. das Verhältnis der Galiläer zu den Juden und die Lebensführung der ersteren abfällig erörtert wird, während das II. Buch sich bloß mit der Christologie beschäftigt und vornehmlich gegen Christus, der den griechischen Göttern Helios, Attis, Hermes, Asklepios und Herakles nachstehe, sowie gegen die Apostel (Paulus und Johannes) und Märtyrer gerichtet ist. In der bis zum Ende durchgeführten übersichtlichen Inhaltsangabe versäumt es Asmus nicht, Beziehungen verschiedener Sätze zu denen der anderen Schriften Julians aufzudecken, meist von sprachlichen

Anklängen ausgehend. Aus diesem Teile der Untersuchung ergibt sich somit für uns die Wahrnehmung, daß die ‚*λόγοι κατὰ Γαλιλαίων*‘ mit den übrigen Werken des Kaisers nicht nur inhaltlich, sondern auch formal durchwegs im Einklange stehen und diese jener, sowie jene diesen wechselseitig als Ergänzung und Erläuterung dienen. Um nun genauer das Verhältnis der einzelnen in Betracht kommenden Werke Julians zur Galiläerschrift genau zu ergründen und festzustellen, welcher Entwicklungsperiode des Verfassers sie angehört, geht hierauf A. im zweiten Teile seines Aufsatzes alle bedeutenden Schriften des Apostaten vom sachlichen und sprachlichen Gesichtspunkte aus durch und erläutert zugleich allenthalben die Berührungen mit der G. Er zeigt dabei, wie in den frühesten, für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften Julian seinen Polytheismus hinter vagen Kollektivbezeichnungen für die Gottheit verbirgt, aber noch keine einzige ausgesprochen christenfeindliche Bemerkung macht (während er in den gleichzeitigen Privaturkunden schon seine wahre hellenische Gesinnung verrät), wie er es auch noch in den ersten offiziellen Kundgebungen seiner kaiserlichen Zeit vermeidet, offen gegen die Christen aufzutreten, und wie sich erst in den Werken seiner späteren Regierungsjahre die Ausfälle gegen das Christentum immer mehr häufen und dieses schließlich zu Gunsten der mystisch-symbolischen Religion der Neuplatoniker völlig verurteilt wird. Den so besprochenen Arbeiten Julians, die mithin aus drei bestimmten Epochen seines Lebens stammen, stellt A. fortwährend die G. gegenüber und kommt infolge des Vergleiches zu dem Resultate, daß ihre Teile aus verschiedenen Zeiten herrühren. S. 39/40 sagt er nämlich: „Der Umstand, daß die G. nicht nur mit den spätesten, sondern auch mit den frühesten Schriften des Kaisers übereinstimmt, legt den Schluß nahe, daß ihn die geistige Arbeit an derselben nicht erst am Ende seines Lebens, sondern schon lange vor ihrer Abfassung beschäftigte“. Es liegt uns also in der G. „die langsam vollendete Ausarbeitung von Konzepten vor, die Julian bereits als Cäsar und schon früher angelegt hatte“ (vgl. S. 48).

Wer das mit seltener Akribie gesammelte Beweismaterial des Verf.s überblickt und seine detaillierten Ausführungen prüft, wird nach des Ref. Ansicht zugestehen, daß die angeführten Schlüsse zwingend sind und Julians 'Schrift gegen die Galiläer' nicht nur für die Beurteilung des vom Hellenismus begeisterten Kaisers von hoher Bedeutung ist, sondern wirklich als sein letztes, abschließendes Werk betrachtet werden muß. Asmus' Darlegungen erhalten aber auch dadurch Interesse, daß sie einen deutlichen Hinweis auf die in der G. von Julian benützte Hauptquelle darbieten; es vermutet nämlich A., durch den Einklang bestimmt, der zwischen der G. und der IV. Rede des Kaisers besteht — diese stellt sich ausdrücklich als eine Wiedergabe des Neuplatonikers Iamblichus dar —, daß derselbe Philosoph für die G. als Gewährsmann

anzusetzen und in ihr namentlich sein Kommentar zum Timäus benützt sei, wie der Chalkidiker überhaupt für Julians ganze Theologie als Autorität in Betracht käme. Diese ansprechende Hypothese gewinnt namentlich dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der erklärte Christenfeind und intimste Berater des Kaisers, Maximus aus Ephesus, bekanntlich aus der Schule des Iamblichus hervorging. So stellt sich denn die Untersuchung von Asmus als eine recht erfolgreiche Arbeit heraus. Nicht minder beachtenswert sind die zahlreichen textkritischen Vorschläge, die der Verf. (des Aufsatzes) im 3. Teile seiner Studien zusammengestellt hat (S. 55 bis 59); sie hier im einzelnen zu besprechen würde zu weit führen.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner. Zweiter Teil: Satzlehre; zweiter Band. Dritte Auflage, besorgt von Bernhard Gerth. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung 1904. IX und 714 SS. 8°. Preis 14 Mk.

Man darf sich darüber freuen, daß die gute alte Grammatik der griechischen Sprache von Kühner nunmehr in ihrer neuen Bearbeitung fertig vorliegt. Nachdem F. Blass 1892 die Laut-, Formen- und Wortbildungslehre zu Ende geführt hatte, gab jetzt auch B. Gerth sechs Jahre nach dem ersten Band der Satzlehre den abschließenden zweiten heraus. Der Haupttitel einschließlich des Namens Kühners ist der alte geblieben und damit ist das Wesen der neuen Bearbeitung zutreffend gekennzeichnet: so anerkennenswert die peinliche Mühe ist, die Gerth darauf verwendet hat, das Buch auf den heutigen Stand der Forschung zu erheben, neuere Literatur nachzutragen, die Unmasse von Belegstellen mit kritischem Auge durchzuprüfen, unhaltbar gewordene Behauptungen zu entfernen oder entsprechend umzugestalten, das Ganze ist doch die Syntax Kühners geblieben, die für ihre Zeit eine grundlegende Leistung war, heute nur noch als elementares Nachschlagebuch mit ihren reichhaltigen Beispielsammlungen Dienste tun kann.

Wenn auch die griechische Syntax erst auf griechischem Boden zu voller Blüte sich entfaltet hat, ihre triebkräftigen Keime stammen doch aus einem Gebiete, das nur der vergleichenden Sprachforschung zugänglich ist, und diese allein vermag auf Wesen und Grundbedeutung der wichtigsten syntaktischen Erscheinungen das helle Licht des Tages zu werfen. Mutige Anläufe Gerths, sich auf diesen Standpunkt zu erheben, finden immer wieder eine vorzeitige Schranke an dem eingerosteten Rahmen, der nicht gesprengt werden sollte. Im einzelnen wird Anfechtbares in großer Zahl geändert; aber im ganzen ist der alte Geist geblieben, der Geist der lehrhaften, strengen Systematik, der die Einzelsprache in der Hauptsache als starre Einheit betrachtet und nicht viel übrig hat

für geschichtliche Auffassung, die heutzutage für ein Werk dieser Art schlechthin die ganze Anlage bestimmen müßte. So unsystematisch, lückenhaft und trocken ihrer Natur nach die grammatischen Literaturberichte von Schwyzer und Witkowski im CXX. Bande des Jahresberichtes über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft (1904) sind, aus ihnen weht kräftig der Geist der modernen Forschung entgegen, der selbst in der jüngsten Bearbeitung der Kühnerschen Syntax kaum die Flügel rührt.

Es wäre ungerecht, alle Schuld dem verdienstvollen Bearbeiter Gerth aufzubürden, der überdies unter dem beengenden Zwange der Pietät stand (s. seine Vorrede zu I, S. IV). Eine griechische Syntax, die ein getreues und möglichst vollständiges Bild der griechischen Wortfügung in ihrer allmählichen Entwicklung von urgriechischen, ja vorgriechischen Anfängen bis zu einer untersten Zeitgrenze entrollen würde, kann nicht das Werk eines einzigen sein; wohl aber müßte einer bestimmt sein, die Sammlung, Überprüfung und Verarbeitung der größeren syntaktischen Abhandlungen, unter denen die von M. v. Schanz herausgegebenen Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache einen Ehrenplatz einnehmen, und namentlich der unübersehbaren Masse verstreuter Kleinliteratur sowie die schon für einen ersten Rohbau erforderliche Nacharbeit einheitlich zu regeln, in die Bahn zu leiten und zu einem großen Ganzen zusammenzufassen. Wenn eine Akademie dieser zeitgemäßen und dankbaren Aufgabe sich annehmen und ihr durch mehrere Jahre selbst nur bescheidene Mittel zuwenden wollte, so würden sich tüchtige Hilfskräfte genug finden, um sie unter zielbewußter Leitung vielleicht schon binnen eines Jahrzehntes zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. Jedesfalls wäre das Unternehmen weit aussichtsreicher als der Plan eines *Thesaurus linguae Graecae,* für dessen baldige Durchführung, so schmerzlich man sie auch vermißt, schon der Mangel kritischer Ausgaben so vieler Schriften noch auf Jahre hinaus ein unübersteigliches Hindernis bildet [1]). Dieses Hindernis besteht nicht für ein syntaktisches Werk, wie es mir vorschwebt, weil ein solches nicht wie ein *Thesaurus* von vorneherein auf lückenlose Vollständigkeit angelegt sein müßte, ja unter gar keinen Umständen sofort darauf ausgehen könnte, alle syntaktischen Fragen für jedes erhaltene Schriftwerk, wozu auch die Inschriften und Papyrus-Urkunden zu zählen sind, in endgiltiger Form für alle Zukunft zu lösen; sondern es müßte vielmehr in naturgemäßer Beschränkung auf das zunächst Erreichbare unser geschichtliches Wissen um syntaktische Erscheinungen, soweit es in größeren und kleineren Abhandlungen, in Ausgaben, in Einzelbemerkungen größerer Werke aufgespeichert ist, übersichtlich ordnen, kleinere Lücken, die sich hiebei auftun, ausfüllen,

---

[1]) Vgl. jetzt H. Diels, Neue Jahrbücher für das klass. Altertum 1905, XV 692 f.

die größeren aber nachdrücklich der künftigen Forschung aufzeigen. Der wissenschaftliche Wert eines derartigen Rüstzeuges für tiefere Erkenntnis der griechischen Sprache könnte gar nicht hoch genug angeschlagen werden; und seine Vorbereitung kann geradezu eine Ehrenpflicht der Gegenwart, in der die Flut einschlägiger Vorarbeiten ins Uferlose anschwillt, genannt werden.

Aber das Bessere ist der Feind des Guten; derzeit müssen wir dankbar sein, daß Gerth keine Mühe gescheut hat, das altbewährte Handbuch Kühners für den Alltagsgebrauch wieder aufzufrischen.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Karl Meister, Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kretischen Dialektinschriften. Leipziger Inauguraldissertation. Straßburg 1905. [= Indogermanische Forschungen. Band XVIII. S. 133—204.]

Es war entschieden ein glücklicher Gedanke, daß der Verf. dieser Dissertation, der sich durch diese seine Erstlingsarbeit in rühmlicher Weise in die wissenschaftliche Welt eingeführt und dem wohlbekannten Namen „Meister" neuerliche Ehren errungen hat, sich ein syntaktisches Thema aus dem Bereiche der griechischen Dialekte gewählt hat. Denn in der weitaus größeren Mehrheit der Abhandlungen über griechische Dialekte ist bekanntlich auf die Syntax überhaupt keine Rücksicht genommen, was durchaus nicht immer durch die Beschränktheit des überlieferten Materials entschuldigt werden kann. Ich nenne in dieser Richtung eine der letzten dialektologischen Arbeiten, die von J. Valaori über den delphischen Dialekt, in der die Syntax gänzlich unberücksichtigt geblieben ist, wie ich schon bei Besprechung dieser Schrift in der Neuen philol. Rundschau, Jahrg. 1901, S. 269 hervorgehoben habe. Und gewiß ist es kaum ein Zufall, daß soeben eine Bonner Dissertation erschienen ist, welche '*De accusativi genetivi dativi usu in inscriptionibus Cretensibus*' handelt und P. Büttgers zum Verfasser hat. In drei Hauptabschnitten: „Unabhängiger Genetiv", „Adverbaler G.", „Adnominaler G." werden von M. sämtliche auf den kretischen Inschriften vorkommende Fälle zusammengefaßt und nach den entsprechenden Unterabteilungen, in deren Aufstellung sich der Verf. zum Teil (so insbesondere beim adverbalen Genetiv) an die Einteilung in der dritten Auflage der Brugmannschen Grammatik angeschlossen hat, gegliedert und vielfach mit Übersetzung des griechischen Originals vorgeführt. Dabei werden in der sorgfältigsten Weise die chronologischen Unterschiede im Gebrauche der einzelnen Arten des Genetivs und ihr allfälliger Ersatz durch andere Formen des Ausdrucks, die Beeinflussung der mundartlichen Ausdrucksweise durch die Koine, insbesondere die der

träge, Gesetze usw. durch die gemeingriechische Kanzleisprache, die Stellung des Genetivs vor oder nach dem regierenden Substantiv, ebenso die attributive und prädikative Stellung zur Darstellung gebracht. Vervollständigt wird dieses genaue Bild des Gebrauches des Genetivs auf den kretischen Dialektinschriften durch den höchst dankenswerten Hinweis auf den Gebrauch der übrigen griechischen Dialekte. Auf Grund seiner sorgfältigen Darstellung war es dem Verf. möglich, frühere Aufstellungen zu berichtigen (vgl. S. 180, 189), woraus man allein schon ersehen kann, wie wichtig die Erforschung des syntaktischen Gebrauches der einzelnen Dialekte für die Gesamtdarstellung der griechischen Syntax überhaupt ist. Insbesondere sei noch auf die zusammenfassenden Ausführungen S. 202 f. hingewiesen, in welchen festgestellt wird, daß trotz mancher Altertümlichkeit in der Sprache der altgortynischen Gesetze und der übrigen archaischen Sprachdenkmäler die Richtung, in welcher der Dialekt sich im Gebrauche des Genetivs entwickelt, dieselbe ist wie in den übrigen griechischen Mundarten.

B. Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung. 4., völlig umgearb. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1904. XV und 175 SS. 8°. Preis Mk. 3.

Das treffliche Buch konnte im Jahre 1905 gerade das 25. Jubiläum seines ersten Erscheinens begehen, gewiß zu lebhafter Freude aller Sprachforscher, denen die Verbreitung der richtigen Leitgedanken auf dem Gebiete des Studiums der indogermanischen Sprachen wirklich am Herzen liegt. Da Ref., der das Buch gleich bei seinem ersten Erscheinen in einem Zuge mit dem größten Interesse durchgelesen und auch das Erscheinen dieser vierten Auflage bereits an anderem Orte (Neue philologische Rundschau Nr. 2 vom 21. Januar 1905) angezeigt hat, der nach allen Richtungen vortrefflichen Schrift insbesondere auch in den Kreisen der Mittelschule eine möglichste Verbreitung wünschen möchte, so scheint es ihm zweckentsprechend, den Inhalt anzugeben, der im Vergleich zu den früheren Auflagen durch die ersten beiden Kapitel eine sehr willkommene Bereicherung erfahren hat. Von den acht Kapiteln sind die fünf ersten der Geschichte der Sprachwissenschaft gewidmet, indem zunächst die Entwicklung der Grammatik bei den Griechen, nach den üblichen Kategorien geordnet, vorgeführt wird. Im zweiten Kapitel „Von den Römern bis zur klassischen Periode“ wird die Scholastik und Renaissance, der Einfluß der hebräischen Grammatik, endlich die Bedeutung Herders (‘Ursprung der Sprache’) und Bernhardys, des Begründers eines grammatischen Systems, der auf Wilhelm von Humboldt einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt hat, dargestellt. Die nächsten drei

Kapitel („Die klassische Periode der Sprachwissenschaft“, „Von Bopp bis Schleicher und Curtius“, „Von Schleicher und Curtius bis zur Gegenwart“) sind der eigentlichen Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft seit ihrer Begründung durch Fr. Bopp gewidmet und geben ein durchaus unparteiisches und klares Bild der mannigfachen Bestrebungen und Strömungen, welche in der indogermanischen Sprachwissenschaft im Laufe der Zeit aufgetreten sind und einander abgelöst haben, und zeigen deutlich das geschichtliche Werden der heute trotz mancher Widersprüche im einzelnen allgemein herrschend gewordenen Ansichten. Die letzten drei Kapitel sind Erörterungen mehr theoretischer Natur (über die Ursprache, die Entstehung der Flexion, die Völkertrennungen, den Lautwandel, die Analogiebildungen) gewidmet. Ein lehrreicher Rückblick, der auch einen Ausblick auf die Aufgaben enthält, welche voraussichtlich in der nächsten Zeit in den Vordergrund der Forschung treten werden, schließt die Darstellung ab, welche, wie schon a. O. von mir hervorgehoben worden ist, sich durch Klarheit und Anschaulichkeit, Bündigkeit und Knappheit des Ausdruckes auszeichnet und in vorzüglicher Weise zur Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachen geeignet ist.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Chrestomathie aus Xenophon, aus der Anabasis, der Kyropädie, den Erinnerungen an Sokrates zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen von Karl Schenkl. 13., gänzlich umgearbeitete Auflage besorgt von Alois Kornitzer und Heinrich Schenkl. Mit einer Karte und 15 Abbildungen im Text. Wien, K. Gerolds Sohn 1904. XIV und 184 SS. gr.-8°. Preis geb. 3 K 20 h.

Die neue Auflage von Schenkls Chrestomathie aus Xenophon führt sich als 'eine gänzlich umgearbeitete' ein. Der Ausdruck ist nicht zu urgieren; denn gänzlich umgearbeitet ist nur der Kommentar, während der Text nur gekürzt, im übrigen aber so wenig geändert ist, daß die beiden vorangehenden (11. und 12.) Auflagen neben der vorliegenden im Unterrichte verwendbar sind. — Im einzelnen sei über die Neubearbeitung folgendes bemerkt. Die Einleitung hat bedeutende Abstriche erfahren, der Text der Anabasis ist um eine Nummer ('Xenophon rechtfertigt vor dem gesamten Heere sein Verhalten während des Rückzuges', Anab. V 8) erweitert, der der Kyropädie und der Memorabilien sind zusammen um fünf Stücke gekürzt, so daß nunmehr der gesamte Text 110 Seiten umfaßt, denen 138 Seiten der vorigen Auflage gegenüberstehen. Textesänderungen scheinen selten zu sein. Wenigstens hat Ref. innerhalb der Kyropädie nur bemerkt VIII 13 *ὑπετίθει* st. *ἐπετίθει* und IX 16 *ἃ ἴδω* st. *ἂν ἴδω*. — Der Kommentar ist zum

Teile Eigentum der neuen Bearbeiter. Die vorgenommenen Erweiterungen haben nicht nur den Zweck, den Schüler an Stellen, wo er Nachhilfe beanspruchen darf, ohne daß sie ihm ehedem zuteil wurde, sachlich oder sprachlich zu belehren, sondern auch über das nächste Bedürfnis hinaus durch Heranziehung von Parallelstellen aus der dem Schüler bereits bekannten Cäsar- und gleichzeitigen Livius-Lektüre zum tieferen Verständnisse sprachlicher Erscheinungen zu führen. Im ganzen jedoch möchte Ref. behaupten, daß des Guten durchaus nicht zuviel getan ist, sondern daß der Schüler mit dem Gebotenen noch immer knapp sein Auskommen finden dürfte. Ref. hat die Kyropädie zum größten Teile durchgearbeitet und findet den Kommentar an folgenden Stellen einer Erweiterung bedürftig.

Kyr. II 18 ist *τὰ τεταγμένα λαμβάνει* brachylogisch für *ἃ αὐτῷ τάττεται λαμβάνειν, λαμβάνει.* — III 7 *καὶ σύ γε, ὅ τι βούλει, ἔφη, ὦ θεῖε, τιμωρησάμενος ταῦτα ὅμως χάρισαί μοι.* Daß *ὅ τι* (erg. *τιμωρεῖσθαι*) als inneres Objekt zu fassen ist, ist doch wohl bemerkenswert. — Zu III 11 *ἐξ ἀρχῆς* ist die Bedeutung *(denuo)* weder im Kommentar noch im Lexikon angegeben. — VI 5 verlangen die Worte *οὐδὲν θαυμαστὸν παθὼν* die bei Breitenbach-Büchsenschütz sich findende Note. — VI 9 *βουλεύσασθαι — βουλεύων.* Damit sich der Schüler nicht vergeblich abquäle, einen Bedeutungsunterschied zwischen dem Aktiv und dem Medium zu eruieren, sage man ihm, daß ein solcher hier nicht vorhanden ist. — VII 23 ist *προστάτην* durch das nachfolgende *προστάτην τοῦ πολέμου* zu erklären. — Ebd. ist *ἐκ θεῶν γεγονότι* durch Hinweis auf I 1 noch nicht verständlich. — VIII 5 ist *παρὰ τὸ ἑστηκὸς τοῦ στρατεύματος* zu erläutern. — VIII 12 bedarf *ἀπὸ τοῦ ποταμοῦ* einer sachlichen und sprachlichen Erklärung. — Da nun Ref. einmal zu bemängeln begonnen hat, so seien hier auch die im Lexikon innerhalb der bezeichneten Partie fehlenden Vokabeln angeführt. Es sind folgende: *ἔφιππος* VI 1; *ξυστόν* ebd. (leider ist mit dem Vokabel auch die Abbildung der vorigen Auflage entfallen); *συσκοτάζω* VIII 16; *τέμενος* VIII 36. — Druckfehler sind dem Ref. nur zwei begegnet: II 12 sind die Worte *ἢ τὸν πάππον* ausgefallen; V 11 ist der Akut bei *οἵτινες* abgesprungen.

Ref. schließt ab. Mögen vorstehende Bemerkungen zur Besserung des Buches, das nun durch mehr als ein halbes Jahrhundert dem griechischen Unterrichte gedient hat, in wenn auch bescheidenem Maße beitragen!

Wien. J. Golling.

Max Niedermann, Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines. Neuchatel (Akademieschrift), Attinger frères 1905. 49 SS. 8⁰.

Der kritische Teil behandelt 17 einzelne Glossen mit übermäßigem Aufwand von Gelehrsamkeit und mäßigem Gewinn. Nur weniges überzeugt wirklich, wie No. 9, wo CGL V 570, 2 zerlegt wird zu

icter(us): foedatio faciei
⟨ictini⟩: nibuli, id est aues.

Ganz irrig hingegen wird z. B. No. 17 behandelt. CGL IV 197, 22 = IV 298, 29 geben *ypinx: animal quasi ad similitudinem pardorum, quam (quas) alii lamminas dicunt.* Bücheler, Heraeus und Niedermann gehen in die Irre. Die Glosse bezieht sich auf Vergil Georg. III 264 oder Horaz C. II 13, 39

nec curat Orion leones
aut timidos agitare lyncas

und sie hat zu lauten: *Lynx animal quasi ad similitudinem pardorum, quam⟨quum⟩ alii dammas dicunt.* Vgl. Isid. XII 2, 27: *lynx ... bestia maculis distincta terga ut pardus ....* und Pseudacro zur Stelle: *lincas dammas ut Vergilius* (Georg. III 264, vgl. Servius zur Stelle). Hätte N. dies erkannt, dann hätte er No. 11 gewiß unterdrückt; denn CGL V 523, 21 gehört gleichfalls hieher und *felox* ist dort nicht = *uelox*, sondern *felex* = *feles* (Katze): *felex similis pardo* (vgl. *milex, ariex, locuplex, uolpex* u. dgl.).

Unter No. 16 war die Diagnose richtig, die Therapie falsch. Die Glosse geht auf Vergil Georg. II 168 „*Volscosque verutos*". Daher *Veruti: gens a genere teli nōīati* (d. h. *nominati*). Die Hirngespinste der Linguisten fallen, wenn man Servius zur Stelle vergleicht. Auch No. 15 ist durch Heraeus richtig gestellt. Die Glosse geht auf Aen. II 135 „*in ulua delitui*" und lautet *ul(u)a: litore.* Unter No. 14, wo Niedermann richtig an Kontamination denkt, scheint eine Dialektform **στάλαξ* = *σκάλαξ* ausgefallen zu sein, vgl. meine Arbeit über *spolium*, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1890, S. 977 ff. (Gregor. Corinth. De dial. Aeol. 44); also

σταλαγμός: stilla, stillicidium
⟨στάλαξ⟩: talpa.

Gewiß unrichtig ist auch No. 5 behandelt. CGL V 500, 21 *Farcostus: qui cum biberit uinum, inflatur pedibus.* Niedermann denkt ans Podagra. Er hat nicht eingesehen, was *pedibus* (richtig *petibus*) im Vulgärlatein (frz. *pet*) bedeutet. Vgl. meine Auseinandersetzung Wiener Studien 1903 (CGL III 176, 62; V 381, 5. Mai, *Class. auct.* VIII 79). Wenn ich nun das rätselhafte **farcostus* mit dem von mir Wien. Stud. 1905, S. 89 besprochenen Scholion des Pseudacro zu Serm. II 2, 76 (a. a. O. steht durch ein Ver-

sehen I 7, 6) vergleiche: *pituita fort -i- indigestio*, so wird auch hier die Annahme deutschen Ursprungs (*farz* — *χορδή*) sehr wahrscheinlich: das ist aber Mönchslatein von dickstem Faden. Meine Erklärung der Glosse ist also gerade nicht sehr fein, aber einleuchtend und ein warnendes Beispiel, zuviel in den Glossen zu suchen. An ein etwas milderes **fartosus* (als Weiterbildung von *fartus*) glaube ich nicht.

Auch unter No. 4 hat N. kaum Recht. Ich lese CGL V 290, 46 f. einfach zusammen: *Ergastulum carcer uel locus ergastar⟨um⟩, ubi damnati aut marmora secant aut aliquid operantur; nam ⟨ἐργαστήριον⟩ Graecum est, quod opificium, Latine ⟨et⟩ metallum appellatur.* Neben ἐργάτης (= lat. *ergata*) findet sich bekanntlich griechisch auch ἐργαστής (Lobeck, Par. p. 437), von dem hier der Gen. pl. *ergastar⟨um⟩* vorliegt. Unverstand trennte dies zu zwei Glossen.

Der exegetische Teil sucht einige Fragen vulgärer Lautgestaltung und Formenbildung auf breitere Grundlage zu stellen. Manches davon wird der Nachprüfung standhalten, wie das über *sterna* = *zerna* (vgl. das äolische σδ = ζ[1]), ὄζος = Ast u. dgl.) Gesagte oder die Besprechung von *pumella* (st. *plumella* 'Pflaume', vgl. *praestigiae*). Anderem wird man widersprechen müssen. So ist z. B. CGL III 601, 25 *effusio fellis rufi uel meliti* nichts als eine neue Bestätigung für (vgl. gr. μελιτοῦς) *milinon*, in den Hisp. fam. und dem Fol. Luxemb. wohl keltisch beeinflußt, *melinus* bei Isid. Orig. XII 1, 50 oder CGL V 371, 11 u. dgl. im Sinne von 'gelb'. Schon die Zusammenstellung von *fel fellitum* bei N. wirkt lächerlich. Ob *melinus* oder *melitus* zu schreiben ist, entscheide ich nicht, kurz, das Wort heißt (honig-)gelb. Auch daß *eruginosus* durchaus mit *auruginosus* identisch sein muß, geht mir nicht ein. Konnte man denn einen Gelbsüchtigen nicht ebensogut einen 'Grünspaningen' heißen *(aerugo)*? *Nappa, nespula* sind bekannte Beispiele für den Lautwechsel von *Nikolaus* und *Szent-Miklos*, aber in *niblus* = *miluus* macht die Quantität des ī Schwierigkeiten. *Pelica: concubina* ist wohl möglich, vielleicht aber doch eher erstarrter Accusativ πάλληκα itacistisch gesprochen *pallîca* ganz wie *sirena* (Pseudacro S. II 3, 14), *spinga* (Isidor XX 11, 3) u. dgl. m. Auch die kühne Deutung der Glosse *gomfi succides* vermag ich mir nicht anzueignen; es wird wohl *gomfi: ⟨i⟩suces* (von *esox*) zu schreiben sein oder *gomfi: ⟨i⟩suc⟨es, s⟩udes.*

Wien. J. M. Stowasser.

[1]) Auch im Anlaut, worauf hier alles ankommt, wie Σδεύς, σδεύγλα.

Ciceros Rede für Sestius. Für Schüler erklärt von O. Drenckhahn, Gymn.-Direktor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Ciceros Cato Maior. Für Schüler erklärt von O. Drenckhahn, Gymn.-Direktor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. Preis 80 Pfennige.

Die Anlage dieser beiden Schülerkommentare ist ganz dieselbe wie die des Kommentars der Mureniana, die ich in diesen Blättern besprochen habe. Den erklärenden Anmerkungen wird beidemal eine sehr eingehende Disposition vorausgeschickt, über deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit man verschiedener Ansicht sein kann. Mir schiene es, wie ich schon wiederholt hervorgehoben habe, weit angemessener, diese wichtige Gedankenarbeit dem Schüler nicht zu ersparen. Die Disposition sollte daher, statt dem Schüler fertig präsentiert zu werden, von Lehrer und Schüler in gemeinsamer Arbeit gewonnen werden. Der Kommentar soll die häusliche Präparation des Schülers unterstützen und die Arbeit des Lehrers nirgends überflüssig machen. Die Erklärung der Realien wurde daher auf ein Minimum beschränkt. Vornehmlich dienen die Anmerkungen dem Zwecke, die Einsicht in den Gedankengang und eine gute und richtige Übersetzung zu ermöglichen. Nach beiden Richtungen hin ist der Schüler, wie der erfahrene Lehrer weiß, gerade bei der Übersetzung Ciceronischer Schriften gar sehr der Anleitung bedürftig. Denn er muß angeregt werden, den gefeilten und formvollendeten lateinischen Ausdruck in ein einigermaßen entsprechendes deutsches Gewand zu kleiden. Und besonders in der stark pathetischen *Sestiana*, „dieser Königin aller Ciceronischen Reden", wie sie Nägelsbach mit Recht nannte, sind die Schwierigkeiten, welche die Übersetzung dem Schüler bietet, nicht gering. Die Übersetzungen nun, die Drenckhahn dem Schüler als Hilfe bietet, entsprechen dieser Forderung vollständig. Klingen sie oft auch etwas frei, so bewahren sie doch die Treue in höherem Sinne. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß an den Schüler die Forderung gestellt wird, sich jedesmal auch der Grundbedeutung der einzelnen Wörter und der wörtlichen Übersetzung bewußt zu sein. Von Verweisungen wird fast nur in dem Sinne Gebrauch gemacht, daß auf andere Stellen derselben Rede hingewiesen wird, um wichtige stilistische Erscheinungen mehr zu betonen und einzuprägen. Auch im Texte, der sich durch ungewöhnlich großen und gut lesbaren Druck auszeichnet, werden allenthalben typographische und andere Hilfsmittel verwendet, um eine leichtere Übersicht und ein rascheres Verständnis zu ermöglichen. Diesem Zweck dient vor allem die reiche Gliederung des Textes in Absätze und die Hervorhebung wichtiger Wörter und Sätze durch fetten oder Kursiv-Druck. Dem Verständnis der *Sestiana* dient überdies eine umfangreiche, gut geschriebene Einlei-

tung, die den Schüler über alles für den Prozeß des Sestius Wissenswerte in trefflicher Weise unterrichtet. Kürzer gehalten ist die Einleitung zum Cato Maior, doch ist sie ausreichend.

Wien. Alois Kornitzer.

A handbook of latin homonyms comprissing the homonyms of Caesar, Nepos. Sallust, Cicero, Virgil, Horace, Terence, Tacitus and Livy by George B. Hussey. Ph. D. (J. H. U.). Boston, U. S. A., Benj. H. Sanborn & Co. 1905. XXXI und 179 SS. 8°.

Die bereits für moderne Sprachen, namentlich für das Französische vorliegenden Sammlungen von Homonyma gaben Hussey die Anregung, auch die lateinischen Homonyma zu sammeln. H. behandelt die Homonyma zunächst in der Einleitung p. XIX—XXXI in Kürze systematisch. Er teilt sie ein 1. in solche Homonyma, welche durch Gleichheit von Flexionsformen entstehen, wie *pueri* als Gen. singularis und Nomin. pluralis. Diese Homonyma übergeht der Verf. in der alphabetischen Zusammenstellung, welche den Inhalt des Buches bildet, fast gänzlich: er behandelt die regelmäßigen Flexionshomonyma a. a. O. und bringt im Anhang p. 173—179 archaische oder doch seltener gebrauchte Flexionsformen wie *familias* als Genetiv des Singulars und Accusativ des Plurals, *iure* als Dativ und Ablativ, *videre* als Infinitiv und III. Plur. perf. Diese anhangsweise vorgelegten Formen werden allerdings in der Sammlung gehörigen Ortes untergebracht. — 2. Homonyma wie *malum* 'böse', *malum* 'das Übel' und *malum* Interjektion, d. i. Wörtergruppen, deren jede aus stammhaft verwandten Gliedern besteht. Hieher gehören die Fälle, wo *a)* das Adjektiv zum Substantiv, *b)* wo das Nomen zum Adverb, *c)* wo das Nomen zur Präposition, *d)* zur Konjunktion *(vero)* oder *e)* zur Interjektion, *f)* wo das Verb zum Nomen, zur Konjunktion *(licet)* oder zur Interjektion *(age)* und endlich *g)* wo das Adverb zur Präposition oder Konjunktion wird. — 3. Homonyma bestehen in Wörtergruppen, deren jede stammhaft verschiedene Wörter enthält wie *ius* 'Recht' und *ius* 'Brühe'. Die unter 2. und 3. charakterisierten Homonyma werden so ziemlich vollständig lexikalisch im Buche mit den Belegstellen aus den im Titel angegebenen Schriftstellern vorgeführt. Übrigens hat H. von Cicero nur die Reden, von Livius nur I—XXII, hingegen den ganzen Komplex der unter Cäsars Namen überlieferten Schriften für seine Zwecke verwertet. Fragen wir nach dem Nutzen der Sammlung, so hat dieselbe lexikalisches Interesse. Es ist nicht bloß von Bedeutung, welche Wörter, sondern auch welche Wortformen ein Schriftsteller gebraucht und welche er meidet. Denn auch in dieser negativen Beziehung gibt H., natürlich nur innerhalb des homonymischen Gebietes, seine Aufschlüsse. In Fußnoten

erscheinen nämlich alle jene 'begleiterlosen' *(unmated)* Homonyma, welche sich im Bereiche der genannten Autoren nachweisen lassen. So erfahren wir unter *calce*, daß *calce* und *calcem* (von *calx* 1. Ferse, 2. Kalk) sich in beiden Bedeutungen finden, hingegen *calcis*, *calces* und *calcibus* nur in der ersten vorkommt. — Schließlich ist die Versicherung des Verf. bemerkenswert, daß durch seine Sammlungen die Indices, bezw. Lexika von Merguet zu Cicero und Cäsar, von Keller und Holder zu Horaz, von Gerber und Greef zu Tacitus vielfache Berichtigungen erfahren.

Wien. J. Golling.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Obersekunda und Prima. Von Dr. Friedrich Holzweißig, Direktor des kgl. Dom-Gymnasiums zu Magdeburg. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1905. XII und 342 SS. 8°. Preis geb. 3 Mk.

Der vorliegende letzte Band der Holzweißigschen Übungsbücher umfaßt in seinem ersten Teile das Übersetzungsmaterial (S. 1—291), im zweiten eine Zusammenstellung stilistischer Eigentümlichkeiten (S. 292—317), ferner ein Wörterverzeichnis nach der Folge der Übungsstücke (S. 318—342). — Mit den 111 Paragraphen des zweiten Teiles, in denen im Anschlusse an die Grammatik Holzweißigs durch Vorführung markanter Beispiele die in früheren Jahrgängen vorgekommenen stilistischen Eigentümlichkeiten dem Schüler in Erinnerung gebracht werden, gehen parallel 111 aus Einzelsätzen bestehende Abschnitte des Übersetzungsmaterials, in denen jene stilistischen Eigentümlichkeiten verwertet sind. Die meisten dieser Sätze, die vielfach Reminiszenzen an die Lektüre enthalten, vielfach auch in inhaltlichen Zusammenhang gebracht sind, dürften Obersekundanern und Primanern keine größeren Schwierigkeiten bieten, sie sollen jedenfalls nur den Zweck haben, für Fälle, wo es noch der Förderung des Verständnisses für gewisse sprachliche Erscheinungen und echt lateinische Ausdrucksweise bedarf, eventuelles Übungsmaterial bereit zu halten. — Der Hauptaufgabe angehender Abiturienten, Gewandtheit im Übersetzen vorgelegter deutscher Aufsätze zu erreichen, dienen 151 zusammenhängende Übungsstücke von meist größerem Umfange, in denen die stilistischen Eigentümlichkeiten ebenfalls berücksichtigt werden, ohne jedoch in einzelnen Stücken ungebührlich gehäuft zu sein. Engeren Anschluß an die Lektüre verschmäht der Verf. aus mehrfachen, nicht ganz ungerechtfertigten Gründen (Vorw. S. 1). Wenn er jedoch als Zweck des Anschlusses an die Lektüre selbständige Beherrschung der beobachteten sprachlichen Erscheinungen hinstellt, so wären mindestens für Obersekunda, wo dieser Zweck nicht immer vollkommen erreicht sein dürfte, derartige Themen noch zu empfehlen. Entsprechend der Forderung

der preußischen Lehrpläne dienen die aufgenommenen Übungsstücke insoferne der geschichtlichen Lehraufgabe, als die Schilderungen vom Aufblühen des römischen Freistaates, von seinen Ständekämpfen und seinem Aufschwunge zur Weltmacht, von der Entwicklung der römischen Literatur und ihrem Verhältnisse zur griechischen den Schüler in der Kenntnis der römischen Geschichte und Kultur fördern. Daß dabei einzelne Kapitel, wie die von den Feldzügen Hannibals, die Jugend mehr ansprechen werden als etwa die von den Gesetzesvorschlägen des Licinius und Sextius liegt in der Beschaffenheit des Stoffes. — Die deutsche Ausdrucksweise ist bis auf Kleinigkeiten korrekt, hie und da ist ein Satz etwas lang, nirgends aber finden sich überlange Perioden, welche die Übersicht erschweren. — Nicht für alle Fälle dürfte dem Schüler das Wörterverzeichnis mit seiner Auswahl genügen. Bei manchen Ausdrücken muß wohl der Lehrer nachhelfen, ebenso muß er den Schüler über die Unterscheidung der an einigen Stellen des Vokabulars einfach aufgezählten Synonyma aufklären.

Im ganzen muß festgestellt werden, daß bei eingehenderer Durchübung des reichen Materials der Schüler in der Beherrschung grammatischer und stilistischer Schwierigkeiten bedeutend gehoben und in dieser Richtung für das abschließende Examen reichen Nutzen ziehen wird.

Der große Druck ist frei von störenden Versehen.

Wien. Franz Kunz.

Schiller-Büchlein für Schule und Haus von Prof. Dr. Ernst Müller in Stuttgart. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Dem Andenken an Schillers 100. Todestag, den 9. Mai 1905, gewidmet. Mit 40 Abbildungen und zwei Handschriftenfaksimiles. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1905. IV und 191 SS. Preis 1 Mk.

Wie reich — quantitativ gewiß mehr als qualitativ — der Ertrag des Schillerjahres 1905 für die Schillerliteratur gewesen, wird erst abzuschätzen sein, wenn die Bibliographen ihre Arbeit getan und die vielen literarischen Erzeugnisse der Säkularfeier, von großen Biographien und stattlichen Sammelwerken bis abwärts zur Miszelle, gebucht haben werden. Heute fehlt uns zwar noch ein voller Überblick; und doch läßt sich schon jetzt die Vermutung wagen, daß, von Schillers eigenen Werken (Tell, Gedichten usw.) natürlich abgesehen, kein Schillerianum in jüngster Vergangenheit annähernd solche Verbreitung gefunden hat wie das vorliegende. Der Verf., ein württembergischer Schulmann, der die Erforschung und Verherrlichung seines heimischen Schrifttums und insbesondere Schillers zu seiner Lebensaufgabe gemacht und sich um das Andenken des großen Landsmanns bleibende Verdienste erworben hat, widmet „dem Andenken an Schillers 100. Todestag“ die zweite Auflage

seines 1901 erstmals erschienenen „Schiller-Büchleins“, einer Schrift, die nichts anderes wollte und will als alles für Schule und Haus, also für den Nichtphilologen Wissenswerte über Schillers Leben und Werke übersichtlich zusammenstellen, die also in erster Linie von pädagogischen und nationalen, von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus aber nur mit Rücksicht darauf zu beurteilen ist, ob die hier weitesten Kreisen mitgeteilten Tatsachen und Erkenntnisse mit den Resultaten gelehrter Arbeit übereinstimmen oder nicht — eine Frage, die zumal für die 2. Auflage im großen und ganzen unbedenklich bejaht werden kann. Das eigentliche Problem des außerordentlich billigen Buches ist unstreitig glücklich gelöst. Schon die Ausstattung[1]) ist zweckmäßig ersonnen: ein dem Kleinquart angenähertes Oktav-, also richtiges Taschenformat, gutes Papier, trefflicher Druck, dazu reicher, bei Werken ähnlicher Tendenz als kulturhistorisches Lehr- und als agitatorisches Lockmittel gleich erwünschter Bilderschmuck, der in der 2. wie in der 1. Auflage vielfach ganz Neues bringt und, großenteils von unseren Landsleuten Angerer und Göschl hergestellt, trotz naturgemäß kleiner Dimensionen an Schärfe der Reproduktion selten zu wünschen übrig läßt. Der Text selbst erscheint im Hinblick auf sein Publikum ganz praktisch in eine biographische und eine literargeschichtliche Hälfte zerlegt: jene (S. 1—96) erhält ihre Unterteilung von der Chronologie und wird durch die Kapitel „Schiller im praktischen Leben“ (in der 2. Auflage neu), „Die Verehrung des Dichters“ und (wonach Schule und Haus immer fragen werden) „Schillers Nachkommen“ ergänzt; der zweite Abschnitt, an Umfang dem ersten beinahe genau gleich, charakterisiert der Reihe nach den Dramatiker, Dramaturgen, Lyriker, Erzähler, Altertumsfreund, Philosophen, Kritiker, Historiker, Patrioten, gibt ein Verzeichnis „geflügelter Worte“ und zuletzt eine sehr dankenswerte, kurz orientierende Rundschau über die wichtigste Schiller-Literatur, so daß sich zum Schlusse dem Gebildeten, der mit dem Lieblingsdichter der Nation besser bekannt und enger vertraut zu werden wünscht, eine weite Perspektive eröffnet. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Disposition mit ihrer reinlichen Scheidung von „Leben“ und „Werken“, daß die vielen Unterabteilungen, daß die Voraussetzungslosigkeit, welche S. 99 Agrippina mit „Neros Mutter“ glossiert, daß die relativ starke Betonung der privaten Verhältnisse des Dichters sämtlich pädagogisch wohlberechtigt sind, daß das Schiller-Büchlein auf kleinem Raume eine große Menge gesicherter und für die Volksbildung wichtiger Tatsachen übersichtlich geordnet enthält, daß endlich solche volkstümliche Lebensbeschreibungen unserer Größen umso freudiger zu begrüßen

---

[1]) Noch wäre allerdings in späteren Auflagen der steife Leinwandeinband durch einen biegsamen nach Art der Sammlung Göschen oder der Manuali Hoepli zu ersetzen.

sind, je wohltuender sie sich von der mit Unrecht beliebten Pseudomikromonographie, recte dem durch typographische und illustrative Künste zum violetten oder grauen Büchlein aufgeblähten Feuilleton-Essay zeitgenössischer Literatursnobs abheben.

Indes kann der Ref. einige Bedenken gegen das Büchlein schon deshalb nicht unterdrücken, weil dasselbe voraussichtlich mit der 2. Aufl. seine Laufbahn noch nicht abgeschlossen hat und sein Verf. sicherlich mit uns den Wunsch hegt, solch wichtigen Behelf der Volksbildung so vollkommen als nur möglich zu gestalten. Hiezu aber ist vor allem eine durchgreifende stilistische Überarbeitung vonnöten. So gefällig das Buch als Druckwerk ausgestattet erscheint, sein Text hat kein festlich Gewand an. Der Verf. wollte vielleicht die begriffsarme Phraseologie der Journalistik und der ihr geist- und formverwandten Literatur vermeiden, hat sich aber jedenfalls in das entgegengesetzte Extrem begeben; ja dem begeisternden Stoff und der für die 2. Auflage maßgebenden Feierstimmung wie zum Trotz bleibt seine Darstellung völlig kunst-, seine Sprache ebenso schmuck- und syntaktisch leblos, bisweilen sogar logisch und grammatisch schlechthin anfechtbar. Gewiß gelingt's nicht auf den ersten Wurf, gewiß aber kann man es erreichen und hat es schon oft erreicht, populär und zugleich künstlerisch darzustellen, kompendiös und zugleich schön zu schreiben; und da für die Insassen von „Schule und Haus“ das Beste gerade gut genug ist, so löst der Popularisator, zumal bei einem Thema wie dem Prof. Müllers, nur dann seine Aufgabe zur Genüge, wenn ihm gelingt, worum unser wackerer Verf. sich kaum bemüht zu haben scheint.

Diesen formellen Gebrechen gegenüber erscheinen die vereinzelten sachlichen gering. Das Kapitel „Schiller im praktischen Leben“ (S. 81—88), dessen Schlußpassus ebenso richtig wie volkspädagogisch wichtig ist, trägt zur Begründung desselben doch gar zu heterogenes Material zusammen; in dem darauffolgenden Paragraphen „Die Verehrung des Dichters“ (S. 89—92) bleibt das stimmungsvollste aller Denkmäler, der Schillerstein im Vierwaldstättersee, unerwähnt; der für die ungeheure Weite von Schillers Gesichtskreis, für die Kühnheit seiner Konzeptionen höchst bezeichnende Nachlaß, der, wie ich andernorts[1]) zu zeigen versucht habe, wesentliche Züge für Schillers Charakterbild enthält, wird, vom Demetrius (S. 122 ff.) abgesehen, S. 99 f. allzu kurz abgetan, auf ebensoviel Raum als S. 124 f. der „Semele“ eingeräumt ist, und wenn Müller (S. 124), die Fortsetzer des „Demetrius“ musternd, Martin Greif die Palme reicht, so wird er bei den Kennern der betreffenden Literatur kaum Beistimmung finden. Dringend nötig erscheint, nicht obwohl, sondern gerade weil Schule und Haus

---

[1]) Schillers dramatischer Nachlaß. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Prag. Nr. 270.

als Publikum gedacht sind, für eine Neuauflage eine ausführlichere populäre Darstellung der Schillerschen Philosophie an Stelle des durchaus unzulänglichen Abschnittes S. 162 f., der überdies ganz aus dem volkstümlichen Tone des Büchleins herausfällt. „Neben dem Schönen ist das Erhabene für Schillers Ästhetik leitender Begriff. Dieses erklärt er sich mit der Freiheit des menschlichen Willens.“ Schluß! — Kaum dürften sich dieselben Leser, denen man soeben noch (s. o.) Agrippina als Mutter Neros vorstellen mußte und die nun plötzlich Leibnitz, Wolff und die „englischen Moralphilosophen“ wie gute Bekannte empfangen sollen, bei diesen Worten etwas denken können; kaum auch dürfte der Schillerkenner gut heißen, daß der Inhalt eines Werkes wie der „Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen“ weiten Kreisen durch den einen Satz gekennzeichnet wird: „Er suchte darin den Einfluß des Schönen auf den Menschen festzustellen“ — in derselben Schrift, die für den Ulk „Körners Vormittag“ einen viel, viel größeren Raum zur Verfügung hat.

Wir hoffen, wie gesagt, das nützliche Buch verbessert wieder zu sehen.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Deutsche Poesie von den Romantikern bis auf die Gegenwart. Für Schule und Haus ausgewählt und mit kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter, sowie zahlreichen Erläuterungen versehen von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Direktor des Gymnasiums i. E. zu Wattenscheid. 3., sehr verbesserte und erweiterte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1903. 706 SS.

Von den Romantikern bis auf die Gegenwart! Also eine Anthologie des 19. Jahrhunderts vom literarhistorischen Standpunkte aus. Freilich, „für Schule und Haus“, das stimmt die Erwartung schon ein wenig herab, noch mehr das Vorwort, in dem es heißt, die Auswahl sei so getroffen worden, daß die Sammlung der christlichen Schule und Familie unbedenklich empfohlen werden dürfe. Der Verf. hätte sagen sollen, der katholischen, das wäre aufrichtiger gewesen; er hätte aber nicht behaupten dürfen, für die Aufnahme der Proben sei ihr eigener Wert und ihre Bedeutung für die Charakterisierung der Dichter maßgebend gewesen. Denn aus dieser Anthologie lernt man Herwegh nur als harmlosen Lyriker, Kinkel und Sallet als vorzugsweise religiös gestimmte Dichter kennen, man müßte nach ihr Heine für einen frommen Christen halten. Ebensowenig ist es wahr, daß nur abgeschlossene Gedichte und keine „Bruchstücke aus Dramen usw.“ gewählt wurden. Wenn dieses 'usw.' einen Sinn haben soll, dann kann es sich doch wohl nur auf Epen beziehen, es finden sich aber Stücke aus 'Savonarola', aus 'Amaranth' und 'Dreizehnlinden' in dem Buche. Allerdings aus drei ausgesprochen katholischen Werken.

Die Auswahl erweckt auf den ersten Blick den Eindruck, hier habe ein wirklich freier Geist gewaltet: Mörike, K. F. Meyer, Keller, Leuthold, Fontane, Liliencron, Falke sind vertreten. Zwar fehlen Heinrich v. Kleist, Vischer, Ludwig: gut, sie sind keine eigentlichen Lyriker. Es fehlen aber auch Gaudy und Dingelstedt, von Österreichern Moritz Hartmann und Alfred Meißner, während Karl Beck und Egon Ebert ihre Stelle finden, so markante Persönlichkeiten der Moderne wie Bierbaum und Dehmel, Dichter wie Salus, wie Isolde Kurz und Anna Ritter sucht man vergebens, es fehlt die gesamte Dialektdichtung! Wenn nur das Vorhandene durchaus wertvoll wäre. Bei aller Achtung vor dem Geschmack des Auswählenden im einzelnen: ist es zu rechtfertigen, daß Gedichte von Wormstall, Tepe, Herold, Ferdinande Brackel, Antonie Jüngst Raum, zum Teil sogar viel Raum gefunden haben? — Uhland nimmt 44 Seiten ein, am meisten von allen, Geibel 39, die Droste-Hülshoff 30, Gerok 19, Weber 18; Grillparzer 3 (!), Heyse 1, Hebbel 5, Storm 6. Vor Liebesgedichten, selbst so harmlosen wie denen Chamissos oder Storms, die gewohnte heilige Scheu; dafür Balladen in unendlicher Fülle und vor allem alles, was religiösen Beigeschmack hat, besonders Legenden; da werden selbst Wiederholungen nicht vermieden. Ein lokalpatriotischer Gesichtspunkt rechtfertigt es, wenn schwäbische Stoffe besonders berücksichtigt werden (die „Wurmlinger Kapelle“ dreimal!), daneben auch die Rheinpoesie. Die übrige Auswahl steht der Ref. nicht an, als durchwegs tendenziös gefärbt zu bezeichnen: umso bedauerlicher, als sie dort, wo die Absicht nicht hervortritt, von einem sicheren Geschmack geleitet ist.

Die biographischen Notizen beschränken sich im allgemeinen auf die Angabe der Geburts- und Todesdaten und der Berufsstellung der Dichter, von ihrem Bildungsgang und innerem Leben ist nicht die Rede. Wieder zeigt es eine verstimmende Absicht, wenn alle Übertritte zum Katholizismus sorgfältig gebucht werden, indes sonstige konfessionelle Verhältnisse kaum erwähnt sind. Bei einigen Dichtern werden Titel von Gedichtsammlungen, zum Teil auch von Epen genannt, bei anderen nicht, ohne daß man den Grund einsieht. Die Erläuterungen sind fast nur Wort- und Namenerklärungen, zum Teil recht überflüssig, zum Teil ungenügend. Ob die falsche Angabe zu Hölderlins Schicksalslied, es sei dem „im alten Griechenlande“ spielenden Roman 'Hyperion' entnommen, aus Nachlässigkeit, aus Unkenntnis oder gar aus der Absicht, den heidnischen Geist des Gedichtes abzuschwächen, zu erklären ist, weiß ich nicht. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Im ganzen kann der Ref. jeden, der in einer Anthologie aus dem 19. Jahrhundert eine Auswahl der besten und zugleich am meisten charakteristischen deutschen Gedichte sucht, vor dieser nur warnen; wer hingegen eine Auswahl vom katholischen Standpunkt aus wünscht, der wird hier finden, was er begehrt.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

Schulausgaben englischer Schriftsteller.

The Gruno Series I. Little Lord Fauntleroy by Frances H. Burnett. Annotated by L. P. H. Eykmann and C. J. Voortman, teachers of English at Amsterdam. 2nd édition. P. Noordhoff, Groningen 1904. 244 SS. Preis geb. *F* 1·50.

III. That Winter Night by Robert Buchanan and Other Stories. Annotated by L. P. H. Eykman and C. J. Voortman. P. Noordhoff, Groningen 1903. 220 SS. Preis geb. *F* 1·50.

IV. Misunderstood by Florence Montgomery. Annotated by L. P. H. Eykman and C. J. Voortman. P. Noordhoff, Groningen 1904. 204 SS. Preis geb. *F* 1·50.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Band XXXI: *Round about England, Scotland and Ireland.* Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. J. Klapperich. Mit 18 Abbildungen und 11 Haupt- und Nebenkarten. Ausgabe *A.* Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache. Glogau, Carl Fleming 1904. VIII und 124 SS.

Da die zweite Auflage des in den Schulen so beliebten Romans *Little Lord Fauntleroy* ein unveränderter Abdruck der ersten ist, so begnüge ich mich damit, auf meine Besprechung der ersten Auflage in dieser Zeitschrift, Jahrg. 52 (1901), S. 623 hinzuweisen.

Das III. Bändchen der „Gruno Series“ enthält folgende Texte: 1. *That Winter Night* von Rob. Buchanan (S. 1—132), 2. *The Story of Robin Hood* (aus den *Century Readers*, S. 133 bis S. 169), 3. *The Cruise of the Dolphin* von Thomas B. Aldrich (S. 170—189), 4. *Wee Willie Winkie* von Rudyard Kipling (S. 190—208). Die erste und längste Erzählung spielt in der Normandie zur Zeit des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 und hat kurz folgenden Inhalt: Die Tochter eines französischen verwitweten Edelmannes, der sich freiwillig am Kriege beteiligt, pflegt einen deutschen Offizier, der verwundet in ihr väterliches Schloß gebracht wird, lernt ihn lieben und heiratet ihn. Der Held der zweiten Geschichte ist der halb sagenhafte Robin Hood, welcher zwar als *outlaw* in den Wäldern von Nottinghamshire von Räubereien lebt, aber ein Freund der Armen ist und sie gegen Unterdrückung und Unrecht schützt. Die dritte Erzählung handelt von vier Schulknaben eines östlichen Staates der Union, die an einem schulfreien Tage eine Kahnfahrt auf eine Insel unternehmen; am Nachmittage begibt sich einer der Knaben trotz des beginnenden Sturmes auf das Boot, dieses wird in die offene See getrieben und der unvorsichtige Knabe ertrinkt, während die übrigen Knaben abends von ihren Angehörigen abgeholt werden. Die vierte Erzählung führt uns den sechsjährigen Sohn eines in Ostindien stationierten Obersten vor, der es durch seine Geistesgegenwart verhindert, daß eine junge Dame von afghanischen Räubern gefangen genommen wird.

Die fortlaufenden Fußnoten geben gute englische Wort- und Sacherklärungen, deren Benützung durch einen Index (S. 209—220) erleichtert wird. Auf S. 191 schreiben die Herausgeber, daß die englischen Kinder oft *v* statt *th* aussprechen (z. B. *ve* statt *the*). Diese Bemerkung ist ungenau; denn *v* vertritt nur das „stimmhafte *th*", während das „stimmlose *th*" fehlerhaft wie *f* gesprochen wird (z. B. S. 195 *fought* st. *thought*, S. 196 *fink* st. *think*). Die Fehler des Wee Willie Winkie gegen die Grammatik hätten auch hervorgehoben werden können: S. 196 *nor no one*, dann *I didn't ought*, S. 201 *hurted*. Sachliche Erklärungen wären noch erwünscht zu *the Station* (S. 192) und *a long chair* (S. 194).

Der Druck ist korrekt; nur S. 195 steht *wil* st. *will*.

Der Inhalt des im IV. Bändchen abgedruckten Romans ist wie folgt: Zwei Brüder, Humphry, kräftig, ungestüm, für Spiel und Bewegung im Freien eingenommen, und Miles, hübsch, aber schwächlich und energielos, sind während einiger Monate im Jahre der alleinigen Obhut ihrer französischen Erzieherin überlassen, da ihr Vater, ein Gutsbesitzer in der Provinz, als Parlamentsmitglied viel in London lebt. Natürlich bereitet der unbändige Humphry der Französin manche schwere Stunde und sie klagt dem Papa, wenn er den Sonntag zu Hause verbringt, über den „schlimmen jungen Herrn". Der Vater, der ohnehin seinen jüngeren Sohn, dessen Gesicht ihn an seine verstorbene Frau erinnert, bevorzugt, hält den älteren Knaben für herzlos und findet nur Worte des Tadels für ihn. Erst als Humphry von einem hohen Baume herabfällt und sich schwere Verletzungen zuzieht, die ihn auf das Krankenlager werfen, erkennt der Vater, daß der Knabe ein warmes und liebebedürftiges Herz besitze und daß er seinen wahren Charakter verkannt habe (daher der Name des Romans „*Misunderstood*"!). Der schwer verletzte Knabe stirbt zum großen Schmerze seines Vaters und Bruders.

Die hübsch erzählte Geschichte eignet sich umsomehr für unsere Schüler, als sie ihnen manchen Einblick in die Eigenart von Land und Leuten in England gewährt. Die Anmerkungen sind vollkommen zweckentprechend. Nur einige mögen als nicht ganz gelungen herausgehoben werden: S. 3 „*Sir* is the title which a baronet has a right to place before his name." Nicht nur ein *baronet*, sondern auch ein Ritter (*knight*) hat dieses Recht! — S. 4 „*Lady* is the title of the wife of a baronet and of a Lord". Dazu vergleiche man Charles Annandale, *The Concise English Dictionary:* „*Lady*, the proper title of any woman whose husband is above the rank of a baronet or knight, though often the *wife of a baronet or a knight* is called by this title." — S. 12 „*altered* = changed". Diese Gleichsetzung von *to alter* und *to change* ist nicht richtig!

Der Druck ist vollkommen korrekt.

In dem XXXI. Bande der Sammlung „Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit" hat der Herausgeber, Prof. J. Klapperich, aus beliebten englischen Lesebüchern eine Anzahl Kapitel zusammengestellt, in denen wir nach einer allgemeinen Einleitung über die geographische Lage und die Küstenentwicklung der britischen Inseln mit London, seinen Sehenswürdigkeiten und seiner Umgebung bekannt gemacht und dann in alle durch Naturschönheiten, historische Erinnerungen, ihre kommerzielle und gewerbliche Bedeutung hervorragenden Gegenden und Orte Englands, Schottlands und Irlands geführt werden. Die gelungenen Anmerkungen sowie die zahlreichen Illustrationen und Karten tragen dazu bei, den gebotenen Text völlig verständlich zu machen und zu veranschaulichen.

Das Buch eignet sich als Klassenlektüre im II. Jahrgange oder als Privatlektüre auf der Oberstufe des englischen Unterrichtes. Druck und Ausstattung verdienen alles Lob.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Ernst Lavisse, Histoire de France. Tome sixième II, Henri IV. et Louis XIII. par Jean H. Mariéjol. Paris, Hachette & Ci. 1905. 493 SS. kl. 4°.

Da es seit langer Zeit an einer guten, zusammenfassenden Darstellung der Geschichte Frankreichs in der Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. fehlte, wird man die in dem vorliegenden Bande von sachkundiger Feder herrührende Geschichte dieser Periode willkommen heißen. Wie in den früheren Bänden dieses groß angelegten Werkes wird auch hier der Gegenstand in sorgsamer stofflicher Gliederung und sachgemäßer Erzählung vorgeführt. Von den drei Büchern, die der Band enthält, schildert das erste die Regierung Heinrichs IV., das zweite jene Mariens von Medici und Ludwigs XIII. und das dritte das Ministerium Richelieus. Das erste Buch umfaßt 7, das zweite 5, das dritte 17 Kapitel, was bei der Bedeutung Richelieus für das französische Staatswesen vollkommen begründet ist. Jedem Abschnitte sind auch hier genügende Ausführungen über die entsprechenden Quellen und Hilfsschriften vorangeschickt und von den französischen die besten und neuesten benützt. So erhalten wir eine treffliche Darstellung des Zustandes Frankreichs nach den Wirren der Religionskämpfe, der allmählichen Wiederherstellung der königlichen Macht und der Wirksamkeit Sullys; auch die auswärtige Politik wird — und hier wird auch die deutsche Literatur entsprechend berücksichtigt — eingehend behandelt (zu S. 103 ist beim Tode Karls II. von „Innerösterreich" [nicht Steiermark] zu lesen 1590 [nicht 1596]), wie denn auch die Darstellung der deutschen und österreichischen Ver-

hältnisse im ganzen eine richtige ist. Auch der Inhalt des zweiten Buches befriedigt, der Glanzpunkt des Ganzen ist freilich die Darstellung der Regierung Richelieus, dessen innere und äußere Politik, politische Ideen und Ziele, sein Verhältnis zur Kirche, seine Stellung zum König und den übrigen Gewalten des Landes durchaus korrekt vorgetragen werden.

Graz. J. Loserth.

Dr. Franz Martin Mayer, Geographie der Österreichisch-ungarischen Monarchie (Vaterlandskunde). Für die vierte Klasse der Mittelschulen. 7. Auflage. Wien, F. Tempsky 1905. Preis 2 K, mit Bilderanhang 2 K 40 h.

Diese neue, von Prof. Dr. Karl Berger in Brünn besorgte Auflage des beliebten Lehrbuches hat zunächst in der äußeren Gestalt große Vorzüge vor ihren Vorgängerinnen voraus. Der gute Druck, das größere Format und die zumeist sehr gelungenen Abbildungen machen von vorneherein einen guten Eindruck, wenngleich insbesondere die Bilder für den Unterricht m. E. ziemlich unwesentlich sind, da sie größere Anschauungsmittel doch nicht entbehrlich machen. Die Konkurrenz mit Heiderichs Schulgeographie scheint hier das treibende Moment für den Verlag gewesen zu sein. Sehr gut sind die auf den beiden letzten Textseiten gegebenen graphischen Darstellungen, die das Verständnis für Größenvergleichung wesentlich fördern werden; sie sind, so viel mir erinnerlich, in früheren Auflagen in minder entsprechender Form vorhanden gewesen. Der Text selbst zeigt eine Reihe wichtiger Änderungen, die zumeist als wirkliche Verbesserungen angesehen werden müssen. Dies gilt insbesondere z. B. von der „Allgemeinen Betrachtung der Alpen“ sowie der anderen Gebirgssysteme der Monarchie. Weniger einverstanden bin ich mit der Anordnung des Stoffes, die leider ganz die alte geblieben ist. Die auch räumlich streng durchgeführte Trennung der Topographie von Oro- und Hydrographie ist in jeder Hinsicht im Unterrichte störend, hier wäre eine gründliche Umstellung am Platze gewesen. Ebenso würde sich m. E. empfehlen, die gesamte Wirtschafts- und Kulturgeographie samt der Verfassung ganz an das Ende des Buches zu stellen, da beide Kapitel erst dann wirklich verstanden werden, wenn der eigentliche geographische Stoff völlig bewältigt ist.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. A. Müller, Bilderatlas zur Geographie von Österreich-Ungarn. Wien, A. Pichlers Wwe. & Sohn 1905.

Das Buch enthält 96 typische Landschaftsbilder aus der Monarchie. Die Länder der ungarischen Krone sind recht spärlich vertreten. Da unsere neueren Lehrbücher der Vaterlandskunde sich ohnedies durch reichen Bilderschmuck auszeichnen, kann der vorliegende Atlas höchstens als Ergänzung zu diesem Geltung beanspruchen. Der Text ist fast ausschließlich der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild" und Umlaufts „Wanderungen durch die öst.-ung. Monarchie" wörtlich entlehnt. Eine jeweilige Angabe der benützten Quellen fehlt jedoch.

Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht. Blatt XI. Wien. Nach dem Originalaquarell von Friedr. Beck. Mit einem erläuternden Begleitworte von Prof. Dr. Friedrich Umlauft (141 × 92 *cm*).

Das Bild ist berufen, an die Stelle einer im gleichen Verlage erschienenen Ansicht zu treten, deren Standpunkt auf einer Höhe bei Nußdorf gelegen war. Es soll nicht bloß dem Anschauungs- und Sprachunterrichte, sondern auch dem geographischen Unterrichte dienen. Inwieweit es den Anforderungen des Sprachunterrichtes zu genügen vermag, entzieht sich dem Urteile des Ref. Dem Anschauungsunterrichte leistet es möglicherweise im Rahmen der Volksschule gute Dienste. Soweit es sich um einen Gesamteindruck handelt, wird es auch der geographische Unterricht bis zu einem gewissen Grade verwenden können. Bei einer in die Tiefe gehenden Betrachtung dürfte er jedoch gerade in jenen Teilen auf Ungenauigkeiten stoßen, deren Verständnis er aus dem Bilde herausarbeiten will. Es entspricht doch gewiß nicht den Tatsachen, daß hinter dem Viadukt der Währingerstraße, der, nebenbei gesagt, sich einer detailreicheren Wiedergabe erfreut als das Kaiser-Jubiläumstheater, gleich die grüne Umgebung der Stadt ihren Anfang nimmt. Sind ferner schon Kahlen- und Leopoldsberg verzeichnet, so ist die Terraindarstellung am linken Donauufer geradezu unwahr. Daß man hinter dem Leopoldsberge eine ausgedehnte Wasserfläche zu sehen vermeint, gehört mit zu den Fehlern des Bildes. In vielen Punkten läßt außerdem die Durchführung gerade das vermissen, was das Begleitwort rühmend hervorhebt: „bewundernswerte monumentale Treue und Charakteristik aller bemerkenswerten Einzelheiten". Beim Anblick des Goethedenkmales wird sich beispielsweise ein nur etwas reiferer Schüler eines Lächelns wahrscheinlich nicht erwehren können. Daß Wien so viele blaue Dächer besitzt, mag ja seine Richtigkeit haben. Daß aber in der Schule für „Sig. Ernst" Reklame gemacht werden soll, dürfte doch kaum auf Billigung rechnen. Geradezu augenverderbend ist der sogenannte Situationsplan. Hoffentlich ist er nicht für die Schule bestimmt.

Wien. J. Müllner.

Repertorium der höheren Mathematik (Definitionen, Formeln, Theoreme, Literatur). Von Ernst Pascal, ord. Professor an der Universität zu Pavia. Autorisierte deutsche Ausgabe nach einer neuen Bearbeitung des Originals von A. Schepp, Oberlieutenant a. D. zu Wiesbaden. In zwei Teilen. Leipzig, B. G. Teubner. — I. Teil: Die Analysis (XII und 638 SS. 8°). 1900. Preis geb. 10 Mk. — II. Teil: Die Geometrie (IX und 712 SS. 8°). 1902. Preis geb. 12 Mk.

Es gibt wenige Erscheinungen in der mathematischen Literatur, die in solchem Maße die Aufmerksamkeit des gesamten mathematischen Publikums verdienen, wie das vorliegende Werk. Es stellt sich die schwierige Aufgabe, über das schier unermeßliche Gebiet der höheren Mathematik einen Überblick zu gewähren, und ist wohl in erster Linie für denjenigen bestimmt, der am Ende seines Studienganges das Gelernte rekapitulieren will, nicht minder aber auch für den Forscher und Gelehrten, der sich über ein ihm minder geläufiges Thema rasch und bequem zu orientieren wünscht. Der Verf. sagt selbst, daß es nicht seine Absicht war, eine alles umfassende Enzyklopädie zu schaffen; dazu hätte weder der Raum von 1350 Seiten noch die Arbeitskraft eines einzigen Menschen ausgereicht, wie das Beispiel der seit einem Jahrzehnt im Erscheinen begriffenen „Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften“ lehrt, von der trotz der emsigen Arbeit von weit mehr als 100 hervorragenden Fachgelehrten erst ein kleiner Bruchteil zustande gekommen ist, der aber schon jetzt 4132 Seiten zählt, also reichlich dreimal so viel als Pascals abgeschlossenes Werk. Der Verf. hat sich eben engere Grenzen gesteckt. Er trifft eine sorgfältige Auswahl zwischen den folgenreicheren und den minder wichtigen Ergebnissen, welche die mathematische Forschung zutage gefördert hat, und gewährt dadurch den Vorteil der Übersichtlichkeit in einem Maße, wie ihn kein anderes Werk ähnlicher Art zu bieten vermag. Diese Übersichtlichkeit wird durch ein sehr ausführliches Namens- und Sachregister noch bedeutend erhöht, von denen ersteres nicht weniger als 54, letzteres aber 49 Seiten umfaßt. — Auf 14 Seiten ist endlich eine sehr interessante und nützliche Zusammenstellung aller jener Theoreme, Formeln, Funktionen, Reihen, Determinanten, Kurven, Flächen usw. gegeben, welche den Namen von Autoren tragen.

Die Einteilung des Werkes ist folgende: Der I. Band behandelt die Analysis in 23 Abschnitten unter nachstehenden Titeln:

1. Einleitende Lehren (Irrationale und komplexe Zahlen, Quaternionen, Punktmengen, Funktionen, Grenzen, Kombinationslehre usw.) 2. Die Lehre von den Substitutionengruppen. 3. Determinanten. 4. Reihen, unendliche Produkte, Kettenbrüche. 5. Algebraische Gleichungen. 6. Differentialrechnung. 7. Integralrechnung. 8. Differentialgleichungen. 9. Die Lehre von den Transformationsgruppen. 10. Differenzenrechnung. 11. Variationsrechnung. 12. Invariantentheorie der algebraischen Formen. 13. Funktionen kom-

plexer Variabeln. 14. Die Funktionentheorie in Verbindung mit der Gruppentheorie; Periodizität und Automorphismus. 15. Algebraische Funktionen und Abelsche Integrale. 16. Elliptische Funktionen. 17. Hyperelliptische und Abelsche Funktionen. 18. Spezielle Funktionen. 19. Analytische Darstellung der Funktionen. 20. Theorie der ganzen, rationalen oder komplexen Zahlen. 21. Algebraische und transzendente Zahlen. 22. Wahrscheinlichkeitsrechnung. 23. Analytische Instrumente.

Die 21 Abschnitte des II. Teiles (Geometrie) sind folgende: 1. Geometrie der stetigen Grundgebilde. 2. Geometrie der unstetigen Grundgebilde. 3. Kegelschnitte. 4. Flächen zweiter Ordnung. 5. Ebene algebraische Kurven. 6. Ebene Konexe. 7. Ebene Kurven dritter Ordnung. 8. Ebene Kurven vierter Ordnung. 9. Allgemeine Theorie der algebraischen Flächen und Raumkurven. 10. Raumkurven verschiedener Ordnungen. 11. Flächen dritter Ordnung. 12. Flächen vierter Ordnung. 13. Flächen von höherer als der vierten Ordnung. Regelflächen. 14. Liniengeometrie und Kugelgeometrie im Raume. 15. Abzählende Geometrie. 16. Infinitesimaltheorie der Kurven und Flächen. 17. Metrisch spezialisierte Hauptterzeugungsarten und Transformationen von Kurven und Flächen. Die Geometrie spezieller Kurven. 18. Analysis situs (Topologie). Polyedertheorie. Zusammenhang der Riemannschen Flächen. 19. Projektive Geometrie der mehrdimensionalen Räume. 20. Infinitesimalgeometrie und natürliche Geometrie in den linearen Räumen und in den Räumen von konstanter Krümmung. 21. Absolute Geometrie und speziell nicht-Euklidische Geometrie in der Ebene und im Raum.

Schon die Einteilung und Anordnung des fast unübersehbaren Materials, wie sie in dieser Inhaltsübersicht gegeben wird, ist in hohem Grade interessant und muß als äußerst gelungen bezeichnet werden. Man sieht daraus, daß wirklich nichts von Bedeutung vergessen oder übersehen wurde. Weit schwieriger noch war die Auswahl des Stoffes innerhalb der einzelnen Kapitel, und hier zeigt sich die ganze souveräne Meisterschaft, mit der der Autor das ungeheuere Forschungsgebiet beherrscht. Es muß in dieser Beziehung rühmend hervorgehoben werden, daß der Verf. mit größter Umsicht alles zusammenträgt, was in der großen Kette mathematischer Entdeckungen als ein wichtiges Glied bezeichnet zu werden verdient, daß er sich aber anderseits auch weise Zurückhaltung aufzuerlegen versteht, um dem Zwecke des Ganzen keinen Eintrag zu tun. Doch wird an allen derartigen Stellen der Leser durch sorgfältige Literaturangaben in den Stand gesetzt, sich über alle Einzelheiten einer jeden Disziplin aufs genaueste zu unterrichten.

Innerhalb der einzelnen Abschnitte ist die Anordnung des Stoffes immer die gleiche: Zuerst werden die Definitionen und Grundbegriffe der betreffenden Theorie gegeben, dann die Theoreme und Formeln (ohne Beweis), endlich Literaturangaben. — Dies

alles ist in knapper, präziser, dabei sehr klarer Form dargestellt und mit allen Vorzügen der Diktion vom Übersetzer getreulich wiedergegeben. — Auch die äußere Ausstattung des Werkes verdient alles Lob und ist des weltbekannten Verlages würdig, aus dem das Buch hervorgegangen ist. — Die unvermeidlichen Druckfehler sind am Ende eines jeden Bandes verzeichnet. Nichtsdestoweniger sind noch einige, teils unbedeutende, zum Teile aber sinnstörende Übersehen und Druckfehler bei der Korrektur unbemerkt geblieben, von denen hier wenigstens aus dem formelreicheren ersten Teile eine Anzahl mitgeteilt werden mögen:

S. 155, Z. 10 v. o. lies: $\Pi(n, k, \varphi) + \Pi(n, k, \psi) - \Pi(n, k, \chi)$
statt: $\Pi(u, k, \varphi) + \Pi(u, k, \psi) - \Pi(n, k, \psi)$.
Zu dieser Stelle enthalten die „Verbesserungen“ am Ende des I. Bandes eine gleichfalls irrtümliche Korrektur. S. 360, Z. 14 v. o. lies: $\int \frac{f(z)\,dz}{(z-z_0)^{n+1}}$ statt: $\int \frac{f(z)\,dz}{(z-z^0)^n}$; S. 403, Kopfzeile lies: zweiter Gattung statt: zweiter Ordnung; S. 522, Z. 3 v. u. schalte zwischen rationale und Funktion das Wort ganze ein. S. 525, Z. 10 v. o. lies: mit -1 statt: mit $a - 1$; S. 525, Z. 11 v. o. lies: mit $+1$ statt: mit $a + 1$; S. 527, Z. 16 v. o. lies: die Anzahl der ungeraden unter ihnen statt: ihre Anzahl. S. 536, Z. 10—15 soll es heißen: .... $\alpha, \beta, \gamma, \delta$ ermittelt, so suche man mittelst der Formeln ...... die positiven Werte von t und u ... st.: $\alpha, \beta, \gamma, \delta$ mittelst der Formeln ... ermittelt.

S. 536, Z. 2 v. u. l.: $t_n = \frac{1}{\sigma^{n-1}}\left\{\ldots\right\}$ st.: $t_n = \frac{1}{\sigma^n}\left\{\ldots\right\}$;
„ „ 1 „ „ „ $u_n = \frac{1}{\sigma^{n-1}}\left\{\ldots\right\}$ „ $u_n = \frac{1}{\sigma^n}\left\{\ldots\right\}$;
„ 537, „ 17 v. o. „ $(mod\ 4\sigma^2)$ „ $(mod\ \sigma^2)$, endlich
„ 97, „ 10 „ „ „ $2^m + 1$ „ 2^{m+1} und in der dazu gehörigen Berichtigung auf S. 637, Z. 4 v. u.: 2^{m+1} und $2^m + 1$ statt z^{m+1} und $z^m + 1$. Ein kleiner Zusatz auf S. 48, Z. 21 v. o. wäre nicht ohne Interesse, zumal er den Umfang des Buches in keiner Weise belastete. Da nämlich an der betreffenden Stelle nun einmal die Gliederzahl der Continuante $= \binom{n}{o} + \binom{n-1}{1} + \binom{n-2}{2} + \ldots \binom{n-k}{k}$ angegeben ist, so könnte vielleicht auch der Wert dieser Summe[1]) in geschlossener Form $= \frac{(1+\sqrt{5})^{n+1} - (1-\sqrt{5})^{n+1}}{2^{n+1}\sqrt{5}}$ in derselben Zeile Raum finden. Auch möchten wir für die zweite Auflage des Werkes, die hoffentlich nicht lange auf sich wird warten lassen, den Wunsch äußern, daß im I. Bande, Kap. XX (Zahlentheorie) eine ganz

[1]) Über die Berechnung dieser Summe siehe: M. Mandl, *Quarterly Journal Cambridge,* Nr. 99, 1891, S. 236.

kurze Zusammenstellung der wichtigsten Resultate, betreffend die Klassenanzahl der quadratischen Formen hinzugefügt werden möge, was mit geringem Raumaufwand geschehen kann und so manchem Leser als willkommene Bereicherung des Inhalts erscheinen wird.

Wenn man das vorliegende Werk als Ganzes betrachtet, so muß man anerkennen, daß es eine gewaltige Aufgabe ist, die hier vom Verf. in glänzender Weise gelöst wurde. Staunen muß man nur über die allumfassende stupende Gelehrsamkeit des Autors und seine enorme Arbeitskraft; ebenso auch über die Jugend[1]), in welcher er — neben seinen zahlreichen Publikationen — auch diese Leistung zustande gebracht hat, die volle Bewunderung verdient. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Buch in Fachkreisen die denkbar weiteste Verbreitung finden und bald ein unentbehrliches Requisit, ein wahres Vademecum für jeden Mathematiker werden wird.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Prof. Dr. W. Oels, Lehrbuch der Naturgeschichte. I. Teil: Der Mensch und das Tierreich. Mit 523 zum Teil farbigen Abbildungen im Text und auf 27 Tafeln und mit 9 besonderen farbigen Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1903.

Das Lehrbuch von Dr. Oels unterscheidet sich von einer Reihe ähnlicher Bücher durch seinen verhältnismäßig großen Umfang (470 SS.), seinen reichen Bilderschmuck und die rein systematische Anordnung. Der große Umfang ist bedingt durch die zahlreichen Abbildungen und Tafeln, denen eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet wurde. Sowohl die kolorierten als auch nicht kolorierten Bilder sind von einer Naturtreue und Pracht, daß man das Buch immer mit Vergnügen zur Hand nimmt. Auch sonst ist die Ausstattung des Buches eine ganz vorzügliche, denn Papier und Druck sind tadellos. Der für die Augen der Schüler so schädliche Kleindruck fehlt fast ganz.

Inhaltlich ist stellenweise etwas mehr geboten als in anderen Lehrbüchern. Immerhin ist es richtig, was der Verf. in der Einleitung sagt, daß ein gutes Lehrbuch stets mehr bieten soll, als von dem Schüler verlangt wird, da die Schulsammlungen und Neigungen der Lehrer sehr verschieden sind, hauptsächlich aber auch deshalb, damit die Schüler mit Interesse lesen. Das Buch darf aber nichts Überflüssiges enthalten. Für überflüssig hält es der Ref., wenn am Beginn der Besprechung einer Klasse einfach ein

[1]) Ernesto Pascal wurde am 7. Februar 1865 zu Neapel geboren. — Der I. Band des italienischen Originals von Pascals Repertorium erschien bereits 1898, der II. Band 1900, also zu einer Zeit, da der Verf. erst 33, bezw. 35 Jahre zählte.

oder drei Vertreter nominiert werden und dann eine allgemeine Charakterisierung der Klasse folgt. Man überlasse dem Lehrer die Auswahl der Vertreter und der Schüler hat sich dem Lehrer anzupassen. Überflüssig sind die vielen systematischen Details, z. B. S. 209 Übersicht der lebenden Ordnungen (der Kriechtiere). Diese Übersicht wird sich der Schüler mit viel größerem Nutzen selbst bilden. Überflüssig sind ferner die ungeheuer zahlreichen Zahlenangaben, z. B. die Hausratte ist 16 + 19 *cm* lang; 260—270 Schuppenringe am Schwanze.

Im übrigen entspricht das Buch allen Anforderungen, die an ein gutes Lehrbuch gestellt werden können. Den verschiedenen Richtungen, die in der Neuzeit im biologischen Unterrichte aufgetreten sind, trachtete der Verf. gerecht zu werden. Er schildert das Leben der Tiere in seinen Besonderheiten und in seinen vielfachen Beziehungen zur gesamten Natur, er legt dar, wie in der Tierreihe mit der abnehmenden Arbeitsteilung des Körpers eine stete Vereinfachung der Verrichtungen Hand in Hand geht. Fragen und Bestimmungstabellen fehlen. Die Sätze sind häufig recht knapp gehalten und doch wieder nicht zu dürftig. Die Besprechung des Menschen ist in jenen Teilen, welche der Anschauung mehr zugänglich (Auge) oder von besonderem hygienischen Werte sind (Verdauung), ausführlicher.

Das Lehrbuch ist recht empfehlenswert.

Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. Von Direktor Dr. Thomé. 2., verm. und verb. Auflage. Gera, Reuss j. L., Verlag von Friedrich v. Zezschwitz 1904.

Von diesem wiederholt angekündigten Werke liegen dem Ref. nunmehr 56 Lieferungen vor; nur die Schlußlieferung ist noch ausständig. Man kann daher das Werk als vollendet ansehen. Beschrieben sind in demselben über 5400 Arten, Abarten und Bastarde, abgebildet 769 Pflanzen auf 616 Tafeln mit 5050 Einzelbildern. Die Flora von Deutschland umfaßt vier Bände, deren erster auch die Gefäßkryptogamen enthält, während die eigentliche Kryptogamenflora (Bd. V—VII), bearbeitet von Prof. Dr. Migula, als Ergänzung der vorliegenden Flora erscheint. Die Verlagshandlung kündigte beim Erscheinen der 1. Lieferung an, daß die 2. Auflage gänzlich neu bearbeitet werde, weil eine ziemlich korrekte Wiedergabe der Natur in den Pflanzentafeln geboten sei, verbunden mit Streichung des Ballastes, bezw. Erweiterung und Vervollständigung des Textes. Dieses Versprechen wurde eingehalten. Der Text ist in jeder Hinsicht zweckentsprechend, die Bilder sind tadellos. Thomés Flora kann jedem anderen illustrierten botanischen Werke würdig zur Seite gestellt werden. Ref. empfiehlt sie daher zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken aller Schulen. Der Preis (Mk. 71·25 br., Mk. 80·25 geb.) ist nicht zu hoch gegriffen.

Wien. H. Vieltorf.

Philosophie der Botanik. Von J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel. (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek, Band I.) Leipzig, J. A. Barth 1905. VI und 201 SS. 8°.

Naturgemäß führt die unausgesetzte Beschäftigung mit dem inneren Bau einfachster Naturkörper, mit der Zusammensetzung und der Funktion des Trägers des Lebens, des Protoplasma, sowie weiters die wissenschaftliche Behandlung biologischer Erscheinungen schließlich bei spekulativen nud philosophisch geschulten Forschern zu dem Bedürfnis, auch den Fragen nach der Kausalität, nach dem Grunde des Werdens eines Wesenteiles und des ganzen Wesens, den Fragen vom Anfange des Lebens näher zu treten, sind es ja doch solche Fragen, für die bisher noch kein Wissen eine Antwort gefunden und die von jeher dem Gebiete des Glaubens angehörten. Seit geraumer Zeit nimmt man einen Wechsel der Anschauungen wahr, der insbesondere bei Vertretern naturwissenschaftlicher, also streng realistischer Gebiete den Unbefangenen überraschen muß. Freilich hatte für diese Fragen die materialistische Weltanschauung keine, zum mindesten keine befriedigende Antwort. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie in meiner Studienzeit diese spinose Geschichte kurz abgetan wurde mit beiläufig folgenden Worten: „Einmal müssen die vier Grundstoffe Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff die Fähigkeit besessen haben, zusammenzutreten und eine „organische“ Bildung, einen Organismus zu erzeugen“. Unwillkürlich drängte sich die Frage auf: warum hatten sie die Fähigkeit später nicht mehr? Und was war das für eine Fähigkeit, etwas zu bilden, ist denn Fähigkeit in diesem Sinne nicht gleichbedeutend mit Kraft? Heute tritt uns das damals streng verpönte Wort, die „Kraft“, die „Lebenskraft, die *vita propria,* wieder entgegen, die auch der stärkste Materialismus nicht umbringen konnte (*nomen est omen*) und die jetzt wieder in neuer Gestalt und mit neuem Rüstzeug den Kampf um ihr Sein aufnimmt.

Es dünkt mich, daß ein Vergleich der alten und neuen Anschauung über dieses höchste aller Probleme von Interesse sein muß. In dem „Grundriß der Kräuterkunde“ von dem alten Willdenow (Wien 1799), der vor mir liegt, lese ich auf S. 204 über die „Kräfte der organischen Körper“ Folgendes:

1. Schnellkraft (*elasticitas*); 2. Zusammenziehen (*contractilitas seu vis mortua*); 3. „Reitzbarkeit“ (*irritabilitas*); 4. Empfindung (*sensibilitas*); 5. Lebenskraft (*vita propria*), „ist diejenige Kraft, durch welche der Umtrieb der Säfte befördert wird; sie ist es, welche das Wachstum, die Ausbildung und alle Funktionen der Maschine unterhält“. — 6. Bildungstrieb (*ritus formativus*) „heißt die Kraft, welche verlorene und verletzte Glieder wiederherstellt, sowie sie es ist, durch welche die eigentliche Form derselben erhalten wird. Wir nehmen den Bildungstrieb im weitläufigsten Sinne des Wortes als die Kraft,

wodurch die eigentümliche Form der Geschöpfe hervorgebracht und erhalten wird..." Nach A. v. Humboldt folgt die unbelebte Natur den Gesetzen der Chemie, die lebende aber denen der Lebenskraft.

Sehen wir nun, wie der moderne, spekulative Naturforscher sich zu diesen Fragen verhält und „die Erfahrungen der Naturforschung durch Denken zu verknüpfen und zu erweitern" sucht. Reinke nennt das, was oben der alte Meister als Bildungstrieb bezeichnet, die selbstbildenden Kräfte des Organismus oder die Dominanten. Sie sind ein Typus (der zweite) nichtenergetischer Kräfte, für die es kein Analogon auf dem Gebiete des leblosen Geschehens geben kann, während der erste Typus, die Systemkräfte, von der Struktur des Organismus, also seinen Systembedingungen abhängt, die den Maschinenbedingungen der Maschinen entsprechen. An anderer Stelle seines bedeutungsvollen Werkes sagt der Verf.: „Unter Dominanten verstehe ich die Kräfte, die das System einer Pflanze, eines Tieres mit seinen Teilen (Organen) hervorgebracht haben.... das Wort Dominante ist also ein Symbol für die nicht vorstellbare Ursache der spezifischen Systembedingungen in Tieren und Pflanzen... Die Dominanten sind es also, die unter dem Aufbau immer komplizierterer Systembedingungen und unter fortwährendem Konsum von Energie aus der Außenwelt (Sonnenlicht, Wärme, Feuchtigkeit, Kohlensäure, Sauerstoff) die Eizelle zu einem Hunde, einem Sperling, einem Kirschbaum ausgestalten".

In dem schönen Kapitel „Vom Wesen der Pflanze" kommt nun auch die Lebenskraft *sensu strictiori* zu Ehren, denn es reiche, meint R., eine einzige Tatsache bei einem einzigen Organismus vollständig hin, den Vitalismus im Prinzip zu begründen; indem man sich die Fähigkeit des bewußten Empfindens und Vorstellens, des Denkens, Fühlens und Wollens beim Menschen vorstellt — läßt sich nur eine derselben mechanisch erklären? Auch die lebhafteste Einbildungskraft ist nicht im Stande es auszumalen, wie psychisches Geschehen dem Mechanismus einzuordnen sei; die prinzipielle Berechtigung des Vitalismus ist für R. durch das Dasein des Menschen erwiesen.

Einen breiten Raum nehmen die geistreichen Erörterungen über die Abstammungslehre ein. Das biogenetische Grundgesetz „*omne vivum e vivo*" ist eigentlich das einzig positive, ohne jede Ausnahme giltige Gesetz; die Deszendenztheorie ist ein Axiom, „weil wir allgemein die Typen der Tiere und Pflanzen so ansehen, als ob sie aus anderen Typen sich entwickelt hätten, weil ein gewisser Parallelismus zwischen Ontogenie und Phylogenie allgemeine und fundamentale Voraussetzung der heutigen Biologie ist und weil sie die am meisten befriedigende Vorstellung über den Grund der Mannigfaltigkeit der Typen ist...". Zwei Faktoren sind es, die die phylogenetische Entwicklung bedingen: die im Innern des ur-

sprünglichen Organismus gegebenen und die von außen hinzutretenden umbildenden Faktoren; beide sind das Mittel zur Verwirklichung der Stammesentwicklung wie der Einzelentwicklung; der Versuch, diese zusammengesetzten Erscheinungen der Entwicklungsbedingungen in elementare Vorgänge durch das Experiment aufzulösen, schafft eine Menge neuer Fragen, auf die eine positive Antwort nicht möglich ist: so z. B.: „Nahm das Leben an der Erdeberfläche einen Anfang oder besteht es so lange, als die anorganische Substanz der Erde"; oder „gab es im Anfang einen einzigen Urorganismus oder zahlreiche; waren die Urzellen Anaeroben oder Sauerstoffatmer...." usw. Es zeigt sich da, daß wir über das Wie und das Wodurch der phylogenetischen Umgestaltung des Pflanzenreiches außerordentlich wenig wissen, in der Hauptsache wird man sich wohl immer auf die spekulative Untersuchung beschränken müssen.

Das Schlußkapitel ist der „Herkunft des Lebens" gewidmet. Drei Möglichkeiten bieten sich dar: entweder bestand das Leben von Ewigkeit her auf der Erde, oder es ist in Gestalt von Urzellen aus dem Weltraum auf die Erdoberfläche eingewandert oder endlich es nahm einen zeitlichen Anfang auf der Erde; die Urzellen seien aus leblosem Stoffe (aus „feuchtem Lehm") entstanden; in letzterem kennt man aber keine organisatorischen Kräfte, eine spontane Urzeugung, eine Bildung des Protoplasma aus Verbindungen des „Lehms" ist energetisch unmöglich; somit muß man glauben, daß eine schöpferische Intelligenz, eine intelligente kosmische Urkraft sie hervorgebracht hat. Reinke schließt mit den Worten: „Als Naturforscher sage ich, die Organismen sind gegeben; als Naturphilosoph sage ich, sie sind geschaffen".

Diese kurzen Angaben mögen genügen, um die Bedeutung dieser naturphilosophisch überaus wertvollen Studie zu würdigen. Es gehört die meisterhafte Beherrschung des Stoffes dazu, wie sie der berühmte Kieler Forscher besitzt, um in diesen klippenreichen Gebieten den richtigen Ausweg zu finden; sonst mag es einem so ergehen, wie es Vergil in Dantes Göttlicher Komödie (31. Gesang) treffend kennzeichnet:

> ...... Weil Du zu weit zu spähen
> Versuchst in diesen nachterfüllten Räumen,
> Mußt Du Dich selber öfters hintergehen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Die Elemente der Metaphysik. Von Dr. Paul Deussen. Dritte, durch eine Vorbetrachtung „Über das Wesen des Idealismus" vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus 1902.

Das vorliegende Buch, welches seit seinem Erscheinen in erster Auflage (1877) die 3. Auflage erlebt, hat vor anderen

philosophischen Darbietungen den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß es keineswegs durch schwer verständliche Sprache von dem Studium des behandelten Gegenstandes abschreckt, sondern vielmehr jedem Gebildeten es zugänglich macht, indem es, wie der Verf. (S. VI) sagt, „wirklich nichts enthält, was nicht bei einiger Anstrengung des Denkens" jeder Gebildete erfassen könnte. Es ist das umsomehr anzuerkennen, weil die Tiefe des behandelten Gegenstandes oft Kürze und Faßlichkeit schier unmöglich macht. Es will die Resultate des philosophischen Denkens auf dem metaphysischen Gebiete in kurzer und klarer Weise zusammenfassen und zugleich den Standpunkt der Versöhnung näher bezeichnen, den der vom Verf. vertretene Kantisch-Schopenhauersche Idealismus zwischen den Gegensätzen der zum vollendeten Materialismus hinstrebenden Naturwissenschaften und der durch die wesentlichen Heilswahrheiten der Religion gewonnenen Weltanschauung nach des Verf. Ansicht am besten anbahnt. Zur näheren Charakterisierung dieses Standpunktes spricht der Verf. in einer Vorbetrachtung zur 3. Aufl. des Buches über das Wesen des Idealismus. Für die theoretische Weltbetrachtung gelte *aut Kantianismus aut Materialismus*, d. h. nur der Standpunkt des Realismus, der die Außenwelt für real hält und zum Materialismus führt oder der Standpunkt des von Kant begründeten Idealismus, welcher sie nicht für real im höchsten Sinne hält, sondern nur empirisch real, wodurch aber ihre transzendentale Idealität nicht ausgeschlossen ist. Diese transzendentale Idealität wiederum schließe nicht eine transzendentale Realität der Welt aus. Nur auf dem Gebiete dieser Kantischen, von Schopenhauer weiter geführten Philosophie sei eine Versöhnung der Naturwissenschaften mit der religiösen Weltanschauung möglich. Um dies zu zeigen und zugleich zum Beweise, daß alle die großen religiösen Lehrer der Menschheit im Orient und im Occident gleichsam unbewußte Kantianer gewesen seien, unterläßt es der Verf. nicht, überall auf innere Übereinstimmung mit den wichtigsten Gedankenkreisen der Vergangenheit, namentlich der Inder, Platos und des Christentums hinzuweisen. Dadurch erhält das Werk, zumal da es für Studierende in erster Linie bestimmt ist, einen enzyklopädischen Charakter.

Diesen Grundanschauungen entsprechend wird zunächst der empirische Standpunkt, dessen Ergebnis die Physik im weiteren Sinne ist, zu welcher nach der im § 5 vom Verf. gegebenen Übersichtstabelle die äußere Erfahrung (Mathematik, Naturwissenschaften) und die innere Erfahrung (Psychologie [Logik, metaphys. Ethik]) gehören, dem transzendentalen Standpunkte, welcher nach dem Dinge an sich fragt in der Überzeugung, daß das ganze System der Physik nichts weiter ist als eine Reihe von Vorstellungen in unserem Bewußtsein, entgegenstellt. Zu letzterem gehört die Theorie des Erkennens, der Natur, der Kunst, der Moral.

Religion und Philosophie sind die beiden Formen, in denen die Metaphysik sich entwickelt hat. Vollständig wissenschaftliche

Gestaltung habe aber die Metaphysik durch Kant gewonnen, auf welchem Grunde Schopenhauer seinen metaphysischen Bau aufgeführt hat.

In einem kürzeren Abschnitte (*A.*) wird der empirische Standpunkt, das System der Physik sowie die Aufgabe der empirischen Wissenschaften besprochen. Diese besteht ihren Gegenständen, nämlich dem Raume, der Zeit, Materie, Kausalität, den Naturkräften entsprechend in der Beobachtung der Erscheinungen, der Ermittlung der jedesmaligen Ursachen und Bestimmung der in denselben hervortretenden Naturkräfte. Eine Konsequenz der empirischen Weltanschauung, für welche alles Existierende nur für eine Modifikation der Materie gilt, ist der Materialismus. Auf empirischem Standpunkte ist sie die allein richtige Weltanschauung, das Ideal, welchem die empirischen Wissenschaften zustreben. Wird er aber nicht durch eine höhere Weltansicht ergänzt, so spricht er allem Höchsten der Philosophie und der Religion Hohn. Den Druck einer Welt aber, in der für Gott und Unsterblichkeit kein Platz bleibt, benimmt der Einblick in unser eigenes Erkenntnisvermögen, welchen der transzendentale Standpunkt, das System der Metaphysik, gewährt. Diesem ist der Abschnitt (*B.*) gewidmet.

Hatte der erste Teil zu zeigen versucht, daß die Welt ein Gebilde von ganz und gar materieller Art sei, welches, durchflochten von Kausalität im unendlichen Raume die unendliche Zeit lang besteht, so handeln §§ 38—40 über das Problem, welches der Satz ausspricht „die Welt ist meine Vorstellung“. Da damit die alles Reale umfassende Welt der anschaulichen Vorstellungen gemeint ist, mußte der Verf. das rein Psychologische von den anschaulichen und abstrakten Vorstellungen, von dem Verstande als dem Vermögen der anschaulichen Vorstellungen und der Vernunft als dem der abstrakten Vorstellungen vorwegnehmen. Als unwiderlegliche Wahrheit stellt es nun der Verf. hin, daß die ganze materielle, in Raum und Zeit ausgebreitete Welt nur eine Vorstellung meines Intellektes ist. Die Materialität ist eben nur die Form, in der die Dinge erscheinen. Das Bewußtsein, daß sie anders seien als sie scheinen, spricht sich in vielen Lehren aller Zeiten aus, der Materialismus leugnet es. Die Frage läßt sich nur durch eine Analysis unserer Erkenntnisvermögens beantworten. Diese Analysis führt aber zur Erkenntnis der Elemente der Vorstellung *a priori* und *a posteriori*. An sich existiert nichts als das, was wir Empfindungen oder Affektionen des Ich nennen, welche uns unbekannt sind, da der Physiologe, wenn er diese Affektionen als Reize der Sinnesorgane auffaßt, sie uns als etwas, was erscheint, und nicht als Dinge an sich auffaßt. Daß drei Bestandstücke der Außenwelt Raum, Zeit und Kausalnexus die angeborenen Formen, die Elemente *a priori* sind, welche die uns umgebende Erscheinungswelt von dem an sich Seienden unterscheiden, sucht der Verf. durch je sechs Beweise, *ex antecessione*,

ex adhaesione, e necessitate, e mathematicis, e continuitate, ex infinito darzutun.

Physiologisch gesprochen sind sie Funktionen des Gehirnes. Da der empirische Standpunkt, der einzig richtige für die empirischen Wissenschaften, es nur mit den Dingen zu tun hat, wie sie für uns sind und nicht wie sie an sich sind, so ignoriert er die oben festgestellten Tatsachen. Der transzendente Standpunkt, der von Kant in der Kritik der reinen Vernunft zurückgewiesen wurde, sucht über die durch obige Tatsachen gesetzten Grenzen hinwegzufliegen, bleibt aber immer in den Schranken der Empirie. Der transzendentale Standpunkt Kants aber benützt obige Tatsachen zur Durchforschung der Welt, indem er das in Abzug bringt, was an den Dingen nur durch die Formen des Intellekts gesetzt ist. Kant entdeckte die Formen, Schopenhauer machte sie fruchtbar.

Von diesem transzendentalen Standpunkte aus, den der Verf. zu seinem macht, wird das Problem der anschaulichen Erkenntnis und die Funktionsweise des Verstandes besprochen. Die Anschauung entstehe durch die in den drei Formen Zeit, Raum und Kausalität erfolgende Reaktion des Verstandes auf die Affektionen der Sinne und es ergibt sich dem Verf. als Resultat die Lehre des Idealismus: „Die ganze in Raum und Zeit unermeßlich sich ausbreitende Natur besteht nur unter der Voraussetzung der Formen unseres Intellekts und hat im metaphys. Sinne keine Realität; denn sie ist nichts anderes als das fort und fort immer neu sich ergänzende Produkt der Sinnesaffektion mit den Verstandesformen“, ohne diese Reaktion würde die bloße Aktion der Sinne keine Wahrnehmung herbeiführen. Die Reaktion des Verstandes ist entweder unmittelbar (Rezeptivität) oder mittelbar (Spontaneität), zwar ein und dieselbe in beiden Fällen, aber in jenem Falle defensiv, in diesem offensiv.

Daran schließt sich die Beantwortung der Frage, ob es angeborene Ideen gebe? Da nämlich alle abstrakten Ideen auf Anschauung zurückgehen, so gibt es nach dem obigen Grundsatze des Idealismus zwar keine angeborenen Ideen, aber drei angeborene Funktionen des Gehirnes: Raum, Zeit, Kausalität. Beim Traume komme die Affektion aus dem Innern des Organismus, auf welche der Verstand reagiere. Das Problem der Materie löse sich so, daß die Materie nichts als der objektive Widerschein des Verstandes ist, das objektiv angeschaute Ineinander von Raum, Zeit und Kausalität, dem dasselbe Ineinander, subjektiv aufgefaßt, als Verstand entspricht. Nach einer Kritik des sogenannten Ideal-Realismus und der nachkantischen Philosophie in ihrer Stellungnahme zu dem Grunddogma Kants von der Apriorität des Raumes, der Zeit und der Kausalität beschließt der Verf. den ersten Teil der Metaphysik des Erkennens mit einer Darlegung über die „Vernunft und ihren Inhalt“. Da die Vernunft nach der Ansicht des Verf. das Vermögen ist, aus den anschaulichen Vorstellungen die abstrakten

heranszuziehen, aus den so gebildeten Begriffen Urteile und Schlüsse zu bilden, so stellt sich der Verf. in diesem Teile folgende Aufgabe. Er zeigt zunächst, wie auf dem Wege der Abstraktion von dem Nicht-Identischen unter Festhalten des Identischen, worin sich der Mensch von dem Tiere unterscheidet, die Begriffe entstehen, und legt die übrigen, den Inhalt der Logik ausmachenden Gegenstände dar, nämlich das Aufsteigen zu den generellen Begriffen, und weiter zu den Kategorien, deren er mit Kant nur drei: Substanz, Qualität und Relation anerkennt. Bei dem Urteile hält der Verf. an der Zweigliedrigkeit des Urteiles fest, ohne die Existenzialurteile zu berücksichtigen und bestimmt dann das Wesen des synthetischen Urteiles *a priori*, des Schlusses und des Beweises.

Physiologisch betrachtet ist das Organ des Erkennens das Gehirn, für die innerliche Betrachtung der Verstand. Der Verf. fragt nun, ob die Vernunft ein besonderes physiologisches Organ sei und kommt zum Schlusse, daß Verstand und Vernunft nur verschiedene Funktionen desselben Organes seien. Das dem Menschen allein zukommende Vermögen, Begriffe abzuleiten, unterscheide ihn vom Tiere. Da die Begriffe nur durch die Sprache wahrnehmbar sind, nimmt der Verf. Gelegenheit, das Hauptsächlichste über Wesen und Ursprung der Sprache darzulegen.

Der zweite Teil des Systemes der Metaphysik beschäftigt sich mit der Metaphysik der Natur. Die Philosophie beruhigt sich nicht bei den Antworten der empirischen Wissenschaften auf die Frage, was die Welt sei, sondern faßt sie als Erscheinungsform eines Wesens auf, „welches selbst nicht Erscheinung ist“ und daher durch die empirische Wissenschaft nicht erfaßt werden kann. Das führt zu den zwei Fragen nach dem Prinzipe der Welt und wie sich diese aus jenem erkläre. Als dieses Prinzip ist von Kant das Ding an sich aufgestellt worden, das mit der Kraft der Naturforscher zu identifizieren ist, die an sich unbekannt ist, obwohl der Naturforscher anzugeben vermag, wie die Kraft hervortritt. Da aber dieses Prinzip (Ding an sich, Kraft) unbekannt ist, so würde das notwendige Ableiten des Unbekannten aus dem Bekannteren für den Philosophen unlösbar sein. Da der Intellekt an die Formen der Zeit, des Raumes und der Kausalität gebunden ist, ist die Erkenntnis des Dinges an sich nach Kant unmöglich. Schopenhauer habe aber den Schlüssel zu den Dingen an sich in uns selbst, in unserem intimsten Inneren gefunden, darin, daß neben der äußeren die innere Erfahrung zu Gebote steht. Sucht man die Natur bloß an der Hand der äußeren Erfahrung zu erforschen, so wird sie umso dunkler, je mehr das Aposteriorische die Überhand über das Apriorische erhält, daher die Klarheit der Erkenntnisse in Arithmetik, Geometrie, Logik usw., daher auch die Verdunklung in der Mechanik, wo das Aposteriorische schon hervortritt. Ebendeshalb würde die Bewegung unserer Glieder der allerdunkelste Punkt sein, wenn nicht der Intellekt selbst ein Glied

in der rätselhaften Kette wäre und uns den Weg in das Innere der Natur weisen würde, wie dies Schopenhauer erkannt hat. Nur mein eigenes Selbst ist zum Unterschiede von der anderen Welt nicht nur von außen, sondern auch von innen erfaßbar. Mein Ich ist Gegenstand äußerer Erfahrung, als materieller Leib gleich den anderen Objekten der Außenwelt, als Gegenstand der inneren Erfahrung aber frei von Raum und Kausalität. Nur die Zeit ist eine Schranke, um das Ding an sich zu erkennen. Die Bewegung meiner Glieder ist äußerlich betrachtet Veränderung in Raum, Zeit und Kausalität, innerlich betrachtet ein Wollen, in dem der Wille, der an die Zeit nicht gebunden ist, hervortritt. Diese drei sind nur für unseren Intellekt, aber nicht an sich verschieden. Somit ist Körperbewegung, wie sie unserem Intellekte erscheint, an sich Willen.

Nun zeigt der Verf., daß, wenn auch die willkürlichen Bewegungen ganz offenbare Manifestationen des Willens sind, die unwillkürlichen Lebensäußerungen sich nur für unseren Intellekt von jenen unterscheiden, es sei dieselbe Kraft wirksam, nur mit dem Unterschied, daß einmal die Muskeln bei der willkürlichen Bewegung vom Cerebralsysteme, das andere Mal vom sympathischen Nervensysteme aus gereizt werden und der erkennende Intellekt bloß accidentell selbst ein Glied in der den Muskel irritierenden Kette bei den willkürlichen Bewegungen ist. Diese Kraft ist physiologisch ausgedrückt die Lebenskraft, psychologisch die Seele. Nur bei den willkürlichen Bewegungen ist sie uns sehr bekannt als Wille. Mittels einer Umformung der Bedeutung des Wortes „Wille“ sei auch da von Willen zu reden, wo er nicht, wie bei den willkürlichen Bewegungen, vom Bewußtsein begleitet ist, also auch das, was wir negative Funktionen des Organismus nennen, unbewußter Wille. Da aber dieses innere treibende Prinzip schon bei der Zeugung hervortritt, sei der Mensch eigentlich sein eigenes Werk. Das Wesen der Seele liege nicht im Intellekt, sondern im ursprünglich unbewußten Willen.

Da der Wille, zu unterscheiden von Wollen, wie schon oben gezeigt wurde, von Raum, Zeit und Kausalität unabhängig sei, ergebe sich daraus die Unsterblichkeit des Willens, also der Seele. Den Spuren Schopenhauers folgend, weist der Verf. den Willen als inneres Prinzip aller Naturerscheinungen nach. Dieser Wille zum Leben zeige sich in den zwei Grundtrieben alles Organischen, sich selbst und die Gattung zu erhalten. Daß der Wille ursprünglich und wesentlich bewußtlos sei, zeige die Notwendigkeit des Schlafes. Dieser unbewußte Wille tritt auch im Instinkte, Kunsttrieb der Insekten usw. an den Tag. Bei der Pflanze füllt er die ganze Sphäre des Daseins aus. Auch in der unorganischen Welt wirke der unbewußte, leblose, unorganische Wille, indem sich die organischen und die unorganischen Kräfte (in den physikalischen und chemischen Vorgängen) nur durch die Verhältnisse des Raumes,

der Zeit und der Kausalität, also durch die Erscheinungsform, aber nicht durch das, was in diesen Formen erscheint, unterscheiden.

Über diesen Willen als Ding an sich läßt sich nun aussagen, daß er *ἓν καὶ πᾶν*, unteilbar und frei ist. Dem Willen ist ein Wollen und ein Nichtwollen eigen, mit Rücksicht auf die irdische Existenz eine Bejahung des Willens zum Leben gegenüber einer Verneinung des Willens zum Leben.

Mehr historisches Gepräge tragen die Abschnitte „Mythische Darstellung des Weltprozesses", „Gott und die Welt", welche den Zweck haben, die innere Übereinstimmung dieser Grundanschauung mit den Höhepunkten der Metaphysik aller Zeiten und Länder nachzuweisen, insbesonders mit der Metaphysik der Inder, mit der biblischen Weltanschauung und der griechischen Metaphysik des Plato.

Dieser der Natur gewidmete II. Teil schließt mit einem Versuche, die Frage zu beantworten, wie das „Ding an sich", das nun erkannt wurde, als Welt erscheine. Damit nämlich der an sich formlose Wille in den Formen des Intellekts erscheinen könne, muß er sich denselben anpassen. Die ursprünglichen Willensformen sind die Ideen Platons, identisch mit den im Naturleben sich manifestierenden Kräften.

Die letzteren, physikalischen, chemischen und organischen Kräfte führt der Verf. tabellarisch an, um eine Übersicht zu gewinnen über den ganzen Inhalt des *a posteriori*, der nach Abzug des *a priori* übrig bleibt. Diese Kräfte und Ideen sind es, durch welche der Wille sich bejaht, objektiviert. Um in Raum, Zeit und Kausalität erscheinen zu können, sind sie an die eine Materie angewiesen. Doch ist das Verhalten dieser verschiedenen Kräfte zur Materie ein verschiedenes. Indem er nun dieses verschiedene Verhalten charakterisiert, kommt er auf die zwei Grundtriebe: Ernährung und Fortpflanzung zu sprechen, auf die Urzeugung der Organismen und nimmt Stellung gegen Darwins „Kampf ums Dasein", insofern er rein durch äußere, mechanische Einflüsse erfolgt. Schließlich erklärt der Verf. die Zweckmäßigkeit in der Natur aus der Harmonie des Ansichseienden des Willens, welcher durch eine bestimmte Idee in jedem Lebenden sich objektiviert (innere Zweckmäßigkeit), in allem Existierenden durch die Gesamtheit der Ideen zur Erscheinung kommt (äußere Zweckmäßigkeit).

Im Gegensatze zu dieser Harmonie stehe der Kampf der Individuen, welche sich gegenseitig die Materie streitig machen, so daß jede Erscheinung die in ihr sich manifestierende Idee nur annäherungsweise zum Ausdrucke bringt, weil ein Teil der Kraft verwendet wird für den Streit um die Materie. In unverkümmerter Form erscheinen uns die Ideen in der Metaphysik des Schönen, welche den III. Teil der Metaphysik bildet.

Zunächst weist der Verf. in einem historischen Überblicke nach, wie Plato zu seiner Geringschätzung der Kunst kam, wie

Aristoteles zu seiner Auffassung der Kunst als psychisches Kathartikon gelangte und dabei eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* sich zu schulden kommen ließ, während Kant allein richtig die Empfindung des Schönen als uninteressiertes Wohlgefallen definierte.

Der Widerspruch, der in dieser Kantschen Aufstellung zu liegen scheint, löst sich nicht vom empirischen, aber vom transzendentalen Standpunkte. Dem ersteren entspricht die individuelle, dem letzteren die ästhetische Anschauung. Der Verf. führt also die subjektiven und die objektiven Bedingungen für das ästhetische Phänomen an.

Die transzendentale ästhetische Betrachtungsweise verlangt, daß bei voller Energie des Erkennens Subjekt und Objekt über Raum, Zeit und Kausalität hinausgehoben sind, daher eine momentane Umwandlung beider notwendig ist. Daher muß das Subjekt bei der Kunstanschauung entrückt sein, zeitweilig die Individualität vergessen, was durch Übergewicht des Erkennens über das Wollen oder durch Linderung des Wollens möglich ist.

Das Objekt führt aber zu dieser Entrückung, wenn es von allen Beziehungen zu unserem Willen frei als ein Abbild der Idee erscheint.

Das geschieht gewöhnlich durch die und mit der Kontemplation, beim Künstler aber auf dem Wege der Intuition. Dieser schaut die Ideen selbst. Übereinstimmend damit ergibt sich dem Verf. als Definition der Schönheit die Deutlichkeit des Erscheinens der Idee. Zu der Empfindung des Erhabenen aber kommt man, wenn die Größe oder Macht des Anblickes, die die Stimmung des Schönen hervorrufen, zugleich die Kleinheit unserer Persönlichkeit zum Bewußtsein bringt. Auch das Schöne in der Natur hat seinen Grund in dem Deutlichwerden der Ideen, welche nach Obigem physikalische, chemische und organische Naturkräfte sind.

Während in der unorganischen Natur es dabei auf die Extensität der chemischen Kräfte, auf die Intensität der physikalischen Kräfte (die Idee der Schwere ist deutlicher beim Steine als beim Holze) ankommt, so ist die im Organischen verdeutlichte Idee die Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung des Zweckes.

Der letzte Abschnitt dieses Teiles ist dem Schönen in der Kunst gewidmet. Der Künstler erfaßt in unmittelbarer Anschauung das, was hinter der Natur steht, das Ding an sich, und in der Natur, auseinandergezogen in Raum, Zeit und Kausalität, unvollkommen erscheint. Auf dieser Darstellung des Kunstschönen gründet der Verf. eine sehr eingehende Darlegung, in welchem Sinne und durch welche Mittel die Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie, Musik die Ideen nachzubilden vermag.

Während in diesem Teile gezeigt wurde, wie der Schauende durch die Kontemplation des Schönen über das empirische, nicht sein sollende Dasein für kurze Zeit hinausgehoben wird, um immer wieder in den Bann der Wirklichkeit, von dem er zeitweilig erlöst

schien, zu verfallen, so tritt der letzte Teil des Buches, „die Metaphysik der Moral" behandelnd, der Frage näher, ob es eine ewige Erlösung aus diesen Banden der empirischen Realität gebe.

Nach einem vortrefflichen, dem Gedächtnisse leicht zugänglichen Schema, das das Gebiet der Physik dem der Metaphysik entgegenstellt und noch einmal das behandelte Gebiet der letzteren überblickt, ist die Duplizität des Bewußtseins, die auf dem Gebiete des Denkens das Empirische dem Transzendentalen, auf dem des Anschauens das Individuelle dem Ästhetischen gegenüberstellt, auch auf dem Gebiete des Handelns als zwei entgegengesetzte Richtungen des Willens nachzuweisen, nämlich der den Willen zum Leben bejahenden, d. i. zur individuellen Existenz bejahenden (egoistischen) Handlungen gegenüber den den Willen zur Existenz verneinenden Handlungen, indem der Handelnde, seine begrenzte Existenz gleichsam über die Grenzen seiner Individualität erweiternd, selbe aufhebt. Die Bejahung und die Verneinung im Handeln aufzuzeigen ist die nächste Aufgabe, die der Verf. sich stellt. Er weist zunächst die Unsterblichkeit der Seele dadurch nach, daß er, abgesehen von abstrakten Schlüssen, die Wahrheit des Ausspruches Schopenhauers, daß dem Willen das Leben, dem Leben die Gegenwart gewiß ist, erweist. Die Unsterblichkeit der Seele ist die Unabhängigkeit unseres an sich seienden Wesens des Willens von der Zeit, d. h. Unzerstörbarkeit ohne Fortdauer, die sich am besten durch die zwar bildliche, aber der Wahrheit am nächsten kommende Vorstellung von der Seelenwanderung auffassen läßt.

Im weiteren Verlaufe bespricht der Verf. die Streitfrage, ob der Wille des Menschen frei oder mit Notwendigkeit bestimmt, nicht frei ist, und kommt zu dem Schlusse, daß die Notwendigkeit als bloße Erscheinungsform der Freiheit die Verantwortlichkeit für unser Tun und Lassen nicht aufhebt (Freiheit des Willens).

Die Taten der Bejahung erscheinen daher als notwendig, die der Verneinung als frei.

Wie dieser unendlichen Welt, dem Reich des Wollens oder Begehrens ein Reich der Verneinung, des Nichtwollens entgegenstehen mag, ist durch die Beschaffenheit unseres Intellekts einzusehen nicht möglich. Da aber der Egoismus die allgemeine Erscheinungsform der Bejahung des Willens ist, weil er, wie der Verf. zeigt, notwendig mit den Formen der Bejahung Raum und Zeit gesetzt ist, geht aus diesem Egoismus das Böse, dessen die Welt der Bejahung voll ist, hervor. Daß der Egoismus der Bejahung die Quelle alles Übels sei, beweist der Verf., indem er drei Sphären des Egoismus beschreibt. Diesen drei Sphären entsprechen drei Arten des Unrechtes des Einbruches in die Sphäre eines fremden Egoismus gegen den Leib, gegen das Eigentum, gegen die Ehre. Die Abwehr dieses Unrechtes ist das Recht. Eine Schutzanstalt gegen das Unrecht ist der Staat; eine Vorkehrung gegen die aus dem Egoismus entspringenden Übel ist die Erziehung. Dem Gegen-

satz zwischen Legalität und Moralität, der näher erörtert wird, entspricht die Gesetzesgerechtigkeit des Alten Testamentes gegenüber der Rechtfertigung durch den Glauben im Neuen Testamente. Ein ähnlicher Gegensatz findet sich auf dem Boden der indischen Theologie.

Übereinstimmend mit diesen Grundlehren ist eine völlige Umwandlung unseres Wesens, durch welche eine Erlösung vom Bösen ermöglicht wird, bedingt durch eine Wendung des Willens. Diese Wendung des Willens ist die Verneinung des Willens zum Leben, welche in der Selbstverleugnung besteht, die den Kern jeder moralischen Handlung bildet. Daß dies letztere der Fall ist, zeigt der Verf. und beschließt seine Erörterungen mit dem Nachweise der zwei Wege, welche zu der das Wesen der Moralität ausmachenden Verneinung führen. Es ist dies der Weg der Tugend, deren drei Stufen, auf die eine Quelle des Mitleids zurückgehend, die Gerechtigkeit, die Liebe und die Askese bildet; die letztere besteht nicht etwa im müssigängerischen Quietismus, sondern in der Potenzierung der Gerechtigkeit und Liebe.

Das Prinzip endlich, welches die zur Moralität notwendige Wendung zur Verneinung vollbringt, bezeichnet der Verf. als die Gottheit, als jene Kraft, die sich in unserem Inneren auf dem Gebiete des Wollens und des Erkennens zeigt.

So hat denn der Verf. sein metaphysisches Lehrgebäude in des Buches erstem Teile besonders auf Kant-Schopenhauersche Philosophie, in dem letzten Teile besonders auf Schopenhauers Ideen aufgerichtet, ein System, das mit der Richtigkeit der zu grunde gelegten Ideen der genannten Philosophen steht und fällt, dem aber, wie Ref. schon eingangs bemerkte, eine besondere Klarheit, die geeignet ist, dem Studium der Metaphysik überhaupt und der Kant-Schopenhauerschen Philosophie neue Freunde zu gewinnen, nachgerühmt werden muß.

Wien. Gustav Spengler.

Dr. Josef Hense, Grundzüge der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht. Freiburg, Herder 1905.

Der philosophische Unterricht hat namentlich in Preußen mannigfache Wandlungen erfahren. Die Lehrpläne von 1891 hatten ihn als besondere Lehraufgabe ganz ausgeschieden, die neuen Lehrpläne von 1901 haben in Anlehnung an die vom Jahre 1882 die Aufnahme einer „in engen Grenzen zu haltenden Behandlung der Hauptpunkte der Logik und der empirischen Psychologie“ in den Lehrplan der Prima als „wünschenswert“ bezeichnet. Es fristet seitdem aber doch der an österreichischen Gymnasien stets hoch

gehaltene Lehrgegenstand an den preußischen Gymnasien fast nur eine Scheinexistenz. Es ist deshalb auch nur selten dort zu einer systematischen, schulmäßigen Darlegung des ganzen philosophisch-propädeutischen Lehrstoffes gekommen und wird daher das neue Lehmannsche Lehrbuch der philos. Propädeutik von Schulmännern, die dem Gegenstande eine vollere Würdigung zuteil werden lassen wollen, mit Freuden begrüßt werden. Die vorliegenden „Grundzüge" sind eigentlich nur der in einem besonderen Hefte vorgelegte Anhang aus dem 3. Bande des Deutschen Lesebuches für die oberen Klassen höherer Lehranstalten des gleichen Verf.s, eines Lehrbuches, welches die Approbation des preußischen Kultusministeriums bereits im Jahre 1884 gefunden hat und dessen einzelne Teile von der pädagog. Presse sehr anerkennend besprochen worden sind. Der Verf. hat nun, wie er im Vorwort erläuternd hervorhebt, gerade den Primaner zum Abschlusse seiner bisherigen und zur Vorbereitung auf den strengeren Unterricht der Universität die wichtigsten Gesetze und Lehren der philosophischen Propädeutik als Lehren von bleibendem, allgemeinem Werte in zusammenhängender Darstellung darbieten wollen: im einzelnen seien ja logische Übungen von den unteren Stufen an angestellt und auch über Psychologisches mancherlei Belehrung während des übrigen Unterrichtes geboten worden. Man erkennt dieses letztere auch aus einzelnen Verweisungen des Heftes, woraus hervorgeht, daß Hense in sein Deutsches Lesebuch auch eine Anzahl von Stücken („Der Begriff, das Urteil, der Schluß", „Über das Gedächtnis", „Die Phantasie", „Über das Erhabene", „Über den Charakter" usw.) aufgenommen hat, welche, wie die Höflersche Sammlung, philosophische Betrachtungen enthalten. Was in diesen „Grundzügen" steht, ist eigentlich herzlich wenig, kann auch kaum mehr sein, wenn man bedenkt, wie wenig Zeit hiefür an den preußischen Anstalten zur Verfügung steht. Wer das Drbalsche Lehrbuch der Logik auf 21 SS. und desselben Verf.s Lehrbuch der Psychologie auf 16 SS. zusammenschneiden wollte, müßte sowohl sachlich als formell auf das kommen, was in dem Henseschen Heftchen vorliegt. Es ist klar, daß unsere Propädeutiklehrer mit einem solchen Kompendium nicht mehr das Auskommen finden könnten, auch nur zum geringsten Teile gewillt wären, in das Aristotelisch-scholastische Fahrwasser zurückzusegeln. Ob wir aber mehr in diesem Lehrfache zu bieten vermöchten, wenn es einmal bloßes Anhängsel des Deutschunterrichtes werden sollte, ist wirklich zweifelhaft. Für diese Zwecke ist der Lehrstoff konzinn und recht übersichtlich zusammengestellt.

Linz. Dr. J. Loos.

Jahrbuch für den Zeichen- und Kunstunterricht. Herausgegeben von Georg Friese, Oberlehrer am Realgymnasium I in Hannover. Erster Jahrgang (Doppelband). Mit 5 farbigen Kunstbeilagen und 140 Faksimile-Illustrationen. Hannover, Helwing 1905. XXIV und 538 SS. Lex.-8°. Preis geb. Mk. 12.

„Der Jahrgang will ein getreues Bild geben von dem augenblicklichen Stande des Zeichen- und Kunstunterrichtes in den einzelnen Ländern, sowohl Deutschlands wie des Auslandes." Daß dieses einfache Programm energisch durchgeführt wurde, beweist der starke Doppelband, der uns vorliegt, der eine gewaltige Summe Arbeit, geleistet von hervorragenden Fachmännern, vorstellt. Wir finden unter den Mitarbeitern Flinzer-Leipzig, Wunderlich-Berlin, Mejer-Elberfeld, Kuhlmann-Altona, Friese-Hannover, Starek-Wien (Ausstellung im Karl Ludwig-Gymnasium mit zahlreichen Illustrationen) Elßner-Dresden u. v. a. Der gesamte Stoff ist in sieben Teile gegliedert. 1. „Zeitstimmen", die eine Reihe sehr interessanter Aufsätze bringen; 2. „Zeitgenossen", kurze Biographien mit Bildern; 3. „Zum Gedächtnis", hier finden wir drei Nekrologe von drei bekannten Wienern: Watzek, Sitte, Nowak. Der 4. und größte Teil gibt einen „Überblick über den Stand des Zeichenunterrichtes in den verschiedenen Ländern", wobei neben den deutschen Staaten auch Österreich, Ungarn, die Schweiz, Luxemburg, Schottland und Rußland besprochen werden. Im 5. Teile wird über Vereine und Versammlungen referiert. Der 6. Teil ist durch eine Zeitschriftenschau ausgefüllt; der 7. endlich behandelt die jüngste Literatur. — Es ist naheliegend, daß in einem so großen Opus wie dem vorliegenden hie und da noch Unebenheiten und Irrtümer unterlaufen, was umso begreiflicher ist, da das große Unternehmen im ersten Jahrgange steht. Wir glauben, daß das Jahrbuch ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Zeichner nicht nur der Mittel-, sondern auch der Fachschulen werden wird, und wünschen nur, daß es die Unterstützung aller beteiligten Faktoren finden möge, die zu seinem dauernden Prosperieren nötig ist.

Wien. Rudolf Boeck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Mittelschulstatistik.

Sicheren Daten zufolge beträgt die Zahl der Mittelschüler an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen in diesem Schuljahr 129.219, davon entfallen auf die Gymnasien und Realgymnasien 84.395, auf die Realschulen 44.824. Schulen, die das Öffentlichkeitsrecht nicht besitzen, sind nicht miteingerechnet. Vergleicht man die Frequenz dieses Schuljahres mit dem abgelaufenen, so ergibt sich, daß die Zahl der Gymnasialschüler um 2803, die der Realschüler um 925 zugenommen hat, demnach die Frequenz an den Mittelschulen um 3728 gestiegen ist. An der Frequenzzunahme bezüglich der Gymnasien ist Niederösterreich mit 140, Oberösterreich mit 57, Salzburg mit 35, Steiermark mit 78, Kärnten mit 42, Krain mit 7, Küstenland mit 101, Tirol und Vorarlberg mit 23, Böhmen (deutsch) mit 237, (böhmisch) mit 101, Schlesien mit 65, Galizien mit *2031*, Bukowina mit 83 Schülern beteiligt, während in Mähren die Zahl der Gymnasialschüler um 138, in Dalmatien um 59 abgenommen hat. Bezüglich der Realschulen ist Niederösterreich an der Frequenzzunahme mit 205, Oberösterreich mit 43, Steiermark mit 117, Kärnten mit 22, Krain mit 13, Küstenland mit 67, Tirol und Vorarlberg mit 1, Böhmen (deutsch) mit 147, (böhmisch) mit 187, Mähren mit 118, Galizien mit 105, Bukowina mit 28 Schülern beteiligt, während die Schülerzahl an den Realschulen in Schlesien um 87, in Dalmatien um 30 gesunken ist. In der Gesamtzahl beträgt demnach im Verhältnis zum Vorjahr die Zunahme an den Gymnasien 3000, die Abnahme 197; an den Realschulen die Zunahme 1053, die Abnahme 128. Abgenommen überhaupt hat die Schülerzahl in Mähren, Schlesien und Dalmatien. Vergleicht man die Gesamtzahl der Mittelschüler im Schuljahr 1905/6 mit der des Schuljahres 1885/6 (74.662), so zeigt sich, daß innerhalb des Zeitraumes 1885/6 bis 1905/6 die Zahl der Mittelschüler um 54.557 zugenommen hat und zwar entfallen von diesen 28.013 auf die Gymnasien, 26.544 auf die Realschulen. Im Verhältnis zur Zahl der Schulen ist die Frequenzzunahme an den

Realschulen eine verhältnismäßig größere als an den Gymnasien. Betrachtet man die Frequenzzahlen in den einzelnen Schuljahren des genannten Zeitraumes, so ist zu bemerken, daß die Frequenz in den Schuljahren 1886/7—1888/9 an den Gymnasien gefallen ist, während vom Schuljahr 1889/90 ein stetiges Steigen in beiden Schulkategorien stattgefunden hat. Die jährliche Zunahme bewegt sich in den Schuljahren 1898/99 bis 1904/5 zwischen 4—5000; im Schuljahre 1902/3 betrug die Zunahme sogar 5803. Im laufenden Schuljahr beträgt sie 3728, demnach kann gegenüber dem Vorjahre eine Abnahme konstatiert werden. Ob dies eine fallende Tendenz bezeichnet, oder eine bloß vorübergehende Erscheinung ist, läßt sich nicht mit Sicherheit beurteilen, jedenfalls würde mit Rücksicht auf die Höhe der dermaligen Gesamtzahl von 129.219 eine für die nächste Zeit andauernde Abnahme in der Frequenz zu begrüßen sein.

Zieht man endlich noch die Gesamtzahl der Mittelschulen, die gegenwärtig 360 beträgt, in das Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung in Österreich (26,151.000), so ergibt sich, daß auf 72.642 Einwohner eine Mittelschule entfällt, während beispielsweise im Jahre 1900 im Königreiche Sachsen auf 68.848, im Deutschen Reiche auf 54.319 Einwohner eine Mittelschule kam. Freilich dürfen bei derartigen Vergleichen die eigenartigen Verhältnisse in den einzelnen Ländern nicht außeracht gelassen werden, da nicht allgemein derselbe Maßstab bei der Beurteilung der Aufnahmsfähigkeit von Mittelschulen gelten kann. Soviel über die Frequenzbewegung an den österreichischen Mittelschulen.

Was nun den Bedarf an Lehrern anlangt, so ergibt sich aus der auf S. 67 befindlichen Tabelle, daß die Zahl der approbierten Kandidaten gegenüber dem Vorjahr um 67 gestiegen ist.

Die Zunahme von Kandidaten ist nicht in allen Disziplinen gleich, sie ist gerade in jenen Fächern geringfügig, in denen der Bedarf am größten ist, das ist in den Sprachfächern. In diesen besteht noch ein empfindlicher Mangel an geprüften Kandidaten, daher auch die auffallende Erscheinung, daß eine nicht unbedeutende Zahl von philologischen Lehrstellen aller Art in diesem Schuljahr nicht besetzt werden konnte, während in anderen Disziplinen, z. B. in Chemie, vereinzelt approbierte Kandidaten nicht einmal eine suppletorische Verwendung finden konnten.

Die Zahl der im abgelaufenen Schuljahr zur Besetzung gelangten Stellen betrug mehr als 400. Man kann wohl behaupten, daß etwa 60 Stellen, darunter die Mehrzahl in Galizien, nicht besetzt werden konnten. Es darf erwartet werden, daß bei der großen Frequenz der philosophischen Fakultäten in naher Zeit der Bedarf an Kandidaten allgemein gedeckt werden wird, ja es sprechen leider viele Anzeichen dafür, daß wir einer Überproduktion an Kandidaten entgegengehen, die in weiterer Folge wieder das vielbesprochene Supplentenelend zeitigen wird. Diese Sorge würde verringert, wenn die angestrebte Einbeziehung der Aktivitätszulage in den Pensionsgenuß zur Tat würde, denn dann dürfte eine bedeutende Zahl von Lehrpersonen, die bereits 30 Dienstjahre zurückgelegt haben, den Austritt aus der Aktivität vollziehen.

Summarisches Verzeichnis

aller Lehramtskandidaten, welche im Studienjahre 1904/05 eine nach Art. VI der Prüfungsvorschrift vollständige Lehrbefähigung für Mittelschulen erlangt haben.

Bei der Prüfungs-Kommission	*a*		*b*		*c*		*d*		*e*		*f*		*g*		*h*		*i*		*k*		*s*		Summe		Unterrichtssprache
	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	1903/04	1904/05	
Wien	17	20	9	10	20	20	22	24	16	16	1	—	3	9	9	3	1	4	5	11	11	24	114	141	deutsch 116 böhmisch 5 italienisch 3 ital.-deutsch 1 polnisch 1 poln.-ruthen. 1 serbokroatisch 4 serbokroat.-deutsch 1 slovenisch 1 slovenisch-deutsch 7
Innsbruck	9	7	4	6	5	7	2	8	7	1	1	—	1	1	—	3	—	—	—	2	—	—	29	35	deutsch 30 italienisch 5
Graz	6	2	3	3	5	5	2	1	1	2	—	—	—	1	1	—	—	1	5	—	—	—	23	15	deutsch 12 italienisch 2 italienisch-serbokroatisch 1
Prag (deutsch) . .	6	5	5	5	10	9	5	11	6	8	—	—	—	1	1	—	2	4	4	1	4	—	43	44	deutsch 44
Prag (böhmisch) .	13	12	1	—	21	19	14	19	10	7	—	—	24	25	—	—	2	8	8	13	8	8	101	111	böhmisch 111
Lemberg.	5	6	6	4	2	16	7	9	4	5	1	1	1	1	—	—	2	4	1	4	—	—	29	50	polnisch 37 polnisch-deutsch 1 polnisch-ruthen. 10 ruthenisch 1 deutsch 1
Krakau	3	3	6	6	3	10	5	2	3	2	—	—	2	2	—	—	—	—	1	1	—	—	23	26	polnisch 22 polnisch-deutsch 3 poln.-französ. 1
Czernowitz. . . .	2	2	—	2	1	1	—	5	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	5	12	deutsch 6 deutsch-rumän. 1 deutsch-ruth.-poln. 1 deutsch-poln. 1 deutsch-ruth. 1 d.-serbokroat. 1
ma. . .	61	57	34	36	67	87	57	79	48	41	3	2	31	41	11	6	7	21	25	32	23	32	367	434	

ruppen sind: *a*) klass. Philologie, dazu die Unterrichtssprache als Nebenfach; *b*) Deutsch oder andere Landessprache (Unterrichts- zu Lateinisch und Griechisch als Nebenfach; *c*) Geographie und Geschichte; *d*) Mathematik und Physik; *e*) Ng, dazu m nl; *f*) Philo- Griechisch (Mathematik), dazu Lateinisch (Physik) als Nebenfach; *g*) und *h*) moderne Philologie; *i*) M Ge; *k*) Ng Ch.

Wir möchten diese Betrachtungen nicht abschließen, ohne auch der im abgelaufenen Solarjahr vollzogenen Beförderungen in höhere Rangsklassen zu gedenken. Befördert wurden in die VIII. Rangsklasse 132, in die VII. 114, in die VI. 28, im ganzen 274. Wie aus den Publikationen im Ministerial-Verordnungsblatte hervorgeht, sind unter den Beförderten viele, die auf Grund einer größeren Zahl von Supplentendienstjahren außertourlich vorrückten. Die hier zutage tretende Liberalität der Unterrichtsverwaltung muß umsomehr anerkannt werden, als ihr nach bestehendem Gesetz kein anderer Ausweg offen ist, Lehrpersonen, die eine längere Supplentendienstzeit hinter sich haben, gegenüber dienstjüngeren Kollegen eine materielle Bevorzugung einzuräumen.

Die deutsche Literatur des XIX. Jahrhundert auf unseren höheren Schulen[1]).

Wir studieren das XIX. Jahrhundert als etwas Abgeschlossenes, Historisches auf allen Gebieten, auf dem der allgemeinen Geschichte, der Volkswirtschaft, der Literatur.

Als wir noch im XIX. Jahrhundert lebten, haben wir zwar auch schon ab und zu die historische Betrachtung auf Geschehnisse uns näherer oder fernerer Jahrzehnte dieser Zeitperiode gewandt, aber mit wesentlich anderen Blicken: wir hatten das Bewußtsein, uns mit der noch unfertigen, eben abfließenden Gegenwart zu beschäftigen.

Ganz anders ist es, seit uns eine Säkularwende vom abgeschlossenen Jahrhundert trennt; seit diesem Zeitpunkte ist das XIX. Jahrhundert uns zur Vergangenheit, es ist uns historisch geworden.

Man bleibt auch in rein geschichtlicher Betrachtung nicht mehr bei 1815 (Wiener Kongreß) oder 1848 (Revolutionsjahr) oder 1870 (Wiedererrichtung des Deutschen Reiches) stehen, sondern man verfolgt das Jahrhundert bis an seinen Abschluß.

Ebenso geht es bei der historischen Betrachtung der edelsten Blüte des geistigen Lebens, der Literatur. Auch hier wird es als eine Lücke in der allgemeinen Bildung eines Menschen, der auf höhere geistige Ausbildung Anspruch erhebt, empfunden, wenn er zwar über die wichtigsten Erscheinungen des XIII. Jahrhunderts und über die zweite klassische Periode der deutschen Literatur aus eigener Lektüre und durch literarhistorischen Unterricht leidlich informiert ist, aber über alle Erscheinungen etwa seit Goethes Tod nicht viel mehr weiß, als was ihm gelegentlicher Theaterbesuch, Lektüre von Tagesblättern und Zeitschriften oder die Privatlektüre einiger Sagandichtungen oder Sensationsromane an zusammenhangloser Kenntnis zugeführt hat.

So erklärt sich das Bestreben, den Unterricht an höheren Schulen, die die historische Betrachtung der deutschen Literatur

---

[1]) Nach einem Vortrage.

gewöhnlich mit der zweiten klassischen Periode abschließen, also höchstens bis zu Goethes Tod (1832) führen, über das XIX. Jahrhundert in seiner Gesamtheit auszudehnen.

Am starrsten halten am Althergebrachten die humanistischen Schulen, die Gymnasien, fest; am weitesten kommt diesen Bestrebungen die Lehrerbildungsanstalt entgegen, die für die heranwachsende Jugend Lehrer erziehen will, die ihre Zeit verstehen. Wenigstens im Deutschen Reich, speziell in Preußen und einigen anderen deutschen Staaten.

Preußen weist in den neuen Lehrplänen für Präparandenanstalten und Lehrerseminare vom 1. Juli 1901 [1]) den ganzen obersten Jahrgang des Seminars der neuesten Geschichte seit 1815 und im Deutschen „den hervorragendsten Zeitgenossen Schillers und Goethes sowie den bedeutenderen neueren Dichtern“ zu. Und in Ausführung dieses leitenden Gedankens hat das große, von Dr. Heydtmann in Potsdam begründete deutsche Lesebuch für preußische Präparandenanstalten und Lehrerseminare, das bei Teubner in dreifacher Ausgabe erscheint, in einer dieser Ausgaben, der für Lehrerinnenseminare, einen ganzen Großoktavband von 355 Seiten ohne Biographien, Anmerkungen oder Prosa dem XIX. Jahrhundert gewidmet.

Während das preußische Gymnasium auf Grund des Lehrplanes von 1901 seine Oberprimaner immer noch nur bis zu Goethes Tod führt und höchstens noch einen Ausblick auf die Romantik sowie die Lektüre von Kleist und von zwei Dramen Grillparzers für wünschenswert erklärt, haben sich in Österreich unter den Vertretern des deutschen Unterrichtsfaches auf den Gymnasien sehr beachtenswerte Stimmen für die Ausdehnung der Geschichte der deutschen Literatur über das gesamte XIX. Jahrhundert erhoben.

Ich sehe von den älteren Veröffentlichungen von Spengler [2]), Knieschek [3]), Scheich [4]) und Hausenblas [5]) ab, die zunächst nur den Lehr- und Lesestoff der V. und der VI. Gymnasialklasse bemängelten. Auch Dr. Spenglers [6]) und Dr. Streinz' [7]) Kritik an den Instruktionen von 1884 sowie die Abhandlungen von Dr. Petak [8]) und Dr. Tschinkel [9]) behandelten

---

[1]) Muthesius, Die Lehrpläne für die königl. preuß. Präparandenanstalten und Lehrerseminare, Gotha 1901, S. 14.

[2]) Dr. Franz Spengler, Der deutsche Aufsatz. 1891.

[3]) Johann Knieschek, Über den deutschen Unterricht in Quinta. Progr. der Staatsmittelschule in Reichenberg 1891.

[4]) Rudolf Scheich, Zum Deutschunterricht in der V. und VI. Gymnasialklasse. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894.

[5]) A. Hausenblas, Der deutsche Unterricht in Quinta. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1895.

[6]) Dr. Franz Spengler, Bemerkungen zu den Instruktionen für den Unterricht im Deutschen am Obergymnasium. Vortrag im Verein 'Mittelschule' in Wien 1895.

[7]) Dr. Franz Streinz, Zu den neuen Instruktionen für den Deutschunterricht in den Oberklassen unserer Gymnasien. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901.

[8]) Dr. Petak, Zwei Fragen des deutschen Unterrichtes. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902.

[9]) Dr. Tschinkel, Die gymnasiale Frage — eine nationale Frage. Mitt. d. Ver. zur Verbreit. gemeinnütz. Kenntnisse in Prag. 1903.

mehr die Einzelaufteilung des bisherigen Lese- und Literaturstoffes als die Frage, die uns hier interessiert.

Die hervorragendste Kundgebung in dieser Beziehung ist ein Vortrag, den Professor Dr. Friedrich Bauer am 24. Jänner 1903 im Wiener Verein 'Mittelschule' gehalten hat: 'Die neuere deutsche Literatur im Lehrplan der Mittelschule'[1]). Er tritt hier mit kaum wiederlegbaren Gründen für eine Ausdehnung der Literaturgeschichte, d. i. der chronologisch und nach literarhistorischen Gesichtspunkten geordneten deutschen Lektüre, bis zum Schlusse des XIX. Jahrhunderts ein und weist auch die Wege, die beschritten werden müssen, um Platz dafür zu schaffen. Er spricht sich für den Beginn der historisch geordneten Lektüre in der V. Klasse aus. Denselben Gegenstand hat der Verein am 16. April 1904 durch einen Vortrag des Prof. Dr. Franz Streinz wieder aufgenommen: 'Wie ließe sich der Lehrstoff des Deutschen auf die einzelnen Klassen des Obergymnasiums am zweckmäßigsten verteilen?'[2])

Der Verein hat sich nach gründlicher Debatte über beide Vorschläge zu folgenden Thesen geeinigt:

1. Der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte ist über Goethes Tod hinaus ungefähr bis zum Jahre 1880 auszudehnen.

2. Der literaturgeschichtliche Unterricht ist über alle vier Klassen des Obergymnasiums zu verteilen.

3. Zur Unterstützung des deutschen Unterrichtes in den oberen Klassen ist eine reichlichere Einstellung von Dichtungen des XIX. Jahrhunderts in die Schülerbibliotheken wünschenswert.

Auch Prof. J. Schipek in Saaz tritt in einem Vortrage für die Erweiterung des deutschen literaturgeschichtlichen und literaturkundlichen Unterrichtes der Mittelschule in ähnlichem Sinne ein[3]).

Ich sehe von den Einzelvorschlägen, die gemacht worden sind, um das neue Lese- und Literaturpensum zu begrenzen und dafür den nötigen Raum zu schaffen, zunächst ab.

Wichtige innere Gründe sprechen dafür, nicht bloß auf dem Gebiete der Geschichte im weitesten Sinne des Wortes das Verständnis der Gegenwart durch schulmäßige Behandlung der unmittelbar vorausgegangenen Vergangenheit anzubahnen, also in der Schule den Faden von der Vergangenheit bis zur unmittelbaren Gegenwart, in der der junge Staatsbürger leben soll, fortzuspinnen. Auch die bestehenden Lehrpläne der höheren Schulen bieten gewisse Anknüpfungspunkte und Handhaben, um dem berechtigten Wunsche nach einer Ausdehnung der literarhistorischen Belehrung bis zum Beginne unseres Jahrhunderts entgegenzukommen und ihn mit gewissen Stoffverschiebungen auch zu erfüllen.

Um die eben aufgestellte Behauptung zu begründen, ist es notwendig, die Lehrpläne des Deutschen auf der sogenannten Oberstufe, dort

---

[1]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1903.

[2]) Österreichische Mittelschule. XVIII. Jahrgang (1904), S. 225—237 und 274—278.

[3]) Zur Frage der Erweiterung usw. Mitteil. des Vereines deutscher Mittelschullehrer in Böhmen usw. III (1904), Nr. 4 und 5.

wo Zweistufigkeit besteht, bezw. in den Oberklassen und Jahrgängen, ins Auge zu fassen.

1. Gymnasium. Die für die I.—IV. Klasse vorgeschriebene Lektüre ermöglicht es, auch die Dichter und Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts, soweit die ausgewählten Stücke dem Ideenkreise und der Fassungskraft der Schüler der betreffenden Altersstufe angemessen sind, zu berücksichtigen und so für eine spätere, auf Grund der Lektüre aufzubauende Charakteristik moderner Schriftsteller das nötige Anschauungsmateriale beizustellen. Das geschieht ja tatsächlich jetzt bereits und ist schon lange geschehen, und es gilt das nicht bloß für das Gymnasium, sondern für alle unteren Jahresstufen der hier in Betracht kommenden Schulen.

Namentlich aber gestattet der nach Dichtungsgattungen (epische, lyrische, didaktische) angeordnete Lesestoff der V. Klasse, ausgiebige Proben aus den bezeichneten Gebieten den modernen Dichtern zu entlehnen.

Die VI., VII. und VIII. Klasse sind der historisch geordneten, die Geschichte der deutschen Literatur begleitenden Lektüre gewidmet, und zwar reicht die VI. Klasse von den ältesten Zeiten bis zur Periode des Sturmes und Dranges (c. 1770),

die VII. Klasse umfaßt Herder, Goethe und Schiller bis zu des letzteren Tod (1805),

die VIII. Klasse reicht bis zu Goethes Tod (1832) und bietet einen „Überblick über die Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich im XIX. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung Grillparzers".

Hier liegt der Keim der modernen Bestrebungen und ihre Berechtigung; denn auch eine rein historische Betrachtung kann die Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich von der Gesamtentwicklung der deutschen Literatur nicht loslösen und so versteht es sich von selbst, daß auf verwandte, anregende oder von Österreich beeinflußte literarische Erscheinungen Deutschlands und der deutschen Schweiz Rücksicht genommen werden muß. Ein Anastasius Grün und ein Lenau sind ohne Besprechung der gleichzeitigen politischen Lyrik Deutschlands ebenso unverständlich, als das Wirken Hebbels in Wien ohne Erwähnung des klassischen Realismus in Deutschland oder Kernstocks Vagantenlyrik ohne Besprechung Scheffels oder Baumbachs isoliert bliebe usw.

2. Realschule. Für die I.—IV. Klasse gilt das beim Gymnasium Erwähnte. Einem abkürzenden Verfahren in der Literaturgeschichte der Oberstufe arbeitet der Lehrplan hier insoferne vor, als er für die III. und IV. Klasse vorschreibt: „Bei der Erklärung klassischer Gedichte sind von nun an leichtfaßliche, kurze biographische Mitteilungen über die Verfasser zu geben".

Für die V. Klasse gilt dasselbe wie über die gleiche Klasse des Gymnasiums; die Vorschrift, in die Auswahl auch charakteristische Abschnitte aus der altklassischen Literatur (besonders Homer) aufzunehmen und eine Charakteristik der vorzüglichen prosaischen Kunstformen aus Beispielen abzuleiten, schränkt die Auswahl hier allerdings etwas mehr ein.

Für die geschichtliche Betrachtung der deutschen Literatur und die historisch geordnete Lektüre stehen hier nur zwei Jahre zur Verfügung, die VI. und die VII. Klasse. Erstere geht bis einschließlich Wieland, letztere behandelt Lessing (Herder), Goethe und Schiller. Der Lehrplan verlangt ferner noch „Proben aus den österreichischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts“ und „im Anschlusse an die Lektüre Lebensbilder der genannten Hauptvertreter des klassischen Literatur und der hervorragendsten österreichischen Dichter (mit besonderer Berücksichtigung Grillparzers)“.

Also auch hier wieder in Bezug auf die österreichischen Dichter keine Zeitgrenze. Daß aber auch andere Dichter des XIX. Jahrhunderts, sofern sie nur Dauerndes, an sich Wertvolles geschaffen haben, in den Kreis der Betrachtung gezogen werden können und sollen, zeigen die 'Instruktionen' zum Normallehrplan für die österr. Realschulen, wo es heißt: „Andere — und dies gilt namentlich von den Dichtern der nachgoetheschen Zeit — haben durch ein oder das andere Stück bleibenden Wertes bereits Berücksichtigung im Lesebuch der V. Klasse und der Unterrealschule gefunden“.

8. Mädchenlyzeum. Die Aufgabe der ersten drei Klassen ist ähnlich der des Untergymnasiums und der Unterrealschule. Auch hier für die III. Klasse: „Kurze Mitteilungen über Leben und Wirken hervorragender Dichter“; aber hier ganz allgemein, nicht mehr mit Beschränkung auf die klassischen Dichter; der Lehrplan für die Mädchenlyzeen trägt das Datum vom 11. Dezember 1900; er ist der jüngste unter den bisher behandelten.

Die Aufgabe der IV. Klasse ist ähnlich wie die der V. Realschulklasse; auch hier „besondere Berücksichtigung der altklassischen Literatur, namentlich der homerischen Dichtungen in Übersetzung und der deutschen Volksepen“ und „Fortsetzung der biographischen Mitteilungen“.

Für die V. Klasse lautet die Aufgabe: „Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis Goethe“, für die VI. Klasse: „Auswahl aus Schillers und Goethes Dichtungen und Prosaschriften, den Erscheinungen der nachklassischen Zeit, ferner aus den Werken deutschösterreichischer Dichter, besonders Grillparzers“.

Wie schon in III. und IV. bezüglich der biographischen Mitteilungen keine Zeitgrenze gesteckt ist, so sind hier auch zum ersten Male die Erscheinungen der nachklassischen Zeit ohne zeitliche Grenze und ohne Beschränkung auf Österreich freigegeben.

Das hat mich auch bewogen, in dem mit Dr. Stejskal herausgegebenen Lesebuch für Mädchenlyzeen im VI. Bande die Geschichte der deutschen Literatur bis zum Jahre 1848 zu führen und dem Buche einen Anhang beizugeben, der sie in fortlaufenden Proben und kurzen Charakteristiken bis an das Ende des XIX. Jahrhunderts führt. Und dieser Anhang hat die Approbation des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht erhalten. Der Lehrplan hat eben, wie ich dargetan habe, keinerlei Schwierigkeiten geboten. Die einzige Schwierigkeit liegt in der Zeit, wann dieser Anhang neben dem übrigen Klassenpensum der VI. Klasse

durchgenommen werden soll, und die Rücksicht auf die Kürze der hiefür zu gewinnenden Zeit zwang zur äußersten Beschränkung auf einige wenige, besonders hervorragende und wertvolle Erscheinungen.

4. Lehrerbildungsanstalt. Schon das Ziel, „Übersichtliche Bekanntschaft mit dem Wichtigsten aus der Literaturgeschichte", schließt ein Herübergreifen ins XIX. Jahrhundert nicht aus, wenn eben auch die Kenntnis dieser Periode zum Wichtigsten gerechnet wird, worüber noch zu entscheiden sein wird.

Die österreichische Lehrerbildung kennt keine Zweistufigkeit wie die preußische mit ihren je drei Jahren Präparandie und Seminar. Da unsere Lehrerbildungsanstalt aber ihre Zöglinge erst mit dem vollendeten 15. Lebensjahre aufnimmt, so entspricht sie, wenigstens nach den in ihr vertretenen Altersstufen, ungefähr der Oberstufe einer Mittelschule.

Die literarhistorische Belehrung beginnt hier mit dem III. Jahrgang: „Hand in Hand (mit der Lektüre) erfolgt die Einführung in die Literatur auf Grund einer chronologisch geordneten Anthologie. Literaturepochen und die hervorragendsten Schriftsteller werden im Anschlusse an die Lektüre besprochen". Auch hier können die Epoche des XIX. Jahrhunderts und in diesen wieder die hervorragendsten Schriftsteller dieser Epoche in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Einen noch weiteren Spielraum gewährt der Lehrplan des IV. Jahrganges; denn hier lautet die Vorschrift einfach: „Übersichtliche Darstellung der Literaturgeschichte". In diesem Sinne haben auch die Verfasser des deutschen Lesebuches für die österreichischen Lehrerbildungsanstalten die zweite Hälfte ihres III. Bandes (200 Seiten) dem Zeitalter nach den Klassikern gewidmet und darin die Romantiker, die Sänger der Freiheitskriege, die schwäbischen Dichter, die Zeitgenossen der Romantiker, endlich Dichter und Schriftsteller der neuesten Zeit in charakteristischen und wertvollen Proben vorgeführt. Die Verfasser der für Lehrerbildungsanstalten bestimmten Leitfäden der Literaturgeschichte sind ihnen auf diesem Wege gefolgt.

Fassen wir das Ergebnis der Betrachtung der Lehrpläne übersichtlich zusammen!

Auf dem Gymnasium sind der geschichtlichen Behandlung der deutschen Literatur 3 Jahre mit zusammen 9 Wochenstunden,

in der Realschule 2 Jahre mit zusammen 7 Stunden,

im Mädchenlyzeum 2 Jahre mit zusammen 8 Stunden,

in der Lehrerbildungsanstalt 2 Jahre mit 8 Stunden gewidmet, wobei freilich überall die den übrigen Aufgaben des deutschen Unterrichts (Aufsätze, Grammatik, Redeübungen, Methodik) gewidmeten Stunden in Abzug gebracht werden müssen.

Gerade diejenige Anstalt, die der historischen Betrachtung und der nach literarhistorischen Gesichtspunkten angeordneten Lektüre die meiste Zeit zur Verfügung stellt, faßt die Aufgabe am engsten. Das erklärt sich durch die starke Betonung der Lektüre aus der zweiten klassischen Periode auf dem Gymnasium

In den erwähnten Anstalten geht der literarhistorisch geordneten Lektüre und dem Betrieb der Literaturgeschichte ein ein- (bezw. zwei-) jähriger Kursus voraus, in dem Lektüre nach formalen Gesichtspunkten an der Hand einer nach Dichtungsgattungen geordneten Anthologie getrieben und das Verständnis der wichtigsten epischen, lyrischen und rein didaktischen Dichtungsformen vermittelt werden soll. Die Einführung in die Gesetze des Dramas bleibt überall der obersten Stufe aufbewahrt und soll durch Dramenlektüre auf induktivem Wege gewonnen, allenfalls noch (wenigstens auf dem Gymnasium) an der Hand von Bruchstücken aus Lessings 'Hamburgischer Dramaturgie' zusammengefaßt werden.

Man hat gegen diesen propädeutischen Unterricht in der Poetik auf der Mittelstufe mancherlei Bedenken erhoben; gerade die von mir früher erwähnten Gymnasialdidaktiker haben ihn teils als unzulänglich, teils als unvollständig, teils als verfrüht bezeichnet und seinen Ersatz durch wichtigere Aufgaben des deutschen Unterrichtes gefordert. Als eine solche wichtigere Aufgabe wird die Einführung in das Verständnis der deutschen Dichtung des XIX. Jahrhunderts bezeichnet und die nötige Zeit dafür soll durch einen um ein ganzes oder halbes Jahr früheren Beginn dieses Unterrichtes gewonnen werden.

Es fragt sich nun: *Ist das Bestreben, die Geschichte der deutschen Literatur bis ans Ende des XIX. Jahrhunderts auszudehnen, berechtigt und wie soll diese Kenntnis vermittelt werden?*

Für den Betrieb der Literaturgeschichte im allgemeinen, ohne Rücksicht auf die Zeitgrenze, bleibt immer noch der Grundsatz der 'Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich' maßgebend: „Literaturgeschichte ist als Lehrstoff des Gymnasiums insoferne grundsätzlich abzulehnen, als sie dem Schüler *ästhetische Urteile* beibringt, *die er nicht aus eigener Lektüre schöpfen gelernt hat.* Soweit sie aber rein historisch bleibt, d. h. literarische Werke, Persönlichkeiten, Richtungen in ihrem historischen Zusammenhange nach Ort und Zeit beschreibt, ist sie *ebenso zulässig wie die Staatengeschichte und ergänzt diese*"[1]).

Gerade aus dieser *ergänzenden* Aufgabe der Literaturgeschichte wird die Berechtigung, ja die Notwendigkeit ihrer Fortsetzung bis in unsere Tage, also bis zum Schluß des XIX. Jahrhunderts, abgeleitet werden müssen. Die Staatengeschichte wird bis zu dieser Grenze geführt[2]) und die kulturgeschichtlichen Anhänge der Geschichtslehrbücher lassen sich nicht bloß auf die Hauptpunkte der sozialen Entwicklung, sondern auch auf die Kunst, Musik, Literatur ein. Wenn der Lehrer der Geschichte diese Anhänge überhaupt behandelt — häufig bleiben sie allerdings außer Betracht, aber mit Unrecht —, dann hört der Schüler in der Geschichtsstunde vom Naturalismus in der gesamten Kunst des ausgehenden

[1]) Lehrpl. u. Instr. f. d. Unterr. a. d. Gymn. Österreichs. 2. Aufl. Wien 1900, S. 11 *a*.

[2]) Lehrplan der Geschichte für die VII. Klasse, a. a. O. S. 10.

XIX. Jahrhunderts, natürlich auch in der Dichtung, ohne daß aber der zu seiner Führung auf diesem Gebiete berufene Lehrer des Deutschen ihm die nötigen orientierenden Winke gegeben hätte.

Ähnlich wie die 'Instruktionen' für die Gymnasien sprechen sich auch die für die Realschulen aus: „Literaturgeschichte als solche ist kein Gegenstand des Unterrichts an der Realschule.... Er wäre im Jugendunterricht geradezu verbildend, Schüler anleiten zu wollen, unverstandene ästhetische Urteile anderer sich anzueignen und dadurch die Bildung eines eigenen Urteils zu hemmen, das nur durch die Beschäftigung mit den Kunstwerken selbst angebahnt werden kann“[1].

Also auch hier der Grundsatz: es soll nicht rein literarhistorisch referierend, nicht bloß mit biographischen Daten, Titeln von Büchern und Jahreszahlen vorgegangen werden, sondern die Lektüre soll die Grundlage der Anschauung abgeben, die „Beschäftigung mit den Kunstwerken selbst soll die Bildung des eigenen Urteils anbahnen“.

Dieser Grundsatz, auf das von uns besprochene Gebiet angewandt, lautet: Wenn wir die Schüler in die Geschichte der deutschen Literatur nach Goethes Tod bis an die Grenze des XIX. und des XX. Jahrhunderts einführen wollen, so kann und soll es nur auf dem gleichen Wege geschehen, auf dem die Literaturkenntnisse früherer Perioden, der klassischen sowohl als der Übergangszeiten, gewonnen worden sind. Es ist dies der induktive Weg, der Weg der Anschauung, der Weg durch ausgewählte charakteristische und wertvolle Proben.

Dieser Weg fordert aber Zeit, um diese Proben zu lesen, zu behandeln und für die Charakteristik der Dichter und Zeiträume zu verwerten.

Ein Ausweg, diese Zeit zu finden, ist schon angedeutet worden. Ehe ich diesen näher ausführe, ist zu betrachten, wie dem bereits mehrfach geäußerten Wunsch und dem tatsächlichen Bedürfnisse, die Literatur des XIX. Jahrhunderts auf den höheren Schulen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, innerhalb der bestehenden Lehrpläne, so gut es gehen wollte, Rechnung getragen worden ist. Hier sind drei Wege beschritten worden:

1. Eine knappe anhangsweise Darstellung, rein historisch, ohne Proben.

Diesen Weg hat Lampel mit dem Anhang zum IV. Teil seines deutschen Lesebuches für die oberen Klassen österr. Gymnasien (33 SS.) eingeschlagen.

2. Eine chronologisch geordnete Anthologie mit Proben aus den Dichtern des XIX. Jahrhunderts ohne begleitenden biographischen oder literarhistorischen Text.

Die Vertreter dieser Richtung sind die Verfasser des deutschen Lesebuches für die österr. Lehrerbildungsanstalten in ihrem III. Teil, den ich bereits kurz charakterisiert habe.

---

[1] Instruktionen f. d. Unterr. a. d. Realschulen Österr. im Anschl. an d. Normallehrplan. 5. umgearb. Aufl. Wien 1899. S. 38.

Am konsequentesten, nicht bloß chronologisch angeordnet, sondern auch der Charakteristik der Schulen und Richtungen dienend, ist dies bei Heydtmann, Clausnitzer und Waschow für die preußischen Lehrerseminare durchgeführt worden.

3. Eine Auswahl von chronologisch geordneten und innerlich zusammengehörigen Proben mit begleitendem oder einleitendem literarhistorischen Text.

Diesen Weg haben Dr. Stejskal und ich in unserem bereits erwähnten Anhang zum VI. Teil des deutschen Lesebuches für Mädchenlyzeen eingeschlagen (120 SS. Text). Für die Gymnasial- und Realschullesebücher ist das gleiche Verfahren beobachtet worden und es wird der entsprechende Anhang noch in diesem Jahre die Presse verlassen.

Blicken wir nochmals auf die Grundsätze der 'Instruktionen' zurück — für Mädchenlyzeen und Lehrerbildungsanstalten gibt es keine Instruktionen —, so ergibt sich m. E., daß nur die reine Anthologie oder die Anthologie mit begleitendem literarhistorischen Text ihnen entspricht. Doch bedarf die reine Anthologie des erläuternden und zusammenfassenden Wortes des Lehrers, und da dies in den seltensten Fällen von den Schülern so behalten wird, wie es sollte, so wird daneben — wenigstens an den Lehrerbildungsanstalten im IV., häufig auch schon im III. Jahrgang — ein kurzer literarhistorischer Leitfaden gebraucht und der Aneignung der wissenswerten literarhistorischen Daten und Tatsachen zugrunde gelegt.

Die Lehrpläne der preußischen Lehrerseminare schließen allerdings ein solches Lehrbuch aus. Punkt 13 der „Methodischen Anweisungen zur Durchführung der Lehrpläne" lautet: „Ein fortlaufender Unterricht in deutscher Literaturgeschichte ist nicht zu erteilen; es ist daher auch die Benutzung eines Leitfadens für den literaturkundlichen Unterricht ausgeschlossen" [1]). Wenn aber dann weiter doch das „Wichtigste aus der Literaturgeschichte und ein Überblick über die deutsche Literatur in ihren Hauptabschnitten vermittelt" werden soll, so wird, fürchte ich, der preußische Seminarlehrer ebensogut wie der österreichische bei voller Beachtung des Grundsatzes, „daß dieser Überblick sich auf die Gebiete erstreckt, aus denen die Schüler durch den Unterricht und die Privatlektüre ausreichenden Anschauungsstoff erworben haben", schließlich doch zur Befestigung und geordneten Aneignung seiner Mitteilungen auf einen der zahlreichen Leitfäden oder sonst ein Hilfsbuch verweisen.

In welchem Umfange und in welcher Anordnung soll die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts auf den höheren Schulen behandelt werden?

Hiefür sind folgende Grundsätze maßgebend:

1. Aufzunehmen ist nur an sich Wertvolles und Dauerndes.

2. Für die einzelnen Richtungen und Schulen Charakteristisches, wofern es dem ersten Grundsatze nicht widerspricht.

---

[1]) Muthesius, Die Lehrpläne usw. S. 15.

Dieser letztere Grundsatz erleidet eine gewisse Einschränkung durch die Rücksicht auf das Alter und das Geschlecht derjenigen, denen die Auswahl in die Hand gegeben wird. Gerade die moderne Literatur enthält Dichtungen von großer Kraft und Unmittelbarkeit der Anschauung, die aber wegen ihres sittlichen Gehaltes jungen Leuten nicht in die Hand gegeben, auch nicht in Proben vorgeführt oder genannt werden sollen. Denn selbst die bloße Erwähnung, wenn auch mit einem warnenden Wort oder verwerfenden Urteil, erzielt nicht immer die gewünschte Wirkung. Nur zu häufig erzeugt bekanntlich das Verbot erst die Lust, nach der gefährlichen Frucht zu greifen.

3. Sowie die Darstellung der klassischen Perioden nur bei den Haupterscheinungen und bei den wichtigsten Persönlichkeiten verweilt, so sollen auch im XIX. Jahrhundert nur die hervorragendsten Vertreter der diese Zeit beherrschenden Richtungen und Schulen in einigen Proben vorgeführt werden. Wenig Namen, Titel und Zahlen!

Die Absolventen der höheren Schulen sollen diese zwar mit einem an den besten Mustern geschulten Urteil in literarischen Dingen, aber mit dem Bewußtsein verlassen, mit der deutschen Literatur nicht bereits fertig, sondern höchstens mit ihren Haupterscheinungen einigermaßen bekannt gemacht, in ihren Tempel erst eingeführt worden zu sein.

Eine eigentliche Literaturgeschichte mit zahlreichen Namen, mehr oder minder ausführlichen Biographien, Aufzählung einer großen Zahl von Werken und ästhetischen Werturteilen erregt den Dünkel des Halbwissens und Selbsttäuschung, die deutsche Literatur bereits zu kennen. Eine sorgfältige Auswahl wertvoller Proben aus den besten Meistern regt zu weiterer Selbstbeschäftigung an und führt zu späterer eigener Vertiefung.

Nach diesen Gesichtspunkten wäre der Lese- und Lernstoff aus der deutschen Literatur des XIX. Jahrhundert etwa folgendermaßen anzuordnen:

1. Unmittelbar an Goethe schließt sich ein Kapitel an, das die wichtigsten Zeitgenossen der Klassiker aus der Scheide des XVIII. und des XIX. Jahrhunderts umfaßt: Hebel als Vertreter der Dialektdichtung und der mustergiltigen Erzählung. Letztere ist schon auf der Unterstufe in Proben vorgeführt worden, darauf wird hier zurückverwiesen; dann Jean Paul als Vertreter des zeitgenössischen, insbesondere des humoristischen Romans. Neben ihm noch Pestalozzi für Lehrerbildungsanstalten. Ferner die Lyriker Hölderlin, Matthisson, Salis-Seewis.

Das 2. Kapitel behandelt die wichtigste Erscheinung an der Grenze beider Jahrhunderte, die Romantik. Sie muß, da ihr Wesen aus Proben nur bruchstückweise zu erkennen und zu verstehen ist, im allgemeinen in ihren beiden Hauptrichtungen, der älteren Jenaer- und der jüngeren Heidelberger Schule, charakterisiert werden. Dort werden die beiden Schlegel, Tieck und Novalis, hier Klemens Brentano, Achim v. Arnim, Eichendorff gewürdigt; an sie schließen die Germanisten mit Grimm, Uhland usw. an.

Mit ihnen im Zusammenhange kommt Heinrich v. Kleist, nächst Grillparzer der größte Dramatiker des XIX. Jahrhunderts, zur Behandlung.

3. Mit den Romantikern hängen andere Richtungen zusammen, so die Dichter der Befreiungskriege. In einer für Österreich bestimmten Auswahl darf die ältere Gruppe von 1809 neben der von 1813 nicht fehlen. Die Verbindung stellt Körner her. Er wahrt mit seinem idealistischen Drama auch den Zusammenhang mit den Klassikern, insbesondere mit Schiller.

4. Die vaterländische und volkstümliche Richtung der Romantiker kommt in der schwäbischen Dichterschule zur Entfaltung. Sie gruppiert sich um Uhland und schließt noch Möricke ein.

5. Von der universalen Richtung der Romantiker gehen Chamisso, Rückert und Platen aus. Mit letzterem beginnt die Opposition gegen die Romantik; mit seinem Zeitgenossen Immermann die Abkehr von der erträumten Vergangenheit zur Gegenwart und zum Realismus.

5. Alle diese Richtungen spiegeln sich auch in der deutschen Literatur Österreichs. Wien als Vereinigungspunkt mehrerer Romantiker zur Zeit des großen Kongresses, als Ausgangspunkt der orientalischen Studien und Pflegestätte des spanischen Theaters ist zu charakterisieren. Als führende Persönlichkeiten kommen Karoline Pichler, Collin, Pyrker, Zedlitz, vor allem Grillparzer, neben ihm Raimund zur Sprache.

Soweit läßt sich innerhalb der von den Mittelschul-Lehrplänen gezogenen Grenze auch die Literatur des XIX. Jahrhunderts behandeln und ist auch tatsächlich wiederholt in den Rahmen der Behandlung gezogen worden. Es war dies, wenn auch mehrfach schon neue Richtungen angebahnt worden sind und die Wirksamkeit mehrerer der angeführten Dichter über diese Grenzen hinausreicht, im großen Ganzen das Zeitalter des alten Goethe.

Die neueste Zeit, die mit Goethes Tod beginnt, läßt sich in folgende Abschnitte gliedern:

6. Das Junge Deutschland und die politische Dichtung zwischen 1830 und 1848. Besonders behandelt werden Heine (Zusammenhang mit der Romantik und ihre Auflösung), Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Kinkel, Dingelstedt. Zeitlich ist hier die größte deutsche Dichterin Annette von Droste-Hülshoff anzureihen.

7. Die deutsche Literatur in Österreich im gleichen Zeitraum, besonders Anastasius Grün und Lenau.

8. Die Münchener Schule und die Neuromantiker mit Geibel, Bodenstedt, Heyse, H. Lingg, Martin Greif, Redwitz, Roquette und Scheffel.

9. Der poetische Realismus, vertreten durch Hebbel, Otto Ludwig, G. Freytag, Gottfried Keller, Storm.

10. Endlich die letzten dreißig Jahre (1870—1900). Hier werden die Mären- und Sangdichtung von Jul. Wolff und Baumbach, der antiquarische Roman von Dahn und Ebers besprochen. Darauf folgt die Reaktion des Naturalismus und der Modernen. Hier sind als ältere Vertreter Wildenbruch und Liliencron, als Führer der jüngeren Sudermann und Gerh. Hauptmann in ihren wichtigsten Schöpfungen

zu charakterisieren, immer natürlich unter Beobachtung der oben angegebenen pädagogischen Gesichtspunkte.

11. Den Schluß bildet die deutsche Literatur in Österreich im Zeitalter Franz Josephs I. mit ihrer großartigen Entwicklung des Burgtheaters (Laube, Hebbel, Halm, Bauernfeld, Dingelstedt) und der glänzenden Entfaltung des Volksstückes durch Anzengruber. Daneben kommen die Blüte der Dialektpoesie durch Stelzhamer, die Dichtungen Gilms und Pichlers, Stifters Novellen zur Sprache. Einen zweiten Gipfel bildet Hamerling. Die Dichter der Gegenwart werden durch Rosegger, Ferdinand v. Saar, Marie v. Ebner-Eschenbach und Kralik vertreten. In letzterem feiern zwei Richtungen der Romantik, die christliche und die historische, ihre Wiedergeburt.

Hiemit sind Umfang und Grenzen, innerhalb deren auf höheren Schulen die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts behandelt werden soll, um das Verständnis der Gegenwart zu vermitteln, angedeutet. Und diesen Plan haben Dr. Stejskal und ich im VI. Bande unseres Lesebuches für Mädchenlyzeen und im Anhang dazu auch durchgeführt, in der Auswahl des Lehrstoffes freilich nur zu sehr beschränkt durch den engen Rahmen des bestehenden Lehrplanes.

Denn diese Art der Behandlung fordert Zeit. Das preußische Lehrerseminar widmet, wie erwähnt, dem XIX. Jahrhundert ein ganzes Jahr mit 2 Wochenstunden, die dritte Stunde gehört der Methodik[1]). Für die mit Goethes Alter gleichzeitigen Erscheinungen läßt sich ja die Zeit im Rahmen der gegenwärtigen Lehrpläne allenfalls noch finden. Aber für die ganze neueste Zeit (seit 1832) fehlt Raum und Zeit für eine einigermaßen gründliche Durchnahme. Und gerade für diese Periode müssen reichlichere Proben vorgeführt werden, weil die Unterstufen wenig charakteristisches Anschauungsmaterial bieten.

Es bleibt daher nichts anderes übrig, als mit der historisch geordneten, der Einführung in die Entwicklung der deutschen Literatur dienenden Lektüre um ein ganzes oder wenigstens um ein halbes Jahr früher zu beginnen und so für die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts wieder ein ganzes, bezw. halbes Jahr zu gewinnen.

Damit muß freilich die der V. Klasse des Gymnasiums und der Realschule, der IV. Klasse des Mädchenlyzeums und dem II. Jahrgang der Lehrerbildungsanstalt zugewiesene Lektüre nach formalen Gesichtspunkten behufs Einführung in das Verständnis der wichtigsten epischen, lyrischen und rein didaktischen Dichtungsformen auf dieser Stufe fallen.

Doch ist dieser Ausfall vielleicht nicht zu beklagen. Denn für diese auf die Anschauung zu gründende Theorie ist auf dieser Stufe das vom durchgenommenen Lesestoff zu entlehnende Anschauungsmateriale noch recht gering, fast unzureichend. Auch lassen sich die einzelnen Dichtungsgattungen nach Maßgabe ihres Erscheinens in chronologischer Folge viel besser bestimmen. Und eine wirklich wertvolle zusammenfassende Charakteristik kann viel besser am Schlusse des Literaturkurses auf

---

[1]) Muthesius, Die Lehrpläne usw. S. 14.

Grund einer reichen Anschauung und bei reifem Verständnisse dort geboten oder, besser gesagt, gemeinsam erarbeitet werden, wohin die Lehrpläne bereits die Theorie der höchsten Dichtungsgattung verlegen, nämlich des Dramas.

Ich verzichte darauf, den literarhistorisch geordneten Lehrstoff auf die einzelnen Klassen und Jahrgänge der in Betracht kommenden Schulen im einzelnen aufzuteilen. Das wird Aufgabe der Lehrpläne sein, wenn eine Revision im angedeuteten Sinne erreicht wird.

Ich möchte nur noch zwei Bemerkungen anführen:

1. Der Lesestoff der Mittelstufe geht nicht verloren; er wird, wenn die Lesebücher im Sinne des angestrebten Lehrplanes umgearbeitet werden, an der Stelle, wohin er chronologisch und literarhistorisch gehört, eingereiht werden.

2. Die Schulen, die eine umfänglichere Lektüre altklassischer Proben, insbesondere Homers und Charakteristik der wichtigsten Prosaformen fordern (Realschulen, Mädchenlyzeen) werden mit der literarhistorisch geordneten Lektüre oder mit der Literaturgeschichte etwas später, etwa ein halb Jahr später, beginnen müssen.

In Leitsätze zusammengefaßt lautet das Ergebnis meiner Erörterungen folgendermaßen:

1. Die an allen höheren Schulen (Gymnasien, Realschulen, Mädchenlyzeen, Lehrerbildungsanstalten) in den obersten Jahresstufen eingeführte historische Behandlung der deutschen Literatur soll bis an das Ende des XIX. Jahrhunderts ausgedehnt werden.

2. Diese Fortführung soll im Sinne des bisherigen Betriebes auf Grund der Anschauung geschehen, und zwar durch Lektüre wertvoller und charakteristischer Proben aus Dichtern und Schriftstellern des XIX. Jahrhunderts.

3. Um hiefür die nötige Zeit zu gewinnen und die gründliche Behandlung der ersten und namentlich der zweiten Blüteperiode der deutschen Literatur (XIII. und XVIII. Jahrhundert) nicht zu beeinträchtigen, soll an den genannten Anstalten mit der chronologisch und literarhistorisch geordneten Lektüre je um ein Jahr früher begonnen werden; also in Gymnasien und Realschulen in der V., in Mädchenlyzeen in der IV. Klasse, in Lehrerbildungsanstalten mit dem II. Jahrgang.

4. Die bisher der chronologisch geordneten Lektüre in den genannten Klassen und Jahrgängen vorausgeschickte Belehrung über die wichtigsten epischen, lyrischen und rein didaktischen Dichtungsformen wird an die chronologische Lektüre angeschlossen und auf der obersten Stufe synthetisch auf Grund des gesamten bisher gewonnenen Anschauungsmateriales zusammengefaßt.

5. Für die an Realschulen und Mädchenlyzeen für die V., bezw. IV. Klasse vorgeschriebene Lektüre von Proben aus den altklassischen Dichtungen, insbesonders aus Homer, und für die Charakteristik der wichtigsten Prosaformen kann das erste Semester dieser Klasse oder doch ein Teil davon verwendet werden.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

Die höhere Schule und die Alkoholfrage. Zwei Vorträge auf der 21. Mitglieder-Versammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Erfurt, 9. September 1904, von Prof. D. Hartmann-Leipzig und Privatdozent Dr. med. et phil. Weygandt-Würzburg. Mäßigkeits-Verlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Berlin 1905. 60 SS. Preis 40 Pf.

Hartmann, dessen Bericht den weitaus größten Teil dieser Veröffentlichung einnimmt, bemerkt, daß die Stimmung der Lehrerschaft der höheren Schulen einer entschiedenen Behandlung der Frage keineswegs günstig ist, was durch verschiedene Hinweise erhärtet wird. Er setzt seine Hoffnung auf die Benützung der Resultate der Alkoholforschung, wünscht daher einige wichtige Schriften über den Gegenstand in der Lehrerbibliothek jeder höheren Schule und bespricht weiter, wie das Interesse der Lehrerschaft an der Frage geweckt werden könnte. — Die Belehrung der Schüler soll in jenen Klassen einsetzen, in welchen die empörenden und albernen Schülergelage noch nicht in Frage kommen. Hartmann bespricht, was vom Sachlichen ganz besondens zur Jugendbildung zu betonen wäre, welche Gelegenheiten beispielsweise Lehrer besonderer Fächer hätten, ferner die hieher gehörigen Beziehungen zwischen Schule und Haus, plaidiert für Schülerabstinentenvereine auch im Deutschen Reiche, Alkoholabstinenz bei Schülerausflügen und Schulfesten, Ausfall der Maturitätskneipe (dafür etwa ein Tanzkränzchen), Ausgestaltung der körperlichen Übungen.

Weygandt bespricht gleichfalls einzelne der von Hartmann behandelten Punkte, ganz besonders aber die Beziehungen des Alkohols zur Pubertätsentwicklung und betont die schlimmen Wirkungen des Alkohols auf den natürlichen, ruhigen Verlauf derselben (Sexuelles). Er wünscht aus der klassischen Schülerlektüre Stücke ausgeschlossen, welche den Alkohol verherrlichen.

Die Brochure, welche nur Gutes stiften kann, alle Lehrer interessieren und manche Gleichgiltige für eine wichtige Sache gewinnen wird, ist wärmstens zur Anschaffung für jede Lehrerbibliothek zu empfehlen. Der Preis ist absolut und relativ sehr niedrig. Die Adresse des Vereines ist: Berlin W 15 Fasanenstraße 74, Geschäftsführer J. Gonser. Das Einfachste wäre vielleicht, unsere Mittelschulvereine kauften je eine Anzahl Exemplare an und vermittelten sie weiter.

Über die Tagesbeleuchtung der Schulzimmer. Von Medizinalrat Dr. E. Moritz, Kreisarzt in Halberstadt. Mit 12 Abbildungen im Text. Jena, Gust. Fischer 1905. 16 SS. gr. 8°. Preis 60 Pf. — (Abdruck aus dem Klinischen Jahrbuch, 14. Band.)

Eine Reihe verschiedener physikalischer und chemischer Methoden wurde angewendet, um einerseits zu konstatieren, ob der Minimalbedarf an Tagesbelichtung auf einem gegebenen Arbeitsplatz vorhanden sei, andererseits die Forderungen präzis zu fixieren, welche vom Standpunkte der Hygiene bei der Planung eines Schulhauses hinsichtlich des Tageslichtes zu stellen sind. Moritz hat in früheren Publikationen seine mathe-

matischen Berechnungen und die darauf begründete neue Formulierung für den Lichtbedarf im Schulzimmer, bezw. die Lage und bauliche Gestaltung gegeben (Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten 1896, 22. Band, S. 201; Zeitschrift für Medizinalbeamte 1897, 10. Band, S. 590). Es ist dankenswert, daß er in der vorliegenden, bequem zugänglichen Brochure die mathematische Begründung seiner Forderungen und seinen einfachen Apparat zur Kontrolle der Beleuchtung vorführt. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß die mit dem Apparate vorgenommene Kontrolle der von anderen Autoren, wie Förster, Leonh. Weber, Hermann Cohn auf anderen Wegen gefundenen, verschieden formulierten Forderungen eine überraschende Übereinstimmung dieser unter sich und mit denen des Autors ergab. Auf die Einzelheiten der Arbeit einzugehen ist hier nicht der Ort, bemerkt sei nur, daß direktes Himmelslicht in bestimmter Minimaldosis für jeden Schülerplatz zu fordern ist. — Die Arbeit sei als für die Physiker unter den Herren Kollegen interessant diesen bestens empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.

Jahrbuch des Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluß der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. Bearbeitet von Regierungsrat Dr. Josef Diviš, k. k. Realschuldirektor i. R. in Prag-Weinberge. 18. Jahrg. 1905. Wien, Verlag von F. Tempsky 1905. 546 SS.

Das Jahrbuch hat gegen das Vorjahr um 58 Seiten an Umfang zugenommen, ein Umstand, der auf Erweiterungen, Ergänzungen, sowie Berichtigungen formaler und materieller Natur zurückzuführen ist.

Neu erscheint diesmal u. a. die 'Reihenfolge der bisherigen Minister für Kultus und Unterricht', bezw. der Leiter dieses Ministeriums. Se. Exz. Dr. v. Hartel war seit 19. Januar 1900 der zehnte Minister. Wenn man den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes vorurteilslos und unbefangen prüft, so gelangt man mit Höfler (vgl. dessen Grundlehren der Logik Psychologie S. 154) zum Schlusse, daß die Statistik nicht bloß Zahlen sammeln will, sondern auch Einblick in die einzelnen Faktoren der einzelnen Massenerscheinungen zu erlangen bestrebt ist.

Ich verzeichne im folgenden einige Versehen, die mir beim Lesen des Buches aufgefallen sind. S. 537 (Namensverzeichnis) Strunz Ritt. v. 4 widerspricht der richtigen Angabe: Strunz Karl; S. 43 lies Cyhlarz statt Chyhlarz und ergänze das Geburtsjahr; S. 70 streiche Pohl Oskar, Aushilfsassistent und ebenso S. 526 im N.-V. bei P. O.: *70*; S. 105 schiebe bei Wotan zwischen o und t ein *j* ein und lies: Wojtan; S. 106 ergänze bei Tiefenbacher das Geburtsjahr; S. 120 lies bei Leffler Heinr.: Ritter des F. J. O. statt des F. O.; S. 176 fehlt bei Střížek Robert die Approbation; S. 213 ist Wytrzens mit y gedruckt, in den früher erschienenen 'Jahrbüchern' und in den Schematismen von Dassenbacher mit *i*. S. 216

fehlt bei Dzerowicz Julian das Geburtsjahr; S. 240 finde ich Hajek Josef nicht verzeichnet (vgl. S. 504); S. 271 liest man Rupert, S. 530 dagegen: Ruppert; S. 273 lies bei Klostermann statt 8: *48*; S. 317 verbessere: Kat.; Rel. und lies: Kat. Rel.; S. 347 lies Somatol statt Samatol (Hellmuth): S. 360 dürfte bei Zwoliński die Befähigung: *M* fehlen; S. 361 lies: Pizło Josef, Prof. a. d. II. St. Realsch. (vgl. S. 300); S. 384 lies: Schwarschnig statt: Schwaschnig; S. 481 lies: Wehle Ferd., Hilfslehrer a. d. d. Handelsakademie und Sekr. d. Anstalt; S. 324 streiche bei Umlauft Friedr.: Prof. a. St.-G.: VI. Bez. (bereits pensioniert); S. 340 ergänze bei Herrmann Karl: Prof. a. St.-G. i. Aussig; S. 394 lies: Buřič Joh. usw. ... „für Meta*ll*bearbeitung"; S. 412 liest man bei Jirásek Josef: Medlešic, bei Matyaš Anton: Medlešice. Die Korbflechterschule in Hillersdorf weist bloß eine Frequenz von — *5* Schülern auf; S. 473 lies: Gross Wilhelm, Esseg (nur nicht Essek); S. 477 lies: Rotter Heinrich und nicht: Rottter.... Wenn es S. 425 lautet: „Vertragsmäßig bestellter Lehrer" Müller Karl, so möchte ich „*v. best.*" im folgenden streichen.

Auch sonst ließen sich in diesem sonst recht schätzenswerten, verläßlichen, aber dickleibigen und darum teuern Buche manche Abkürzungen vornehmen, um für andere wertvolle Notizen Raum zu gewinnen. So schriebe ich u. a. S. 45 Adler Guido, Red. „Der Denkmäler der Tonkunst in Österreich"; S. 47: Beer Rudolf, Gerichtsdolmetsch; S. 119: Müller David Heinr., Red. der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes".

Arnau. H. Löwner.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Die Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde in Prag

versandte vor kurzem ihren dreizehnten Jahresbericht. Wir entnehmen aus demselben, daß die Zahl der Mitglieder auf 73 gestiegen ist, die höchste Ziffer, die seit der Begründung der Gesellschaft erreicht wurde. In den ordentlichen zehn Monatssitzungen wurden 14 Vorträge gehalten, an die sich zum Teil lebhafte Debatten schlossen.

Der Verein veranstaltete außerdem noch zwei volkstümliche Sprachkurse in Prag, die sich einer zahlreichen Beteiligung zu erfreuen hatten. Außerhalb Prag wurden Einzelvorträge in Teplitz und Pilsen veranstaltet. Die Bemühungen der Gesellschaft verdienen volle Anerkennung.

Literarische Miszellen.

Die Kunst der Polyglottie. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, jede Sprache in kürzester Zeit in Bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 18. Teil: Die Kunst, die lateinische Sprache zu erlernen. Kurz gefaßte latein. Grammatik für den Selbstunterricht von Dr. H. Verner. Mit einem Übungsbüchlein und Wörterverzeichnissen. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben, o. J. VIII und 182 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.

Trotz des vielversprechenden Titels eine redliche Arbeit, die unter günstigen Umständen immerhin geeignet ist, zum Selbststudium des Lateinischen anzuleiten. Vorausgesetzt wird nur die Kenntnis der grammatischen Grundbegriffe. Dem Umfange nach hält das Büchlein die Mitte zwischen unseren Schulgrammatiken und denjenigen dürftigen Kompendien ('Volkslatein' oder wie sie sonst genannt sein mögen), die in wenig Monaten auf die Lektüre des *Bellum Gallicum* vorbereiten wollen. Von ersteren unterscheidet es sich aber inhaltlich insofern, als darin von klassischer und nachklassischer, von prosaischer und poetischer Latinität nicht die Rede ist. Dem entsprechend ist auch der Druck einheitlich,

durch keine Anmerkung in Petit unterbrochen. Das hängt mit dem Zwecke des Buches zusammen, das nur das notwendigste grammatische Wissen vermitteln und zunächst nur auf die Klassikerlektüre vorbereiten soll. Daß übrigens G. Felix, der Herausgeber der 3. Auflage, auch an die Dichterlektüre denkt, ersieht man aus dem am Schluß angebrachten Kapitel: 'Das Wichtigste aus der Verslehre' (Distichon und iambischer Senar). Insoweit nun hätte Ref. nichts einzuwenden. Hingegen möchte er sich gegen Einzelheiten wenden, die die Vermutung aufkommen lassen, der Herausgeber habe zum Teil nach veralteten Büchern gearbeitet. Kleinigkeiten wie daß *ops* § 38 als vollständig deklinierbares Substantiv behandelt wird oder daß 'berühmt' (von Personen) durch *celeber* wiedergegeben wird (§ 185), mögen noch hingehen. Schlimmer ist es, daß bei der Lehre vom Accusativ und Dativ durch ihre Rektion bemerkenswerte Verba aufgeführt werden, die sich nicht einmal in unseren Schulgrammatiken finden, weil sie eben in der Schullektüre gar nicht oder so selten vorkommen, daß ihre Konstruktion gelegentlicher Bemerkung bei der Lektüre vorbehalten bleibt. § 265 werden die Passiva *videor, dicor, putor, trador, feror* als gleichartig behandelt, als ob nicht die persönliche Konstruktion einzelner dieser Verba auf besondere Formen beschränkt wäre. Genug, Ref. rät dem Herausgeber, bei Gelegenheit einer künftigen Auflage den ganzen grammatischen Stoff nach unseren Schulgrammatiken durchzukorrigieren, nicht nur um Fehlerhaftes zu beseitigen, sondern auch um manche Regel zu vereinfachen und einzelnes Überflüssige zu entfernen. — Die beigegebenen Übungen, welche bis in die dritte Deklination hinein Interlinearübersetzungen enthalten, schließen mit der Formenlehre ab: die Rücksicht auf den nicht zu überschreitenden Umfang des Buches verbot, auch syntaktische Übungen aufzunehmen. Allein für solche würde Raum geschaffen, wenn das umfangreiche 'alphabetisch geordnete Verzeichnis häufiger unregelmäßiger Zeitwörter' wegfiele: an dessen Stelle mag nötigenfalls das Lexikon aushelfen. — In den beiden Wörterverzeichnissen empfiehlt es sich, außer der vokalisch langen Pänultima auch andere vokalische Längen zu bezeichnen.

Wien. J. Golling.

Der psychologische Zusammenhang in der Didaktik des neusprachlichen Reformunterrichtes. Von Dr. Bruno Eggert, Oberlehrer in Frankfurt a. M. Berlin, Verlag von Reuter & Reichard 1904. 74 SS. Preis Mk. 1·80.

Die vorliegende Schrift, die in der bekannten Sammlung von „Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie", herausgegeben von Prof. Ziegler in Straßburg und Prof. Ziehen in Berlin, erschienen ist, stellt sich die Aufgabe, die Didaktik des neusprachlichen Reformunterrichtes psychologisch zu begründen.

Nach einer kurzen Einleitung über den neusprachlichen Reformunterricht behandelt der Verf. auf Grund der Forschungen Wundts zunächst die Entwicklung der Sprachvorstellung. Aus ziemlich eingehenden psychologischen Erörterungen über die simultane Auffassung des Satzzusammenhanges, die Bedeutung der Sprachformen und die Gefühlselemente der Sprachvorstellung zieht er die didaktischen Folgerungen, daß im Unterrichte vom zusammenhängenden Satze ausgegangen werden solle, und zeigt, wie die Sprachbedeutung vermittelt wird und die Gefühle im Sprachunterricht zur Geltung kommen, wobei auch die Methoden Gouin und Sallwürk gestreift werden.

Im zweiten Teile seiner Schrift beschäftigt sich der Verf. mit der Analyse der Sprachvorstellung. Wieder geht er von psychologischen Erörterungen über die Sprachstörungen, das Schema der Sprachvorstellung, die Formen der Sprachtätigkeit und die vorherrschende Bedeutung des Klangbildes aus, um daran didaktische Folgerungen zu knüpfen über die Notwendigkeit des Ausgehens von der gesprochenen Sprache, der Phonetik im muttersprachlichen Unterrichte, der fremdsprachlichen Lautschulung und über den Unterschied zwischen der Sprachaneignung durch das Ohr und durch das Auge.

Die Lektüre dieser Schrift ist den Lehrern der neueren Sprachen zu empfehlen.

Complément de l'Histoire de la Littérature française. Par E. E. B. Lacomblé. 2. édition. Groningne, P. Noordhoff 1904. XII und 282 SS.

Das vorliegende Werk bildet eine Ergänzung zu der französischen Literaturgeschichte desselben Verf.s und enthält Proben der französischen Sprachdenkmäler von den Straßburger Eiden bis zu unseren Tagen. Da die Wahl der Texte sehr gelungen ist und erklärende Anmerkungen nicht fehlen, so stellt diese Anthologie zugleich ein sehr empfehlenswertes Lesebuch für den Unterricht im Französischen dar. Daß es beifällig aufgenommen wurde, beweist der Umstand, daß es schon nach vier Jahren in 2. Auflage erscheint.

Wien. Dr. A. Würzner.

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1905.

Martin Greifs einfache Gefühlsdichtung, die sich durchwegs in reinen Höhen bewegt, eignet sich im allgemeinen für die deutsche Jugend, sei es, daß sie in völlig subjektiver Art Gemütseindrücke wiedergibt, sei es, daß sie, wie bei den patriotischen Dichtungen, eine bestimmte Gelegenheit wahrnimmt, um sich in hymnenartigem Schwunge zu äußern. Die vorliegende, von Julius Sahr besorgte 'Auswahl' aus Greifs in demselben Verlage erschienenen lyrischen Dichtungen soll dazu dienen, die Jugend von einfachen Stoffen der Lyrik des Altmeisters zu dessen inhaltlich bedeutsamsten Schritt für Schritt zu führen; die Sammlung hebt daher sinngemäß mit volksliedartigen Improvisationen an und schließt mit Dichtungen vaterländischen Stoffes und Sinnsprüchen gesunder Lebensweisheit; die sorgfältig gesichtete 'Auswahl' wird eine wertvolle Bereicherung jeder Jugendbibliothek bilden.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Bernhard Marr, Der Baum der Erkenntnis. Eine mythologisch-etymologische Studie. In zwei Teilen und einem Anhang. Dux, C. Weigend 1904. 143 SS.

Nach dem Verf. dieser „Studie" sind ursprünglich alle Begriffe vom Mond und seinen Eigenheiten abgeleitet. „Alle Lautverbindungen der menschlichen Sprache beziehen sich auf den Mond, es können keine neuen, unabhängigen gebildet werden" (S. 47). Am besten zeigt den Geist dieser „darwinistischen Etymologie", wie der Verf. S. 9 den Inhalt seines Büchleins bezeichnet, das folgende Beispiel aus dem 4. Kapitel des

1. Teiles „Die Differenzierung des Urbegriffes“ (S. 23): „*ar*, *ara* ist Ra als Sonnen- und Mondgott, auch Rea, die Frau des Sonnengottes; *ar* ist altegyptisch (so!) geben, wandeln, wie italienisch (!) *ire*; *ar* hieß „der Gesandte“; *ara* ist lateinisch „Opferaltar, Scheiterhaufen, Feuerstätte“, lauter Mondbegriffe, die erst passenden Ortes näher erklärt werden sollen. *Ra* ist siamesisch das glänzende Erz.“ Wer Lust hat, möge weitere Weisheit aus dem Büchlein selber schöpfen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Hartleben A., Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. XIII. Jahrgang 1905.

— —, Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde 1905.

Die beiden recht brauchbaren Hifsmittel gewähren auch in ihrer neuen Auflage einen raschen und, soweit Stichproben einen Schluß gestatten, auch richtigen Überblick über die wichtigsten statistischen Werte der Erde.

Berdrow W., Illustriertes Jahrbuch der Weltreisen. IV. Jahrgang 1905. K. Prochaskas Illustrierte Jahrbücher. Leipzig, Teschen, Wien 1905. Preis geb. 1 K 80 h.

Nach den gleichen Grundsätzen gearbeitet wie der bereits besprochene III. Jahrgang, bringt auch der vorliegende eine Reihe recht anschaulicher, durch meist gute Bilder erläuterter Aufsätze, die den Inhalt der in den letzten Jahren erschienenen Reisebeschreibungen in übersichtlicher Weise zusammenfassen. Die beigegebenen Karten stehen nicht auf der Höhe der Zeit. Sie vermag allein der niedere Preis des Buches zu rechtfertigen.

Kerkhoff T., Betrachtungen über Weltall und Welt sowie neue Anschauungsmittel für den Unterricht in der mathematischen Geographie in Wort und Bild. München 1905. Verlag „Natur und Kultur“. 36 SS. Preis 50 Pf.

Der Aufsatz ist ein Sonderabdruck aus der Halbmonatsschrift „Natur und Kultur“. Er gliedert sich, wie schon der Titel besagt, in zwei Teile. Im ersten bemüht sich der Verf. in theoretischer Weise einen Einblick in die Vorgänge im Weltenraume zu vermitteln. Im zweiten bespricht er, durch schematische Zeichnungen unterstützt, mehrere von ihm zusammengestellte Apparate, die der Veranschaulichung der Himmelserscheinungen dienen sollen. Es sind dies: eine Tafel mit den Tagesstrecken der Mondbahn, ein Mondphasenentwickler, ein Darsteller der Erd- und Ortsbelichtung, ein astronomischer Universalapparat und ein für jede Polhöhe verstellbares Tellurium. Soweit sich die Dinge nach Wort und *Bild* überblicken lassen, scheinen die Apparate recht verwendbar und anschaulich zu sein, doch ließe sich ein sicheres Urteil über sie erst auf Grund praktischer Erfahrungen fällen.

Wien. J. Müllner.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Prof. Dr. Gustav Holzmüller. Erster Teil. 4. Doppel-Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904.

Nunmehr erscheint also auch der erste Band des großen mathematischen Lehrbuches, dessen andere Teile in diesen Blättern schon früher Gegenstand der Besprechung waren, in erneuter Ausgabe. Derselbe reicht bis zum Abschluß der Untersekunda und ist im Anschlusse an die preußischen Lehrpläne vom J. 1901 für die Oberreal- und Realschulen umgearbeitet. Das Erscheinen einer Doppelauflage beweist allein schon seine Vortrefflichkeit im Unterrichte.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Alb. Gockel, Das Gewitter. Köln, J. P. Bachem 1905. 2. Auflage. 264 SS. Preis 4 Mk. 50 Pf.

So einfach und einförmig scheinbar für den Nicht-Physiker die Gewitter verlaufen, so bieten dieselben tatsächlich bei näherer Untersuchung so viel des Mannigfaltigen und teilweise noch Unerklärten, daß eine Zusammenstellung aller Erscheinungen und die Vorführung der wichtigsten Theorien, wie sie das vorliegende Werk bringt, jedem willkommen sein wird.

Die Ursache und Entstehung der Gewitter; die verschiedenen Formen der Gewitterwolken, der Blitze, der Niederschläge; statistische Daten über die tägliche, jährliche und sekulare Periode der Gewitter, über geographische Verbreitung derselben, über Blitzgefahr und Schutz gegen diese, finden sich in wissenschaftlich einwandfreien Darlegungen aber in vollkommen gemeinverständlicher Weise besprochen. Auffallend erscheint, daß der Verf. dem Melsenschen System der Blitzableitung nur eine kurze Bemerkung (auf S. 130) widmet, obzwar auch er dieses System für besonders feuergefährliche Objekte für empfehlenswert zu halten scheint. Auch die Beweisführung über die Entstehung der Gewitter auf S. 144 scheint nicht ganz einwandfrei, wenn man hiermit das auf S. 214 über die geographische Verbreitung der Gewitter Gesagte zusammenhält. Indessen ist ja gerade dieses eine noch ungelöste Frage und der Verf. hält sich hiebei an die gangbare Meinung, welcher er sich ebenfalls rückhaltslos anschließt. Indessen dürfte es dem ganzen Charakter des Buches angemessen sein, die Bedenken gegen die mitgeteilte Theorie auch anzuführen, wie dies der Verf. ja auch in zahlreichen anderen Fällen tut (S. 51 für Kugelblitze, S. 104 ff. über die Blitzgefahr, S. 115 ff. für die Blitzableiter, S. 206 ff. über den Zusammenhang der Gewitter mit den Sonnenflecken, S. 242 ff. über das Hagelschießen usw.).

Schon der Umstand, daß eine Monographie dieser Art in zweiter Auflage erscheint, kann dem Buche als beste Empfehlung dienen und wird sich dasselbe auch in dieser zweiten Auflage zahlreiche Freunde erwerben.

Wien. N. Herz.

Geologische Skizzen aus der Umgebung Aussigs. Von Prof. Georg Bruder. Aussig, Ad. Beckers Buchhandlung 1904.

Der Anfang dieser Skizzen erschien als Programmarbeit in dem Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums in Aussig für das Schuljahr 1902—1903. Nun liegt das Schlußheft vor, das mit Unterstützung der

Stadtgemeinde Aussig veröffentlicht wurde. Da über den ersten Teil der Arbeit an dieser Stelle schon seinerzeit berichtet wurde, so genügt die Bemerkung, daß auch das vorliegende Heft im gleichen Geiste geschrieben den Zweck verfolgt, an Schilderungen der geologischen Verhältnisse in der Umgebung von Aussig anknüpfend den Leser mit den Grundbegriffen der geologischen Wissenschaft überhaupt vertraut zu machen. Mit Rücksicht darauf, daß das Buch in erster Linie für die studierende Jugend bestimmt ist, kann man wohl sagen, daß der erstrebte Zweck in befriedigender Weise erreicht wurde. Acht Tafeln nach photographischen Originalaufnahmen und mehrere Holzschnitte zieren die empfehlenswerte Arbeit.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Max Möller, Orientierung nach dem Schatten. Studien über eine Touristenregel. Mit 30 Figuren in Holzschnitt. 156 SS. In Kommission bei Alfred Hölder. Wien 1905. Preis 4 K.

Vor etwa acht Jahren wurde folgende Orientierungsregel vielfach abgedruckt: Eine nach der Ortszeit gehende Taschenuhr wird horizontal so gehalten, daß der Sonnenschatten einer vertikalen Kante längs des Stundenzeigers gegen dessen Drehungsachse hinfällt; jene Linie, welche den Winkel zwischen XII und dem Stundenzeiger hälftet, hat die Lage der Mittagslinie. Der Verf. widmet diesem Gegenstande eine umfangreiche und sehr mühsame, teils konstruierende, teils rechnende Studie. Es gelang ihm die für die nördliche Erdhälfte giltige Regel durch die Bemerkung zu verfeinern: Wird der gehälftete Winkel an Nachmittagen stets von XII aus im Sinne der Uhrzeigerdrehung bis zur Tagesstunde hin gezählt, an Vormittagen aber im entgegengesetzten Sinne, dann zeigt die Winkelsymmetrale nach Süden und ihre Verlängerung über den Mittelpunkt hinaus nach Norden.

Von dieser Orientierung darf man allerdings nicht viel erwarten. Die nähere Überlegung zeigt sofort, daß man dabei einen notwendigen Fehler begeht, gleich dem Unterschiede zwischen Azimut und Stundenwinkel. Der Fehler ist von mehreren veränderlichen Umständen abhängig, wächst nicht selten bis 90° und nähert sich bisweilen dem gigantischen Werte von 180°, den er sogar erreichen kann! Die Fehler des Versuches selbst werden dabei nicht beachtet.

Das Buch entsprang einem liebevollen Studium und zeigt im Texte, in den Figuren und der allgemeinen Ausstattung einen vornehmen Charakter.

Wien. Suppantschitsch.

Zeichenskizzen zum naturkundlichen Unterricht nach biologischen Grundsätzen. Von Franz Engleder. Heft 1. Kommissionsverlag von Max Kellerers Hof-Buch- und Kunsthandlung in München.

Zur Klärung und Vertiefung der Auffassung und zur Erleichterung der gedächtnismäßigen Einprägung ist es unumgänglich notwendig, daß der Lehrer beim Unterrichte sich des Zeichnens bediene. Dieser Erwägung verdanken die vorliegenden Zeichenskizzen ihre Entstehung; sie sollen dem jungen Lehrer das sein, was er braucht und sucht, nämlich eine reichhaltige Fundgrube zur Vorbereitung für den naturkundlichen

Unterricht. Von diesem Standpunkte aus sind sie bestens zu empfehlen. Ob man sie mit großem Vorteile auch den Schülern in die Hand geben kann, wie der Verf. glaubt, mag dahingestellt bleiben.

Wien. H. Vieltorf.

Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Von Dr. E. Kohlrausch, Gymnasialprofessor und A. Marten, Seminarlehrer. 17. vermehrte und verbesserte Auflage. 22. bis 25. Tausend. Hannover und Berlin, Verlag K. Meyer 1905.

Auf die Gediegenheit und Brauchbarkeit des vorliegenden Spielbuches, so insbesondere beim Betriebe der Spiele an unseren Mittelschulen wurde schon wiederholt anläßlich der Besprechung der älteren Auflagen in dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht. Heute liegt es uns bereits in der 17. vermehrten und verbesserten Auflage vor. Dieser Umstand allein beweist, welcher Beliebtheit sich das Buch in fachmännischen Kreisen erfreut. Die neue Ausgabe, welche bereits das 25. Tausend erreichte, kennzeichnet sich sehr vorteilhaft durch eine Reihe von Vermehrungen und Verbesserungen. Einen besonderen Vorzug des Büchleins bildet das Bestreben des Verf.. die Beschreibung derjenigen Spiele (Nr. 1, 2, 6, 7, 21, 22, 24, 25, 26, 27, 29, 33), für welche bereits Spielregeln des technischen Ausschusses erschienen sind, mit diesen in Übereinstimmung zu bringen. Wir haben auf die Notwendigkeit eines einheitlichen Spielbetriebes wiederholt aufmerksam gemacht und können ein solches Vorgehen nur auf das entschiedenste billigen. Insbesondere tritt die Notwendigkeit übereinstimmender Spielregeln bei den nicht selten eintretenden Fällen von Wettspielen ein, deren Verlauf und Erfolg hiedurch nahezu bedingt ist. Diese an sich erheblichen Änderungen werden demnach von allen Spielfreunden nur willkommen geheißen. Für die Spiele Hohlballschlagen und Grenzrollball, deren Betrieb sich in unserem Spielleben nicht recht einzubürgern vermochte, wurde das Tamburinballspiel aufgenommen. Und mit gutem Recht. Gerade dieses Spiel erfreut sich gegenwärtig, so insbesondere im Spielbetrieb der Mädchen, einer besonderen Beliebtheit. Seine Aufnahme wird jedem Spielfreunde willkommen sein.

Wir stehen nicht an, das auch von dem opferwilligen Verleger schmuck ausgestattete Büchlein wie die anderen Auflagen unseren Schulen und Schülern auf das wärmste zu empfehlen.

Wien. J. Pawel.

Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Von F. Gansberg. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1905. VIII und 214 SS.

Daß der Unterricht in der Stadt, besonders in der Großstadt, vielfach anders beschaffen sein muß, als der Unterricht auf dem Lande, daß zumal der Anschauungsunterricht beim Kind an vielfach andere Gegenstände und Erfahrungen anknüpfen soll, ist eine allbekannte Wahrheit. Wenn daher veraltete Lehrpläne (s. Vorwort) dieser Tatsache nicht genügend Rechnung tragen, so hatte der Verf. ganz Recht, den entgegengesetzten Standpunkt stärker zu betonen, und wenn der Fachmann des Volksschulunterrichtes (denn diese Stufe kommt fast ausschließlich in Betracht) finden sollte, daß dabei etwas über das Ziel geschossen wurde,

so ist dies zu entschuldigen. Ich stehe nicht an, das Buch als ein originelles, methodisch wertvolles zu bezeichnen und zu konstatieren, daß die Lektüre der 18 SS. umfassenden Einleitung ungemein belehrend und der zahlreichen, mehr oder weniger ausgeführten Lektionsproben recht anregend ist. Zur besseren Veranschaulichung des reichen Inhaltes führe ich einige Titel an: Frühling oder Winter? (Sinn: es ist noch nicht Frühling, aber es wird Frühling.) Im Keller. Im Fischladen. Im Neubau. Der neue Anzug. An der Weser. Unser Körper. Im Dom. Am Herdfeuer usw. usw. Auch einige Märchen in Andersens Manier bilden mehrfach den Ausgangspunkt. Natürlich wird in der Praxis aus dem überreichen Stoffe nur immer eine kleine Auswahl verwendbar sein, diese aber bei geschickter Verwertung eine Fülle von Anschauungen, Begriffen, Erinnerungen im Kinde hervorrufen, seine Denktätigkeit und Sprachfertigkeit ungemein wecken und steigern. Die Sprache des Buches ist lebhaft, warm und nimmt stets Rücksicht auf die Fassungskraft der Kleinen. Daß es aus eigener, ernster Unterrichtsarbeit hervorgegangen ist, ersieht man aus jeder Zeile, ebenso ist verständlich, daß es in Stoff und Sprache die norddeutsche Heimat stark verrät. Die Ausstattung ist sehr zu loben.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

1. Simon Binder, Abessinien und das Christentum. II. Teil und Schluß. Progr. des Privatgymn. in Duppan in Böhmen 1903. 13 SS.

Auf 16 Seiten führt der Verf. mit derselben Gründlichkeit wie im vorhergehenden Programm seine Aufgabe zu Ende. Es ist ein durchwegs interessantes Kapitel der Kirchengeschichte, das uns die im Kampfe der römischen Kirche gegen die Arianer und Monophysiten vorgeführt wird, so weit er sich auf Abessinien bezieht. Er weist auch auf den letzten Seiten auf die großen Schwierigkeiten hin, mit denen die katholische Kirche und ihre Mission bis auf unsere Zeiten herauf in Abessinien zu kämpfen gehabt hat und schließt seine verdienstvolle Abhandlung mit den Worten: „Und wenn wir uns fragen, was es möglich machte, daß in diesem entlegenen Gebiete Afrikas, inmitten einer dem greulichen Fetischdienste ergebenen Bevölkerung, ein Reich mit einer Kultur bestehen bleiben konnte, die mit der europäischen vieles gemein hat, so müssen wir gestehen, daß, abgesehen von geographischen Bedingungen, es die Kraft des Christentums ist, die Abessinien vor dem gänzlichen Rückfall in die Unkultur bewahrt hat.“

2. Adolf Gstirner, Zur Geschichte der Manhartalm. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz 1903. 17 SS.

Die Abhandlung des in Alpinistenkreisen bestbekannten Verf.s führt uns nach zahlreichen, im Klagenfurter „Rudolfinum“ und anderwärts aufbewahrten Urkunden die etwas verwickelte Geschichte der Manhartalm, am Fuße des Manhart im görzischen Gerichtsbezirke Flitsch, vor. Sie zeigt uns, wie verwickelt sich die Besitzverhältnisse derartiger, an der Grenze mehrerer Herren Länder gelegener Gebiete im Laufe der Jahrhunderte gestalten konnten, wie viele Streitigkeiten, Prozesse und Gewalttaten sie im Gefolge hatten.

Die Arbeit ist streng quellenmäßig und mit großem Fleiße durchgeführt.

Marburg a. d. Dr. Julius Miklau.

---

3. G. Mair, **Pytheas von Massilien und die mathematische Geographie.** I. Teil. (Mit einer Tafel den Text erläuternder Figuren.) Progr. des k. k. Staatsgymn. in Marburg a. d. Dr. 1904. 32 SS.

Der Aufsatz will als eine Vorarbeit zur Frage „über die Anzahl, Dauer und Ausdehnung" der Nordlandsfahrten des Pytheas aufgefaßt sein. Der Verf. verpricht die Schlußfolgerungen in einer folgenden Abhandlung zu geben. Er sucht in dem vorliegenden ersten Teile in etwas breiter Weise den Nachweis zu führen, daß Pytheas „durch seine in der Nähe des Polarkreises angestellten astronomischen Beobachtungen die Lage der Ekliptik zur Erdachse oder zum Äquator ermitteln wollte" und die Bestimmung der geographischen Breite von Massilia nicht das Ziel war, das er „mit der Ermittlung des Zenithabstandes der Sonne" zu erreichen sich bemühte.

4. Ferd. Niedermayr, **Einige Daten zur Geschichte der Veränderung der holländischen Küsten.** Progr. des k. k. Staatsgymn. in Salzburg 1904. 9 SS.

Ein kurzer Überblick über Art und Umfang der geologischen Geschichte des Landes bietet die Grundlage für das Verständnis der mitgeteilten historischen Nachrichten von Veränderungen des Küstensaumes. Die Quellenaufzählung schließt mit dem Jahre 1370. Die Jahre 1395, 1410 und 1418 werden als „Jahre größerer Katastrophen" lediglich angeführt.

5. Dr. Rich. Raithel, **Die Kalkplateaus in den nördlichen Kalkalpen.** Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1904. 27 SS.

Die Arbeit beschäftigt sich mit dem Gebiete zwischen Saalach und Pyhrnpaß. Sie sucht die Szenerie der Oberflächenformen zu erklären. Dabei ist sie reich an Hypothesen und daraus gezogenen Folgerungen, für deren richtige Beurteilung die außerordentlich spärlichen Quellennachweise nicht ausreichen.

Wien. J. Müllner.

---

6. K. Beer, **Über die Möglichkeit einer algebraischen Teilung der Lemniskatenperipherie.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1903. 11 SS.

Das Ergebnis des zwar kurzen, jedoch streng wissenschaftlichen Aufsatzes ist, daß sich der Lemniskaten-Umfang nur dann mit Zirkel und Lineal in eine ungerade Anzahl gleicher Teile zerlegen läßt, wenn die Teilungszahl eine Potenz von 5 ist.

7. Severin Greilach, **Zur Quadratur des Kreises.** Progr. des k. k. Stiftsgymn. der Benediktiner in St. Paul (Kärnten) 1903. 42 SS.

Nach einem geschichtlichen Überblicke der Jahrtausende weit zurückreichenden Versuche, das angeführte Problem durch Konstruktion oder Rechnung zu lösen, wobei diejenigen, die von Archimedes herrühren, als für die späteren Arbeiten grundlegend ausführliche Besprechung erfahren,

werden die Forschungen der großen Analysten des 18. Jahrhunderts, unter denen die von Legendre obenan stehen, erörtert. Letzterer gab der Aufgabe eine ungeahnte und höchst erfolgreiche Wendung, indem er es als fast sicher hinstellte, daß die Ludolfische Zahl π überhaupt keine gewöhnliche Irrationalität, d. i. eine Zahl sei, die einer algebraischen Gleichung mit rationalen Koëffizienten genüge. Ein ganzes Jahrhundert strich dahin, ehe diese Vermutung erhärtet ward. Lindemann gelang es in seiner klassisch schönen Arbeit, die er im Jahre 1882 in den „Mathematischen Annalen" mit der Überschrift „Über die Ludolphsche Zahl" veröffentlichte, in voller Strenge den Beweis zu erbringen, daß die Zeit π keine algebraische, sondern eine transzendentale Zahl sei. Nach ihm haben andere teils nach ähnlichen, teils nach verschiedenen Methoden diesen Beweis geführt, so Weierstrast, Hurwitz, Gordan, Hilbert. Die einschlägigen Arbeiten reichen in weit entlegene Gebiete der höheren Analysis, insbesondere der neueren Arithmetik zurück, umsomehr gebührt dem Verf. die Anerkennug dafür, daß er es verstanden hat, dieselben in seinem Programmaufsatze in so überaus lichtvoller Weise zur Darstellung zu bringen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

---

8. Der botanische Schulgarten an der k. k. Staats-Oberrealschule in Leitmeritz. Von Prof. Alexander Weinberg. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Leitmeritz 1903. 20 SS.

Es gereicht dem Ref. immer zum besonderen Vergnügen, wenn er in der Lage ist, über einen botanischen Schulgarten zu berichten, da ja der Ref. seit Jahren für die Schaffung derartiger Gärten bei Mittelschulen in Wort und Schrift eingetreten ist. Prof. Weinberg hat sich der großen Mühe unterzogen, einen an den Turnplatz der Realschule anstoßenden eingefriedeten Raum in einen richtigen botanischen Schulgarten umzuwandeln. Nach der vorliegenden Schildernng muß diese Schöpfung eine äußerst gelungene sein, die sowohl von dem selbstlosen Fleiße als von der Fachkenntnis des Verf. ein glänzendes Zeugnis gibt. Daß Prof. Weinberg den Garten in biologischem Sinne eingerichtet hat, kann bei der jetzt herrschenden Richtung in der Naturgeschichte nicht Wunder nehmen. Die bedeutende Größe des Gartens (11·5 *a*) ermöglichte es jedoch auch, das natürliche Pflanzensystem den Schülern entsprechend vorzuführen, so daß der Garten 90 Familien mit zirka 470 Arten enthält. Über den außerordentlichen didaktischen Wert eines so ausgezeichnet angelegten Gartens noch viele Worte zu verlieren, ist wohl überflüssig. Wir wünschen der schönen Anlage das allerbeste Gedeihen.

9. Historisch - mineralogische Skizze von Schlaggenwald. Von Prof. J. Hoffmann. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Elbogen 1903. 25 SS.

Bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung, die dem Vorkommen des Zinnsteines innewohnt und der engen räumlichen Umgrenzung seiner Fundstellen in Europa ist die hier gebotene Zusammenstellung historischer Daten über den Bergbau von Schlaggenwald von allgemeinem Interesse. Es wird auch ein ausführliches Verzeichnis der auf den Zinnerzgängen gefundenen Mineralien gegeben. Schließlich werden die Umstände erörtert, von denen eine eventuelle Wiederaufnahme des seit dem Jahre 1868 gänzlich ruhenden Betriebes in dem Schlaggenwalder Zinnbergwerke abhängt.

10. Die Bildung der Salzlagerstätten. Von Prof. Dr. J. Enderle. Progr. des städtischen Gymnasiums in Wels 1903. 30 SS.

Die Frage nach der Entstehung der in den Erdschichten so weit verbreiteten und ökonomisch so wichtigen Salzlager hat schon seit langem die Geologen beschäftigt. Zumal in neuester Zeit sind durch die Arbeiten von Ochsenius und Johannes Walther die Salzlagerstätten in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Es ist daher von dem Verf. sehr verdienstlich, daß er in seiner Schrift auch für den Fernerstehenden eine zusammenhängende und übersichtliche Schilderung des gegenwärtigen Standes dieser Frage geliefert hat. Zwei Meinungen sind es hauptsächlich, die heute zur Diskussion stehen: Ochsenius vertritt die marine Entstehungsweise der Salzlagerstätten in Buchten und Haffen, die durch Barren partiell vom Ozean abgeschlossen waren. Walther glaubt, daß die mächtigsten Salzlager jedoch nur in abflußlosen Binnenseeen entstehen konnten. Für beide Ansichten lassen sich Beispiele aus der Gegenwart anführen. Der Verf. ist der Meinung, daß nur die genaue geologische Untersuchung in jedem speziellen Falle entscheiden kann, welche Entstehungsweise dem betreffenden Salzlager zuzusprechen ist; und das dürfte wohl das Richtige sein.

11. Geologische Skizzen aus der Umgebung Aussigs. Von Prof. Dr. Georg Bruder. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Staats-Gymnasiums in Aussig 1903. 56 SS.

Mit Recht hebt der Verf. die große Bedeutung der Geologie als Unterrichtsgegenstand hervor und bedauert, daß im Lehrplane der Gymnasien so wenig Raum für diese Wissenschaft ist. Sein Aufsatz soll dazu beitragen „den Schüler zu befähigen, an Beispielen aus der Umgebung des Schulortes seine aus dem Unterrichte erworbenen Kenntnisse durch Selbstbeobachtung zu erweitern und zu festigen“. Die gewählte Methode ist die, daß der Verf. an irgend eine Beobachtung in der Natur anknüpfend nach und nach verschiedene Partien aus der Petrographie und allgemeinen Geologie einflicht, um so den Leser allmählich mit den Grundzügen unserer Wissenschaft vertraut zu machen. Eine größere Anzahl meist gut gewählter Textfiguren und einige hübsche Lichtdrucktafeln zieren den anregend geschriebenen Aufsatz.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

12. Spengler Gustav, Meinongs Lehre von den Annahmen und ihre Bedeutung für die Schullogik. Progr. des Erzherzog Rainer-Gymnasiums in Wien 1903. 32 SS.

Die Schullogik wird aus den Fortschritten, welche die erkenntnistheoretischen und psychologischen Arbeiten Meinongs gefördert haben, nicht nur Nutzen ziehen können; sie wird sogar schwerlich an ihnen vorübergehen dürfen, ohne für rückständig gelten zu müssen. Verf. macht nun in der besprochenen Abhandlung Vorschläge, in welcher Weise die Aneignung der wichtigsten Ergebnisse für den Schulbetrieb zu vollziehen wäre.

In erster Linie ist es notwendig, die Vorstellung einerseits und den durch sie erfaßten Gegenstand anderseits zu unterscheiden. Die Vorstellung ist allemal etwas Psychisches und somit Existierendes, der Gegenstand kann real oder ideal, gegenwärtig, vergangen oder künftig sein. Er ist nicht ein Bestandstück der Vorstellung, sondern nur etwas

zu ihr in Beziehung stehendes. An der Vorstellung selbst ist wieder zweierlei zu unterscheiden; werden verschiedene Farben vorgestellt, so müssen auch die Vorstellungen von ihnen verschieden sein, anderseits vollzieht sich das Vorstellen aller Farben in derselben Weise. Das mit dem Gegenstand variable Bestandstück der Vorstellungen heißt der Inhalt, das konstante der Vorstellungsakt.

Annahmen sind psychische Erlebnisse, welche zwischen Vorstellung und Urteil eine Mittelstellung einnehmen, indem sie wohl bejahend oder verneinend sind, wie das Urteil, aber keinen Überzeugungsanteil aufweisen, wie dieses.

Als weitere Voraussetzung für den Logikunterricht erscheint noch das Verständnis der Termini Komplexion, Relation, ideal, real, Existenz und Bestand notwendig. Mit diesen Mitteln läßt sich leicht der Anteil der Annahmen an den unanschaulichen Vorstellungen und der Unterschied dieser von den anschaulichen aufweisen. Verf. führt nun aus, daß auch der „Begriff“ nichts als eine Vorstellungskomplexion von der Art der „Zusammenstellung“ ist. In ähnlicher Weise zeigt sich, daß die „negativen Vorstellungen“ Annahmen sind, bei welchen eine Abstraktion vollzogen wurde.

Auch für die Beziehungen zwischen Sprechen und Denken ergeben sich neue Gesichtspunkte. Ist erst bei der Vorstellung klar gemacht, was Ausdruck und Bedeutung sei, dann läßt sich zeigen, daß die meisten Sätze nicht Urteile ausdrücken. Auch das normale Verhalten desjenigen, der einen Satz hört und versteht, ist nicht das Urteilen, sondern das Annehmen. Die Bedeutung des Wortes ist normalerweise ein Objekt, die des Satzes dagegen ein „Objektiv“. Der Gegenstand „Schnee“ ist ein Objekt, hingegen „daß es Schnee gibt“ bedeutet ein Objektiv. Die Objekte werden durch Vorstellungen erfaßt, die Objektive durch Annahmen und Urteile. — Da auch die Frage Objektive zum Gegenstand hat, kann sie nicht der Ausdruck einer Vorstellung sein, anderseits aber auch nicht eines Urteiles: auch an ihr hat die Annahme wesentlichen Anteil. Ebenfalls als Annahmen stellen sich schließlich noch die hypothetischen Urteile dar und damit ergibt sich die Bedeutung der Annahmen für die ganze Lehre von den Schlüssen.

Es sind gewiß die richtigen Stellen, an welchen Verf. einer Änderung der Schullogik das Wort redet. Nur würde es Ref. für vorteilhaft halten, wenn die gegenstandstheoretischen [1]) Voraussetzungen, wie z. B. Unterscheidung von Objekt und Objektiv, real und ideal, Relation und Komplexion, Erklärung der Fundierung u. dgl. nicht in den übrigen Zusammenhang eingestreut, sondern an eigener Stelle, am besten eingangs, für sich gebracht werden möchten. Die Erkenntnis der Selbständigkeit dieses Tatsachengebietes und seiner grundlegenden Bedeutung für die Logik dürfte so am besten wachgerufen werden. Vielleicht könnte die unerläßliche psychologische Einleitung noch vorausgehen; das wäre Sache genauer Erwägung.

Eine Mehrbelastung wäre davon sicher nicht zu erwarten; der Stoff der eigentlichen Logik würde erheblich zusammenschrumpfen, wenn die gegenstandstheoretischen Probleme vorausgenommen wären. Hoffentlich werden die Vorschläge des Verf. bald in Tat umgesetzt werden.

Graz. Dr. Ameseder.

---

[1]) Vgl. Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Herausgegeben von Meinong, bei J. A. Barth 1904.

13. **Wurzer R., Reisebilder aus Italien** (Nach Erinnerungen und Tagebuchblättern). I. Venedig—Ravenna. Progr. des k. k. I. Staatsgymnasiums in Czernowitz 1904. 44 SS.

Der Verf. will die Schüler seiner Anstalt mit den wichtigsten Denkmälern der bildenden Kunst Italiens bekannt machen und hat seinen Zweck erreicht. Wir folgen ihm zunächst nach Venedig: er führt uns zum Dogenpalast, aus dem die einstige Machtfülle und der unbesiegbare Reichtum der Stadt spricht, auf die Piazza di S. Marco mit ihren Prachtbauten, wobei er auf die Symmetrie und Einheitlichkeit in der Gestaltung der Gebäude hinweist und diesen Mittelpunkt des Lebens in Venedig und den Geschäftssinn der Bewohner richtig würdigt. Bei einer Fahrt durch den *Canale grande* lernt er die Paläste an demselben kennen und findet Beziehungen zur Hausanlage der Römer. Von den Kirchen wird zuerst S. Marco mit seiner prächtigen Dekoration betrachtet, dann folgen die Kirchen des venezianisch-gotischen Stiles, der Renaissance und des Barockstiles, überall werden die einzelnen Stilgattungen kurz und treffend charakterisiert. Skulpturen lernen wir im *Museo archeologico* mit Typen der hellenistischen Periode, im *Museo civico*, bei der Markuskirche und vor dem Arsenale kennen. Der Besuch des Arsenales gibt Veranlassung zu einer Ausführung über den Bau der Stadt. Natürlich werden wir auch in Kenntnis gesetzt von den wichtigsten Werken der Malerei, die sich in Venedig befinden: es sind Werke Bellinis, Tizians, Tintorettos und Paolo Veroneses. Von Venedig führt uns der Verf. nach Ravenna: bei der Beschreibung der Fahrt findet er Veranlassung, über den Geburtsort des Livius, als den einige das in der Nähe von Padua gelegene Albona ansehen wollen, sowie über die Bewohner der Provinz Venetia zu sprechen; auf den letzteren Punkt kommt er noch S. 42 f. zurück und meint, es seien die Veneter als nähere Verwandte des illyrischen Stammes anzusehen, wie auch Herodot sie Illyrier nennt. Diese Ausführung kommt für Liv. I 1 in Betracht. Ravenna hat als spätrömische Gründung wenig antike Skulpturwerke aufzuweisen, dagegen ist es umso reicher an Werken altchristlicher Kunst, die vielfach Anklänge an die heidnische Kunst zeigen. Vor allem interessieren die Kirchen: es werden erwähnt das Baptisterium der Orthodoxen, der Dom, die Basiliken S. Spiridio, S. Vitale, das Grabmal Theoderichs (*S. Maria della Rotonda*) usw. Auch die bedeutende Bibliothek sowie das Grabmal Dantes finden die verdiente Beachtung. Dem Verf. ist es gelungen, den behandelten Stoff in anschaulicher, verständlicher Darstellung zu geben, so daß Kollegen und Schüler seine Abhandlungen mit Gewinn lesen werden; für die Fortsetzung möchte Ref. nur raten, sich bei gelehrten Auseinandersetzungen auf ein noch geringeres Maß zu beschränken. — Zu berichtigen ist S. 19 der Druckfehler Pyraeus statt Piraeus.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Enniana.

(Mit besonderer Berücksichtigung der beiden Enniusausgaben Vahlens).

II.

Ich habe im I. Teil der *Enniana* an einer beträchtlichen Anzahl von Stellen aus den Annalen gezeigt, daß Müllers ungünstiges und nicht selten in schroffer Weise ausgesprochenes Urteil oft unbegründet und ungerecht ist. Die wirklichen Verdienste Müllers erkenne ich bereitwillig an, aber ich überschätze sie nicht, wie es bei manchen Sitte geworden ist; es ist ja ganz natürlich, daß die 30 Jahre nach Vahlens erster Ausgabe erschienenen beiden Enniusschriften Müllers in manchen Beziehungen einen Fortschritt bilden müssen. Und trotzdem behaupte ich auf Grund genauer Prüfung und Vergleichung, daß schon die erste Ausgabe Vahlens zum richtigen Verständnis der Enniusfragmente mehr beigetragen hat als die 30 Jahre später erschienene Ausgabe Müllers. Nicht immer ist ja eine spätere Ausgabe auch besser als eine frühere. Und zweitens darf eine ungerechte, aus unedlem Wettbewerb hervorgehende Verunglimpfung nicht wirkliche und tatsächliche Verdienste zurückdrängen.

Wenn ich Vahlens erste Ausgabe mit derjenigen Müllers prüfend vergleiche, was ich im Detail sowohl in meinen Publikationen als auch in den akademischen Vorlesungen nicht etwa bloß in vereinzelten, sondern in sehr zahlreichen Fällen getan habe, so muß ich in der großen Mehrzahl der Fälle Vahlen beistimmen — zuweilen allerdings mit einer gewissen Modifikation. Müller hat gar nicht selten darin geirrt, daß er da, wo Vahlen eine richtige oder wenigstens wahrscheinliche Erklärung gegeben hat, es doch vorzog, eine neue, von Vahlen abweichende Hypothese aufzustellen, was ich an nicht wenigen Beispielen nicht etwa bloß behauptet, sondern nachgewiesen habe. Und zu diesem Vor-

geben war Müller dadurch veranlaßt, daß er, um sein außerordentlich ungünstiges Urteil über Vahlen den Lesern gegenüber zu begründen, auf möglichst viele Fehler in Vahlens Ausgabe hinweisen mußte. Hätte er nämlich alles das Gute und Verdienstvolle, was Vahlen geleistet hat, offen anerkannt, so hätte sein so hartes Gesamturteil Mißtrauen erwecken müssen. Sehr bedeutende Fehler Müllers haben ferner ihren Grund darin, daß er einer vorgefaßten Meinung zuliebe mit den Fragmenten des Ennius gewaltsam verfuhr. So war seine irrige Hypothese, daß Ennius die Erzählung vom zweiten punischen Kriege erst im X. Buche abgeschlossen habe, die Quelle vieler Fehler und gewaltsamer Änderungen.

Vahlen hat es sehr geschadet, daß er als junger Mann von 24 Jahren gleich diese schwierige Aufgabe sich gestellt und rühmlichst gelöst hat. Da trat alsbald die *οὐκ ἀγαθὴ Ἔρις* gegen ihn auf; ich meine hier aber nicht Luc. Müller, der um sechs Jahre jünger als Vahlen war und seine literarische Tätigkeit erst später begann; die ersten Anfeindungen zeigten sich schon früher, wurden aber dann von Luc. Müller überboten. Mißgunst ist ein menschlicher, psychologisch begreiflicher Fehler; aber es muß jeden gerechten Beurteiler mit Schmerz und Unwillen erfüllen, wenn verdienstvolle Forscher mit ungerechten Schmähungen überhäuft werden. Ich will auch die ungerechten Angriffe anderer Gelehrten nicht erwähnen; aber das eine muß ich bemerken, daß Vahlens Abwehr, die übrigens ziemlich selten erfolgte, immer ernst und würdevoll ist und daß er verletzende Ausdrücke in seinem Lexikon nicht führt. Man müßte es wahrlich mit Freuden begrüßen, wenn diese vornehme Art der Polemik, wie sie bei Vahlen sich findet, allgemeine Verbreitung fände.

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit Vahlens Äußerung über meine ihm erst nach Abschluß seiner zweiten Ausgabe zugekommenen Enniusabhandlungen anzuführen. In den '*Addenda et Corrigenda*' (p. 300) heißt es: *Dolendum mihi est quod sero in meas manus venerunt commentationes duae quibus Iohannes Kvíčala professor Pragensis V. Cl. de Ennii annalium reliquiis bene meritus est, quarum prior, cui inscripsit 'Quaestiones Ennianae', in ephemeridos Leopolitanae Eos vol. VIII 1902 edita est, altera Observationes ad Ennii annalium fragmenta inscripta in museo philologico Bohemico VIII p. 331 sqq. prodiit. Is multos versus Ennianos de annalibus petitos tractavit ut aut scripturam eorum stabilire aut explicanda re et sententia iustum iis locum assignare studeret. Qui rara me benevolentia prosecutus (nam plerumque nihil nisi acerbissimam iniquitatem perpessus sum) meas cum Muellerianis et Valmaggianis sententias composuit, non raro ut meas partes defenderet et suis argumentis a vituperatione aliena vindicaret, in quibus prae ceteris mihi arrisit quod versus de tumultu Gallico (164 sq.) a me in quarto (V) positos suo calculo probavit, idemque quae de ann. V fr. I*

et II statueram multaque alia olim a me proposita ratiocinando fulcire non detrectavit, quae nunc singillatim retractare ambitiosius esset .... Sed sit satis festinanti his paucis harum quaestionum et utilitatem et ubertatem indicasse. Es gereicht mir zu aufrichtiger Freude, daß dem ausgezeichneten Gelehrten, der während seiner Wirksamkeit in Österreich unvergeßliche Verdienste um die Pflege der klassischen Studien sich erworben hat, meine Anerkennung seiner Enniusstudien angenehm war. Aber ich habe nur meine Pflicht getan und werde dieselbe auch fürderhin tun, da mir der Gedanke unerträglich ist, daß die m. E. glänzenden Verdienste Vahlens um die Enniusforschung nicht die gebührende Anerkennung finden sollen.

Ich bemerke nachträglich, daß ich zuweilen an der ersten Ausgabe Vahlens festhalte und nicht zustimme, daß V. in der zweiten Ausgabe von seiner früheren Meinung zurückgetreten ist. Aber menschlich begreiflich ist es! Die bitteren, aber auch oft ungerechten Angriffe haben, wie ich meine, Vahlen dazu vermocht, zuweilen ganz oder teilweise zurückzutreten, auch da, wo es nicht hätte geschehen sollen. Ein charakteristisches Beispiel ist, daß Vahlen[2] das von Festus überlieferte Fragment *hic occasus datus est; at Oratius inclutus saltu* nach der handschriftlichen Überlieferung bei Festus (welche aber gewiß nur ein Schreibfehler ist) im zweiten Buch belassen hat, während er[1] es ganz richtig auf Horatius *Cocles* bezogen und in das vierte Buch versetzt hatte. Doch man vgl. die Erörterung im I. Heft der Gymnasialzeitschrift 1906, S. 2 ff.

Ich füge jetzt im II. Teil der *Enniana* eine Anzahl von weiteren Beiträgen zur Erklärung der Enniusfragmente an, wobei sich auch öfters die Gelegenheit bieten wird, auf Vahlens Ausgaben Rücksicht zu nehmen. Hauptsächlich aber werde ich mich bemühen, zur Kritik und Erklärung der Enniusfragmente auf Grund meiner eigenen Studien nach Möglichkeit beizutragen.

Macrobius Sat. VI 2, 27 führt zu Verg. Aen. VI 179 ff. die schönen Verse des Ennius, welche Vergil nachgeahmt hat, an (Vahl. 187—191):

> *incedunt arbusta per alta, securibus caedunt,*
> *percellunt magnas quercus, exciditur ilex,*
> *fraxinus frangitur atque abies consternitur alta,*
> *pinus proceras pervortunt: omne sonabat*
> *arbustum fremitu silvai frondosai.*

Ich habe in meinen Vergil betreffenden Arbeiten darauf hingewiesen, daß dieser Dichter es liebte, besonders seine Schilderungen und Beschreibungen durch Anwendung der Allitteration und anderer formellen Schmuckmittel auszuzeichnen. Er folgte hierin dem Vorbild älterer Dichter, insbesondere des Ennius. Eines der hervorragendsten Beispiele dieser Art ist dieses Fragment des Ennius, in welchem eine außerordentliche Häufung der formellen Schmuck-

mittel sich findet. Man bemerke die Allitteration *arbusta per alta, percellunt ... quercus, fraxinus frangitur, atque abies ... alta, pinus proceras pervortunt, fremitu...frondosai;* dann den Gleichklang *incedunt...caedunt, fraxinus frangitur* (wobei Ennius wohl auch einen etymologischen Zusammenhang annahm), und dann den schweren und kräftigen spondeischen Versschluß *silvai frondosai.* Vergleicht man mit diesem Vorbild Vergils Nachahmung, so ergibt sich bei aufmerksamer Beobachtung, daß Vergil absichtlich und mit vollem Verständnis für die Intention des Ennius seine Schilderung VI 179 ff. mit ähnlichen Schmuckmitteln auszustatten bemüht war:

Itur in antiquam silvam, stabula alta ferarum,
procumbunt piceae, sonat icta securibus ilex;
fraxineaeque trabes cuneis et fissile robur
scinditur, advolvunt ingentes montibus ornos.

Die älteren Erklärer Merula und der Leipziger Herausgeber Spangenberg bezogen die Verse des Ennius auf die Vorbereitungen der Römer zur Erbauung einer Kriegsflotte vor Beginn des ersten punischen Krieges. Darum versetzte Merula dies Fragment, welches Macrobius aus dem sechsten Buche zitiert, in das siebente Buch, in welchem Ennius von dem ersten punischen Krieg erzählte. Vahlen[1] gebührt das Verdienst (*Quaest. Enn.* p. LI), bewiesen zu haben, daß das Enniusfragment in Verbindung gebracht werden muß mit Florus' Bericht (I 13, 15) *interemptos cremavit captivosque indulgenter habuit et sine pretio restituit missisque legatis in urbem omni modo adnisus est ut facto foedere in amicitiam reciperetur;* und jetzt wird wohl niemand mehr daran zweifeln, daß die Schilderung des Ennius sich auf die Vorbereitungen bezieht, welche nach der Schlacht bei Heraclea zur Verbrennung der Leichen der gefallenen Krieger getroffen wurden. Seit Homer war eine solche Schilderung stehender Gebrauch der Epiker und gehörte sozusagen zum epischen Apparat. Man vgl. nach Homers Ilias Ψ 114 und nach Ennius die römischen Dichter Vergil (nicht bloß Aen. VI 179 ff., sondern auch XI 184 ff. Scheiterhaufen des Pallas), ferner Silius Italicus X 529 ff. (Aemilius Paulus) und Statius Theb. VI 90 ff. Bei der Vergleichung dieser Stellen sieht man aber, daß der frühere berechtigte Brauch zu einer willkürlich gebrauchten, innerlich nicht mehr genügend begründeten Verzierung herabsank [1]).

[1]) Es ist dieses spätere Übermaß, welches schließlich in leere Schnörkel ausartete, in der Geschichte der Literatur auch sonst oft zu finden. So wurde z. B. das Eingreifen der Götter im Epos bei Silius Italicus zu einer verschwenderisch gebrauchten Verzierung; zu einer Zeit, wo man schon an den homerischen Verkehr der Götter mit den Menschen nicht glaubte, ließ die Poesie dieselben am meisten auftreten. — Die Gleichnisse, welche bei Homer nicht etwa bloß eine Ausschmückung waren, sondern eine innerliche Begründung und Berechtigung hatten, wurden zu poetischem Tand, und vielleicht noch richtiger gesagt, zur poetischen Tändelei.

Bei Ennius war die Herbeischaffung ungeheurer Holzmassen notwendig und begreiflich; denn er erzählte von der Verbrennung von Tausenden gefallener Krieger, also von der Errichtung zahlreicher Scheiterhaufen. Aber was sollen die ungeheuren Holzmassen bei Vergil, wo es sich um die Bestattung des einzigen Misenus handelt? Wozu *caeloque educere certant?* Wozu *advolvunt ingentis montibus ornos?* Und sogar Aeneas selbst *paribus accingitur armis* und es genügt ihm nicht das bloße *hortari socios*. Man wird vielleicht sagen: Die Ehrung des Misenus ist umso größer und feierlicher! Aber in der ersten Reihe hervorragender Troianer stand Misenus gewiß nicht. — Was Homer betrifft, so handelt es sich in der Ilias nicht bloß um die Bestattung des Patroklos, sondern es werden auf dem Scheiterhaufen auch mitverbrannt 12 Jünglinge der Troer, abgesehen von vier Rossen und zwei Lieblingshunden des Patroklos. — Nicht geringe Übertreibung findet sich auch bei Silius X 528 ff., wo es sich um die Bestattung des Aemilius Paulus handelt. Ganze Haine werden da gefällt, um Holz für den Scheiterhaufen zu gewinnen *propinquos ... prosternunt lucos* (528 f.), aber freilich Paulus ist nach Silius ein Held, von dem Hannibal sagt *qui tot mihi milibus unus maior laetitia causa es* (521 f.). — Das Schlimmste aber bietet Statius Theb. VI 90 ff. (Bestattung des Archemoros), der mit seiner gespreizten Schilderung alle Vorgänger überbieten wollte, aber hiebei nur bewies, wie sehr ein pathetisch sich gebärdender Dichterling sich von einem wahren und genialen Dichter unterscheidet; nicht weniger als siebzehn Verse schildern das Fällen aller möglichen Bäume. Aber alles dies genügt noch nicht; noch elf weitere Verse müssen hinzutreten, um durch Gleichnisse das Getöse zu veranschaulichen, welches durch das Fällen der Bäume verursacht wurde. Welcher Abstand zwischen dieser Geschmacklosigkeit des silbernen Zeitalters und der erhabenen Großartigkeit der Poesie des Ennius, wie wir diese aus den leider dürftigen Trümmern der Fragmente ahnen können!

Vahlen² VI. Buch, 6. Fragment V. 180, 181: *stolidum genus Aeacidarum: | Bellipotentes sunt magis quam sapientipotentes.* Dies bei Cicero *De div.* II 56, 116 erhaltene Fragment hat Merula dem VI. Buch zugewiesen, gewiß mit Recht; aber in welchem Zusammenhang diese Verse standen und wer dies von dem Geschlecht der Aeaciden sagte, ist strittig. Vahlen hat weder in der ersten noch in der zweiten Ausgabe hierüber eine Meinung ausgesprochen. Sollen diese Worte eine Reflexion des Dichters über die Torheit des Pyrrhus sein? Valmaggi (S. 55) stellt unter den denkbaren Hypothesen auch diese auf „*riferito alle considerazioni che il poeta stesso si suppone facesse, esposto l'oracolo, sulla credulità di Pirro*“, weist dieselbe jedoch mit Recht zurück; schon das Präsens *sunt* läßt ja diese Auffassung als unmöglich erscheinen. Müller gab diese Verse als 17. Fragment des VI. Buches und wies sie der

Rede des Appius Claudius zu: „Mit kräftigen Worten widerlegt er die Sophismen des Königs, der den Römern große Vorteile von dem vorgeschlagenen Bündnis in Aussicht gestellt hatte: *stolidum genus .... sapientiloquentes.* Cineas kehrt unverrichteter Sache zurück" (Qu. Ennius S. 164). Diese Hypothese Müllers hat in der Tat etwas Bestechendes und empfiehlt sich relativ mehr als die anderen bisher aufgestellten; denn auch die Erklärung, daß diese Worte einen von den Tarentinern dem Pyrrhus und überhaupt dem Geschlecht der Aeaciden gemachten Vorwurf enthalten, kann nicht gebilligt werden. Wohl waren die Tarentiner unzufrieden mit der Strenge des Pyrrhus (V. 182 *intus in occulto mussabant,* welches Fragment Paulus ausdrücklich aus dem sechsten Buche zitiert), aber ein solcher Vorwurf, daß die Aeaciden mehr *bellipotentes* als *sapientipotentes* sind, wäre, wie Valmaggi ganz richtig bemerkt, gerade im Munde der Tarentiner auffallend: *sennonchè sparlando di Pirro i Tarentini dovevano ricordare tutt'altro che l'essere egli di una schiatta di bellipotentes, che tornava in fondo a sua lode e a loro vantaggio.* — Ich glaube eine Erklärung bieten zu können, welche vielleicht noch mehr befriedigen wird als jene Müllers; ich glaube nämlich, daß die Enniusverse auch im Munde des Appius Claudius nicht eben passend sind. Sie enthalten zwar einen Tadel der Aeaciden, aber zugleich auch die Anerkennung ihrer Kriegstüchtigkeit. Und nun denke man sich die Situation, wie sie war. Kineas brachte von dem siegreichen Pyrrhus milde und nach Lage der Dinge für die Römer günstige Friedensbedingungen, und der Senat neigte sich dazu, dieselben anzunehmen (vgl. Plutarch Pyrrh., cap. 18), und er hätte sie wirklich angenommen, wenn nicht Appius Claudius durch seine Rede (Plut. Pyrrh. 19) eine plötzliche Wendung herbeigeführt und den Römern neuen Mut und frisches Selbstvertrauen eingeflößt hätte. Die Senatoren schämten sich ihrer Schwäche und Nachgiebigkeit und die Antwort, die Kineas erhielt, war im Sinne der Rede des unbeugsamen Appius gehalten. Und nun frage man sich, ob in dieser Rede des Appius eine solche Anerkennung der kriegerischen Tüchtigkeit des Pyrrhus und seines Heeres vorkommen konnte. Jeder Senator hätte ja dem Appius entgegnen können: Ja, wenn du selbst die Kriegstüchtigkeit des Pyrrhus anerkennst, so ist es geratener, nicht alles aufs Spiel zu setzen, sondern einen so günstigen Frieden zu schließen, zumal da ein neuer Sieg des Pyrrhus die Lage der Römer verschlimmern konnte; vgl. Plut. Pyrrh. 18 *ἡττημένοι τε μεγάλῃ μάχῃ καὶ προσδοκῶντες ἑτέραν ἀπὸ μείζονος δυνάμεως, τῶν Ἰταλικῶν τῷ Πύρρῳ προσγεγονότων.* Ich glaube, daß dies Fragment in enge Verbindung gesetzt werden muß mit der bekannten Weissagung der Pythia *aio te Aeacida Romanos vincere posse;* der Vorwurf, daß das Geschlecht der Aeaciden töricht ist, daß sie mehr kriegsmächtig *(belli-*

potentes) als weisheitsmächtig[1]) *(sapientipotentes)* sind, ist (wahrscheinlich von der Pythia selbst) mit Beziehung darauf ausgesprochen worden, daß Pyrrhus den wahren Sinn der doppelsinnigen Weissagung nicht errät. Zu dieser Meinung, daß bei Ennius der Vorwurf *stolidum* usw. durch das Unvermögen des Pyrrhus, den Doppelsinn des Orakels zu erraten, begründet wurde, führt mich der Umstand, daß bei Cicero, der das Epos vor sich hatte, diese beiden Fragmente offenbar in dieser gegenseitigen Beziehung gedacht und zitiert werden. Man lese nur aufmerksam Ciceros gegen die Erzählung vom Orakel gerichtete Polemik: *Quis enim est, qui credat, Apollinis ex oraculo Pyrrho esse responsum 'Aio te Aeacida Romanos vincere posse'. Primum Latine Apollo numquam locutus est. Deinde ista sors inaudita Graecis est. Praeterea Pyrrhi temporibus iam Apollo versus facere desierat. Postremo, quamquam semper fuit, ut apud Ennium est, 'stolidum genus Aeacidarum. Bellipotentes sunt magis quam sapientipotentes': tamen hanc amphiboliam versus intellegere potuisset, vincere te Romanos nihilo magis in se, quam in Romanos valere.* Daß in der Erzählung des Ennius die beiden Fragmente in der von mir angegebenen Beziehung standen und daß die Worte *stolidum genus Aeac.* usw. bei Ennius eben da vorkamen, wo er die Erteilung des Orakels erzählte, wird auch durch die Wiederholung *Aeacida, Aeacidarum* wahrscheinlich. Endlich mache ich auch darauf aufmerksam, daß die Worte Ciceros *ut apud Ennium est* sich wohl nicht bloß auf das folgende Zitat *stolidum genus Ae.*, sondern auch auf die vorausgehenden Worte *semper fuit* beziehen; denn hätte Cicero diese Worte nicht bei Ennius selbst gelesen, so wäre deren Hinzufügung eine eigenmächtige und ungehörige Erweiterung, zu der er nicht berechtigt war.

Weitere Detailangaben zu machen getraue ich mir nicht, weil das weitere die Phantasie eines jeden subjektiv sich vorstellen und gestalten kann. Mit dieser ausdrücklichen Verwahrung bemerke ich, daß der Zusammenhang bei Ennius beispielsweise folgender sein konnte:

> *Pemonoe Burro: cluo purpurei Epirotae;*
> *aio te, Aeacida, Romanos vincere posse;*
> *⟨sed⟩ semper fuit stolidum genus Aeacidarum,*
> *bellipotentes sunt magis quam sapientipotentes*[2]).

[1]) Diesen neugebildeten Ausdruck der Übersetzung möge man mir zugute halten.

[2]) Ich gebe hier den ersten Vers nach der scharfsinnigen, aber freilich nicht gesicherten Wiederherstellung Stowassers (Wiener Studien XIII 325 f.). Im dritten Vers ist *fuit* mit langer erster Silbe; vgl. 192 *fūere*, 237 *fūisset* und sonst. Die Worte *semper fuit* habe ich aus Cicero hinzugefügt; *sed* aber ist meine Ergänzung. Natürlich kann man mancherlei anderes erfinden. Die Beziehung der Worte auf Pyrrhus deutet, worauf mich Prof. Hauler aufmerksam macht, auch F. Skutsch in seinem Artikel Ennius in Pauly-Wissowas Real-Enzykl. V 2607 an.

(Der Zusammenhang ist: Aber immer war töricht das Geschlecht der Aeaciden; sie sind mehr kriegsmächtig als weisheitsmächtig; und so wird, meine ich, auch Burrus mein Orakel nicht verstehen.)

Macrobius Sat. VI 1, 22 (zu Vergils Aen. VIII 596 *quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum*) zitiert aus dem VI. Buche des Ennius das Fragment *explorant Numidae totum: quatit ungula terram.* Cuper wies dies Bruchstück dem VII. Buche zu, und nach ihm Hug, Vahlen in beiden Ausgaben, Müller, Baehrens; nur Valmaggi (Fragm. 152, pag. 78) versetzte es ins VIII. Buch. Vahlen behielt *totum* bei, indem er meinte, Ennius habe geschrieben *campum* | *Explorant Numidae totum.* Müller *totam* (also offenbar *terram*); Stowasser (Wiener Studien IV 135) *tostam,* weil er *totam* für die Auskundschaftung statt *totum* nicht für passend hielt. Vahlen führt zur Unterstützung von Cupers Ansicht Polybios I 19, 2 an *ἀναλαβὼν* (Hanno) *τά τε θηρία περὶ πεντήκοντα τὸν ἀριθμὸν ὄντα καὶ τὴν λοιπὴν δύναμιν ἅπασαν προῆγε κατὰ σπουδὴν ἐκ τῆς Ἡρακλείας, παραγγείλας τοῖς Νομαδικοῖς ἱππεῦσι προπορεύεσθαι καὶ συνεγγίσασι τῷ χάρακι τῶν ἐναντίων ἐρεθίζειν καὶ πειρᾶσθαι τοὺς ἱππεῖς αὐτῶν ἐκκαλεῖσθαι κἄπειτα πάλιν ἐκκλίνασιν ἀποχωρεῖν ἕως ἂν αὐτῷ συμμίξωσι.* Und so setzte denn Vahlen den Vers in den Beginn des ersten punischen Krieges, aber mit dem Vorbehalt, daß derselbe auch an einer anderen Stelle des VII. Buches stehen konnte, da die Numidischen Reiter oft in diesem Kriege wichtige Dienste leisteten. Valmaggi, der dies Fragment ins VIII. Buch versetzt (Fr. 152), dachte an den Reiterkampf bei Avenio, der im J. 536 stattfand und von welchem Livius XXI 29, 1 ff. erzählt: *Dum elephanti traiiciuntur, interim Hannibal Numidas equites quingentos ad castra Romana miserat speculatum, ubi et quantae copiae essent et quid pararent. Huic alae equitum missi, ut ante dictum est, ab ostio Rhodani trecenti Romanorum equites occurrunt* usw. Valmaggi hätte auch auf Polybios III 44, 3 verweisen können: *τῇ δ' ἐπαύριον ἀκούων τὸν τῶν Ῥωμαίων στόλον περὶ τὰ στόματα τοῦ ποταμοῦ καθωρμίσθαι πεντακοσίους ἐξαπέστειλε κατασκεψομένους.* Die Worte *explorant Numidae* könnten allerdings mit Livius *Numidas equites quingentos miserat speculatum* und Polybios *πεντακοσίους ἐξαπέστειλε κατασκεψομένους* in Beziehung gebracht werden; aber wie stimmen die Worte *quatit ungula terram* mit dieser Erklärung überein? Hauptbedingung des Gelingens einer solchen Rekognoszierung ist doch vorsichtige Stille. Aber vielleicht wird man mir einwenden, daß ja die Verbindung von *explorant Numidae* und *quatit ungula terram* sich in keinem Falle beseitigen läßt und daß also meine Einwendung gegen jede Erklärung erhoben werden könnte. Aber dies ist denn doch nicht der Fall. In der vorliegenden Situation, wie sie uns durch die ausführliche

Schilderung des Livius und Polybios vorgeführt wird, war allerdings bei der geringen Distanz zwischen den beiden feindlichen Heeren die höchste Vorsicht notwendig und das Stampfen der Pferdehufe mußte vermieden werden. Aber da, wo z. B. die beiderseitigen feindlichen Streitkräfte durch weite Entfernungen voneinander getrennt waren und wo die Numidische Reiterei eine Rekognoszierung weithin oder nach verschiedenen Richtungen vorzunehmen hatte, ohne einen baldigen Zusammenstoß mit den Feinden erwarten zu müssen, oder wo das Terrain aus irgend welchen strategischen Gründen erforscht werden sollte, da konnte, ja mußte man wohl auch im Trab reiten, um nicht die Zeit zu vergeuden; in solchen Fällen wäre *quatit ungula terram* begreiflich. Aber in der vorliegenden z. B. durch die Worte des Polybios III 45, 2 *συμπεσόντες γὰρ οὐ μακρὰν ἀπὸ τῆς ἰδίας στρατοπεδείας τοῖς τῶν Ῥωμαίων ἱππεῦσι τοῖς ἐπὶ τὴν αὐτὴν χρείαν ἐξαπεσταλμένοις ὑπὸ τοῦ Ποπλίου κτλ.* gekennzeichneten Situation wäre ein solcher Ritt, wie ihn die Worte *quatit ungula terram* bezeichnen, tolle Unvorsichtigkeit; da mußte die Reiterei langsam und behutsam vorrücken.

Macrobius' Zitat Sat. VI 1, 22 lautet wörtlich: *quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum. Ennius in VI 'explorant Numidae totum: quatit ungula terram'. Idem in VIII 'consequitur. summo sonitu quatit ungula terram'. Idem in XVII 'it eques et plausu cava concutit ungula terram'.* Aus der Erwägung dieses Zitats ergibt sich sofort ein neuer Grund gegen Valmaggis Änderung der Ziffer VI in VIII. Da nämlich das zweite Zitat auch aus dem VIII. Buche ist, so hätte Macrobius dasselbe einleiten müssen *idem in eodem*. Die Zitierung *Ennius in VIII* und dann wieder *idem in VIII* wäre unerhört; das Zitat *idem in VIII* zeigt vielmehr unwiderleglich, daß das erste Zitat aus einem anderen Buch war. Und warum nicht aus dem VI. Buche, wie die handschriftliche Überlieferung lautet? Ennius erzählte im VI. Buch ausführlich von Pyrrhus. Dieser kämpfte nicht bloß mit den Römern, sondern auch mit den Truppen der Karthager, und zwar in Sizilien, wohin er sich aus Italien nach der zweiten Schlacht mit den Römern und nach den mißlungenen Friedensverhandlungen eingeschifft hatte. In diesen Kämpfen mit den Karthagern bot sich vielleicht die Gelegenheit zu einer solchen Rekognoszierung *(explorant Numidae)* dar.

Bezüglich des von Varro de l. L. V 182 ohne Angabe des Buches angeführten Fragmentes *Poeni stipendia pendunt* kann eine dreifache Erklärung aufgestellt werden. Entweder ist die Abgabe gemeint, welche die Karthager für den Kauf von Grund und Boden zur Erbauung einer Stadt entrichteten (Iustinus XVIII 5, 14 *itaque consentientibus omnibus Carthago conditur statuto annuo vectigali pro solo urbis*) oder der den Söldnern gezahlte Sold oder der den Kathagern nach ihrer Besiegung im ersten punischen

Krieg von den Römern auferlegte Tribut (vgl. Scipios Worte bei Livius XXI 40, 5 *a quibus stipendium per viginti annos exegistis*). Merula hat das Fragment dem VII. Buche zugewiesen, ebenso Müller, der jedoch im Kommentar andeutet, daß es auch anderswo gestanden sein konnte: *Poeni stipendia pendere coacti sunt et post primi belli Punici finem et post secundi* usw. Vahlen[1] [2] stellte die Worte an die Spitze der Fragmente des VIII. Buches und verstand unter *stipendia* den von den Karthagern nach dem ersten punischen Kriege entrichteten Tribut. Und gewiß klingt das, was er zur Begründung seiner Ansicht sagt, sehr bestechend: *quae tributa saepe a Livio potissimum commemorata cum non possent non perpetuam iram et indignationem Poenorum movere, non inepte in causis denuo suscitati belli afferri a poeta poterant.* Im Falle der Annahme der Erklärung Vahlens wäre wohl weiter anzunehmen, daß irgend ein hervorragender Karthager seine Landsleute aufreizte, die Schmach der Tributpflichtigkeit zu rächen. Aber ich meine, daß doch derlei Erwägungen zurücktreten müssen vor dem Zeugnis Varros: *milites stipendiarii ideo, quod eam stipem pendebant; ab eo etiam Ennius scribit 'Poeni stipendia pendunt'* [1]). Varro las offenbar diese Worte in dem Zusammenhang, daß die Karthager ihren Söldnern den Lohn auszahlten. Und dies ist entscheidend! Man muß also nur erwägen, wo in der Geschichte der Karthager diese Worte passend untergebracht werden könnten. Und in dieser Hinsicht schlage ich folgende Erklärung vor: Karthagos Reichtum beruhte auf seinen Handelsbeziehungen und auf dem Besitz der Kolonien. Zur Aufrechterhaltung dieser Grundpfeiler des Wohlstandes benötigten die Karthager Söldnerheere. Als Hamilkar nach dem Friedensschlusse mit den Römern in dem ersten punischen Krieg (nach dem Siege des Lutatius Catulus) seine Söldnerscharen nach Afrika zurückgeführt hatte, verlangten die Söldner die Auszahlung des rückständigen Soldes. Da die Karthager in ihrer unglückseligen Lage diese Forderung nicht erfüllen konnten, entstand ein Aufruhr der Söldner. Mit ihnen vereinigten sich andere Unzufriedene und die Karthager mußten in den Jahren 241—238 schwere Kämpfe führen, welche erst durch Hamilkars Umsicht und Energie, die mit kluger Mäßigung sich paarte, ihr Ende fanden. Auf diese Verhältnisse, oder kurz gesagt, auf die durch Hamilkars Intervention bewirkte Auszahlung des rückständigen Soldes bezieht sich nach meiner Meinung das Fragment.

Fragm. V. 227—229 (Vahl.) *tonsas ante tenentes | Parerent, observarent, portisculus signum | Cum dare coepisset.* Nonius p. 151, 24 *portisculus proprie est hortator remigum*[2]), *id est,*

---

[1]) Es versteht sich von selbst, daß Varros Worte etwas unpassend stilisiert sind; gemeint ist natürlich *ideo quod eam stipem eis pendebant*; absurd wäre es ja zu denken *milites stipendarii stipem pendebant.*

[2]) Natürlich ist die Behauptung des Nonius, *portisculus* bedeute eigentlich *(proprie)* den *hortator remigum*, falsch.

qui eam perticam tenet, quae portisculus dicitur, qua et cursum et exhortamenta moderatur ... Ennius lib. VIII annalium 'tusante tenentes .... coepisset'. Columna änderte den Schreibfehler *tusante tenentes* in *tonsas ante tenentes* (was Vahlen aufnahm), Carrio in *tonsamque tenentes* (wonach Müller *tosamque tenentes*), Scaliger in *tonsam ante tenentes*, eine Schreibung, die vielleicht die beste ist, weil sich aus ihr die Entstehung der Korruptel *tusante* am leichtesten erklärt.

Nonius zitiert dies Fragment aus dem achten Buche; doch pflichten die Erklärer allgemein der Meinung Merulas bei und setzen das Bruchstück in das siebente Buch, weil es sich anscheinend ebenso auf Schiffsmanöver bezieht wie das Fragment *poste recumbite vestraque pectora pellite tonsis* (Vahl. 230), welches von Festus ausdrücklich dem VII. Buch zugewiesen wird. Den Vers 231 *pone petunt: exim referunt ad pectora tonsas* versetzen die Herausgeber ebenfalls in das VII. Buch, obgleich Festus dies nicht ausdrücklich bezeugt. Wenn nämlich Festus nach der Zitierung des Fragmentes *poste .... tonsis* aus dem VII. Buche fortfährt: *item 'pone .... tonsas'*, so muß dies nicht besagen, daß sich dieser Vers ebenfalls im VII. Buch befand, sondern es kann auch bloß bedeuten, daß Ennius auch noch irgendwo den Ausdruck *tonsa* gebrauchte. Festus pflegt nämlich sonst, wenn er dasselbe Buch meint, genauer zu sein. Doch mag sich dies wie immer verhalten[1]), so muß ich dagegen, daß man auch V. 227—229 hieher zieht und von einer Flottenübung versteht, Einspruch erheben. Gewiß weiß ich recht gut, daß bei Festus und bei anderen Autoren in den Handschriften Zitierungsfehler vorkommen (vgl. meine Erörterung über das den Vers 129 *hic occasus...saltu* betreffende Festuszitat in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1906, S. 3, 4). Aber ohne zureichenden Grund und willkürlich darf man natürlich nicht Fehler annehmen und vollends nicht, wenn sich die Möglichkeit einer befriedigenden Erklärung unter Aufrechthaltung der Überlieferung darbietet. Vahlen[2] selbst gibt eine solche Möglichkeit zu; er wiederholt zwar noch im Text p. CLXXX die Worte der ersten Ausgabe *Quare quod supra tetigi noli dubitare duobus istis tertium adiicere id quod illis praeposui fr. X*, aber in der Anmerkung mahnt er zur Vorsicht[2]). Auch ich habe in meinen aka-

---

[1]) Ich lege nämlich kein großes Gewicht darauf und gebe die Möglichkeit zu, daß die zwei Verse 230 und 231 wegen ihrer Ähnlichkeit sich auf dieselbe Situation bezogen.

[2]) Er sagt nämlich: *Ut tamen admoneam, quo magis appareat quam caute in his rebus iudicandum sit, potuisse hoc quidem, ut est ex VIII allatum, etiam in bello Hannibalico locum adipisci, si quidem Livius haec tradit ad a. 544 (XXVI 51, 5 sq.) hunc ordinem laboris quietisque, quoad Carthagine morati sunt, servarunt. Remigium classicique milites tranquillo in altum evecti agilitatem navium simulacris navalis pugnae experiebantur. Quin idem genus exercitiorum Livius (XXXV ,26 2) in*

demischen Vorlesungen noch vor dem Erscheinen von Vahlen[3] auf die Möglichkeit hingewiesen, die überlieferte Ziffer des Buches VIII unter Hinweisung auf Livius XXVI 51, 5 zu retten.

Aber es zeigt sich auch noch die Möglichkeit einer anderen Erklärung. Vahlen unterstützt die gewöhnliche Erklärung des Fragmentes V. 227—229 mit dem Hinweis auf Servius' Anmerkung zur Aen. V 114: *Punico bello primum* (doch wohl *primo*) *naumachiam ad exercitium instituere Romani coeperunt, postquam probarunt gentes etiam navali certamine plurimum posse: ad quam rem in hoc certamine plurimum adludit poeta.* Aber die Annahme, daß Servius hiebei die Annalen des Ennius im Sinne hatte, ist durch gar nichts erwiesen. Im Gegenteil spricht gerade der Umstand gegen diese Annahme, daß Servius den Ennius, den er doch sonst so gern erwähnt, gar nicht nennt. Die Worte des Ennius können sich auf die schleunige Abfahrt des Saguntinischen Schiffes beziehen, dessen Bemannung den Römern Nachricht von der verzweifelten Lage Sagunts bringen und ihre Hilfe erflehen sollte. Silius Italicus erzählt dies I 568 ff. Der der Bemannung erteilte Befehl lautete:

Ite citi, remis velisque impellite puppim,
saucia dum castris clausa est fera (d. i. Hannibal); *tempore Martis*
utendum est rupto et grassandum ad clara periclis.

Und sodann heißt es 574 f.:

> *ast illi celerant, qua proxima litora, gressum*
> *et fugiunt tumido per spumea caerula velo.*

Livius erzählt auch von der Abreise der Saguntinischen Gesandten nach Rom, setzt dieselbe aber in einen etwas früheren Zeitpunkt (XXI 6, 2 *legati a Saguntinis Romam missi auxilium ad bellum iam haud dubie imminens orantes*).

Orosius IV 14, 3 sagt von Hannibal *odio Romani nominis, quod patri Hamilcari, cum esset novem annos natus, fidelissime alias infidelissimus ante aras iuraverat P. Cornelio Scipione et Ti. Sempronio Longo coss.* Über den Worten *infidelissimus — Scipione* ist nach Zangemeisters Mitteilung in dem St. Galler Codex 651 des Orosius nicht von Ekkehart, sondern von einer anderen, früheren Hand geschrieben *in bello dic̃, in q⁰ erat infidus. animo longe leviori qũ pyrrus. De q⁰ Ennius 'At ñ sic dubius fuit hostis eacida phyrrus'.* Der Schreiber scheint *at non* | *sic dubi* | *us fuit* | *hostis E* | *ăcida Pyrrhus* für einen Hexameter gehalten zu haben. Müller gab (VIII, fr. 3) folgende Fassung: — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | *at non* | *sic di* | *rus fuit hostis* || *Aeaci* | *das Pyrr* | *hus*

---

bello Antiochi similibus verbis perstrinxit: ***harum novarum navium agilitatem ut experiretur, simul ut omnia satis apta ad certamen essent, provectos in altum quotidie remigem militemque simulacris navalis pugnae exercebat.***

Baehrens schrieb: *at non* | *sic du* | *plex* ⏑⏑ | –⏑⏑ | – *fuit* | *hostis* || *Aeacida Burrus.* Vahlen: –⏑⏑–⏑⏑ *at non* | *sic dubi* | *us fuit* | *hostis* || *Aeacida Burrus.*

Bei der Erklärung dieses Fragments muß man Rücksicht nehmen auf Ciceros Laelius 28 *cum duobus ducibus de imperio in Italia est decertatum, Pyrrho et Hannibale: ab altero propter probitatem eius non nimis alienos animos habemus, alterum propter crudelitatem semper haec civitas oderit.* Hier wird also die Grausamkeit Hannibals hervorgehoben. Diese Vergleichung des Pyrrhus und Hannibal scheint ein beliebtes Thema gewesen zu sein; vgl. Livius XXII 59, 14. Der Sprecher der römischen Kriegsgefangenen *M. Iunius* sagt den Senatoren: *Illud etiam in tali consilio animadvertendum vobis censeam, Patres conscripti, si tamen duriores esse velitis, quod nullo nostro merito faciatis, cui nos hosti relicturi sitis. Pyrrho videlicet, qui hospitum numero captivos habuit, an barbaro ac Poeno, qui utrum avarior an crudelior sit, vix existimari potest.* Der Inhalt dieser Rede findet sich auch bei Polybios VI 58, 6. Darnach scheint es, daß wir auch bei Ennius die Hervorhebung der Grausamkeit, nicht der List Hannibals vorauszusetzen haben. Zu verwerfen ist also das handschriftliche *dubius,* was, wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, sich auf das *infidelissimus* des Orosius bezieht; abzuweisen ist Baehrens' Konjektur *duplex,* welche die Verschlagenheit bezeichnen soll. Vielleicht würde *durus* (statt *dubius*) genügen.

Der Tadel Hannibals kann entweder von dem Dichter selbst herrühren oder er konnte, was ich für wahrscheinlicher halte, in einer Rede vorkommen, vielleicht in der Rede des *M. Iunius;* vgl. Liv. XXII 59, 14.

Das bei Paulus 563, 3 Th. mit Nennung des Ennius, aber ohne Angabe des Buches, ja überhaupt ohne Bezeichnung des Gedichtes überlieferte Fragment bietet mir Gelegenheit zu einer, wie ich hoffe, nützlichen Erörterung. Paulus: *vel conligatio quidem est disiunctiva, sed non earum rerum, quae natura disiuncta sunt, in quibus aut coniunctione rectius utimur ... sed earum, quae non sunt contra, e quibus quae eligatur nihil interest, ut Ennius 'vel tu dictator vel equorum equitumque magister* | *esto vel consul'.* Merula setzte dies Fragment in das IX. Buch der Annalen mit Beziehung auf Scipio, wozu Vahlen[1] (p. 157) bemerkte '*fortasse recte*'. In seinen *Quaestiones Ennianae* p. LXVII bedauerte Vahlen, das Fragment in die *Saturae* (V. 18 f.) eingereiht zu haben, da es vielmehr nach Merula in die Annalen gehöre. Merula hatte auf Livius XXXVIII 56 verwiesen: *Castigatum quondam ab eo* (d. i. *Scipione*) *populum, quod eum perpetuum consulem et dictatorem vellet facere, prohibuisse statuas sibi in comitio in rostris in curia in Capitolio in cella Iovis poni.* Aber Vahlen[2] versetzt ohne weitere Bemerkung und ohne Billigung von Merulas Ansicht das Fragment in die Abteilung *Varia* (p. 213) als IV. Fragment des *Scip*

Ich wende gegen Vahlens jetzige Ansicht ein, daß wir bei der bloßen Zitierung *Ennius* von vornherein berechtigt sind, an das bedeutendste Werk des Ennius, an die Annalen, zu denken, da ja sonst Paulus, der Epitomator des Festus, das spezielle Werk des Ennius ausdrücklich genannt haben würde. wie Macrobius Sat. VI 2, 26 zitiert '*Ennius in Scipione*' (Vahlen[2] Varia Fragm. VI) oder Gellius N. A. IV 7, 3 *solius tamen Ennii versum unum ponit ex libro qui Scipio inscribitur* oder Macrobius Sat. VI 4, 6 *et in Scipione.* Gegen die Beziehung des Fragments auf *Scipio* (sowohl nach Merulas als auch Vahlens Auffassung) muß ich mich nachdrücklich erklären, weil bei dieser Hypothese zwar die Worte *vel tu dictator*...*esto vel consul* halbwegs eine Erklärung zulassen, aber die Worte *vel equorum equitumque magister* ganz unverständlich sind; denn da, wo von der höchsten Anerkennung und Ehrung Scipios die Rede ist, ist doch gewiß die Erwähnung der Stellung eines *magister equitum*, den sich der Diktator selbst zu seinen Handen zu bestellen das Recht hatte, höchst auffallend, um nicht zu sagen absurd; denn neben der höchsten Stellung Scipios kann doch vernünftigerweise diese immerhin untergeordnete Stellung sozusagen in einem Atem nicht genannt werden. Natürlich hilft hier gar nichts Müllers Erklärung, der nach seiner ganz irrigen Hypothese das Fragment in das X. Buch versetzte mit der Bemerkung (Kommentar zu V. 345—347) *verba Romanorum Scipionem post reditum ex Hispania* (A. 206) *faustis ominibus prosequentium.* Die Unmöglichkeit einer Ansprache *vel equorum equitumque magister* ist auch bei dieser Erklärung ganz dieselbe. Nach dieser Erwägung sah ich mich gezwungen, mich nach einer anderen Lösung der Frage umzusehen, und ich lege meine Ansicht der Prüfung der Leser vor. Diese geht, kurz gesagt, dahin, daß sich das Fragment auf das Verhältnis zwischen dem Diktator Fabius und seinem *magister equitum* Minucius bezieht. Ich folge hiebei der Erzählung des Livius XXII, aus der ich das zum Verständnis Notwendigste in möglichst kurzer Fassung wiedergebe. Livius erzählt XXII 8 *ad remedium iam diu neque desideratum neque adhibitum, dictatorem dicendum, civitas confugit.* Der Konsul Flaminius war in der Schlacht am Trasimenischen See gefallen. Der zweite Konsul Servilius war in Umbrien und durch Hannibals Eilmarsch war es ihm unmöglich gemacht, nach Rom zu kommen. Es konnte also keiner der beiden Konsuln den Diktator ernennen, und so geschah es, daß *quod numquam ante eam diem factum erat, dictatorem populus creavit Q. Fabium Maximum et magistrum equitum M. Minucium Rufum.* Also wurde diesmal ganz ausnahmsweise auch der *magister equitum* vom Volke gewählt, während sonst der Diktator den *magister equitum* sich wählte. Sodann erzählt Livius, wie behutsam Fabius verfuhr und daß Minucius damit unzufrieden war. § 12 *ferox rapidusque consiliis*

ac lingua immodicus primo inter paucos, dein propalam in vulgus pro cunctatore segnem, pro cauto timidum, adfingens vicina virtutibus vitia, compellabat, premendoque superiorem, quae pessima ars nimis prosperis multorum successibus crevit, sese extollebat. Man vgl. sodann die weitere Agitation des Minucius gegen Fabius im 14. Kapitel, ferner Kap. 18, § 8 *Fabius sacrorum causa Romam revocatus* (vom Senat), und da beschwor er den Minucius *ut plus consilio quam fortunae confidat et se potius ducem quam Sempronium Flaminiumque imitetur.* Kap. 24, 14 Schlacht zwischen Minucius und Hannibal, in welcher auf beiden Seiten die Verluste fast gleich waren (6000 Karthager, 5000 Römer); aber nach Rom gelangte *fama egregiae victoriae cum vanioribus litteris magistri equitum.* Kap. 25: Im Senat und in Volksversammlungen wurde dies viel besprochen. Nur Fabius traute nicht und sagte *secunda se magis quam adversa timere.* Aber der Volkstribun M. Metellus erklärte dies für unerträglich; *non praesentem solum dictatorem obstitisse rei bene gerendae, sed absentem etiam gestae obstare et in ducendo bello sedulo tempus terere, quo diutius in magistratu sit solusque et Romae et in exercitu imperium habeat;* eigentlich sollte dem Fabius das *imperium* entzogen werden, aber er werde sich damit begnügen, die Gleichstellung des Diktators und des *magister equitum* zu beantragen. Vergeblich trat Fabius dem entgegen. Kap. 26: Der Antrag wurde angenommen und Fabius bekam auf dem Wege zum Heere die Nachricht hievon. Kap. 27: Minucius brüstete sich mit seinem Erfolg und erklärte, er werde, wenn Fabius in seinem feigen Zaudern verharren wolle, sein Glück selbst versuchen. Es kam schließlich zur Teilung der Legionen, der Reiterei und der Bundesgenossen unter die beiden gleichberechtigten Feldherren. — Bezieht man auf diese Weise das Fragment auf diese von Livius ausführlich und anschaulich erzählten Vorgänge, so wird uns die Verbindung von *dictator* und *equorum equitumque magister* sofort klar und verständlich. Minucius war eigentlich gesetzmäßig *magister equitum;* da er aber durch das Plebiszit gleiches Recht mit dem Diktator erhielt, so konnte er auch als *dictator* bezeichnet werden [1]); die Bezeichnung *consul* ist zwar ungenau, aber da die beiden Feldherren die Legionen und überhaupt das ganze Heer unter sich teilten, wie es sonst die Konsulen taten, so konnte auch *vel consul* gesagt werden; man bedenke, daß ja Livius selbst von dieser Teilung XXII 27, 10 sagt: *ita obtinuit, ut legiones, sicut consulibus mos esset, inter se dividerent.*

---

[1]) Ist doch ja sogar aus der eigentümlichen Stellung des Minucius eine Version entstanden, die wir bei Polybios finden III 103: *καὶ δὴ δύο δικτάτορες ἐγεγόνεισαν ἐπὶ τὰς αὐτὰς πράξεις, ὃ πρότερον οὐδέποτε συνεβεβήκει παρὰ Ῥωμαίοις.*

Es bleibt nur noch die Frage übrig, **wer** diese Worte zu Minucius sprach. Minucius war bei den Truppen sehr populär; von ihm erwarteten sie Sieg und Ruhm, wie er selbst dies erwartete; nach erfolgter Gleichstellung stieg das Selbstvertrauen des Minucius (XXII 27, 1) und das Vertrauen seiner Truppen ins Ungemessene; und da sprach jemand aus dem Heere zu Minucius: „Ob du nun *dictator* heißen magst oder *magister equitum* oder auch *consul* — der Name ist gleichgiltig, du wirst uns zum Siege führen". Der Sprecher, der so oder ähnlich die Stimmung und Hoffnung der Truppen kundgab, war natürlich kein gemeiner Soldat, sondern vielleicht ein *tribunus militum*.

Ich habe meine Hypothese nicht ohne eine gewisse Zuversicht dargelegt, weil diese eigentümliche Doppelstellung (*magister equitum* und *dictator*) sich in der römischen Geschichte ein einziges Mal findet (vgl. Liv. XXII 27, 3 *quod nulla memoria habeat annalium*, Polyb. III 103 *καὶ δὴ δύο . . . Ῥωμαίοις*); es gibt somit nach meiner Meinung keine Möglichkeit einer anderen Beziehung und Erklärung.

Die Charakteristik des ungenannten Freundes des Servilius (nach *L. Aelius Stilo* soll Ennius sich selbst mit den von Gellius XII 4, 4 aus dem VII. Buch zitierten, aber von Hug vielleicht mit Recht dem VIII. Buch zugewiesenen Versen charakterisiert haben) bietet Anlaß zu vielen Fragen, sowohl bezüglich der Persönlichkeit des Servilius und seines ungenannten Freundes als auch im einzelnen bezüglich der Textfassung und Erklärung. Indem ich mir die genaue Erörterung dieser Fragen für eine andere Gelegenheit vorbehalte, gebe ich hier nur eine Probe, wie sehr die Textierung und Erklärung noch im Argen liegt. Vahlen[2] gibt den Text V. 243 f. nach der Überlieferung *Ingenium cui nulla malum sententia suadet* | *Ut faceret facinus, levis, haud malus, doctus, fidelis.* In der kritischen Anmerkung weist er auf seine Konjektur im Hermes XII 253 *suasset* hin, welche Baehrens billigte. Eine halbwegs zulässige Konstruktion der Überlieferung ist natürlich unmöglich; man würde erwarten *ingenium cui nullam malam sententiam suadet* oder etwas Ähnliches; oder soll *malum* zu *facinus* gehören? Pascoli meinte, *ingenium* sei Accusativ, abhängig von *suadet* = *quoi nulla sententia suadet ingenium* (womit er *πείθειν τινὶ φρένας* vergleicht) — eine ganz unerhörte Ausdrucksweise! Ebenso unmöglich ist Müllers Auskunftsmittel, der nach *ingenium* ein Komma setzte (*ingenium, cui* usw.). Aber das ist kein Latein, sondern eine moderne Ausdrucksweise = ein Geist, dem (ein Gemüth, dem) usw. Durch Baehrens' Konjektur *ingenuos, cui* usw. wird scheinbar leicht ein vernünftiger Sinn gewonnen, aber irgend welche Wahrscheinlichkeit hat diese Konjektur nicht. Meiner Meinung ist nach *ingenium cui* eine Lücke anzunehmen, welche dadurch veranlaßt wurde, daß der nächste Satz wieder mit *cui* eingeleitet war, also:

243 *Ingenium cui* . . . .
. . . . *cui nulla malum sententia suadet.*

Durch das doppelte *cui* wurde die Korruptel veranlaßt, da die Worte zwischen den beiden *cui* samt dem einen *cui* ausfielen.

Zwei Worte des Ennius *tunicata iuventus* bieten Anlaß zu einer nicht unwichtigen Untersuchung. Gellius N. A. VI 12, 7 sagt: *Q. quoque Ennius Carthaginiensium tunicatam iuventutem non videtur sine probro dixisse.* Ähnlich Nonius p. 536, 31 *tunica est vestimentum sine manicis ... Ennius probro Carthaginiensium 'tunicatam iuventutem' voluit dicere.* Merula wies dies Fragment dem VIII. Buche zu und die neueren Herausgeber stimmen damit überein. Nur Vahlen[1 2] versetzte das Fragment in das IX. Buch, ohne jedoch dies zu begründen. Die Meinung, die Worte seien in der Schilderung der Sitten und Gebräuche der Karthager etwa zu Anfang des VII. Buches[1]) gestanden, ist eine Hypothese, neben welcher gar manche andere ersonnen werden können. Ich halte diese für sehr zweifelhaft, weil die Schilderung der Sitten der Punier doch wohl der Dichter selbst hätte von seinem Standpunkt geben müssen. In einer solchen Darstellung hätte sich aber Ennius schwerlich das satirische, die Weichlichkeit der karthagischen Jugend tadelnde *tunicata iuventus* gestattet, zumal da ein solcher Vorwurf bis zum Ausbruch des zweiten punischen Krieges ungerecht gewesen wäre, wie z. B. der denkwürdige, mit den allergrößten Anstrengungen und Entbehrungen durchgeführte Übergang Hannibals über die Alpen beweist. Und daß *tunicata* wirklich an der betreffenden Stelle des Ennius einen Tadel enthielt, beweist, wie schon gesagt, Gellius VI 12, 7 *Q. quoque Ennius 'Carthaginiensium tunicatam iuventutem' non videtur sine probro dixisse*[2]) und Nonius 536, 31 *Ennius probro 'Carthaginiensium tunicatam iuventutem' voluit dicere.* Ich glaube also, daß der tadelnde Ausdruck *tunicata* darauf hinweist, daß derselbe nicht in einer Schilderung des Ennius, sondern in der Rede irgend einer Person vorkam.

Tunicatus hat nicht die allgemeine Bedeutung *qui tunica indutus est*, sondern die beschränkte und prägnante Bedeutung

---

[1]) So meinte Müller, der im Kommentar p. 187 die drei Fragmente V, VI, VII des VII. Buches (V. 233—235 M.) mit der Überschrift *descriptio morum gentis Punicae* versehen hat.

[2]) Das Fragment wird bloß mit den zwei Worten *tunicata iuventus* zitiert. Ich glaube, daß auch noch *Carthaginiensium* dazu gehört, weil dies Wort nicht bloß bei Gellius, sondern auch bei Nonius unmittelbar vor *tunicata iuventus* steht, was wohl nicht bloßer Zufall ist, sondern seinen Grund darin hat, daß dies Wort sich eben auch bei Ennius fand. Das Wort *Carthaginiensium* war sechssilbig — | — ◡ ◡ | — —; die Synizese *-sjum*, wie Enn. Ann. 91 *avjum*, 436 *insidjantes* und sonst. Ich nehme also folgende Form des Fragments an: *— | — ◡ ◡ | — — | * ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — —. Betreffs der Ergänzung der langen Silbe im ersten und vierten Fuß wage ich keinen Vorschlag zu machen.

qui sola tunica (qui tantum tunica) indutus est, also im Gegensatz zu *togatus.* Es war dies also die Bezeichnung der ärmeren Leute, deren ganze Bekleidung eben nur die Tunica war. Vgl. Hor. Ep. I 7, 65 *vilia vendentem tunicato scruta popello,* etwa wie bei uns im Sommer die ärmere oder arbeitende Klasse über dem Hemde kein Oberkleid trägt. Andere Beispiele Plaut. Poen. 1121, Cic. Agr. II 94. Mit furchtbarem Sarkasmus sagt Iuvenalis III 171 von der armen Bevölkerung Italiens: *Pars magna Italiae est, si verum admittimus, in qua | nemo togam sumit nisi mortuus.* Der Verfasser des *Dialogus de oratoribus* bezeichnete mit dem Ausdruck *populus tunicatus* die ungebildeten gemeinen Leute. Auch von den Reicheren konnte man allerdings *tunicatus* gebrauchen, wenn sie die Toga zeitweilig ablegen, z. B. behufs körperlicher Übungen, wie Cic. pro Cael. 11 *ut exercitatione ludoque campestri tunicati uteremur.* Von dem ländlichen Aufenthalt und Ablegung des Oberkleides behufs angenehmer Abkühlung sagt Martialis X 51, 6 *O soles, o tunicata quies.* Es könnte nun vielleicht scheinen, daß die *tunicata iuventus* bei Ennius die ärmeren und niedrigeren Schichten der karthagischen Bevölkerung bezeichnete. Aber das Zeugnis des Gellius und Nonius *non sine probro* und *probro* führen uns hier zur Annahme der entgegengesetzten Bedeutung, die in den Wörterbüchern nicht erwähnt wird, wie denn überhaupt die Lexika das Fragment des Ennius nicht anführen. Gellius sagt VI 12, 1 *Tunicis uti virum prolixis ultra bracchia et usque in primores manus ac prope in digitos, Romae atque in omni Latio indecorum fuit. Eas tunicas Graeco vocabulo nostri 'chiridotas' appellaverunt feminisque solis vestem longe lateque diffusam indecere existimaverunt ad ulnas cruraque adversus oculos protegenda.* Von den römischen Männern sagt hierauf Gellius: *primo sine tunicis toga sola amicti fuerunt; postea substrictas et breves tunicas citra umerum desinentes habebant, quod genus Graeci dicunt ἐξωμίδας.* Weiter bemerkt Gellius: *P. Africanus, Pauli filius, vir omnibus bonis artibus atque omni virtute praeditus, P. Sulpicio Gallo, homini delicato, inter pleraque alia, quae obiectabat, id quoque probro dedit, quod tunicis uteretur manus totas operientibus.* Und § 6: *Vergilius quoque tunicas huiuscemodi quasi femineas, probrosas* [1]) *criminatur: Et tunicae manicas et habent redimicula mitrae.* Hierauf folgt die schon oben zitierte Stelle: *Q. quoque Ennius 'Carthaginiensium tunicatam iuventutem' non videtur sine probro dixisse.* Hieraus ergibt sich mit Evidenz, daß Gellius die Worte des Ennius als Persiflierung einer geckenhaften Mode karthagischer junger Männer auffaßte, welche eine Tunica mit bis auf die Finger herabreichenden Ärmeln trugen,

[1]) Ich halte es für beachtenswert, daß bei Gellius *id quoque probro dedit* und *probrosas* vorkommt, was mit den Worten *non videtur sine probro dixisse* übereinstimmt.

und daß somit Ennius *tunicata* als Zeichen der geckenhaften Verweichlichung gebraucht hat.

Aber wo und bei welcher Gelegenheit kann dies geschehen sein? Es wäre Vermessenheit, hierauf eine apodiktische Antwort geben zu wollen. Ich bin bemüht, immer nur das als sicher oder wahrscheinlich zu bezeichnen, was eben als sicher oder mindestens als probabel erwiesen werden kann. Im vorliegenden Fall bezeichne ich es als glaublich, daß das Fragment *Carthaginiensium tunicata iuventus* lautete, daß es ein Tadel der Verweichlichung war und daß dieser Tadel nicht in einer Schilderung der Sitten der Karthager vorkam, sondern in einer Rede. Es könnte vielleicht eine Rede Hannos, des unversöhnlichen Gegners Hannibals, gewesen sein. Aber für wahrscheinlicher halte ich es, daß der Hinweis auf die Verweichlichung der Karthager in der Rede eines Römers vorkam, und zwar nach dem Verweilen Hannibals im Winterlager in Capua. Es war im Altertum die herrschende Meinung, daß das kriegstüchtige Heer Hannibals in Capua der Verweichlichung und Erschlaffung anheim fiel. Die drastischeste (vielleicht übertriebene) Schilderung dessen gibt Livius XXIII 18, 11 ff. *itaque, quos nulla mali vicerat vis, perdidere nimia bona ac voluptates immodicae, et eo inpensius, quo avidius ex insolentia in eas se merserant. Somnus enim et vinum et epulae et scorta balineaque et otium consuetudine in dies blandius ita enervaverunt corpora animosque, ut magis deinde praeteritae victoriae eos quam praesentes tutarentur vires, maiusque id peccatum ducis apud peritos artium militarium haberetur, quam quod non ex Cannensi acie protinus ad urbem Romanam duxisset; illa enim cunctatio distulisse modo victoriam videri potuit, hic error vires ademisse ad vincendum. Itaque hercule, velut si cum alio exercitu a Capua exiret, nihil usquam pristinae disciplinae tenuit. Nam et redierunt plerique scortis inpliciti, et, ubi primum sub pellibus haberi coepti sunt, viaque et alius militaris labor excepit, tironum modo corporibus animisque deficiebant* usw. Man vergleiche damit die Schilderung des Silius XI 28 ff. Und nun stelle ich die Hypothese auf, daß vielleicht der Tadel *Carthaginiensium tunicata iuventus* sich in Beziehung bringen läßt mit der Erzählung des Livius von Marcellus XXIII 45, der sein Heer zum Kampf gegen Hannibal mit kräftigen Worten auffordert: *Marcellus victis ante diem tertium, fugatis ante paucos dies a Cumis, pulsis priore anno ab Nola ab eodem se duce, milite alio, instare iubet. Non omnis esse in acie; praedantis vagari in agris et qui pugnent, marcere Campana luxuria, vino et scortis omnibusque lustris per totam hiemem confectos. Abisse illam vim vigoremque, dilapsa esse robora corporum animorumque, quibus Pyrenaei Alpiumque superata sint iuga, reliquias illorum virorum vix arma membraque sustinentis pugnare. Capuam Hannibali Cannas fuisse* usw.

Das Fragment *de muris rem gerit Opscus* führt Festus ohne Nennung des Buches an *Oscos quos dicimus ait Verrius Opscos antea dictos teste Ennio quom dicat 'de .... Opscus'*. Vahlen[2] versetzte dies Fragment ins VIII. Buch, ohne jedoch einen Erklärungsversuch zu machen; er sagt nämlich in der Einleitung bloß: *Fr. XXII* (das ist unser Fragment) *et XXIV apertum est ad res illis annis in Campania gestas redire, quamquam ipsas occasiones monstrare non contigit.* Müller wies das Fragment dem IX. Buche zu und bemerkte im Kommentar zu V. 327 *pertinere puto hemistichium ad Capuanos, qui sub finem a. 212 muris continere se sunt coacti urgente Romano.* Ich habe eine ähnliche Ansicht, bemerke aber zur näheren Erläuterung folgendes: Ich erkläre dies Fragment mit Zuhilfenahme von Liv. XXVI 5, 9. Hannibal entschloß sich, auf die Capua belagernden Römer einen Angriff zu unternehmen, und gab durch Boten den Capuanern zu wissen, sie sollten zugleich mit der punischen unter dem Kommando Bostars und Hannos stehenden Besatzung einen Ausfall unternehmen. § 9 *proelium non solito modo clamore ac tumultu est coeptum, sed ad alium virorum equorum armorumque sonum disposita in muris Campanorum inbellis multitudo tantum cum aeris crepitu, qualis in defectu lunae silenti nocte cieri solet, edidit clamorem, ut averteret etiam pugnantium animos* usw. Diese Erzählung des Livius hat offenbar dichterisches Kolorit, worauf besonders der Ausdruck *silenti nocte cieri* hinweist; ich glaube, daß wir hier an Ennius zu denken haben, der das Gleichnis *qualis in defectu lunae silenti nocte cieri solet* angewandt hat; denn eine einfache historische Erzählung ist dies ja offenbar nicht. Weißenborn und H. J. Müller bemerken zu Liv. XXVI 5, 14, die Rede § 13, 14 und die ganze breite Schilderung scheine einem Annalisten entlehnt zu sein. Ich denke an die Annalen des Ennius. Ganz besonders mögen aber beachtet werden die Worte des Livius XXVI 6, 4 *neque tam armati inrumpentibus Romanis resistebant, quam porta ballistis scorpionibusque instructa missilibus procul hostis arcebat.* Hiemit ist dasselbe bezeichnet, was die Worte *de muris rem gerit Opscus* besagen. Die Wurfmaschinen waren oben auf dem breiten Tore aufgestellt.

Das von Nonius 110, 7 überlieferte Fragment gibt Vahlen auch in der zweiten Ausgabe in derselben Form wie früher — ◡ ◡ *mortalem summum Fortuna repente | reddidit, e summo regno ut famul infimus esset,* nur mit der einzigen Änderung *Fortuna* statt *fortuna;* die Personifikation ist gewiß angemessen. Nonius: *famul famulus. Ennius lib. VIIII 'mortalem summum fortuna repente reddidit summo regno famul ut optimus esset'.* Die Hinzufügung von *e* zu *summo regno* ist wohl unzweifelhaft richtig, wofür schon der Umstand zeugt, daß die Konjekturen von drei bedeutenden Kritikern hierin übereinstimmen: Gifanius *e summo regno ut,* Scaliger *e summo ut regno,* Columna *ut summo e regno famul.* Die

Emendation *infimus* ist zwar von dem überlieferten *optimus* paläographisch ziemlich entlegen (Faber *ultimus,* vielleicht könnte man auch an das seltene und darum der Korruptel leicht ausgesetzte *extimus* denken), aber eine wichtige Stütze des *infimus* ist Lucr. III 1032 *proinde ac famul infimus esset.* — Sehr willkürlich ist dagegen Müllers Textgestaltung *mortalem summum miserum fortuna repente reddidit, exutus regno ut famul infimus esset.* Er nahm Anstoß an der Wiederholung *summum, summo;* aber dies ist echt Ennianische Wortfülle.

Vahlen bezieht in beiden Ausgaben das Fragment auf die Unterredung Hannibals mit Scipio und führt zur Vergleichung Hannibals Worte bei Livius XXX 30, 18, 19 an: *Maximae cuique fortunae minime credendum est . . melior tutiorque est certa pax quam sperata victoria: haec in tua, illa in deorum manu est. Ne tot annorum felicitatem in unius horae dederis discrimen.* Aber diese Erklärung, so nahe sie auch zu liegen scheint, da das Fragment im neunten Buche stand, halte ich mit Rücksicht auf *regno* nicht für wahrscheinlich; Scipio und Hannibal sind nicht Könige, sondern Feldherrn ihrer Staaten; bei ihnen handelt es sich um Sieg oder Niederlage, nicht aber um den Verlust eines Königreiches. An 10 Stellen der Annalen findet sich *regnum* und ausnahmslos im Sinne des Königreiches oder der Königsherrschaft, ebenso in den Fragmenten der Dramen. Man ist also berechtigt, *regno* im Munde Hannibals für unzulässig zu halten.

Aber auf Syphax, den einst so mächtigen König, dessen Sturz geradezu tragische Momente aufweist, kann das Fragment sehr gut bezogen werden, da es auch in diesem Fall in das IX. Buch gehört. Vgl. Liv. XXX 13, 1 (zum Jahr 203) *Syphacem in castra adduci cum esset nuntiatum, omnis velut ad spectaculum triumphi multitudo effusa est. Praecedebat ipse vinctus, sequebatur grex nobilium Numidarum. Tum, quantum quisque plurimum poterat, magnitudini Syphacis, famae gentis victoriam suam augendo addebat. Illum esse regem, cuius tantum maiestati duo potentissimi in terris tribuerint populi, Romanus Carthaginiensisque* usw. Ferner Liv. XXX 30, 14 *Syphace potentissimo rege capto* und XXX 45, 4 *morte subtractus spectaculo magis hominum quam triumphantis gloriae Syphax est.* Man vgl. weiter Liv. XXX 13, 6 *sicut ab dis immortalibus pars utraque hostiis mactandis pacem petisset, ita ab eo utrimque pariter amicitiam petitam. Iam tantas habuisse opes, ut Masinissam regno pulsum eo redegerit, ut vita eius fama mortis et latebris, ferarum modo in silvis rapto viventis, tegeretur.* Besonders wichtig ist die Stelle XXX 13, 8, welche den tiefen Eindruck, den das tragische Schicksal des Syphax auf Scipio machte, hervorhebt: *movit et Scipionem cum fortuna pristina viri praesenti fortuna conlata.* Gerade diese Worte des Livius scheinen mir ein Reflex der Schilderung des Ennius zu sein. Ich bin nämiich

überzeugt, daß der Einfluß des Ennius nicht bloß auf die erste Dekade des Livius, sondern auch auf seine Erzählung von dem zweiten punischen Krieg viel höher angeschlagen werden muß, als es gewöhnlich geschieht, und ich berufe mich hiebei auf Lehmanns Darlegung 'Der letzte Feldzug des Hannibalischen Krieges', Leipzig 1894. — Die gebietende Machtstellung des Syphax wird auch bei Liv. XXX 16, 2 nachdrücklich hervorgehoben: *post famam capti Syphacis, in quo plus prope quam in Hasdrubale atque exercitu suo spei reposuerunt.* Vgl. außerdem Liv. XXX 7, 11, 12 und XXX 11, 2, 3. Wenn wir alles dies zusammenfassen und Livius' Abhängigkeit von Ennius gebührend in Betracht ziehen, so dürfte wohl die Beziehung des Fragments auf Syphax Anklang finden. Die Worte standen natürlich nicht in einer Reflexion des Dichters, sondern in der Rede einer Person, vielleicht in der Scipios, wie ich schon oben mit Bezug auf Liv. XXX 13, 8 angedeutet habe, oder in der Rede eines Freundes und Anhängers des Syphax, der mit Rücksicht auf dessen tragischees Schicksal jene Worte aussprach.

Das Fragment Vahlen[2] V. 314 *Sed quid ego haec memoro? dictum factumque facit frux* bezieht Vahlen[2] p. CXCII auf die Aufforderung Scipios oder Hannibals an die Soldaten vor der Schlacht bei Zama: *Milites cohortatus sive Scipio est sive Hannibal: 'sed quid ego ... frux', quibus Wezelius l. c. p. 30 confert quae apud Silium (XVII 328 sq.) eadem occasione Hannibal cohortatus milites dicit 'quid vos, quis claro deletum est Marte Saguntum, exhorter'* eqs. Das neunte Buch ist durch Priscian VI 278, 16 bezeugt: *idem* (d. i. Ennius) *in VIIII pro frugi homo frux ponit quod est adiectivum 'sed ... frux', id est frugi homo.* Natürlich läßt sich die Möglichkeit der Erklärung Vahlens oder auch Valmaggis, der das Fragment in die von Scipio dem Hannibal erteilte Antwort versetzt, nicht leugnen; aber irgend welche Wahrscheinlichkeit haben diese Hypothesen nicht. Auch ich halte an der Buchziffer *VIIII* fest, meine aber, daß das Fragment mit mehr Wahrscheinlichkeit in die Erzählung von der Abberufung Hannibals und seines Bruders Mago aus Italien versetzt werden kann. Die Abberufung Hannibals erwähnt Livius XXX 19, 12: *nam ad eum quoque legati ab Carthagine vocantes in Africam iis forte diebus quibus ad Magonem venerunt,* sodann XXX 20, 1 *Frendens gemensque ac vix lacrimis temperans dicitur legatorum verba audisse.* Und da, so meine ich, konnte es geschehen, daß der Führer der Gesandten den Hannibal, der seine Abberufung für eine von seinem unerbittlichen Feinde Hanno durchgesetzte und das Staatswohl gefährdende Maßnahme erklärte, an die Pflicht des Gehorsams gegenüber dem Staate erinnerte. Hannibal sagte: *vicit ergo Hannibalem non populus Romanus ..., sed senatus Carthaginiensis obtrectatione atque invidia;* vgl. ferner das Urteil Hannibals über Hanno: *qui domum nostram, quando alia re non potuit,*

ruina Carthaginis oppressit. Darauf folgte von Seiten des Führers der Gesandten eine Entgegnung und Verteidigung der Maßnahme der Abberufung; und der Sprecher sagte die weitere Erörterung abbrechend *sed quid ego haec memorem? dictum factumque facit frux.*

Aber diese Worte konnte auch Hannibals Bruder Mago sprechen, als die zweite Gesandtschaft bei ihm eintraf und ihm die Abberufung mitteilte. Liv. XXX 19, 1 ff. *Mago .... ad mare pervenit. Ibi eum legati ab Carthagine ... adierunt, iubentes primo quoque tempore in Africam traiceret: id et fratrem eius Hannibalem — nam ad eum quoque isse legatos eadem iubentes — facturum ... Mago non imperio modo senatus periculoque patriae motus, sed ... impositis copiis in naves profectus.* Der Bericht des Livius, daß der Befehl des karthagischen Senats und die Gefahr des Vaterlandes auf Mago großen Eindruck machten und daß er dann sofort die Übersetzung seiner Truppen nach Afrika anordnete, läßt sich mit meiner Annahme, daß er in seiner Erwiderung auf die Mitteilung der karthagischen Abordnung sagte *sed quid ... frux,* sehr gut vereinigen. Ich meine, daß Mago im Epos des Ennius ähnlich wie Hannibal bei Livius und bei Silius Italicus dem tiefen Schmerz über das vom karthagischen Senat angeordnete Verlassen Italiens Ausdruck gab, sodann aber seine Pflicht des Gehorsams gegenüber der Anordnung der Obrigkeit hervorhob.

Bemerkenswert scheint es mir, daß der bei Livius XXX 20, 1 vorkommende Ausdruck *frendens* auch bei Silius XVII 221 in der Form *infrendens* sich wiederfindet. Ich denke, daß dies auf einen gemeinsamen Ennianischen Ursprung hinweist, obzwar ich allerdings nicht verschweigen will, daß das *infrendens* des Silius in einer anderen Situation vorkommt.

Daß Ennius hier *frux* im Sinne von *frugi, vir frugi* gebraucht hat, ist erwähnenswert. Bei der syntaktischen Erklärung muß man die Konstruktion *frugi esse* zugrunde legen. Der Dativ ist derselbe wie in *usui esse, impedimento, odio, magnae curae esse* u. dgl.; *frux* aber, was ursprünglich Frucht bedeutete (nicht bloß Feldfrüchte, sondern Frucht überhaupt), gelangte zur metaphorischen Bedeutung Nutzen, Vorteil. Plaut. Asin. 174 f. *neque fictum usquamst neque pictum neque scriptum in poematis, ubi lena bene agat cum quiquam amante, quae frugi esse volt* bedeutete *frugi esse* soviel wie *fructui, usui esse* zum Nutzen sein, zu Nutz und Frommen sein. Aus dieser Bedeutung entwickelte sich aber die von *probum, idoneum esse* geradeso wie χρηστός, welches ursprünglich 'brauchbar' bedeutete, zur Bedeutung 'brav, rechtschaffen' *(probus)* gelangte. Das zweite Stadium aber war, daß dies *frugi*, welches ursprünglich prädikativ in der Verbindung mit *esse* gebraucht wurde, auch in attributiver Verbindung vorkam, z. B. Ter. Haut. 580 *hominis frugi (= hominis frugi ὄντος) et temperantis functu's officium?* Ennius hat

also *frux* (was eigentlich 'Frucht' und dann metaphorisch 'Nutzen, Gebrauch') bedeutete, im Sinne von *utilis, probus,* χρηστός gebraucht. Es ist dies eigentlich vollkommen unlogisch und gegen die Regeln der Syntax, aber Ennius wagte es, wie so vieles andere. Freilich folgte ihm hierin, wie es scheint, niemand (vergleichen kann man aber Prisc. VII 41 *'ops' et 'cops' pro 'opulentus et copiosus'*, wenn nicht *opis* und *copis* zu schreiben ist). Denn sein *frux* = *frugi* blieb ganz vereinzelt; auch die Lexika beachten dies ἅπαξ λεγόμενον wenig.

In dem bei Nonius 150, 31 aus dem neunten Buch der Annalen erhaltenen Fragment, dessen Emendierung bisher nicht gelungen ist, halte ich die Vulgata *perpetuassint* für wahrscheinlich, obzwar Vahlen[2] dieselbe aufgegeben hat. Hug bezog das Fragment auf die Bitten der Karthager nach der Schlacht bei Zama, daß ihnen die Römer ihre Freiheit belassen mögen, und ähnlich Vahlen[1] *pacis libertatisque desiderium Carthaginiensium exprimi.* Müller konnte eine solche Erklärung nicht billigen, weil ihm dies seine Hypothese, daß auch noch das X. Buch der Erzählung von dem zweiten punischen Krieg gewidmet war, verwehrte und weil er demgemäß die Buchziffer IX bei Nonius hätte in X ändern müssen. Darum erklärte er das Fragment: *fortasse verba fuerunt Publii Scipionis, dum petit imperium in Hispania vel post delatum honorem populum Romanum compellat; cf. Liv. XXVI 18, 19.* Ich habe diese ganze Liviusstelle genau geprüft, aber durchaus nichts, was zu diesem Fragment passen würde, gefunden. Übrigens ist Müllers Bemerkung so dunkel, daß man gar nicht weiß, ob er an die *libertas* der Hispaner oder Scipios (?) dachte.

Ich führe die Stellen des Livius an, mit denen man nach meiner Meinung das Fragment in Verbindung bringen könnte. Livius XXV 29 (zum Jahre 212 v. Chr.). Die Gesandten der Syrakusier legen dem Marcellus dar, daß nur die Tyrannen (Hieronymus. dann Hippokrates und Epicydes), als sie sich der Herrschaft bemächtigten, von den Römern abfielen; dann im § 3 *nec quisquam dicere potest aliquando nobis libertatis tempus fuisse, quod pacis vobiscum non fuerit. Nunc certe caede eorum, qui oppressas tenebant Syracusas, cum primum nostri arbitrii esse coepimus, extemplo venimus ad tradenda arma.* Dann § 6 *incolumesque Syracusas familiae vestrae sub clientela nominis Marcellorum tutelaque habendas tradas?* Also die Syrakusier beanspruchten die Wiedererlangung der Freiheit, weil sie immer treu zu den Römern gehalten hätten und nur die Tyrannen Ursache des Abfalls gewesen wären. Dazu nehme man die Erzählung über die Senatsverhandlungen Liv. XXVI 32, 2 f. *ibi cum diu sententiis certatum esset et magna pars senatus principe eius sententiae T. Manlio Torquato cum tyrannis bellum gerendum fuisse censerent, hostibus et Syracusanorum et populi Romani, et urbem recipi, non capi et receptam*

legibus antiquis et libertate stabiliri, non fessam miseranda servitute bello adfligi. Auf diese Vorgänge könnte das Fragment sehr gut und ohne gewaltsame Interpretation bezogen werden. Doch liegt vielleicht noch näher die Beziehung auf den Friedensschluß der Karthager mit Scipio (Hug, Vahlen). Liv. XXX 37, 2 *condiciones pacis dictae, ut liberi legibus suis viverent; quas urbis quosque agros quibusque finibus ante bellum tenuissent, tenerent populandique finem eo die Romanus faceret.* Polybios XV 18 ἔθεσι καὶ νόμοις χρῆσθαι τοῖς ἰδίοις, ἀφρουρήτους ὄντας.

Doch ich muß hier abbrechen. Meine ursprüngliche Absicht, einige wichtige die Komposition der Annalen betreffende Fragen zu behandeln, was aber eine ausführliche Darlegung erheischen würde, und ferner auch zu den übrigen Schriften des Ennius erklärende Beiträge zu liefern, kann ich vorläufig nicht durchführen, da ja ohnehin die jetzt den Lesern bereits vorliegenden Erörterungen sich ziemlich umfangreich gestaltet haben. Eine Fortsetzung meiner Untersuchungen wird in den 'Wiener Studien' erscheinen.

Prag. Dr. Johann Kvíčala.

Zu Athenaios Ἐκ τοῦ Α.

Das Verzeichnis hervorragender Deipnosophisten beginnt in folgender Weise: Οἱ δ' ἐν τῷ δείπνῳ δῆθεν ἐπιδημήσαντες δειπνοσοφισταὶ ἦσαν Μασούριος, νόμων ἐξηγητὴς καὶ πάσης παιδείας οὐ παρέργως ἐπιμέλειαν ποιούμενος, Μόνος ποιητής, ἀνὴρ καὶ κατὰ τὴν ἄλλην παιδείαν οὐδενὸς δεύτερος καὶ τὴν ἐγκύκλιον οὐ παρέργως ἐζηλωκώς· ἕκαστον γὰρ ὧν ἐπεδείκνυτο ὡς μόνον τοῦτο ἠσκηκὼς ἐφαίνετο, τοιαύτῃ πολυμαθείᾳ ἐκ παίδων συνετράφη· ἰάμβων δὲ ἦν ποιητὴς οὐδενὸς δεύτερος, φησί, τῶν μετ' Ἀρχίλοχον ποιητῶν. Meineke ließ zwar Μόνος im Text, bemerkt aber: '*Μόνος neque Graecum neque Latinum nomen est. In C duo puncta superne posita sunt, quem in hoc libro mendorum indicem esse annotavit Dindorfius. μόνιος VL. Graecum esset Μόνιμος vel Μόνιχος*'. Während Meineke in dem korrupten Μόνος mit Recht den Namen eines von den Deipnosophisten vermutete, schrieb Kaibel μόνος ποιητής und meinte, daß sich diese Worte auf den bereits früher erwähnten und sehr gerühmten Mansurios beziehen; er schrieb also Μανσούριος, νόμων ἐξηγητὴς καὶ πάσης παιδείας οὐ παρέργως ἐπιμέλειαν ποιούμενος, μόνος ποιητής, ἀνὴρ κτλ. Dazu die kritische Anmerkung: „*μόνιος E μόνος C: Monius vel Modius poeta nullus fuit; pertinent haec omnia licet turbata ad unum Masurium, quem hominem finxit scriptor ad Masurii Sabini similitudinem, cf. XIV 623 e*". Die Worte *licet turbata* sollen offenbar die auffallende Tautologie der Charakteristik erklärlich machen; denn καὶ πάσης

π. . . . ποιούμενος und dann wieder ἀνὴρ καὶ κατὰ. . . ἐξηλωκώς ist ja dasselbe und obendrein findet sich beidemal οὐ παρέργως. Kaibels Textfassung ist wegen der geschmacklosen und unerhörten Hyperbel μόνος ποιητής unmöglich. Athenaios soll gesagt haben, daß alle Dichter vor Mansurios zurücktreten müssen und daß er der einzige wirkliche Dichter sei! Ein seltsames Lob, umso seltsamer, als dann wieder plötzlich eine auffallende Abschwächung folgt; denn nach dem überschwänglichen μόνος ποιητής heißt es — wenigstens bezüglich der iambischen Poesie — bloß ἰάμβων δὲ ἦν ποιητὴς οὐδενὸς δεύτερος.

Nach meiner Meinung kam nach Mansurios der Name eines anderen Deipnosophisten, der sich am Gespräch aktiv beteiligte. Es ist schlechterdings unmöglich vorauszusetzen, daß der Epitomator (und auch Athenaios) nach Mansurios einen Gast genannt hätten, der in die Unterhaltung nicht selbst eingriff; denn dann wäre das große Lob ἀνὴρ — τῶν μ. Ἀρχ. ποιητῶν ganz unbegreiflich. Und wenn wir nun die Reihe der an der Unterhaltung sich aktiv beteiligenden Gäste durchnehmen, wer anders sollte es sein, den nach Mansurios der Epitomator und Athenaios selbst nannten, als Magnos? Die Korruptel *Μόνος* oder *Μόνιος* (aus *Μάγνος*) ist leicht erklärlich und in *C* ist außerdem dieser Schreibfehler durch zwei Punkte über *Μόνος* kenntlich gemacht. Magnos gehört zu den bedeutenderen Deipnosophisten und tritt nicht selten als Sprecher auf, wenn auch nicht so oft als z. B. Mansurios oder Ulpianos. Vgl. III 74 *c*—78 *f* (ein ausführlicher und interessanter Vortrag über Feigen), IV 160 *d* f., IX 380 f., XIV 615 *e* usw.

Eine große Überraschung war es für mich, als ich vor zwei Jahren im *Index rerum*, der dem III. Band von Meinekes Ausgabe hinzugefügt ist, S. 377 folgendes las *s. v. Magnus: Magnus unus ex Deipnosophistis I 1 C, XIII 571 a.* Der mir unbekannte Verfasser des *Index rerum* (Meineke war es offenbar nicht) hat demnach das korrupte *Μόνος* richtig emendiert, weil er *s. v. Magnus* auch *I 1 C* anführt (vgl. *České Museum fil.* X 432—433).

Prag. Dr. Johann Kvíčala.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

J. Vendryes, Traité d'accentuation grecque. Paris, C. Klincksieck 1904. XVIII und 275 SS. 12°. Preis 3 Frcs. 50 Cent.

Man muß es den Franzosen lassen: sie verstehen es, für Unterrichtsbedürfnisse in praktischer und zugleich gefälliger Weise zu sorgen. Um die kleinen, hübschen Klassikerausgaben des Hachetteschen Verlages habe ich die französischen Schüler immer beneidet; und die handlichen, dauerhaften und zugleich billigen Leinenbändchen der 'Nouvelle collection à l'usage des classes', zu welcher das vorliegende Werk gehört, stehen nicht zurück. Allerdings sind nicht alle Stücke dieser Serie inhaltlich von gleichem Werte, aber einige, wie die 'Syntax latine' von O. Riemann, Goyaus 'Chronologie de l'Empire Romain', Masquerays 'Traité de métrique grecque', Homos 'Lexique de topographie Romaine' und andere sind selbständige wissenschaftliche Leistungen. Wenn sich das Französische an unseren Gymnasien mehr einbürgert, werden sie auch vorgeschritteneren Schülern zur Unterstützung des neusprachlichen Unterrichtes empfohlen werden können. Das Handbüchlein von Vendryes stellt sich den besten unter den Klincksieckschen Hilfsbüchern würdig an die Seite. Für den Gymnasialunterricht wird es allerdings kaum in Betracht kommen; dagegen wird es von Philologen und Studierenden der Philologie mit Nutzen zurate gezogen werden können. Es enthält eine übersichtliche Zusammenstellung der sicheren Tatsachen der griechischen Accentlehre sowie der antiken direkten und indirekten Überlieferung über dieselbe, deren Kenntnis für das Verständnis der neueren Aufstellungen und Theorien über das Wesen des griechischen Accentes erforderlich ist. Ich habe nichts Wesentliches vermisst; nur S. 31 hätte Hilbergs Prinzip der Silbenwägung erwähnt werden müssen.

D. Imperatoris Marci Antonini Commentariorum quos sibi ipsi scripsit libri XII. Iterum recensuit Ioannes Stich. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri 1903 (Bibliotheca Teubneriana). XXII u. 218 SS. Preis Mk. 2·40.

Über diese Neubearbeitung der mit Recht geschätzten Ausgabe der Bücher *εἰς ἑαυτόν* habe ich mich in einer Besprechung, welche in der Berliner philologischen Wochenschrift erschienen ist (1905, Nr. 33 und 34), so ausführlich geäußert, daß ich auf das dort Gesagte, dem ich nichts Neues hinzuzufügen hätte, verweisen kann. Da ich aber nun einmal Gelegenheit habe, nochmals auf das Buch zurückzukommen und meine dort vorgebrachten (rein sachlichen und daher etwas kurz angebundenen) Ausstellungen am Ende den Anschein erwecken könnten, als ob ich an dem Buche nur zu tadeln fände, so möchte ich hier ausdrücklich betonen, daß der Herausgeber innerhalb der ihm vom Verleger für die Neubearbeitung gesteckten Grenzen getan hat, was ihm möglich war, und daß die zweite Ausgabe eine wirklich vielfach verbesserte ist, wenn auch die Verbesserung nicht so weit reicht, als wünschenswert und bei einer gründlichen Umarbeitung auch möglich gewesen wäre.

Graz. Heinrich Schenkl.

Jakob Wackernagel, Studien zum griechischen Perfektum. Göttingen, Vanderhoeck & Ruprecht 1904. 24 SS. 8°.

Den Kern dieser für den Grammatiker sehr interessanten Abhandlung bildet die Entwicklung der von Wackernagel als 'Resultativperfektum' bezeichneten Perfektgattung. Was der Verf. unter dieser Bezeichnung versteht, ergibt sich aus seinen Ausführungen auf S. 4. Er vergleicht den homerischen und den attischen Dialekt hinsichtlich des Perfektgebrauchs und findet, daß sie übereinstimmen: 1. im präsentischen Gebrauch des Perfektums (nur trete dieser bei Homer viel stärker hervor); 2. in derjenigen dem Präsens ebenfalls nahestehenden Verwendung, bei der das Perfektum das Befinden in einem Zustande bezeichne, während Präsens und Aorist den Übergang in diesen Zustand bezeichneten; 3. seien im Wesen wenig hievon verschieden die Fälle, wo wir im Deutschen dem homerischen Perfekt nicht ein Präsens, sondern ein Perfekt gegenüberstellen, jenes aber eine am Subjekt nachwirkende Handlung ausdrücke, was besonders beim Passiv vorliege; 4. sei die Setzung des Perfekts, wenn es gelte, einen Komplex kontinuierlicher Handlungen zu bezeichnen, die in der Gegenwart ihren Endpunkt haben, ebenso attisch als homerisch. Die 5. Bedeutung des Perfekts nun, bei der dieses von einer vergangenen Handlung gebraucht werde, deren Wirkung im oder am Objekt noch in der Gegenwart fortdauere — von W. 'Resultativ-

perfektum' genannt — sei zwar dem Attischen eigen, jedoch nicht der homerischen Sprache. Die Schwierigkeiten, denen diese Auffassung da und dort in den homerischen Gedichten begegnet, sucht W. durch entsprechende Interpretation zu beseitigen, so *B* 264 *αὐτὸν δὲ κλαίοντα θοὰς ἐπὶ νῆας ἀφήσω πεπληγὼς ἀγορῆθεν* und *Δ* 492 *τοῦ μὲν ἅμαρθ', ὁ δὲ Λεῦκον βεβλήκει βουβῶνα*. Es sollen da *πεπληγ-* entweder 'wiederholt schlagen = *πληγὰς ἐμβάλλειν*' oder aoristisch 'schlagen' und *βεβληκ* — 'tödlich treffen' heißen. Aus dem ursprünglichen Fehlen des Resultativperfekts im Griechischen werden nun manche Gebrauchsweisen des Perfekts im nachhomerischen Griechisch erklärt, auf die zuerst Mahlow in KZ. 26, 572 aufmerksam gemacht habe, der an dieser Stelle zu dem Schlusse kommt, daß Aorist und Perfekt eigentlich gleichwertig gebraucht werden können. Wiewohl nun W. Mahlows Ansicht nicht völlig billigt, so sucht er doch noch weitere Beispiele beizubringen, die zeigen sollen, daß in gewissen Gruppen von Bezeichnungen der Aorist die Stelle des hier erwarteten Perfekts vertrete. Sichere Belege für das Resultativperfektum findet W. erst im V. Jahrhundert (bei Pindar), in der älteren Tragödie seien sie noch selten, bei Sophokles schon häufiger, während die Sprache der Komödie eine Fülle von Beispielen liefere. So festige sich dieser Perfektgebrauch immer mehr und mehr.

In dem folgenden Teile seiner Darstellung (S. 15 ff.) behandelt W. die Frage, wie dieses Resultativperfektum, das also ursprünglich in der Sprache nicht vorhanden war, aufgekommen sei und in welcher Weise die entsprechenden Formen gebildet worden seien. Im Schlußabschnitt (S. 22 ff.) wird darauf hingewiesen, daß es nicht etwa bloß der Wunsch nach resultativem Ausdruck war, der im Laufe der Zeiten zur Erweiterung des Perfektgebrauches geführt hat, sondern daß auch in anderer Funktion das Perfekt so mancher Verba erst spät aufgekommen ist. Die jüngere Zeit zeige hingegen eine der älteren ganz entgegengesetzte Erscheinung, indem man beobachten könne, wie das Perfekt allmählich überhaupt ganz außer Gebrauch komme.

Mag man auch W.s Ausführungen nicht überall zustimmen, seine im Anschluß an Malden (Transactions of the Philolog. Society 1865, S. 168 ff.) aufgestellte Behauptung, 'das resultative Perfekt sei erst im Laufe der Sprachgeschichte und nur allmählich, nicht zugleich bei allen Verben, in Funktion getreten', ist jedenfalls richtig. Allerdings hängt dies eben teilweise mit der von W. selbst anerkannten Tatsache zusammen, daß überhaupt die Perfektbildung im Griechischen bei vielen Verben ohne Rücksicht auf die spezielle Funktion erst in späterer Zeit erfolgt ist. Und ob der als Resultativperfektum bezeichnete Perfektgebrauch der alten Sprache gänzlich abzusprechen ist, dürfte wohl nicht ganz sicher sein. Auch die eingangs erwähnte Einteilung des Perfektgebrauchs kann der Ref. nicht billigen: es fehlt ihr an einem bestimmten

Einteilungsprinzip. Da W. solche Fälle, wo ein Perfekt etwa aoristisch gebraucht erschiene, gar nicht in Rechnung zieht, so sind die von ihm berücksichtigten Perfektgattungen wohl alle präsentisch, auch die im Passiv sowie diejenigen, die einen Zustand bezeichnen, so daß sich in dieser Hinsicht die in die Gruppen 1, 2 und 3 gehörigen Perfekta weder voneinander noch von den Perfektarten, die W. in die folgenden Gruppen einreiht, scheiden lassen. Legt man aber der Einteilung der Perfekta die Art der Nachwirkung der vollendeten Handlung als Einteilungsprinzip zugrunde, dann gibt es zunächst nur zwei Gruppen: *a)* Perfekta, bei denen die Nachwirkung im oder am Subjekte, *b)* Perfekta, bei denen sie am Objekte stattfindet. Es hat jedoch die wenig zutreffende Teilung des Perfektgebrauchs bei W. auf den späteren Gang der Untersuchung wenig Einfluß und beeinträchtigt durchaus nicht den Wert dieses gewiß sehr beachtenswerten Beitrages zur Geschichte der griechischen Syntax und Formenlehre.

Wien. Dr. Karl Kunst.

Hermann Reich, Der König mit der Dornenkrone. Mit fünf Abbildungen im Texte (Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüch. f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. VII.). Leipzig, Teubner 1905. 31 SS. Preis 1 Mk.

In dem großangelegten Hauptwerk über den Mimus, dessen noch ausständigem Abschlusse nicht bloß die Philologen mit Interesse entgegensehen, hat R. über Wesen und Entwicklung dieser aus dem Leben schöpfenden und daher überaus lebenskräftigen Volksposse des Altertums unerwartet reiche Aufschlüsse geboten und gezeigt, wie dieselbe, von bescheidenen Anfängen ausgehend, nicht nur bei Griechen und Römern dauernd die Bühne beherrschte, sondern über alle Schranken von Ort und Zeit hinweg in wunderbarer Ausstrahlung nach fernen, fremden Ländern und bis in unsere Tage vorgedrungen ist. Als Spezialuntersuchungen im Anschlusse an dieses Hauptwerk erschienen „Der Mann mit dem Eselskopf" im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft XL und die vorliegende Abhandlung. Wie R. in der ersteren mit steter Berücksichtigung der ganzen Entwicklung das Auftreten des Eselmenschen in der Posse bis auf Shakespeares „Sommernachtstraum" herab verfolgte, so bietet auch unsere Schrift nicht bloß eine Behandlung der bekannten Spottkrönung Christi durch die römischen Soldaten, sondern sie behält die Beziehungen zwischen Mimus und christlicher Religion im allgemeinen im Auge. So werden zwei Kapitel der Erklärung des berühmten sogenannten Spottkruzifixes vom Palatin gewidmet. Die Möglichkeit, daß es sich hiebei nicht um eine Verspottung handelt, sondern daß das Bild mit dem Eselköpfigen am Kreuze das Zeichen der Andacht eines sethianischen

Christen sein könnte, wird zwar in Betracht gezogen, aber abgelehnt, da man es in den ersten Jahrhunderten von christlicher Seite durchaus vermieden habe, das Leiden Jesu Christi darzustellen und da das Graffito aus dem 3. Jahrhundert stammt, wo es gefährlich gewesen sei, sich offen als Christ zu bekennen. R. zieht noch eine zweite, in einem Nachbargemache des Palastes gefundene Kritzelei *Ἀλεξαμενὸς fidelis* heran und meint, beides sei das Werk eines heidnischen Spötters gewesen, der zugleich denunzieren wollte. Zuerst habe er an die Wand geschrieben: „Alexamenos ist ein Christ“ und damit nicht zufrieden das Konterfei des Armen als eines Eselanbeters gezeichnet und durch eine Beischrift erläutert. Die Anregung aber sei ihm durch den Mimus geworden, worin Christen gerne verspottet wurden und auch Kreuzigungen vorkamen. Dagegen möchte ich bemerken, daß man bei unbefangener Beobachtung in der Zeichnung vom Palatin zwar Unbeholfenheit in der Linienführung, aber — vom Eselskopf abgesehen — keinerlei Spott erblicken kann. Läßt sich der Eselskopf aus dem Anubisglauben der sethianischen Christen erklären, so kann das Ganze auch ernst gemeint sein. Das beigeschriebene sethianische Kultzeichen Y paßt genau genommen besser zu letzterer Auffassung und mit der Übersetzung der Beischrift *Ἀλεξαμενὸς σέβετε θεόν*: Alexamenos betet s e i n e n Gott an, trägt R. die eigene Ansicht schon hinein. Bezüglich der zweiten Inschrift aber muß man doch fragen, ob *fidelis* in jener Zeit auch vom Standpunkte der Heiden einen Christgläubigen bezeichnen konnte. Fr. X. Kraus, der darin ein Glaubensbekenntnis des Alexamenos erblickt, hat offenbar richtig das Gegenteil gefühlt. Das letzte Wort ist hier also noch nicht gesprochen. Im Anschlusse wird die Verwendung christlicher Figuren und Zeremonien im Mimus an zahlreichen Beispielen dargetan und der Übergang vom heidnischen, das Christentum verspottenden Mimus zum christlichen Mysterium, dem geistlichen Drama des Mittelalters, anziehend und überzeugend geschildert. Dadurch wird der Boden vorbereitet für die Erklärung der Dornenkrönung Christi. Sie findet eine schlagende Parallele in einer Erzählung bei Philo in Flacc. 5 f., wonach der Judenkönig Agrippa von den Alexandrinern dadurch verspottet wurde, daß man mit einem armen Narren eine komische Krönung vornahm, wobei eine papierene Krone, ein Lumpenmantel und ein Papyrusstengel verwendet und er als König der Juden begrüßt wurde. Philos Bemerkung, die Krönung sei wie im Theatermimus vor sich gegangen, führt auf die richtige Spur: ebenso wie die Alexandriner, so haben auch die römischen Soldaten eine Szene aus dem Mimus nachgeahmt. Das wird ausführlich und in sehr plausibler Weise dargetan und damit auch die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien neu beleuchtet.

Czernowitz. Julius Jüthner.

Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest des Historisch-philologischen Vereines der Universität München 1905. Redigiert von Dr. Ammon, Dr. Hey, Dr. Melber. München 1905 (J. Lindauersche Buchhandlung in Kommission). 76 SS.

In der ersten Abhandlung „Zur Beurteilung der Leidener Germania-Handschrift" gibt G. Wissowa auf Grund eigener, sehr eingehender Prüfung der Handschrift eine genaue Wertschätzung dieses Kodex, den B. Sepp als eine Abschrift aus *B*, mithin als wertlos für die Texteskonstituierung bezeichnet hatte. W. weist die Unmöglichkeit, daß *B* die Vorlage von *b* gewesen sei, mit schlagenden Gründen nach und bringt eine erschöpfende Auseinandersetzung über das Verhältnis des Schreibers (*b*) des Leidensis zu einer zeitlich nicht weit von ihm entfernten *manus altera* (b^*), die zuerst Reifferscheid richtig erkannt hatte, und einem noch jüngeren Korrektor (β). Den Schluß bilden einige Bemerkungen über den Wert der beiden Handschriften in Rimini und Toledo, denen W. nicht, wie dies von anderen Gelehrten geschehen ist, eine Mittelstellung zwischen *Bb* und *Cc* einräumen will. Doch scheint der *Toletanus* tatsächlich eine selbständige Stellung in der Reihe der Germania-Hss. einzunehmen. Die zweite und dritte Abhandlung sind Cicero gewidmet: „Die Cicerokarikatur im Altertum" von Th. Zielinski und „Cicero als Naturschilderer" von G. Ammon. In der zweiten sucht Z. als Urquelle der Karikatur hinsichtlich des *γένος Asinius Pollio,* allerdings in der Bearbeitung eines griechischen Rhetors, nachzuweisen und führt weiter aus, daß auch der Rhetor der augusteischen Zeit *L. Cestius Pius* in der Bildung der Cicero-Karikatur eine Rolle gespielt haben müsse. In der dritten Abhandlung deutet A. mehr aphoristisch die Bedeutung Ciceros als Naturschilderers nach folgenden Gesichtspunkten an: Schilderungen seiner ländlichen Heimat, des Arpinas; die Villegiaturen; die Stadt Rom; Seestädte; geschichtliche Kulturstätten, besonders Athen; der Einfluß der Landschaft auf Menschen, Tiere und Pflanzen; Schilderungen aus dem Pflanzen- und Tierleben; Phantasieschilderungen; kosmische Schilderungen; einiges über die Sprachkunst der Schilderungen. „Textkritische Bemerkungen zu lateinischen Schriftstellern" bringt O. Hey, u. zw. zu Plaut. Amph. 836—838, Aulul. 77; Cic. ad fam. I 10 (Schlußsatz); aus Senecas Briefen an Lucilius 78, 6; Quintil. VIII 5; Apul. Metam. VII 8; Declamationes Calpurnii Flacci Argum. No. 2; Tertull. De pudicitia 1; Cyprianus Gallus Vulg. Jos. 4, 9; Victorinus De Iesu Christo deo et homine V. 114. Verwandten Inhalts ist die letzte Abhandlung von G. Ammon, welche kritische Miszellen zu Hor. Carm. I 2, 21—24; Hor. Epist. II 3, 26; Cic. Or. 105; 110; Cic. Lael. § 99; Cic. de Fin. V 80; Plin. Nat. hist. VII 176; Corn. Nep. Att. 3, 2 enthält. Mit den Fragmenten des Simonides (14 u. 86, 18, 30, 31, 45, 52, 73, 74, 80 B, 96, 109, 157 ed. Bergk) beschäftigt sich die fünfte Abhandlung von A. Semenov. Das Thema „Das Kind. Ein Gleichnismittel bei Epiktet" behandelt

R. Renner, indem er die von dem genannten Philosophen dem Leben und Treiben der Kinderwelt entnommenen Beispiele nach ihrer negativen und positiven Seite einer nach übersichtlichen Gesichtspunkten geordneten Darstellung unterzieht. „Zweck ihrer Anwendung (im ersteren Falle) ist dann immer, die Erwachsenen auf den geistigen Unterschied, der zwischen ihnen und den Kindern bestehe, aufmerksam zu machen und ihnen vorzuhalten, wie sehr sie sich versündigten, wenn sie durch ihr törichtes Verhalten sich auf eine Stufe mit den geistig noch blinden, naiven Kindern stellen, wenn sie physisch, bezw. moralisch handelten wie Menschen, deren Vernunft noch schläft, sie, die doch sonst sich so viel zu gute täten auf den Besitz der Vernunft (daher ihre *οἴησις*, ihre Einbildung, ihr Wahn!)". Im „positiven Sinne führt Epiktet Eigenschaften der Kinder an, zunächst um in Form des steigernden Gegensatzes nachdrücklich die Erwachsenen auf den Widerspruch hinzuweisen, in dem sie sich mit ihrer Natur befinden: 'So sind die Kinder in ihrer Unwissenheit, um wie viel mehr sollt ihr bei Eurer Einsicht so sein!' bisher also Warnung, jetzt Aufforderung". Mit „Weiß und Schwarz bei den Römern" beschäftigt sich K. E. Götz, u. zw. mit der Beschränkung, daß er „die übertragene, metaphorische Bedeutung mit der daraus resultierenden symbolischen und allegorischen Anwendung" der betreffenden Adjektive einer eingehenden Betrachtung unterzieht, bei welcher ihm — was besondere Beachtung verdient — das Material des *Thesaurus linguae Latinae* zur Verfügung stand. Seiner Darstellung der Bedeutungsentwicklung wird man im ganzen zustimmen können. Ob aber wirklich bei allen indogermanischen Völkern der Begriff des Göttlichen sich aus dem des Lichtes entwickelt hat, wird unter anderem gerade durch griech. *θεός* in bedenklicher Weise unsicher, das der Verf. unseres Aufsatzes freilich in ganz unglaublicher Weise S. 64 noch immer von der Wurzel *div* (neben *δῖος*) ableitet. Man sollte annehmen dürfen, daß auch in den Kreisen der klassischen Philologen die Unhaltbarkeit, richtiger gesagt Unmöglichkeit dieser Etymologie bekannt wäre. Die richtige Etymologie des Wortes führt in ganz andere Kreise als in die des Lichtes. Ich verweise der Kürze halber auf Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde S. 28. In dem letzten noch zu erwähnenden Aufsatze „Momos bei Lukian" zieht L. Hasenclever aus einigen Übereinstimmungen im Wortlaut des Textes, die sich bei Lukianos und Demosthenes finden, den m. E. etwas übereilten Schluß, daß in der mythischen Person des Momos bei Lukian die historische Persönlichkeit des Demosthenes aufgegangen sei. — Am Schlusse der Schrift findet sich ein Verzeichnis der Ehrenmitglieder und Mitglieder des Philisterverbandes des Historisch-philologischen Vereins München.

Dr. A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Subskriptions-Ausgabe, vollständig in etwa 10 Lieferungen. Heidelberg 1905. 1.—7. Lieferung. [Sammlung indogermanischer Lehrbücher, herausgegeben von Prof. Dr. H. Hirt. II. Reihe, 1. Band. Leipzig]. Subskriptions-Preis für jede Lief. 1 Mk. 50 Pf.

Jeder Sprachforscher, der in unserer Zeit eine auf Etymologie bezügliche Untersuchung oder gar ein etymologisches Wörterbuch in die Hand nimmt, wird sich unwillkürlich einerseits an die weitausgreifenden Anforderungen erinnern, die Schuchardt an den Etymologen stellt, und müßte sich eigentlich sagen, daß zur Verfassung eines etymologischen Wörterbuches irgend einer indogermanischen Sprache oder Sprachengruppe zur Stunde noch die wichtigsten Vorarbeiten fehlen, um ein solches im Sinne Schuchardts zustande zu bringen. Meringers Aufsätze „Wörter und Sachen" im XVI., XVII. und XVIII. Bande der Indogermanischen Forschungen können neben Schuchardts etymologischen Abhandlungen als belehrendes Beispiel dieser Richtung der Lexikographie dienen. Anderseits werden einem jeden die Worte in den Sinn kommen, die ein anderer hervorragender Sprachforscher, Thurneysen, in seiner im Jahre 1904 gehaltenen Prorektoratsrede über die Schwächen und die Unzulänglichkeit des etymologischen Wissens gesprochen hat. An einem anderen Orte (Archiv für lat. Lexikographie und Gramm. XIII 1 ff.), wo sich der eben genannte Gelehrte über den von ihm in den Etymologien im '*Thesaurus linguae Latinae*' eingenommenen Standpunkt eingehender äußert, liest man folgenden Satz: „Wenn die moderne Sprachwissenschaft durch die genaue Beobachtung des regelmäßigen Lautwandels auch ein treffliches Kriterium geschaffen hat, so hat sie anderseits wieder gezeigt, daß viele Vergleiche schon darum unsicher bleiben m ü s s e n, weil die Wörter nicht nur in ihren Suffixen, sondern auch in den eigentlichen Trägern der Bedeutung, in den wurzelhaften Bestandteilen, immerfort dem Einflusse anderer, bedeutungsverwandter Wörter ausgesetzt sind". In der Tat ist die Arbeit des Etymologen, der auch noch durch „die unberechenbaren Wege des Bedeutungswandels" nur allzu oft in seinen Kreisen gestört wird, eine dornenvolle und wenig befriedigende, da er in vielen Fällen über ein negatives Resultat überhaupt nicht hinauskommen kann. Gleichwohl will es mir scheinen, daß die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels, die wir bei etymologischen Untersuchungen als ein nicht zu umgehendes Postulat hinstellen müssen, auch für die Richtigkeit der Ergebnisse der etymologischen Forschung eine nicht zu verachtende Gewähr abgibt, wenn auch mit Rücksicht auf die oben angegebenen Faktoren, durch deren Einflußnahme dieser regelmäßige Lautwandel durchkreuzt werden kann, absolute Sicherheit nicht darin liegt. Jedenfalls wird bei Beachtung der nötigen Vorsicht der Fehlerquotient nicht allzugroß sein. Wohl aber wird es gut sein, lieber unser Nichtwissen einzugestehen, als gewagte Kombinationen aufzustellen, die nur die Phantasie, die

allerdings gerade in der Etymologie zu einer sehr wichtigen Rolle berufen ist, als berechtigt erscheinen lassen mag.

Die Aufgabe, welche der Verf. eines etymologischen Wörterbuches zu erfüllen hat, um allen Anforderungen gerecht zu werden, ist nach dem Gesagten nicht nur keine leichte und einfache, sondern eine schwierige und verwickelte. Umso freudiger ist es zu begrüßen, daß das Gebiet der lateinischen Etymologie in Walde einen so vortrefflichen Bearbeiter gefunden hat und durch seine Leistung, die allen Anforderungen der wissenschaftlichen Sprachforschung entspricht, eine klaffende Lücke in unserer Wissenschaft ausgefüllt worden ist. Denn wer wüßte nicht, daß ein etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache schon seit geraumer Zeit zu den wichtigsten Desiderien der indogermanischen Sprachwissenschaft und der klassischen Philologie gezählt hat, da keine der vorhandenen Bearbeitungen den Fortschritten der Sprachwissenschaft auch nur annähernd gerecht wurde? Der Kürze halber darf ich auf meine Ausführungen in der Histor. Gramm. I 81 verweisen.

Den Zweck, den sich ein etymologisches Wörterbuch zu stellen hat, hat Thurneysen a. a. O. im Hinblick auf seine aufs kürzeste gefaßten etymologischen Bemerkungen im *Thesaurus* durch folgende Worte näher bestimmt: „Besser ließe sich dieser Zweck allerdings durch ein ausführliches etymologisches Wörterbuch erreichen, in dem namentlich bei zweifelhaften Fällen die bisher vorgebrachten Vermutungen aufgezählt und nach ihrer Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit abgewogen würden". Dieser Zweck scheint mir in dem im Titel namhaft gemachten Werke, von dem bis Mitte Dezember v. J. sieben Lieferungen erschienen sind (*ā* bis *sella*), in einer für den ersten Wurf ganz vorzüglichen Weise erreicht. In knappen, vielleicht manchmal fast zu knappen Worten wird der etymologische Tatbestand bei einem jeden Worte aufgeführt, wobei ältere Literatur, soweit sie in Vaničeks beiden etymologischen Wörterbüchern und in Curtius' Grundzügen schon Berücksichtigung gefunden hat, nicht mehr ausdrücklich aufgeführt erscheint. Für jedes lateinische Wort erhält also der Benützer ein vollständig abgeschlossenes etymologisches Bild auf Grund der vorhandenen Literatur und fast durchaus mit kurzer Angabe der Gründe der Ablehnung dieser oder jener Etymologie und nicht selten mit neuen, in den meisten Fällen zu billigenden Aufstellungen des scharfsinnigen Verf.s Bei der ungemeinen Fülle der Literatur der indogermanischen Sprachwissenschaft, deren Beschaffung in einer Provinzialuniversität ein Ding der Unmöglichkeit ist, kann absolute Vollständigkeit nicht erwartet werden. Ich selbst habe dem Verf., der in verhältnismäßig kurzer Zeit die weitverzweigte sprachwissenschaftliche Literatur nach dieser Richtung durchgearbeitet hat, mehrfache Ergänzungen zu den ersten sechs Heften zur Verfügung stellen können, die in den Nachträgen

Berücksichtigung finden werden und daher nicht, wie es sonst bei Besprechungen vielfach üblich ist, hier aufgeführt werden sollen.

Bei Etymologien bieten sich häufig verschiedene Möglichkeiten und dem subjektiven Ermessen des Einzelnen bleibt somit die Wahl zwischen ihnen. Man wird zugeben müssen, daß W. fast durchaus ein gesundes Urteil gefällt und die richtige Wahl getroffen hat, wenn wir ihm auch nicht in allen Fällen Folge leisten werden.

Der Verf. ist Indogermanist und dieser seiner wissenschaftlichen Richtung entspricht auch der Charakter seines Buches, das bei einer sicher bald nötig werdenden zweiten Auflage noch erhöhten Wert erlangen wird durch die genauere Berücksichtigung der älteren lateinischen sprachwissenschaftlichen Literatur und der speziell auf römische Geschichte, Religion, Kultus usw. bezüglichen Arbeiten. So dürfte beispielsweise die Benutzung von Wissowas 'Religion und Kultus der Römer' den Verf. veranlassen in *Hercules* nur den griechischen *Ἡρακλῆς* zu sehen und für *Lārēs* mit Rücksicht auf ihre ursprüngliche Natur als „Feldhüter, Beschützer des ländlichen Grundstückes“ die von ihm angenommene ältere etymologische Deutung abzulehnen.

Nicht ganz klar ist mir geworden, welche Grundsätze den Verf. bei der Auswahl der Eigennamen geleitet haben, deren ungefähr 80 in dem bis jetzt erschienenen Teile unseres etymologischen Wörterbuches Berücksichtigung gefunden haben. Die Rücksichtnahme auf ihre etymologische Durchsichtigkeit allein kann hiebei nicht ausschließlich maßgebend gewesen sein, da sonst wohl auch Namen, wie *Capitō, Frontō, Nasō* u. a. Aufnahme gefunden haben müßten. Manchmal mögen es wohl speziell grammatische Gesichtspunkte gewesen sein, um deren willen ein Eigenname aufgeführt worden ist, wie z. B. *Restūtus*. Konsequentere Ausnützung des Namenmaterials wird ohne Zweifel den Wert des Buches nicht unbedeutend erhöhen.

Für die leichtere Benützung des Buches, namentlich in den Händen der klassischen Philologen, wird der Verf. durch eine orientierende Einleitung Sorge tragen, die dem letzten Hefte beigegeben werden wird. Namentlich wird sich hierbei Gelegenheit ergeben, die Ansetzung der Wurzel- und Basenformen, in welcher W. prinzipiell den Aufstellungen Hirts gefolgt ist, dem allgemeinen Verständnisse zugänglich zu machen, das freilich auch weiteren Kreisen durch Brugmanns 'Kurze vergleichende Grammatik' ermöglicht ist. Jedenfalls wird durch die geplante Einleitung die Brauchbarkeit unseres Buches erhöht werden, wenn es auch den klassischen Philologen, die ich mir doch neben den Romanisten als die hauptsächlichsten Benützer des Buches denke, heutzutage nicht mehr erspart werden kann, die Grammatik der klassischen Sprachen nach anderem Muster zu studieren und so sich auch die von dem Ref. über lateinische Grammatik in dem Sammelwerke von W.

Kroll, 'Die klassische Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert' mit Recht betonte sprachwissenschaftliche Schulung anzueignen.

Inzwischen ist eine ausführliche Besprechung des Waldeschen Wörterbuches von M. Niedermann im Anzeiger für indogermanische Sprachen- und Altertumskunde XVIII 72—81 erschienen, auf die ich die Benützer des Buches besonders aufmerksam machen möchte.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. (Frankfurter Lehrplan.) Von Dr. J. Wolff, weil. Prof. am Goethe-Gymnasium, Dr. E. Bruhn, Dir. des Goethe-Gymnasiums und Dr. R. Preiser, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium zu Frankfurt a. M. Dritter Teil: Aufgaben für die Sekunda der Gymnasien und die oberen Klassen der Realgymnasien. Von Dr. E. Bruhn und Dr. R. Preiser. Berlin, Weidmann 1905. VIII u. 207 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.

Die volle erste Hälfte vorliegenden Übungsbuches enthält Einzelsätze zur Einübung der Verbalsyntax. Da sich diese Partie an die lateinische Satzlehre von K. Reinhardt (s. diese Zeitschrift 1904, S. 1020) anschließt, so versteht sich, daß die hier gestellten Forderungen über das Elementare hinausreichen: ist ja auch das Buch für die Sekunda (unsere Sexta und Septima) bestimmt. 'Die Einzelsätze sind großenteils geschichtlichen Inhalts. Es soll uns freuen, wenn der Schüler erkennt, daß auch die Grammatikstunde ein Wissen auf diesem Gebiete voraussetzt'. Es finden sich darunter hochmoderne Sätze, inhaltlos ist kein einziger. Da unter diesen Umständen der zu verwendende Vokabelvorrat dem Schüler mitunter recht wenig geläufig ist, so ist das in Aussicht gestellte Wörterverzeichnis dringend von nöten. Gut gefallen haben dem Ref. die Schlußabschnitte der ersten Hälfte: Vermischte Beispiele zur Übersetzung von Sätzen mit 'als' oder 'da'. Vermischte Beispiele zur Übersetzung des deutschen 'ohne daß', 'ohne zu'. Vermischte Beispiele zur Übersetzung des deutschen Infinitivs. Vermischte Beispiele zur Übersetzung von 'daß'-Sätzen. — Die zweite Hälfte bringt Variationen zu Cäsars *Bellum Gallicum* VII, zu Sallusts *Iugurthinum*, zu dessen *Bellum Catilinae* und Ciceros Catilinarischen Reden, zu Livius l. XXI und XXII, endlich zu Cicero *pro Roscio Amerino* und *de imperio Cn. Pompei*. Was an den neueren Aufgaben 'im Anschluß an..' meist zu bemängeln ist, daß sie nämlich im wesentlichen nur einen Text zur Retroversion bieten und so des bildenden Wertes entbehren, das trifft vorliegende Übungen nicht. Im Gegenteil, die Übersetzungstexte bringen hier bisweilen Erweiterungen zu den betreffenden Abschnitten aus den Autoren, ja die letzten drei Stücke ('Die Feldherrngröße Alexanders von Makedonien', 'Über die jährigen Magistrate bei den

Römern', 'Cn. Iulius Agricola') verwenden das sprachliche Material aus Ciceros *Pompeiana* für einen ganz neuen Inhalt. Daß Ref. diese Art von Übungsstücken nicht genug befürworten kann, ersehe man aus dessen Ausführungen im 'Gymnasium' 1894, Sp. 791.

Ein Übungsbuch für die oberste Stufe des Lateinunterrichtes ist als Fortsetzung und Abschluß des vorliegendem von den Verff. in Aussicht gestellt.

Wien. J. Golling.

E. Berger, Stilistische Übungen der lateinischen Sprache. 9. Aufl., neu bearbeitet von H. J. Müller. Berlin, Weidmann 1904. 277 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Da gelegentliche Ableitung stilistischer Regeln in den Lektürestunden allein nicht ausreichend sein kann, um bei den Übersetzungen aus der Muttersprache eine Leistung zu erzielen, die wirkliches Latein darstellt, so hat sich in Preußen auch nach dem Erscheinen der Lehrpläne vom Jahre 1892, die dem Lateinunterrichte plötzlich viel engere Grenzen zogen, das erprobte Bergersche Buch in alter Beliebtheit erhalten, ebenso wie bei uns in Österreich zwar die Instruktionen den theoretischen Unterricht des lateinischen Stiles an der Hand eines eigenen Lehrbuches zurückweisen, es aber doch immer als empfehlenswert erachtet wurde, daß die Übungsbücher zum Übersetzen ins Lateinische die bei der Lektüre und den Übungen gemachten Beobachtungen zusammenfassen, ordnen und ergänzen, damit der Lehrer der Forderung „erst Induktion, dann Deduktion" vollauf gerecht werden könne. Nachdem man aber gegenwärtig in Preußen wieder zu einer Vertiefung des Lateinunterrichtes zurückgekehrt ist, so wird das mit alter Solidität gearbeitete Übungsbuch, das dem auch als Bearbeiter der Ostermannschen Lehrbücher bekannten H. J. Müller sein modernes Gewand verdankt, die Zahl seiner Freunde gewiß noch vergrößern. Es enthält in sechs Abschnitten, die zusammen nicht ganz 60 Seiten ausmachen, alles, was der Schüler auf dem Gebiete der Stilistik braucht, nach unseren Schulbedürfnissen fast noch mehr und ist so eingerichtet, daß jedem Abschnitte das dazu gehörige Übersetzungspensum folgt, zuerst Einzelsätze, sodann zusammenhängende Stücke, sämtlich in tadellosem Deutsch, das der Schüler bei Beachtung der gegebenen stilistischen Winke in ein recht gutes Latein übersetzen kann. — Das Wörterverzeichnis hat gegenüber der 8. Auflage eine bedeutende Erweiterung erfahren.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Dr. Oskar Henke, Das Nibelungenlied. Übersetzung. Auswahl für den Schulgebrauch. 3. Aufl. Tempsky, Prag, Wien, Leipzig 1905. Preis geb. 1 K 20 h.

Die 20 Jahre, die seit dem ersten Erscheinen von Henkes Übersetzung der Nibelungen (1884) verflossen sind, sind an seiner Übersetzertechnik nicht spurlos vorübergegangen; heute gehört seine Übertragung unter die besten von denen, die die alte Strophenform beibehalten. Das vorliegende Büchlein bietet eine gute Auswahl für den Schulgebrauch. Als besonderen Vorzug der Übersetzung möchte ich bezeichnen, daß es der Verf. verschmäht, mit Versfüllseln und Flickwörtern die Lücken, die bei der Übertragung in die modernen Sprachformen entstehen, auszufüllen und so die Überlieferung zu verwässern. Er gibt den Sinn der Strophe so getreu als möglich wieder. Allerdings klingen manche Strophen deshalb leer und die Diäresen nach den Halbzeilen sind häufig nur fürs Auge („daß einer lebt, der Euer — Meister möge sein"), auch die zweisilbige Senkung ließ sich manchmal nicht umgehen (928, 4). Die besondere metrische Form tut natürlich der Darstellung Eintrag: „er sei gemeint" (= gesonnen) 49, 2; „der Kühnheit zeihen" 109, 1; „sichs unterstehn" (= *understuont*) 118, 4 u. ä. ließe sich wohl vermeiden. Auch „Einfluß an die Gestaltung" Einl. 4 ist fehlerhaft. Sprachliche Bildungen wie „Herre", „in Züchte", „in Züchten", die wörtliche Übertragung „Magd" und „Maid", „Neid" = *nît*, die Beibehaltung von „Leib", wo es „Leben" bedeutet oder phraseologisch ist, Freund statt Verwandter, Säumer statt Saumtier oder gar Maul und Mäuler statt Maultier, auch Moras und das obd. nicht geläufige „Wurte" (871) wirken störend. Auch die Schreibung der Eigennamen Gisler, Rüdger, Ortewein und Ortwein, Wortstellungen wie „eilte dahin, wo lag der Stein", Betonungen wie Gernót u. ä. — im Versanfang ist Siegfried (300. 319) weniger auffällig — sind der durch Strophe und Reim gebundenen Form zuzuschreiben. Öfter gibt die Übersetzung auch einen abweichenden Sinn wie 51, 1 „König Siegmund brachten bald die Kunde bei seines Hofes Leute"; 77, 4 „es ist mir so zu Sinne, als weilten wir nicht lange hier"; 85, 1 „und Hagen ein Fenster öffnen hieß"; 107, 3 „so reden viel die Leute über Euer Land"; 293, 4 „wo wär' ein liebend Herze, das solches Kosen von sich stieß" u. ä. 914 ist doch wohl an Hagen gerichtet, nicht „zu den Genossen". XX. B (2045—2070) wird man nicht mit „Der Kampf mit den Heunen", sondern mit „Saalbrand" überschreiben.

Ist auch die Übersetzung im ganzen vortrefflich und in der Schule dann wohl zu gebrauchen, wenn das Original selbst nicht gelesen wird, so fordert doch die kurze Einleitung die Kritik heraus, weniger die übersichtliche Zusammenstellung über die Sage, wenn auch S. 8 der Druckfehler 583 statt 538 (Vernichtung des jüngeren Burgundenreiches) stört, als das Kapitel über die Ent-

stehung des Nibelungenliedes. Es ist die Liedersammeltheorie, an der H. zäh festhält, und darum das Epos auf dem Wege der Kontamination mit Zuhilfenahme von Flickstrophen aus einer ursprünglichen Mehrheit von Verfassern entstanden sein läßt (S. 10). Daß die neuere Forschung den Standpunkt Lachmanns aus gewichtigen Gründen verlassen hat, will der Verf. nicht anerkennen. H. findet S. 9 als Unterschied zwischen Einzelmäre und Epos, daß das letztere nicht die bloße Erzählung zur Hauptsache hat, sondern durch die Erzählung eine Idee lebendig machen will, z. B. im XX. Liede von dem Leide als dem Ende aller Liebe. An anderer Stelle (S. 18) würde er dem XX. Liede den Titel eines Epos zuerkennen, wenn es mit dem tröstlichen Ausblick auf ein neues Leben durch Dietrichs Kraft schlösse. Das ist ein rein subjektives Moment der Kritik und nicht entscheidend. A. Heusler hat in seiner anregenden Schrift über „Lied und Epos in germanischer Sagendichtung“, Dortmund 1905 gezeigt, daß der Unterschied zwischen Lied und Epos die epische Breite des letzteren sei, also ein formaler.

Darüber, daß die Lachmannsche Ansicht über die Sammlung und Verbindung einzelner Lieder zu unserem Epos, kurz die Liedertheorie nicht mehr in der Schule gelehrt werden könne, ist man längst einig. Was an alten Liedern für unser Epos in Betracht kam, ist im Liede gewiß in solcher Überarbeitung und Modernisierung erhalten, daß eben nur von Stoffverwendung gesprochen werden kann, nicht aber von Addition einzelner Mären. Bloße Flickarbeit hat bei der Schöpfung des mhd. Nibelungenliedes nicht ausgereicht. Bemerkenswert erweist H. selbst S. 12 die Übereinstimmung in der Charakterzeichnung des grimmen Hagen für eine Reihe von Liedern und nicht zum mindesten für das zwanzigste, also eine höhere Einheit, von der formalen des künstlerischen Gewandes ritterlicher Dichtung ganz zu schweigen. H.s Gründe gegen die Arbeit eines Einzigen sind zum Teil unhaltbar — die Widersprüche im Brünhildenstoff kamen durch die Sagenbildung und ihre Geschichte selbst hinein (vgl. jetzt Boers zusammenfassende Behandlung der Nibelungensage im laufenden 37. Jahrgang der Zeitschrift f. deutsche Philologie) — und anderseits lassen sich die ungleichwertigen Teile des Liedes durch die immer zugegebene Arbeit von Redaktoren erklären. Auch Henke wird die Einheit des Stiles und Tones in den Lachmannschen Liedern zugeben. Eine solche Einheitlichkeit des epischen Stiles ist für das 12. Jahrhundert, aus dem doch die Lieder stammen müßten, nicht erwiesen noch erweisbar und das ritterliche Gewand der Dichtung, das sie heute trägt, müßte zudem erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts und von einer ganzen Reihe von Dichtern zugleich ausgebildet worden sein. Bei einer Flickdichtung wäre diese Einheit unmöglich und jeder Versuch einer Erklärung dafür gezwungen. Entscheidend ist der innere Widerspruch, den Heusler in der genannten Schrift S. 26

in den „Liedern“ der Sammeltheorie feststellt: sie hätten unselbständigen Inhalt und doch die epische Breite des Epos. Es ist zu hoffen, daß Henke in einer Neuauflage den Ergebnissen der neueren Forschung Rechnung trägt oder das Kapitel ganz unterdrückt.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Deutsche Schulausgaben. Herausg. von Dr. J. Ziehen. Leipzig, Dresden, Berlin, Verlag von L. Ehlermann. — Nr. 36: „Zriny“. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theodor Körner. Herausg. von Dr. Hugo Schladebach. Mit zwei Illustrationen und einem Faksimile der Originalhandschrift. 104 SS. 8°. Preis geb. 80 Pf. — Nr. 37: „Hebbelbuch“. Auswahl von Gedichten und Prosa. Herausgegeben von Dr. Paul Lorentz. 160 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

An Ausgaben von Werken, die in unseren Schulen gelesen zu werden pflegen, mit Anmerkungen und Einleitungen leiden wir wahrlich keinen Mangel. Sie gleichen einander meist nur allzusehr, sogar in der Auswahl des Lesestoffes, so daß wohl niemand das dringende Bedürfnis immer erneuerter Bearbeitungen des alten Materials einsehen wird. Wieder einmal müht sich ein Schulmann, die ungenießbare Kost des Körnerschen Trauerspiels „Zriny“ den Schülern mundgerecht zu machen, obwohl es die höchste Zeit wäre, diesen schwächlichen Versuch eines begabten Anfängers aus der Schullektüre hinauszuwerfen. Er kann nur verwirrend auf die Schüler einwirken, da sie allzuleicht Heroismus und Tragik verwechseln werden oder hohle Deklamation und großsprecherisches Pathos für echten Ausdruck leidenschaftlicher Erregung halten können. Statt Menschen mit natürlichem Fühlen werden ihnen Theaterpuppen geboten, die ihre noch unentwickelte Menschenkenntnis keineswegs zu klären vermögen. Selbst Schladebach sieht sich genötigt, das Drama ziemlich scharf zu zerfasern, wenn er dann auch bei der Besprechung des Aufbaues mit Worten wie „überaus geschickt“, „meisterhaft“ herumwirft, also fertige ästhetische Urteile vermittelt, statt sie aus dem Gelesenen entwickeln zu lassen. Die Verteidigung des Dramas vom patriotsch-religiösen Standpunkt (S. 18) ist geradezu gefährlich, weil sie die Schüler Tendenz als Ersatz für künstlerische Vollendung ansehen lehrt, was mir durchaus verwerflich erscheint. Auch stilistisch läßt Schladebachs Einleitung zu wünschen übrig, sie bietet gleich zu Anfang nacheinander folgende zwei Sätze: „Nach der Dresdener Schulzeit ging er 1808 nach Freiberg, um Bergwissenschaft zu studieren, im Wintersemester 1810/11 nach Leipzig und im Sommer 1811 nach Berlin. Nach einer Kur in Karlsbad zog er nach Wien . . .“ S. 14 lesen wir: „Auf dem letzten (5.) Akt ruht eine dramatische Lebendigkeit, die zur Bewunderung zwingt“. Darf in einer Einleitung, die vielfach zum Muster dienen wird, eine so bedenkliche Bildermischung vorkommen?

Dagegen ist rühmend die Bescheidenheit hervorzuheben, deren sich Schladebach in den Anmerkungen befleißigt, man findet nur das erklärt, was tatsächlich einer Erklärung bedarf. Auch die Textbehandlung darf man rühmen. Trotzdem erscheint mir das Erscheinen des Bändchens überflüssig.

Sehr willkommen dürfte dagegen manchem Lehrer das treffliche „Hebbelbuch“ sein; es bietet eine recht geschickte Auswahl aus der Lyrik und der darstellenden Prosa des Dichters, von dessen dramatischer Tätigkeit nur die Einleitung spricht; wahrscheinlich setzt Lorentz voraus, daß die Schüler ohnehin von Hebbels Dramen eines oder mehrere unverkürzt lesen werden. Die Einleitung ist überraschend gelungen, enthält alles Wichtige kurz, prägnant und geschmackvoll, führt in Hebbels Weltanschauung ein und macht mit den Hauptdaten seines Lebens bekannt. Einzig die Korrektur hätte sorgfältiger sein können; S. 15 steht z. B. „wem“ statt „wenn“, „Gelo“ st. „Golo“ und „Anna“ st. „Clara“. Die Lyrik Hebbels wird durch gut gewählte Proben nach allen ihr eigentümlichen Seiten vorgeführt, wobei ich nur die wahrscheinlich durch Raumersparnis bedingte Zerstörung der Strophenbilder S. 40 (Nr. 13) und S. 51 (Nr. 27) zu rügen habe. Daß in der Interpunktion von Hebbel öfter abgewichen wird, läßt sich meist rechtfertigen, aber z. B. S. 66 „Denke dir einmal das Nichts?“ statt „Nichts!“ ist gewiß unrichtig. S. 66 (Nr. 54) schreibt Lorentz „Wo sie seiner bedarf!“ was unverständlich bleibt, Hebbel schrieb „deiner“. S. 69 (Nr. 70) macht Lorentz aus: „Was er ist in dem Kreis, dem die Natur ihn bestimmt“ (= für den ihn die Natur bestimmt hat): „den die Natur ihm bestimmt“ und verschiebt dadurch das Bild. Wahrscheinlich müssen wir aber in solchen und ähnlichen Abweichungen von Hebbels Text Druckfehler erkennen, an denen kein Mangel ist: S. 70 (Nr. 72) „das“ st. „daß“ (Nr. 74) „Ist“ st. „Ich“ usw. Ich habe natürlich nur Stichproben gemacht.

Von Hebbels Novellen ist „Eine Nacht im Jägerhause“ gewählt, wohl mit Rücksicht auf den Stoff, es wäre für den Dichter charakteristischer etwa „Die Kuh“ gewesen. Auch hier fand ich bei ausgibiger Stichprobe S. 75 zwei Fehler im Text, ein willkürlich eingesetztes „denn“ und „Sohnes“ st. „Sohns“. Es folgen die „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, zwei Reiseeindrücke, eine Probe der Briefe an die ‚Allgemeine Zeitung‘ aus dem Jahre 1848, Stücke aus den theoretischen Arbeiten über das Drama, die Aufsätze „Über Gleichnisse“, „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?“ und glücklich geordnete Teile der Tagebücher. „Bemerkungen“ sind nur zu einzelnen Gedichten gegeben und enthalten die Parallelen meist nach dem VII. Bande meiner historisch-kritischen Ausgabe, doch sind auch einige selbständige Beobachtungen verwertet. Zu den übrigen Stücken fehlen Anmerkungen bis auf wenige Fußnoten, es hätte jedoch wenigstens

zu S. 80, Z. 2 angegeben werden sollen, daß die Strophe „Wach auf, mein Herz, und singe“ nicht von Gellert, sondern von Paul Gerhard herrührt (vgl. meine Ausgabe XII, S. 396), weil sie sonst vielleicht Lehrer und Schüler bei Gellert vergeblich suchen.

Hoffentlich wird das Bändchen von Lorentz recht oft in den Schulen benützt werden, da es sein Ziel trotz der gerügten Mängel im Textabdruck erreicht. Jedenfalls kann es zur Auffrischung unserer Schullektüre dienen.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. 40. Jahrgang. Mit zwei Vollbildern. Berlin SW. 11, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) 1904. XXIX und 475 SS.

Das Buch wird mit dem Abdruck einiger Reden eröffnet. An der Spitze steht der Jahresbericht für 1903/4, erstattet durch den Präsidenten A. Brandl; dann folgen die Reden Oechenhäusers und A. Brandls, die bei der Enthüllung des Shakespeare-Denkmals am 23. April 1904 in Weimar gehalten werden, woran sich der Festvortrag Emil Koeppels über die „Konfessionellen Strömungen in der dramatischen Dichtung des Zeitalters der beiden ersten Stuart-Könige“ schließt. Der Vortragende führt in überzeugender Weise aus, daß die Dramatiker jener Zeit ihren Witz an dem Juden, an dem Papisten und sogar an dem Anglikaner ungestraft üben durften, daß sie aber im Kampfe mit dem Puritaner unterlagen; dies sei jedoch vom Standpunkte des Literarhistorikers gar nicht zu bedauern, da die dekadente Literatur der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dringend einer neuen Vertiefung und Verinnerlichung bedurfte.

Den Hauptteil des Bandes bilden folgende neun Abhandungen: I. Die Frau im englischen Drama vor Shakespeare von Marie Gothein (S. 1—50); II. Shakespeare und die Weidmannskunst von Heinrich Loewe (S. 51—68); III. Shakespeares History Plays and Daniels „Civile Wars“ von F. W. Moormann (S. 69 bis 83); IV. Shakespeare auf der modernen Bühne von Ferdinand Gregori (S. 84—94); V. On the Editions of „Mucedorus“ von W. W. Greg (S. 95—108); VI. Der Mann mit dem Eselskopf von Hermann Reich (S. 109—128); VII. All for Money, ein Moralspiel aus der Zeit Shakespeares, herausgegeben von Ernst Vogel (S. 129—186); VIII. Shakespeares Sonnets and „Romeo and Juliet“ von C. F. Mc Clumpha (S. 187—203); IX. Gedanken eines Poeten in Shakespeares Stadt von Wilhelm Münch (S. 204—212).

In der ersten Abhandlung untersucht die Verfasserin die Frauengestalten in den Mysterien, Interludes, Moralitäten, Schulkomödien, in der Tragödie nach antikem Muster und dem romantischen Lustspiel und zeigt dann, wie es erst den unmittelbaren Vorgängern Shakespeares und unter diesen besonders Christopher Marlowe gelang, die bisher allzu schablonenhaften Frauengestalten auch seelisch zu vertiefen. In II. wird an der Hand von 400 Shakespeareschen Zitaten bewiesen, daß der große Dichter nicht nur eine oberflächliche Kenntnis von der Waidmannskunst hatte, sondern voll und ganz selber zu den Waidleuten zu zählen ist. Aus III. sehen wir, daß zwar Daniel bei der Abfassung seines historischen Gedichtes „*The Civile Wars of England between the two Houses of Lancaster and Yorke*“ vielfach Shakespeares „Richard II.“ benützte, daß aber andererseits Shakespeare bei der Abfassung der beiden Teile von „Heinrich IV.“ sehr viel dem Danielschen Gedichte verdankte. In IV. schildert uns Ferdinand Gregori, Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, in meisterhafter Weise Sonnenthal als König Lear und Kainz als Romeo. Sehr interessant ist Abhandlung VI: der Verf. weist nach, daß der Mann mit dem Eselskopf, wie er in Shakespeares „Sommernachtstraum“ vorkommt, schon bei den Mimen des Altertums bekannt war. Es wurde nämlich vor einigen Jahren auf italienischem Boden ein Tongefäß ausgegraben, das dem 1. Jahrhundert n. Chr. entstammt und auf dem ein Mime mit deutlichem Eselskopf, verfolgt und geschlagen von einem anderen Manne, zu sehen ist. Der Verf. sucht nun auf Grund dieses Fundes zu erklären, wie diese Verkleidungsmanier von den antiken Mimen durch das Mittelalter bis zu den Mimen der Shakespeare-Zeit sich erhielt, und stellt zum Schluß die Behauptung auf, daß Shakespeare den antiken Roman „Der goldene Esel“ von Apuleius, von dem im Jahre 1566 eine englische Übersetzung erschien, gekannt haben müsse. In IX. interpretiert der Geheimrat Wilhelm Münch die Erwägungen, die der junge irische Dichter W. B. Yeats jüngst im Anschluß an seinen Stratforder Aufenthalt veröffentlichte. Der Dichter, der in Stratford Gelegenheit hatte, eine Reihe von Königsdramen nacheinander zu sehen, wird von mächtiger Begeisterung hingerissen und sieht schon in Stratford die Stätte eines zukünftigen englischen Bayreuth. Er wünscht aber, daß alles auf der Bühne sehr vereinfacht und dadurch gerade wirkungsvoller werde. Endlich wirft er die Frage auf, ob nicht die Gestalten, wie Richard II., Hamlet, Coriolan usw., trotz ihrer äußeren Mißerfolge in der „göttlichen Hierarchie“ höher stehen als ihre Gegensätze Heinrich V., Fortinbras, Aufidius usw., und ist davon überzeugt, daß Shakespeare unmöglich anders als mit Sympathie auf jene unterliegenden Helden geblickt haben könne.

Auf die Abhandlungen folgen „Kleinere Mitteilungen“ (S. 212 bis 233), eine sehr ausgedehnte „Bücherschau“ (S. 234—314), eine sachlich geordnete „Zeitschriftenschau“ (S. 315—350) und

eine „Theaterschau“ (S. 351—382). Aus einem statistischen Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen Bühnen im Jahre 1903 folgt, daß von 178 Theater-Gesellschaften 25 Shakespearesche Werke in 977 Aufführungen zur Darstellung gebracht wurden und daß „Die bezähmte Widerspenstige“, „Othello“, „Der Kaufmann von Venedig“, „Romeo und Julia“, „Hamlet“, „Ein Sommernachtstraum“ die sechs meist aufgeführten Stücke waren.

Mit einer ausführlichen Shakespeare-Bibliographie für 1903, sowie einem Register dazu schließt der 40. Jahrgang des Jahrbuches, von dem lobend hervorgehoben werden muß, daß er sich vollkommen ebenbürtig an die Seite seiner Vorgänger stellt. Das „Jahrbuch“ bildet eine der wertvollsten Gaben, die den Mitgliedern der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ um den billigen Preis von 10 Mk. zuteil wird, und verdient in hohem Maße, auch von Nichtmitgliedern und Lehrerbibliotheken gekauft zu werden.

Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen von Wilhelm Swoboda, Prof. an der Landes-Oberrealschule in Graz. II. Teil: '*English Reader*' (Lehr- und Lesebuch für die 6. Klasse). Mit 14 Abbildungen im Text, 3 Beilagen und einem Wörterbuch. VI und 203 SS. Preis geh. 3 K 10 h, geb. 3 K 60 h. — III. Teil: '*Literary Reader*' (Lehr- und Lesebuch für die 7. Klasse). Mit 3 Abbildungen im Text, einer Karte und 2 Beilagen. IV und 165 SS. Preis geh. 3 K 10 h, geb. 3 K 60 h. — IV. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache. XII und 205 SS. Preis geh. 2 H 80 h, geb. 3 K. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1905.

Diese für Realschulen bestimmten Teile des Swobodaschen Lehrbuches haben wesentlich denselben Inhalt wie die entsprechenden für „Mädchenlyzeen und andere höhere Mädchenschulen“ herausgegebenen Bücher desselben Verf.s, die ich in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1904, S. 799—803 und Jahrg. 1905, S. 522 ff. ausführlich besprochen habe. In den Texten des '*English Reader*' sind einige Veränderungen gemacht worden, um sie dem Geschmack und dem Bedürfnisse der Realschüler anzupassen. So wurden die nur Mädchen interessierenden Texte der VII. Gruppe (*Cinderella*, *The Rehearsal*, *Girls in Captivity*) durch folgende ersetzt: *Euclid* (der pythagoreische Lehrsatz), *Quadratic Equation*, *Isaak* (lies *Isaac*) *Newton's Theory of Gravitation*, *The Relations of Geography and History*, *The English in Egypt*, *The Canadian Pacific Railway* und *In Britain's Valhalla*; außerdem wurden die in der Ausgabe für Mädchenschulen eine eigene (IX.) Gruppe bildenden Stücke *The Australian Commonwealth*, *The Mariners of England*, *The National Anthem* der VII. Gruppe einverleibt, so daß in der Realschul-Ausgabe der Lesestoff nur in acht Gruppen geteilt erscheint. Im '*Literary Reader*' ist noch weniger geändert worden; die bedeutendste Änderung ist die, daß als Probe aus

Thackerays *Vanity Fair* an Stelle des Kapitels, das uns die Hauptheldin des Romans, Becky Sharp, vorführt, der bekannte „Kampf zwischen Cuff und Dobbin" gesetzt wurde.

Wenn ich schon in meinem Schlußurteil über die beiden für die Mädchenschulen bestimmten Lesebücher darauf hinweisen mußte, daß der darin gebotene Stoff viel zu umfangreich ist, als daß daneben noch die in den „Instruktionen" vorgeschriebene Lektüre ganzer Werke vorgenommen werden könnte, so gilt dies in noch weit höherem Grade von den für die Realschulen bestimmten Lesebüchern, da ja in den beiden Oberklassen der Lyzeen zusammen 8, in denen der Realschulen dagegen nur 6 Stunden wöchentlich dem englischen Sprachunterrichte zur Verfügung stehen.

Was die Beigabe von Spezialwörterbüchern zu seinen beiden Lesebüchern anlangt, so hält sie der Verf. für notwendig, 1. weil „für Lernende nichts gefährlicher ist als die Benützung eines allgemeinen, besonders eines großen Wörterbuches", 2. weil „die Anschaffung eines solchen nicht unbedeutende Kosten macht". Dem gegenüber muß ich bemerken, 1. daß die „Gefahr" der Benützung eines allgemeinen Wörterbuches bei fortschreitender Übung des Schülers sich vermindert, 2. daß sich der Schüler ohnehin ein allgemeines Wörterbuch kaufen muß, auch wenn er keine Privatlektüre treibt, da ja jedes Spezialwörterbuch nur die Wörter des Buches, zu dem es gehört, bringt und der Schüler, der etwa ein Wort aus den früheren Klassen vergessen hat, von dem in seinen Händen befindlichen Spezialwörterbuche im Stiche gelassen wird.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Von Max Walter. Marburg i. H., Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1905. 32 SS.

Diese Schrift des bekannten hervorragenden Reformers ist ein Sonderabdruck seines auf dem 11. Deutschen Neuphilologentage in Köln a. Rh. gehaltenen Vortrages, dem eine Zusammenfassung der dem Vortrage folgenden Debatte, das Schlußwort und eine Anzahl von Anmerkungen hinzugefügt ist, die einzelne Punkte des Vorgetragenen eingehender behandeln.

Direktor Walter empfiehlt im wesentlichen folgendes Verfahren: Der Lehrer trägt den Text vor, u. zw. am besten frei. Nach dem Vortrage eines größeren Abschnittes haben die Schüler festzustellen, was ihnen in Bezug auf den Wortschatz unbekannt ist. Dies wird in der fremden Sprache erklärt. War der Stoff leicht verständlich, so können die Schüler das Vorgetragene nun schon wieder erzählen, war er schwieriger, so muß der Lehrer durch Fragen sich überzeugen, ob alles wirklich verstanden wurde.

Die weitere Aufgabe besteht darin, daß das Durchgenommene auf der Schultafel schriftlich dargestellt wird. Die häusliche Vorbereitung geschieht mit Hilfe eines einsprachigen Wörterbuches, wie das von Larousse für das Französische, das von Annandale für das Englische. Daß betreffs der Texte die Schüler nur die Reform-Schulausgaben mit einsprachigen Anmerkungen in die Hand bekommen, ist selbstverständlich.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der Schüler, der über das Gehörte und Gelesene noch in derselben Stunde Rechenschaft geben muß, genötigt ist, seine Aufmerksamkeit fortwährend auf den Inhalt der Sprache zu richten und mit diesem Inhalt gleichzeitig den sprachlichen Ausdruck lernt, also weit schneller als nach der alten Methode mit dem fremden Sprachstoff vertraut wird. Auch darin hat Direktor Walter recht, wenn er behauptet,, daß das Erfassen des Inhaltes und seine Einkleidung in den angemessenen sprachlichen Ausdruck eine große geistige Schulung in sich schließe und für das Leben, wo wir im Berufe und geselligen Verkehr fortwährend genötigt sind, auf einander zu achten und Rede und Antwort zu stehen, eine wertvolle Erziehung bedeute. Sympathisch berührt, daß W. keine Prinzipienreiterei treibt, sondern unter Umständen bei der Erklärung auch die Muttersprache zuläßt. Er verwirft ferner die Übersetzung in diese nicht ganz, sondern läßt von Zeit zu Zeit Musterübersetzungen mit bewußtem Vergleich der fremden mit der deutschen Sprache anstellen. Er anerkennt also die beherrschende Stellung der Muttersprache im Unterrichte, der in gewissem Sinne alle übrigen Fächer, jedenfalls aber die Fremdsprachen dienstbar sein sollten.

Wenn W. weiter sagt, daß gerade jene Anstalten, die durch ausgedehnten Betrieb der klassischen Sprachen zu andauerndem Übersetzen genötigt sind, nicht noch die neueren Sprachen in gleicher Weise lehren, sondern die andere so wichtige Seite der freien Sprachaneignung zur Erhöhung der Sprach- und Sprechfertigkeit pflegen sollten, so stimmen wir ihm vollkommen zu. Aber wir ziehen eben daraus die Folgerung, daß an jenen Anstalten, an denen keine klassische Sprache gelehrt wird, wie z. B. an den österreichischen Realschulen, wo also der fremdsprachliche Unterricht eine doppelte Aufgabe zu erfüllen hat, auf das Übersetzen in die Muttersprache nicht verzichtet werden kann. Ref. darf wohl daran erinnern, daß er für diese Übung schon zu einer Zeit eintrat, wo von der Reform des neusprachlichen Unterrichts noch keine Rede war (1879 im VI. Jahrg. d. Zeitschrift f. d. Realschulwesen), und daß er zwar als einer der ersten in Österreich der Reform in den meisten Stücken Vorschub leistete, aber die Übersetzung aus der fremden Sprache niemals preisgab, sondern wiederholt auf ihren Wert hinwies (Zeitschr. f. d. Realschulw. Jahrg. XIX, S. 1, XXIX, S. 129, XXX, S. 326). Für die österreichische Realschule ist diese Übung, wir betonen es hier, einfach notwendig. Damit soll natür-

lich nicht gesagt sein, daß immer übersetzt werden muß. Wenn die Beschaffenheit des Textes und des Schülermaterials es gestatten, kann vielleicht zeitweise davon abgesehen werden.

Es freut uns daher, daß auf dem Neuphilologentage zu Köln von der unbedingten Abschaffung der Übersetzung keine Rede war und daß sich, wie die Verhandlungen ergaben, die meisten und gewichtige Stimmen für die Beibehaltung derselben, bezw. für ein den Umständen entsprechendes Verfahren erklärten. So sagte z. B. Direktor Dr. Hausknecht: „Die Muttersprache kann nicht ausgeschlossen werden, es muß übersetzt werden, es muß aber nicht alles übersetzt werden".

Mit dieser Fassung kann man sich einverstanden erklären.

Wien. Dr. A. Würzner.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden von Hans Delbrück. 3. Aufl. Berlin, Verlag von G. Stilke 1905. 625 SS. gr. 8°. Preis 5 Mk.

Das stattliche und inhaltreiche Buch Delbrücks bietet sehr wichtige Beiträge zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Nur ein Aufsatz über „Die gute alte Zeit" greift weiter zurück bis ins Mittelalter und eine umfänglichere Abhandlung beschäftigt sich an der Hand einer Schrift von Max Lehmann mit dem Ursprung des Siebenjährigen Krieges, worin der Nachweis geführt wird, daß Friedrich d. Gr. den Krieg zur Abrundung seines Gebietes wollte, damit aber auch den Zusammenschluß seiner Gegner herbeiführte, so daß „sich zwei Offensiven begegneten". Sonst ist immer die neueste Zeit zum Vorwurf genommen und mit den Betrachtungen über die Sozialdemokratie bis in die jüngste Gegenwart herein verfolgt. Selbst geistvolle Ausblicke in die Zukunft werden getan (S. 498), die uns überraschen, weil manches von Delbrück Vermutete bereits in die Erscheinung getreten ist. Der Aufsatz über Russisch-Polen (S. 526) verrät scharfen Blick und noch schärfere Urteilskraft; an der Hand desselben begreift man die allerjüngsten Vorgänge in jenem Lande, z. B. in Lodz und Warschau, wo also die europäische „Sphinx" sitzt. Eines ihrer Rätsel, wohin der gegenwärtige Zustand führen mag, könnten wir vielleicht heute schon auflösen, wenn wir statistisches Material über die polnische Sozialdemokratie hätten. Auch das, was Delbrück über die Polenpartei in Preußen sagt, die er die „glücklichste Partei" im Reiche nennt, ist durchwegs beherzigenswert und augenblicklich höchst interessant, weil sich die preußische Polenpolitik neuestens wieder nach Delbrücks Forderungen zu bewegen scheint.

Einzelne Aufsätze gelten der Zeit der Befreiungskriege, so Steins „Ideen über deutsche Verfassung" und „General Wolseley über Napoleon, Wellington und Gneisenau" (S. 224), die einige

Details bringen oder andere Ansichten bekämpfen. Sie sind wie die meisten historischen Abhandlungen durch literarische Erscheinungen hervorgerufen und zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" gedruckt worden. So auch der Artikel über den Erzherzog Karl (S. 582—605), der zum Widerspruche herausfordert. Delbrück spricht gelassen den Satz aus: an dem Unglücke des Jahres 1809 sei einzig und allein der österreichische Oberfeldherr Schuld gewesen, der die ganze Sachlage nicht verstanden und darum auch nicht auszunützen vermocht habe. Schon beim Rückzuge des Erzherzogs aus Bayern übersieht Delbrück die Stellung der österreichischen Armee bei Regensburg, die — nach Erstürmung dieser Stadt — den weiten und schwierigen Umweg durch Südböhmen zur Folge hatte. Und dann die Schlacht bei Aspern! Delbrück bestreitet direkt den Sieg des Erzherzogs und spricht von einem unentschiedenen Kampfe. Taktisch war es aber doch ein entschiedener Sieg, denn die Österreicher nahmen endlich Aspern und der Feind wich! Daß er strategisch nicht ausgebeutet wurde, weiß alle Welt und wird damit zunächst erklärt, daß die Österreicher für eine energische Verfolgung der auf der Lobau zusammengedrängten Franzosen zu sehr ermüdet waren. Dazu kann vielleicht noch anderes gerechnet werden? Leider fehlen mir in der „Sommerfrische" die literarischen Behelfe, um es aufzusuchen[1]). Das eine aber möchte ich noch Delbrücks Anklagen gegenüber bemerken, daß trotz einzelner versteckter Andeutungen die ethisch-psychologischen Momente in diesen „Wertungen" außeracht gelassen sind. Dafür werden die Urteile von Gegnern des Erzherzogs, deren Zahl groß war, mit unverkennbarem Behagen gebucht. Ich will bemerken, daß FML. Mayer v. Heldenfeld ein Brausekopf und unerträglicher Besserwisser und Gentz ein sehr wandelbarer Charakter gewesen ist; die Kaiserin Maria Ludovika war aus anderen Gründen seine Gegnerin und leider kränklich. Was der Erzherzog, den übrigens Napoleon selbst als Feldherrn hochachtete, 1796 und 1805 leistete, sei nur nebenher berührt! Unstatthaft ist es dagegen, die Stimmen zugunsten des Prinzen zu überhören oder gar zu höhnen. Der „österreichische Veteran", wie Delbrück wegwerfend zitiert (S. 604), war der General v. Schönhals, der Gehilfe und Biograph des Feldmarschalls Radetzky, ein Mann, der seine Sache verstand und den Feldzug von 1809 mitgemacht hatte. Hier hört m. E. die Wissenschaftlichkeit auf und beginnen die Injurien!

Einen breiten Raum nimmt in dem Buche die Zeit Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I. ein. Da ist vor allem der Aufsatz „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik 1870" zu beachten, der sich gegen Sybels Darstellung richtet und in der 3. Auflage einige wichtige Zusätze erhalten hat. Delbrück behauptet,

[1]) Wo soll denn das „enge Defilée" sein, durch welches die Franzosen — unbelästigt — debouchierten? (S. 594).

Napoleon III. hätte zwar den Krieg gegen Preußen im Sinne gehabt, sei aber 1870 Willens gewesen, sich „vor oder nach der ersten Schlacht“ mit Preußen abzufinden, wenn ihm Belgien überlassen würde. Deshalb wäre der Krieg selbst so lässig betrieben worden. Delbrück nähert sich hier den Anschauungen Onckens und dürfte im ersten Punkte recht haben, allein alles ist noch nicht völlig klar. Der Herzog v. Gramont hat noch bei einem Familiendiner in Wien im Frühjahre 1870, als er eben zum Minister des Äußern in Frankreich ernannt war, davon gefabelt, Preußen niederzuwerfen, denn es sei isoliert; in Hannover und Schleswig dürften sich sogar Aufstände ergeben und Bayern würde sicher neutral bleiben und damit ganz Süddeutschland. (Ich habe dies aus dem Munde eines Ohrenzeugen.) Wenn er später von „galanten Bataillen“ sprach, so war dies entweder Geschwätz oder wirklich der Gedanke seines Herrn. Nicht völlig geklärt erscheint auch Bismarcks Verhalten in Sachen der spanischen Thronkandidatur, wenigstens kann ich kaum glauben, daß er in dem Rundschreiben vom 29. Juli 1870 (S. 321) entweder gelogen oder eine so elende *Reservatio mentalis* gemacht habe, wie ihm S. 334 zugemutet wird. In einigen Details sind auch die damaligen Verhältnisse Österreichs noch unklar, es fehlen eben „die letzten Akten“. Daß die Furcht Beusts vor Rußland (S. 356) kein Hirngespinst war, wissen wir sicher erst seit allerjüngster Zeit. Kaiser Alexander II. hatte für den Fall, daß Österreich sich rühre, dem König Wilhelm versprochen, sofort 200.000 Mann an die Grenze rücken zu lassen. Daher stand das Korps von Tümplings eben auch in Schlesien!

Aus persönlichen Erinnerungen Delbrücks sind endlich die Aufzeichnungen über Kaiser Friedrich III. und dessen Gemahlin geschöpft, die durch die Wärme der Diktion einen angenehmen Eindruck machen und wegen vieler neuen Angaben die Bedeutung einer historischen Quelle besitzen.

Graz. Dr. S. M. Prem.

Kuhnert-Leipoldt, Wandkarte von Palästina bis zur Zeit Christi. Maßstab 1 : 150.000 (200 × 135 *cm*). Mit einem Profil durch Palästina und einem Plane von Alt-Jerusalem. Preis 15 Mark.

„Nach der reinen Reliefmethode mit linksseitiger Beleuchtung und Schattenkonstruktion“ entworfen, ist die Karte ein schlagender Beweis für die Fehlerhaftigkeit der von Kuhnert-Leipoldt in Anwendung gebrachten Manier der Terraindarstellung. Freunde einer derben Plastik, welche die Oberflächenformen gleichsam greifbar vor Augen gestellt sehen wollen, werden an ihr gewiß wieder ihre Freude haben. Mögen sie dabei aber nicht vergessen, daß ihnen diese Plastik auf Kosten der Richtigkeit geboten wird

und daß der Eindruck, den die Schüler aus der Karte gewinnen, trotz der „neuesten englischen und deutschen Forschungen", die in ihr zur Verwendung kamen, ein falscher ist. Gewiß ist der „schroffe Abfall des Gebirges Juda nach dem Toten Meere" geradezu packend wiedergegeben. Liegt doch Jerusalem nahezu 1200 *m* über dem Spiegel des genannten Meeres. Da es rund 22 *km* von diesem entfernt ist, vollzieht sich der Ostabfall des „Gebirges Juda" unter einem mittleren Böschungswinkel von 3°! Um wie viel drastischer müßte erst der Westabfall des Gileadgebirges zur „tiefeingesägten" Jordanfurche veranschaulicht sein, der doch rund 1500 *m* bei einem mittleren Neigungswinkel von 8° beträgt. Leider erlaubte es die „Schattenkonstruktion" nicht, auch dieses Gehänge in entsprechend aufdringlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Vom geographischen Standpunkte aus kann der Ref. dem biblischen Unterrichte nur eine bessere Karte Palästinas wünschen als die vorliegende.

O. Jauker, Historische Leitlinien. Mit sechs Kärtchen im Texte und fünf Karten im Anhange. Wien u. Leipzig, Pichlers Witwe & Sohn 1905. 55 SS.

Auf Ratzelschen Gedanken über den innigen Zusammenhang von Erdkunde und Geschichte weiterbauend, will der Verf. eine Art Nachtrag zu Rotherts Karten und Skizzen zur Weltgeschichte liefern, indem er das in dem letztgenannten Werke niedergelegte Material unter neuen Gesichtspunkten in wenigen Kartenskizzen zusammenzufassen sich bestrebt. Es hat einen eigenen Reiz, den Ausführungen des Verf.s zu folgen, die ihn zu dem Ergebnisse führen, daß sich „unter gegebenen ähnlichen Bedingungen die Züge oder Verwicklungen in auffallend übereinstimmender Weise" immer längs gewisser Leitlinien abgespielt haben und auch heute noch abspielen. Er bekräftigt durch seine Arbeit die bereits von Ratzel ausgesprochene Abhängigkeit der geschichtlichen Ereignisse von den natürlichen Vorbedingungen und zeigt, wie auch hinsichtlich des Ablaufes der Weltgeschichte bis zu einem gewissen Grade von Gesetzmäßigkeit gesprochen werden kann. Er würdigt die historische Bedeutung der Lage von Städten und Orten, sowie des Verlaufes von Straßen, um zum Schlusse der sich stets wiederholenden Erscheinungen innerhalb der Völkerbeziehungen und der Staats- und Gesellschaftsformen zu gedenken. Wird man zwar nicht immer einer Meinung mit dem Verf. sein können, so wird doch die Lektüre seines Buches reichen Stoff für den Schulunterricht vermitteln. Die von Jauker aufgeworfenen Fragen gestatten nicht bloß, dem Gegenstande eine neue, für das Verständnis der Gegenwart wichtige Seite abzugewinnen, sie vermögen auch in hohem Grade dazu beizutragen, daß das historische Wissen ein bleibendes wird.

Wien. J. Müllner.

R. Schröder, Die Anfangsgründe der Differentialrechnung und Integralrechnung. Leipzig, Teubner 1905.

Im großen und ganzen ein recht gutes Buch, erscheint es dem Ref. jedoch etwas ungleichmäßig behandelt. Diese Ungleichmäßigkeit ist allerdings eine Folge des von dem Verf. angestrebten Zieles, aber ebenda wird der Mangel desselben so recht deutlich.

Die Einleitung bis S. 7, welche die Grundbegriffe erörtert, kann als vorzüglich gelungen bezeichnet werden; nur möchte Ref. bemerken, daß der zweite Satz auf S. 11, der sich auf den lim $\left(1+\frac{1}{n}\right)^n$ bezieht, da er schon den Grenzbegriff voraussetzt, besser nicht als bekannt hinzustellen, sondern abzuleiten wäre, wobei er ein sehr gutes Beispiel für die praktische Anwendung des Grenzüberganges bieten kann.

Für die Differentialrechnung muß besonders anerkennend die im allgemeinen recht faßliche Darstellung hervorgehoben werden. Die Erklärung der Form $\frac{0}{0}$ jedoch weicht hiervon etwas ab; die albgebraische Erklärung, daß $\frac{\varphi(a)}{\psi(a)} = \frac{0}{0} = \frac{\varphi'(a)}{\psi'(a)}$ ist, ist ja die allgemein übliche und auch völlig korrekt. Allein bei dem im ganzen Buche zutage tretenden Bestreben, die analytischen Operationen dem Verständnis näher zu bringen, wäre hier eine Ergänzung nötig, welche ja leicht aus der Spezialisierung, daß $\varphi(x)$ in der unmittelbaren Nähe von $x = a$ das n-fache von $\psi(x)$, also $\varphi(a \pm \delta) = n\,\psi(a \pm \delta)$ sei, eventuell an der Hand einer Zeichnung, gewonnen werden kann.

Auf S. 15 und 16 sind in den vier Beispielen die Striche vor dem $\frac{dy}{dx}$ zu beanständen, weil sie ein Minuszeichen vortäuschen.

Die Sätze S. 55: Maximum der Funktion für negative, Minimum für positive y'' lassen sich bekanntlich durch Anwendung des Satzes II S. 53 auf die Funktion y' einfacher darstellen. Für die Cissoide, Cykloide, Lemniskate und Kardioide (S. 80 ff.) wären wohl die Gleichungen abzuleiten gewesen.

Diesen geringfügigen Bedenken wäre aber ein ernsterer Einwand anzuschließen: „Aus der Praxis des Unterrichtes ist das Buch entstanden", sagt der Verf. in der Vorrede. Vielleicht wollte auch der Verf. hiemit den Beweis erbringen oder doch andeuten, daß die Mittelschüler imstande sind, diese Disziplinen zu erfassen. Derartige Behauptungen hört man ja auch von französischer Seite, und hat Molk aus Nancy auch bei der Naturforscherversammlung in Meran darauf hingewiesen.

Ref. will nicht leugnen, daß in Oberprima — wahrscheinlich im zweiten Semester — bei vielen Studierenden schon Verständnis für diese Disziplinen zu finden ist. Fehlt ja dem Schüler nur mehr ein Semester bis zur Hochschule. Die Frage ist nur, ob es dann nötig ist, die Einführung um ein Semester zu verfrühen, ob es

rätlich ist, die Zeit diesem Stoffe zu einer derart unvollständigen Darstellung zu widmen, um dann eine ausführlichere und vollständige Wiederholung folgen zu lassen, und ob es ausreicht, ein Semester früher mit der Infinitesimalrechnung zu beginnen. Eine Nötigung wäre nur dann vorhanden, wenn man die Hochschule zu entlasten gezwungen wäre. Aber die mathematischen Disziplinen an den technischen Hochschulen steuern ja vorzugsweise der Praxis zu, und hier begnügt man sich meist mit recht geringen theoretischen Voraussetzungen. Auch Felix Klein hat auf dem naturwissenschaftlichen Kongresse gelegentlich der Weltausstellung in Chicago 1893 darauf hingewiesen, daß in der Praxis zuwenig auf mathematische Strenge gesehen wird. Czuber hat — ebenfalls in Meran — mit etwas gewagten Sophismen den entgegengesetzten Standpunkt vertreten und z. B. den Beweis zu erbringen versucht, daß vor 1858 die mathematischen Wissenschaften sich an den technischen Hochschulen einer größeren Pflege erfreuten als an den Universitäten. Er hat jedoch davon geschwiegen, daß sich nach 1858 das Verhältnis gründlich umgekehrt hat, und daß heute die Pflege der mathematischen Wissenschaften vorzugsweise den Universitäten zufällt; aber an den Gymnasien ist für die Einführung der Infinitesimalrechnung m. E. kein Bedürfnis, selbst dann, wenn die Stundenzahl an derselben noch erhöht würde.

Die Frage, ob es rätlich ist, die Infinitesimalrechnung einzuführen, muß ebenfalls im negativen Sinne beantwortet werden. Durch Einführung derselben in der Realschule würde die Kluft zwischen Gymnasien und Realschulen, zu deren Überbrückung in den letzten Jahren vieles geleistet wurde, wieder wesentlich vertieft, und die Anbahnung einer Art Einheitsschule, wie sie Ref. seit vielen Jahren anstrebt, und wie sie immer zahlreichere Anhänger findet, ungemein erschwert.

Übrigens hört man schon von Seiten anderer Disziplinen die Forderung nach weitergehender Berücksichtigung auftauchen und eine Reform der Lehrpläne kann nicht von den Mathematikern allein, sondern nur durch die gemeinsame Arbeit der Vertreter aller Disziplinen erwartet werden.

Die Beantwortung der Frage, ob es ausreicht, die Schüler um ein Semester früher in die Infinitesimalrechnung einzuführen, ergibt sich aus der Betrachtung der Physik.

Das letzte Kapitel des vorliegenden Buches, der Physik gewidmet, hatte der Verf., wie er in der Vorrede sagt, nach Rücksprache mit dem Physiker aufgenommen, „weil dabei auch der zweite Differentialquotient an reellen Gehalt gewinnt“, und wurde dieses Kapitel, anfänglich etwas knapp gefaßt, erst später durch Oberlehrer Dr. Leick etwas erweitert. Dennoch ist die Ausbeute eine relativ geringe. Abgesehen von den Grundbegriffen $v = \frac{ds}{dt}$,

$g = \frac{dv}{dt} = \frac{d^2 s}{dt^2}$ erscheinen als Beispiele: die gleichförmig beschleunigte Bewegung, der schiefe Wurf, die Zentripetalbeschleunigung, schwingende Bewegung (jedoch selbstverständlich nur die erste Näherung der Lösung, ohne Reduktion auf den unendlich kleinen Schwingungsbogen), das zweite Keplersche Gesetz und das Zykloidenpendel (Tautochrone).

Zur schwingenden Bewegung bemerke ich nur, daß ich nach Ableitung der Gleichung

$$\xi = a \sin \frac{2 \pi t}{T}$$

alljährlich von den besseren Schülern die Aufgabe lösen lasse, aus diesem Werte durch Anwendung der Grundbegriffe die analytischen Ausdrücke für die Geschwindigkeit $v = \frac{\sigma}{\tau}$ und die Beschleunigung $\gamma = \frac{\omega}{\tau}$ abzuleiten, wenn σ der Zuwachs des Weges, ω der Zuwachs der Geschwindigkeit in dem kleinen Zeitteilchen τ ist, also

$$\xi + \sigma = a \sin \frac{2 \pi (t + \tau)}{T}$$

und nachdem v abgeleitet ist,

$$v + \omega = \frac{2 \pi a}{T} \cos \frac{2 \pi (t + \tau)}{T}$$

durch Subtraktion, Division durch τ und schließlichen Übergang zur Grenze. Daß es sich hiebei im Wesen nur um Differentiation handelt, ist klar, und kann auch den Schülern gesagt werden, wie man überhaupt einen Unterschied machen muß zwischen gelegentlichen Hinweisen und systematischer Bearbeitung. Während diese Aufgabe nur für die besseren Schüler gestellt wird, bleibt für den Durchschnitt der Schüler die übliche Lösung der Bestimmung von v und γ als Projektion der konstanten Geschwindigkeit im Kreise und der Zentripetalbeschleunigung auf die Schwingungsrichtung. Gleichzeitig hat man dabei Gelegenheit zu sehen, wie wenige eigentlich auf dieser Stufe der wissenschaftlichen Strenge Interesse oder Verständnis entgegenbringen, während diejenigen, welche die Lösung durchführen, viel mehr Nutzen hieraus ziehen als aus der Anwendung des bloßen Rechnungsmechanismus, weil sie bei dem hier angegebenen Vorgang den Gegenstand durchdenken müssen. Und da ist wohl weiters die Frage nahe liegend, ob wegen der wenigen angeführten Beispiele der ganze Rechnungsmechanismus, denn auf diesen läuft es bei der Einführung der Infinitesimalrechnung doch hinaus, einzuführen ist, u. zw. *post festum!* Denn diese Beispiele, von denen das letzte, die Tautochrone, vielleicht schon als überzählig gelten kann, gehören sämtlich dem Lehrstoffe der Mechanik der festen Körper an, welcher längst absolviert ist, wenn der Mathematiker zur Betrachtung der Differentialrechnung kommt. Wer wollte aber der Einführung derselben in der VI. Klasse der

Gymnasien und V. Klasse der Realschulen (Obersekunda) oder mindestens am Anfange der VII. Klasse der Gymnasien und VI. Klasse der Realschulen (Unterprima), vor Beginn der Physik das Wort reden? Welche Schwierigkeit hat man im Beginne der Mechanik, wenn man die trigonometrischen Funktionen braucht? Den Cosinussatz der ebenen Trigonometrie muß sich der Physiker, wenn die Mathematik in der VI. Klasse der Realschule mit der darstellenden Geometrie verbunden ist, in den allermeisten Fällen selbst ableiten. Die Zeichen der trigonometrischen Funktionen in den verschiedenen Quadranten sind den Schülern oft noch ganz unbekannt, wenn sie der Physiker schon braucht; und der Begriff der Stetigkeit der Funktion, ja der Funktion selbst, kann erst an der Hand der analytischen Geometrie erörtert werden, wird aber auch schon gegenwärtig an dieser Stelle behandelt. Hingegen halte ich die genaue Erörterung derselben bei den diophantischen Gleichungen für verfrüht, der Geistesstufe der Schüler noch nicht angemessen. Der Vollständigkeit wegen muß übrigens noch bemerkt werden, daß der Schüler aus der Beziehung $x^2 = 2py$ bei der Wurfbewegung diese ebenfalls noch nicht als Parabel erkennen kann, da er diese erst im folgenden Jahre in der analytischen Geometrie lernt.

Wozu also die so weitgehende Berücksichtigung der Differentialrechnung? Ausführlich werden in dem vorliegenden Buche die einfache und mehrfache Differentiation durchgenommen, sogar partielle Differentialquotienten werden erwähnt und benützt; ausführlich sind ferner unbestimmte Formen, Maxima und Minima behandelt; für die geometrische Interpretation wird nicht nur die Methode der Tangenten vorgeführt, sondern auch die Krümmung der Kurven, Bestimmung des Krümmungsmittelpunktes, Evolute und Evolvente, obzwar der Verf. selbst der Meinung zu sein scheint, daß er dabei zuweit gegangen ist, da ja „der zweite Differentialquotient den reellen Gehalt erst durch die Physik gewinnt". Daß in diesem Teile dem Studierenden ein reiches Material von Übungsbeispielen zur Verfügung gestellt wird, gereicht selbstverständlich dem Buche nur zum Vorteil.

Aber wie ärmlich erscheint dem gegenüber die Integralrechnung bedacht! 10 Seiten Methodik und 20 Seiten Anwendungen, gegen 85 Seiten der Differentialrechnung!

In § 38 werden die „Grundformeln" gegeben; hier muß jedoch Ref. bemerken, daß dieses keine reine Zusammenstellung von Grundformeln ist, sondern daß die weitaus größere Zahl Formeln sind, welche besser in den folgenden Paragraphen als Beispiele der in denselben gelehrten Methoden hätten abgeleitet werden sollen, wie dies mit Formel 10 in § 34, aber eben nur mit dieser, zum Schlusse des § 35 geschieht. Dieses würde in doppelter Hinsicht von Vorteil gewesen sein, da dadurch das Gefühl des Unbehagens, welches der Studierende empfinden muß, wenn er die Formel nur durch nachträgliche Differentiation verifizieren kann,

behoben wird, und anderseits für die angeführten Methoden der Integration wenigstens einige Beispiele gegeben würden, woran es hier fehlt.

Die hauptsächlichste Schwierigkeit zeigt sich bei der Einführung des bestimmten Integrales; diese Schwierigkeit ist dem Verf. nicht entgangen und hat er die Einführung desselben als Summe vollkommen übergangen. Man kann dies dem Verf. mit Rücksicht auf den Leserkreis, für welchen er das Buch bestimmt, nicht verübeln. Der Verf. verfolgt hier genau denselben Weg wie Autenheimer in § 80, aber dieser führt doch nachher in § 81 das Integral als Summe von unendlich kleinen Teilen ein, nachdem er allerdings für die Konstantenbestimmung denselben dogmatischen Weg wie Schröder eingeschlagen hatte. Das „Elementarbuch der Differential- und Integralrechnung" von Autenheimer, wenn es auch ebenso elementar beginnt, geht aber doch viel weiter in den Entwicklungen, bringt auch einiges Elementare über die Konvergenz der Reihen, was nach des Ref. Meinung ebenso elementar und wichtig ist wie die Differentialrechnung, und daher folgerichtig ebenfalls in das Mittelschulpensum gehören würde, wenn diese als dahin gehörig erklärt wird.

Durch die Weglassung eines für das Verständnis so wichtigen Teiles der Integralrechnung: des Integrales als Summe, hat der Verf. stillschweigend zugegeben, daß er hier an der äußersten Grenze angekommen ist, vor welcher selbst die weitgehendsten Forderungen halten müssen und hat damit gezeigt, was die Differentialgleichung an der Mittelschule wird: ein Torso, der eventuell zur einen Hälfte in gutem Zustande erhalten ist, zur anderen Hälfte aber bloße Trümmer, denen jeder Zusammenhalt fehlt und im ganzen als Disziplin an der Mittelschule: Für die Theorie zu früh, für die Anwendung zu spät.

Abgesehen von diesen prinzipiellen Bedenken muß zum Schlusse noch besonders hervorgehoben werden, daß das Buch dem begabten, geistig den übrigen vorgeschrittenen Mittelschülern einen guten Behelf für sein Privatstudium bietet, wenn auch für diesen Zweck die Integralrechnung etwas mehr Berücksichtigung verdient hätte.

Wien. N. Herz.

Experimentelle Elektrizitätslehre. Mit besonderer Berücksichtigung der neueren Anschauungen und Ergebnisse. Dargestellt von Dr. Hermann Starke, Privatdozent an der Universität Berlin. Mit 275 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904.

Der Verf. beabsichtigte in dem Buche, das einem Ferienkurs über die moderne Elektrizitätslehre sein Entstehen verdankt, den

Mittelweg zwischen rein theoretischer Behandlung und der Art und Weise einzuschlagen, in welcher der diesbezügliche Lehrstoff in den Lehrbüchern der Experimentalphysik zur Darstellung gelangt. So wurde das vorliegende Buch gleichzeitig zur Einführung in das Studium der modernen theoretischen Elektrizitätslehre geeignet gemacht. In den Abschnitten über elektrische und magnetische Messungen sind praktische Aufgaben der Elektrotechnik berücksichtigt worden, ebenso in dem Abschnitte, der von den Wechselströmen handelt. Ferner sind Winke für die praktische Ausführung von Vorlesungsexperimenten gegeben worden. Die Bezeichnungen, welche in dem Buche auftreten, sind auf Grund der Vorschläge des wissenschaftlichen Ausschusses der deutschen physikalischen Gesellschaft vorgenommen worden.

In der Einleitung werden die mechanischen Grundbegriffe auseinandergesetzt und deren Dimensionsformen aufgestellt. Hierauf werden die Grundgesetze und Definitionen der Elektrostatik und das elektrostatische Maßsystem betrachtet. Die Darstellung der einzelnen Partien ist in diesem Abschnitte sehr klar, die mathematischen Entwicklungen sind fast durchwegs elementar gehalten.

Die Erscheinungen der Elektrostatik werden in den weiteren Teilen des Buches vom Standpunkte der Faraday-Maxwellschen Theorie betrachtet. Die Einführung des Begriffes „dielektrischer Widerstand" führt zu dem bemerkenswerten Satze, daß alle Bewegungen, welche in einem elektrischen Felde von selbst stattfinden, sich derart vollziehen, daß der dielektrische Widerstand ein Minimum wird.

In dem Abschnitte über Magnetismus hätte die Vieldeutigkeit des magnetischen Potentiales eingehender besprochen werden können, ebenso wäre auf den solenoidalen und lamellaren Magnetismus aufmerksam zu machen gewesen.

In dem Abschnitte, der von den Grundgesetzen und den Definitionen des Elektromagnetismus und von dem elektromagnetischen Maßsysteme handelt, sind einige für Vorlesungen geeignete Versuchsanordnungen bemerkenswert: so jene für den experimentellen Nachweis des Satzes, daß die von einem elektrischen Strome erzeugte magnetische Feldstärke der Stromstärke proportional ist. Aus dem Jouleschen Gesetze über die in einem Stromkreise entwickelte Wärmemenge wird das Gesetz von Ohm deduziert. — Im Anschlusse an die neuesten Forschungen ist der Abschnitt über Elektrolyse behandelt. — In den Abschnitten über elektrische Messungen finden wir die wesentlichsten Apparate für die wissenschaftliche und praktische Behandlung des Gegenstandes angegeben und in kurzer Weise beschrieben. Recht anregend bearbeitet sind die Kapitel, welche von der galvanischen und Magnetoinduktion und von den Anwendungen der Induktion zur Erzeugung starker elektrischer Ströme handeln. In der Lehre von den Wechselströmen ist auch die direkte Aufzeichnung von Strom- und Spannungskurven

durch Lichtflecke und rotierende Spiegel aufgenommen worden (Braunsche Röhre, Oszillograph), ferner die Demonstration der Phasendifferenz zweier Wechselströme, sowie eines Wechselstromes und der ihn erzeugenden elektromotorischen Kraft und die Demonstration von Hysteresiskurven mittelst der Braunschen Röhre. Bemerkt mögen an dieser Stelle noch die Abstoßungsversuche von Elihu Thomson werden, welche in dem Buche aufgenommen erscheinen. Besonders anziehend ist der Abschnitt von den elektrischen Schwingungen behandelt worden (Entstehung von elektrischen Schwingungen, wellenförmige Ausbreitung der elektrischen Schwingungen längs Drähten, wellenförmige Ausbreitung der elektrischen Schwingungen im freien Raume, Einfluß des Dielektrikums auf die Ausbreitung elektromagnetischer Wellen, elektromagnetische Lichttheorie, drahtlose Telegraphie.

In dem Schlußabschnitte, der von der Elektrizitätsleitung in Gasen handelt, ist die Jonentheorie in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise behandelt worden. Hierbei wurden namentlich die Arbeiten von J. J. Thomson herangezogen. Die verschiedenen Arten der elektrischen Strahlungen gelangen naturgemäß in diesem Abschnitte zur ausführlichen Besprechung.

Es sei dieses auf dem neuesten Standpunkte der theoretischen und experimentellen Forschung stehende Buch allen Fachgenossen bestens empfohlen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Tiere der Erde. Von Dr. W. Marshall. Lieferung 28—50. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Preis der Lieferung 72 h.

Das schon bei dem Erscheinen der 1. Lieferung mit großem Beifalle aufgenommene Werk liegt nun vollendet vor. Der Verf. schildert in demselben wohl in erster Linie das Leben der einheimischen Tiere, doch läßt er auch verwandte ausländische Arten nicht außeracht. Die Schilderungen sind ungemein lebhaft und anregend und machen uns so recht mit den Lebensgewohnheiten der Tiere bekannt. So wird, um ein Beispiel herauszugreifen, in Lief. 29 erzählt, wie der Specht sein Liebeslied singt, wie der Buntspecht seine vegetabilische Nahrung (Eicheln und Tannenzapfen) bearbeitet, wie ausländische Spechtarten ihre Wintervorräte vor den Nagern schützen. Der Leser wird auf diese Weise zur Selbstbeobachtung angeregt und darin liegt der große Wert aller biologisch gehaltenen Schriften. Daß der Verf. auf die Charakterisierung der Säugetiere und Vögel sein besonderes Augenmerk legt, ist selbstverständlich, wenn man in Betracht zieht, daß das Werk nicht für gelehrte Kreise allein, sondern auch für alle Naturfreunde geschrieben ist. Das System ist wesentlich von den bei uns in

den Lehrbüchern gebräuchlichen Systemen verschieden. So werden z. B. die Vögel in folgende 17 Ordnungen eingeteilt: Papageien, Kuckucksvögel, Spechte, Langhänder, Sperlingsvögel, Raubvögel, Tauben, Hühnervögel, Geier, Straußvögel, Watvögel, Storchvögel, Entenvögel, Tauchvögel, Ruderfüßer, Langschwinger und Pinguine.

Mehr als 1000 trefflich gelungene Abbildungen und 25 farbige Tafeln zieren das Prachtwerk. Ref. empfiehlt dasselbe zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken aller Schulen.

Unsere Haustiere. Von Prof. Dr. R. Klett. Vollständig in 20 Lieferungen à 72 h. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Werk, dessen 1. Lieferung dem Ref. vorliegt, soll ein Gegenstück und eine Ergänzung zu dem so beifällig aufgenommenen Werke „Die Tiere der Erde“ bilden. Die erste Lieferung beschäftigt sich mit dem Hunde. Der Text ist in durchaus gemeinverständlichem Tone gehalten und schildert die Herkunft, die verschiedenen Rassen, die Lebensweise und Eigenart des Tieres. Eine überreiche Fülle prächtiger Illustrationen, die durchweg auf geschmackvollen Momentaufnahmen nach dem Leben beruhen, ziert das Heft. Man darf den folgenden Lieferungen mit dem größten Interesse entgegensehen.

Wien. H. Vieltorf.

Johann Nevole, Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs. II. Vegetationsverhätnisse des Ötscher- und Dürrensteingebietes in Niederösterreich. (Abhandlungen der K. k. Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien, Band VIII, Heft 1.) Mit 7 Abbildungen und 1 Karte in Farbendruck. Wien, Alfred Hölder 1905. 45 SS. Lex. 8°. Preis 4 K 80 h.

Das von der Zoologisch-botanischen Gesellschaft inaugurierte Unternehmen der pflanzengeographischen Aufnahme unseres Staates schreitet, wenn auch langsam, vorwärts. Der Bearbeitung des Dachsteingebietes folgt nun in der vorliegenden Studie die des Ötscher- und Dürrensteingebietes, deren Flora im Vergleich zu der des Schneeberges in den höheren Lagen wohl ärmer ist, aber doch auch der charakteristischen Pflanzen nicht entbehrt, wie *Gentiana bavarica*, *Cirsium spinosinimum*, *Allium victorialis*, *Euphorbia austriaca*, *Iuniperus nana*. Die Voralpenregion enthält *Anemone appenina*, *Crocus Neapolitanus*, *Narcissus poëticus*. Die Gliederung des Gebietes ist so wie in der ersten Publikation durchgeführt: Es werden vier Regionen (voralpiner Wald, Legföhre, Gipfelregion ohne Krummholz und Kulturland) unterschieden; die erste setzt sich aus den Formationen der Fichte, Buche, Föhre,

den Mischwäldern und den Wiesen zusammen. Von besonderem Interesse ist das Vorkommen von Urwaldbeständen, zu denen der etwa 400—500 Jahre alte Rotwald gehört, der schon von weitem durch die enorme Höhe seiner Bäume und eigentümlich fächerförmige Ausgestaltung der Wipfel bei den Fichten und den dichten, aus allen Vertretern der Voralpen sich zusammensetzenden Beständen einen düstern und mächtigen Eindruck macht. Hübsche Bilder nach photographischen Aufnahmen (vom Botaniker-Kongreß her schon bekannt!) zeigen das Vorkommen charakteristischer Gewächse. Von größtem Werte ist wieder die beigegebene Karte, die die Pflanzenformationen in 13 Farben darstellt nud einen prächtigen Überblick über deren Verteilung gewährt. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß der vorzügliche Stil des Verf.s das Lesen seiner Arbeit zu einem wirklichen Vergnügen macht.

Leitfaden der Botanik. Unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Bau und Leben der Pflanzen bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schmeil. Für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten bearbeitet von Eduard Scholz, k. k. Professor an der Staats-Oberrealschule im VII. Bezirke von Wien. Mit 20 farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen nach der Natur von Kunstmaler W. Heubach. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1905. IV, 256 und IV SS. 8°. Preis geb. 3 K 25 h.

Zu den drei bekannten Lehrbüchern der Botanik für Oberklassen von Burgerstein, Heimerl und v. Wettstein gesellt sich nun der Schmeilsche Leitfaden, von Prof. Scholz für unsere Verhältnisse bearbeitet. Er unterscheidet sich von den vorgenannten sehr wesentlich sowohl in Bezug auf die Methode und Form, in welcher das Lehrmaterial geboten wird, als auch in Bezug auf den wissenschaftlichen Inhalt. Das Lehrmaterial wird nach der Weise der modernen Methodiker in Abschnitte, Absätze und noch kleinere Unterabteilungen gegliedert, indem unter Verbindung der Lebensgeschichte mit den morphologischen Verhältnissen ein Gesamtbild der typischen Pflanze vorgeführt wird. In welcher Weise dies geschieht, zeigt beispielsweise „Der Roggen“, dessen Bearbeitung folgendermaßen gegliedert ist: *A.* Der Roggen und seine Bedeutung. 1. Wichtigkeit; 2. Roggenkorn; *a*) Beschreibung des Keimes, *b*) des Nährgewebes. *B.* Aussaat, Keimung und Bestockung (drei Absätze mit zwei Unterabsätzen). *C.* Halm und Blatt. 1. Stengel; *a* und *b* Beschreibung. 2. Blätter, *a*) Blattscheide, *b*) Blattfläche, *c*) Blatthäutchen. *D.* Blüte und Frucht. 1. Ähre; 2. Ährchen; 3. Blüte; 4. Bestäubung (mit Unterabsätzen *a*—*k*); 5. Frucht (*a*—*c*). Die Beschreibung des Baues und der Tätigkeitsäußerungen eines Organes oder Organteiles werden nun immer in Beziehung gebracht zu dem Zwecke und der Bedeutung des so gearteten Körpers (Organes) für das Leben und die Lebensfähigkeit der Pflanze. „Die Blattfläche

(des Roggens) ist bandartig und flattert wie eine Fahne mit dem Winde. Dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei, daß die schwache Pflanze selbst einem Sturme zu trotzen vermag.“ Dies ein Beispiel für das oben Gesagte.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese innige Verknüpfung der biologischen Verhältnisse mit der notwendigen deskriptiven Darstellung von bedeutendem didaktischen und pädagogischen Werte ist, da sie den Gegenstand hoch interessant macht und den Schüler zur Beobachtung, Überlegung und Schlußfolgerung anleitet. Allerdings muß die Darstellungsweise, der Stil tadellos sein, um nicht durch überflüssige Wiederholungen und Schwerfälligkeiten die Lesbarkeit des Textes zu beeinträchtigen.

Auf Einiges möchte ich hinweisen, was nach meiner Ansicht einer Umänderung bedürftig wäre. S. 4 „Einen gleich einfachen Bau (nämlich weder „Stamm noch Blätter“) besitzen auch alle anderen Algen . . .“ In dieser allgemeinen Form möchte ich den Satz mit Beziehung auf die Laminaria-Arten, an denen man deutliche blattähnliche Organe unterscheiden kann, nicht ausdrücken. S. 21. In der Beschreibung des Mutterkorns finden wir den Satz: „Wenn der Roggen reift, geht dem Schmarotzer aber die Nahrung aus.“ Ob das „Ausgehen der Nahrung“ die Ursache der Sklerotiumbildung ist, möchte ich bezweifeln; im Gegenteil, jetzt braucht der Pilz erst recht viel Nahrung, um in das Sklerotium auszuwachsen. S. 26. Beim „Fliegenpilz“ sollte die weiße Farbe des Hymeniums und der Sporen (gegenüber dem *A. caesareus*) betont werden. S. 84. Was man sich unter „Häuten und Fasern“ der Halme der Papierstaude, aus denen man das erste Papier gewann, zu denken hat, ist nicht klar. S. 197. Beim Hafer gibt es auch einfache Stärkekörner, die sogar das typische Kennzeichen der Haferstärke bilden. — S. 197. Das Eiweiß der Aleuronschichte im Getreidekorn ist kein „Kleber“, die unrichtige Bezeichnung „Kleberschicht“ spukt nur mehr in den Schulbüchern herum. Echter Kleber findet sich nur in dem Nährgewebe an und neben den Stärkekörnern vor. S. 200. Aus reiner Zellulose besteht das sog. „Pergamentpapier“ nicht, sondern aus Amyloid; es wird schon von wässeriger Jodlösung allein blau, wie die Stärke. Wenn eine Seite desselben an der Luft liegt, ist es für Wasser nicht durchlässig.

Die farbigen Abbildungen sind sehr schön, die übrigen in der Mehrzahl recht gut und charakteristisch. Der „Querschnitt durch das Holz eines Nadelbaumes“ (S. 209, Fig. 2) ist im „Herb[illegible] holz“ nicht ganz entsprechend und sollte durch ein bess[illegible] ersetzt werden.

Krems. Dr. T. F. Hana[illegible]

Philosophische Propädeutik, für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium bearbeitet von Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor a. D. Erster Teil: Logik. Zweite, verbesserte Auflage. Wien u. Freiburg i. Br., Herderscher Verlag 1905. 134 SS. Preis 2 K 20 h.

Die vorliegende zweite Auflage ist, wie der gelehrte Verf. selbst sagt, bloß ein notwendig gewordener Neudruck des Buches. Die wesentlichste Änderung betrifft die Einführung der vorgeschriebenen Orthographie. Kurze Zusätze bemerkte Ref. auf S. 34, 48 (das Zitat aus Jean Pauls 'Levana'), ferner S. 59, 81 und 119 (die Definition des Arist. von Punkt, Linie, Fläche und Körper). Bei einer folgenden Neuauflage wäre zu wünschen, daß § 8 mit seinen schwierigen Erörterungen über das Allgemeine und das Wesen in zwei Abschnitte zerlegt werde, um schon äußerlich Ruhepausen zu gewähren. S. 45 ist bei der Gliederung des Stoffes die Ziffer 3 weggelassen.

Der Verf. verhält sich der sog. neueren Richtung gegenüber grundsätzlich ablehnend und baut seine Logik auf psychologisch-historischer Grundlage auf. Die Grundpfeiler dieses Baues bilden die Denktätigkeiten selbst: das Zusammenfassen und Begreifen, das Zergliedern und das Begründen, woraus sich folgerichtig Begriff, Urteil und Schluß, aber auch Deduktion, Definition, Division und Beweis (Elementar- und Wissenschaftslehre) ergeben. Ein wahres Kabinettstück ist die Darstellung der Denkgesetze (S. 38—47). — Willmann behandelt die Logik propädeutisch, d. h. er bereitet auf den akademischen Unterricht vor; die beste Vorbereitung besteht aber darin, das Denken so, wie es sich in jedem Augenblicke vollzieht, aufzufassen. Er bringt ferner das Denken in fortwährende Beziehung einerseits mit der sinnlichen Wahrnehmung, anderseits mit der Sprache (psychologisch-historische Seite). Die Geschichte der Wissenschaften wird reichlich ausgenützt, indem zahlreiche Beispiele aus ihnen entlehnt werden; besonders kommt hiebei der Lehrstoff des Gymnasiums aus Mathematik und Naturgeschichte in Betracht, aber auch geläufige Redewendungen aus der Jurisprudenz und Medizin werden herangezogen. Der Schüler wird auf diese Weise zum Nachdenken über bereits Bekanntes aufgefordert. Kann man beim Unterrichte an ein bekanntes Wort, einen Namen anknüpfen, so sind die Apperzeptionshilfen gefunden, das Interesse des Schülers ist geweckt, die Spannung ist erregt und es kann nun zur Lösung geschritten werden: der trockene Formalismus ist gebannt.

Ein Hauptgewicht legt der Verf. auf die Terminologie. Die Grundbedeutung eines Wortes wird verfolgt, dem Bedeutungswechsel nachgegangen. Der griechische Ausdruck des Aristoteles wird überall zugrunde gelegt, die lateinische Übersetzung beigebracht und sodann die moderne Fassung geboten. In den Beispielen bringt das Buch eine Fülle griechischer und lateinischer Kernsprüche, die als ein kostbarer Schatz abgeklärter Weisheit von dem jungen Manne mit ins Leben hinübergenommen werden können.

Prag. Emil Gschwind.

Geschichte der modernen Kunst. Band I: Französische Malerei; Band IV: Französische Plastik und Architektur. Von Karl Eugen Schmidt. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Der erste Band hat 138, der zweite genau 100 Illustrationen Es ist zweifellos, daß die französische Malerei einen viel intensiveren Einfluß auf die moderne Kunstentwicklung genommen hat, als ihre Schwesterkünste. Wir lernen zunächst David und die Klassizisten kennen, diese werden abgelöst von den Romantikern, diese wieder von den Realisten des Bürgerkönigs und des zweiten Kaiserreiches, daran schließt sich das so intime Kapitel von Fontainebleau und die heutige Landschafterei sowie das über dekorative Malerei. Was uns Moderne besonders interessiert ist der große Abschnitt über Realismus, Freilicht und Impressionismus: Courbet, Manet, Degas, Besnard, Roll, Raffaëlli usw. Als Gegensatz hiezu die Dichter und Träumer, Moreau an der Spitze, und Fantin-Latour. Im vorletzten Kapitel ist die offizielle Kunst der dritten Republik besprochen und endlich zum Schluß die Bretagne und der mächtige Impuls, der in neuerer Zeit von dort ausgeht, nicht nur auf die Franzosen, sondern auch auf die Amerikaner, Engländer und Deutschen.

Der reich illustrierte Band über Skulptur und Architektur berücksichtigt ganz besonders die erste. — Der Verf. beginnt noch mit Houdon, der ja erst 1828 starb, dessen Einfluß namentlich in der Porträtkunst nie aufhören wird. David v. Angers, Anton Louis Barye, der berühmte Tierplastiker, der Porträtist Carpeaux und von den Neuen: Rodin, Dalou, Bartholomé, Carabin, Frémiet, Dubois u. v. a. beschließen die Reihe.

Das Kapitel über Architektur ist nur in seinen Hauptzügen gezeichnet. Die offizielle Kunst der dritten Republik ist absichtlich kaum gestreift, denn über sie ist wenig Erfreuliches, bezw. nichts Neues zu sagen, da sie mehr als irgendwo anders konservativ ist und immer an Louis XIV. oder Louis XVI. anknüpft. Das, was wir moderne Richtung nennen, ist vorläufig offiziell in keiner Weise vertreten. Wir können mit Stolz sagen, daß wir in Österreich in dieser Beziehung weit voraus sind — wir dürfen hier nur einen Namen nennen: Otto Wagner.

Wien. Rudolf Boeck.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die körperliche Erziehung an den österreichischen Mittelschulen im Schuljahre 1903/04.

Diesem Zeitraum wurde der Stempel durch hohe Ministerialerlässe über Ausdehnung der Pausen, Zahnpflege, Herstellung verläßlicher Kletterstangen und eingehendere Pflege der Leibesübungen und Spiele aufgedrückt, welche die körperliche Ausbildung der Studierenden wesentlich förderten.

Die einschlägigen Fragen fesseln noch immer die wissenschaftlichen Lehrer, von denen mehrere ihren Gedanken in den Programmen Ausdruck verleihen. So veröffentlicht Prof. Dr. Th. Hoesinger von der deutschen [1]) Handelsakademie in Brünn sehr wertvolle Winke und Ratschläge „Über das Lernen". Darin weist Prof. H. zuerst auf die gegenseitige Abhängigkeit von Geist und Körper hin, woraus das Erziehungsideal resultiert: einen gesunden Geist in einem gesunden Körper anzustreben, dessen Erreichung aber die geistige Überanstrengung hinderlich im Wege steht. Die Förderung aller schulhygienischen Bestrebungen kann dieses Hindernis beseitigen. Der Hebel dazu muß in der Ausbildung der Willenskraft ansetzen, als wesentlichem Merkmal des sittlichen Charakters. — Das Studieren wird wesentlich erleichtert durch Aufmerksamkeit, Mitarbeit und genügende Pausen in der Schule, dann durch die Aneignung eines guten Gedächtnisses für die Hausarbeit.

In der Abhandlung „Jugenderziehung im Jugendspiel" (4 SS. im Jahresbericht des St.-G. im XIX. Bezirke Wiens) bedauert Prof. Dr. Artur Petak vor allem, daß der Turnunterricht an so vielen Anstalten nicht obligat werden kann. Dieser Mangel beeinträchtigt die körperliche Entwicklung eines großen Teiles der Schüler, weil ein körperlich geübter und gesunder Mensch, unter sonst gleichen Umständen, um vieles höher

---

[1]) Im folgenden werden Abkürzungen gebraucht: für Gymnasium = G.; Realschule = R.; Real-Gymnasium = R.-G.; Staats = St.; Landes = L.; Kommunal = K.; deutsch = d.; polnisch = p.; čechisch = č.; italienisch = it.; ruthenisch = r.; serbo-kroatisch = s.-k.; slovenisch = sl.

zu werten ist als ein anderer. Dann setzt Dr. P. die Vorteile des Spieles in Bezug auf Wirkung und Förderung körperlicher Tüchtigkeit sowie des Charakters auseinander. Obgleich nun diese wertvollste Seite des Jugendspiels in dem zu eng gesteckten Rahmen erschöpfend nicht behandelt werden konnte [1]), so ist doch das Gesagte als Äußerung eines Philologen und Nicht-Turnlehrers sehr bemerkenswert, weil er die Erfahrung bekräftigt, daß bei den Jugendspielen durch die freiwillige Unterordnung unter den selbstgewählten Führer jedes egoistische Streben zurückgedrängt wird. Im Parteispiel lernt der Schüler Mißerfolge mit Würde ertragen, lernt er die Tüchtigkeit auch im Gegner schätzen, während im Verfolgen und Zusammenwirken für ein gemeinschaftliches Ziel der staatserhaltende Gemeinsinn gefördert wird. Dabei werden schädliche Auswüchse der naturgemäß im Spiel erregten Gefühle nicht aufkommen gelassen. Ganz ungerechtfertigt findet Dr. P. die Behauptung, daß das Fußballspiel verrohe. Dieses Spiel ist derart allgemein geworden, daß es geradezu die Pflicht der Schule ist, ihre Zöglinge mit der edlen Form desselben bekannt zu machen, damit das Urteil darüber geklärt werde, eine Ansicht, der man nur vollkommen beipflichten kann.

Prof. Joh. Polach vom II. St.-G. in Brünn weist in seiner Abhandlung „Erziehungsideal des Platon und Aristoteles" (17 SS.) nach, wie die alten Griechen bestrebt waren, die musische und gymnastische Bildung in der harmonischen Erziehung zu einer wirksamen Einheit zu verknüpfen. Sie weist nur den einen Mangel auf, daß sie diese Wohltat den Kindern der herrschenden Klassen allein zuteil werden ließ, während die Gegenwart bestrebt ist, diesen Vorteil einem möglichst großen Teil der Bevölkerung zukommen zu lassen.

Der Lehrer der Somatologie und Schulhygiene am Landes-Lehrerseminar in St. Pölten Dr. med. Klaus hat eine lehrreiche Studie „Zur Hygiene der Internate" geschrieben. Und Prof. J. Boberski vom ruth. akad. St.-G. in Lemberg hat eine Abhandlung über Jugendspiele im Umfang von 33 SS. veröffentlicht (vgl. Dir. Hergel 1896, Prof. Dr. Hofer 1900 usw.).

Infolge der oben angeführten hohen Erlässe sind die Berichte über „die Maßnahmen zur Förderung der körperlichen Ausbildung" wohl gründlicher als in früheren Jahren ausgefallen, nicht aber auch praktischer und wertvoller. Nur die K.-R. in Triest bringt überhaupt keinen Bericht und das I. St.-G. in Graz hat keine Jugendspiele gepflegt. Dagegen ist eine auffallende Besserung in der Berichterstattung an den galizischen Mittelschulen zu verzeichnen, so besonders an dem St.-G. in Brzezany, an der St.-R. in Tarnopol mit guter Tabelle über die verschiedenen Leibesübungen, dann am St.-G. in Neu-Sandez über die durchgeführten Ausflüge.

---

[1]) Müßte doch dabei berücksichtigt werden, was in dieser Richtun[g] die Philantropinisten, die Pestalozzianer, die Herbartianer, namentli[ch] Tuiskon Ziller, K. V. Stoy, dann Lazarus und andere gesagt haben.

Auffallend viele Mittelschulen bringen tabellarische Zusammenstellungen über die gepflegten Leibesübungen, aber ohne die Summen zu ziehen! Das ist der Fall an der L.-R. in Göding, am III. St.-G. in Graz, am b. St.-R.-G. in Klattau, an den St.-G. in Kremsmünster, Melk und Seitenstetten, an der L.-R. in Sternberg, am L.-R.-G. in Stockerau, sowie an den St.-R. im IV. und XV. Bezirke und an der Privat-R. im III. Bezirke Wiens. — Wenn in derselben Rubrik Schwimmen oder Baden aufgenommen erscheint (St.-G. in Salzburg), so ist eine solche Statistik nicht verwertbar. — Die fünf Tabellen der d. St.-R. in Olmütz könnten besser in einer einzigen zusammengezogen werden. — Den merkwürdigsten Eindruck macht jedoch die Tabelle des L.-U.- und K.-O.-G. in Mährisch-Neustadt, das die perzentuelle Beteiligung an jeder Klasse anführt, das Endresultat aber nicht sucht. Das sind lauter Umstände, die eine vergleichende Studie über das, was wirklich in Österreich für die körperliche Bildung der Mittelschüler geschieht, außerordentlich erschweren.

Einen höchst unangenehmen Eindruck macht der Jahresbericht des St.-G. in Feldkirch in seiner äußeren Form, weil er auf dem denkbar schlechtesten Papier gedruckt ist. Das ist umso peinlicher, als wir doch mit Deutschland im Programmaustausch stehen.

Der Schulbücherverlag brachte zwei ausgezeichnete Büchlein von Prof. Dr. L. Burgerstein, betreffend „Gesundheitsregeln für Schüler und Schülerinnen", dann „Zur häuslichen Gesundheitspflege der Schuljugend", welche von den meisten österr. Schulen propagiert, aber nicht in allen Berichten erwähnt wurden.

Das grundlegende Werk über „Schulhygiene" von Prof. Dr. L. Burgerstein und Dr. A. Netolitzky schmückt bald jede Bücherei an den österr. Mittelschulen. In einigen wenigen Fällen ist auch das Interesse für einschlägige Fachzeitschriften zu finden, wie für „Körper und Geist", „Monatsschrift für das Turnwesen", „Monatsschrift für Gesundheitspflege", „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" und „Deutsche Turnzeitung". Mit besonderer Freude muß hier jeder Einsichtige die Gründung der „Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung" begrüßen, die wir der Energie zweier verdienter Männer, dem Prof. Dr. L. Burgerstein und Dr. V. Pimmer zu verdanken haben, welch letzterer sich schon als geschickter Leiter der Jahresberichte für den Verein zur Pflege der Jugendspiele in Wien bewährt hat. Namentlich aber die Mitwirkung des Ersteren, der auf dem Gebiete der Schulhygiene einen wohlbegründeten Ruf genießt, bürgt dafür, daß diese Zeitschrift alles, was die körperliche Rüstigkeit unserer Studierenden heben kann, vorurteilsfrei fördern wird. Möge dieser Zeitschrift ein günstigeres Schicksal als den bisherigen ähnlichen Versuchen anderer Männer beschieden sein! Die beiden bis jetzt erschienenen ersten Hefte lassen das Beste erwarten.

Aus den Jahresberichten ist ferner ein starker Einfluß des „I. Internationalen Kongresses für Schulhygiene" auf die Entwicklung aller gesundheitlichen Einrichtungen an den österr. Mittelschulen zu erkennen. Namentlich kann die Fürsorge um den Zustand der Zähne nahezu eine allgemeine genannt werden. Aber auch Nase, Ohren, Augen,

Langenkraft, Gewicht und allgemeiner Gesundheitszustand wurden ärztlich in regelmäßigen Zeitabschnitten untersucht und die Beobachtungen veröffentlicht, wobei die Ärzte ihr Wissen zumeist unentgeltlich der Schule zur Verfügung stellten. In einzelnen Fällen trägt die Schülerlade die Kosten, in anderen Fällen bestehende Stiftungen. Es scheint aber, daß jene Forderungen dauernd nur von „honorierten Schulärzten" werden verlangt werden können. Das I. b. St.-G. in Brünn wendet der Schulgesundheitspflege eine besondere Aufmerksamkeit zu, es stehen dort 101 Fachschriften im Werte von 326 *K* dem Lehrkörper zur Verfügung. Diese Bücherei verwaltet der dortige nach allen Richtungen eifrige Turnlehrer Josef Karásek. Am K.-G. in Gmunden unterwies der Turnlehrer Josef Potschka die Schüler „in der ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen über richtige Körperhaltung, über das richtige Atmen (das mehr und mehr berücksichtigt wird) und über Zahnpflege". Das ist ein Beispiel dafür, wie intensiv ein moderner Turnlehrer zu wirken imstande ist, wenn er in die Lage versetzt wird, seine Wirksamkeit einer einzigen Anstalt widmen zu können.

Die turnerischen „Handstoßübungen" (Freiübungen) sind am L.-R.-G. in Klosterneuburg in den kürzeren Pausen vorgenommen worden. Die Durchführung dieser Übungen ist ursprünglich für die zweite Hälfte der wissenschaftlichen Unterrichtsstunde gedacht, sobald der Lehrer an den Schülern eine besondere Abspannung bemerkt. Die erhofften Erfolge sind aber nicht eingetroffen und eine schablonenhafte Anwendung schadet mehr als sie nützen kann. Die Erholungspausen verbringen die Schüler am wirksamsten außerhalb des Lehrzimmers und möglichst im Freien.

Das geschieht den Berichten zufolge auch an den meisten Anstalten und wird geradezu mit Vergnügen verzeichnet, wie aus vielen Äußerungen hervorgeht. Am Albrecht-G. in Teschen z. B. wurde das Respirium nur an 18 Tagen nicht im Freien abgehalten, obwohl Schlesien ziemlich rauhe Winter hat. Aber selbst an kalten Wintertagen tummelten sich die Schüler während des Respiriums im Hofe. Das ist entschieden zu billigen; es dient zur Abhärtung und kräftigt bei Einhaltung der notwendigen Vorsichtsmaßregeln die Gesundheit. Ebenso wurde fast jedes Respirium am St.-G. im XIII. und im XIX. Bezirke Wiens im Freien zugebracht, wo diese Einrichtung „geradezu als Wohltat empfunden worden ist".

An mehreren Anstalten besteht der gute Brauch, den neu eingetretenen Schülern ein Exemplar der Gesundheitsregeln einzuhändigen. Noch wichtiger ist aber eine Assentierung der Neueingetretenen, wie sie am K.-O.-R.-G. in Tetschen üblich ist. Diese ergab ganz erstaunliche Resultate: Der Bericht verzeichnet unter 62 Schülern 9 Fälle mit Anämie stärkeren und leichteren Grades unter notwendiger ärztlicher Behandlung, dann krankhafte Zustände der Augen in 2 Fällen, der Ohren in 2, der Lunge und des Herzens in je einem Falle, der Zähne bei den allermeisten Schülern; 11 Schüler weisen Rückgratsverkrümmungen auf (am St.-G. in Weidenau 15), in 11 Fällen war das Gehörvermögen teils einseitig, teils beidseitig herabgesetzt. Derartige Unter-

suchungen der Kinder beim Eintritt in die Mittelschule lassen bestehende oder beginnende Übel rechtzeitig erkennen, die verhältnismäßig leicht behoben werden können und die Kinder im Studium nicht aufhalten. Werden sie aber nicht beachtet, dann verschlimmern sie sich von Jahr zu Jahr, erschweren das Studium, oder machen es sonst talentierten Schülern ganz unmöglich, wie man solche Erscheinungen überall in den oberen Klassen leider nur allzu oft beobachten kann.

Dieselbe Anstalt bringt auch vortreffliche Bemerkungen zur Verhütung der Tuberkulose in Schule und Haus. Diese furchtbare Krankheit ist heilbar, und das umso eher, je früher sie erkannt und ärztlicher Behandlung zugeführt wird. Dort wird betont, was alles für den Studenten ungesund ist, was empfehlenswert und was zu meiden ist, dann die Anzeichen beginnender Erkrankung und die Ansteckungsmöglichkeit sowie deren Verhütung. Das sollte von allen Anstalten und in jedem Jahre abgedruckt werden.

An diesen wenigen Beispielen ist doch schon der mächtige Einfluß der Schulhygiene zu erkennen, der sich auch auf die Gebäudehygiene erstreckt. Bei Neubauten können leicht alle Errungenschaften der modernen Gesundheitspflege verwertet werden. Tatsächlich aber kommen sie leider nicht überall zur Anwendung. So ist doch ein Bauplatz von 2410 m^2 für den in Aussicht genommenen Neubau der St.-R. in Pilsen viel zu klein. Dasselbe gilt von dem Neubau der St.-R. im V. Bezirke Wiens, der nur 2110 m^2 umfaßt und infolgedessen einen Hofraum von nur 650 m^2 erübrigte für eine Anstalt mit durchschnittlich 500 Schülern jährlich. Im Respirium hat dann ein Schüler 1·3 m^2 zur Verfügung, daß er sich eben gerade noch umdrehen kann, während ihm 4 m^2 gebühren. Das ist freilich nur mit großen Opfern zu beschaffen, die lieber heute statt morgen aufzubringen sich aus gesundheitlichen Rücksichten dringend empfiehlt.

Manche Schulverwaltungen sind in dieser Beziehung weitsichtig und sorgen für die Zukunft vor. Das ist ganz besonders am Kaiser Franz Joseph-St.-G. in Saaz der Fall gewesen, dessen Baufläche 8126 m^2 umfaßt. Das Gebäude bedeckt 1541 m^2, so daß ein Hofraum von 6584 m^2 erübrigt wurde, der aber leider durch die Anlage von Vorgärten (vergl. auch Karl Ludwig-St.-G. im XII. Bezirke Wiens) und Gemüsegärten auf 2203 m^2 zugestutzt, gerade für die Pflege der schönsten Spiele, wie des deutschen Schlagballs, des Fuß- und Schleuderballs, unzureichend ist. Dieser Mangel wird freilich vorläufig durch die der Benützung noch zugänglichen, an die Anstalt angrenzenden Spielplätze aufgehoben. Sollten diese auch in der Zukunft diesem Zwecke erhalten werden, dann können die Saazer Verhältnisse mit vollem Fug und Recht als für jeden künftigen Neubau als Vorbild dienen. Das gilt von der Anlage in ihrer Gesamtheit wie in ihren Teilen: den Klassenzimmern, Kleiderablagen, Räumen für den Unterricht in der Physik, Naturgeschichte, Zeichnen, für den Exhortensaal, die Bibliothek, den notwendigen Wohnungen. Die Räume für den Turnunterricht sind geradezu ideal zu nennen, weil die Schüler zuerst in die Garderobe kommen, wohin die Türe des Kabinetts

für den Turnlehrer mündet, dann folgt der Geräteraum und Turnsaal mit den stattlichen Maßen von 20 *m* Länge, 10 *m* Breite und 7 *m* Höhe (6 *m* wäre schon ausreichend). Ähnliche Verhältnisse bestehen auch in den Turnräumen des früher erwähnten Neubaues im V. Bezirke Wiens. Der Sommerturnplatz am Saazer St.-G. ist von einer Lindenbaumallee umgeben. Das Gebäude besitzt eine Niederdruck-Luftheizung; die Wohnungen werden durch Öfen erwärmt, und die des Direktors mündet in eine nach Süden offene Terrasse. Von der Ferne gesehen gleicht das mächtige Gebäude einem Schlosse im Geschmacke des XVIII. Jahrhunderts mit den Formen des Barockstils, dessen Pläne den Architekten Ernst Schäfer in Reichenberg zum Verfasser haben.

Über diesen Neubau liegen im Jahresberichte genügend ausführliche Pläne vor, so daß der Leser eine deutliche Vorstellung von dem ganzen Bau gewinnt. Das ist aber unmöglich, sobald unzureichende Pläne (z. B. ohne Grundriß) oder wenn überhaupt kein Plan vorhanden ist, wie im Programm des d. St.-G. in Budweis, des Rudolfs-G. in Friedek. Im K.-G. in Lundenburg ist ein viel zu kleiner Turnsaal eingebaut (15·3 × 10 *m*) und in der St.-R. in Dornbirn ist überhaupt kein Turnsaal angelegt worden. Die Benützung aber eines fremden Lokals für den obligaten Turnunterricht muß ihn aufs empfindlichste schädigen, wie solche Erfahrungen in Österreich schon vielfach gemacht worden sind. Ein solcher Fehler ist 20 Jahre hindurch vermieden worden, um 1904 wieder gemacht zu werden!

Es sind weiters bereits 15 Anstalten bemüht, die körperliche Entwicklung durch Messungen genauer, als es durch das Augenmaß möglich ist, festzustellen. Sie beziehen sich auf Größe, Gewicht, Kraft der Beine und Arme und namentlich der Lunge, die gerade für den genannten Organismus, für die Haltung wie für die Festigung der Gesundheit überhaupt von der größten Wichtigkeit sind. Es liegt nun in der Natur dieser Messungen, daß sie große Mühe und sehr viel Arbeit verursachen. Dazu kommt noch, daß sie wissenschaftlichen Wert nur dann besitzen, wenn sie mit der notwendigen Genauigkeit und Verläßlichkeit ausgeführt werden. Darum ist es wünschenswert, daß die Art der Messungen jedesmal kurz geschildert wurde. Manche Anstalten messen ihre Schüler zu Beginn des Schuljahres, dann noch am Ende des ersten und am Ende des zweiten Halbjahres (an den b. St.-R. in Kuttenberg, Laun und Nachod). Das ist eine ganz unnütze Überbürdung der mit diesen Messungen betrauten Lehrkräfte, während eine einmalige Messung des Studierenden an dessen Geburtstag am wertvollsten ist und vollkommen genügt. Fällt dieser auf einen Sonn- und Feiertag oder in die Ferien, dann ist der Schüler an einem Tage zu messen, der einen möglichst kleinen Fehler involviert. Für die Statistik haben nur ganze Jahre wert, nicht aber Bruchteile, die sich eben dann ergeben, wenn die Schüler nicht an ihrem Geburtstage gemessen werden. Die klassenweise Zusammenstellung hat gar keinen Wert, weil sich in physiologischer Richtung keine Klassenziele aufstellen lassen, wohl aber kann man verlangen, daß einem Alter von x Jahren eine Lungenkraft von a *cm* entspricht.

Mit diesen Messungen sind zum größten Teil die Turnlehrer beschäftigt. Sie lernen die Schüler dadurch noch genauer kennen, entdecken mancherlei Übel, die, rechtzeitig erkannt, leicht behoben werden können, wie das vom K.-G. in Gmunden bereits gemeldet wurde. Diese sehr nützliche Mehrleistung des Turnlehrers sollte aber auch anerkannt und zur Verbesserung seiner Stellung Anlaß geben. Das ließe sich leicht bei solchen definitiven Turnlehrern durchsetzen, welche auch im wissenschaftlichen Unterricht der unteren Klassen erfolgreich verwendet werden können, also mindestens eine Mittelschule absolviert haben. In der Verwertung und Nutzbarmachung solcher Lehrkräfte steht Mähren obenan, welche Einrichtung sich bis jetzt vollkommen bewährt hat an den L.-R. in Gewitsch, Göding, Römerstadt, Sternberg, Znaim, Neustadt, Leipnik, Groß-Meseritsch. Aber auch außerhalb Mährens ist dieser Brauch anzutreffen, so am b. St.-G. in Pilsen, an der b. K.-R. in Nachod und St.-G. in Königgrätz, am L.-Lehrer-Seminar in Wiener-Neustadt, dann am K.-G. in Gmunden. Wenn eine solche Lehrkraft mit Erfolg die Schüler körperlich und geistig vorwärts bringt, dann ist nicht einzusehen, warum er beständig in der X. Rangsklasse, wie in einer Verbannung, sitzen bleiben muß. Arbeitsleistung und Gehalt befinden sich dabei in einem Gegensatz, der auf die Dauer unhaltbar wird.

Zur Erhöhung des Ansehens des Gegenstandes trägt es entschieden bei, wenn manche der Herren Direktoren sich nicht scheuen, Turnunterricht zu erteilen; das hat früher Dir. Dr. Hergel getan, nun haben sich Dir. Dr. A. Kirschnek in Gablonz (2 St.) und Dir. H. Wehr in Knittelfeld (4 St.) dieser mühevollen Arbeit unterzogen, sowie es für den leider vielfach unterschätzten Gesangsunterricht von dem größten Nutzen ist, wenn Professoren oder Direktoren, wie z. B. Dir. Dr. R. Schreiner am St.-G. in Troppau und Dir J. Gallina am d. St.-G. in Ungar.-Hradisch diesen Unterricht erteilen.

Leider sind auch Erscheinungen an den Mittelschulen zu verzeichnen, welche das Ansehen der Person und des Gegenstandes schädigen können. So wird z. B. Prof. Brunner (L. Gr. T.) vom St.-G. in Feldkirch an der „Stella Matutina" daselbst als Lehrer des obligaten Turnens nicht im Lehrkörper angeführt, sondern erst auf S. 46 des Jahresberichtes genannt. Dasselbe kommt nur noch am St.-G. in Hall und am St.-G. in Brixen vor, wo die beiden Vorturner, nicht aber der Turnlehrer genannt ist! Der gleiche Fall kommt am II. St.-G. in Lemberg vor; dann noch an der St.-R. in Olmütz, trotz „sehr guten Turnbetriebes"; weiters am St.-G. in Villach, wo die Einführung des obligaten Turnens „als stärkste hygienische Förderung" verzeichnet wird, endlich noch an der p. St.-R. in Tarnow.

Mit Ende des Schuljahres 1903/04 war das seltene Ereignis zu verzeichnen, daß ein Fachturnlehrer nach einer außerordentlich segensreichen Wirksamkeit die Pensionierung erlebt hat; das betrifft den Prof. Karl Schneck vom L.-R.-G. in St. Pölten, der für seine Verdienste auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens in Niederösterreich das goldene Verdienstkreuz mit der Krone 1892 erhalten hat. Die Stadt

St. Pölten ehrte ihn durch Ernennung zum Ehrenbürger. Prof. Schneck gehörte dem Lehrkörper des L.-R.-G. seit 1873 ununterbrochen an und der Jahresbericht enthält eine Charakteristik seiner Lehrtätigkeit, wie sie ehrender nicht gedacht werden kann.

Was nun die aktiven Mittel zur körperlichen Ausbildung der Studierenden anbelangt, so kommt vor allem das Turnen in Betracht, das als wichtigster Faktor der praktischen Gesundheitspflege in den Vordergrund zu stellen ist. Seit der gesetzlichen Regelung des Turnens an den Realschulen durch die Landtage ist das Turnen nur an den beiden Realschulen in Triest noch nicht obligat. Mittlerweile wurde dieser Gegenstand an neun Gymnasien für die Schüler verbindlich gemacht, somit besteht diese Einrichtung an 126 Realschulen und 59 Gymnasien. Es bleiben daher 170 Gymnasien mit fakultativem Turnunterricht, genau aber nur 163, weil an sieben Gymnasien dieser Gegenstand noch immer nicht gelehrt wird, und zwar am b. St.-G. in Časlau mit 250 Schülern, am b. St.-G. in Deutschbrod mit 223, am s.-kr. St.-G. in Cattaro mit 157, am b. St.-R.-G. in Klattau mit 318, am Stifts-G. in St. Paul mit 183 (wegen Erkrankung des dortigen Turnlehrers), am Privat-G. in Trient mit 200 und am s.-kr. St.-G. in Zara mit 281 Schülern; das gibt also 1612 Schüler ohne geregelte körperliche Ausbildung.

An den Anstalten mit obligatem Turnen übersteigt die Zahl der Befreiten an manchen Orten den gewöhnlichen Durchschnitt von 10%. So sind am St.-G. in Freistadt Ob.-Ö. 28% befreit, was wohl nur den unnötigen Zusammenziehungen zuzuschreiben ist. An der Privat-R. im XV. Bezirke Wiens sind 16% befreit, an der III. d. St.-R. in Prag 15%, am St.-G. zu Ried in Ob.-Ö. 14% der Schülerzahl. Im ganzen gibt es 12 solcher Anstalten. Eine hervorragende Besserung ist am St.-G. in Linz eingetreten, dessen Befreiungen von 30% im Jahre 1901 nach vier Jahren auf 11% zurückgegangen sind.

Eine sonderbare Erscheinung ist am b. K.-G. in Mährisch-Ostrau zu verzeichnen, wo infolge der Umgestaltung das Turnen nur für die IV. Klasse obligat erscheint.

An vielen Anstalten mit fakultativem Turnen zeigt sich ein sehr erfreulicher Turneifer. So turnen an den G. zu Bochnia und Braunau je 57%, in Bregenz 65%, in Brody 95%, am II. St.-G. in Czernowitz 60%, am fürstbischöflichen G. in Graz 70%, am r. St.-G. in Kolomea 62% usw. Das sind treffliche Vorbedingungen für die allmähliche verbindliche Einführung des Turnens. Wenn nun der Bericht des O.-R.-G. in Tetschen sagt: „Das Turnen kann nicht obligat sein wegen der großen Zahl auswärtiger Schüler“, so kann dies nicht als triftiger Grund gelten; man ändere die Stundeneinteilung!

Dann kommen aber Gymnasien vor, an denen das Turnen ein äußerst kümmerliches Dasein fristet. So besuchen am Privat-G. in Bozen nur 10% der Schüler das Turnen, am s.-kr. St.-G. in Ragusa nur 15%, an den St.-G. in Görz und Königgrätz nur 6% (!). Im Jahresbericht dieser Anstalt heißt es S. 21: „Da der Turnunterricht einen relati[illegible] Unterrichtsgegenstand bildet, der nur von einer ganz ge[illegible]

zahl besucht wird, so wurde für die körperliche Ausbildung der Studierenden hauptsächlich durch die Abhaltung von Jugendspielen gesorgt", die an 31 Tagen stattfanden. Da jedoch über die Beteiligung an diesen weiter nichts enthalten ist, so ist nach den bisherigen Erfahrungen auch eine dem Turnen ähnliche Frequenz anzunehmen. Infolgedessen stehen hier Wort und Tat in direktem Gegensatz, welcher Zustand auch noch an einigen anderen Anstalten beobachtet werden kann. Die Frequenz im Turnen am St.-G. in Innsbruck leidet unter dem Umstand, daß die betreffenden Turner auf drei (!) verschiedene Lokale verteilt werden müssen. Aus den oberen Klassen des b. St.-G. in Königgrätz und des St.-G. im VI. Bezirke Wiens besucht kein einziger Schüler das Turnen. Von den Triester Mittelschulen weist das d. St.-G. die geringste Zahl Turner auf (14%); am b. St.-G. in Walachisch-Meseritsch turnen 9%, aus der III. Klasse und dem ganzen Obergymnasium besucht kein Schüler das Turnen; am b. St.-R.-G. in Prag turnen 11%, dafür aber umfaßt der „Bericht" zwei volle Seiten! Ein solcher Gegensatz ist auch in Krakau zu konstatieren. Dort turnen am II. St.-G. 27% der Schüler, der „Bericht" aber umfaßt fünf Seiten, während am III. St.-G. daselbst das Turnen obligat ist und der „Bericht" sich dafür nur auf acht Zeilen beschränkt (!). Das IV. p. St.-G. in Lemberg mit obligatem Turnen bringt überhaupt keinen „Bericht", was auch vom V. und VI. p. St.-G. daselbst mit einer Turnfrequenz von nur 18% zu melden ist. Das sind Mängel, welche im Zusammenhalt mit den sieben Anstalten, an denen kein Turnunterricht besteht, das Gesamtbild über die körperliche Ausbildung der Schüler trüben.

An den Anstalten mit ordentlichem Turnbetrieb nimmt das Turnen im Freien (Freilichtturnerei) in erfreulicher Weise zu. Wenn die Meldungen hierüber auch nur 21 Mittelschulen umfassen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß es tatsächlich viel mehr sind, die den Unterricht bei günstiger Witterung ins Freie verlegen. Vorbedingung hiefür ist ein geeigneter Platz. Der kommt nun bei älteren Anstalten selten vor, während gegenwärtig die Unterrichtsverwaltung von vornherein bestrebt ist, jeder Schule einen möglichst großen Hofraum zu sichern. Aber nicht nur viele Turnstunden wurden so im Freien abgehalten, sondern auch andere Gegenstände, wie Botanik, Mineralogie, Geographie, Astronomie und Zeichnen; die St.-R. in Steyr verzeichnet 20 solcher Unterrichtsstunden. Mit der Verlegung des Turnens ins Freie hält die Pflege der volkstümlichen Übungen gleichen Schritt. Wenn auch an manchen Schulen im Freien zum Teil selbst an feststehenden Geräten geturnt wurde, so kam man doch bald zu der Überzeugung, daß das gewöhnliche Geräteturnen sich besser im geschlossenen Raum abwickelt, während im Freien auf jene Übungen das Hauptgewicht zu legen ist, die überhaupt nur in einem größeren Raum stattfinden können. Hieher gehören die meisten Wurfübungen mit Ger, Speer, Diskus und Kugel, sowie manche Sprung- und Laufarten. Das sind durchaus Übungen, denen eine gesunde Jugend von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage das größte Interesse entgegengebracht hat, und die sie stets gerne mit Lust und Liebe betreibt. Darum zeigt es von einer gesunden Entwicklung des österreichischen

Schulturnens, wenn die Pflege dieser Übungen in steter Zunahme begriffen ist. Das Diskuswerfen z. B. wird schon von sechs Anstalten, das Stabspringen von 14, das Armbrustschießen von fünf Anstalten gemeldet. Solche Übungen fesseln Jung und Alt mehr, als die an den künstlichen Geräten, welche mehr der Erzieher in geklärter Kenntnis von Ursache, Wirkung und zu erstrebendem Ziel zu würdigen vermag. Daher eignen sich jene für ein Schauturnen mehr als diese. Trotzdem hatten die wohlgelungenen öffentlichen Vorführungen am St.-G. in Brixen, am K.-G. in Gmunden und namentlich das am St.-G. in Znaim nur das Gepräge der bis jetzt üblichen Verführungen in Turnvereinen.

Zur Förderung der turnerischen Fertigkeit war an sieben Anstalten das Kürturnen eingerichtet und besonders an der II. d. St.-R. in Prag auf Grund des Erlasses des Ministers für Kultus und Unterricht vom 14. Mai 1903, Z. 11.688, mit dem Auftrage der Anwendung größter hygienischer Vorsicht; am St.-G. in Aussig wurden 15, am K.-G. in Gablonz 43 solcher Turnstunden abgehalten.

In Bezug auf die Lehrmittel verfügte das Unterrichtsministerium die peinlichste Genauigkeit in der Herstellung des Klettergerüstes, um möglichen Unfällen vorzubeugen. Deshalb ist es durchaus zu billigen, wenn die hölzernen Kletterstangen durch eiserne ersetzt werden, wie das an der d. St.-R. in Brünn geschehen ist. Umso sonderbarer klingt es, wenn dieselbe Anstalt zur selben Zeit eine hölzerne Reckstange ankauft.

Dem Turnen zunächst kommen für die Erziehung die Jugendspiele in Betracht; doch ist es wegen der zum größten Teil unzureichenden „Berichte“ nicht möglich, zu einem klaren Urteil zu gelangen, es wäre denn zu einem minder günstigen im ganzen, unterbrochen durch manche erfreuliche Erscheinungen lokaler Natur. Denn nur 82 von 357 Mittelschulen, d. i. also kaum der vierte Teil, verzeichnen 1521 Spieltage. 10 Anstalten bringen nur eine allgemeine Bemerkung, von denen aber feststeht, daß sie intensiv spielen; d. i. z. B. bei den Internaten selbstverständlich. Aber die Mittelschüler in Krakau spielen dort im Jordanpark dreimal wöchentlich. Vom St. Anna-G. daselbst beteiligten sich 490 Schüler (70%) daran, was für Krakau einen gewaltigen Fortschritt bedeutet. Diese Schüler sowie jene von 36 anderen Anstalten sind in der glücklichen Lage gleichzeitig zu spielen, während die übrigen nur abteilungsweise zugelassen werden können. Wenn daher das II. d. St.-G. in Brünn meldet, daß, nachdem sämtliche Nachmittage vom obligaten Unterricht freigemacht worden sind, die 21 Spieltage des Vorjahres auf 47 im behandelten Zeitraum stieg, dann liegt darin eine sehr beträchtliche Förderung der körperlichen Ausbildung der Schüler. Diese Anstalt wurde nur übertroffen von der d. L.-R. in Leipnik mit 61 und vom St.-G. in Kaaden mit 67 Spieltagen. Da jedoch an jener Anstalt jede Klasse für sich, an dieser Anstalt die Schüler in zwei Gruppen an gesonderten Tagen spielen, dürfte in der nach Stunden geleisteten Arbeit dennoch Brünn die erste Stelle behaupten.

Erscheinen nun sämtliche Klassen gleichzeitig auf dem Spielplane, dann treten an den Spielleiter, der gewöhnlich der Turnlehrer ist, bedeutende organisatorische Aufgaben heran, die in den allermeisten Fällen zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst wurden; in Troppau werden sie vom Prof. J. Tisch seit 1891 in geradezu vorbildlicher Art ausgeführt. Daselbst bilden die Realschüler mit den Obergymnasiasten 22 Spielgruppen zu je 15 bis 20 Teilnehmern, denen je ein Spielordner vorsteht. Vor den Spielen versammeln sich die Schüler bei dem Schulgebäude, marschieren geordnet in den $^1/_2$ Stunde entfernten Stadtpark, wo sie sich auf die ihnen zugewiesenen Spielplätze begeben und auf ein gegebenes Zeichen mit den Spielen beginnen. $1^1/_2$ bis 2 Stunden werden daselbst drei bis vier Spiele, darunter auch Diskuswerfen als Weit- und Zielwurf, in antiker und moderner Form, dann Speerwerfen (als Kern- und Bogenwurf auf die Scheibe), durchgenommen, deren Wechsel stets auf ein gegebenes Hornsignal erfolgt. Der Rückmarsch geht wieder geschlossen vor sich. An jedem Spieltag (Mittwoch und Samstag) sind stets mehrere Mitglieder des Lehrkörpers anwesend und zahlreiche Zuschauer ergötzen sich an dem frisch-fröhlichen Treiben der Jugend. Ein solcher Spieltag ist zugleich ein Festtag für Schule und Bürgerschaft. Um einen glatten Verlauf zu erzielen, beginnt Prof. T. schon in der rauhen Jahreszeit die aus den oberen Klassen entnommenen Spielführer in besonderen Stunden für ihr wichtiges Amt vorzubereiten. Die geschickte Durchführung dieser Aufgabe verbürgt den Erfolg. In Troppau sind auch alle Voraussetzungen dafür vorhanden: Raum, Zeit, dann genügendes Auskommen und Lehrgeschick des Spielleiters, da Prof. T. als Turnlehrer in der IX. Rangsklasse angestellt ist, ein Vorzug, den nur noch die Turnlehrer des Landes Niederösterreich genießen, während die übrigen Fachkollegen mit schweren Existenzsorgen zu kämpfen haben und sich infolgedessen unbesoldeter Tätigkeit nur in den seltensten Fällen hingeben können.

Weil den Jugendspielen, namentlich den Parteispielen, ein hoher erziehlicher Wert innewohnt, ist es dringend wünschenswert, daß der Jugend ausreichende Plätze zur Verfügung gestellt werden, wo sie nicht nur unter Aufsicht, sondern auch unter eigener Leitung jederzeit ihre überschüssige Kraft in einem geregelten Kampfspiel messen kann, wie es noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall war, da brachliegende Flächen und Bevölkerungsdichte in den Kulturzentren noch nicht in dem schreienden Mißverhältnis von heute standen. Zu dieser in erziehlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung wichtigen Erkenntnis sind erst 23 Gemeinden gelangt. Die Tennisspieler haben es besser, da sie bereits an 35 Orten (welche Zahl gewiß nicht erschöpfend ist) imstande waren, geeignete Plätze zu erzielen; 15 Anstalten zählen zusammen 856 Tennisspieler, die meisten das Schotten-G. in Wien (123).

Von den übrigen, die körperliche Ausbildung fördernden Übungen zählt der Eislauf die meisten Anhänger, sowie auch das Eisschießen in Oberösterreich, das Schlittenfahren und Rodeln (7 Anstalten) in manchen Gegenden gepflegt wird. Auffallend ist auch die Zunahme der Skiläufer; auf 33 Anstalten entfallen 827 Läufer, die L.-R. in Römerstadt allein zählt 142 (65% der Schülerzahl).

In erfreulicher Weise wächst auch der Wandertrieb der Schüler, doch bringen nur 139 Mittelschulen bestimmte Daten. Sie verzeichnen 2336 Ausflüge, darunter 132 ganztägige, ein Ausflug war auf $1^1/_2$, vier auf 2 und drei auf je 3 Tage berechnet, während die übrigen halbtägige Wanderungen ohne bestimmten oder zu unterrichtlichen Zwecken unternommen worden sind. In auffallender Weise ragen hier die b. St.-Realschulen hervor, da in Rakonic 86, in Budweis 61, in Prag 51, in Königgrätz 46 Ausflüge verzeichnet erscheinen.

Somit hat also das Radfahren den Wandertrieb durchaus nicht beeinträchtigt, wie früher befürchtet wurde, trotzdem die Zahl der radfahrenden Mittelschüler bereits auf 13.334 gestiegen ist. Und diese werden von 159 Anstalten gemeldet; diese Beteiligung übersteigt daher die an den Jugendspielen um ein Bedeutendes, ohne erschöpfend zu sein. Dabei dient das Fahrrad vielen auswärts wohnenden Schülern als Verkehrsmittel, sowie radfahrkundige Professoren bereits mehrere Ausflüge mit Schülern auf dem flinken Zweirade unternommen haben. So haben die Herren Dir. Stitz vom Maximilian-G. in Wien, Prof. Nowak vom St.-G. in Brüx und Prof. Sedláček vom b. St.-G. in Olmütz Ausflüge zu Rad mit Schülern unternommen. Wenn man noch bedenkt, daß dieses Verkehrsmittel auch von vielen Arbeitern wie von Bauern und Handwerkern benützt wird, wovon man in Stadt und Land sich täglich überzeugen kann, dann muß man gestehen, daß der Sport hier etwas sehr Gutes geschaffen hat.

Die günstigste Wanderzeit ist selbstverständlich die Ferienzeit. Die Ferialreisen werden auch dankbarst unterstützt vom Verein der deutschen und čechischen Studentenherbergen in den böhmischen Randgebirgen sowie von dem deutschen und österreichischen Alpenverein. Im Schuljahr 1903/04 verzeichnen 38 Anstalten 1731 solcher Wanderer, die Reisen von fünf Tagen bis vier Wochen ausgeführt haben, eine Beteiligung, die wohl seit mehreren Jahren stationär bleibt.

Die schönste aller Leibesübungen ist aber das Schwimmen und es sollte von der Unterrichtsbehörde dahin gestrebt werden, daß jedes die Volksschule verlassende Kind auch des Schwimmens kundig sei; dann könnte ein Ungebildeter, so wie im alten Hellas, auch bei uns als ein solcher bezeichnet werden, der weder „Lesen noch Schwimmen kann". Der gute Wille zur Förderung dieser Leibesübung scheint übrigens vorhanden zu sein. Denn an manchen Schulen, wie an der d. St.-R. in Brünn seit 1898, neuerdings auch an der Franz Josephs-R. in Wien, am L.-Lehrer-Seminar in St. Pölten und an der L.-R. in Sternberg wurden auch erfolgreiche Versuche mit dem Unterricht im Trockenschwimmen gemacht, welches durch die Möglichkeit des Massenunterrichtes günstigere Erfolge und solche in kürzerer Zeit als nach der alten Methode erzielt. Doch scheint hier eine ähnliche Erscheinung wie bei den Freispielen aufzutreten; sie gedeihen, wo die Plätze hiefür vorhanden sind. Allerdings kann der Lehrer durch genaue Erklärung und Durchführung der hiebei in Betracht kommenden Einzelbewegungen und Zusammenfassung derselben zu einem Ganzen die Sache außerordentlich fördern. Die wesentlichste Voraussetzung zur Erreichung

des angestrebten Zieles bleiben in Städten Schwimmgelegenheiten mit zunehmender Tiefe von 50 *cm* bis 180 *cm*, die sich auf dem Lande noch leichter als hier bewerkstelligen lassen. Im ganzen dürften nur etwa 60% aller Mittelschüler des Schwimmens kundig sein.

Greifen die erwachsenen Schüler zum Rudern, dann sollte doch hiebei vernünftigerweise die Kenntnis des Schwimmens vorausgesetzt werden. Das ist aber nicht der Fall an der K.-R. in Eger sowie an der St.-R. in Ellbogen, die viel weniger Schwimmer als Ruderer verzeichnen. Die übrigen 18 Anstalten verzeichnen alle mehr Schwimmer als Ruderer, und am St.-G. in Pola schwimmen sämtliche Schüler und die von der IV. Klasse an beteiligen sich auch am Rudern mit Eifer. An mehreren Anstalten stellen die dort befindlichen Ruderklubs Bote und Lehrkräfte in uneigennütziger Weise zur Verfügung.

So geht also an manchen Mittelschulen ein frischer, freudiger Zug durch das gesamte Schulleben. Und wenn die benachbarten Anstalten voneinander lernen und von der gegenseitigen Förderung genaue Kunde geben wollten, dann könnte viel Gutes für unsere studierende Mittelschuljugend geschehen.

Wien. Max Guttmann.

Dr. W. A. Lay und Dr. E. Meumann, Die Experimentelle Pädagogik. Organ der Arbeitsgemeinschaft für experimentelle Pädagogik mit besonderer Berücksichtigung der experimentellen Didaktik und der Erziehung schwachbegabter und abnormer Kinder. I. Band, Heft 1/2. Otto Nemnich, Wiesbaden 1905. 1 Bd. im Abonn. Mk. 6·50.

Der erstgenannte der beiden Herausgeber ist den Lesern dieser Zeitschrift wohl schon als Verfasser einer Experimentellen Didaktik bekannt geworden. Vielfach konnte man beim Erscheinen dieses Werkes mit dem neuartigen Titel hören, daß man sich nicht recht vorstellen könne, wie denn das Experiment in der Didaktik auf einmal eine so große Rolle spielen könne, daß man die ganze Unterrichtslehre nun auf sie aufzubauen wage, es müsse hübsch im Geheimen experimentiert worden sein, weil man davon doch bisher eigentlich herzlich wenig gehört habe. Anderen war zwar das Gruseln davor schon etwas durch die Ziehen-Schillerschen Abhandlungen aus dem Gebiete der psychologisch-physiologischen Pädagogik benommen worden, aber kopfschüttelnd machten sie sich trotzdem an die Lektüre des Layschen Buches. Die Urteile sind, wie bekannt, darüber nicht durchaus zustimmend ausgefallen; war auch gar nicht zu erwarten, da der Titel in der Tat etwas zu prätentiös klingt. Man fand sich ja in die Bezeichnung physiologische oder experimentelle Psychologie, weil hier die auf dem der Psychologie angrenzenden Nachbargebiet der Physiologie längst durchgeführten Experimente *mutatis mutandis* auf das Gebiet der Psychologie übertragen werden konnten; der Name Experimentalphysik hat natürlich von vornherein weniger Anstoß erregt, da die Physik ja die Heimstätte des Experiments ist. Aber auf dem Gebiete der Unterrichtslehre, wo Experimentieren bisher geradezu

als verpönt galt, sollte nun das Experiment den Angelpunkt bilden; das wollte vielen nicht in den Kopf. Sie glaubten schon die Stimme zu hören: Euer Wissen und Eure Weisungen auf dem Gebiete des Unterrichtes sind leeres Gespinst: an die Stelle Eurer dogmatischen, metaphysisch ausgeklügelten und nur mit etwas Psychologie versetzten Didaktik muß eine neue treten — die experimentelle; dieser habt ihr von nun an Eure Richtlinien zu entnehmen. Diesen möchte ich nun raten, die zwei Abhandlungen zu lesen, welche die beiden Herausgeber „zur Einführung“ in die Absichten des neuen Unternehmens geschrieben haben, Meumann, Prof. an der Universität in Zürich, über die Ziele der experimentellen Pädagogik, ihre Stellung innerhalb der allgemeinen Pädagogik und über die Erwartungen, welche die Praxis der Erziehung und des Unterrichts an die Arbeiten der experimentellen Pädagogik knüpfen kann; Lay, Seminarlehrer in Karlsruhe, über deren praktische Seite, indem er ausführt, daß auch vom Standpunkt des Schulunterrichtes, der Hygiene und der Volkswirtschaft eine experimentelle Pädagogik, Lehrstühle für Pädagogik und pädagogisch-psychologische Laboratorien gefordert werden müssen, und des weiteren, daß eine Arbeitsgemeinschaft für experimentelle Pädagogik und eine Zeitschrift als Organ derselben sowohl möglich als auch notwendig sei. An dem Unternehmen sollen sich nicht bloß Schulmänner und Pädagogen, sondern auch Hygieniker, Schulärzte, Philosophen, Theologen und Psychologen beteiligen; in der neuen Zeitschrift soll in fortlaufender Weise über die gesamte Literatur der experimentellen Pädagogik Bericht erstattet werden, in der Hauptsache aber sollen Originalabhandlungen gebracht werden, die auf pädagogischen Experimenten fußen oder pädagogische Experimente mitteilen. Man sieht, daß sich die Herausgeber ein umfangreiches Programm zurecht gelegt haben, und nicht genug daran, sie wollen zu alldem auch Arbeiten aus der experimentellen Psychologie beibringen, soweit diese wenigstens Bedeutung für die Pädagogik haben. Es ist kein Zweifel, daß für das Gesamtgebiet der Pädagogik hieraus ein mannigfacher Nutzen entstehen wird, Klärung und Vertiefung in vielfacher Richtung, wenn ich auch nicht so sanguinisch bin, anzunehmen, daß wir auf einmal alles, was an pädagogischen Aufstellungen auf dem Wege jahrhundertelangen Nachdenkens und Erfahrung demjenigen Platz machen müßte, was die Experimente der Neupädagogen nun zutage fördern werden. Der Mittelweg dürfte auch hier noch der beste sein: man wird die Ergebnisse der experimentelleu Pädagogik mit dem bisher auf induktivem und deduktivem Wege Gefundenen vergleichen und zunächst das als feststehend ansehen, was Nachdenken, Erfahrung und Experiment gleichmäßig ergeben; abweichende Ergebnisse des pädagogischen Experiments aber erst wieder durch die Schulpraxis nachprüfen. So genommen, wird das pädagogische Experiment ein wichtiges Forschungsmittel werden, bestätigend und weitertreibend, aber es wird m. E. nie die Bedeutung gewinnen, die das physikalische oder physiologische Experiment schon jetzt gewonnen hat; dazu ist das Substrat des pädagogischen Experiments ein viel zu subtiles: Wägen und Messen von psychischen Phänomenen bleibt auch nach Herbart und trotz Wundt eine

heikle Sache; und gar erst die Beobachtung einer Gemeinschaft von Kinderseelen in ihren mannigfach sich kreuzenden Äußerungen — welche Mißdeutungen sind da nicht erst möglich! Man hat gerade an den verschiedenen Ergebnissen der Ermüdungsmessungen gesehen, wieviel Vorsicht seitens des praktischen Schulmannes notwendig war, wenn es sich um Verwertung des Gefundenen im Unterrichte handelte, und diese Experimente liegen doch noch zum Teile auf physischem Gebiete. Freilich hatten diese Messungen auch den Nutzen, den ich oben angedeutet habe, daß sie für mancherlei schulhygienische Einrichtungen Bestätigung und für weitere Anregung brachten. Nach diesen Erwägungen komme ich doch zu dem Schlusse, daß der neue Name „Experimentelle Pädagogik" ebenso wie der „Experimentelle Didaktik" zumindesten weit verfrüht ist und jetzt noch viel zu anspruchsvoll, daß wir aber allerdings mit Aufmerksamkeit verfolgen sollten, was uns die neue Zeitschrift über das „pädagogische Experiment" (hätte dieser Titel nicht zugereicht?) weiterhin berichten wird.

Linz. Dr. J. Loos.

Kleiner Gesundheitsspiegel. Ein Lesebuch für Jung und Alt. Von Franz Mohaupt. Tetschen a. d. Elbe, Otto Henckel. 2. verb. Aufl. 1904. 192 SS. Preis geb. 2 K 40 h.

Ref. erinnert sich, bereits die erste Auflage dieses Buches in irgend einer pädagogischen Zeitschrift mit Vergnügen besprochen zu haben. Der „Kleine Gesundheitsspiegel" enthält verschiedenes aus Anatomie, Physiologie, Hygiene und Erster Hilfe. Ref. hat stichprobenweise die neue Auflage durchgesehen: der erzählende Ton und die populäre Darstellung machen die Lektüre anregend und verständlich, es wird also das Buch auch von den älteren Schülern der unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen gerne gelesen werden und sei daher als ein nützliches empfohlen; daß einzelne Stellen in Bezug auf sachlichen Inhalt oder Diktion nicht völlig befriedigen, ist für die Beurteilung der Schrift als Ganzes und die Schätzung ihres praktischen Wertes nebensächlich. Wir wünschen dem Mohauptschen Buche auch deshalb Verbreitung, weil der Verf. einer der wenigen Lehrer ist, welche sich seit langen Jahren fleißig mit Gesundheitslehre und deren Verbreitung beschäftigen.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Lateinischer Vorbereitungsunterricht von Lorenz Engelmann, ehemals Professor am kgl. Wilhelms-Gymnasium in München. Neu bearbeitet von W. Schwarz, Institutsvorsteher in Mannheim. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Bamberg, Buchner (Rudolf Koch) 1905. V und 66 SS. 8°. Preis brosch. 60 Pf.

Vorliegendes Büchlein enthält die Flexion des Nomens sowie die Konjugation von *amare* und *esse*, also nur einen Bruchteil des Stoffes, der dem ersten Jahre des Lateinunterrichtes allgemein zugewiesen wird.

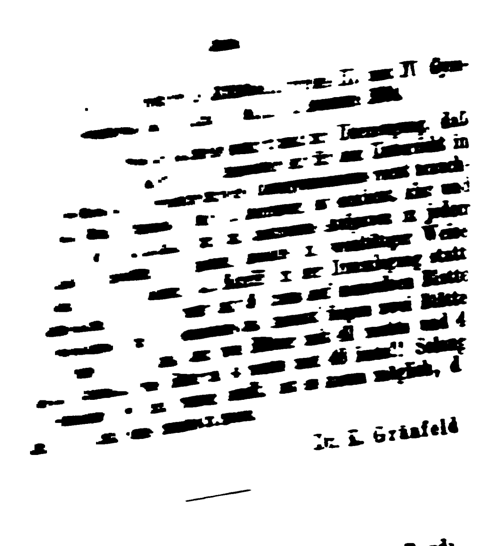
Der Bearbeiter — als solcher erscheint Schwarz auf dem Titel, obwohl von der ursprünglichen Arbeit Engelmanns so gut wie nichts stehen geblieben ist — wendet sich an die Vorschulen der Gymnasien. Allein es wäre ein bedenklicher Anachronismus, wollte man heute noch wie vor ca. einem halben Jahrhundert auf den Lateinunterricht durch Lateinunterricht vorbereiten [1]). — Daß übrigens Schwarz in der Ausführung methodisch durchaus tadellos verfährt, verdient hervorgehoben zu werden. Er hat folgende Gesichtspunkte festgehalten: 1. 'Strenge Anlehnung an den deutschen Unterricht'. Jedem Kapitel geht in aller Kürze die einschlägige Wiederholung aus dem deutschen Unterrichte voraus. 2. 'Genaue Durchführung des Grundsatzes der Anschaulichkeit'. Schwarz geht induktiv vor, indem er zuerst das Beispiel aufführt, aus dem die grammatische Regel gewonnen werden soll, worauf diese ihren Ausdruck in einem

---

[1]) Nicht ohne Berechtigung ist freilich, was Schwarz über einen anderen Zweck des lateinischen Vorunterrichtes vorbringt. 'Nun dient weiterhin der latein. Vorbereitungsunterricht', heißt es p. IV des Vorwortes, 'auch den Lehrern der Vorschule sowie sachkundigen, pädagogisch urteilenden Eltern gleichsam als ein Prüfstein bezüglich der Frage, welchen höheren Schulen sie ihre Kinder wohl zu übergeben haben. Schüler, welche sich trotz alles Lehrerfleißes, aller Lehrermühe und alles Lehrgeschickes für den lateinischen Vorbereitungsunterricht unfähig, unzugänglich erweisen, werden im allgemeinen auch späterhin mit dem Latein auf einem gewissen Kriegsfuße bleiben und dürften am besten lateinlosen höheren Schulen zu überweisen sein'. Auf diese Weise bliebe allerdings die unterste Gymnasialklasse von manchem unbrauchbaren Material, das nach der einmal erfolgten Aufnahme nur schwerer wieder loszubringen ist, von vornherein verschont.

sogenannten 'Ergebnissatz'
beispiele anschließen. 3. 'S
Schreite stufenmäßig voran
kann ohneweiters zugestehe
er nur den von Sch. bis in
gute Unterrichtsresultate er
stultum deklinieren: auch

Wien.



Taine, Napoléon Bo
Berlin, Weidmannsch
und engl. Prosaschri

Der dem dritten
France contemporaine,
Eine vorzügliche Charak
Vorwort, eine Stammta
über Taines Leben und
sind unter dem Texte,
einer Übersicht über di
selbst macht einen dur
ist elegant und durcha

Troppau.

H. Vielt

Wien.

Bechtel Ad., Übu
Mittelschulen.
Manzsche k. und
Wien 1905.

Die beiden Übu
Gestalt; denn von de
kleiner Bruchteil in d
lichen Veränderung i
ergänzenden Instrukti
richt neue Bahnen wei
an Übersetzungen ins
wird geregelt, indem
früher gelesener franz
derungen wurde in
Rechnung getragen, i
desselben Verf. in Un
Wort- und Phrasens
minder wurde der Fo
mit dem fremden Vo
kulturellen Bestrebun
Übersetzungsübungen
die einem jeden Gebi
matische Erscheinunge
auch alte Bekannte a
Auflagen ist wesentlic
auf Grundlage verarb
vorgesorgt worden, in

Unter den Corsaden. Eine Geschichte von deutschen ... brasilischen Indianern von Alfred Funke. Mit 6 Vign... Vollbildern von A. Wessner. Leipzig und Berlin, B. G. ... 1905. VII und 285 S.

Dieses Buch will nicht als eine Indianergeschichte im ... Sinne des Wortes aufgefaßt werden, ... sondern an alle die wenden, „welche ... in Süd-Brasilien haben"

[illegible]

Progra[illegible]

...ifmeist[illegible]
...trag zur L[illegible]
Staatsgymna[illegible]

...de und Kritik [illegible]
...baren historischen [illegible]
...zigen Literatur [illegible]
...nd gelangt zu dem [illegible]
...hkeit die Abfassung[illegible]
Persa nach 20[illegible], *Cast*[illegible]
...ptivi und *Mercator* [illegible]
...anus nach 194, *Curculio* [illegible]
..., *Bacchides*, *Truculentus* [illegible]
...rbar sind *Asinaria*, *Menaechmi*, [illegible]
...n Feststellung der Chronologie [illegible]
...ng mit anderen Indizien die [illegible]
...in den einzelnen Lebensperioden [illegible]
...scheint – die Frage entschieden [illegible]
...ichten reiche. Doch werden die [illegible]
...ndlung zurückgestellt.

..., Isokratův a Demosthenův poměr [illegible]
...rates und Demosthenes Verhältnis [illegible]
...des akad. Gymn. in Prag 1903. 8 S[illegible]

...Kontrast zwischen Isokrates' und Dem[illegible]
...durch die Verschiedenheit des Milieus [illegible]

sogenannten 'Ergebnissatz' findet, dem sich alsdann zahlreiche Übungsbeispiele anschließen. 3. 'Sorgfältige Beachtung der didaktischen Regel: Schreite stufenmäßig voran vom Einfachen zum Zusammengesetzten'. Man kann ohneweiters zugestehen, daß selbst ein ungeübter Lehrer, wofern er nur den von Sch. bis ins einzelne vorgezeichneten Weg genau verfolgt, gute Unterrichtsresultate erzielen müsse. — § 19 soll der Schüler *vulgus stultum* deklinieren: auch im Plural?

Wien. J. Golling.

Taine, Napoléon Bonaparte. Von Dr. A. Schmitz. 3. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905 (Schulbibliothek französ. und engl. Prosaschriften). VIII und 146 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Der dem dritten Teile von Taines Hauptwerk, *Les origines de la France contemporaine*, entnommene Lesestoff ist für die Prima bestimmt. Eine vorzügliche Charakteristik des großen franz. Geschichtschreibers im Vorwort, eine Stammtafel der Familie Bonaparte und eine Übersicht über Taines Leben und Werke gehen voran; sprachliche Anmerkungen sind unter dem Texte, kurze und treffende sachliche Erklärungen samt einer Übersicht über die Anmerkungen am Ende des Buches. Der Text selbst macht einen durchaus abgerundeten Eindruck. Das ganze Werk ist elegant und durchaus empfehlenswert.

Troppau. Dr. E. Aschauer.

Bechtel Ad., Übungsbuch zum französischen Lehrgange für Mittelschulen. Mittel- und Oberstufe. Dritte, umgearb. Auflage. Manzsche k. und k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Wien 1905.

Die beiden Übungsbücher erscheinen in einer völlig veränderten Gestalt; denn von dem Inhalte der früheren Auflagen wurde nur ein kleiner Bruchteil in diese neue aufgenommen. Der Grund dieser wesentlichen Veränderung ist in dem neuen Normallehrplane und den ihn ergänzenden Instruktionen zu suchen, die dem fremdsprachlichen Unterricht neue Bahnen weisen. Es werden zwar wie früher von der III. Klasse an Übersetzungen ins Französische verlangt, aber der Stoff derselben wird geregelt, indem zusammenhängende Lesestücke und Umarbeitungen früher gelesener französischer Texte vorgeschrieben werden. Diesen Forderungen wurde in der vorliegenden dritten, umgearbeiteten Auflage Rechnung getragen, indem die französischen Lesestücke des Lehrganges desselben Verf. in Umarbeitungen Aufnahme fanden. Hiedurch wird der Wort- und Phrasenschatz vorteilhaft wiederholt und befestigt. Nicht minder wurde der Forderung der Instruktionen entsprochen, die Schüler mit dem fremden Volke und Lande, mit seiner Geschichte und seinen kulturellen Bestrebungen bekannt zu machen. Neben diesbezüglichen Übersetzungsübungen findet man auch solche, welche Gebiete streifen, die einem jeden Gebildeten bekannt sein sollen. Vereinzelte grammatische Erscheinungen wurden jedoch Einzelsätzen überwiesen, die meist auch alte Bekannte aus der Lektüre sind. Ihre Zahl gegen die früheren Auflagen ist wesentlich beschränkt. Auch für die Fälle, wo ein Aufsatz auf Grundlage verarbeiteten Lektürestoffes gegeben werden sollte, ist vorgesorgt worden, indem die Oberstufe 50 französische Dispositionen

bringt. Durch die vorgenommenen Änderungen wurde die Brauchbarkeit der Bechtelschen Übungsbücher bedeutend erhöht, so daß sich nun der treffliche Lehrgang Bechtels zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet.

Wien. F. Pejscha.

Hartmann O., Astronomische Erdkunde. Mit 16 Textfiguren und 100 Übungsaufgaben. Stuttgart und Berlin, Fr. Grub 1905. 51 SS.

Der durchwegs klar geschriebene Text zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster sich mit den Erscheinungen des Himmels, der andere mit ihrer Erklärung befaßt. Einen breiten Raum nimmt die Behandlung des Planetensystems ein. Als besonders wertvoll müssen die Übungsaufgaben bezeichnet werden, die im engen Anschlusse an die belehrenden Erörterungen zu eigenen Konstruktionen und Berechnungen Anlaß bieten. Beobachtung und Verwertung der gewonnenen Kenntnisse sind dadurch in schöne Beziehung zueinander gebracht.

Wien. J. Müllner.

Dr. A. Kerschbaumer, Wahrzeichen Niederösterreichs. Wien, Heinr. Kirsch 1905.

Eine fast unübersehbare Menge von Erinnerungszeichen an eine hochbedeutsame geschichtliche Vergangenheit weist auch noch heute der Boden der alten Ostmark auf, wiewohl so viele derselben dem Zahne der Zeit oder feindlicher Zerstörung zum Opfer gefallen sind. Da hat nun vor fünf Jahren Propst Kerschbaumer von Krems, der Nestor der niederösterreichischen lokalgeschichtlichen Forschung, zum ersten Male eine Art Enzyklopädie derselben abgefaßt, um wenigstens Typen der einzelnen Gattungen, Ruinen, Wegkreuze, Hauszeichen, dämonische und rätselhafte Bilder und Plastiken, Innungszeichen usw. in Wort und Bild festzuhalten. Soeben ist das Buch, um ungefähr das Doppelte seines Inhalts vermehrt, erschienen, wobei die junge Gesellschaft der Geschichtsfreunde im Österr. Touristenklub mancherlei willkommene Ergänzung lieferte. In der Neuauflage ist insbesondere auch der Naturdenkmäler gedacht, der auffälligen Formen von Bergen, Felsen und Bäumen, welche zu einer Zeit, da der Wanderer noch nicht mit der Karte in der Hand das Land durchstreifte, bekannte Orientierungspunkte abgaben und heute noch als solche im Volke gelten, so der Vierbruderbaum bei Hirtenberg, die 'krauste Linde' bei Mödling. Kerschbaumer selbst erweist durch die Fülle des Gebotenen, daß er ein fleißiger Wanderer in seiner engeren Heimat war; ja er kennt auch die Seele seiner Volksgenossen, die bald hohe historische Ereignisse durch Errichtung sinniger Wahrzeichen gefeiert, bald in solchen den angeborenen Mutterwitz oder ahnungsvolles Grauen vor geheimnisvollen Gewalten, insbesondere vor dem Teufel betätigt hat, aufs genaueste. Welcher zum größten Teile ungehobene Schatz leuchtet da vor dem Auge auf! Der Verf. zeigt da eine bunte Reihe von Verkörperungen alter Kunst und Lebensauffassung auf und regt dadurch zu weiteren Studien an. Er bringt nur Bausteine zu weiterer Kleinarbeit, die gewiß geeignet ist, der tieferen wissenschaftlichen Erläuterung einen schätzenswerten Stoff zu bieten. Das Buch, mit wahrhaft künstlerischen, durch die k. k. graphische Versuchsanstalt hergestellten Abbildungen geziert, sollte vor allem als wertvoller Beitrag zur Heimatskunde in jeder Lehrer- und Schülerbibliothek seinen Platz finden.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die III. und IV. Gymnasialklasse von Josef Nitsche. Wien, Fr. Deuticke 1904.

Beim Durchlesen des Buches gelangt man zur Überzeugung, daß der Verf. redlich bemüht war, mit demselben ein für den Unterricht in der Mathematik auf der zweiten Stufe des Untergymnasiums recht brauchbares Hilfsmittel herzustellen. Denn die Darlegung ist schlicht, klar und für den Schüler leicht faßlich, gute und zahlreiche Aufgaben in jedem Abschnitte unterstützen und ergänzen dieselbe in wohltätiger Weise. Umsomehr ist es zu bedauern, daß Mißgriffe in der Drucklegung stattgefunden haben. Auf S. 33 rechts folgt 36 links auf demselben Blatte, an dieses schließt sich ein ebensolches an, hierauf folgen zwei Blätter mit 37 rechts und 40 links, dann zwei Blätter mit 41 rechts und 44 links und schließlich zwei Blätter mit 45 rechts und 48 links!! Solange eine Neuauflage hier nicht Ordnung schafft, ist es kaum möglich, das Buch in die Hand eines Schülers zu geben.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde von Hermann Berdrow. III. Jahrgang 1905. Verlag von Karl Prochaska in Teschen.

Jahrbücher der Naturkunde sind bei den großen Fortschritten, die diese Wissenschaft auf allen ihren Gebieten genommen, geradezu eine Notwendigkeit geworden, denn nicht jeder ist in der glücklichen Lage, alle jene Werke sich anzuschaffen, in denen die neuesten Erscheinungen behandelt werden. Weitaus die größte Zahl der Freunde der Natur ist vielmehr gezwungen, aus Jahrbüchern der Naturkunde sich weiterzubilden, in denen sie kurz und bündig alles verzeichnet finden, was auf dem Gebiete der Naturkunde im abgelaufenen Jahre Neues zu verzeichnen ist. So bringt auch das vorliegende Jahrbuch in seinem III. Jahrgange eine ganze Reihe schätzenswerter Artikel aus den Gebieten der Astronomie, Meteorologie, Geologie und Mineralogie, Physik und Chemie, Biologie, Botanik, Zoologie und Ethnographie. Alle diese Abhandlungen sind allgemein verständlich gehalten und recht hübsch illustriert.

Wien. H. Vieltorf.

Unter den Coroados. Eine Geschichte von deutschen Bauern und brasiliischen Indianern von Alfred Funke. Mit 6 Vignetten und 6 Vollbildern von A. Wessner. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905. VII und 285 SS.

Dieses Buch will nicht als eine Indianergeschichte im gewöhnlichen — verrufenen — Sinne des Wortes aufgefaßt werden, will sich nicht an die „Tertianer“, sondern an alle die wenden, „welche Sinn für das Gedeihen unseres Deutschtums in Süd-Brasilien haben“ (s. Vorwort VI). Dieses Programm klingt viel verheißend aber bedenklich. Der Kernpunkt der Frage bei solchen Werken ist denn doch: Haben wir eine Jugendschrift vor uns oder ist das Buch für Erwachsene bestimmt? Wer dem Geschmack, den Vorkenntnissen und Erwartungen beider Kreise gerecht werden will, dürfte beide enttäuschen. Um möglichst objektiv zu urteilen, ließ ich einerseits die Geschichte als Ganzes auf mich wirken, bemühte mich dabei, mit der naiven Freude jüngerer Jahre der Fabel

und dem Stil gerecht zu werden, anderseits beobachtete ich die kritiklose Aufnahme, die das Buch bei einem wirklichen Knaben fand. Das Resultat war, daß — mir, dem erwachsenen Leser, das Buch besser gefiel als dem Knaben. Dies erklärt sich ungezwungen aus den Eigenschaften des Buches. Fabel und Charaktere, Tendenz und Sprache sind nicht so aufdringlich und grell, wie es die Jugend liebt, sondern maßvoll, abgetönt, dem wirklichen Leben nachgedichtet, wie ja überhaupt der Verf. sich als ein Kenner der tatsächlichen Verhältnisse, von Land und Leuten, durchweg erweist. Um über den Inhalt kurz zu berichten, so bemerke ich, daß unter Coroados die indianische Urbevölkerung Brasiliens zu verstehen ist und der Held der Geschichte — wenn von einem solchen gesprochen werden darf — ein junger deutscher Seemann ist, der der Schule entlief, später das Schiffsleben mit der Kolonistentätigkeit vertauschte und hiebei schließlich zur Seßhaftigkeit und zu Wohlstand kommt. Daneben begegnen wir einer kaum übersehbaren Zahl anderer Persönlichkeiten, deren Schicksal bald fest, bald lose mit dem des erwähnten Mannes verknüpft ist, die alle ihre Abenteuer zu bestehen haben. Erzählung, Gespräche, Beschreibungen und Schilderungen wechseln ab und wenn wir etwas zu bemängeln hätten, so wäre es zu große Breite, zu wenig Ökonomie und Konzentration und ein merkbares Abfallen gegen Schluß. Worterklärungen wären noch häufiger am Platz. Die Ausstattung des Buches (Bilderschmuck, Papier, Druck) ist als ebenbürtig zu rühmen. Will man das Buch der Schülerbibliothek einverleiben, so wird unsere IV. oder V. der richtige Ort sein.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

14. Ferdinand Hoffmeister, Příspěvek k dotování Komoedií Plautových (Beitrag zur Datierung Plautinischer Komödien). Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Tabor 1903. 29 SS.

Die mit Methode und Kritik geführte Untersuchung sammelt die bei Plautus nachweisbaren historischen Anspielungen, prüft unter Heranziehung der einschlägigen Literatur die zur Chronologie der Stücke gewonnenen Schlüsse und gelangt zu dem Resultate, daß mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit die Abfassungszeit anzusetzen sei: für *Rudens* um 210, *Miles* 205, *Persa* nach 205, *Cistellaria* 204, *Epidicus* und *Stichus* um 200, *Captivi* und *Mercator* nach 196, *Aulularia* vor 195, *Casina* 194, *Trinummus* nach 194, *Curculio* vor 193, *Pseudolus* 191, *Amphitruo* nach 191, *Bacchides, Truculentus* und *Poenulus* nach 190 und 189; nicht datierbar sind *Asinaria, Menaechmi, Mostellaria* und *Vidularia*. Erst nach Feststellung der Chronologie könne nach Ansicht des Verf. in Verbindung mit anderen Indizien die schriftstellerische Entwicklung des Plautus in den einzelnen Lebensperioden verfolgt, besonders aber — was fraglich scheint — die Frage entschieden werden, wie weit die Originalität des Dichters reiche. Doch werden die betreffenden Fragen für eine spätere Behandlung zurückgestellt.

15. Dr. K. Wenig, Isokratův a Demosthenův poměr k Makedonii (Des Isokrates und Demosthenes Verhältnis zu Makedonien). Progr. des akad. Gymn. in Prag 1903. 8 SS.

Den auffallenden Kontrast zwischen Isokrates' und Demos[thenes'] Politik sucht die Studie durch die Verschiedenheit des Milieus zu [erklären]

in dem sich beide Redner entwickelten: während Isokrates in dem traditionellen Haß gegen das Barbarentum aufging, zeigt sich bei Demosthenes als treibendes Element eine stark betonte demokratische und lokalpatriotische Gesinnung. Der vom Verf. als Skizze bezeichneten Studie wäre eine eingehende, die Quellen erschöpfende Darstellung zu wünschen, namentlich in Bezug auf die Werke neuerer Geschichtsforscher (Beloch, Bury, Meyer, Kaerst), welche uns den sonst als Schwätzer behandelten Isokrates nun als Publizisten schätzen lehren, der im Gegensatz zu den politisch tätigen Staatsmännern ein richtigeres Verständnis für die äußere Politik Athens bekundete.

16. Daniel Seidl, Rozbor Demosthenovy řeči proti Androtionovi (Analyse der Rede des Demosthenes gegen Androtion). Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Písek. 29 SS.

In der sehr sorgfältigen Arbeit wird der logische und rhetorische Aufbau der Rede dargestellt. Zu dem Zwecke wird der Inhalt der einzelnen Absätze vorausgeschickt und unmittelbar darauf die logische und rhetorische Analyse hinzugefügt; auf Grund dieser Analyse gewinnt der Verf., die Lehren der Rhetorik berücksichtigend, hauptsächlich aber den eigenen Andeutungen und Verweisungen des Redners folgend, eine Gliederung, die den Intentionen des Redners entspricht und somit die Dispositionen anderer Bearbeiter der Rede berichtigt. Berührt, aber nicht erörtert, wird das Verhältnis zweier aus der Timocratea in die Rede gegen Androtion zurückinterpolierten Paragraphen (Timocr. 174, 182 = Andr. 67, 74), obzwar vorliegende Analyse zugleich eine Vorarbeit zur Lösung der angeregten Frage liefern sollte (vgl. S. 5).

17. Josef Veverka, Thukydides, Dějiny peloponnéské války. III. Kap. 1—50 (Des Thukydides Geschichte des peloponnesischen Krieges. III. Kap. 1—50 übersetzt). Progr. des Kaiser Franz Joseph-Staatsgymnasiums in Königinhof 1903. 27 SS.

Die sonst sinngetreue und sorgfältige Übertragung läßt sich stellenweise zu weitgehenden Konzessionen an die Satzfolge des Originals herbei. Kap. II 8 stimmt die Interpunktion der Übersetzung nicht mit dem Text überein; die Verräter unter den Mytilenäern waren doch nicht infolge von Parteizwist *πρόξενοι* der Athener geworden. IV 2 wird *ἀπαράσκευοι* vom Übersetzer als Folge von *ἐξαίφνης* aufgefaßt; beide mit *καὶ* kopulierten Glieder bilden aber gleichartige Bestimmungen zu *πολεμεῖν ἀναγκασθέντες*. X 1 wird *μετ' ἀρετῆς δοκούσης* = 'allgemein vorausgesetzte Ehrlichkeit' übersetzt; plausibler sind die Worte von der 'gegenseitig v. E.' zu verstehen, wobei das zu *γίγνοιντο* gehörige *ἐς ἀλλήλους* auch (*ἀπὸ κοινοῦ*) auf *δοκούσης* zu beziehen wäre. XI 1 war *ἡμῖν* mit *βεβαιότεροι* statt mit *νεωτεριεῖν* zu verbinden; daselbst darf das den Inf. *ἐπελθεῖν* einschränkende *ἄν* nicht unübersetzt bleiben. XIII 4 wurde der Satz *ἣν ὑμεῖς — δεότερον* gegen den evidenten Zusammenhang in das zweite Glied der Periode *ἀλλ' ἢ ὑμᾶς οὐκ ἀμυνοῦνται* usw. eingeschoben. XV 2 wurde in der Übersetzung *ἐν καρποῦ κομιδῇ* als kausale Bestimmung zu *ἀρρωστίᾳ* gefaßt, was sich aber aus dem Texte nicht erweisen läßt. XXI 1 kann *πρόεδροι* als amtlicher Titel nicht 'Häuptlinge' bedeuten. XXXVI 6 wird *βιαιότατος* eher von dem rücksichtslos radikalen Auftreten Kleons als von seinem Jähzorn zu verstehen sein. XXXXIII 4 ist *ὑμῶν τῶν σκοπούντων* als *gen. comp.* zu übersetzen.

18. Wenzel Sládek, Dionysiův neb Longinův spis 'O vznešenu' Hovesném (Des D. oder L. Schrift Περὶ ὕψους übersetzt). Drei Programme des Kleinseitener böhm. Staatsgymnasiums in Prag 1902—1904. 26, 14 und 22 SS.

Die exakte Übersetzung gibt zu gewichtigeren Ausstellungen selten Anlaß; die bedeutenden Schwierigkeiten, welche Sprachgebrauch und eigenartige Wort- und Satzfolge des geistvollen Essays dem Übersetzer bieten, sind mit anerkennenswertem Geschick überwunden; stellenweise hat den Verf. die moderne Ausdrucksweise, deren er sich bedient, um den Text lesbarer zu gestalten, manches in die Übersetzung hineinlegen lassen, was aus der Vorlage kaum herausgedeutet werden kann. I 4 *οὐ γὰρ εἰς πειθὼ ἄγει* = überredet und überzeugt nicht; das erste Prädikat ist mit Rücksicht auf die Bedeutung des zweimal folgenden *πιθανόν* überflüssig; II 1 ist *τῷ παντί* vor *δειλότερα*, I 4 *παντὸς* vor *τοῦ ἀκροωμένου* in der Übersetzung ausgefallen; die Überschrift zu Kap. III wäre nach V. 5 *τὰρ ἀνακεκραμένας κακίας τοῖς ὑψηλοῖς* zu berichtigen: nicht um Gegensätze des Erhabenen handelt es sich, sondern um Fehler, die sich der erhabenen Darstellung gerne beigesellen; III 2 war der technische Ausdruck *φορβειά* (Mundbinde der Flötenspieler) genauer zu übersetzen und in der Anmerkung zu erklären; III 3 ist zu *φύσει* des griechischen Textes durch den Zusatz der Übersetzung ein Oxymoron hinzugekommen, an welches der Verf. der Schrift sicher nicht gedacht hat; IX 1 gehört *γενναίου παραστήματος* als gen. mat. zu *ἐγκύμονας ποιεῖν*; in der Übersetzung ist daraus der gen. auct. geworden, was dem Sinne der Vorlage nicht entspricht; IX 5 wird *τὴν ὁρμήν* von der Eile der göttlichen Rosse (Hom. *E.* 770) verstanden, es bezeichnet eher die Spannung, das Spatium ihres Sprunges; XII 1 darf *καὶ* vor *ἐν πλήθει* nicht wegfallen; XVIII 1 bedeutet *ὀξύρροπον* den Schlag auf Schlag erfolgenden Wechsel von Frage und Antwort.

Strassnitz. Alois Fischer.

---

19. Dr. Alois Bernt, Deutsche Flugschriften und urkundliche Quellen des XVI. Jahrhunderts in der Tetschener Schloßbibliothek. Progr. des k. k. Obergymnasiums zu Leitmeritz 1904. 15 SS.

Der Verf. beschreibt den Inhalt des in der genannten Bibliothek befindlichen MS. 253, das außer einer Anzahl von gedruckten Flugschriften auch handschriftliche Materialien zur Geschichte der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, vornehmlich zur Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkrieges enthält. Die Sammlung dürfte nach den Ausführungen des Verf. etwa zwischen 1566 und 1570 in Augsburg angelegt worden sein; der Sammler war aller Wahrscheinlichkeit nach Johann Hegemüller. Er hat einzelne Flugschriften im Druck, andere in Kopie in dem Codex niedergelegt. Die Flugschriften werden von dem Verf. unter Beibehaltung der Anordnung des MS. mitgeteilt. Es sind im ganzen 51 Nummern, von denen einzelne Stücke sicherlich wenig bekannt sind. Im Anhange berichtet der Verf. noch über 27 Flugschriften, die sich einzeln in der Tetschener Schloßbibliothek fanden. Wir begegnen da Namen wie Savonarola, Ambrosius Blaurer, Kaspar Schwenkfeld, Georg Witzel u. a.

20. Dr. F. Lex, Papst Gregor I. Erster Teil. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Cilli 1904. 21 SS.

Der vorliegende Teil behandelt 1. Gregors I. Leben bis zu seiner Konsekration zum Papst und 2. Gregor als Papst. Der zweite Abschnitt

gibt einen Überblick über die Tätigkeit Gregors I., schildert seine Bemühungen um die Herstellung der Einheit der katholischen Kirche, seine weltliche Stellung in Rom und seine Beziehungen zu den Langobarden; die zu den Byzantinern, Franken, Angelsachsen und Westgoten, seine literarische Wirksamkeit usw. soll im kommenden Schuljahre gezeichnet werden. Nach so bedeutenden Arbeiten, die wir über das Leben dieses großen Papstes besitzen, ist es schwer, etwas Neues vorzubringen, zumal der Verf., wie seine Angaben über die benützte Literatur zeigen, weder alle noch auch die neuesten Publikationen über Gregor I. vor sich hatte.

21. Dr. W. Feierfeil, Die Beziehungen des Papstes Innozenz III. zu Böhmen. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Teplitz-Schönau 1904. 35 SS.

Wer die Stellung des Papsttums unter Innozenz III. und dessen Tendenzen richtig zeichnen will, wird immer gut daran tun, wenigstens in einigen Worten die Politik Heinrichs VI. zu streifen, so vieles wird dann einleuchtender und klarer. Der Verf. versucht dies auch auf S. 4 zu tun, der Gegenstand hätte aber prinzipieller gefaßt werden sollen, als es hier geschehen ist, wo auf die gedrückte Stellung des Papsttums in den Zeiten Heinrichs VI. nicht hingewiesen wird. Die Arbeit selbst ist sachgemäß in vier Abschnitte gegliedert: 1. Der Papst und seine Einflußnahme auf Přemysl Ottokar während des deutschen Königsstreites. 2. Zum Prager Bischofstreit. 3. Zu den Verhandlungen über die Erhebung der Prager Kirche zum Erzbistum und 4. Zu Ottokars Ehestreit. Im ganzen wird man die Darstellung als eine richtige ansehen, wenngleich hie und da die Farbe zu stark aufgetragen ist, wie S. 9, wo „der König von Böhmen geradezu der Träger einer Politik genannt wird, die über das Geschick Mitteleuropas entschied". Bietet die Arbeit auch nichts Neues, so ist doch die Zusammenstellung des Materials nach dem durch den Titel gekennzeichneten Gesichtspunkt immerhin verdienstlich.

22. A. Bouchal, Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen Österreichs zu Böhmen und Ungarn zur Zeit der Babenberger in pragmatischer Darstellung. III. Teil. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1904. 32 SS.

Die Arbeit setzt den in den Programmen dieser Schule von 1902 und 1903 begonnenen Gegenstand fort. Im wesentlichen wird hier noch der alte, von der neueren Forschung überholte Standpunkt vertreten. Für die Entfremdung zwischen Friedrich II. und seinem Sohne Heinrich VII. sollten wohl die tieferen Motive festgelegt werden. An Fehlern, sachlichen Verstößen soviel als Druckfehlern mangelt es nicht. Auch einzelne falsche Redewendungen finden sich vor: Man wird, um nur ein Beispiel anzuführen, doch nicht sagen dürfen, daß Friedrich II. aufhört, ein „Leitfaden" zu sein, oder daß „wir für die Zeit von 1215—1239 (sic!) Leopold VI. als Leitfaden nehmen". Auf Quellen erster Hand geht die Arbeit nicht zurück, aber auch von den literarischen Behelfen sind nicht immer die neuesten angegeben.

23. Dr. F. Berger, Der Krieg Maximilians mit Venedig 1510. I. Teil. Progr. des bischöfl. Privat-Gymnasiums am Collegium Petrinum in Urfahr 1904. 43 SS.

Dieser Aufsatz schließt sich, was auch im Vorworte betont wird, an die Schrift Schönherrs: Der Krieg Maximilians mit Venedig im Jahre

1510 an. Benützt wurden für die Darstellung die einschlägigen Akten des Innsbrucker Statthaltereiarchivs, des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, unter diesen vornehmlich die Korrespondenz Georgs von Neideck mit Maximilian und dem Regiment in Innsbruck, die Korrespondenz Erichs von Braunschweig, die Diarien Sanutos usw. Auch die ältere und neuere Literatur findet ihre Verwertung. Von den vier Kapiteln gibt das erste eine Übersicht über die Wandlungen der italienischen Politik der europäischen Großmächte und den Krieg von 1509, das zweite schildert die unglücklichen Kämpfe der Kaiserlichen zu Ende 1509 und des Kaisers Lage zu Beginn von 1510, das dritte die Mittel des Kaisers für den Krieg und das letzte die Haltung des Papstes Julius II. Dies letzte ist das beste von allen. Die Darstellung ist in allem eine ruhige und sachgemäße.

24. Dr. K. Ludwig, Peter der Große in Karlsbad 1711 und 1712. Progr. des städtischen Kaiser Franz Joseph-Gymnasiums in Karlsbad 1904. 42 SS.

Mit großem Fleiße hat der Verf. alle Angaben, die sich über des Zaren Peter zweimaligen Aufenthalt in Karlsbad vorfinden, gesammelt und daraus das Wesentlichste — historisches und auch anekdotisches — mitgeteilt. Begreiflicherweise hat die Zusammenstellung zunächst ein größeres Lokalinteresse, aber auch ein allgemeineres ist ihr nicht völlig abzusprechen.

25. Dr. V. Jovanovic, Die älteste Mödlinger Urkunde. Progr. des niederösterr. Landes-Real- und Obergymnasiums in Mödling 1904. 17 SS.

Die Schrift, aus Anlaß der Jahrtausendfeier des Bestandes von Mödling entstanden, bringt einen — allerdings durch einige Druckfehler leichterer Art verunstalteten — Abdruck und eine Übersetzung der ältesten Urkunde, in welcher Mödlings gedacht wird, dazu eine allgemeine historische Einleitung, die uns in die Abfassungszeit der Urkunde (das Wort „Milieu“ muß man leider auch hier wiederfinden) versetzt und eine sachentsprechende Erläuterung ihres Inhaltes. Diese dürfte, den Absichten des Verf. entsprechend, auch weiteren Kreisen willkommen sein.

Graz. J. Loserth.

---

26. Isomerie und Polymorphie. Ein Versuch zur Erklärung der allotropen Modifikationen. Von Robert Litschauer. Progr. der Landes-Oberrealschule zu Römerstadt 1903/4. 22 SS.

Eine Untersuchung des gegenwärtigen Standes der Anschauungen über Isomerie und Polymorphie. Es wird die historische Entstehung dieser Begriffe erörtert, was zu dem Ergebnisse führt, daß die Ausdrücke Allotropie und physikalische Isomerie ganz überflüssig sind. Dann werden die Kriterien zur Unterscheidung von chemischer Isomerie und Polymorphie im allgemeinen und speziell das Verhalten des Sauerstoffes und Ozons sowie des gasförmigen Schwefels besprochen. Zum Schlusse wird der Polymorphismus unter besonderer Berücksichtigung der beim Schwefel gemachten Beobachtungen erörtert.

27. Das Goldbergwerk Schellgaden. Von Prof. Franz Neugebauer. Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Realgymnasiums in Korneuburg 1903/4. 16 SS.

Die vorliegende Arbeit gibt den Inhalt eines Vortrages wieder, den der Verf. am 2. Mai 1904 in der Wiener Mineralogischen Gesellschaft gehalten hat. Das Goldbergwerk Schellgaden im Lungau geht dem Schicksale aller Goldschürfe in unseren Zentralalpen, dem Verfalle entgegen. Diese Goldbaue sind in historischer, mineralogischer und geologischer Hinsicht von großem Interesse und der Verf. gibt nach jeder dieser drei Richtungen eine anziehende Schilderung. Die Schellgadener Erzlagerstätte liegt in den kristallinischen Schiefern, die den Zentralgneiß begleiten. Ihre Entstehung hängt mit den großen tektonischen Störungen zusammen, welche den Faltungsprozeß der Ostalpen begleitet haben. Die goldhältigen Quarze und Erze sind als epigenetische Lagerstätten zu betrachten, die ihre Goldführung dem zu Gneißgranit erstarrtem Magma verdanken und zwar kämen hiebei sowohl die Thermaltheorie als die pneumatolitische Sublimationstheorie in Betracht. Bemerkenswert hiebei ist nur, daß mit diesen Theorien auch die als längst vergessen und begraben gedachte Erhebungstheorie bei der Gebirgsbildung wieder ihre Auferstehung feiert.

28. Kristallographisch-stereometrische Untersuchung sphenoidischer und trapezoedrischer Kristallformen des tetragonalen Systems. Von Dr. K. Lippitsch. Progr. des III. Staatsgymnasiums in Graz 1903/4. 17 SS.

Eine gediegene mathematische Studie, die sich an die schon früher veröffentlichten kristallographischen Arbeiten des Verf. anschließt. In den Schlußbemerkungen spricht sich der Verf. wieder für die Aufnahme von kristallographisch-mathematischen Berechnungen in den Übungsstoff aus Mathematik in der VII. Realschulklasse aus.

Wien. Dr. Franz Noë.

Eranos Vindobonensis 1903/4.

Vereinspräsident war Gymnasialdirektor Dr. Viktor Thumser, sein Stellvertreter Dr. R. Münsterberg, Schriftführer Dr. M. Nistler. Die Vereinstätigkeit war folgende:

19. November 1903: Hofrat Dr. Theod. Gomperz: „Nachruf auf Theodor Mommsen". G. hebt hervor, daß M. trotz seiner intensiven Gelehrtentätigkeit nicht den Sinn für die Welt verloren hatte; keine der großen nationalen, keine der Menschheitsfragen habe ihn kalt gelassen. Ebenso große Bedeutung wie als Gelehrter habe er auch als Organisator, der eine Reihe hochwichtiger, vorwiegend nationaler Unternehmungen teils angeregt, teils ins Leben gerufen und geleitet habe (vgl. G., Essays und Erinnerungen, S. 141 ff.). Daran schließt derselbe Bemerkungen '*Pro domo*'. Unter Bezugnahme auf die von ihm in den Sitzungsber. d. Wr. Akad., phil.-hist. Kl. 1902, S. 217 ff. veröffentlichte Arbeit bekämpft er eingehend Blaß' Aufsatz im „Apophoreton" der *Graeca-Hallensis*. Gegen Bl. nimmt G. an, daß die Nomoi erst nach Platons Tode aus seinem Nachlaß herausgegeben worden seien. Dann bespricht er u. a. die Vor- und Rückverweisungen in diesem Werke und die I 63 *C* ff. gegebene Disposition, wobei er zu dem Schlusse kommt, daß

auch hier die Schwierigkeiten durch die Annahme gelöst werden müssen, die Nomoi entbehrten der letzten Feile, nicht aber durch Vornahme von Interpolierungen und Umstellungen. — 3. Dezember: Prof. Dr. Ernst Sellin: „Die Keilschrifttafeln von Tell Ta'annek in Palästina". Im J. 1902 gelang es Ref., in Nordpalästina in einer von ihm aufgedeckten kananitischen Burg auf dem Tell Ta'annek vier solche Tafeln zu finden. Zwei von ihnen sind Briefe, zwei Namenslisten, wahrscheinlich zu militärischen Zwecken angelegt. Sie entstammen wohl der sogenannten Tell-Amarnaperiode, d. i. der Zeit von 1450—1350 v. Chr. Wir hören durch sie von einem kananitischen König Tschtarwaschur in Ta'annek, der vom ägyptischen Pharao abhängig war, und werden mit den Schicksalen eines solchen Stadtfürsten und seinen Verhältnissen bekannt. Wir hören ferner von drei Ortsnamen, von denen Rubute sicher, Rachab und Gurra vielleicht mit biblischen Ortsnamen zu identifizieren sind. Weiter werden bekannte Götternamen durch die Tafeln bestätigt, die Göttin Ašīrat zuerst für Palästina nachgewiesen. Endlich ergeben die Tafeln, daß die kananitischen Fürsten auch untereinander in Keilschrift korrespondiert haben. Sie haben wohl überhaupt noch keine andere Schrift besessen und Palästina war im II. Jahrtausend v. Chr., obwohl politisch von Ägypten abhängig, in geistig-kultureller Beziehung wohl eine babylonische Provinz. Dr. A. v. Premerstein: Die *lex Tappula*. Der Vortragende legt eigene Ergänzungen zur Bronzeinschrift vor, handelt im Anschluß daran über die *quinqueviri cis Tiberim*, bespricht dann das Verhältnis des Fragmentes zu den Erwähnungen in der Literatur und kommt zu dem Schlusse, daß in der Bronzeinschrift das Werk des *Valerius Valentinus* zu erkennen und die *lex Tappula* das älteste der auf uns gekommenen Denkmäler der Schwankliteratur sei (vgl. Hermes XXXIX 327 ff.). — 17. Dezember: Prof. Dr. Emil Reisch: „Über die Ausgrabungen in Kreta". R. erläutert unter Vorführung von Skioptikonbildern den Stand der Grabungen in Knossos, Phaistos und Hagia Triada, erörtert die Bauperioden, die er auf Grund der Fundgegenstände und unter Heranziehung der Kultur anderer Länder, besonders Ägyptens und Vorderasiens chronologisch festzustellen sucht. Ebenso behandelt er die Frage, welche Volksstämme auf Kreta in der Zeit der „mykenischen" Kultur die Führung hatten. Er sieht als die damals führende Bevölkerung die „Pelasger" an (vgl. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien XXIV 13 ff.). Dr. E. Groag gibt eine Darstellung des Kollegienwesens in der Kaiserzeit und sucht nachzuweisen, daß die Regierung Aurelians von großer Bedeutung für den Übergang vom Privatverein zur Zwangsgenossenschaft war (an der Debatte beteiligten sich Dr. L. Hartmann, Prof. W. Kubitschek und Oberstleutnant Voetter). — 23. Jänner 1904: Prof. Dr. Edmund Hauler erwähnt in seinem Vortrage: „Zu Fronto" die günstigen Ergebnisse der vom Bibliothekar P. Ehrle durchgeführten Reinigung und Glättung der Vatikanischen Palimpsestblätter und berichtet sodann über einige Resultate seiner auch während der verflossenen Sommerferien fortgesetzten Vergleichung von überaus schlecht erhaltenen Blättern der *Ambrosiana*. An der kunsthistorisch und sprachlich interessanten Stelle S. 113 (N.) berichtigt er den neuesten Lesungs- und Erklärungsversuch von Brakman-Six (vgl. Mitt. d. deutschen arch. Inst., röm. Abt. XIX 317 ff.) und gibt Verbesserungsvorschläge zu den anderen teilweise lückenhaft erhaltenen Zeilen. Ferner legt er zu der bisher sehr fragmentarischen Mitteilung über offizielle römische Kriegsberichte in Briefform (S. 126 fg.) den neugewonnenen Text vor, der insbesondere auf Catulus' Sendschreiben neues Licht wirft (an der Debatte beteiligten sich außer dem Vortragenden besonders die Proff. v. Arnim, Reisch und Hofrat Bormann). — 11. Februar: Prof. Dr. A. Engelbrecht: „Eine Senecastelle und ihre Konsequenzen". Die Senecastelle Epist. 46, 1 wurde bisher allgemein so verstanden, als ob daselbst auf die philosophische Schriftstellerei des T. Livius angespielt sei. E. zeigt, daß Seneca das

Geschichtswerk des Livius meint und es in einem Atem mit den Werken Epikur deshalb nennt, weil der große Umfang der schriftstellerischen Tätigkeit beider Autoren geradezu sprichwörtlich geworden war. Hiebei wird auch ein neues Beispiel für die Bedeutung von *liber* als „Gesamtwerk" gewonnen (vgl. Wiener Studien XXV 162 ff.). Dr. Richard Hesky: „Zur Entstehungszeit der Metamorphosen des Apuleius" bekämpft die seit Rohde allgemein herrschende Ansicht, die Metamorphosen des Apuleius seien während des römischen Aufenthaltes des Schriftstellers (etwa 151—155 n. Chr.) abgefaßt worden. Wegen Ap. Met. 1 6, wo von einem *iuridicus* gesprochen wird, und unter näherer Erörterung der uns über den Iuridikat erhaltenen Nachrichten wird der Nachweis versucht, daß das Werk in die Regierungszeit Marc Aurels hinabgerückt werden müsse. Eine genauere Datierung ermöglicht der Umstand, daß in den Metamorphosen nie von *Caesares*, sondern stets vom *Caesar* die Rede ist. Infolgedessen ergibt sich als *terminus post quem* das Jahr 169 n. Chr., in welchem Marc Aurel zur Alleinherschaft gelangte (vgl. Wiener Stud. XXVI 71 ff.). — 25. Februar: Privatdozent Dr. Stephan Braßloff: „Patriziat und Quästur in der römischen Kaiserzeit". Nach ihm zeigt sich die Bedeutung des Patriziats in dieser Zeit nicht nur auf sakralem Gebiet, sondern auch in der politischen Karriere. Auf Grund der Inschriften kommt er zu folgendem Resultat: 1. Die sicher den ersten drei Jahrhunderten n. Chr. angehörenden Patrizier, deren *cursus honorum* uns bekannt ist, bekleiden in der Regel die Quästur als *quaestores candidati*; 2. eine Ausnahme von diesem Grundsatz findet nur bei jenen Personen statt, welche die Ämterlaufbahn nicht der gesetzlichen Ordnung gemäß mit der Stellung des Vigintivirates beginnen, sondern durch Senatsbeschluß hievon dispensiert werden (vgl. Hermes XXXIX 618 ff.). Darnach berichtete Dr. R. Münsterberg über Attische Fluchtafeln und klärte über Sprache und Inhalt neu gefundener Stücke auf. — 28. April: Gymn.-Dir. Dr. Anton Polaschek bespricht „*Caesariana*", und zwar die von R. Walther („Über die Echtheit und Abfassung der Schriften des *Corpus Caesarianum*") angeführten sachlichen und sprachlichen Gründe für die Annahme jährlicher Abfassung der einzelnen Kommentarien *de B. Gall.* Eine genaue Untersuchung einer besonderen Art von sprachlichen Wiederholungen führe zur Annahme, daß Cäsar auch an diese Bücher nicht die letzte Feile gelegt habe. Daraus ergebe sich die Notwendigkeit der Nachprüfung von W.s Annahme von Interpolationen und die Möglichkeit einer Erklärung sachlicher Inkonsequenzen im *B. Gall.* Auch könne vielleicht so ein Einblick in die Entstehung der Handschriftenklassen α und β gewonnen werden. Prof. H. v. Arnim berichtete teils in dieser, teils in der folgenden Sitzung (5. Mai) über den Didymoskommentar und gab ausführliche Erörterungen über das Wesen und den Wert des neuen Fundes besonders für die Echtheitsfrage des Demosthenischen Nachlasses. Darauf legte Hofrat E. Bormann dar, welche Bereicherung unsere Kenntnis der römischen Denkmäler von Adam-Klissi durch die neueste Publikation von Cichorius erfahren hat, der durch genauere Lesung der Reste der ersten Namen auf dem Grabaltar festgestellt hat, daß dieses Denkmal nicht den siegreichen Soldaten Traians, sondern den unter Domitian mit dem Gardekommandanten *Cornelius Fuscus* Gefallenen galt. Rechtlich interessant ist die jetzt sich ergebende Erklärung für die Verbindung der *domus* mit dem *domicilium*, daß nämlich für die nicht existierende Heimat Pompei subsidiarisch das *domicilium* von Neapel eintrat. — 26. Mai: Dir. Jos. Zycha bespricht W. Münchs „Zukunftspädagogik" und legt den Inhalt und das Verhältnis der beiden Teile dar, aus denen das Werk besteht. Auf die wichtigsten Probleme (wie das Recht der Selbstentfaltung, die Wandlung unserer Bildungsideale und die Zukunft des Humanismus u. a.), zu denen M. Stellung nimmt, geht der Vortragende ein und verweilt länger beim Kapitel der Lehrerbildung. Prof. S. Mekler legte eine Umschrift der aus Hermupolis stammenden, von Schubart in

den Griechischen Urkunden (IV 1, Berl. 1904, S. 14—21 unter N. 1024) publizierten Fragmente eines „Aktenbuches" oder „Strafprozeßprotokolles" (Pap. 9873, S. 3—8, IV./V. Jahrh. n. Chr.) vor und erläuterte deren Inhalt, ohne eine Vermutung über die literarische Zugehörigkeit des Dokumentes zu wagen. — 9. Juni: Prof. Dr. Emil Szanto: „Milesische Inschriften". Der Vortragende berichtete über das von Wilamowitz mit Übersetzung und Erklärung veröffentlichte „Statut einer milesischen Sängergilde" (Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1904, S. 617 ff.) und legte die Wichtigkeit dieser Urkunde für die Kenntnis des Vereinswesens, für Grammatik und Lexikon dar. — 23. Juni: Prof. Dr. Rud. Heberdey: „Die Ausgrabungen in Ephesus im J. 1903/4". Unter Vorführung von Skioptikonbildern werden die Grabungen dieses Zeitraums, welche fast ausschließlich auf die Agora und ihre Umgebung (mit Toranlagen im S. und SO.) sich erstreckten, eingehend erörtert. Bei der Freilegung südlich von der inschriftlich gesicherten Agora wurde eine mächtige Freitreppe, welche zur Bibliothek gehörte, bloßgelegt. Auf ihren untersten Stufen fand man eine Reihe kolossaler Reliefplatten (vgl. Jahresh. d. öst. arch. Inst. 1904, Beibl. Sp. 37 ff.). Privatdozent Dr. St. Braßloff: „Ägyptische Prozeßprotokolle aus Hermupolis". Juristische Erläuterung des sehr interessanten Papyrus (Berl. Griech. Urk. IV 1025), insbesondere über die Verpflichtung des Totschlägers im römischen und Provinzialrecht, die Hinterbliebenen des Getöteten zu alimentieren.

1904/5.

Univ.-Professor Dr. Edmund Hauler war Präsident und Gymn.-Professor Dr. Franz Perschinka sein Stellvertreter, Dr. M. Nistler Schriftführer.

In 13 ordentlichen Vereinssitzungen und einer außerordentlichen wurden folgende Vorträge gehalten, über die demnächst ausführlicher berichtet werden soll:

21. September 1904: Commendatore Giacomo Boni: „Die Ausgrabungen auf dem *Forum Romanum* im J. 1904. — 27. Oktober: Sektionschef Dr. Otto Benndorf: „Aus Dalmatien und Ephesus". — 10. November: Dr. Friedrich Löhr: „Über Museen für Gypsabgüsse". — 1. Dezember: Mommsen-Gedenkfeier (im kleinen Festsaale der Universität): Ansprache des Vereinspräsidenten. Sodann Ministerialrat Dr. Kamillo Kuranda: „Theodor Mommsens Römische Geschichte". — 12. Jänner 1905: Hofrat Dr. Theodor Gomperz: „Zellers letzter Band und die Essener-Frage". Univ.-Prof. Dr. August Engelbrecht: „Eine paläographische und literarische Fälschung" (W. Traube über Cortese). — 26. Jänner: Prof. Dr. Adolf Wilhelm: „Messenische Inschriften". Dr. Anton v. Premerstein: „Mitteilungen zum Dioskurides-Codex". — 9. Februar: Prof. Chef-Architekt Karl Mayreder: „Mitteilungen über eine Studienreise nach Aquileia". Prof. Dr. Adolf Wilhelm: „Über einige antike Orte in Messenien". — 24. Februar: Prof. Dr. Friedrich Ladek: „Über die römische Tragödie *Octavia*". Prof. Dr. Georg Schön (Wiener-Neustadt): „Über antike Mosaiken aus Cilli". — 9. März: Dr. Siegfried Schwartz (Graz): „Zur Entwicklungsgeschichte der Gesichtsformen auf Werken der griechischen Plastik" (an der Debatte beteiligten sich bes. die Herren Sektionschef Benndorf, Hofrat Wickhoff und Prof. Reisch). Prof. Dr. August Engelbrecht: *Priapea* (an der Debatte nahmen Anteil die Herren: Prof. v. Arnim, Hofrat Bormann, Prof. Heberdey, Prof. Reisch). — 23. März: Prof. Dr. Rudolf Heberdey: „Die Ausgrabungen in Ephesus im J. 1904". — 11. Mai: Prof. Dr. Richard Kukula: „Geschichtliches über den Dianatempel in Ephesus" (an der Debatte beteiligten sich Prof. v. Arnim, Hofrat Bormann, Prof. Reisch). Privatdozent Dr. Stephan Braßloff: „Zu Horaz' Satiren (Dialog zwischen dem Dichter und dem

Juristen Trebatius)". An der Debatte beteiligte sich Prof. Wenger. — 25. Mai: Prof. Dr. Karl Wotke: „Zu den neuesten Bänden der *Monumenta Germaniae paedagogica*" (kritische Bemerkungen fügte hinzu Kustos Frankfurter). — 8. Juni: Prof. Dr. Emil Reisch: „Bericht über den archäologischen Kongreß zu Athen". — 28. Juni: Prof. Dr. Leopold Wenger: „Drei neue Handschriften zum syrisch-römischen Rechtsbuch" (an der Debatte beteiligte sich besonders Hofrat D. H. Müller). Dr. Hermann Egger: „Einige Darstellungen vom *Forum Romanum* im *codex Escurialensis*".

Wien. Dr. Max Nistler.

Das zehnte bis zwölfte Jahr des Wiener Neuphilologischen Vereins[1]).

(November 1902 — Juni 1905.)

Sein XIX. Semester eröffnete der Wiener Neuphilologische Verein durch eine gemeinsam mit dem Verband „Die Realschule" abgehaltene Sitzung. Herr Prof. Seeger hatte das Referat übernommen und entrollte in seinem Vortrag „Der Bildungswert der modernen Sprachen, ein Beitrag zur Berechtigungsfrage der Realschule" das Programm der Deutsch-Österreichischen Neuphilologenschaft, dessen einzelne Punkte zu einem anregenden Meinungsaustausch mit den zahlreich erschienenen Vertretern des klassischen Sprachunterrichtes erwünschte Gelegenheit gaben. In der nächsten Sitzung, der siebzigsten seit Gründung des Vereins, wies Herr Kustos Dr. von Lenk nach, daß sich die Burensprache am Beginne des XVII. Jahrhunderts aus dem Holländischen selbständig entwickelte und gab einen Überblick über die Literatur dieses Idioms von ihrem Begründer Du Toit an. Herr Privatdozent (jetzt Universitätsprofessor) Dr. Kellner schlug in der nächsten Versammlung die Versendung eines Arbeitsprogrammes für ein englisch-deutsches Wörterbuch und die Gründung eines Archivs für neuenglische Wortforschung vor.

Das Jahr 1903 eröffnete Herr Prof. Dr. Castle, indem er von „Moisasurs Zauberfluch" an Entstehung, Bühnengeschichte und Quellen der Märchendramen Raimunds behandelte. Im nächsten Vortrage machte Herr Prof. Friedrich Bock auf eine Reihe dem Französischen nachgebildeter Wörter und Wendungen in Goethes Sprache aufmerksam. Herr Prof. Dr. Kellner sprach in der Märzversammlung über Bernard Shaw, insbesondere über seine Dramen, die er als satirische Ausfälle gegen die herrschende Gesellschaftsordnung kennzeichnete. Das zehnte Vereinsjahr schloß Herr Privatdozent Dr. Arnold, indem er die Versammlung mit Karl Wolf, dem Verfasser und Regisseur der Meraner Volksschauspiele, bekannt machte, die Bühneneinrichtung seines Theaters erläuterte und eine Aufführung des Andreas Hofer schilderte.

Zur Eröffnung des 11. Vereinsjahres besprach Herr Prof. Dr. Meyer-Lübke die Herkunft der Rufnamen in den verschiedenen Teilen des einstigen römischen Reiches mit Rücksicht auf die politische Geschichte.

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. Bd. XLV 953, Bd. XLVII 479, Bd. IL 286. — Beiträge zur neueren Philologie, Jakob Schipper zum 19. Juli 1902 dargebracht. Wien 1902, S. 464 ff. — Chronik des Wiener Neuphilologischen Vereins. Den Teilnehmern am VIII. allgemeinen Deutschen Neuphilologentage als Festgabe dargebracht vom Vereinsausschuß. Wien 1898.

In der zweiten Versammlung stellte Herr Prof. Kellner Gesichtspunkte auf, die bei der Gründung des Archivs für Neuenglische Wortforschung maßgebend waren, während Herr Hofrat Schipper über den Gang der in derselben Angelegenheit gehaltenen Kommissionssitzungen berichtete. Den Schluß des Jahres 1903 bildete ein Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Arnold, der zu Meyerfelds „Von Sprach' und Art der Deutschen und Engländer" eine reiche Sammlung von Ergänzungen und Verbesserungen beibrachte.

An der Spitze der Vortragenden des Jahres 1904 stand Herr Prof. Dr. Glauser mit Bemerkungen über die Frage, wie das richtige Verständnis für die Hauptwerke moderner fremdsprachlicher Schriftsteller beim Unterricht geweckt werden könne. Der Vortragende legte auch ein mit Prof. Gras herausgegebenes Bändchen vor, das Auszüge aus dem französischen Roman des XIX. Jahrhunderts mit Kommentar in der Sprache des Textes enthält. In der achtzigsten Versammlung beleuchtete Herr Prof. Duschinsky die Stellung Brunetières zum Naturalismus, zur Kultur des Mittelalters, insbesondere aber zu H. Taine und seinen Theorien. Herr Dr. Horner sprach in der nächsten Sitzung über Steigenteschs Beziehungen zu Goethe, namentlich über die in Schlegels Deutschem Museum erschienenen Angriffe des österreichischen Schriftstellers auf den Dichterfürsten und ihre Ursachen. Im April schilderte Herr Dr. von Wurzbach das Leben und Dichten des François Villon und verwies auf seine kommentierte Ausgabe des Poeten. Herr Prof. Dr. von Weilen besprach einen Monat später die Shakespeare-Bearbeitung, welche Schreyvogel als Leiter des Burgtheaters aufführen ließ und ihren Einfluß auf Laube. Zum Schluß des 11. Vereinsjahres zeigte Dr. Eichler in seinen Ausführungen über „Chr. Wernickes Hans Sachs und sein Drydensches Vorbild" die Abhängigkeit Wernickes von des englischen Dichters „Mac Flecknoe" und hob den Wert des deutschen Gedichtes als eines der frühesten Beispiele persönlich-literarischer Kritik hervor.

Am Beginne des 12. Vereinsjahres besprach Herr Landesschulinspektor Kapp den Austausch von Lehrkräften zwischen Österreich und Frankreich, schilderte die Stellung der ausländischen Kandidaten an den französischen Lyzeen und kam zu dem Schluß, daß diese allen Anforderungen entspricht. Seine Vorschläge über die Verwendung französischer Kandidaten in Österreich fanden, von Herrn Hofrat Dr. Huemer unterstützt, einstimmige Billigung. In derselben Sitzung berichtete Herr Prof. Dr. Reitterer über den XI. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentag in Köln. Die Februarversammlung brachte einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. Wotke über den Deutschunterricht unter Maria Theresia; Denis wurde als Verfasser der ersten deutschen Metrik und des ersten deutschen Lesebuches für den Schulgebrauch bezeichnet. Zum Schlusse des Jahres 1904 behandelte Herr Privatdozent (jetzt Universitätprofessor) Dr. Ettmayer Ritter von Adelsburg ausgewählte syntaktische Erscheinungen innerhalb der westromanischen Mundarten.

In der ersten Versammlung des Jahres 1905 suchte Herr Prof. Dr. E. Castle das Charakterproblem in Goethes Tasso zu lösen und fand, daß des Helden Lebenswerk an der Passivität der Prinzessin und der eigenen Neigung, alles mißzuverstehen, scheitert. Den zweiten Vortrag hielt Herr Prof. Dr. M. H. Jellinek über die Lehren der älteren deutschen Grammatiker von Accent und Quantität, deren Verwechslung durch die veränderte Aussprache der klassischen Idiome auf dem Boden der neueren Grammatik entstand. Die 90. Versammlung leitete Herr Privatdozent Dr. Puşcariu durch Mitteilung von Proben aus seinem etymologischen Wörterbuch der rumänischen Sprache ein. Die Herren Prof. Reitterer und Prof. Glauser legten Leitsätze für die Errichtung von internationalen Auskunftsstellen für Neuphilologen vor. Herr Lektor Dr. Pughe besprach in der Maiversammlung den Einfluß Schillers auf Coleridge und die Stellung Carlyles zu Schiller.

Am Schluß des 12. Vereinsjahres widmete Herr Prof. Dr. M. H. Jellinek dem unvergeßlichen Vereinsmitglied Richard Heinzel einen Nachruf und entwarf ein Bild von der großen Persönlichkeit des Gelehrten und Lehrers wie nicht minder von dem vorbildlichen Charakter des allverehrten Mannes.

Wien. Dr. Rudolf Sonnleithner.

Entgegnung.

Zusammensetzungen gehören auch in ein Rechtschreibwörterbuch, weil bei ihnen oft gefehlt wird; ich las z. B. Beschwichtigungs-Hofrat; sie finden sich auch in allen größeren Wörterbüchern; nur „ungefährliche" Zusammensetzungen wie etwa Gartenhaus ließ ich aus der 1. Aufl. weg.

In den Schreibungen folge ich, wie ich ja in der Vorrede sage, dem „Buchdrucker-Duden"; die freiwillige Unterordnung unter ein allgemein anerkanntes Buch ist wohl mehr im Vorteil der Einheitsschreibung gelegen, als wenn ich meine Ansicht hervorkehrte. Mit dem „Drucker-Duden" stimmen aber die gerügten Schreibweisen überein: Der Erste des Monats (herausgefordert durch amtliches „Der Erste der Klasse"), achtel Zentner, ambrosianisch und Athanasianisch (s. dazu Dudens Wörterbuch, 7. Aufl., S. XVII), ins reine und ins Gleiche (solche Nichtübereinstimmungen gibt's auch im amtlich geregelten Teile unserer Rechtschreibung), Kartonnage und kartonieren (vgl. amtliches Karton(n)age und kartonieren, Pardon und pardonnieren), Klub und Klubbist (wie im Englischen), allerart („aller Art" auf dem Titelblatt ist nicht beiwörtlich gebraucht; da müßte man auch amtliches „begreiflicherweise" rügen, weil man schreibt: in begreiflicher Weise). Schwächen unserer Rechtschreibung darf man nicht aufs Kerbholz der Verfasser von Rechtschreibbüchern setzen. Zu jenen gehören auch Fälle wie „achtziger Jahre" und „in die Achtzig", Aufsehen erregend und schwindelerregend usw., vgl. amtliches „Ackerbau treibend und ackerbautreibend".

Nur Millenium ist nach dem „Buchdrucker-Duden" richtig zu stellen und mit nn zu schreiben; meine Schreibung, die auch Stejskal hat, erklärt sich aus dem Französischen und der hie und da üblichen deutschen Aussprache.

Schwierigkeiten bei der Zeitbildung zusammengesetzter Zeitwörter verlangen deren Aufnahme; darum finden sich die gerügten Zusammensetzungen, z. B. von sprechen, auch bei Duden, Erbe usw. Das Büchlein soll ja auch den deutschen Wortschatz in möglichster Reichhaltigkeit für andere Zwecke vorführen.

Darüber, was aufgenommen werden soll, gehen die Wünsche überhaupt sehr auseinander. Warum gerade derbe und hebräische Wörter ausgeschlossen sein sollen, die man so oft in Witzblättern und Zeitungen liest? Man kann's nicht allen recht tun.

Das gilt besonders auch von den Fremdwörtern und ihren Erklärungen und Verdeutschungen.

Bis auf ganz wenige verunglückte Fälle findet sich all das Gerügte auch in meinen verläßlichen Quellwerken, bei Duden, Erbe, Saalfeld, in den Verdeutschungsbüchern des Deutschen Sprachvereins, in Meyers Konversationslexikon usw. Warum soll chokant neben verletzend nicht schaudrig bedeuten? Muret übersetzt dieses mit *shocking!* Warum soll Cicerone als Buchtitel nicht Kunstweiser heißen? Die Besprechung erweckt den Anschein, als seien die gerügten Verdeutschungen die einzigen angegebenen, und doch stehen bei Automobil 4, bei Germanist 3; warum soll ich die dermalen „erheiternd" wirkenden, oft gehörten und gelesenen Verdeutschungen nicht auch bringen? Wie manches ursprünglich scherz-

hafte Wort wurde später ganz ehrbar und umgekehrt. „Umstandsmeier" halte ich neben Formenkrämer für eine prächtige Verdeutschung; Zuckerl, Alt-, Neusprachler, abblitzen ist vielen Deutschen ganz geläufig; Gutsel (s. auch Erbe) und Allerweltsdusler las ich schon oft; auch in den meisten anderen Fällen geht's bei etwas gutem Willen; man lese: Wülfing, Was mancher nicht weiß, S. 143.

Nur bei Marmelade: Schachtelmus (neben Fruchtmus) weiß ich augenblicks nicht, woher ich diese unverständliche Verdeutschung habe.

Rachitis (so schreibt auch der „Drucker-Duden") ist nach Saalfeld schottisches *rākits* = engl. Krankheit. „Meiner Sechs" erklärt u. a. auch Behaghel, Deutsche Sprache, 2. Aufl., S. 105, so!

Noch manchem anderen könnte ich anderer und meine Ansicht entgegenstellen.

Dankbar bin ich für die Bekanntgabe der Druckfehler — sie sollten nicht vorhanden sein; doch wer die augen- und gehirnzermarternde Arbeit der Durchsicht so kleinen Druckes kennt, wird sie entschuldbar finden; es kommt beiläufig auf 40.000 Buchstaben ein falscher.

Prag. Dr. Johann Weyde.

Erwiderung.

Der scheinbare Widerspruch zwischen den Schreibungen „allerart" und „aller Art" ist nun aufgeklärt: vielleicht entschließt sich der Verf., den Unterschied (allerart Waren, Waren aller Art) in einer neuen Auflage ersichtlich zu machen. Meine übrigen Ausstellungen muß ich aufrecht erhalten. Ich hatte z. B. erklärt, daß Rachitis (so geschrieben) nicht griechisch-englischen Ursprungs sei. Wird meine Behauptung dadurch widerlegt, daß man das Wort auf das schottische *rākits* zurückführt? Gegenüber der mir wohlbekannten Deutung von „meiner Sechs" bei Weyde (S. 139) verweise ich auf Moritz Heynes Deutsches Wörterbuch III. Bd., S. 550 und auf Hermann Pauls Deutsches Wörterbuch, S. 409. Die Ablehnung mehrerer Verdeutschungen legt mir W. als Mangel an gutem Willen aus. Er tut mir unrecht. Beim besten Willen kann ich es nicht über mich gewinnen, Jakob Grimm einen großen Deutschmeier zu nennen oder zu sagen: „Ich lasse mich nicht gerne abblitzen". Doch genug davon! Ich bleibe dabei, daß Weydes Buch in den von mir bezeichneten Richtungen verbesserungsbedürftig ist; aber ich will nicht schließen, ohne neuerdings anzuerkennen, daß das Buch auch in seiner gegenwärtigen Gestalt gute Dienste leistet.

Graz. L. Lampel.

Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmales in Wien.

Das Andenken eines der größten Meister deutscher Sprachkunst in Österreich wurde seit seinem Hinscheiden von den dankbaren Söhnen des Vaterlandes in mannigfacher Weise verherrlicht. Die schönsten, bedeutungsvollsten Zeichen der sich von Jahr zu Jahr steigernden Verehrung für den unerreichten Naturschilderer sind der granitene Obelisk auf der Seewandkuppe des Blöckensteines, welcher seinen Namen trägt, und das überlebensgroße Stifter-Denkmal in Linz. Wie sehr die Begeisterung für

die Werke des edlen, von den lautersten Idealen erfüllten Verkünders höchster Sittlichkeit und Reinheit allerorts lebendig und wirksam ist, beweisen die neuen Stifter-Ausgaben, deren Zahl in den letzten sieben Jahren auf zwanzig gestiegen ist. Heute fehlen Stifters Werke in keinem Verzeichnisse der deutschen Klassiker und in ganz Deutschland wird der glänzende Schilderer der edlen Menschlichkeit und der ernsten Naturgewalten als einer der hervorragendsten Meister der ungebundenen Rede allgemein anerkannt. Die steigende Volkstümlichkeit seines Namens hat sich bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier seiner Geburt am 23. Oktober 1905 wieder überzeugend erwiesen in Hunderten von begeisterungsvollen, den unverminderten Dichterruhm Stifters kündenden Aufsätzen. Die meisten derselben erschienen in Deutschland, sehr viele aber auch in Wien, wo die eigentliche geistige Heimat des Dichters war, wo er seine beliebtesten, am eifrigsten gelesenen Werke schrieb und wo er allzulange ein Halbvergessener geblieben ist. Die Stadt Wien hat an die Manen des Dichters eine alte Ehrenschuld abzutragen; noch fehlt ihr das Standbild des großen Meisters, dessen herrliche Werke heute mehr als je einen segensreichen, erhebenden, erziehlichen Einfluß auf die Jugend und auf einen stetig wachsenden Kreis der Lesewelt ausüben. Neben den monumentalen Erinnerungszeichen für Grillparzer, Anzengruber, Lenau, Grün, Raimund und Hamerling darf in Wien ein würdiges Denkmal für Stifter nicht fehlen.

Zur Erreichung dieses edlen Zieles ergeht hiermit an alle Verehrer des Dichters die Bitte, an der Errichtung eines Standbildes nach Kräften mitzuwirken. Jede, auch die kleinste Gabe, wird willkommen sein. Spenden sind zu richten an den Kassaverwalter des Denkmalausschusses Herrn Karl Ad. Bachofen von Echt senior, Wien, XIX., Hackhofergasse 18, „Für den Wiener Stifter-Denkmalfonds an das Postsparkassen-Scheck-Konto Nr. 85.912", an die Becksche k. und k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung Alfred Hölder in Wien, I., Rotenturmstraße 13, oder an C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, Hospitalstraße 10.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Horaz und Walter von der Vogelweide.

Dem aufmerksamen Leser Horazens und Walters von der Vogelweide muß es auffallen, daß der Römer und der Deutsche vielfach auf den nämlichen Bahnen wandeln und zwar zuweilen sogar in dem Maße, daß sich unwillkürlich die Frage aufdrängt, ob nicht am Ende der jüngere Dichter den älteren gekannt und von ihm Anregungen empfangen hat. Auf die Berührungspunkte, die das poetische Schaffen der beiden zeigt, möchte ich im folgenden kurz hinweisen, indem ich gebührendermaßen eine tiefer eindringende Behandlung jener Frage einem Literaturhistoriker von Fach überlasse.

Da finden wir zunächst den Gegensatz zwischen „hoher und niederer Minne", der sich wie ein roter Faden durch die Liebeslieder Walters hinzieht, schon bei dem Venusiner angedeutet; beide Sänger haben sich zeitweise selber der zweiten Gattung der Liebe gewidmet, während wir sie anderweitig in der Überzeugung einig sehen, daß dieselbe eigentlich doch etwas Beschämendes an sich habe:

Hor. Od. I 27, 14 ff. quae te cunque domat Venus,
Non *erubescendis* adurit
Ignibus, ingenuoque semper
Amore peccas: quidquid habes, age,
Depone tutis auribus. Ah miser,
Quanta laborabas Charybdi,
Digne puer *meliore flamma!*

Walter[1]) 47, 5 ff. *Nideriu* minne heizet, diu sô *swachet*
daz der lîp nach *kranker liebe* ringet:
diu minne tuot *unlobelîche* wê.

hôhiu minne reizet unde machet
daz der muot nâch *werder liebe* ûf swinget:

---

[1]) 6. Ausgabe von K. Lachmann, unveränderter Abdruck der von K. Müllenhoff besorgten 5. Ausgabe, Berlin 1891.

Od. I 33, 13 ff. Ipsum me *melior* cum peteret *Venus*,	diu winket mir nû, daz ich mit ir gê.
Grata detinuit compede Myrtale	49, 31 f. Sie *verwîzent* mir daz ich
Libertina . . .	sô *nidere* wende mînen sanc.
Od. II 4, 1 f. Ne sit *ancillae* tibi amor *pudori*, Xanthia Phoceu!	

An ein sprödes Mädchen geraten, wendet sich der eine wie der andere an die Liebesgöttin mit der Bitte, die Trotzige zur Fügsamkeit zu bringen; wem die Umstimmung der Geliebten, welche übrigens der Römer und der Deutsche mit verschiedenen Mitteln erzielt wissen wollen, zugute kommen soll, darüber läßt uns Horaz ebensowenig wie Walter im Zweifel, wenn er sich auch den Anschein gibt, als habe er sich unter dem Eindruck des erlittenen Mißerfolges entschlossen, den Fahnen der Venus Valet zu sagen[1]):

Hor. Od. III 26, 11 f. Regina (d. i. Venus), *sublimi flagello*	Walter 40, 32 ff. ir hât mich geschozzen
Tange Chloën semel arrogantem!	und gât sie (die Geliebte) genozzen:
	ir ist sanfte und ich ab ungesunt.
	Frouwe, lât mich des geniezen,
	ich weiz wol, ir habet *strâle* mê:
	muget irs in ir herze schiezen,
	daz ir werde mir gelîche wê usw.

Ein andermal flehen sie die Göttin um Schonung an, allerdings unter verschiedenen Umständen: der Römer meint, er sei nun schon zu alt, um der Venus noch weiterhin zu dienen, bei dem Deutschen tritt jene Bitte im Zusammenhang mit dem in dem soeben zitierten Liede ausgesprochenen Wunsche auf, daß *Frouwe Minne* die Last der Liebespein nicht ihm allein aufbürden, sondern auch der spröden Geliebten den gebührenden Anteil davon zukommen lassen möge:

Hor. Od. IV 1, 1 f. Intermissa, Venus, diu	Walter 55, 26 f. Genaediclîchiu Minne, *lâ!*
Rursus bella moves? *parce*, precor, precor![2])	war umbe tuost dû mir sô wê?

Wenn wir, das Gebiet der Liebesdichtung verlassend, anderen Kreisen des menschlichen Lebens unsere Aufmerksamkeit zuwenden,

---

[1]) s. die Horazausgabe von A. Kießling, 3. Auflage besorgt von R. Heinze, Berlin 1898.

[2]) Zum Ausdruck vgl. Hor. Od. II 19, 5 ff.

so sehen wir zunächst beide Dichter in der Wertung der Freundschaft und der Verwandtschaft so ziemlich übereinstimmen:

Hor. Sat. I 1, 88 f. *At si cognatos, nullo natura labore* *Quos tibi dat,* retinere velis servareque amicos usw.	Walter 79, 22 f. *mâgschaft ist ein selbwahsen êre:* sô muoz man friunde verdienen sêre.

Zuweilen vernehmen wir tieferrnste Töne, die bei Horaz anklingen, auch bei Walter von der Vogelweide; so z. B. wenn sich beide selbst den Vorwurf der Vernachlässigung des göttlichen Wesens machen:

Hor. Od. I 34, 1 ff. *Parcus deorum cultor et infrequens,* Insanientis dum sapientiae Consultus erro, nunc retrorsum Vela dare atque iterare cursus Cogor relictos	Walter 26, 3 ff. *Vil wol gelobter got, wie selten ich dich prîse!* sît ich von dir beide wort hân unde wîse, wie getar ich sô gefreveln under dîme rîse?

oder wenn sie mit ängstlicher Besorgnis in die Zukunft blicken, von der die Gegenwart nicht viel Gutes erwarten läßt:

Hor. Od. III 6, 46 ff. *Aetas parentum peior avis tulit* *Nos nequiores, mox daturos* *Progeniem vitiosiorem.*	Walter 23, 11 ff. Ez troumte, des ist manic jâr, ze Babilône, daz ist wâr, dem künge, ez würde bœser in den rîchen [1]). *Die nû ze vollen bœse sint,* *gewinnent die noch bœser kint,* *jâ hêrre got, wem sol ich diu gelîchen?*

Manche Berührungspunkte bietet uns endlich das Verhältnis, in welchem Horaz und Walter zu den Mächtigen der Erde gestanden sind.

Dem Heiden ist ebenso wie dem Christen der K a i s e r — dort Augustus, hier Otto IV. — das irdische Gegen- und Ebenbild des göttlichen Himmelsherrschers:

Hor. Od. III 5, 1 ff. *Caelo tonantem credidimus* [2]) *Iovem* *Regnare: praesens divus habebitur* [2]) *Augustus* usw.	Walter 12, 6 ff. Hêr keiser, ich bin frônebote und bring iu boteschaft von gote. *ir habt die erde, er hât daz himelrîche.*

Von dem römischen Dichter wird des Augustus Stiefsohn Drusus, der Bezwinger der Vindeliker, mit einem Adler und einem

[1]) Daniel 2, 29 ff.

[2]) *credidimus* „von jeher und jetzt", *habebitur* „jetzt und immerdar". Kießling.

Löwen verglichen; Walter setzt Otto IV. in die nämliche Parallele, welche ihm allerdings hier speziell dadurch nahegelegt war, daß der Welfenkaiser bei der Krönung in Rom drei Löwen und einen halben Adler im Wappenschilde führte [1]):

Hor. Od. IV 4, 1—18: Qualem *ministrum fulminis alitem* usw.	Walter 12, 24 ff. ir tragt zwei keisers ellen, des *aren* tugent, des *lewen* kraft: die sint dez herzeichen an dem schilte.

Gleich lebhaft ist bei beiden die Freude, als der eine durch die Huld des Mäcenas, der andere durch die Gnade König Friedrichs II. ein eigenes Heim erhält [2]):

Hor. Sat. II 6, 1 ff. Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus, Hortus ubi et tecto vicinus iugis aquae fons Et paulum silvae super his foret. Auctius atque Di melius fecere. Bene est.	Walter 28, 31: Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen.

Auf der anderen Seite haben sie freilich auch die Belästigungen kennen gelernt, denen man durch eine Bekanntschaft mit hohen Herren von Seiten der neugierigen Menge ausgesetzt ist:

Hor. Sat. II 6, 51 ff. Quicumque obvius est, *me consulit:* „O bone *(nam te* *Scire, deos quoniam propius contingis, oportet)* Num quid de Dacis audisti?“ „Nil equidem.“ „Ut tu Semper eris derisor!“ „At omnes di exagitent me Si quicquam.“	Walter 84, 14 ff. *Si frâgent mich vil dicke,* waz ich habe gesehen, *swenn ich von hove rîte,* und waz dâ sî geschehen. Ich liuge ungerne, und wil der wârheit halber nicht verjehen.

Weiteres Material vermag ich nicht beizubringen; es dürfte indes keineswegs als ausgeschlossen gelten, daß solches vorhanden ist. Vielleicht gelingt es auch einmal, Beziehungen Walters zu anderen antiken Dichtern zu entdecken und klarzulegen. Ich kann mir nicht versagen, zum Schlusse auf einen Fall hinzuweisen, in welchem derartige Beziehungen vorzuliegen scheinen:

---

[1]) s. die Walterausgabe von F. Pfeiffer, 6. Aufl. herausgegeben von H. Bartsch (Leipzig 1880) Nr. 136, Fußnote.

[2]) Auf diese Parallele hörte ich einmal Herrn Prof. Dr. A. Stapfer in München hinweisen; doch hatte ich damals meine Zusammenstellung der Berührungspunkte zwischen Horaz und Walter zu Hause bereits im Manuskript vollendet.

Plautus Amphitruo 941 ff. Verum irae siquae forte eveniunt huius modi
Inter eos: rursum si reventum in gratiamst,
Bis tanto amici sunt inter se quam prius.
Terentius Andria 555: Amantium irae amoris integratiost.
Terentius Eunuchus 59: In amore haec omnia insunt vitia: iniuriae,
Suspiciones, inimicitiae, indutiae,
Bellum, pax rursum .....

Walter 70, 8 ff. ich wil daz wol zürnen müeze
liep mit liebe, swa'z von friundes herzen gât.
trûren unde wesen frô,
sanfte zürnen, sêre süenen, deis der minne
reht: diu herzeliebe wil alsô.

Straubing (Bayern). Ludwig Steinberger.

Zur Etymologie von *moenia* und *passus*.

Das neue Buch von Walde (Latein. etymologisches Wörterbuch), das nun schon in raschem Wachsen bis zum Buchstaben *s* gediehen ist, wird sicher für lange Zeit das einzige Nachschlagewerk seiner Art bleiben; darum ist ihm eine weite Verbreitung gewiß und es dürfte wohl nach wenigen Jahren bereits eine zweite Auflage erleben. So mag es also im Interesse der Sache rätlich scheinen, beizeiten auf jene Artikel hinzuweisen, die vielleicht einer Umarbeitung bedürfen. Deshalb wähle ich zunächst

I. *Moenia*,

einen Artikel aus der 5. Lieferung (S. 390), der zugleich geeignet ist, den Haupt- und Grundfehler zu veranschaulichen, an dem manche Etymologien des neuen Buches meiner Ansicht nach leiden. Es heißt a. a. O.:

Moenia „Stadtmauern“: mit *munio (moenio)* „befestige“, *murus* „Mauer (ursprünglich aus Pfählen)“, zu der auch in *meta* vorliegenden Wurzel **meįe-* „Pfahl; durch einen Pfahlzaun befestigen“ in ai. *minóti* „befestigt, gründet, errichtet, baut“ usw. Es folgen noch vier Sanskritworte, zwei lettische und drei keltische, deren Verwandtschaft mit *moenia* aber der Bedeutung wegen („Stein“) als unsicher hingestellt wird.

Diese Erklärung scheint mir das Nächstliegende, nämlich Anknüpfung an verwandte lateinische und italische Wörter und genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs außeracht zu lassen.

Das Charakteristische in der Wortbedeutung von *moenia*, nämlich 'Stadtmauern' oder besser 'Umwallung' ist zwar ziemlich

richtig angegeben, aber für die Erklärung nicht verwertet; bei dem abgeleiteten *munio* ist aber selbst die Bedeutung nicht richtig angeführt. Denn die bekannten Redensarten *castra munire* und besonders *viam munire* zeigen, daß „befestigen“ nicht die Grundbedeutung des Wortes ist. Freilich paßt für *munire* in den allermeisten Fällen die Übersetzung „Schanzen bauen, mit Schanzen umgeben“, aber in den angeführten Redensarten ist diese gewöhnliche, die Bedeutung einschränkende Übersetzung unmöglich und es scheint sich „bauen“ überhaupt als passend herauszustellen. Aber eine genauere Beachtung des Sprachgebrauches zeigt sogleich, daß diese Bedeutung doch in ganz bestimmte Grenzen einzuschließen ist, allerdings nach einer ganz anderen Seite hin, als man es gewöhnlich durch die Wiedergabe mit „befestigen“ tut. Es sind nämlich nur ganz wenige Objekte, die mit *munio* verbunden vorkommen: *viam, castra, oppidum* u. ä.; dagegen sind z. B. Verbindungen mit *aedes*, *templum*, *navem* unerhört. Diese Beobachtung des Sprachgebrauchs führt zur Erkenntnis der Grundbedeutung und damit auch zur etymologischen Erklärung: *munire* = *munia (moenia) facere*. *Munia* oder auch *munera* sind Leistungen, die im Interesse der Gesamtheit den Gemeindemitgliedern auferlegt werden. Unter primitiven Verhältnissen haben wir uns als die vorzüglichsten und schwersten *munia* den Hand- und Spanndienst zu denken, den in Feindesnot alle Gaugenossen ohne Ausnahme zum Zweck des Aufbaues oder der Verstärkung eines schützenden Ringwalles leisten mußten. Noch im Stadtrecht der cäsarischen Kolonie *Genetiva Urso* in Spanien (Kapitel XCVIII) ist (Bruns, *fontes* p. 119[4] = 128[5]; CIL II S n. 5439) die Verpflichtung zur Arbeit an der *munitio* für die Bürger wie die Insassen und die Eigentümer von Grundstücken auf 5 *operae* (Arbeitstage) für die erwachsenen Personen und 3 *operae* für die *iumenta plaustraria* (Zugvieh) festgesetzt. Wen das Gemeindeoberhaupt aus irgend einem Grunde — meist wohl, weil er sich durch besondere Fähigkeiten auf andere Weise nützlicher machen kann — von solcher allgemeiner Robot losbindet, ist *immunis*, dagegen sind *communes* diejenigen, die als Angehörige einer Gemeinde oder einer anderen Vereinigung zu denselben Leistungen verpflichtet sind.

Moenia aber ist nichts anderes als eine orthographische Doublette von *munia*; allmählich differenziert in Bedeutung und Aussprache, hat es die erstarrte Vokalstufe einer viel früheren Zeit bis in die späteste Periode der Sprachgeschichte hinübergerettet, ähnlich wie *poena* neben *punio* begünstigt durch den konservativen Charakter der Gesetzessprache.

Daraus ergibt sich, daß alle die indischen, lettischen, keltischen Parallelen in dem Artikel *moenia*, aus denen man ja, auch wenn sie wirklich mit *moenia* verwandt wären, recht wenig lernen könnte, besser dem Hinweis auf *munia* Platz machen sollten. Aber auch in diesem Artikel, sowie in dem über *communio* ergeben sich

nach den obigen Darlegungen Mängel; besonders ist gerade das Wesentliche in der Bedeutung von *munus* und dem seltenen *munis* übersehen, ich meine die Nuance der Verpflichtung zu einer Leistung oder, um ein ganz ähnlich angewandtes und abgeschwächtes deutsches Wort zu gebrauchen, der Verbindlichkeit. Dies hat (unter *munis* S. 399) zu der ganz unhaltbaren Aufstellung zweier verschiedener Wurzeln geführt: 1. *mūnis* 'gefällig, dienstfertig', sowie *mūnus* 'Liebesgabe' soll zu *mītis* 'mild' gehören, dagegen 2. *mūnus* 'Amt' usw. zu *mūto* 'tauschen'. Dagegen ist eben einzuwenden, daß *munus* niemals so viel wie *donum* ist; wenn ich sage *amico munera mitto*, so halte ich mindestens immer aus Höflichkeit die Fiktion aufrecht, daß ich zu geben verpflichtet bin; ferner heißt auch *munis* nicht „gefällig, dienstfertig", sondern etwa „verbunden". Vgl. Plaut. Merc. prol. v. 105:

dico eius pro meritis gratum me et munem fore.

II. *Passus.*

Der seltsame Irrtum, den man bei Walde unter diesem Lemma zu lesen bekommt (S. 452): '*passus*, *-ūs* „Schritt"; als „Ausspreizung der Füße beim Gehen" zu *pando*' erklärt sich wohl nur durch die Wirkung der falschen Schulübersetzung, die sich unausrottbar von Geschlecht zu Geschlecht vererbt: *decem milia passuum* = 10000 „Doppelschritte". Leider versäumen die Wörterbücher, dabei anzugeben, daß das wohl eine Umrechnung, aber keine Übersetzung ist. Darauf die Etymologie von *passus* aufzubauen ist verkehrt, eben so gut könnte man *passus* von *pes* herleiten, weil *I passus* = *V pedes* ist.

Es ist allerdings richtig, daß das Längenmaß, das so ziemlich allen indogermanischen und nicht-indogermanischen[1]) Völkern bekannt und geläufig ist und das die Griechen ὀργυιά, die Römer eben *passus* und wir „Klafter" nennen, d. h. die Entfernung von der Spitze des einen Mittelfingers zum andern bei ausgebreiteten Armen[2]), gleich 4 Ellen (wie man sich durch eine kleine Freiübung am eigenen Körper überzeugen kann) — daß dieses Längenmaß, wenn es Wegemaß war, von den praktischen Römern durch Abschreiten gemessen und dann der Einfachheit halber etwas zu gering gleich zwei Männerschritten (also 1·5 *m* statt 1·75 *m* oder 5 statt 6 Fuß) gesetzt wurde. Das ändert aber doch nichts daran, daß *passus* von den *manus passae* und ὀργυιά von χεῖρας ὀρεγνύναι herstammt, nicht von *crura pandere*, was ja (wenn es sich überhaupt nachweisen läßt) nach meinem

[1]) Zufällig ist mir gerade ein Aufsatz von C. v. Hahn im 'Globus' (88, S. 24, 1905) zur Hand, der den ossetischen, ganz gleichartigen Ausdruck (*isvasn*) mitteilt.

[2]) So wird z. B. noch heute von den Holzfällern in meiner Heimat das Holz „geklaftert".

Sprachgefühl nur „grätschen", aber nicht „spreizen" bedeuten könnte. Die Bedeutung „Schritt" für *passus* ist durchaus sekundär und wohl nur in poetischer Färbung, häufiger erst seit der augusteischen Zeit nachzuweisen; an den meisten Stellen ist der Maßbegriff noch herauszufühlen. Bei *Plautus, Bacch.* 832: *Sequere hac me...! — Quo gentium? — Tres unos passus. — Vel decem* bedeutet es z. B. sicher 'Klafter' und nicht 'Schritt', wie Klotz im Handwörterbuch angibt. So sagt man auch, so viel ich sehe, niemals *passum referre, conferre; passu citato, pleno passu* u. dgl., sondern immer nur *gradum referre* usw.

Man muß sich über die irrige Angabe der Grundbedeutung von *passus* bei Walde um so mehr wundern, als ja Stowasser, der von Walde oft zitiert wird, in seinem Lexikon *passus* ganz richtig zuerst mit „Klafter" übersetzt, wenn er auch daneben an „Spreizen der Beine" für die Bedeutung „Schritt" denkt, indem er das Sekundäre dieser Bedeutung übersieht. Übrigens gibt derselbe Stowasser auch schon einen Hinweis auf den Zusammenhang von *moenia* und *munia*; freilich scheint er sich diesen Zusammenhang nicht ganz klar gemacht zu haben, sonst könnte er die Verbindung *viam munire* nicht occ(asionell) nennen.

Die beiden ausgewählten Beispiele scheinen geeignet, zu zeigen, daß sich leider auch das neue Etymologische Wörterbuch nicht ganz frei hält von einem Mangel der vergleichenden Etymologie, wie sie gewöhnlich betrieben wird, überhaupt: nämlich einer außerordentlichen Überschätzung der äußeren Lautgestalt gegenüber dem Bedeutungsinhalt. So gut auf der einen Seite jede Worterklärung von vornherein abzulehnen ist, die den Gesetzen eines sicher festgestellten Lautwandels widerstreitet, eben so gut muß — besonders im Lateinischen, wo der ursprüngliche Lautbestand viel stärker verdunkelt ist als in vielen verwandten Sprachen — jede Etymologie als verfehlt bezeichnet werden, die nur dem trügerischen Gleichklang nachgeht und sich über genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs und der Bedeutungsentwicklung hinwegsetzt.

Prachatitz. Emil Vetter.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Ivo Bruns, Vorträge und Aufsätze. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1905. XXI u. 480 SS. 4°. Preis 8 Mk.

Wenn dieses Buch, wie man mit Sicherheit voraussagen kann, eine starke und nachhaltige Wirkung auszuüben bestimmt ist, so liegt der Hauptgrund dafür selbstverständlich in dem Werte des hier Gebotenen; aber auch das Verdienst des Herausgebers, dem Auswahl und Anordnung verdankt wird, darf nicht übersehen werden. Ein kurzes und knappes, in leisen Strichen hingeworfenes Lebensbild als Einleitung zu einer Reihe kleinerer Aufsätze, die wie leuchtende Steine so geschickt gefaßt und aufgereiht sind, so daß keines das andere verdunkelt, vielmehr jedes die übrigen hebt; das ist das Denkmal, welches Theodor Birt, dessen Name auf dem Titelblatte bescheiden verschwiegen ist, seinem dahingeschiedenen Freunde gesetzt hat. Nicht immer waltet über an sich redlichen Bestrebungen, das Andenken bedeutender Vertreter der Wissenschaft zu pflegen und zu ehren, ein günstiger Stern; diesmal ist die Aufgabe in die Hände des richtigen Mannes gelegt worden. Was Bruns gegenüber den antiken Schriftstellern so meisterlich geübt hat, das liebevolle Erfassen der künstlerischen Eigenart, das ist ihm selbst hier als Ehrengeschenk der Toten zuteil geworden. Das Buch, das auch in Druck, Papier und Format von der philiströsen Schablone wohltuend abweicht, stellt sich als ein kleines Kunstwerk dar, das für alle Zeiten den Reiz des Intimen und Innerlichen behalten wird.

Es ist nicht leicht, den reichen Inhalt des Buches in wenigen Sätzen zu charakterisieren. Begreiflicherweise sind nicht alle hier vereinigten Stücke von gleichem Werte — wertvoll sind sie alle — namentlich wenn man sie von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, der durch die Ziele dieser Zeitschrift gegeben ist, das heißt, wenn man nach der größeren oder geringeren Bedeutung fragt, die sie für die Zwecke des Gymnasialunterrichtes haben. Von den beiden letzten Stücken, die hauptsächlich das biographische Bild des Autors

abzurunden bestimmt sind, kann man von vorneherein absehen. Auch die beiden ersten Aufsätze 'Kult historischer Persönlichkeiten' und 'Zur Homerfrage und griechischen Urgeschichte' werden kaum eine bedeutsame Wirkung ausüben; der zweite, weil er sich nur in der Beurteilung fremder Theorien bewegt, ohne zu voller, deutlicher Aussprache eigener Auffassungen zu gelangen, der erste, weil er im wesentlichen nur ein Vor- oder Beiläufer der beiden selbständigen historiographischen Werke des Verf.s ist, neben denen er nicht recht zur Geltung kommt. Auch die feinen und fesselnd geschriebenen Beiträge zur Gelehrtengeschichte: Michael Marullus (16), Erasmus als Satiriker (17), Montaigne und die Alten (15) und die Gedächtnisrede auf Forchhammer (18) bringen zwar vielfältige Anregung und Belehrung, aber auf Gebieten, die überhaupt selten und in der Schule gar nicht berührt werden, und sind darum für den Lehrer unmittelbar nicht verwendbar. Im höchsten Maße gilt dies hingegen von dem Vortrage über Marc Aurel (13), der hier zum ersten Male gedruckt erscheint und dessen Lektüre man Schülern und Lehrern nicht genug empfehlen kann. Auch Nr. 8, 'Die attizistischen Bestrebungen in der griechischen Literatur', halte ich für sehr geeignet, um das ohnedies nur zu leicht verblassende Bild einer der wichtigsten Strömungen der griechischen Literatur — wichtig namentlich auch durch ihre nahen Beziehungen zur römischen Geisteskultur — wieder aufzufrischen. Eine in sich geschlossene Gruppe bilden die drei Beiträge zu Lucian 10—12 (Philosophische Satiren Lucians, Lucian und Oenomaus, Lucians Bilder), denen sich die kurze Skizze 'Zur antiken Satire' (9) inhaltlich anschließt; sie zeigen, wie scharf und klar Bruns literarische Probleme zu erfassen und wie geschickt er den richtigen Standpunkt für ihre Betrachtung zu wählen wußte. Für die Auffassung des Horaz fällt hier manches ab, auch dort, wo er nicht ausdrücklich genannt wird. Mit der griechischen Tragödie befassen sich 'Die griechischen Tragödien als religionsgeschichtliche Quelle' (3) und 'Maske und Dichtung' (5), der erstere Vortrag ebenso wertvoll durch die großzügige und weit ausblickende Betrachtungsweise des Entwicklungsganges der griechischen Mythologie in historischer Zeit, wie der letztere durch feinsinnige dramaturgische Analysen.

'Helena in Sage und Dichtung' (4) leitet schon zu einer neuen Gruppe über, deren roter Faden die antike Auffassung der Frauenfrage und der Liebe ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man sagt, daß hier sich die Eigenart des Verf.s am schärfsten ausprägt. Allerdings so stark, daß er — ich will nicht sagen, auf Abwege gerät, aber doch den Boden der sicheren Erwägung zeitweilig verläßt. 'Er las die Alten, wie man die modernen Autoren liest', sagt sein Biograph von ihm (S. XII) und spendet ihm damit ein hohes und wohlverdientes Lob. Aber hier gibt er sich dem Problem so ganz hin, nimmt so lebhaft Anteil an diesen großen

und wichtigen Streitfragen, daß er nicht mehr die objektive Ruhe des Beurteilers wahrt und selbst Partei wird. Beim Lesen der 'Attischen Liebestheorien' (6) und der 'Frauenemanzipation in Athen' (7) hat man wirklich Mühe, sich gegenüber der glänzenden Darstellungskunst des Verf.s sein selbständiges Urteil zu bewahren. Auch im 'Literarischen Porträt' ist sehr viel Subjektives und Unbewiesenes enthalten; aber während dort infolge der gründlichen Durcharbeitung des Materials sich das Gleichgewicht für den Leser schließlich doch wieder herstellt, wirken hier die in blitzartiger Beleuchtung auftretenden geistvollen Kombinationen doppelt blendend und verführerisch. Der 'Liebeszauber bei den Augusteischen Dichtern' (14), Bruns' letzte Arbeit, lenkt wieder in abgeklärtere und ruhigere Darstellungsweise ein.

Es schien umso notwendiger, den künftigen Lesern dieser Vorträge und Aufsätze eine Mahnung zur Vorsicht mit auf den Weg zu geben, je mehr es zu bedauern wäre, wenn sie nicht recht viel gelesen würden. Es wird nicht viele Bücher geben, die einen so reichen Schatz an Belehrung und Anregung enthalten und ihn in so vollendeter und zugleich anspruchsloser Form darbieten. Gerade solche Bücher aber sind es, die wir zur Belebung unseres Gymnasialunterrichtes am dringendsten nötig haben. Für die 'Realien', in deren Zeichen wir jetzt stehen, wird durch Kurse, welche die neuen Ergebnisse der Kunstgeschichte, der Topographie, des Staatsrechts mitteilen, in nicht genug anzuerkennender Weise gesorgt; hinsichtlich der gewaltigen Fortschritte der Altertumswissenschaft auf den rein geistigen Gebieten während des letzten Vierteljahrhunderts scheint man das Gleiche für weniger nötig zu halten. Und doch wird man nicht in Abrede stellen wollen, daß, seitdem uns das Verständnis für die Philosophie als Lehrmeisterin des Lebens der Alten aufgegangen ist, seitdem wir die Entwicklung ganzer Literaturgattungen richtiger beurteilen gelernt haben, seitdem der Religionsgeschichte im Kreise der Altertumswissenschaft der gebührende Platz eingeräumt worden ist, wir die antiken Schriftsteller mit ganz anderen Augen ansehen. An gesicherten Resultaten fehlt es hier so wenig wie dort. Der Lehrer, der bei der Horazerklärung die Kießlingsche Ausgabe nicht zugrunde legt, gilt mit Recht als rückständig; ähnliches muß auch für die übrigen Gymnasialautoren angestrebt werden. Und was man auch sagen mag: die große Wirkung, die Griechen und Römer auf unsere Zeit noch immer ausüben, beruht doch in erster Linie auf dem idealen Gehalt der antiken Schriftstellerei. Die erfolgreichsten Theaterausgrabungen werden den lebendigen Widerhall, den die wenigen Blätter einer antiken Tragödie zu uns herübertragen, nicht wesentlich verstärken können. 'Wir lernen Griechisch, um griechische Bücher lesen zu können', sagt Wilamowitz mit Recht.

Adolf Exner hat in seiner Rektoratsrede das geflügelte Wort vom naturwissenschaftlichen Zopf geprägt; der von verschiedenen

Seiten sich dagegen erhebende Schrei der Abwehr bewies, daß er eine wunde Stelle berührt hatte. Unsere Zeit hat sich redlich bemüht, dem Gymnasialunterrichte den grammatischen Zopf abzuschneiden; davor, daß einmal an seiner Stelle der reale hänge, können uns gute Bücher von der Richtung des vorliegenden am besten bewahren.

Harvard Studies in classical philology. Vol. XV. 1904. Published by Harvard University, Cambridge, Massachusetts, U. S. A. (Leipzig, Otto Harrassowitz). 244 SS. 8°. Preis 6 Mk. 50 Pf.

Der neue Band der bekannten Serie enthält fünf Abhandlungen. Die erste: 'On the Composition of Boethius' Consolatio Philosophiae' von Edward Kennard Rand, sucht im Gegensatze zu Usener, Peiper u. A. nicht nur den poetischen Partien des Werkes, sondern auch den philosophischen Prosastücken größeren Wert und größere Selbständigkeit zu vindizieren, indem z. B. direkte Benützung des Aristotelischen Protreptikos angenommen und der zweite Hauptteil im wesentlichen als eine Kritik neuplatonischer Theorien aufgefaßt wird. Ob das seit Prantl öfters gebrauchte Schlagwort, daß Boethius der erste Scholastiker sei, viel zum Verständnis der Consolatio beiträgt, bezweifle ich. — In den 'Notes on some Uses of Bells among the Greeks and Romans' gibt Arthur Stanley Pease sehr reichhaltige und wertvolle Nachträge und Berichtigungen zu dem Buche des französischen Abbé Morillot über den Gegenstand. — Edward Capps sucht in 'The Nemesis of the younger Cratinus' zu erweisen, daß das Scholion zu Aristophanes' Vögeln 521 recht hat, wenn es von dem Vorkommen Lampons in einer vom jüngeren Kratinos verfaßten Komödie 'Nemesis' spricht, und nimmt einen Irrtum Plutarchs in der Stelle Perikles c. 3 an, mit Gründen, die jedenfalls in sehr ernste Erwägung zu ziehen sind. — Eine sehr tüchtige Arbeit ist die von Floyd G. Ballenstine 'Some Phases of the Cult of the Nymphs', der die Verehrung der Nymphen bei Griechen und Römern als Wasser- und sodann als Heirats- und Geburtsgöttinnen untersucht und ein alphabetisches Verzeichnis der Nymphennamen aufstellt. — Die letzte, umfangreichste Arbeit (sie füllt gerade die Hälfte des ganzen Bandes), von Wilhelm Wilson Baker, 'De comicis graecis litterarum iudicibus' ist eine ungemein fleißige Zusammenstellung aller Anspielungen und Urteile über literarische Dinge, die sich in den Komikerfragmenten finden, die aber durch allzugroße Breite der sachlichen Ausführung, wie der stilistischen Darstellung etwas ermüdend wirkt. Auch geht der Verf. hie und da etwas zu weit, wenn er z. B. in dem Anfang der Thais des Menander eine Spitze gegen die übrigen zeitgenössischen Dichter wittert u. dgl. m. Doch bleibt die Arbeit als Materialsammlung immer sehr dankenswert. — Die Ausstattung ist wie immer eine ganz vorzügliche.

Graz. Heinrich Schenkl.

Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Ferdinand Vollbrecht. 10., verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Wilhelm Vollbrecht. Mit 67 Abbildungen im Texte, drei Tafeln und einer Übersichtskarte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905, IV u. 251 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.

Vollbrechts Wörterbuch hat Ref. in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen, die 9. Auflage im Jahrg. 1900, S. 122 f. Der Unterschied zwischen der 9. und 10. Auflage ist nicht allzu bedeutend, aber immerhin bemerkenswert. Der äußere Umfang des Buches ist genau derselbe geblieben, aber der Änderungen und Zusätze im einzelnen sind nicht wenige. Neu hinzugekommen ist zu *Ζεύς* (S. 101) die Abbildung eines Zeuskopfes, zu *τοξεύω* (S. 225) das Bild eines Bogenschützen; außerdem ist zu *ψέλιον* (S. 245) statt der bisherigen kleinen eine größere Abbildung gegeben, endlich ist die frühere Abbildung der Alexanderschlacht (S. 182) durch eine schönere und doppelt so große (Tafel III) ersetzt. Der Text des Buches hat namentlich infolge der neueren lexikalischen Arbeiten von H. Menge, W. Gemoll und A. Kaegi (Benselers Wörterbuch, 12. Aufl.) manche Änderung, Kürzung, Umstellung und Erweiterung erfahren. Fast neu bearbeitet wurden die Artikel *Ἔφεσος*, *Λάρισα*, *Μέσπιλα*, *τριήρης* und *χιτών*. Dies wären im wesentlichen die Neuerungen der zehnten Auflage. Möge es dem Buche, das nun durch 40 Jahre in hervorragender Weise zur Förderung des griechischen Unterrichtes beigetragen hat und jetzt in sein fünftes Jahrzehnt eintritt, noch lange vergönnt sein, in gleichem Maße den griechischen Unterricht zu beleben und zu befruchten!

Wien. J. Golling.

Pietro Rasi, Dell' anno di nascita di Lucilio. (Atti del congr. intern. di scienze storiche.) Roma 1903.

Prof. Rasi hat schon 1887 die heikle Frage in der Schrift *Satirae Lucilianae ratio quae sit (Padua)* behandelt und Hilberg in dieser Zeitschrift (XLVIII 723 ff.) ihm sorgfältig und genau geantwortet. Rasi geht neuerdings daran, aus stilistischen, u. zw. sehr beachtenswerten stilistischen, sowie sachlichen Gründen von den beiden Luciliusnotizen das Geburtsdatum ganz, das Todesjahr zum Teil (*„anno aetatis XLVI“*) zu athetieren. Das Todesjahr steht ja fest und ich wäre also sofort bereit, das Geburtsjahr mit Rasi als fremden Einschub zu erklären — wenn für die ominösen Worte *a. a. XLVI* sich nur irgend eine plausible Erklärung fände. Aber gerade diese Worte sind der wunde Punkt; denn — ob sie nun von Hieronymus selbst oder einem Interpreten stammen, sie führen doch wieder zu dem alten Rätsel zurück, das M. Haupt so bestechend gelöst hat.

Wien. J. M. Stowasser.

The text tradition of Ammianus Marcellinus. By Charles Upson Clark, Ph. Dr., Tutor in Latin in Yale College. With five manuscript facsimiles. A Thesis presented to the Faculty of the Graduate School of Yale University in Candidacy for the Degree of Doctor of Philosophy. Published by the author. New Haven, Conn 1904. 67 SS. 8°.

Vorliegende Dissertation ist die Vorläuferin einer möglichst umfassenden kritischen Ausgabe des Marcellinus, die demnächst bei Weidmann in Berlin erscheinen soll. — Ein Überblick über die bis jetzt bekannten Handschriften, soweit sie für die Textkritik des Autors in Betracht kommen, und ihre Verwertung in den Ausgaben bis Hadrianus Valesius (1681) geht voran. Hieran schließt sich die Verarbeitung und Untersuchung des vom Verf. gesammelten ungewöhnlich reichen Materials. Um die unverrückbare Grundlage für die Textkritik des Marcellinus zu erreichen, untersucht der Verf. zunächst das Verhältnis der Marburger Bruchstücke (*M; Hersfeldensis*) zu allen übrigen Handschriften und Ausgaben bis 1533, d. i. er bietet eine vollständige Kollation der gen. Fragmente mit dem sonstigen handschriftlichen and gedruckten Material, soweit es für die Textkritik bedeutsam ist. Auf diese Weise will der Verf. das Verhältnis von *M* zu den übrigen Handschriften ermitteln. — An zweiter Stelle werden an einzelnen Textesabschnitten Kollationen vorgenommen, um einerseits das gegenseitige Verhältnis der zeitlich nach *V* (*Vaticanus* 1873, ehedem *Fuldensis*; in ihm ist Marcellins Text verhältnismäßig am reinsten überliefert) liegenden Handschriften; anderseits die handschriftliche Grundlage der Ausgaben von Accursius (*A*) und Gelenius (*G*) aufzuzeigen. — Die dritte Stelle ist dem Nachweis gewidmet, daß, wo immer in *V* für *eius*, *quoniam*, *autem* und *contra* schwerverständliche (z. B. irische) Abbreviaturen oder falsche Lesarten geboten werden, in den andern Handschriften große Unsicherheit herrscht, während bei Gelenius in der Regel das Richtige zu finden ist, was dieser Herausgeber jedenfalls dem ihm noch zugänglichen *Hersfeldensis* verdankt. — Nachdem der Verf. noch die Abhängigkeit der vorhandenen Handschriften von *V* in einzelnem nachgewiesen hat, gelangt er schließlich zu den beiden schwierigsten Problemen von Marcellins Textkritik, zu den Fragen nach dem Abhängigkeitsverhältnis zwischen *V* und *M* einer- und nach den Beziehungen des *Vaticanus* 2969 (*E*) zu *A* und *G* anderseits; für letztere Frage ist allerdings bereits unter 2. vorgearbeitet.

Diesen Gang nimmt die Untersuchung Cl.s Das Ergebnis ist: Eine Kapitalhandschrift (mutmaßlich dem 6. Jahrhundert angehörig) wurde wahrscheinlich in Deutschland von einem Schreiber kopiert, der sich der irischen Schrift bediente. Im früh-karolingischen Zeitalter wurde von dieser Handschrift eine Kopie hergestellt, von welcher wieder zwei Abschriften ausgingen, nämlich der *Hersfeldensis*, von dem nur wenige Bruchstücke vorhanden sind, und der *Fuldensis*. Eine Abschrift jenes ist nicht vorhanden,

aber Gelenius hat ihn für seine Ausgabe benützt. Alle anderen Handschriften sind aus dem *Fuldensis* hervorgegangen: vier direkt (*F D N E*) und die andern neun durch *F*, einschließlich Gardthausens *Codices mutili* (*P* und *R*). Die *Editio princeps* des Sabinus vom Jahre 1474 ist ein Abdruck von *R*, der erbärmlichsten der noch vorhandenen Handschriften. Castellus (1517) verunstaltete den Text noch weiter durch willkürliche Änderungen. Der erste Fortschritt in der Textkritik datierte von Accursius (1533), der eine Handschrift benützte, die aus *V* kopiert und nach einer Kopie von *E* korrigiert war, welch letzterer selbst wieder eine von einem Humanisten emendierte Abschrift von *V* ist. Mehr verdankt der Text Marcellins dem Gelenius (1533), der sich zum Teil ebenfalls der genannten Kopie von *E* anschloß, aber auch auf die reinere Überlieferung des *Hersfeldensis* zurückging.

Man sieht, grundstürzende Neuerungen sind es nicht, die dieses Ergebnis enthält; immerhin aber erscheinen die bisherigen Anschauungen über die handschriftlichen Verhältnisse des Autors in einer Weise modifiziert, die für die Praxis der Textkritik von Bedeutung ist.

Wien. J. Golling.

Des C. Sallustius Crispus Bellum Iugurthinum, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Stegmann. Text; mit einer Karte. Leipzig und Berlin, Teubner 1905 (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller).

Das neue Bändchen in der bekannten netten Ausstattung der Teubnerschen Schülerausgaben will nach Programm und Vorwort durchaus den Bedürfnissen der Schule dienen und daher wohl auch von diesem Standpunkte aus beurteilt sein. Da nun gerade bei Sallust die Kluft zwischen Schullatein und Sprachgebrauch des Autors eine recht große ist, so lassen sich natürlich verschiedene Stufen der Ausgleichung konstruieren und die gebräuchlichen Schulausgaben zeigen auch deutlich diese Abstufung. In der Reihe nun, die man so von der philologischen Wissenschaft zur Schule bilden könnte, würde wohl Stegmanns Ausgabe das Endglied auf der Schulseite darstellen.

Daß von diesem Standpunkte aus Orthographie (Assimilation) und Interpunktion dem Bedürfnisse der Schule angepaßt sind und daß der Fortschritt des Gedankens oft durch Sperrdruck angedeutet ist, billigen wir vollständig. Sollte aber bei Lesarten wie 46, 4 *nuntiari* (gegen *nuntiare* der besten Handschriften) oder 101, 11 *humus infecta* (Handschriften: *infectus*) etwa auch die Rücksicht auf die Schule ausschlaggebend gewesen sein, so könnten wir uns einem solchen Verfahren bei der Textesgestaltung nicht mehr anschließen. Noch bedenklicher scheint uns ein Drittes, das man

allerdings jetzt häufig in Schulausgaben findet, der Versuch, durch Disponierung des Textes (*A*. Vorwort. Weshalb Sallust sich der Geschichtsschreibung zugewandt hat. *Falso queritur*... *B*. Aufstellung des Themas. *Bellum scripturus sum*... usw.) ein Originalwerk eines Autors in ein Schulbuch umzusetzen. Wenn originelle Literaturwerke für die Schule jetzt schon so hergerichtet werden müssen, dann muß es um das geistige Niveau unserer Obergymnasiasten schon recht schlecht bestellt sein! Da dürfte doch die schöne Zeittafel p. 82 f. zur Orientierung ausreichen, zumal wenn man sie nach unserem Beispiele durch Beisetzung von Kapitelnummern zu einer Inhaltsgliederung umgestalten würde.

Der Text ist sorgfältig durchgearbeitet, besonders auch in der „Iugurthalücke" nach den Arbeiten von Wirz. Daß sich übrigens St. dessen schönen Ausführungen über die Textesgestaltung von 104, 1 nicht angeschlossen hat, nimmt uns wunder. Im einzelnen mißfiel uns Stegmanns Lesart (47, 2): *Huc consul simul temptandi gratia, si paterentur opportunitates loci, praesidium imposuit* gegen die Vulgata *et si paterentur* usw., weil das *simul* das folgende *et* geradezu zu fordern scheint. Ebenso scheint uns 53, 7 *strepitu* den von St. gestrichenen Verbalbegriff *adventarent* (*adventare* Codd.) zu verlangen; ohne *adventarent* müßte man ja geradezu *strepitu velut hostium* schreiben. Auch 81, 2 ist die Streichung des überlieferten *Q*. nicht nötig. Wenn weiters St. der Überlieferung (97, 5): *denique Romani veteres novique et ob ea scientes belli*...*hostium vim sustentabant* durch Umstellung *novi veteresque* aufhelfen will, so dürfte diese Remedur mehr einfach als richtig sein; denn die *novi* haben hier überhaupt nichts zu tun; die *veteres* finden zuerst ihren Kopf wieder und retten, wie so oft, die römische Sache. Was für eine Eigenschaft der *veteres* in dem *novi* steckt (*navique* Scheindler 1. Aufl.), ist noch nicht gefunden.

Außer der schon erwähnten Zeittafel ist dem Texte ein sehr ausführliches Verzeichnis der Eigennamen und eine Karte von Nordafrika beigegeben. Auch im Texte findet sich zu c. 49 ff. eine Skizze des Schlachtfeldes am Muthul. Wir haben da nur unsere Bedenken gegen die Stellung *b*. Sollte Metellus wirklich, wenn er den Feind im Süden sah, seine Front gegen Osten aufgestellt haben, so daß der rechte Flügel dem Feinde zugekehrt war und beim Einschwenken nach *c* diesem sogar den Rücken zeigte! Richtiger scheint es uns, auch *b* in der Marschrichtung mit der Front nach Süden aufzustellen und mit einem bloßen 'Links um!' (*transversis principiis*) — nicht Schwenkung — wieder in das *agmen* zurückzuführen, woraus sich ebenso leicht wieder die Frontstellung *c* ergibt.

Wien. F. Perschinka.

Titi Livii ab urbe condita liber XXII. Für den Schulgebrauch erklärt von Eduard Wölfflin. Mit einem Kärtchen. 4. Auflage 1905. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Die neue Auflage hat Franz Luterbacher bearbeitet und hiebei die Besprechungen der 3. Auflage sowie die Zeitrechnung der Griechen und Römer von Georg Fr. Unger verwertet. Der Text wurde an etwa 50 Stellen geändert. Unter den Vermutungen, die Ltb. im kritischen Anhang als seine eigenen anführt, rührt außer 61, 11 ⟨*Campani*⟩ auch 17, 2 *ad intimaque* und 54, 8 *facerem* von Weißenborn her, auf handschriftlicher Grundlage beruht nicht nur 27, 8 (wo mit Beibehaltung des gleichen Ausdruckes zu übersetzen wäre: „was der unbesonnene Minucius in seine Gewalt bekomme", nicht „erhalte"), sondern auch 16, 8 *primis tenebris noctis*. Weiter liest Ltb. 3, 6 *insidias* (für *Faesulas*), was bedenklich ist, da nach *laeva relicto hoste* die Angabe der Richtung erwartet wird, die Hannibal einschlug, und wenn er auf dem Wege von Arretium, das links bleibt, nach Fäsulä Beute macht, so stimmt dies wenigstens zu § 3, wo dieses Gebiet als eines der fruchtbarsten von Italien bezeichnet wird; 6, 3 „*Hic est*" *inquit* (mit veränderter Stellung); 10, 2 *dis tum* (P *datum*): mir scheint der Plural in Anbetracht des folgenden *Iovi* nicht zulässig, ich dachte an *ita;* 12, 4 *quiesse* (P *quos*): paläographisch am nächsten liegt *suos*, wofür auch die umgekehrte Korruptel *sua* für *qua* 35, 3 spricht; 12, 6 *non vanam* (gewöhnlich *novi*) zerstört die Konzinnität mit dem folgenden Substantiv *constantiam*, welches kein Attribut hat; 17, 2 *undique* (P *autid*, das sonst getilgt wird); 17, 4 *qua minus* (für letzteres gewöhnlich *minime*); 20, 7 *praelecta ora* (mit Madvig, aber ohne *est*); 21, 4 *multis occisis;* 22, 18 *peracta eodem ordine;* 31, 1 ⟨*centum ac viginti*⟩, Lipsius: C *et* XX; 34, 10 ⟨*ob*⟩ *id;* 36, 2 ⟨*tradunt*⟩ nach *supplementum;* 36, 7 *Caere aquas in fonte calido;* 37, 4 *tamen* (ohne *se*); 37, 13 ⟨*quinquaginta*⟩ *navium;* 38, 9 *quod aliqui* (P *quodnequi*); 39, 21 *nec opto* (für *nec ego*); 41, 5 ⟨*duces*⟩ *dissimiles;* 54, 7 *cum ducibus* (P *cum duobus*).

Die eckige Klammer ist nur 15, 10 und 36, 4 gesetzt. An ersterer Stelle handelt es sich um *rursus*, das in ganz ähnlicher Umgebung 39, 2, 3 sich findet: *ceterum effusi rursus, et pars maxima inermes, per invia et rupes deruptas praecipitantes fugerunt qua sequi hostis non posset.* — 7, 3 ist *utrimque* nach J. Perizonius getilgt. Zu Gunsten meiner Vermutung *utique* spricht das Schwanken der Überlieferung zwischen *utique* und *utrique (utrimque)* 9, 27, 3. An anderen Stellen hat Ltb. von der Kritik angezweifelte Worte mit Recht beibehalten, so 7, 13 *filii* (nach *redeuntis*); 25, 6 *provincia:* ich verweise auf Ios. Flav. contra Apion. I 174 *αὕτη γὰρ πασῶν τῶν ἐν τῇ Συρίᾳ λίμνη πλατυτέρα καὶ μείζων καθέστηκεν*, wo bezeichnenderweise Niese *λίμνη* zwischen Klammern setzt und Euseb. *λιμνῶν* bietet; 55. °

recte: ob Ltb. durch meine Beweisführung in dieser Zeitschrift, Jahrg. XXXVI (1885), S. 356 bestimmt wurde, muß dahingestellt bleiben. Er übersetzt „geziemend, gebührend", ich hatte „gehörig" vorgeschlagen; 57, 11 *aliam:* für *alius* in Verbindung mit *novus* gibt es viele Belegstellen gerade aus Livius.

4, 4 ist *haud dispectae* aufgenommen, eine Vermutung, die in der Mitte zwischen *conspexit* und *conspecta* § 6 keine Wahrscheinlichkeit hat, weshalb andere Vorschläge Billigung fanden. Man ist über Madvigs Erörterungen in den Emend. Liv.[2] 285 mit Unrecht zur Tagesordnung übergegangen. Die Prägnanz des Ausdruckes *deceptae insidiae* (täuschend gelungener Hinterhalt) ist dem Historiker wohl zuzutrauen, der 29, 5 die Wendung *volventes (= facientes) orbem* gebraucht. Es ist gewaltsam, ein so bezeichnendes Wort wie *decipere* aus seiner Verbindung mit *insidiae* zu reißen, vgl. Iustin. VII 5, 6 *Perdicca insidiarum fraude decipitur.* — 5, 4: zu den aus Ammian. und Livius belegten Verbindungen *gemitus vulnerum* und *vulnerum ira* füge ich *dolor vulnerum* bei Lat. Pacat. Drep. (Panegyr. Theod. Aug. dict. 36, p. 304, 1 Bähr.). — 14, 11 verwischt die Änderung *qua* (statt des handschr. *quae*) *nunc busta Gallica sunt* den Sprachgebrauch des Livius, wie er sich indirekt aus 3, 54, 15 ergibt: *ea omnia in pratis Flaminiis concilio plebis acta, quem nunc circum Flaminium appellant,* was gleichbedeutend ist mit *qui nunc circus Flaminius est,* nach dem überlieferten Wortlaute aber gegen die sonst mögliche Änderung in *qua n. c. F. e.* sich sträubt. — Über 31, 5 verweise ich auf meine Darlegung Eran. Vindob. (Wien 1893) 185 f. — 37, 10 hätte Ltb. sicher meine Verbesserung des überlieferten *regis* in *regiis* aufgenommen, wenn er sich 32, 37, 5 *legati deinde regis intromissi, ... sic infecta pace regii dimissi* vor Augen gehalten hätte, auf die ich in dieser Zeitschr. a. a. O. verwiesen habe. Ergänzend füge ich bei, daß die nämliche kontrahierte Form *regîs = regiis* handschriftlich (nach Hertz) noch an folgenden Stellen vorliegt: 24, 21, 4 und 5; 22, 8; 40, 13, 3; 42, 57. 2; 44, 6, 5 und 9; ferner bei Cornel. Nep. Con. 4, 3 (p. 39, 23 H.); *regique pueri = regiique pueri* Liv. 44, 43, 5. — 41, 4 hat Ltb. nach Pluygers *gaudere* in den Text gesetzt. Wie mir scheint, klingt der Begriff beruhigender (freudiger) Gewißheit, die jemand hat oder äußert, bei *credere* auch 1, 54, 3 durch: *tum certatim summi infimique Gabinorum Sex. Tarquinium dono deum sibi missum ducem credere.*

Im Kommentar, der durch die reiche Fülle interessanter Bemerkungen über den Livianischen Sprachgebrauch ausgezeichnet ist, hat Ltb. den Studierenden bedeutend mehr Hilfe geboten, dafür viele Notizen getilgt oder in den Anhang gesetzt. In dieser Hinsicht dürften für eine neue Auflage hie und da noch ein paar aufklärende Worte willkommen sein, so 12, 10 über *paenitere;* 15, 11 über *Appiae limite;* 34, 2 über die Worte *ab Q. Fabii*

opibus .... splendentem; 38, 2 über die Form *iure* als Dativ; 45, 4 über den Konj. *fuerit;* 51, 2 über die Ergänzung von *te*. Einige Bemerkungen hätten besser gleich beim ersten Anlasse ihren Platz gefunden, so die über *Casilinum* (15, 3) 13, 6; über *ferre* als verb. dic. (29, 6) 14, 15; über *socii* und *nomen Latinum* (38, 1) 27, 11 (vgl. auch 57, 10); über das adversative *nunc* (39, 3) 25, 10; über *campis* mit Adj. ohne *in* (59, 15) 43, 10. Mehrfach sind die nächstliegenden Beispiele aus demselben Buche nicht als Belege herangezogen, Verweisungen oder Zusammenfassungen unterblieben. 7, 7: *obvios* substant. § 11; 12, 5: über *ceterum* konnte hier zusammenfassend verwiesen werden auf 18, 1. 46, 4; 12, 7: über *excipere* 32, 2. 42, 11; 15, 1: *satis* auch 28, 4; 20, 9: über *petentes* = *petituros* vgl. 2, 4 *cohibentem;* 24, 5: Ergänzung von *passuum* 15, 12; 24, 8: über *tum utique* 27, 2. Die Einschränkung „nur noch“ ergibt sich ja erst aus dem folgenden *exiguum;* 27, 6: über *partitus* 22, 19; 32, 1: über *Fabii artibus* 24, 10 und 34, 7 *(Fabianis artibus);* 34, 8: *patres* = Patrizier § 1; 41, 3 *alternis (vicibus)* auch 13, 8; 41, 5: an der zitierten Stelle 24, 4 ist die Bedeutung von *duabus partibus* unerwähnt geblieben und auch 23, 10 nicht auf den gleich folgenden Fall verwiesen; 42, 2: über den attributiven Gebrauch präpositionaler Verbindungen *(in castris)* 37, 1 (übersehen wurde 46, 5 *sine mucronibus* und *cum mucronibus*); 42, 11: über *Sidicini* = aus *Teanum* vgl. 57, 8; 46, 5: postpos. *hic* 14, 4 und 39, 8; 59, 8: über *atqui* 39, 6; 60, 5: *fertur* (zur Einführung einer vom Historiker frei ausgeführten Rede) auch 38, 13. Es entspricht dann unserem „etwa“; 61, 6: über den abl. abs. mit Ergänzung von *iis* 46, 8.

1, 10 wird zu *metentibus* bemerkt, daß das Partizip passender sei als das Verbalsubstantiv, weil die Tätigkeit eine vorübergehende sei. Diese Funktion des Partizip. stünde aber im Widerspruche mit 7, 4 *scribentium* = *scriptorum*. Ich glaube, durch die Wahl des Partizip. ist die Handlung als gleichzeitig in Beziehung gesetzt zu *cecidisse* (= *dum metunt*). — 2, 6 besagt „umfallen“ *(prolapsi)* zu viel, daran ist erst beim zweiten Gliede *(adsurgere)* zu denken. — 3, 11: Daß Plutarch die Worte *super caput* mißverstanden und irrtümlich auf den Konsul bezogen habe, scheint mir nicht ausgemacht. Flaminius konnte beim Sturze des Pferdes tatsächlich so zu Falle kommen. Auch ist zu bedenken, daß Plutarch eines Umstandes Erwähnung tut, den er bei Livius nicht fand, daß nämlich das Pferd ohne sichtbare Veranlassung unvermutet zu zittern begann und scheute. — 7, 5 wird *(qui Latini nominis) essent* als Konjunktiv der Wiederholung erklärt, während doch von einer Handlung (vgl. zu 2, 7) hier überhaupt keine Rede sein kann. — 7, 7 ist die Herbeiziehung von *recens* kaum allgemein verständlich. — 9, 6: für *unus* in abgeschwächter Bedeutung käme vielleicht auch 22, 7 in Betracht. — 10, 9 wäre

es einfacher, den Dativ *Iovi* direkt von *in conspectu* (*= strata*) *fuerunt* abhängig zu erklären. — 12, 10 ist die Anmerkung zu *universo periculo* nicht klar. An den zitierten Stellen 32, 2 und 7, 11, 1 sind andere Substantiva mit *universus* verbunden. — 14, 5 ist *nostra* wohl hinreichend dadurch motiviert, daß die Untergebenen ihr eigenes Verhalten durch das des Diktators als gegeben betrachten. — 24, 4 wird *propius* mit „allzu nahe" übersetzt. Die Beziehung auf § 2 ergibt „näher". — 28, 14: Die Richtigkeit der Bemerkung zu *insidiatores*, die übrigens schon § 5 gemacht werden konnte, das Wort sei von den Puniern gebraucht, „weil das Legen von Hinterhalten eine Gewohnheit von ihnen war", kann nicht zugegeben werden. Der Begriff des Verbalsubstantivs ist nicht anders zu fassen als in anderen Bildungen der Art wie *aquatores*, *frumentatores*, *pabulatores*, *praedatores* u. ähnl., die auch in diesem Buche begegnen. — 29, 9: Die Unterscheidung „*parere* in dauernder Unterordnung, während *oboediat* § 8 sich auf die Ausführung einzelner Befehle bezieht" erweckt den Anschein, als ob § 8 *parere* überhaupt nicht vorkäme, während es dort doch offenbar der Abwechslung mit *oboedire* halber gebraucht ist. — 38, 18 dürfte sich statt „Sinn" empfehlen „Konstruktion". — 40, 8 scheint der gewählte Ausdruck „Unsicherheit für Hannibal" zweideutig, da doch die Unsicherheit für die Römer bestand. — 40, 9 mag nicht unpassend übersetzt und erklärt werden: „und daß die Spanier wegen Mangels zum Übergange fertig und bereit standen (= gestanden wären, unabhängig *fuit*)". — 43, 2 ließe sich in Würdigung des Umstandes, daß *omnes gentes* den Begriff der ganzen Welt hat, vielleicht wiedergeben mit „aus aller Welt zusammengewürfelt" oder „ein buntes Gemisch (von Soldaten) aus aller Herren Länder". — 46, 9 verdient Erwähnung, daß Livius den Wind *Volturnus* in einer Weise anführt, als ob davon nicht bereits 43, 10 die Rede gewesen wäre. Es ließen sich ja vermutungsweise weitere Schlüsse daraus ziehen. — 50, 4 könnten die Worte „dies" (nämlich *ut*) „sollte eigentlich vor *dum* stehen" die irrige Vorstellung erwecken, als ob diese Anordnung der Nebensätze etwas Ungebräuchliches wäre. Gemeint ist offenbar nur, daß man konstruieren möge *ut, dum*. — 54, 2 befremdet der Ausdruck „kühle Aufnahme" in aktivem Sinne. — 54, 11 nimmt Ltb. eine Frage an, was mir nicht probabel erscheint. Ich kann das Verhältnis der beiden Sätze nur so verstehen: mag man jene Niederlagen der Karthager vergleichen: sie sind nur in der Hinsicht vergleichbar, daß man sie mit noch weniger Fassung ertrug. Der erstere hat syntaktisch die Geltung eines Nebensatzes. — 61, 10 übersetzt der Herausgeber *quid veri* „wieviel Wahres". Ich glaube, der Gen. gehört zum Verbum (*sit*) wie etwa in der Verbindung *nihil reliqui facere*, so daß sich einfach der Sinn ergibt „was wahr sei".

Im Texte habe ich einen einzigen Druckfehler entdeckt: 1, 10 *cedidisse* st. *cecidisse*. Zu 3, 1 „statt . . . d e m bloßen Ablativ"?

In den Zitaten ist zu 29, 6 stehen geblieben *occassione;* zu 51, 2 ist *quinti* zu verbessern in *quinto;* zu 61, 13 muß es heißen Heer st. Herr. Andere Kleinigkeiten übergehe ich.

Es wird mich freuen, wenn der verdienstvolle Bearbeiter der geschätzten Ausgabe die eine oder andere meiner Anregungen, die nur lebhaftem Interesse für die Sache entsprungen sind, beachtenswert finden sollte.

Wien. R. Bitschofsky.

Die Kultur der Griechen und Römer, dargestellt an der Hand ihrer Gebrauchsgegenstände und Bauten. Bilderatlas mit erläuterndem Text unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Stephan Cybulski, Oberlehrer am III. St. Petersburger Gymnasium. Leipzig, K. F. Köhler 1905. 39 SS., XX Tab. 4°.

Unter den Lehrmitteln, durch welche die studierende Jugend von der Kultur des Altertums eine lebendige Anschauung erhalten soll, erfreuen sich Cybulskis „*Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur*“ einer gewissen Beliebtheit. Um dieses weitverbreitete Tafelwerk auch für den Gebrauch des Schülers geeignet zu gestalten, verkleinerte der Herausgeber die großen Tafeln bis zum Quartformat und verband sie zu einem Ganzen wie Blätter eines Atlasses. Den Bildern des so geschaffenen Werkes gab C. des leichteren Verständnisses halber einen erläuternden Text bei, der zum Teil von ihm selbst, zum Teil von seinen Mitarbeitern, Walter Amelung (Bonn), Ernst Bodensteiner (München), Robert Loeper (Konstantinopel), Eugen Pridik (Petersburg) und Michael Rostowzew (Petersburg), verfaßt ist.

Die Hauptsache bilden natürlich die Tafeln, die sich von den früher herausgegebenen nicht bloß durch die Größe, sondern auch dadurch unterscheiden, daß die bisher in Farben dargestellten Gegenstände jetzt als unkolorierte Reproduktionen erscheinen. Aus den eben angeführten Momenten ergeben sich zwei Übelstände: Erstens ist in manchen Fällen, besonders dann, wenn viele Objekte auf einer Tafel zusammenkommen, die Deutlichkeit[1]) verloren gegangen und somit die Hygiene des Auges außeracht gelassen; zweitens haben die Bilder auch an Anschaulichkeit eingebüßt, sind doch die vielfach charakteristischen Farben, für welche die vorausgeschickten Bemerkungen keinen vollen Ersatz bieten können, jetzt weggefallen. — Die Tafeln beziehen sich auf die griechischen Schutz- und Angriffswaffen (I), die Rüstung der griechischen Krieger (II), die antiken Münzen (III^a 1, 2, III^b 1, 2), die griechischen und römischen Schiffe (IV), die Waffen des römischen Heeres (V), das Aussehen der römischen Soldaten (VI, VII), das

---

[1]) Das gilt z. B. von den Tafeln 4 und 11.

römische Lager (VIII), die Belagerungs-Maschinen und -Geschütze der Alten (IX), auf das griechische und römische Haus (X, XI), das antike Theater (XII, XIII), auf Athen und Rom (Pläne (XIV[a, b], XV[a, b]) sowie auf die Gewandung der Griechen und Römer (XVI bis XX). — Die Darstellung erfolgte nach gefundenen Originalen, Beschreibungen klassischer Schriftsteller und antiken Denkmälern, wie sie Malerei, Skulptur und Architektur uns liefern. Jedem einzelnen Gegenstande sind Bezeichnungen in griechischer und lateinischer Sprache beigefügt; nebst ihnen wurden auch die deutschen Namen ins Inhaltsverzeichnis aufgenommen, damit sie der Schüler, wenn sie ihm unbekannt sein sollten, dort findet und nicht erst im Lexikon nachschlagen muß. — Die Auswahl des Stoffes für die einzelnen Tafeln ward im ganzen gut getroffen [1]), in der Regel jedoch ein wenig zu viel gebracht; ja es kamen Dinge zur Abbildung, von denen im Gymnasium höchst selten oder gar nicht die Rede ist [2]) und die von den wichtigsten Stücken natürlich abziehen dürften. Hinsichtlich der Anordnung, die im allgemeinen entspricht, will ich nur das als auffällig bezeichnen, daß die Tafeln II und V, wiewohl sie als Gegenstücke zusammengehören, durch III und IV von einander getrennt wurden. — Der Ausführung nach sind die Blätter ungleich. Ein großer Teil von ihnen ist ganz brauchbar, so jene, welche das Kriegswesen und die Gewandung betreffen, für weniger gelungen halte ich die Architekturbilder (X, XI), da sie in ihren Details verschwommen erscheinen (man sehe sich z. B. nur die dorischen und ionischen Kapitäle an); gar nicht einverstanden bin ich aber mit einigen Plänen (XIV[a], XV[b]), die ein solches Gewirr von gleichfärbigen Linien und Schraffen enthalten, daß es dem Auge schwerfällt, sich auch nur einigermaßen in ihnen zu orientieren.

Der den Tafeln vorausgehende Text, der wegen seines großen und sorgfältigen Druckes besonders zu loben ist und auf den neuesten Stand der Forschung und die letzten Grabungen auf dem *Forum Romanum* und in Athen Rücksicht nimmt, gibt in klarer, leichtverständlicher Sprache die für die Bilder nötige Erklärung. In mehreren Fällen ist diese, den Tafeln entsprechend, zu ausführlich gehalten, doch meistens so geschickt und sachgemäß zusammengestellt, daß sie sich für den Unterricht an Mittelschulen ungemein eignet; als außerordentlich gediegen betrachte

---

[1]) Vermißt habe ich bloß Aufnahmen bestimmter Punkte Roms und Athens (namentlich des *Forum Romanum* und der Akropolis) und etwa solche von Olympia und Delphi, denen selbst Rekonstruktionen (wie die von Pompeji) hätten beigegeben werden können.

[2]) Ich denke an Bezeichnungen wie *martiobarbulus* (V), *crupedium* und *choragium* (XIII), *flaminica* (XX) usw. und an einzelne Münzen, von denen der Schüler wohl kaum etwas hört. Oder wird er jemals in die Lage kommen, nachzuschlagen, wie die Münzen Baktriens aussahen oder die unter Kaiser Aurelian?

ich die Artikel über Rom und Athen, die in historisch-genetischer Form unter Hinweis auf die Tafeln die Entwicklung der beiden Städte schildern.

Ohne Zweifel bedeutet also der besprochene Bilderatlas einen Fortschritt auf dem Gebiete der Schul-Archäologie und wird dem Lehrer vielleicht noch größeren Nutzen als dem Schüler bringen, insofern nun jener gleich weiß, wo sich gute und passende Abbildungen finden, die er bei der Lektüre heranziehen kann. Cybulskis Unternehmen dürfte sicherlich auch in Österreich Interesse erregen, umsomehr als auch bei uns die Idee, einen archäologischen Schulatlas zu schaffen, immer greifbarere Gestalt annimmt.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

L. Traube und R. Ehwald, Jean-Baptiste Maugérard. Ein Beitrag zur Bibliotheksgeschichte (L. Traube, Paläographische Forschungen, III). Aus den Abhandlungen der Kgl. bayer. Akademie, III. Klasse. XXIII. Bd., II. Abteil., S. 303—387.

Die Beobachtungen, die Traube über die Herkunft gewisser Gothaer Handschriften gemacht hatte, und damit zusammenhängende Anfragen an Ehwald haben zu der nun vorliegenden gemeinsamen Arbeit geführt. Der allgemeine, von T. besorgte Teil (S. 305 bis S. 338) findet seinen Mittelpunkt in den Regesten über Maugérards Leben (S. 319—334), in denen T. wegen der Wichtigkeit, die M.s Tätigkeit für mehrere Bibliotheken hat und beim Weiterforschen noch für andere gewinnen kann, mit Recht auch das Kleinste nicht außeracht gelassen hat.

Jean-Baptiste Maugérard war nämlich als Mönch von Saint-Arnould in Metz (etwa 1758—1790), als Emigrant in Deutschland (bis 1802), als Kommissär der französischen Regierung (1802 bis 1806) und nach seiner Pensionierung (er starb 1815, 80 Jahre alt) damit beschäftigt 'Bibliotheken zu errichten oder zu vermehren und... typographische und handschriftliche Seltenheiten in seinen Besitz zu bringen' (S. 318).

In der 1. Periode kam seine Tätigkeit außer der eigenen Klosterbibliothek den Sammlungen des Metzer Bischofs (späteren Kardinals) Laval-Montmorency (dessen Bibliothekar er war), des Metzer Bibliophilen Dupré de Géneste, des Duc de la Vallière und des Erzbischofs Loménie de Brienne zugute; in der 2. Periode der Bibliothek des Monsignore Cesare Brancadoro, späteren Erzbischofs von Fermo (über deren Verbleib nichts bekannt ist), vor allem aber der Herzog Ernste II. von Sachsen-Gotha, möglicherweise auch der Sammlung Hüpsch (jetzt Hofbibliothek Darmstadt) und der Palatina in Mannheim (seit 1803 München); in der 3. Periode der Pariser Bibliothek, die 1815 außer den Handschriften von

Echternach und Orval auch zahlreiche Codices anderer deutschen Bibliotheken aus dem Fonds Maugérard nicht zurückstellte; in der 4. Periode endlich trat er z. B. mit dem Kardinal Fesch in Verbindung.

Auf die gewiß nicht einwandfreie Tätigkeit M.s wird manches Streiflicht fallen, wenn wir uns dem besonderen Teil (S. 339—382) zuwenden, in dem E. (S. 350—372) in Erweiterung der im Zentralblatt f. Bibl. XVIII, S. 448—451 gegebenen Andeutungen mehr als 50 Gothaer Handschriften beschreibt, die sich teils mit Sicherheit, teils mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf M. zurückführen lassen. Sichere Beweise bieten die charakteristischen Eintragungen Maugérards (fünf Proben auf T. 2), ferner archivalische Quellen und die Angaben von Friedrich Jacobs (Beiträge zur älteren Literatur oder Merkwürdigkeiten der herzogl. Bibliothek zu G., Leipzig 1835 ff.). Von den 43 so ermittelten Hss. sind mindestens 5 unbestimmter Herkunft, während sich bei den übrigen diese trotz der Rasuren M.s meist evident nachweisen läßt. 12 stammen aus Erfurt, 4 sicher, 2 weitere vielleicht (Schluß aus dem Einband) aus Hildesheim, 3 oder 4 aus Metz, je 1 aus Würzburg (?), Bamberg, Fulda und Trier, während sich der Rest auf Murbach und Echternach verteilt.

Daraus, daß unter den Erfurter Codices 2 der *Amploniana* angehören, schließen E. (S. 349 und 364) und T. (S. 316), daß Hss. auf unrechtmäßige Weise in M.s Besitz gekommen seien. Aber E. führt selbst (S. 379) zwei *Ampioniani* an, die aus dem Besitze des letzten Dekans des amplonianischen Kollegs M. Jacob Dominicus 1818 nach Weimar gelangten. M. könnte also auch bei diesen Hss. der Erfurter Universitätsbibliothek nur den Mittelsmann gemacht haben. Übrigens ist protokollarisch bezeugt, daß man 1790 zu Metz in Büchern, die M. als sein Eigentum bezeichnete, die radierten Eintragungen *S. Vincentii*, *S. Arnulphi*, *S. Clementis* (also nicht bloß des eigenen Klosters) fand.

Wie die meisten bisher bekannten *Murbacenses* (in Besançon, Colmar, Épinal, Genf, Manchester [früher Haigh Hall], Oxford) tragen auch drei *Gothani* einen Vermerk mit dem (von M. zum Teile getilgten) Namen des Abtes *Bartholomaeus de Andolo* (vgl. S. 334 f. und die Faksimilia auf T. 1, von denen wir mit Tr. hoffen wollen, daß sie die Auffindung weiterer Murbacher Hss. erleichtern). In einem Falle zeigt die Photographie nach E.s Angabe die Spuren der Eintragung besser als das Original; auf T. 1 Nr. 12 sehe ich (nach dem ungetilgten *orate pro reverendo*) deutlich (etwa mit Ausnahme der Silbe *mor*) *dn̄o abbate morbacen̄ bartolomeo*. Außer diesen drei Hss. stammen noch zwei sicher aus Murbach; bei vier weiteren ist es fraglich, bei einer von diesen führt auch nichts direkt auf Maugérard. Wenn sich E. S. 355 für eine nebensächliche Frage auf Beer, Wiener Studien IX 161 ff. beruft, hätte auch die Bekämpfung dieser Aufstellungen durch Bloch (Ein karo-

lingischer Bibliothekskatalog aus Kloster M., Straßburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen, S. 258, A. 1) berücksichtigt werden sollen.

Etwas verwickelter ist die Lage bei den Echternacher Hss. M.s Tätigkeit ist bei drei Hss. bezeugt, aber bei zwei von diesen steht die Zugehörigkeit zu E. nicht fest; anderseits ist es wahrscheinlich, daß M. seine Hand auch bei den Codices im Spiele hatte, welche die Echternacher Mönche direkt dem Herzog verkauften. Unter diesen ist ein 'Gebeth-Buch mit Vignetten und Figur', das sich nicht sicher identifizieren läßt. Von den drei Brevieren, die in Karl Luzian Samwers hsl. Zusammenstellung der *Maugerardiana* (ohne Begründung, in einzelnen Fällen irrig) vorkommen, ist II 68 durch das frühere Datum der Erwerbung, II 26 nach E. (S. 378, A. 1) durch seine Form und seine Dekoration (S. 372: Mainzer Brevier, 371 Blätter, 13·8 × 9·5 *cm*, 21 Zeilen) ausgeschlossen; E. verzeichnet daher S. 353 das französische Brevier II 137. Außer diesen beiden Brevieren weist Samwer noch eine Hs. dem Maugérard zu, bei welcher der Einband der Zuweisung einige Wahrscheinlichkeit gibt. Außer den drei soeben, einer bei Murbach erwähnten und den fünf Echternacher Hss. ist es noch eine Trierer, bei der die Beziehung zu M. fraglich bleibt.

Hervorzuheben sind noch T.s Zusammenstellung der Echternacher Handschriften in Paris (S. 336 f.), seine Anmerkung über Trierer Hss. in Gent (S. 338) und die Verzeichnisse der behandelten Hss. nach ihrem jetzigen und ihrem ehemaligen Standorte (S. 384—386). Es werden 37 *Parisini* aus E. verzeichnet; 17 von Delisle und Reiners noch nicht angeführten Hss. ist ein Stern beigesetzt, sechs davon auch ein Fragezeichen. Der von G. Swarzenski (Regensburger Buchmalerei. Leipzig 1901, S. 147*) auf E. zurückgeführte Paris. 11961 wird nicht erwähnt; betreffs des Echternachers Evangeliars in Maihingen vgl. S. 312, 314, 326. — Trierer Hss. (S. Maximin) könnte M. schon 1794/95 nach Gent verkauft haben. Seine frühere Vermutung, daß die Hss. 1815 durch einen Irrtum von Paris nach Gent kamen, kann T. nicht aufrecht erhalten, eine Anfrage an die Genter Bibliothek blieb leider unerledigt. — Ins Hss.-Verzeichnis würde ich der Vollständigkeit halber auch *Gothan. chart.* A 20 und *memb.* I 28 (S. 372), *memb.* II 199 (S. 363) aufgenommen haben.

Wie dieser III. Teil der 'Paläographischen Forschungen' Dank und Anerkennung verdient, wird es gewiß mit Freude begrüßt werden, daß Teil I und II (Halbunziale; Geschichte und Theorie der Abkürzungen) bald erscheinen sollen.

Iglau. Wilh. Weinberger.

Walthari-Lied, Der arme Heinrich, Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck v. E. Liebermann. Hamburg, im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze 1905. 180 SS. gr. 8°. Preis 5 Mk.

Das Buch muß man in Feiertagsstimmung lesen. Selten sind Inhalt und Ausstattung so zu einem harmonischen Ganzen geworden wie hier. Wenn man weiß, daß die Übersetzung des Armen Heinrich den Brüdern Grimm dazu diente, ihr Scherflein zu dem Befreiungskampf von 1813 beizusteuern — der Ertrag war dem großen Zwecke gewidmet — muß der Gedanke des Gutenberg-Verlages noch glücklicher erscheinen, diese Übersetzung mit anderen Übertragungen derselben Verff. aus der alten Epik der Jugend darzubringen; denn auch der lateinische Waltharius des St. Galler Mönches läßt uns einen Ausschnitt deutschen Kulturlebens des 10. Jahrhunderts schauen.

Vom Waltharilied — in gereimten Übersetzungen wurde es durch G. Schwab, Scheffel und Simrock allgemein zugänglich, in Hexametern hat es San Marte und neuerdings der verdienstvolle Kenner dieser Dichtung H. Althof übertragen — hat Jak. Grimm nun nicht mehr als eine gute Inhaltsangabe gegeben; aber gerade diese Form bringt die künstliche Dichtung dem Gedankenkreise der Jugend nahe und ihr Hauptvorzug ist eben diese Darstellung in der charakteristisch trockenen Art J. Grimms. Der Inhalt der Erzählung des Klosterschülers ist an sich gewiß geeignet, den für Waffentaten und große Märe empfänglichen Sinn der Knaben zu fesseln und ihr Herz durch die gemütvollen Szenen der Flucht der Liebenden zu erhellen.

In der anmutigen Geschichte von dem Armen Heinrich geben uns die Brüder Grimm eine wirkliche Übersetzung der schönen Legende Hartmanns von der Aue, allerdings keine wörtliche, sondern eine klassische Wiedergabe des Mittelhochdeutschen in meisterhafter Prosa. Man könnte nur wünschen, daß alles, was die altdeutsche Literatur Großes und Schönes besitzt, der Jugend und dem gebildeten Publikum in solcher Erneuerung zugänglich gemacht würde. Die Sprache ist durchsichtig und edel, einzelne altertümliche Wendungen und Worte haben nirgends etwas Gesuchtes, sie gehören gleichsam zu diesem Inhalt.

Die Auswahl aus der alten Edda bringt in der freien Übertragung der Brüder Grimm zuerst das Wielandslied. Das erste Lied von Helgi dem Hundingstöter würde ich, weil es, an sich betrachtet, schwer verständlich ist, ausscheiden und an das liebliche Lied von Helgi und Swawa gleich das zweite Lied von Helgi anschließen, das in den ersten Zeilen der Prosa auf jenen Helgi, Horwards Sohn, zurückweist. Dann folgen Sinfiotlis Untergang, Gripirs Weissagung, darauf die Lieder von Regin, von Fafnir, von Sigrdrifa, das Bruchstück des Sigurdsliedes, das kurze Sigurds-

lied und Brünhilds Todesfahrt; wie man sieht, die schönste Auswahl aus den Heldenliedern der Edda.

Und nun die Ausstattung des Buches. Aus den künstlerischen Bestrebungen des Hamburger Kreises, die in den letzten Jahren die Jugend für die Kunst und die Kunst für die Jugend erobert haben, ist auch dieser Band hervorgegangen. Alle Teile, Buchdruck, Papier und Einband, sowie der Bilderschmuck und die Rahmengebung von Liebermann werden durch ein künstlerisches Prinzip, das aus der Harmonie mit dem Inhalt hervorgegangen ist, vereint und es ist eine Freude, ein solches Geschenkwerk in die Hand eines empfänglichen Knaben zu legen. Allerdings bedarf die Jugend auch nach dieser Richtung, im Anschauen und Genießen des künstlerisch Schönen, der Erziehung. In unseren Schulbüchereien sollten daher solche Bücher den ersten Platz einnehmen, unseren Lesebüchern für die Mittelstufe sollten solche Lesestücke ihren Charakter verleihen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien. Herausgegeben von Dr. Wilh. Wunderer. I. Teil. Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1905. XVI u. 404 SS. Preis 3 Mk. 30 Pf.

„Nach der Schulordnung für die humanistischen Gymnasien Bayerns soll in den beiden oberen Klassen ein historischer Überblick über die deutsche Literatur gegeben werden und dabei wird mit Recht verlangt, daß der literarische Entwicklungsgang mit charakteristischen Belegen zur lebendigen Anschauung gebracht werde“ (S. V). Der Herausgeber hat sich nun die Aufgabe gestellt, für die neuhochdeutsche Literaturperiode ein solches Lesebuch „mit charakteristischen Belegen“ zu schaffen. Der Gedanke ist natürlich nicht neu, denn Lesebücher dieser Art hat es schon vor Jahrzehnten gegeben. Neu ist auch nicht etwa die Gruppierung des Lesestoffes, da sie ja unter dem Banne der Chronologie steht. Und so sind denn die Proben nach folgenden landläufigen Abschnitten untergebracht: Volkstümliche Richtung der Literatur im Zeitalter des Humanismus, Gelehrtenpoesie und Nachahmung im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges und Ludwigs XIV., Bahnbrechende Genies und Übergang im Zeitalter Friedrichs des Großen, Die großen Meister und die Blütezeit des Klassizismus im Zeitalter der französischen Revolution, Romantiker und patriotische Dichtung im Zeitalter der Befreiungskämpfe, Übergänge und neue Richtungen im Zeitalter des jungen Deutschlands — wobei nur zu bemerken ist, daß diese Kapitelüberschriften in ihrer Fassung nicht immer ganz einwandfrei sind.

Einigermaßen neu aber ist die Rolle, welche der Herausgeber seinem Lesebuch zuteilt: Der Inhalt des Buches soll von dem Schüler entweder für die einzelnen Stunden vorausgelesen oder es können auch die im Unterricht besprochenen oder erwähnten Stücke zuhause vom Schüler nachgelesen werden — also eine Behandlung des Lesestoffes im Unterricht selbst ist nicht vorgesehen, als Schullektüre sollen eben nach wie vor die Hauptwerke der deutschen Klassiker gelten.

Diese Zweckbestimmung erregt einige Bedenken. Kann man annehmen, daß die Schüler wirklich gewissenhaft vorauslesen oder gar nachlesen werden? Und wenn sie es tun — werden sie auch die einzelnen Proben nach ihrer Eigenart richtig erfassen? Es müßte denn sein, daß der Lehrer fertige Urteile über das Gelesene böte; aber auch in diesem Falle hätten die Schüler von der Lektüre einen spärlichen Gewinn. Der Privatlektüre der Schüler kann man mit Beruhigung wohl das eine oder das andere Werk eines in der Schule behandelten Dichters überlassen, aber nicht die Erzeugnisse eines unbekannt gebliebenen Schriftstellers, weil in diesem Falle der schiefen und oberflächlichen Auffassung Tür und Tor geöffnet wird. Tatsächlich hat sonst das deutsche Lesebuch in der Organisation der Mittelschulen eine festere Stellung, indem sein Inhalt ebenso der Schullektüre dient, wie die Hauptwerke der Klassiker.

Die besprochene eigentümliche Verwendung des Buches neben dem Unterrichte und außerhalb desselben zugestanden, muß es in seiner ganzen Anlage als recht gut bezeichnet werden. Die Auswahl, bei welcher naturgemäß die Verhältnisse des bayerischen Gymnasiums maßgebend waren, ist zureichend und zweckmäßig, der Text nach löblichen Grundsätzen behandelt und bis auf einige wenige Versehen fehlerfrei.

Nur die Belege für einige der neuesten Dichter geben Veranlassung zu einer besonderen Bemerkung.

Wenn der deutsche Unterricht in den oberen Klassen der Mittelschulen die Aufgabe hat, das Bild bedeutender literarischer Persönlichkeiten den Schülern näher zu bringen, dann ist es wohl eine selbstverständliche Forderung, daß in den Proben jeder einzelne Dichter sozusagen auf seinem Spezialgebiete zu Worte komme, also der Epiker als Epiker, der Lyriker als Lyriker und der Dramatiker als Dramatiker. Beispielsweise wird es niemandem einfallen, Klopstock und Uhland mit ihren dramatischen Dichtungen oder Schiller mit seinen lyrischen Gedichten vorzuführen. Neueren Dichtern gegenüber scheinen unsere Lesebücher fast ausnahmslos diesen Standpunkt zu verleugnen. So sieht man auch in dem vorliegenden Lesebuch mit Befremden Novellisten wie Heyse, G. Keller, K. F. Meyer durch lyrische Gedichte — für die Genannten also keineswegs „charakteristische Belege" — vertreten. Da nun kaum angenommen werden kann, daß von diesen Dichtern „Hauptwerke"

in der Schule gelesen werden, so werden wohl die bezüglichen literarischen Ausführungen keinen rechten Halt haben und die „lebendige Anschauung" wird ausbleiben. Ref. verhehlt sich allerdings die vielen Schwierigkeiten nicht, die für die Schule damit verbunden sind, die Werke moderner Dichter den Schülern zugänglich zu machen. Scheitern doch entsprechende Bemühungen meist schon an dem leidigen Kostenpunkt allein und die Werke unserer „Modernen" müssen erst wieder veralten, ehe die Schule sie verwerten kann. Wir Österreicher haben das bitter genug an unserem Grillparzer empfunden, der eigentlich jetzt erst der Jugend bekannt wird, seit das Verleger-Privileg erloschen ist.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Unter Mitwirkung der ord. Universitäts-Professoren Dr. K. Luick, Dr. R. Fischer, Dr. A. Pogatscher herausgegeben von Dr. J. Schipper. XVII. Band. Studien zur englischen Lautgeschichte von Karl Luick. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1903. XI und 217 SS. Preis 8 K = 6 Mk. 80 Pf. — XVIII. Band. George Farquhar, sein Leben und seine Originaldramen von Dr. Schmid. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1904. VII und 372 SS. Preis 9 K 60 h = 8 Mk.

In seinen bisherigen Arbeiten über englische Lautgeschichte hat sich Luick auf die Untersuchung der Reime beschränkt. Da aber diese Art der Untersuchung in Bezug auf die Entwicklung von altenglischem *i* und *u* in offener Silbe nur ein einseitiges Bild liefern konnte, so unternimmt er es hier, um über den erwähnten Vorgang völlige Klarheit zu schaffen, die Schreibung der nordenglisch-schottischen Texte eingehend zu untersuchen. Er bringt aus ungefähr 30 nordhumbrischen Texten des XIV., XV. und XVI. Jahrhunderts hieher gehörige Belege und ordnet sie in drei Gruppen. In die erste Gruppe reiht er isolierte Formen auf *-e*, z. B. *dide* (altengl. *dyde*), *sume* (Plural), in die zweite Gruppe Wörter, in deren mittelenglischer Flexion die Endung *-e* mit solchen auf Konsonanten, wie *-es*, *-en* usw. wechselte, z. B. *live, lives, livand(e), lived; sune, sunes,* in die dritte Gruppe diejenigen Wörter, bei denen in keiner Form auf die Tonsilbe ein *-e*, sondern immer eine vollere Silbe folgt, also Bildungen auf *-er, -el, -en, -y, -ow*, z. B. *hider, mikel, writen, sumer, buter, huny.* An jede Belegsammlung schließt er zunächst eine interne Betrachtung des betreffenden Denkmals und gibt erst dann eine allgemeine Zusammenfassung (S. 113 ff.). In dieser wird ausgeführt, daß sich altengl. *ĭ-*, *ŭ-* von den sicheren Kürzen *i* und *u* (in geschlossener Silbe) absondern und vielfach durch Schreibungen ausgedrückt werden, die sonst mittelengl. *ẹ̄* und *ọ̄* wiedergeben; z. B. *stere, leve, sone, dore, evil, somer.* Aus der Betrachtung, daß *e* (aus altengl. *ĭ-*) und *o* (aus

altengl. *ŭ*-) ebenso geschrieben werden wie sicher langes *e* (aus altengl. *é, ǽ, éa, éo*) und sicher langes *o* (aus altengl. *ó*), ferner aus dem Vorhandensein von dialektischen Formen, wie *meikle* (gesprochen mīk'l), *mither, brither* (wobei *i* aus *ū* = *ō* entstanden ist) kann man schließen, daß nicht nur in den Reimen, sondern auch in der Schreibung die Längung von *ĭ*- und *ŭ*- in großem Umfange zutage tritt. Was die einzelnen Gruppen anlangt, so ist in I nirgends eine Dehnung zu finden, während diese in II und noch mehr in III mit der Kürze abwechselt. Die Doppelformen in II (*cum—cōme, sun—sōne, luf—lōve, lif—lēve, gif—gēve, stir—stēre*) rühren daher, daß die Dehnung erst eintritt, nachdem das End-*e* verstummt ist; die gelegentlich in III vorkommende Kürze ist so zu erklären, daß die Dehnung in offenen Silben dreisilbiger Wörter unterbleibt (z. B. *hiderward*). Betreffs der Chronologie der verschiedenen Lautveränderungen muß folgende Reihenfolge angenommen werden: I. das Verstummen des End-*e*, II. die Dehnung des *u* und III. die nordhumbrische Modifikation des *ǭ*; alle diese Veränderungen sowie auch die etwas später eingetretene Wandlung des *ĭ* zu *ẹ̄* müssen im XIII. Jahrhundert erfolgt sein. Danach ist Luicks frühere Vermutung, die Dehnung von *ĭ*-, *ŭ*- reiche in ihren Anfängen schon in das Ende der altenglischen Zeit zurück, nicht mehr haltbar. Auf dieses lange Kapitel (S. 1—144) folgen einige andere kleinere Kapitel: II. Die nordhumbrische Entwicklung von altengl. *ĭ*-, *ŭ* vor *ʒ* (S. 145—182), III. Über mittelengl. *weird* und Verwandtes (S. 183—189), IV. Zur Geschichte des mittelengl. *ĕ* (S. 190—198), V. Zur Entwicklung von altengl. *ĭ*-, *ŭ*- auf dem südhumbrischen Gebiet (S. 199—215). Das Ergebnis des letzten Kapitels ist, daß wahrscheinlich im XIV. Jahrhundert auch im Süden *ĭ*-, *ŭ*- nach dem Abfall des End-*e* gedehnt wurden, daß aber diese Dehnung auf Dialekte beschränkt blieb und nur wenige Fälle in die Gemeinsprache eindrangen.

Ein „Wortregister" beschließt das Buch, das mit ungewöhnlichem Scharfsinn geschrieben ist und das, wenn es auch große Anforderungen auf die geistige Mitarbeit des Lesers stellt, diesen doch durch die fast mathematische Klarheit der Durchführung und die sichere Genauigkeit der Resultate vollauf befriedigt. Es wird auf lange Zeit die Grundlage für alle Forschungen auf dem Gebiete der mittelenglischen Lautlehre bleiben.

George Farquhar, im Jahre 1677 (nicht 1678, wie allgemein angenommen wird) zu Londonderry in Irland geboren, wurde mit 18 Jahren Schauspieler, verließ aber, als er zufällig einen Kollegen beim Fechten verwundete, die Bühne und diente einige Zeit im Heere. Zum Theater zurückgekehrt, schrieb er in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Lustspielen, die sich durch liebenswürdigen Humor und harmlosen Witz auszeichnen und auch in Bezug auf Sittlichkeit über den Erzeugnissen der anderen Dramatiker der Restaurationszeit stehen; er starb in Armut schon

1707, also im 30. Lebensjahre. Dies ist in wenigen Zügen das Leben und Wirken Farquhars, das so ausführlich im XVIII. Bande der „Wiener Beiträge“ geschildert wird. Der Verf. trennt nicht die Biographie des Dichters von der Betrachtung seiner Werke, sondern bespricht jedes Werk an der Stelle der Biographie, zu der es seiner Entstehungszeit nach gehört. Diese Methode hat den Vorteil, daß wir bei der Entstehung jedes Stückes immer auch die äußeren Verhältnisse und den inneren Seelenzustand des Dichters ins Auge fassen können und so das Stück besser verstehen.

Der Verf. begnügt sich nicht damit, die bisherigen Ergebnisse der Forschung einfach zu rekapitulieren, er bemüht sich auch, gestützt auf Quellen, die er im British Museum entdeckt hat, das Lebensbild des Dichters in einigen wesentlichen Punkten richtigzustellen. So ist es ihm z. B. trefflich gelungen, nachzuweisen, daß Farquhar nicht 1678, sondern 1677 geboren sei. Auch in die Chronologie der einzelnen Werke hat er eine größere Sicherheit gebracht. Während das Epos *Barcelona* und die Stücke *The Inconstant* und *The Stage Coach*, die nicht als Originaldramen Farquhars betrachtet werden können, nur kurz erwähnt werden, bespricht der Verf. sehr eingehend folgende Stücke: *Love and a Bottle, The Constant Couple or A Trip to the Jubilee, Sir Harry Wildair, The Twin Rivals, The Recruiting Officer, The Beaux' Stratagem.* Von jedem Stücke werden zunächst die Entstehungsgeschichte und die Quellen angegeben, dann folgt eine genaue Analyse der Handlung und der Charaktere, worauf in einer Schlußbetrachtung der literarische Wert des Stückes zusammengefaßt wird. Auch den Wirkungen, welche die einzelnen Stücke auf die deutsche und französische Literatur ausgeübt haben, wird fleißig nachgespürt. Die Darstellung des Verf. ist klar und lebendig, das Gelehrte ist nirgends aufdringlich. Seine Benützung der vorhandenen Literatur ist gewissenhaft, aber nicht kritiklos. Bei der Zitierung seiner Quellen ist er manchmal ungenau; so S. 26: „Hettner sagt“.

Einige Härten im Ausdruck sind stehen geblieben: S. 119 „zehn oder zwölf Goldstücke will er sich von Chincher jun. ausleihen“; S. 353 „ob die vorgegebenen Beziehungen zwischen Arches und Foigard in ihrer Gänze erdichtet sind“. Manche Redensarten sind zu familiär: S. 34 „wie er von den Damen hergenommen sei“; S. 47 „daß aber Roebuck statt Lovewell aufgesessen, das sei zu komisch“; S. 292 „Thomas, der Schmied, bittet den *cunning man Coppernose,* ihm für seinen Schilling auch zu wahrsagen, daß es dafür stehe, sonst wolle er sein Geld zurück“.

Der Druck ist im ganzen korrekt; an Versehen sind mir nur aufgefallen: S. 26 Theater*g*ruppen (st. -*t*ruppen), S. 92 Ricca*nt* (st. Ricca*rt*), S. 276 den verfluchten Kugeln kann man nicht parieren (st. die).

Zum Schluß können wir nicht umhin, zu bemerken, daß Schmid, der uns schon mit einer trefflichen Monographie über Congreve beschenkt hat, neuerdings ein Werk geschaffen hat, das wie keines geeignet ist, nicht nur den Fachmann, sondern auch jeden allgemein gebildeten Leser in die Dramatik der englischen Restaurationszeit bequem einzuführen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Petit manuel et morceaux célèbres de la Littérature française par Albert Counson, docteur en philosophie et lettres, lecteur à l'Université de Halle. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1905. 276 SS.

Der Verf. bietet im vorliegenden Buche im Rahmen einer Übersicht über die französische Literatur eine Sammlung der heutzutage bekanntesten und berühmtesten Stellen derselben, deren Kenntnis bei jedem gebildeten Franzosen vorausgesetzt werden darf. Daß die Grenzen auf diesem Gebiete flüssig sind und die Aufstellung einer solchen Liste mit Schwierigkeiten verbunden ist, verhehlt er sich dabei natürlich nicht; indes läßt sich nicht bestreiten, daß wohl jede größere Literatur eine Art eisernen Bestand allbekannter und berühmter Stücke aufzuweisen hat.

Dieses die Auswahl bestimmende Kriterium bedingt das Zurücktreten der älteren Zeit, deren Produkte dem Gedächtnisse der Gegenwart bis auf weniges entschwunden sind, und das Hervortreten des klassischen Jahrhunderts, dessen Schöpfungen im französischen Schulunterrichte einen breiten Raum einnehmen und Denken und Geschmack der Nation zum Teil noch heute beeinflussen.

Die Darstellung setzt demgemäß mit einer gedrängten Behandlung des Mittelalters und der Renaissance ein (hier würde man bei aller beabsichtigten Knappheit gerne ab und zu einen Namen mehr genannt, Ausdrücke wie „*chansons de toile*", „*rotruenges*" u. a. kurz erklärt sehen), um dann in lebendiger und ausführlicher Weise auf das 17., das klassische Jahrhundert, überzugehen. Den Hauptplatz beansprucht hier naturgemäß das Dreigestirn Corneille, Molière und Racine sowie der liebenswürdige und vielgelesene Fabeldichter La Fontaine. Etwas karger ist dann das 18. Jahrhundert bedacht, verhältnismäßig am kargsten das 19., jedoch mit Absicht; denn der Verf. gedenkt diesem Jahrhunderte binnen kurzem ein eigenes *manuel-recueil* zu widmen, dem man mit Interesse entgegensehen darf. Übrigens ist keine Gestalt von wirklicher Bedeutung übergangen.

Was nun die den Grundstock des Buches bildende Sammlung berühmter Stellen anbelangt, so wird man sich mit C. in den

meisten Fällen einverstanden erklären können. Auch wo die Literaturgeschichte und das Urteil der Welt nicht gleichsam mit dem Finger auf das zu wählende Stück hinwiesen, wo bei fruchtbaren Schriftstellern ein *embarras de richesse* vorlag und eine engere Wahl zu treffen war, hat er m. E. fast durchweg mit Geschick und Geschmack entschieden. Immerhin seien einige Bemerkungen, die sich mir bei der Lektüre aufdrängten, nicht unterdrückt. La Fontaine ist mit 32 Fabeln vielleicht überreich vertreten, während man anderseits von Molières Meisterlustspiel *Tartuffe* etwas mehr als einige Verse erwartet hätte. Bei Rousseau bot die Auswahl entschieden Schwierigkeiten. Der Abdruck des Anfangs von *Emile* ist gewiß zu billigen; man hätte ihm etwa eine der prächtigen Naturschilderungen aus der *Nouvelle Héloise* an die Seite stellen können. Warum ist Victor Hugo nur durch Gedichte und durch gar kein Stück seiner so charakteristischen Prosa vertreten? Bei A. de Musset endlich hätte sich vielleicht ein bedeutenderes Gedicht finden lassen als „*La nuit de mai*".

Erwähnen möchte ich auch, daß sich bei einigen der aus Chateaubriand und Hugo gebrachten Proben neben dem Titel die Angabe des Werkes, dem sie entnommen sind, empfohlen hätte, da dasselbe in den vorausgeschickten Biographien wohl genannt ist, die Zugehörigkeit sich aber nicht unmittelbar ergibt.

Im übrigen entsprechen die sehr gewandt geschriebenen ein- und überleitenden Abschnitte allen Anforderungen, desgleichen die Inhaltsskizzen solcher Werke, aus denen nur geflügelte Worte und Sentenzen angeführt werden. Übrigens hat C., dem leitenden Gedanken seiner Sammlung getreu, auch innerhalb größerer ausgeschriebener Partien überall auf sprichwörtlich gewordene Aussprüche und Wendungen eigens aufmerksam gemacht.

Tatsachen und Daten sind, wie eine eingehende Nachprüfung ergeben hat, durchaus richtig, die ganze Arbeit gewissenhaft und verläßlich. Die Drucklegung wurde sehr sorgfältig überwacht; aufgefallen ist mir nur S. 5 oben der Ausfall des *l* in *l'érudition* und S. 214 Mitte der des *i* in *il*, beides am Zeilenanfang.

So darf denn das wohlgelungene, von gründlicher Stoffbeherrschung und großer Belesenheit zeugende Buch warm empfohlen werden. Bestimmt ist es für französische Mittelschulen und für die Kurse der französischen Lektoren an deutschen Universitäten; doch glaube ich, daß auch vorgeschrittene nichtfranzösische Mittelschüler, besonders humanistisch gebildete, es mit Vorteil benützen könnten, allerdings mit Ausscheidung einiger schwerer verständlichen Stücke.

Wien. J. Mesk.

Österreichs Herrscher aus dem Hause Habsburg. 23 in künstlerischem Holzschnitt mit Tondruck ausgeführte Porträte in Groß-Folio mit Texttafeln. Wien, K. k. Hof- und Staatsdruckerei 1905. Preis in Mappe 100 K, Prachtausgabe in Mappe 150 K.

Die bildliche Ausstattung des vorliegenden Werkes ist äußerst vornehm und in echt künstlerischem Empfinden aufgefaßt. Sie gereicht wohl den dabei beteiligten Künstlern sowie auch der k. k. Staatsdruckerei, die dasselbe am Gedenktage ihres 100jährigen Bestehens herausgab, zur größten Ehre. Als Titelblatt ist ein Porträt Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. in meisterhafter Original-Radierung von Prof. Wilh. Hecht beigegeben. Daran schließt sich eine Bildnisreihe von 23 Regenten Österreichs, die der Maler Otto Friedrich nach den im Allerhöchsten Besitze befindlichen Originalen frei entworfen und in wahrhaft künstlerischer Weise ausgeführt hat. Die Blätter sind in einfach kräftiger Holz schnitt-Technik und in farbigem Tondruck hergestellt und weisen eine treffliche Charakterisierung der einzelnen Gruppen auf. Die Köpfe sind voll Lebendigkeit im Ausdruck, die Figuren in Haltung und Bewegung natürlich, die Kostüme, Rüstungen und Beigaben in technisch vollendeter Weise wiedergegeben. Dazu kommen noch die ornamentalen, den verschiedenen Zeitläuften angepaßten Umrahmungen; dies alles bietet ein Ganzes, wie es besser und abwechslungsreicher nicht gedacht werden kann. Den Bildnissen sind Textblätter beigegeben, deren Inhalt schon durch die bloße Nennung der daran beteiligten Gelehrten und Mitglieder des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, wie Dr. Dopsch, Dr. Fournier, Dr. Redlich usw. und des leider seither heimgegangenen Vorstandes dieses Institutes, Dr. E. Mühlbacher, als vollkommen gediegen und durchaus verläßlich garantiert ist. Es kann nicht unerwähnt bleiben, daß es ein glücklicher Gedanke war, diese Textblätter mit den dem betreffenden Zeitraume entsprechenden Schriftzeichen und mit kunstvollen Initialen zu versehen, wie man solche in den zeitgenössischen Urkunden findet, der leichten Leserlichkeit geschieht hiedurch nicht der mindeste Abbruch. Überdies sind sie noch mit ebenso künstlerischen wie stilvollen Randzeichnungen ausgestattet. Besonders gut präsentieren sich die Tafeln zu Rudolf von Habsburg, Albrecht I., Maximilian I. und Leopold I. Es wäre vielleicht wünschenswert gewesen, die Textblätter nur einseitig zu beschreiben, weil sie dann viel bequemer sich verwenden ließen. Jedenfalls entspricht aber dieses Prachtwerk seiner Bestimmung, dem österreichischen Volke seine Herrscher aus dem Hause Habsburg in Bild und Wort lebendig vor Augen zu führen, aufs glänzendste und kann zur Belebung des Unterrichtes in der vaterländischen Geschichte, wie zur Hebung des patriotischen Gefühles als Lehrmittel und Wandschmuck aufs wärmste empfohlen werden.

Wien. K. Linsbauer und L. Hofmann.

Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die III. Klasse österreichischer Mädchenlyzeen. Herausg. von L. Weingartner, Wien, Verlag von Manz 1904. VIII und 221 SS.

Der neue Normallehrplan für sechsklassige Mädchenlyzeen hat auch neue Lehrbücher für alle Unterrichtsfächer gezeitigt. Unter der Masse dieser neuen Lehrbehelfe wird sich das vorliegende Buch gewiß einen ehrenvollen Platz erringen. Es ist wohl zum Teil in wörtlicher Anlehnung an desselben Verf.s Lehrbuch der Geschichte für die Unterstufe der österreichischen Mittelschulen verfaßt, zeigt aber doch auch eine erweiterte Gestalt und mehr Berücksichtigung entwicklungsgeschichtlicher Tatsachen, entsprechend dem reiferen Verständnis der Altersstufe, für die es bestimmt ist. An Ausführlichkeit übertrifft das Buch wesentlich auch das den gleichen Zwecken dienende Lehrbuch von Tupetz.

Rühmend hervorzuheben ist vor allem die reiche, übersichtliche Gliederung des Stoffes und die klare, eindringliche Sprache, die sich stellenweise zu schwungvollen Wendungen erhebt. Sichtlich ist der Verf. bemüht, wie dies auch seine früheren Lehrbücher zeigen, die Reinheit des deutschen Ausdrucks soweit wie möglich herzustellen; doch scheint mir manches darin zu weit getrieben. Sich z. B. ängstlich vor dem Ausdruck „Triumvirat" zu hüten, war doch nicht nötig; die Übersetzung „Dreimännerbund" ist ja gewiß zweckentsprechend, allein der lateinische Ausdruck hat sich so eingebürgert, daß man ihn den Schülerinnen nicht vorenthalten sollte; wenn daneben auch das deutsche Wort gesetzt wird, so dürfte das auch schon genügen, diesem allmählich Geltung zu verschaffen. S. 162 ist von dem „sogenannten 'kleinen Krieg'" die Rede; es gibt keinen sogenannten „kleinen Krieg", sondern höchstens eine sogenannte „Guerilla". Daß übrigens hierin auch mit ungleichem Maße gemessen ist, zeigt der Umstand, daß zwar der Ausdruck „Ostrakismos" bei der Bezeichnung „Scherbengericht" fehlt (S. 56), hingegen (S. 58) neben „Geschworenen" auch die griechische Form „Heliasten" mitgeteilt wird. Grundsätzlich scheint mir die absichtliche Vermeidung der Fremdwörter als Mittel zu ihrer Bekämpfung verfehlt: die Schüler sollen Fremdwörter kennen lernen und man kann sie gleichwohl hinlänglich vor deren übermäßigem Gebrauch warnen.

Sachlich verdient die Darstellung alles Lob; sie hebt überall das Bedeutungsvolle hervor, verweilt nirgend bei unnötigem Detail, die Hauptpunkte geschichtlicher Entwicklung werden allseitig klargelegt. Besonders gelungen ist in dieser Hinsicht die durchsichtige, leicht faßliche Darstellung des für diese Altersstufe so schwierigen Abschnittes über die Inder, namentlich ihre Religion, wenngleich über die Berechtigung eines solchen Abschnittes in einem Lehrbuch dieser Art verschiedene Meinung herrschen wird. Das Ausmaß des Lehrstoffes ist aber im allgemeinen sichtlich sehr wohl erwogen; die Erzählung ist gründlich, ohne eine Überfülle von Tatsachen zu

bieten. Etwas zu kurz geraten scheint mir nur die römische Kaiserzeit im Vergleiche zu den übrigen Partien der römischen Geschichte; insbesondere wird die Erzählung gegen den Schluß hin einigermaßen sprunghaft und flüchtig. Auch in einer methodischen Frage möchte sich Ref. erlauben, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Die übliche Voranstellung der Geographie eines Landes vor der Geschichte seiner Bewohner sollte in den Lehrbüchern für die unteren Klassen doch endlich einmal aufgegeben werden. Sie ist sachlich recht wohl begründet, dürfte aber kaum da angebracht sein, wo der Zusammenhang zwischen der Natur eines Landes und seiner Geschichte den Schülern noch nicht völlig klar gemacht werden kann und wo das Interesse für den Schauplatz noch nicht erweckt ist, weil die Ereignisse, die sich hier vollzogen haben, noch nicht bekannt sind. Hier läßt sich die Kenntnis der antiken Topographie am besten mit dem fortschreitenden Gange der Erzählung verbinden.

Benützt ist überall sichtlich die neueste Fachliteratur; von groben Versehen und entschiedenen Unrichtigkeiten ist das Buch vollständig frei geblieben. Daß man in mehreren Punkten anderer Ansicht sein kann, ist bei einem Lehrbuch, das in verhältnismäßig knapper Form eine Fülle von Tatsachen zu bringen genötigt ist, unvermeidlich. Ref. erlaubt sich daher, nur einiges wenige, was einer Änderung wohl bedürfen wird, anzuführen. S. 155 wird irrig (dreimal) das Jahr 208 anstatt 207 für die Schlacht am *Metaurus* angegeben. Nicht die Felseninschriften von Behistun (S. 12, 27), sondern die Inschriften von Persepolis haben zur Entzifferung der persischen Keilschrift geführt. Der Ausdruck Tyrannis (S. 54) in seiner ursprünglichen Bedeutung erfordert wohl eine kurze Erklärung. Statt Architrav (S. 76) ist die griechische Benennung Epistyl zu gebrauchen. Die Athene Parthenos ist nicht ganz aus Gold und Elfenbein errichtet (S. 77), sondern wie die andern chryselephantinen Statuen aus Holz hergestellt und mit Goldblech (die bekleideten Teile) und Elfenbeinplatten (die bloßen Teile) belegt. Im Colosseum hatten nicht 80000 (S. 111), wie die oft angegebene, auf falscher Überlieferung beruhende Zahl lautet, sondern nur etwa 40000 Zuschauer Platz. Daß die Römer erst um 400 v. Chr. die Schrift kennen lernten (S. 115), sollte nach der Auffindung des *lapis niger* vom Forum Romanum nicht mehr gesagt werden. Der Flußname *Cremera* (S. 126) ist Maskulin. Daß nach dem Bundesgenossenkrieg zu den 35 schon bestehenden Tribus zehn neue hinzugefügt worden seien (S. 176), kann, wenn die Tatsache überhaupt richtig ist, nur vorübergehend gewesen sein, spätestens im Jahre 84 v. Chr. gab es wieder nur 35 Tribus und dabei ist es immer geblieben (vgl. Mommsen, Röm. Staatsrecht III 179 f., 279). Was S. 205 über Majestätsprozesse unter Tiberius gesagt ist, muß zu der Vorstellung führen, als ob alle drei hier erwähnten Männer, die wegen Ma-

jestätsbeleidigung verurteilt wurden, Geschichtschreiber gewesen wären. Ungenau ist die Angabe dessen, was von Tacitus' Geschichtswerk erhalten ist (S. 208), ebenso die Behauptung, daß durch Caracalla alle freigeborenen Bewohner des Reiches das römische Bürgerrecht erhielten (S. 212): die *Constitutio Antoniniana* gewährte dieses vielmehr nur den freien Bewohnern der Metropolen. Daß aus dem Palast Diocletians die Stadt Spalato hervorgegangen sei (S. 214), ist zumindest nicht glücklich stilisiert.

Auch einige Druckfehler sind mir aufgefallen[1]). Der Vorname *Marcus* ist in lateinischer Schreibung, doch einmal (S. 129) in der Form Mar*k*us gegeben; die Schreibung *Cnejus*, *Cajus* anstatt der lateinischen *Gnaeus*, *Gaius* (oder abgekürzt *Cn.*, *C.*) wird sich kaum empfehlen.

Als ein Nachteil des Buches muß die höchst bescheidene Ausstattung hinsichtlich des Bilderschmuckes hervorgehoben werden. Nicht nur daß die Zahl der Bilder verhältnismäßig gering ist, auch die Ausführung dieser Bilder läßt so gut wie alles zu wünschen übrig. In einer Zeit, da die Reproduktionstechnik eine so bedeutende Vervollkommnung erfahren hat, darf man auch an ein Lehrbuch in dieser Hinsicht weitergehende Anforderungen stellen. Daß dieses Buch bei minderwertigen Illustrationen wohlfeiler geworden ist, rechtfertigt ein solches Vorgehen doch nur zum Teil. Der sonst so treffliche Lehrbehelf verdient jedenfalls eine bessere Ausstattung.

Prag. Dr. A. Stein.

Philippson A., Europa. 2. Aufl. Mit 144 Abbildungen und Karten im Text, 14 Karten und 22 Tafeln im Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1906.

Den Schlußband der Sieverschen „Allgemeinen Länderkunde" bildend, unterscheidet sich die vorliegende 2. Auflage von „Europa" von der im Jahre 1894 erschienenen ersten vor allem dadurch, daß sich diesmal nicht zwei Verfasser in die Arbeit teilten und daß die Darstellung der europäischen Polarländer mit Rücksicht auf die Behandlung aller Polargebiete im Bande Australien wegbleiben konnte. Wie in den bereits besprochenen Teilen der Sieverschen Sammlung wurde auch in Europa eine Zerlegung nach geographischen Einheiten vorgenommen. In der Grundlage war die Gliederung in das Gebiet der südeuropäischen Faltengebirge, das nordwesteuropäische Schollenland und die russisch-skandinavische Tafel schon in der ersten Ausgabe vorhanden. Neu ist nur, daß die Erörterung des Klimas, der Pflanzen- und Tierwelt, der Be-

[1]) S. 40 Taenar*i*um. S. 41 Agamemno*s*. S. 104 andauer*d*en, S. 121 und 122 Co*l*atinus, S. 124 *in* Laufe, S. 147 Erix, S. 151: *1*17, S. 204: 1*1*.

völkerung und des Verkehrswesens in die Allgemeine Übersicht einbezogen wurde und daß die staatlichen Zustände in das physische Bild verwoben wurden. Dabei bestrebt sich der Verf., die geographischen Wechselwirkungen in gebührendem Maße zu betonen. Der Übersichtlichkeit halber faßt er am Schlusse der Beschreibung der Einzellandschaften die wichtigsten geographischen Eigenheiten der Staaten, die sich über sie erstrecken, kurz zusammen. Unsere Monarchie, vom Verf. als der „ungeographischeste aller europäischen Staaten" bezeichnet, wird hiebei in ihre Reichshälften auseinander gerissen. Die österreichische ist nach dem Verf. ein „geographisches Unding", das die Führung in dem habsburgischen Gesamtreiche immer mehr an die „in Gestalt und Wesen einheitlichere" ungarische Reichshälfte verliert. Daß das Buch reichen Bilderschmuck und wertvolles Kartenmaterial enthält, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die Gesamtsumme der Bilder ist kleiner als in der ersten Auflage. Einzelne Abbildungen wurden mehrfach durch bessere ersetzt. Aufgefallen ist dem Ref., daß die Karte der Bevölkerungsdichte des Deutschen Reiches durch die Ergebnisse der letzten Volkszählung so wenig beeinflußt wurde, daß sie mit Ausnahme kleiner Änderungen bei Hannover, Berlin, Spremberg, Lauban, Hirschberg und Ratibor in der Form vom Jahre 1894, die auf der Volkszählung von 1890 fußt, übernommen werden konnte. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis erleichtert die Verwendbarkeit des Buches.

Wien. J. Müllner.

Klimatographie von Österreich. Herausgegeben von der Direktion der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik. I. Klimatographie von Niederösterreich von J. Hann. Wien, in Kommission bei W. Braumüller 1904.

Die Klimatographie der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder soll auf Grund von fünfzigjährigen Beobachtungsergebnissen von der Direktion der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Monographien des Klimas der einzelnen Länder behandelt werden. Als erste diesbezügliche Arbeit liegt die Monographie über die Klimatographie von Niederösterreich aus der Feder des hervorragendsten Klimatologen der Gegenwart, des Hofrates J. Hann, vor. Trotz der Verschiedenheit der Verfasser der einzelnen Monographien soll nach einer einheitlichen Methode, nach einem allen zur Richtschnur gegebenen Muster gearbeitet werden. Der Entwurf dieser einheitlichen Methode, die Herstellung des für alle Arbeiten auf diesem Gebiete giltigen Musters oblag dem eben genannten ausgezeichneten Klimatologen.

Auf Grund der an der k. k. meteorologischen Zentralanstalt gesammelten und auch an derselben berechneten meteorologischen

Aufzeichnungen in Niederösterreich wurden in der vorliegenden Schrift die witterungsstatistischen Grundlagen zu einer Klimatographie von Niederösterreich geliefert.

Als Ideal einer wahren Klimabeschreibung bezeichnet der Verf. die Vorführung eines Stückes aus dem Naturleben, des Zusammenspieles der meteorologischen Elemente zu jener Totalwirkung, die wir eigentlich unter dem Begriffe Klima zu verstehen haben, mit Hinweisen auf die Beziehungen zu der örtlichen Bedingtheit der natürlichen Vegetationsdecke sowohl, als auch besonders der Kultur- und Produktionsverhältnisse des Landes, auf die Anlage der Siedlungen des Menschen selbst und auf dessen Lebensführung, soweit dieselbe von den durchschnittlichen Zuständen der Atmosphäre und deren Wechsel abhängt, die auf ihn an seiner Wohnstätte einwirken.

Die Luftdruckverhältnisse wurden in den Rahmen der Abhandlung nicht einbezogen, weil deren Unterschiede auf der relativ kleinen Fläche eines Landes wie Niederösterreich keine klimatographische Bedeutung haben. Erst am Schlusse der klimatographischen Übersicht von Österreich werden auch die Luftdruckunterschiede zur Erklärung der Verschiedenheiten der Windverhältnisse und deren Folgen in Betracht gezogen werden.

Zunächst wird ein allgemeiner Überblick über das Klima von Niederösterreich gegeben, dann wird auf die klimatologischen Verhältnisse des Waldviertels, des Viertels unter dem Manhartsberge, des Viertels ob dem Wienerwalde (südliches Donaugelände und Voralpen), des Viertels unter dem Wienerwalde, zu dem Wien selbst gehört, des Näheren eingegangen. Sehr ausführlich wurde in dem letztgenannten Abschnitte die Temperaturumkehr im Winterhalbjahre im Höhenklima behandelt, also die Erscheinung der Zunahme der Temperatur mit der Höhe. Nach Berechnungen von H. tritt die langsamste mittlere Wärmeabnahme mit der Erhebung wenige Tage nach der längsten Nacht ein.

Von hervorragender Bedeutung erscheinen dem Ref. die dem Buche beigegebenen Tabellen zur Klimatographie von Niederösterreich, in denen das fünfzigjährige Temperaturmittel für Niederösterreich, die Temperaturabnahme mit der Erhebung, die Temperaturmittel für verschiedene Höhenlagen, die Andauer gewisser mittlerer Tagestemperaturen, die mittleren Monats- und Jahresextreme in dem fünfzigjährigen Zeitraume, die mittlere Zahl der Frosttage, die mittlere Bewölkung, die Anzahl der Tage mit Nebel, die Jahressumme der Niederschlagsmenge im Zeitraume der Beobachtung, die Niederschlagsmenge im Mittel, die Anzahl der Niederschlagstage, die mittlere und längste Dauer der Regenperioden, die mittlere Häufigkeit der acht Windrichtungen in einem sehr übersichtlich gehaltenen statistischen Materiale zur Anschauung gelangen.

In einem Anhange finden wir eine statistische Zusammenstellung der Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse in Wien

und die Niederschlagsmenge in Prozenten der fünfzigjährigen Monatsmittel und des Jahresmittels angegeben.

Die Beigabe der Regenkarte von Niederösterreich erhöht den Wert der vorliegenden Monographie, auf die als eine wissenschaftlich bedeutungsvolle und praktisch sehr wichtige Arbeit aufmerksam gemacht wird.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Chr. Schmehl, Die Elemente der sphärischen Astronomie und der mathematischen Geographie. Nebst einer Sammlung gelöster und ungelöster Aufgaben. Giessen, E. Roth 1905.

Ein recht gutes und dabei kompendiöses Werkchen, das die verschiedenen Aufgaben und Lösungen vorführt.

Vorangeschickt werden die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie; hierzu wäre nur zu bemerken, daß die für die praktische Anwendung mitunter sehr wichtige Formel sin b cos A und sin B cos a, ebenso auch die Gaussschen Gleichungen fehlen. Der in der Anmerkung auf S. 13 geäußerten Meinung des Verf.s, daß die Neperschen Analogien den Gaussschen Gleichungen vorzuziehen seien, kann Ref. nicht zustimmen.

In diesem Teile wären einige vollständig gelöste Beispiele, so daß die ganze Anordnung der Rechnung nach einem praktischen Schema ersichtlich wäre, außerordentlich wichtig. Gerade bei der Anordnung der Rechnung zeigt sich so häufig die Unbehilflichkeit des Anfängers und die Notwendigkeit, ihm einen Leitfaden an die Hand zu geben; auch ist Ref. der Meinung, daß die in der Praxis bereits allgemein eingeführte Schreibweise, z. B. 9.72348_n, welche andeutet, daß man es mit dem Logarithmus einer negativen Zahl zu tun hat, auch in den Lehrbüchern einmal Eingang finden sollte.

Die folgenden Aufgaben sind nicht systematisch nach den Materien der Astronomie und mathematischen Geographie geordnet, sondern nach der Art der Dreiecke, auf welche sie führen. So sind für die Aufgaben zwischen Horizont- und Äquatorkoordinaten zunächst rechtwinkelige Dreiecke betrachtet mit 1. rechtem Winkel im Nordpunkt, 2. im Nordpol, 3. im Zenith, dann 4. rechtseitige Dreiecke; hierauf folgt erst das allgemeine Dreieck, bestimmt durch 5. zwei Seiten und den eingeschlossenen Winkel, 6. durch drei Seiten, 7. durch zwei Seiten und einen gegenüberliegenden Winkel, 8. durch zwei Winkel nebst einer gegenüberliegenden Seite und 9. durch zwei Winkel nebst der zwischenliegenden Seite. Da diese Anordnung konsequent durchgeführt erscheint, so kann dagegen nichts eingewendet werden; nur würde der Titel dementsprechend vielleicht besser lauten: „Anwendungen der sphärischen Trigonometrie zur Lösung von Aufgaben aus der sphärischen Astro-

nomie und mathematischen Geographie". Diese Anordnung empfiehlt jedoch das Buch ganz besonders als Beispielsammlung für den Mittelschullehrer, der bei der Stellung von Aufgaben rasch jene findet, die seinem momentanen Bedürfnisse entspricht.

Einige wenige Bedenken des Ref. beziehen sich auf die astronomischen Erläuterungen. Der Unterschied zwischen scheinbarem und wahrem Horizont (S. 10) ist nicht korrekt; nicht einverstanden kann sich Ref. mit den Bezeichnungen „astronomische Breite" und „astronomische Länge" (S. 61) erklären; ebenso ist kein Grund vorhanden, ein „nautisches" und ein „astronomisches" Dreieck einzuführen; von anderer Seite wird das hier als „nautisches" Dreieck bezeichnete das „astronomische Fundamentaldreieck" genannt. Es erscheint doch besser von Einführung neuer Namen dieser Art, die nur zu Verwechslungen und Mißdeutungen Anlaß geben können, abzusehen.

Als Wert der Sonnenparallaxe wird gegenwärtig 8·80" (nicht, wie irrtümlich auf S. 25 angegeben, 8·857") angenommen.

Endlich möchte Ref. bemerken, daß die Vertikalsonnenuhr in der vorliegenden Schrift nur für eine zum Meridian senkrechte Wand erörtert ist, ein Fall, der nur höchst selten eintreten dürfte. Die allgemeine Lösung der Vertikalsonnenuhr, welche auch als Beispiel für die Lösung von sphärischen Dreiecken besonderes Interesse beanspruchen kann, könnte, da sie nicht mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, jedenfalls auch behandelt werden.

Um einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Aufgabensammlung zu geben, soll schließlich bemerkt werden, daß auf dem knappen Umfange von 108 Seiten nach den notwendigen Erläuterungen und zahlreichen gelösten Beispielen nicht weniger als 300 ungelöste Aufgaben enthalten sind, deren Lösung jeder durch die beigefügten Resultate kontrollieren kann.

Wien. N. Herz.

A. v. Braunmühl, Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie. Zwei Teile. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1905. Preis geh. 19 Mk., in Leinw. geb. 21 Mk.

Dieses Werk ist aus den Vorlesungen des Verf.s an der Münchner Technischen Hochschule hervorgegangen und besteht aus zwei in den Jahren 1900 und 1903 erschienenen Teilen, von denen der erste die Geschichte der Trigonometrie von den ältesten Zeiten bis zur Erfindung der Logarithmen und der zweite die Fortsetzung bis auf die Gegenwart enthält. Der Stoff ist im ersten Teile nach den Leistungen der einzelnen Völker und im zweiten nach jenen der einzelnen Jahrhunderte gegliedert. Er umfaßt nicht bloß die eigentliche Trigonometrie, sondern enthält auch

aus anderen mathematischen Disziplinen solche Kapitel, welche zur Trigonometrie in enger Beziehung stehen und befruchtend auf ihre Entwicklung eingewirkt haben. Dazu gehört die Geschichte der Erfindung und Ausbreitung der Logarithmen, die Ableitung und Verwertung der trigonometrischen Reihen, die Geschichte der Zahl π usw. Auch die vor wenigen Jahren erschienenen Arbeiten von F. W. Meyer, Study u. a., welche die Trigonometrie mittels der Funktionen- und der Gruppentheorie formell zu einem gewissen Abschlusse bringen, sind im Werke bereits berücksichtigt.

In der Geschichte der Trigonometrie, welche weit über zwei Jahrtausende zurückreicht, zeigt es sich, daß diese Disziplin nach überraschend schneller Entwicklung in der ersten Zeit hierauf nur langsam bis zur heutigen Vollendung herangereift ist, daß zahlreiche der hervorragendsten Mathematiker an ihrem Ausbau beteiligt waren und daß überaus oft von anderen Gefundenes wieder neu entdeckt wurde, da eben eine Geschichte der Trigonometrie nicht geschrieben war. Diese Gefahr ist nunmehr für gewissenhafte Forscher beseitigt und, was weit mehr bedeutet, es ist jedem Fachmanne Gelegenheit geboten, sich mit geringer Mühe in der Entwicklungsgeschichte einer der interessantesten Disziplinen zurecht zu finden. Denn der rühmlichst bekannte Verf. bietet der mathematischen Welt mit dem vorliegenden Werke eine übersichtlich geordnete und gründlich durchgearbeitete Geschichte der Trigonometrie, deren Erscheinen gewiß von allen Mathematikern freudig begrüßt wird.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß das Vorwort zum zweiten Teile etliche Ergänzungen und Berichtigungen zum ersten Teile enthält. Im zweiten Teile fand Ref. nur einen sachlichen Fehler: Im Lambertschen Beweise der Neperschen Regel (S. 181, Fig. 26) soll nämlich der Punkt B und nicht D der Pol des Kreises GHQ sein.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

Elementares Lehrbuch der Physik nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Ludwig Dressel S. J. 3. Aufl. I. und II. Band. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905.

Angesichts der zwei dicken, fast 1100 Seiten umfassenden Bände und insbesondere des kleinen, einen beträchtlichen Teil des Ganzen einnehmenden Zwischendruckes machte sich Ref. nicht ohne eine gewisse Beklemmung an die Durchsicht. Doch jetzt, nachdem diese beendigt ist, findet er seine Bemühungen hinlänglich belohnt. Denn um sein Urteil über das Gelesene kurz auszusprechen, muß er das Werk als zu dem Besten gehörig bezeichnen, was in solcher Ausführlichkeit in den letzten Jahren erschienen ist, und da es

die physikalischen Neuforschungen selbst der allerjüngsten Zeit ausführlich mitteilt, ist ihm der Vorzug vor allen anderen, selbst solchen zu geben, die wie z. B. „Wüllners Kompendium" lange Jahre hindurch in Ansehen standen. Aufbau und Gliederung des ungeheuren Lehrstoffes zeigt von wohlbedächtiger Überlegung, die überaus klare Darlegung in theoretischer und experimenteller Richtung von großer im Schuldienste erworbenen Erfahrung, die streng wissenschaftliche Art des Vorganges von hoher Geistesbildung des Verfassers. Als den gelungensten Teil möchte Ref. den die Elektrizitätslehre behandelnden Abschnitt bezeichnen. Mit der ausgiebigen Fülle des hier Gebotenen ersetzt es gar manche der zahlreichen Sonderwerke über Elektrizität und deren Anwendungen, die es jedoch durch Lehrhaftigkeit und Gründlichkeit weit überragt. Man lese z. B. die Kapitel über Elektrolyse, Telegraphie, Funkeninduktor usw., und wird dieses Urteil gerechtfertigt finden. Einen geradezu wunderschönen Abschluß dieser Lehre bildet das, was über die verschiedenen elektrischen Strahlungen, den Katoden-, Kanal-, Röntgenstrahlen usw., in erschöpfender Form mitgeteilt wird. Was die Lehre vom Lichte betrifft, so ist der elementare Teil derselben der Größe und Gestalt nach ungefähr so abgefaßt wie in den für den Unterricht auf der oberen Mittelstufe bestimmten Lehrbüchern, hingegen ist die physikalische Optik in einem selbst für Fachvorlesungen an Hochschulen hinreichenden Umfange gegeben; eine ausführliche Besprechung der elektrischen Schwingungen und deren Anwendungen bildet den Abschluß dieses als „Ätherstrahlung" bezeichneten Abschnittes. Der knappe, an dieser Stelle zugewiesene Raum verhindert fernere noch wohl anzubringende Bemerkungen über die Vortrefflichkeit des mit seltenem Fleiße hergestellten Werkes, das jedem, der seine in der Mittelschule erworbenen Kenntnisse in der Physik erweitern und vertiefen will, ganz besondere Dienste erweisen wird.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. James Walker, Einführung in die physikalische Chemie. Nach der zweiten Auflage des Originals unter Mitwirkung des Verf.s übersetzt und herausgegeben von Dr. H. v. Steinwehr. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1904. 428 SS. 8°.

Das Buch „wendet sich in erster Linie an den Studierenden der Chemie. Es soll einerseits dem Leser die Auffassung der physikalisch-chemischen Theorien erleichtern und ihn bei ihrer Anwendung auf chemische Arbeiten unterstützen, anderseits aber auch als Vorbereitung zum Studium der größeren Werke von van 't Hoff, Ostwald und Nernst dienen". Der Verf. hat versucht, die Schwierigkeiten des Gegenstandes „so viel als möglich hinwegzu-

räumen und darauf hinzuweisen, wo verborgene Fallen liegen". Die Beherrschung der Grundlagen von Chemie und Physik wurde vorausgesetzt, daher der Erklärung von Ausdrücken oder elementaren Bezeichnungen wenig oder gar kein Raum gewidmet . . ." Es wurde „durchwegs eine elementare mathematische Behandlungsweise gewählt mit einziger Ausnahme des letzten Kapitels über die für den Chemiker wichtigsten thermodynamischen Beweise, das der höheren Mathematik erfordert".

Die Begriffe werden nicht nur mehr minder gut sachlich entwickelt, sondern es wird auch die ganze Geschichte der Aufstellung und Wandlung einzelner Begriffe gegeben, also eine Art Geschichte der physikalischen Chemie geboten.

Von Zeitschriften, in denen die angezogenen Originalarbeiten enthalten sind, werden hauptsächlich englische angeführt, sonst wohl auch „mehrere deutsche Abhandlungen, die von grundlegender Wichtigkeit für die moderne Entwicklung der Wissenschaft sind", genannt.

In 27 Kapiteln werden folgende Themen behandelt: Maßeinheiten und Grundmaße. Die Atomistik und die Atomgewichte. Chemische Gleichungen. Die einfachen Gasgesetze. Spezifische Wärmen. Das periodische System. Die Löslichkeit. Schmelzen und Erstarren. Verdampfung und Kondensation. Die kinetische Theorie und die Gleichung von van der Waals. Die Phasenregel. Thermochemie. Veränderlichkeit physikalischer Eigenschaften in homologischen Reihen. Beziehungen von physikalischen Eigenschaften zur Zusammensetzung und Konstitution. Die Eigenschaften gelöster Stoffe. Osmotischer Druck und die Gasgesetze für verdünnte Lösungen. Schlüsse von den Gasgesetzen auf die verdünnten Lösungen. Methoden der Molekulargewichtsbestimmung. Molekularkomplexität. Elektrolyte und Elektrolyse. Elektrolytische Dissoziation. Chemisches Gleichgewicht. Geschwindigkeit chemischer Umsetzung. Relative Stärke von Säuren und Basen. Gleichgewicht von Elektrolyten. Anwendungen der Dissoziationstheorie. Thermodynamische Beweise.

Die Sprache ist im allgemeinen sehr breitspurig, im Tone eines etwas langweiligen mündlichen Vortrages gehalten. Dadurch, daß bei Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse meist weit ausgeholt wird, büßt das Buch den Vorteil ein, in speziellen Fällen zur raschen Orientierung benützbar zu sein. Stellenweise ist der Stil sehr schwulstig, häufig allzusehr an eine Übersetzung gemahnend.

In sachlicher Hinsicht lassen sich ab und zu Mängel feststellen, so heißt es z. B. S. 10, Absatz 8: „Es muß hervorgehoben werden, daß wir gegenwärtig kaum von dem Bestehen eines Gesetzes 'einfacher multipler' (? Ref.) Proportionen sprechen können. Wir kennen wohl definierte Substanzen, deren Zusammensetzung wir durch Formeln, wie die folgenden — $C_{20}H_{23}N$,

$C_{18}H_{14}O_8$ — ausdrücken müssen. Hier ist auch keine Annäherung an einfache Verhältnisse vorhanden." Dies muß als „Geschwätz" bezeichnet werden, das ohne den Sinn des Ganzen zu stören, weggelassen werden könnte! — Ob das Kapitel III „Chemische Gleichungen" in der vorliegenden Ausdehnung in eine Einführung in die „physikalische" Chemie gehört, möchte Ref. bezweifeln.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. Rich. Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus. 2. Aufl. Mit 37 Figuren im Text. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1904.

Dieses Büchlein (39. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens „Aus Natur und Geisteswelt") ging aus sechs Vorträgen hervor, die der Verf. im Winter 1901 als Volkshochschulkurs in Stuttgart gehalten hat. Die Beweise für die Abstammungslehre entnimmt der Verf. den Gebieten der Systematik und der vergleichenden Anatomie, dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte, der Versteinerungskunde und der Tiergeographie. Der nächste Abschnitt sucht den Beweis zu erbringen, daß die Abstammungslehre auch für den Menschen gilt, indem derselbe während seiner Entwicklung Zustände durchläuft, die nur von anders gestalteten ferneren und näheren Vorfahren ererbt sein können. Es weisen, schreibt Dr. Hesse, die Bauverhältnisse des Menschen ebenso wie die erhaltenen Knochenreste menschenähnlicher Wesen aus früheren Zeiten sicher darauf hin, daß die Ahnen des Menschen affenähnlich waren. In den weiteren Kapiteln spricht der Verf. über die Darwinsche Theorie, über Zuchtwahl, Vererbung und die Ursachen der Veränderungen lebender Wesen, über die Spaltung einer Art in mehrere als Folge von Kreuzungsverhinderung und über den Ursprung des Lebens auf der Erde. Nachdem es bereits gelungen ist, organische Substanzen aus anorganischen Stoffen in der Retorte herzustellen, huldigen viele Forscher jetzt der Ansicht, daß die lebendige Substanz einst unter günstigen Bedingungen aus anorganischen Stoffen sich gebildet habe (Urzeugung).

Das Buch, welches Ref. in 2. Auflage vorliegt, bietet dem Laien und Fachmanne viel Wissenswertes, ist daher empfehlenswert, wenn auch nicht jeder mit allen darin ausgesprochenen Ansichten einverstanden sein wird.

Paul Wossidlo, Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. 1. Teil: Die Tiere. 12. verb. Auflage. Mit 521 in den Text gedruckten Abbidungen und 4 Tafeln in Farbendruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905.

Wenn ein Lehrbuch in 12. Auflage erscheinen kann, so ist es für dasselbe schon ein Zeugnis seiner Brauchbarkeit. Wossidlos

Leitfaden, ein ziemlich umfangreiches Buch von 332 Seiten, enthält eine so riesige Menge zoologischen Details, daß es selbst für den Lehrer eine unerschöpfliche Fundgrube wird. Nur muß dieser es verstehen, das Passende für seine Schüler auswählen zu können, da es wohl doch nicht angeht, auf irgend einer Stufe alles das lernen zu lassen, was in dem Buche steht. Ref. verweist z. B. auf die ungemein eingehende Beschreibung des Nilkrokodiles, bei der sogar angegeben wird, daß es jederseits oben 19, unten 16 hohle Zähne hat, daß an den Seiten des Rumpfes rundliche, am Bauche und an den Seiten des Schwanzes viereckige, glatte Hornschilder in Querreihen, an den Beinen größere, rautenförmige Schuppen, die am Hinterrande der Unterschenkel einen stark gezackten Kamm bilden, sich finden usw. Wozu brauchen ferner Mittelschüler, denn für die ist das Buch doch berechnet, zu wissen, daß es ein Leistenkrokodil, ein Spitzkrokodil, ein Panzerkrokodil gibt? Das geht nach des Ref. Ansicht zu weit. Die Biologie hat heutzutage dem Unterrichte ein so großes Feld der Tätigkeit eröffnet, indem sie geradezu den Lehrer zwingt, die Erfahrungen und Beobachtungen der Schüler sich zunutze zu machen, daß ein rein naturbeschreibender Unterricht ein Unding ist. Es liegt dem Ref. selbstverständlich ferne zu behaupten, daß der vorliegende Leitfaden die Biologie außer acht lasse; im Gegenteil, sie wird an passender Stelle sehr geschickt verwertet; nur ist bei der Schilderung der Tiere die Beschreibung einzelner Körperteile zu eingehend, weil sie für die biologische Betrachtung wertlos ist.

Die neue Auflage erhielt eine weitere Tafel im Farbendruck, die gewisse Schutzeinrichtungen bei Insekten veranschaulichen soll, und eine größere Anzahl von Lebensbildern, die von F. Specht größtenteils neu gezeichnet wurden. Ferner wurden im morphologischen Teile die bisher abgekürzten Sätze vervollständigt.

Wien. H. Vieltorf.

Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Herausgegeben von B. Landsberg, O. Schmeil und B. Schmid. Dritter Band. Mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904. 12 Hefte. 568 SS.

Auch der dritte Jahrgang dieser Zeitschrift zeigt einen sehr erfreulichen Aufschwung und die rückhaltlose Anerkennung, die wir den beiden ersten Bänden gezollt haben, muß auch dem dritten zugesprochen werden. Die große Zahl von Aufsätzen sowohl rein wissenschaftlichen Inhalts — die aber immer in irgend einer Weise mit dem Unterrichte in Beziehung stehen — als auch von pädagogischem und schulpolitischem Charakter, in denen fast alle Kategorien und naturwissenschaftlichen Disziplinen vertreten sind, geben

ein beredtes Zeugnis von der Bedeutung, die diese vornehme Zeitschrift erlangt hat; ein sehr bestimmtes, modernes Gepräge erhält sie durch die besondere Berücksichtigung der Biologie.

Einzelne Beiträge, die ein allgemeines Interesse beanspruchen können, seien im Folgenden hervorgehoben. Hugo Fischer in Bonn stellt „unser Wissen über die Mikroorganismen" in einem inhaltreichen Artikel zusammen, der Jesuit E. Wasmann liefert eine kritische Studie über die psychischen Fähigkeiten der Tiere, insbesondere der Ameisen (mit reichlichen eigenen Beobachtungen), N. Roestel erläutert die Aufgabe der Geologie und ihre Bedeutung für die Schule, ein recht zeitgemäßes Thema. Das physikalische und chemische Gebiet berührt Volkmar Kohlschütter in einem Aufsatze über die Theorie der elektrolytischen Dissoziation; eine hochinteressante Frage: „Chemie und lebende Welt", die auch in neuester Zeit wieder die Kreise der Forscher bewegt, bespricht Prof. Lassar-Cohn. Sehr hübsch hat Dr. F. Küspert alles Wissenswerte über den Diamanten zusammengestellt.

Diese kleine Auslese möge genügen, das eben über die Bedeutung der Zeitschrift Gesagte zu bekräftigen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem, Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüllers Verlag 1905. XII und 226 SS. Preis geh. 6 K.

In seltsamem Gegensatze zur gegenwärtigen Hochflut psychologischer Literatur steht die Dürftigkeit der logischen — zumal auf deutschem Boden. Ist schon die Zahl der Lehr- und Handbücher dieser Wissenschaft eine ziemlich bescheidene, so gilt dies in noch höherem Grade von der eigentlichen wissenschaftlichen Tagesliteratur. In letzter Zeit haben nun zwei Publikationen einiges Aufsehen erregt: Hermann Cohens „Logik der reinen Erkenntnis" und Husserls „Logische Untersuchungen". Keines dieser Werke kann freilich Anspruch darauf erheben, der exakten Wissenschaft der Logik beigezählt zu werden; beide mißbrauchen vielmehr das Aushängeschild der Logik zu unlogischen Zwecken. Da indessen die in ihnen vertretene Richtung im Deutschen Reiche über eine ziemliche Zahl von akademischen Lehrstühlen verfügt, wird das Aufsehen, das sie hervorgerufen, begreiflich.

Jerusalem hat es unter diesen Umständen für angezeigt gehalten, gegen die sich hier äußernde Verkennung der Logik, die der Philosophie schon einmal — zu Zeiten Hegels — schweren Schaden zugefügt hat, seine warnende Stimme zu erheben. Die äußere Veranlassung hiezu bot ihm die ins Auge gefaßte Ausarbeitung eines Lehrbuches der Logik, das seinem bekannten

Lehrbuch der Psychologie zur Seite zu treten hätte und in das er natürlich keine kritischen und polemischen Auseinandersetzungen aufzunehmen beabsichtigen kann, die vielmehr hiemit als unentbehrlich gewordene Vorarbeit veröffentlicht erscheinen.

Von den fünf Abschnitten des Werkes beschäftigt sich der erste mit Kant. Das ist begreiflich; bildet doch Kant den Ausgangspunkt für alle Bestrebungen nach einer Ausbeutung der Logik in metaphysischem Sinne. Er war der erste, der „zwischen dem psychologisch, d. h. naturgesetzlich Bedingtem und dem von aller Erfahrung unabhängigen Absoluten" ein „drittes Reich" errichten wollte. Indem sich nun Jerusalems Polemik gegen die Zulässigkeit dieses dritten Reiches wendet, war es natürlich, mit der Kritik des Kantschen Systems zu beginnen. Diese Kritik nimmt sich zum Zielpunkt den Nachweis der psychologischen Grundlage der Vernunft der reinen Kritik, die freilich von ihrem Urheber nicht beabsichtigt war, was behauptet zu haben Jerusalem fälschlicherweise von Seite seiner Kritiker vorgeworfen worden ist, die aber nichtsdestoweniger sich nicht wegleugnen läßt, so sehr auch alle solche Versuche das Entsetzen der Neukantianer hervorrufen. Hier hat Jerusalem jedenfalls ins Schwarze getroffen; seine Auffassung Kants ist zu einem großen Teile originell und durchaus begründet, ihre Verfechtung gegenüber der Marburger Schule ein unbestreitbares Verdienst.

Der Ref. bedauert, nicht das Gleiche bezüglich des zweiten Abschnittes, der sich gegen den kritischen Idealismus wendet, sagen zu können. Wiewohl er sich für seine eigene Person demselben gegenüber gleichfalls ablehnend verhält, muß er doch der Befürchtung Ausdruck geben, daß sich dessen Verfechter durch die Auseinandersetzungen des Verf. wenig betroffen fühlen werden. Von seinem realistischen Vorurteil konnte sich der Verf. ebensowenig emanzipieren, wie etwa Kant, und seine Auffassung namentlich von Cornelius und Ostwald ist beiläufig ebenso verfehlt wie die Kants bezüglich Berkeleys. Es mutet fast wie ein schlechter Scherz an, den er sich mit dem Leser erlauben will, wenn er einen l o g i s c h e n Beweis für die Unmöglichkeit des Solipsismus ankündigt und ihn dann — mit einem Analogieschluß überrascht! Warum sollte übrigens der Analogieschluß nicht auch dem Phänomenalisten zu Gebote stehen? Wendet ihn nicht z. B. — ohne ihn natürlich für einen logischen Schluß zu halten — auch Mach in seinem neuesten Werke an, der dabei ganz richtig bemerkt, daß das eigene und das fremde Ich durch denselben Analogieschluß erschlossen wird? Unverständlich ist auch die Polemik gegen Ostwalds Ausspruch „die Philosophen seien darüber einig, daß das einzige, was wir gewiß wissen, der Inhalt unseres eigenen Bewußtseins ist". Ich glaube, daß dies nicht nur selbstverständlich ist, sondern daß darüber auch schon eine recht erfreuliche Einigkeit herrscht.

Im dritten Kapitel wendet sich der Verf. gegen die Möglichkeit einer reinen Logik auf nicht idealistischer Grundlage, die er gleichfalls zu widerlegen unternimmt. Er bemerkt zunächst, daß die Logik des Aristoteles keine reine Logik im modernen Sinne, sondern eine aus der Denkerfahrung durch Abstraktion gewonnene war und bezeichnet die Scholastiker als die Urheber der Idee, materielle Wahrheiten auf rein logischem Wege beweisen zu wollen. In neuerer Zeit sei nun von zwei Seiten ein ganz ähnlicher Versuch unternommen worden, von Cohen und von Husserl. Ersterer glaube sich allerdings im Gegensatze zur Scholastik zu befinden und sein System auf die mathematische Naturwissenschaft stützen zu können. Daß dies eine Utopie ist, gelingt Jerusalem leicht zu zeigen, und man kann nur sagen, daß die Abweisung Cohens noch viel schärfer hätte lauten können; denn seine mathematischen Ideen sind in der Tat laienhafter Dilettantismus und verraten gänzlichen Mangel jeglichen geübteren logischen Denkens. Der zweite der obengenannten Männer gibt selbst zu, der Scholastik nahe zu stehen, und es wird wohl wieder Jerusalem im Rechte sein, wenn er deren Einflußnahme auf Brentano zurückführt, dessen Eigenart und Schule treffend charakterisiert wird. In eingehender, wohlgelungener Darstellung legt der Verf. den durchaus scholastischen Gedankengang Husserls dar, dessen Beweis für die objektive Existenz der Wahrheit er Anselm von Canterburys Gottesbeweis an die Seite stellt. Husserl sei wider Willen Metaphysiker wie Psychologist und gerade auf psychologischem Gebiete liege seine Hauptbegabung.

Aus diesen Kritiken werden nun in den beiden letzten Kapiteln die Konsequenzen für den positiven Aufbau und die gegenwärtige Aufgabe der Erkenntnistheorie, bezw. Logik gezogen. In ersterer Hinsicht spricht der Verf. von einer „Hypertrophie des Erkenntnistriebes“ und verlangt ein Zurückdämmen extrem erkenntniskritischer Bestrebungen. Man müsse beim kritischen Realismus stehen bleiben — eine Forderung, die allerdings weder als berechtigt noch auch notwendig angesehen werden kann, sich aber mit Notwendigkeit aus der im zweiten Kapitel zutage tretenden Stellungnahme des Verf. ergibt. Sodann geht der Verf. des näheren auf das Urteilsproblem ein, in dessen Lösung er die zentrale Aufgabe der Erkenntnistheorie erblickt und das er ja bereits früher in einer ausgezeichneten Monographie behandelt hat, deren wichtigste Ergebnisse er hier hervorhebt und neuerdings der Beachtung anderer Denker, die ihr nicht in verdientem Maße zuteil geworden ist, empfiehlt. Als wichtigsten Fortschritt der Logik erblickt er ihre psychologistische Grundlegung und als ihren Hauptteil die Urteilslehre. Die Aufgabe der Logik sieht er in der Schaffung einer dem heutigen Stande der Wissenschaft gerecht werdenden Methodenlehre. Die Erfahrung müsse die Grundlage jeder Logik bilden, die nichts anderes zu tun habe als die im praktischen

Denken geübten Verfahrungsweisen herauszuheben und zu beschreiben — ganz ähnlich wie es die Aufgabe der Grammatik ist, die Sprache zu beschreiben. Jerusalems Stellung fällt also mit der des Aristoteles — natürlich unter entsprechender Bezugnahme auf die geänderten Zeitverhältnisse — nahezu zusammen. Auch der Ref. muß sagen, daß diese Auffassung der Aufgabe der Logik vom unterrichtlichen Standpunkte aus ihm als die einzig angemessene erscheint. Möge es Jerusalem gelingen auf dieser Grundlage recht bald ein brauchbares Lehrbuch der Logik zu schaffen, in dem namentlich die in den bisherigen Lehrbüchern arg vernachlässigten Beziehungen zwischen der Sprache und dem Denken eine ihrer Wichtigkeit entsprechende Darlegung finden mögen. In wissenschaftlicher Beziehung muß allerdings der Ref. bekennen, daß er das Wesen der Logik in der Schluß- und nicht in der Urteilslehre erblickt, wie ihm diese selbst mehr als eine mathematische denn psychologische Wissenschaft erscheint. Schließlich kann er nicht unerwähnt lassen die Fülle eingestreuter, höchst zutreffender Bemerkungen, wie z. B. die über die Relativität der Wahrheit, das Prinzip der Identität und die Folgen der sprachlichen Substantivierung, in denen er mit Vergnügen Bestrebungen hervortreten sah, die durchzusetzen auch er sich zur Aufgabe gemacht hat.

Möge es dem Buche vergönnt sein, anregend auf die arg darniederliegende deutsche Logik einzuwirken, auf daß dieselbe in absehbarer Zeit wieder mit den Leistungen der Engländer, Italiener und Franzosen in Schranken treten kann.

Gmunden. Dr. Kleinpeter.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zum Naturgeschichtsunterricht besonders auf der Oberstufe unserer Mittelschulen.

In einer eingehenden Abhandlung dieser Zeitschrift (1905, S. 59 ff.) habe ich bereits den biologischen Naturgeschichtsunterricht behandelt. Im folgenden wird zu jener Arbeit eine Ergänzung gegeben, die sich vornehmlich mit Fragen beschäftigt, welche seither in der Literatur in den Vordergrund getreten sind. Es sollen besprochen werden: I. Das sexuelle Moment im Unterrichte der Naturgeschichte, II. die Frage, ob der genetische oder der absteigende Vorgang in der Zoologie auf der Oberstufe vorzuziehen sei und die Behandlung der Deszendenztheorie im Unterrichte, III. der zoologische und botanische Unterricht in den oberen Klassen und die Lehrbücher. Anhangsweise sollen Äußerungen für und wider den biologischen Naturgeschichtsunterricht besprochen und einige Schlußbemerkungen gemacht werden.

I. Das sexuelle Moment im Unterrichte der Naturgeschichte.

In den letzten Jahren ist das sexuelle Moment im Unterrichte viel erörtert worden. Die meisten Stimmen sprachen sich für die Behandlung der betreffenden Verhältnisse in der Schule, sogar schon in der Volksschule aus. Meist waren es Ärzte, welche in dieser Beziehung weitgehende Forderungen aufstellten; doch konnte man auch Stimmen von Pädagogen männlichen und weiblichen Geschlechtes vernehmen, von welchen einzelne sogar die Forderung erhoben, man möge schon in der Volksschule davon sprechen, warum die Geschlechtsorgane des Weibes eine andere Form haben als jene des Mannes. Es ist begreiflich, daß sich die Mehrzahl der Schulmänner solchen Wünschen gegenüber ablehnend verhält. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Forderung nach Berücksichtigung des sexuellen Momentes im Unterrichte eine starke Berechtigung innewohnt. Diese Forderung hängt wohl mit dem realistischen Zuge unserer Zeit zusammen, welche nicht davor zurückschreckt, die Dinge mit dem richtigen Namen zu nennen. Maßgebend dafür ist

aber, daß man gegenwärtig durch tieferen Einblick in die sozialen Verhältnisse in Zusammenhang mit statistischen Erhebungen zur Überzeugung gekommen ist, daß in Bezug auf die sexuelle Frage vieles besserungsbedürftig ist und daß auch die Schule in dieser Beziehung ersprießlich wirken könnte. So ist es kein Zufall, daß auf der Tagesordnung des ersten internationalen hygienischen Kongresses sofort auch die Behandlung der sexuellen Frage in der Schule auftauchte. Der Einwand, daß es Sache der Eltern sei, ihre Kinder über diese Dinge aufzuklären, sobald sie in das richtige Alter gekommen seien, ist nicht stichhältig. Viele Eltern tun dies eben nicht und es ist auch tatsächlich für die Eltern oft schwieriger, darüber mit ihren Kindern zu sprechen als für den Lehrer der Naturgeschichte bei Behandlung des einschlägigen Stoffes. Die Anregung, diese Frage in Elternabenden zu behandeln, ist ganz gut, man darf sich aber nicht verhehlen, daß die Wirkung der Elternabende nur eine begrenzte sein kann. Beschränkt sich doch die Einrichtung der Elternabende vorläufig auf wenige Anstalten und ist es doch nur eine gewisse Anzahl von Eltern, welche dieselben besucht. Hier handelt es sich aber um eine allgemeine Frage, um eine Frage allerdings, bei der alle Übertreibungen fern gehalten werden müssen. Bei ihrer Entscheidung sollten freilich nicht Ärzte, sondern Pädagogen die ausschlaggebende Stimme haben.

Unlängst hat F. Sigmund ein förmliches Programm für einen sexuellen Unterricht in der Mittelschule entworfen[1]). Ein derartig systematisch aufgebauter Unterricht dürfte kaum notwendig sein. Man kann sich mit dem von Sigmund vorgeschlagenen, übrigens vom üblichen wenig abweichenden Vorgange in der Botanik einverstanden erklären und kann auch zugeben, daß man bei Behandlung der Tiere bezüglich der sexuellen Verhältnisse weniger zurückhaltend zu sein brauchte als man es gewöhnlich ist. Es geht aber wohl nicht an, wie Sigmund es will, in der I. Klasse bei den Säugetieren schon davon zu sprechen, daß sich das Junge im Innern des Mutterleibes entwickelt und durch eine Öffnung, durch welche sonst der Harn ausgeschieden wird, diesen verläßt und bei den Insekten schon hier einen Eierstock unter dem Mikroskop zu zeigen. Ebenso ist es nicht notwendig, in der zweiten Klasse den Vorgang des Eierlegens der Hühner, bei den Fischen aber den der äußeren Befruchtung zu besprechen. Auch in der sechsten Klasse sollte den sexuellen Verhältnissen nicht zuviel Zeit gewidmet werden, namentlich nicht der Besprechung der Reizmittel zum Zwecke der Fortpflanzung und der sexuellen Zuchtwahl.

Die von Sigmund vorgeschlagenen Belehrungen würden wohl die Aufmerksamkeit der Schüler gar zu sehr den sexuellen Verhältnissen zuwenden und wenn über die große Bedeutung des Fortpflanzungsvorganges und die hiefür von der Natur aufgewendeten Reizmittel gesprochen werden würde, so stünde zu befürchten, daß die in geschlechtlicher Beziehung reiferen Schüler hieraus die Berechtigung zu geschlecht-

[1]) „Die Behandlung der sexuellen Frage im naturkundlichen Unterrichte". Diese Zeitschrift 1905, S. 449 ff.

lichen Verirrungen und Exzessen ableiten würden. Nach den Erfahrungen des Verf., mit welchen jene Sigmunds übereinzustimmen scheinen, fassen ja die halbreifen Jungen der oberen Klassen den Begriff „Liebe“ meist sehr sinnlich auf und allzu eingehende sexuelle Belehrungen dürften nur geeignet sein, sie hierin zu bestärken. In den oben angeführten Vorschlägen erscheint auch die Grenze überschritten, welche dem Unterrichte der unteren Klassen mangels geistiger Reife der Schüler gezogen ist; endlich würden jene Belehrungen doch auch einen gewissen Zeitaufwand erfordern, welchen der ohnehin schon stark an Zeitmangel leidende Naturgeschichtsunterricht nicht vertragen kann.

Wie im Somatologieunterrichte die sexuell-hygienischen Belehrungen zu geben wären, darüber sagt Sigmund nichts. Das ist sehr schade, weil doch zunächst die Behandlung dieses Momentes bei den reiferen, die Schule bald verlassenden Schülern in Frage kommt.

Mit den vom hygienischen Kongreß in Nürnberg vorläufig angenommenen zwei Hauptthesen kann man sich wohl einverstanden erklären. Sie verlangen, daß den Studierenden der oberen Klassen der Mittelschulen sexuell-hygienische Belehrungen geboten werden sollen und daß die Besprechung der Sexualorgane des Menschen vor noch nicht puberen Schülern verwerflich, aber eine präzise Darlegung der Fortpflanzungsvorgänge bei Pflanzen und Tieren geboten sei. Freilich ist der Ausdruck Fortpflanzungsvorgänge vieldeutig; der Verf. möchte ihm bezüglich der Tiere keinen zu engen Sinn beilegen.

Beim Unterrichte der Somatologie können sehr wohl im Anschluß an die übrigen Organsysteme des Menschen auch die geschlechtlichen Verhältnisse Besprechung finden. Die Schüler nehmen keinen Anstoß daran, wenn nach Betrachtung der animalen und der anderen vegetativen Organe des menschlichen Körpers, durch welche sie in die Behandlung dieses Stoffes eingeführt worden sind, auch den Fortpflanzungsorganen die notwendige Erläuterung gewidmet wird. Hiebei wären aber die äußeren Geschlechtsorgane nur flüchtig zu streifen, wie dies schon jetzt bei Behandlung der Verdauungs- und Ausscheidungsorgane mit den diesbezüglichen äußeren Vorrichtungen seitens taktvoller Lehrer geschieht. Ist doch die Mittelschule keine Hochschule und hat sie es doch nicht mit der Ausbildung von Ärzten zu tun. Auch wäre die Behandlung der geschlechtlichen Reizmittel und der geschlechtlichen Zuchtwahl ganz zu vermeiden. — Wenn diese Belehrungen taktvoll und ernst erteilt werden, so bringen ihnen die Schüler ebenfalls den nötigen Takt und Ernst entgegen; wenn einzelne Schüler versuchen sollten, die Sache weniger ernst aufzufassen, so werden sie eine Zurückweisung seitens der eigenen Mitschüler zu gewärtigen haben. Erleichtert würde die Behandlung dieses Gegenstandes dem Lehrer, wenn die approbierten Lehrbücher den notwendigen Stoff in entsprechender Form enthielten.

Ein besonderes Gewicht ist auf die sexuell-hygienischen Belehrungen[1]) zu legen. Beim internationalen hygienischen Kongreß hat

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 1134.

ein österreichischer Gymnasialdirektor unter großem Beifall ausgeführt, in welcher Weise er den Abiturienten mit großem Erfolge diesbezügliche Belehrungen erteilt[1]) und den Wunsch ausgesprochen, daß solche Belehrungen regelmäßig vom Naturgeschichtslehrer in der sechsten Klasse gegeben werden mögen. — Nach der Meinung des Verf. müssen die Schüler vor jeder geschlechtlichen Ausschreitung (auch der Selbstbefleckung) gewarnt und auf die üblen Folgen, welche diese in Bezug auf Körper und Geist nach sich ziehen, aufmerksam gemacht werden. Ein zweiter, ebenso wichtiger Hinweis ist der auf die Gefahr der Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten, durch welche ebenfalls Körper und Geist zerrüttet werden können und bei welchen möglichst rasch ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen ist. Es muß auch gegen einen gewissen frivolen Ton angekämpft werden, der sich in dieser Beziehung bei jungen Leuten ziemlich leicht einstellt und der dazu führt, daß sie alle diese Gefahren gering achten, ja damit vielleicht noch renommieren. Es muß endlich darauf verwiesen werden, daß jeder ernste Mann das Bestreben haben muß, eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft zu erhalten, sich zur Freude und dem Staate zum Nutzen, daß dies aber mit einem geschwächten oder kranken, also degenerierten Körper nicht möglich ist.

Sigmund spricht sich dafür aus, daß die Somatologie von der Zoologie zu trennen und in der achten Klasse von einem Arzte zu unterrichten sei, welchem also auch die eben charakterisierte Aufgabe zufallen würde. Den gleichen Standpunkt nehmen selbstverständlich die Ärzte ein. Damit kann sich der Verf. nicht einverstanden erklären. Der dankbarste und interessanteste Stoff der Naturgeschichte soll vom Naturgeschichtslehrer nicht einem anderen überlassen werden. Der Naturhistoriker bietet eine genügende wissenschaftliche Qualifikation für diesen Unterricht. Ist doch die menschliche Anatomie und Physiologie bloß ein Teil der vergleichenden Anatomie und Physiologie, welche Gegenstand seines Studiums sind, ja geben doch erst diese Wissenschaften, welche darum die Ärzte seit den letzten Jahrzehnten immer eingehender studieren, jenen die notwendige allgemeine Grundlage. Freilich besitzt der Arzt mehr Detailkenntnisse, doch diese sind für unseren Unterricht an der Mittelschule nicht notwendig, sie sind im Gegenteil geeignet, den Arzt zu verleiten, sich in Einzelheiten zu verlieren. Der Schulmann verfügt weiter schon infolge seiner pädagogischen Schulung durch die unterrichtliche Tätigkeit über den Takt, welcher für die Behandlung dieser Fragen notwendig ist, so daß eine „schadlose" Behandlung derselben gerade von ihm zu erwarten ist[2]).

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1904, S. 461.

[2]) Nach der Korrektur gemachte Fußnote: „Die Monatsschrift für das höh. Schulwesen" (IV 6, 1905) enthält Beiträge zu dieser Frage von L. Burgerstein („Vorbeugende sex. Belehr. 10jähr. Knaben") und Dr. Matthias („Belehrungen von Abiturienten über geschlechtl. Gefahren"). Die Bedenken, welche Dir. Keményi bezüglich des von Matthias vorgeschlagenen Zeitpunktes dieser Belehrungen in der Zeitschr. f. d. Realschulwesen (1906, I. Heft) erhebt, scheinen allerdings berechtigt zu sein.

II. Genetischer oder absteigender Vorgang in der Zoologie auf der Oberstufe?

Noch einmal die Deszendenztheorie.

A. König hat sich unlängst für den genetischen Lehrgang in der Zoologie auf der Oberstufe ausgesprochen[1]) und möchte hier wie in der Botanik von den niederen, einfach gebauten zu immer höher stehenden, mit differenzierten Organen ausgerüsteten Formen aufsteigen. Er führt auch andere Stimmen an, welche sich für diesen Vorgang ausgesprochen haben; es waren zum Teil Hochschulprofessoren, welche sich in diesem Sinne vernehmen ließen. König vermißt in den Instruktionen die Angabe der methodischen Gründe, welche dafür maßgebend waren, daß in der Zoologie die Reihenfolge vom Höheren zum Niederen und nicht umgekehrt vorgeschrieben worden ist. Und doch sind diese Gründe so offenkundig; freilich darf man sie nicht bei Männern suchen, welche, in wissenschaftlicher Beziehung hervorragend, sich in ihren Urteilen nur in geringem Grade von ihnen fern liegenden methodischen Rücksichten leiten lassen. Der zitierte Ausspruch A. Langs[2]), welcher lautet: „Naturwissenschaftlich ist der Mensch dem jungen Schüler so wenig bekannt wie ein Rädertier“ zeigt eine unbegreifliche Unkenntnis des kindlichen Bildungsganges. Erhält denn das Kind nicht vom ersten Lebensjahre an durch eigene Erfahrung sowie durch Belehrung Kenntnis von seinem Körper und wird diese Kenntnis nicht später im Anschauungsunterrichte sowie im Unterrichte der Naturgeschichte schon in der Volksschule erweitert und vertieft? Diese Kenntnis beschränkt sich durchaus nicht auf das Äußere, sondern erstreckt sich auch auf innere Organe und physiologische Vorgänge. So kommt es, daß von der ersten Kindheit an der Mensch sich selbst das bekannteste Lebewesen ist und daß der Unterricht der Zoologie an die Kenntnis des menschlichen Körpers anknüpfen muß. Das gilt für die Oberstufe wie für die Unterstufe. Schon bei Behandlung des ersten Tieres, der Katze, wird bezüglich der Sinnesorgane, des Gebisses, der Gliedmaßen usw. an die betreffenden Organe des menschlichen Körpers anzuknüpfen sein, um Interesse zu erwecken und Verständnis zu erzielen.

Es ist nicht richtig, daß der bei uns in der Zoologie auf der Oberstufe übliche Vorgang dem Grundsatze „Vom Einfachen zum Zusammengesetzten“ entgegenlaufe. Wie in jeder Unterrichtslehre zu lesen ist, ist das faktisch Einfache sehr häufig nicht zugleich das psychologisch Einfache. Psychologisch einfach ist dasjenige, was an Bekanntes,

---

Der Verf. hat in der VI. Klasse die sexuellen Verhältnisse des Menschen im Sinne der oben gegebenen Ausführungen kurz behandelt. Seine Belehrungen begegneten keinen Schwierigkeiten und machten auf die Schüler sichtbar Eindruck.

[1]) „Bemerkungen über den Zoologie-Unterricht in der sechsten Klasse der österreichischen Mittelschulen“. Zeitschr. f. d. Realschulwesen 1905, 3. Heft.

[2]) „Zum Programm des zoolog. und anthropol. Unterrichtes an den oberen Mittelschulen“. Schweiz. päd. Zeitschr., XIII. Jahrg., S. 229.

an die eigene Erfahrung anknüpft; das faktisch Einfache kann hingegen gerade das Schwerstverständliche sein. Das gilt übrigens nicht nur für die Kinder, sondern auch für den Erwachsenen. Selbst einem Gebildeten wird es nicht sehr verständlich sein, wieso die einzige Zelle, welche den Körper eines Aufgußtierchens bildet, alle die Lebensfunktionen: Ernährung, Bewegung, Empfindung usw. vollführen kann, während ihm bei einem hoch organisierten Wirbeltier, welches für die verschiedenen Lebensfunktionen besondere Organe besitzt, die Lebenstätigkeiten viel klarer sind. Gerade für das bessere Verständnis der niederen Organismen ist die Kenntnis des Baues der höheren notwendig. Die weitere Angabe, daß bezüglich der Veranschaulichungsmittel heute die Schwierigkeiten überwunden seien, welche sich einem aufsteigenden Vorgange entgegenstellen, ist schon darum nicht richtig, weil sich gewisse Schwierigkeiten einfach mit Anschauungsmitteln nicht überwinden lassen. Das beste äußerliche Veranschaulichungsmittel kann nicht eine gewisse innere Anschauung, das innerliche Verständnis, geben, welches das uns Naheliegende findet. Der menschliche Körper, dessen physiologische Vorgänge wir am eigenen Leibe kennen gelernt haben, wird uns immer leichter verständlich sein als ein Aufgußtierchen, mag es uns auch nicht bloß im Bilde, sondern überdies lebend und im vergrößerten Modell vorgeführt worden sein.

Wenn König meint, man müßte nicht immer strenge den Vorgang vom Niederen zum Höheren einschlagen, sondern könne auch gelegentlich davon abweichen, z. B. die Krebstiere mit dem Flußkrebs und die Insekten nicht mit den unwichtigen niedersten, sondern mit bekannten höheren Formen anfangen, so schlägt er damit sich selbst. Wenn schließlich noch die Ansicht ausgesprochen wird, daß in der sechsten Klasse etwas Neues (also wohl die niederen Tiere) das Interesse der Schüler lebhafter erregen wird als Halbbekanntes (womit wohl die höheren Tiere gemeint sind), so kann dem entgegen gehalten werden, daß ja die Somatologie etwas Neues ist und daß nach der langjährigen, mit verschiedenem Schülermaterial gemachten Erfahrung des Verf. nicht nur diese, sondern auch die hierauf mit Berücksichtigung der inneren Verhältnisse vorgenommene Behandlung der Wirbeltiere das größte Interesse findet, ein bei weitem größeres als die niederen Tiere. König gibt weiter selbst zu, daß die so wichtige Somatologie durch die Verrückung an das Ende des Schuljahres Gefahr laufen könnte, flüchtig behandelt zu werden, er meint aber, daß durch Festlegung des Zeitpunktes, wann mit der Somatologie begonnen werden müsse, dieser Gefahr begegnet werden könne. Ob bei der ungeheuren Fülle des Stoffes der Zoologie, für welche die vorhandene Zeit eigentlich durchaus nicht genügt, dieses Vorkehrungsmittel entsprechend wäre, mag dahingestellt bleiben. Es muß aber hervorgehoben werden, daß die durch den eben hervorgehobenen Umstand bedingte, sich am Ende der zur Verfügung stehenden Zeit oft genug ergebende flüchtigere Behandlung des Stoffes noch immer besser den Urtieren und den anderen uns Binnenländern fernliegenden niederen Tiertypen als den höheren Tierstämmen zuteil wird. Sonst würde der Zoologie wohl auch der Vorwurf gemacht werden, der schon jetzt

gegen die Botanik auf der Oberstufe oft genug im Publikum erhoben wird, daß nämlich die Schüler alle möglichen niederen Pflanzen kennen lernen, nicht aber oder wenigstens nicht genügend die wichtigsten gewöhnlichen Formen.

In einigen, freilich nicht ausschlaggebenden Punkten muß König recht gegeben werden. Es ist richtig, daß durch den aufsteigenden Vorgang die Einsicht in den Aufbau mancher Organsysteme gefördert werden kann. Der einfache Kreislauf der Fische z. B. ist leichter zu verstehen als der doppelte der Säugetiere oder des Menschen. Es läßt sich aber auch dieser ganz anschaulich darstellen; der Verf. möchte sich erlauben, diesbezüglich auf seinen eigenen Versuch hinzuweisen[1]). Es würde weiter die Behandlung der sexuellen Verhältnisse erleichtert werden, wenn die betreffenden Belehrungen anschließend an die Botanik in der fünften Klasse und aufsteigend von den niederen Tieren, welche sich diesbezüglich den Pflanzen stark nähern, gegeben werden könnten. Daß die Behandlung dieser Verhältnisse ganz gut auch bei der jetzigen Einteilung in der Somatologie vorgenommen werden kann, ist aber schon eben gezeigt worden. Einen Vorteil hätte endlich die Entwicklungslehre von dem genetischen Vorgang. Wenn man vom Einfacheren zum Zusammengesetzten aufsteigt, so drängt sich die fortschreitende Vervollkommnung viel mehr dem Bewußtsein auf als beim umgekehrten Vorgang. Doch kann auch bei diesem den Schülern die richtige Auffassung beigebracht werden, wenn immer wieder auf die Vereinfachung der ganzen Organisation der Tiere verwiesen wird, je weiter die Behandlung vorschreitet und wenn darauf aufmerksam gemacht wird, daß hier wie bei den Pflanzen eigentlich die Stufenfolge vom Einfachen zum Zusammengesetzten geht und daß nur aus praktischen Gründen von ihr abgegangen werde.

Der Umstand, daß in der Botanik, welche auf der Oberstufe der Zoologie vorausgeht, der aufsteigende Lehrgang eingehalten wird, erleichtert überhaupt den absteigenden Lehrgang in der Zoologie. In der Botanik, welche nicht wie die Zoologie in der Lage ist, bezüglich der inneren Lebensvorgänge an etwas uns so Naheliegendes, wie es der eigene Körper ist, anzuknüpfen, ist eben darum das Interesse für die Physiologie kein so hervorragendes. Da bei ihr überdies die physiologischen Verhältnisse nicht so anschaulich sind, tritt die Anatomie und Morphologie von selbst in den Vordergrund. Für diese Zweige der Botanik ist aber die aufsteigende, von den einfach gebauten Formen ausgehende Behandlung die unterrichtlich vorzuziehende, für sie ist das faktisch Einfache auch das psychologisch Einfache, wie es ja auch in der Zoologie unter gleichen Verhältnissen der Fall wäre. Zu diesem Umstand kommt noch (vor allem für die Realschule, in welcher ja der Botanik ein ganzes Schuljahr zur Verfügung steht) der, daß die höheren Pflanzen naturgemäß dann behandelt werden müssen, wenn sie frisch zu haben

[1]) In „Bau, Tätigkeit und Pflege des menschlichen Körpers“. Wien, Hölder 1903.

sind, daraus ergibt sich aber die vorausgehende Behandlung der niederen Pflanzen in der zweiten Hälfte des Wintersemesters. Da weiter die Stofffülle der Botanik doch lange nicht jener in der Zoologie gleichkommt, ist bei diesem Vorgange (wenigstens in der Realschule) auch nicht zu befürchten, daß die höheren Pflanzen zu kurz kommen. Wenn übrigens, wie das oft genug geschieht, der Unterricht in der Botanik auf der Oberstufe mit der Morphologie, Biologie, Anatomie und Physiologie der höheren Pflanzen begonnen wird, so wird ja dadurch der Grundsatz „Vom Niederen zum Höheren" durchbrochen und eben dadurch der aufsteigenden Behandlung in der Systematik der Weg geebnet.

Bezüglich der Deszendenzlehre muß hier wohl noch etwas eingehender auf die viel angeführte Broschüre von W. Schoenichen[1]) eingegangen werden, in welcher dieser das Verlangen stellt, den ganzen Unterricht auf die Einimpfung der Entwicklungslehre zuzuspitzen und zu diesem Zwecke schon auf der Unterstufe „die grundlegenden Einzelfragen der Abstammungslehre zu behandeln und einzuprägen, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet" (S. 15 und 16). Er beruft sich zunächst darauf, daß der biologische Unterricht ohne Deszendenztheorie den Schülern eine teleologische Weltanschauung gebe, mit welcher die Wissenschaft schon lange gebrochen hat. Es ist richtig, daß der Naturgeschichtsunterricht. indem er die Schüler darauf verweist, in welchem Zusammenhang der Bau der Tiere und Pflanzen mit ihren Lebensverhältnissen steht, die Zweckmäßigkeit ihres Baues betont. Diese besteht ja auch tatsächlich und der Unterricht befindet sich durch Betonung derselben in Übereinstimmung mit der Wissenschaft, wenn er auch aus mannigfachen Gründen die Erklärung dafür, wie das gekommen ist, nicht gibt. Immerhin wird gelegentlich an leicht verständlichen Beispielen gezeigt, wie Veränderungen an den Naturkörpern durch Eingriffe des Menschen bei der Züchtung neuer Haustierrassen, neuer Gemüse und Blumen und wie sie, meist durch die besonderen Lebensverhältnisse eines anderen Aufenthaltsortes bedingt, auch ohne Eingreifen des Menschen in der Natur vor sich gehen. Gegen die Forderung Schoenichens muß nicht nur aus praktischen (schon in der ersten Abhandlung des Verf. betonten), sondern auch aus pädagogischen Gründen Stellung genommen werden. Die meisten der da in Betracht kommenden Fragen sind namentlich für die Unterstufe noch viel zu schwierig und zum Teil selbst strittig. Auch fehlt dem Unterrichte die Zeit zu den vielen Ausführungen, welche Schoenichen in seiner Broschüre angibt. Zuerst kommen doch für den Unterricht seine anderen Aufgaben in Betracht, als da sind: Kenntnis der wichtigsten Naturkörper, Pflege der Anschauung und Beobachtung, denkende Verknüpfung des so aufgenommen Stoffes. Die Bildung einer Weltanschauung kann wohl dem späteren Alter überlassen werden. Es ist wirklich verblüffend, mit welcher Mißachtung aller Rücksichten Schoenichen nur bestrebt ist, den Schülern „schon von den untersten Klassenstufen ab das

---

[1]) „Die Abstammungslehre im Unterrichte der Schule". Leipzig, Teubner 1903.

Wesen der künstlichen Zuchtwahl klar zu machen", wie die Schüler sogar selbst Geschichten ersinnen sollen, wie künstliche Züchtungen zustande gekommen sein könnten. Es ist auch mehr als zweifelhaft, ob die anderen Unterrichtszweige geneigt sein würden, wie er es wünscht, die Naturgeschichte bei der Einführung der Schüler in die Abstammungslehre zu unterstützen.

Zwei Momente noch scheinen Schoenichen die besondere Betonung der Deszendenztheorie im Unterrichte zu fordern. Das eine ist, daß oft die systematisch wichtigsten Merkmale von Anpassung an die Lebensweise keine Spur zeigen, sich also der biologischen Betrachtungsweise entziehen. So zeigen die Skelette der verschiedenen Klassen der Wirbeltiere ohne biologisch ersichtlichen Grund den gleichen Bauplan. Die Schüler der Unterstufe begnügen sich aber erfahrungsgemäß in solchen Fällen mit dem Hinweis, daß eben alle Wirbeltiere miteinander verwandt, aber gruppenweise verschiedenen Verhältnissen angepaßt sind, so z. B. die Vögel dem Aufenthalte in der Luft, die Fische jenem im Wasser. Das andere Moment ist, daß es bei der üblichen Erklärungsweise nicht klar wird, warum z. B. die Pflanzenfresser ebenso wie ihre Feinde, die Raubtiere, scharfe Sinne bekommen haben; der gleiche Effekt wäre ja erreicht, wenn beide stumpfsinnig wären. Um dieser Schwierigkeit abzuhelfen, bemüht er sich, den Schülern sehr umständlich klar zu machen, wie das Scharfwerden der Sinne einer der oben genannten Gruppen auch durch Auswahl das Scharfwerden derjenigen der anderen Gruppe bedingt hat, weil sonst eine von ihnen hätte aussterben müssen. Da werden dann aber die Schüler wohl auch fragen, warum endlich dieser Prozeß aufgehört hat, so daß jetzt ein gewisser Gleichgewichtszustand herrscht. Schließlich kommt man dabei zu so schwierigen Erörterungen, daß es wohl besser ist, die Schüler, welche die geistige Reife für diese Fragen noch nicht besitzen, nicht damit zu beschäftigen. Tatsächlich begnügen sich die Schüler mit der Erklärung des jetzt herrschenden Gleichgewichtszustandes. Auf der Oberstufe kann dann wohl im Sinne der neuen Instruktionen für die Gymnasien (vom Jahre 1900), welche die Bedeutung der Entwicklungslehre für die Naturgeschichte vollauf würdigen und unter Berücksichtigung der diesbezüglichen interessanten Ausführungen von A. Liebus[1]), welche übrigens mit gewissen Erörterungen von Graber in dessen Zoologie übereinstimmen, etwas näher auf solche Fragen eingegangen werden. Mit dem zweiten und dritten der von Liebus aufgestellten Sätze (eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklungslehre am Ende der sechsten Klasse und Herstellung der genetischen Reihenfolge im Unterrichte der Zoologie auf der Oberstufe) stimmt der Verf. freilich nicht überein und ebensowenig mit der Schoenichen betreffenden Äußerung, dessen Ausführungen übrigens auch Liebus in seiner Abhandlung kaum weiter berücksichtigt[2]).

[1]) „Der Entwicklungsgedanke im Mittelschulunterrichte". Österr. Mittelschule XIX 4, Wien 1905.

[2]) Bei der Korrektur gemachte Fußnote: Kraepelin hat in einer Abhandlung, die dem Verf. leider erst nach Absendung seines Manuskriptes

Hier wäre noch anzufügen, daß König (wie der Verf.) eine besondere Behandlung der Deszendenztheorie im Unterrichte nicht wünscht, wenn er auch bemerkt, „die Deszendenztheorie müßte aus der ganzen Anlage (NB. des Buches) mit Notwendigkeit hervorgehen". B. Landsberg[1]) wieder äußert sich: „Nur soweit die Entwicklungslehre in den Rahmen der Aufgaben des Naturgeschichtsunterrichtes hineinpaßt, wird sie der Unterricht in Betracht ziehen können". Die Ansichten, welche dieser Vertreter des biologischen Unterrichtes über die Vorschläge Schoenichens ausspricht, stimmen im wesentlichen mit den eben geäußerten des Verf. überein. Auch W. Engels[2]) schreibt: „Keineswegs soll sich der Schüler am Streite der Hypothesen beteiligen" und „Dann wäre es besser, überhaupt von einer unterrichtlichen Behandlung entwicklungsgeschichtlicher Hypothesen abzusehen und sich auf die Betrachtung der wichtigsten Tatsachen der Entwicklung zu beschränken".

III. Der zoologische und botanische Unterricht auf der Oberstufe und die Lehrbücher.

Unsere Lehrbücher der Zoologie für die oberen Klassen wiesen ursprünglich wie die Hochschulbücher, aus welchen sie ja hervorgegangen waren, eine durchaus deduktive Behandlung des Stoffes auf, indem in jeder Gruppe eine allgemeine Charakteristik an die Spitze gestellt wurde und hierauf die Behandlung der Unterabteilungen dieser Gruppe bis auf die wichtigsten Arten folgte. Hievon wich man später ab, indem man bei vielen, aber durchaus nicht allen Gruppen, statt eine allgemeine Charakteristik mitzuteilen, die morphologischen und anatomischen Merkmale an einem typischen Vertreter ableitete. Sonst blieb aber die Anordnung die alte deduktive, so daß die Arten, Familien und Ordnungen erst nach dem Allgemeinen zur Besprechung gelangen, ohne Rücksicht darauf, daß sie bereits auf der Unterstufe behandelt worden sind. Man berücksichtigt also zu wenig den Lehrstoff der Unterstufe, obwohl durch bessere Beziehung auf denselben nicht nur Zeit gewonnen, sondern auch die Auffassung des hier neu Gebotenen erleichtert werden kann. Vielleicht könnte daher bei der Neubearbeitung dieser Bücher eine methodische Veränderung in dem Sinne zur Durchführung kommen, daß mit der kursorischen Behandlung der Arten, Familien und Ordnungen begonnen würde. Beim Unterrichte wären zur Belebung dieser Wiederholung einzelne typische Vertreter im Präparat oder Bild vorzuführen. Die Schüler hätten sich hiebei in hervorragender Weise zu beteiligen; im

---

in die Hand gekommen ist: „*Ne quid nimis,* ein Mahnwort zur Methodik des naturgeschichtl. Unterrichtes" („Monatsschr. f. d. höh. Schulwesen" IV 1, 1905) ähnliche Gedanken gegenüber einem Aufsatze von Pfannstiel in „Natur und Schule" III ausgesprochen.

[1]) „Welche neuen Aufgaben erwachsen dem biologischen Unterrichte bei seiner Ausdehnung auf die oberen Klassen?" Zeitschr. f. Lehrmittelwesen und päd. Literatur I 5 (1905). Wien, Pichler.

[2]) „Bemerkungen zu dem Aufsatz Dennerts: Die Entwicklungslehre als Lehrgegenstand der höheren Schulen". Natur und Schule III. 1904.

Zusammenhang mit der Morphologie wären dabei natürlich auch die biologischen Verhältnisse gebührend zu berücksichtigen. Erst hierauf folge an einem bekannten typischen Vertreter die allgemeine morphologisch-anatomische Würdigung der betreffenden Klasse, wobei natürlich auch dem Zweckmäßigkeitsmoment das Augenmerk zuzuwenden wäre. Durch bessere Berücksichtigung der letzteren würden die mitgeteilten anatomischen Tatsachen nicht wie bislang in den meisten Büchern als eine zusammenhanglose Masse von Einzelheiten erscheinen, sondern in eine logische, biologisch begründete Verbindung gebracht werden. Als Beispiel könnte hierin auf die Behandlung des Baues der Vögel oder der Fische in Schmeils Zoologie oder, wenn es nicht unbescheiden wäre, in des Verf. „Naturgeschichte des Tierreichs in Lebensbildern“ verwiesen werden. Durch dieses Verfahren kann auch hier in hohem Grade die Selbsttätigkeit der Schüler in Anspruch genommen und ihr Interesse erregt werden, wodurch die Aneignung und dauernde Besitzergreifung des Stoffes sehr erleichtert wird.

Es mag hier noch darauf verwiesen werden, daß alle Stimmen, die sich überhaupt in der letzten Zeit haben vernehmen lassen, eine Vermehrung der Stundenzahl für die Zoologie auf der Oberstufe als notwendig hinstellten. So Sigmund, welcher die Somatologie in einem besonderen Kurs in der achten Klasse behandelt sehen möchte, so König, welcher seinen Aufsatz mit den Worten schließt: „Mehr Zeit dem naturhistorischen Unterrichte bleibt das *Ceterum censeo* der Naturhistoriker“, so Lanner in seinem Vortrage beim letzten Naturforschertage[1]), so Commenda bei seinem Vortrage dortselbst. Es muß auch noch darauf verwiesen werden, daß die von der deutschen Naturforscherversammlung 1904 eingesetzte pädagogische Kommission, welcher viel namhafte Naturforscher und Schulmänner angehören, für den Naturgeschichtsunterricht an der Mittelschule ein viel größeres Zeitausmaß fordert, als bei uns eingeführt ist[2]).

Bezüglich der Botanik auf der Oberstufe scheint dem Verf. die Gruppierung, wie sie z. B. A. Burgerstein durchgeführt hat, für die Verteilung des Stoffes auf das Schuljahr (wenigstens für die Realschule, wo ja diesem Gegenstande ein ganzes Schuljahr zur Verfügung steht) die entsprechendste zu sein. Die Schüler haben, wenn sie in die fünfte Klasse kommen, schon sehr viel vom Lehrstoff der Unterstufe vergessen. Es erleichtert aber die Behandlung des für die Schüler neuartigen und darum ziemlich schwierigen Stoffes der Pflanzenanatomie und Physiologie nicht unbedeutend, wenn die botanischen Kenntnisse der Unterstufe etwas aufgefrischt worden sind. Diese Auffrischung kann durch eine kurze, sich auf das Wesentliche beschränkende Behandlung der Morphologie und Biologie der höheren Pflanzen gegeben werden.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 940. — Die Zahl der Gymnasien, an welchen Naturgeschichte in der V. und VI. Klasse in 3 wöchentlichen Stunden gelehrt wird, ist in stetiger Zunahme begriffen. Die Red.

[2]) Vgl. den eben zitierten Bericht.

Dadurch ergibt sich für die Realschule weiter der Vorteil, daß den Schülern zur Veranschaulichung der morphologischen Begriffe und biologischen Tatsachen frisches Material: Wurzeln, Stämme, Blätter und namentlich Früchte geboten werden können. Die Früchte, welche meist zu Beginn des Schuljahres im Herbste reifen, können überhaupt den Schülern nicht frisch vorgeführt werden, wenn dies nicht jetzt geschieht, da ja die betreffenden Pflanzen im Frühling oder Sommer zur Behandlung kommen. Die von den Schülern und vom Lehrer gesammelten Früchte können überdies für die Schüler der unteren Klassen nutzbar gemacht werden, indem sie auf den Schulgängen zur Ausstellung gelangen und diese Schüler verhalten werden, sie zu besichtigen, da sie im Frühling und Sommer, bei Behandlung der betreffenden Pflanzen, keine Gelegenheit mehr dazu haben werden. — Die hierauf folgende, durch mikroskopische Demonstrationen belebte Pflanzenanatomie wird wohl wegen der Schwierigkeit und Unübersichtlichkeit, die sonst ihrer Behandlung anhaftet, am besten zusammenhängend durchgenommen. Auf diese folge ebenso zusammenhängend und durch Versuche erläutert die Pflanzenphysiologie, worauf die Systematik mit den niederen Pflanzen einsetzt.

Nicht nur der systematische Teil, sondern auch die Morphologie und die Anatomie der Pflanzen könnten viel mehr mit Biologie durchsetzt werden, als es in unseren Büchern der Fall ist, welche sich in Bezug auf die Morphologie meist auf trockene Klassifizierungen beschränken. Das biologische Element läßt sich ja so leicht hervorheben, indem überall auf den Zweck des betreffenden Organes hingedeutet und nachgewiesen wird, wie es diesem angepaßt ist. Einige solche Hinweise finden sich in dem Buche von Wretschko-Heimerl. Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Die Form und Beschaffenheit der Wurzel ergibt sich aus ihrer doppelten Aufgabe, die Pflanze auf ihrer Unterlage zu befestigen und Nahrung aus dem Boden aufzunehmen; eine tief eindringende, sich stark verästelnde Wurzel wird im allgemeinen diesen Aufgaben am besten entsprechen, während besonderen Verhältnissen eigene Wurzelformen angepaßt sind. Der Stamm mit seinen Verästelungen dient als Träger der übrigen Organe, welche möglichst vom Boden emporgehoben werden, weil dann die Blätter mehr Licht erhalten, welches sie für ihre Lebenstätigkeit benötigen, die Blüten aber leichter die Aufmerksamkeit der Insekten erregen oder besser dem Winde ausgesetzt sind, wodurch ihre Bestäubung erleichtert wird usw. Die Blätter werden meist durch Stengel dem Lichte noch mehr entgegengehoben und sind flach und dünn, um eine bessere Durchleuchtung zu ermöglichen. Die Blattstellung hat den Zweck, die gegenseitige Beschattung möglichst zu verhindern; demselben Zwecke dient die Anordnung der Blätter in Flächen, wobei sie eine sogenannte Blattmosaik bilden. Diese wird erleichtert durch bestimmte Formen der Blätter; die Form des Blattes hängt überdies mit der Wasserzu- oder ableitung zusammen. Die Grundform des Blattes ist übrigens offenbar die längliche: eine breite Assimilationsfläche, welche dem Lichte zustrebt; es ist aber gut, darauf zu verweisen, daß die meisten Formen und Randteilungen der Blätter nicht biologisch er-

klärt werden können. Die Blüte, welche die Aufgabe hat, die Bestäubung zu ermöglichen, besteht außer den eigentlichen Geschlechtsorganen auch noch aus Schutz- und bei den Insektenblütlern überdies aus Anlockungsorganen. Die Früchte sind verschieden gebaut, je nach der Art, in welcher die Verbreitung der Samen erfolgen soll usw. Eine derartige Behandlung der Morphologie erweckt und fesselt nicht nur in hohem Grade das Interesse der Schüler, sondern macht sie auch allmählich mit dem Leben der Pflanze bekannt. Freilich gibt es auch hier wie in der Zoologie gewisse systematische Merkmale, welche sich biologisch nicht erklären lassen; diese bleiben eben unerklärt.

Die gleiche biologisch-erklärende Betrachtungsweise kann bei der Anatomie der Pflanzen Anwendung finden. Es macht auf die Jungen einen ganz anderen Eindruck, wenn man sie nicht nur die Teile der Zelle merken läßt, sondern auch darauf hinweist, daß das Lebende in der Zelle, das Protoplasma, eine Zellhaut abscheidet, weil es dieselbe teils zum Schutze, teils als festes, die Form gebendes Gerüste braucht und daß sogar das chemische Verhalten der Cellulose, woraus die Zellhaut vorwiegend besteht, diesen ihren Aufgaben entspricht. Sie hören weiter, daß die Zellen wegen ihrer Kleinheit zu Geweben vereinigt sind, welche je nach der Aufgabe, der sie dienen, ein verschiedenes Aussehen und eine verschiedene Beschaffenheit erhalten. Die Epidermis zeigt z. B. ein festeres Gewebe mit verdickten Zellwänden, entsprechend ihrer Aufgabe, das darunter liegende zartere Gewebe zu schützen, das innere Gewebe der Blätter aber ist zart, um den Austausch der Stoffe zu erleichtern usw. Die Gefäßbündel, welche die doppelte Aufgabe haben, die Säfte zu leiten und den Pflanzen als Körpergerüst zu dienen, zeigen nicht nur durch den Saftstrom bewirkte Verschmelzungen von Zellreihen, sondern auch Verdickungen der Zellwände, welche aber meist nach dem Gesetz der Sparsamkeit nicht die ganzen Wände umfassen, so daß wir Ringgefäße, Spiralgefäße usw. erhalten, ähnlich wie die Enden der Röhrenknochen nicht massiv sind, sondern im Inneren als Stützen sinnreich angeordnete Stäbchen enthalten. Diese Beispiele dürften genügen.

Hier wäre wohl auch der Platz, einige Tafelwerke zu erwähnen. Für die Oberstufe verfügen wir über die prächtigen zoologischen Wandtafeln von Pfurtscheller, während zur Pflanzenanatomie noch ein Tafelwerk fehlt, welches nur das Wichtigste bieten würde und dessen stofflich geordnete Tafeln einzeln käuflich wären. Ebenso fehlt ein befriedigendes Tafelwerk für die Kryptogamen. Die sonst schönen neuen Zoologischen Wandtafeln von Schmeil lassen manches bezüglich der Richtigkeit einwenden (so springt z. B. kein Eichhörnchen), während seine morphologisch-biologischen Wandtafeln zur Botanik zunächst eine Berücksichtigung des Standortes der Pflanzen vermissen lassen und überdies an einer ganz überflüssigen und störenden Fülle von Detailzeichnungen leiden (so z. B. enthält die Tafel über die Taubnessel noch mehr morphologische Einzelheiten, als das betreffende Bild in seinem Lehrbuch der Botanik).

Eine Zeitschrift, welche, auf biologischer Grundlage beruhend, recht gut über die Fortschritte auf dem ausgedehnten Gebiete der Naturgeschichte berichtet, ist die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift" (Verlag Fischer, Jena). Sie bietet auch in ihrem „Briefkasten" durch tüchtige Fachmänner gediegene Auskunft über wissenschaftliche Fragen, Literatur usw.; infolge ihrer Billigkeit (jährlich 52 Hefte 8 Mark) belastet sie endlich das Budget nicht zu stark.

Für und wider den biologischen Naturgeschichtsunterricht. Schlußbemerkungen.

Bei der Gründlichkeit, mit welcher gegenwärtig der biologische Naturgeschichtsunterricht erörtert wird, kann es nicht wundernehmen, wenn auch nach Vorläufern eines naturgemäßen Unterrichtes dieses Faches gesucht wird. In „Natur und Schule"[1]) werden mehrere Namen genannt: Blasche 1815, Fröbel 1826 und Reichenbach-Richter 1847. Tatsächlich reichen solche Äußerungen weiter zurück. Freilich darf man sie nicht bloß bei Schulmännern suchen, von welchen ja noch jetzt manche nur die Beschreibung als Aufgabe des Naturgeschichtsunterrichtes gelten lassen wollen und sich gegen einen zeitgemäßen Unterricht wenden. Philosophische Geister hingegen eilen ihrer Zeit oft ungemein voraus. Ein solcher war Comenius, der Begründer der modernen Unterrichtslehre, ein ebensolcher A. v. Humboldt, auf welchen der Verfasser ja schon in einer Abhandlung[2]) hingewiesen hat. J. J. Rousseau schlägt in seinen „Briefen über die Anfangsgründe der Botanik", welche bereits 1781 erschienen sind[3]), ein Verfahren ein, wie es auch heute von einem tüchtigen Naturgeschichtslehrer kaum besser gewählt werden könnte, und unser Goethe sagt in seinen 'Wahlverwandtschaften' [1809][4]): „Nur der Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß ... Ein Naturalienkabinet kann uns vorkommen wie eine egyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Tier- und Pflanzengötzen balsamiert umherstehen. Einer Priesterkaste geziemt es wohl, sich damit in geheimnisvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, umso weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

Linsbauer hat anläßlich der botanischen Ausstellung während des letzten internationalen Botanikerkongresses (Wien 1905) in einem Artikel der „Technisch-naturwissenschaftlichen Zeit"[5]) einige Bedenken

---

[1]) IV (1905) 6.

[2]) „Die Entwicklung der Methode im naturgeschichtlichen Unterrichte", Pädagogium 17, 10 (1895).

[3]) Übersetzt von Möbius 1903, herausgegeben von A. Barth in Leipzig.

[4]) „Aus Ottiliens Tagebuch" (2. Teil, 7. Kapitel). — Der Verf. ist auf diese Stelle von seinem Freunde Dozent Dr. Siegel aufmerksam gemacht worden.

[5]) „Die Zeit" vom 21. Juli 1905.

gegen den biologischen Naturgeschichtsunterricht geäußert. Er sagt, daß die Biologie einfach Behauptungen als Tatsachen ausgibt, und verlangt Versuche zum Nachweis, ob das Richtige getroffen sei. Nun sind ja tatsächlich genug biologische Versuche gemacht worden, wie die bereits so umfangreiche biologische Literatur erweist[1]). Freilich lassen sich biologische Tatsachen meist nicht wie physikalische Gesetze nachweisen. Derartige Beweise sind eben nur bei ganz wenigen Wissenschaften möglich; übrigens glaubt sich der Verf. zu erinnern, daß trotz aller Experimente vor 25 Jahren, da er die Universität besuchte, auch in der Pflanzenphysiologie manches anders erklärt wurde, als es heute geschieht. Der zweite Vorwurf, daß die Biologie blasierte Alleswisser züchte, indem sie die Schüler anleite, nach dem Zweck der Einrichtungen bei Pflanzen und Tieren zu fragen, erscheint nicht recht verständlich. Diese Befürchtung hat für den biologischen Naturgeschichtsunterricht jedenfalls nur so weit Geltung wie für den ganzen modernen, an den Verstand appellierenden Unterricht, durch welchen ja tatsächlich die Schüler, deren eigene Geistesfähigkeiten fortwährend in Anspruch genommen werden, leicht zur Überschätzung dieser gelangen. Aber gerade unser Unterricht tritt dieser Selbstüberhebung entgegen, indem er gar nicht behauptet, alles erklären zu können, sondern im Gegenteil entsprechendenfalls ohne Scheu zugibt, daß dies nicht möglich sei. Daß die Biologie, indem sie auf die Zweckmäßigkeit der Körpereinrichtungen der Pflanzen und Tiere hinweist, damit noch nicht die Entstehung dieser Einrichtungen erklärt, ist richtig. Doch kommt es beim Unterrichte vor allem darauf an, daß die Schüler von der früher üblichen äußerlichen, gedankenlosen, ermüdenden und das Interesse nicht wachrufenden Beschreibung zu einer erklärenden, denkenden Betrachtung geführt werden und das leistet die Biologie.

Linsbauer überschätzt wohl die Bedeutung der Pflanzenphysiologie für die Mittelschule, wenn er sie mit der Physik auf eine Stufe stellt. Eine eingehende Behandlung dieser Wissenschaft gehört vielmehr der Hochschule zu als jene der Physik. Die Physik verfügt an der Mittelschule über ein viel größeres Zeitausmaß als die ganze Botanik einschließlich der Pflanzenphysiologie, weil sie eine grundlegende Wissenschaft ist, welche Tatsachen lehrt, die nicht nur für das Leben, sondern auch für das Verständnis verschiedener anderer Wissenschaften, z. B. gleich der Pflanzenphysiologie, unentbehrlich sind. Die Pflanzenphysiologie hingegen erscheint als Anwendung der physikalischen und chemischen Gesetze auf ein spezielles Gebiet und ist eben darum viel mehr Gegenstand eines fachwissenschaftlichen Unterrichtes als die Physik. Die Botanik verfolgt übrigens zunächst andere Ziele. Sie muß sich, entsprechend der Aufgabe der Mittelschulen, allgemeine Bildung zu gewähren, doch vor allem mit dem beschäftigen, was von allgemeinem

---

[1]) Vgl. z. B. Ludwigs „Lehrbuch der Biologie der Pflanzen", Stuttgart 1895 und die letzten Jahrgänge der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".

Interesse ist. Sie muß also zunächst eine gewisse Pflanzenkenntnis vermitteln und die äußeren biologischen Lebenserscheinungen besprechen, welche für die Formverhältnisse die Erklärung geben. Allerdings muß sie, entsprechend der größeren geistigen Reife der Schüler auf der Oberstufe, hier auch den inneren Bau und die wichtigsten inneren, physiologischen Lebensvorgänge betrachten; erst so kann sie ja ein vollständiges Bild vom Bau und Leben der Pflanzen gewähren. Die Pflanzenphysiologie gewissermaßen als die Hauptaufgabe des Botanikunterrichtes der Oberstufe anzusehen, ginge jedoch nicht an. Einblick in die Methode wissenschaftlicher Forschung speziell bei dieser Wissenschaft zu geben, kann wohl auch nicht ein Hauptzweck des Mittelschulunterrichtes sein. — Gegen die Bemerkung, daß bei der erwähnten Ausstellung die Physiologie im Mittelpunkte gestanden sei, wäre zu bemerken, daß sich eben leicht physiologische Apparate ausstellen lassen (auch der Verf. hat dort einige einfache derartige Apparate ausgestellt), daß sich aber die biologische Behandlungsweise kaum veranschaulichen läßt, so daß aus jener Tatsache kein falscher Schluß gezogen werden darf.

In einer kleinen Notiz spricht sich K. C. Rothe[1]) gegen die biologische Deutung der Färbung des Löwen, Tigers und Panthers aus. Es ist nicht „das Verdienst Schmeils", wie dort geschrieben wird, wenn man immer wieder liest, der Löwe trage die Farbe der Wüste, denn das ist vor Schmeil schon oft genug gesagt worden. Übrigens hat die Steppe, welche der Löwe tatsächlich mit Vorliebe bewohnt, während des größten Teiles des Jahres dieselbe Farbe wie die Wüste. Es ist auch nicht richtig, daß der Löwe nur bei finsterer Nacht der Beute nachgehe, so daß seine Färbung für ihn bei der Jagd bedeutungslos ist. Noch weniger Gewicht scheinen die Einwände gegen die Zeichnung des Tigers und Panthers zu haben, wenn auch die von Rothe zitierte Ausdrucksweise Schmeils nicht glücklich genannt werden kann. Bekanntlich wird die Querstreifung des Tigers damit in Zusammenhang gebracht, daß er gewöhnlich im Bambusröhricht auf der Lauer liegt. Da die Querstreifen wie Stengelschatten aussehen, kann er im Röhricht kaum wahrgenommen werden und dadurch wird ihm das Erbeuten von Tieren erleichtert. Gegen die Deutung der dunklen Flecken auf dem Fell des Panthers, welche gewissermaßen Schattenflecken von Blättern nachahmen, da er im Laubwerk versteckt auf Beute lauert, wird ins Feld geführt, daß ja nicht auch die Schatten von Ästen auf dem Fell erscheinen. Das scheint doch etwas zu weit zu gehen. Im Laubwerk überwiegen bei weitem die Schattenflecken der Blätter; die Zeichnung des Tieres kann überdies auch nicht genau die Umgebung, welche ja wechselt und nicht immer gleich ist, wiedergeben. Übrigens ist die Querstreifung des Tigers nur ein Fall aus einer Reihe von ähnlichen Tatsachen, zu welchen z. B. auch die variable Zeichnung des Hechtes und die beständigere des Barsches gehören; ähnlich verhält es sich mit der Flecken-

---

[1]) In den „Mitteilungen der Sektion für Naturkunde des österreichischen Touristenklubs", 17, 9 (1905).

zeichnung des Panthers. Im allgemeinen hebt sich ein gezeichneter, nicht einfärbiger Körper weniger von der Umgebung ab, als ein einfärbiger (Versuch!); sogar das grell quergestreifte Zebra ist auf der Steppe viel schwerer wahrzunehmen als ein ebenso großes ganz weißes oder ganz schwarzes Tier. Bei einem einfärbigen Tier muß die Übereinstimmung der Farbe mit der Umgebung weiter gehen; ein gutes Beispiel liefert die Maus im Schatten unserer Zimmer. Es ist aber eine fast allgemein zu beobachtende Tatsache, daß die Tiere in Färbung und Zeichnung der Umgebung geradezu wunderbar angepaßt sind; Ausnahmen lassen sich durch besondere biologische Verhältnisse erklären (Feuersalamander, Unke!). Der vorsichtige Lehrer wird die hervorgehobenen Tatsachen berücksichtigen, ohne allzuweit gehende Schlußfolgerungen daran zu knüpfen.

Gewisse Übertreibungen treten in der pädagogischen Literatur allerdings hie und da hervor. Dazu gehört z. B. die Behauptung Schoenichens[1]), daß das Leberblümchen blau sei, um vom bräunlichgelben, dürren Laub am Waldboden besser abzustechen. Sind denn alle Frühlingsblumen des Waldes blau? Hat denn nicht die schaftlose Schlüsselblume, welche um dieselbe Zeit so häufig am Waldboden zu finden ist, hellgelbe Blüten und stechen diese nicht auch ganz gut vom braunen Waldboden ab? In größerem Maßstabe finden sich ähnliche Dinge in den Büchern von Schmeil[2]). Als Beispiel für diese teils aus ungenügender Beobachtung, teils aus voreiligem Schließen entspringenden Irrtümer sei nur auf seine Schilderung der Spechte verwiesen. Da wird zunächst behauptet, der Buntspecht habe einen kurzen Hals, während er doch tatsächlich einen ziemlich langen Hals hat, für welchen sich natürlich die gegenteilige Deutung als richtig erweist. Zweitens wird die alte Mär wiedergegeben von dem Anklopfen an einer Seite des Stammes und dem Hinübereilen auf die andere Seite, um die hinübergeflüchteten Insekten dort zu fangen. Drittens sind Kiefernwälder als sein Lieblingsaufenthaltsort angegeben, während er doch sogar in größeren Gärten (so auch bei uns im Prater) in großer Zahl zu finden ist. Geradezu komisch ist die Erklärung der grünen Farbe des Grünspechtes, da er sich gar nicht so oft auf den Boden begibt.

Ärger als solche Einzelheiten erscheinen gewisse tiefergehende Einseitigkeiten. Eine falsche Auffassung scheint z. B. in „Natur und Schule" das Zeichnen im Naturgeschichtsunterrichte zu finden. Da befindet sich schon im ersten Jahrgange ein Aufsatz von E. Wagner, in welchem betont wird, daß das Abbilden eines Gegenstandes am ehesten dazu führt, die Form bis ins einzelne dem Gedächtnisse einzuprägen; anschließend wird verlangt, es seien die Schüler dahin zu bringen, die einfachen Grundzüge der Naturform aus ihr herauszusehen und dieselben charakteristisch darzustellen. Hier erscheint eine Aufgabe des Zeichen-

[1]) S. 4 seiner „Abstammungslehre".

[2]) Nebenbei sei auch auf einen den Pflanzenkenner störenden Irrtum in Schmeils Botanik hingewiesen, in welcher das auf der farbigen Tafel abgebildete Knabenkraut als *Orchis maculata* bezeichnet ist, während es doch wahrscheinlich *Orchis latifolia* ist.

unterrichtes dem Naturgeschichtsunterrichte zugeschoben, der aber zu solchen Liebesdiensten keine Zeit hat, am wenigsten wenn er biologisch behandelt wird. In einem Hefte des letzten Jahrganges (1905) wird sogar das Modellieren als Hilfsmittel des Naturgeschichtsunterrichtes beansprucht. Sonderbar ist auch der Vorschlag Schoenichens, den er überdies in einer besonderen Broschüre (1902) ausführlich behandelt, biologische Schemazeichnungen in den Naturgeschichtsunterricht einzuführen, nämlich die Bestäubungsvorgänge zu zeichnen. Die Zeichnungen, welche er als Muster gibt, erscheinen recht kompliziert und schwer verständlich, so daß sie jedenfalls einen Ballast für den Unterricht bilden würden. Und abgesehen davon, ist es denn notwendig, Vorgänge durch Zeichnungen zu veranschaulichen, wofür ja das Zeichnen nie so geeignet sein wird wie zur Darstellung von Formverhältnissen?

Unliebsam fällt auch in der genannten Zeitschrift, besonders in den letzten zwei Jahrgängen, das zweierlei Maß auf, mit welchem in ihr die Leistungen gemessen werden und bei welchem österreichische Unternehmungen meist sehr schlecht wegkommen. So finden sich z. B. in einem der letzten Hefte (Juli 1905) gleich zwei Besprechungen, die zu einer vergleichenden Beurteilung herausfordern. Da steht von Pokornys neuer Ausgabe der Zoologie mit farbigen Tafeln natürlich ohne Begründung, daß diese schönen Tafeln „in pädagogischer, sachlicher und künstlerischer Hinsicht viel zu wünschen übrig lassen" und von den Textfiguren heißt es, daß „auch nur wenige unsere heutigen Anforderungen erfüllen". Legen wir nun das besprochene Buch neben das von Schmeil und vergleichen wir die Beurteilungen beider mit ihnen selbst. Um wieviel sind doch die Pokornyschen Textbilder den Kullschen überladenen und undeutlichen Tierbildern in Schmeils Buche überlegen! In der neuesten (14.) Auflage von Schmeils Zoologie finden wir eine Reihe neuer, ebenfalls nicht entsprechender Bilder, so die schlechte Abbildung des Dachses, die viel zu blassen zwei schwarzen Tafeln, die viel zu grelle und in den Farben zum Teil ganz falsche (Karpfen!) Fischtafel usw. In Artikeln der genannten Zeitschrift und im Vorworte zu dem Buche (in diesem vom Verf. selbst) werden aber diese Bilder auf das überschwänglichste gelobt. Es ist ja wahr, die Ausstattung der Schmeilschen Bücher übertrifft im allgemeinen jene der reichsdeutschen Schulbücher, aber wir in Österreich waren (abgesehen von den Schmeilschen farbigen Pflanzenbildern) längt nicht nur so weit, sondern weiter. In demselben Hefte schreibt Schmeil selbst von Grabers Zoologie, einem Buche, das auf jeder Seite biologische Hinweise enthält und bisher allgemein als die beste Zoologie für die Oberstufe galt, daß es „rein beschreibend geblieben ist". Auch bei den verschiedenen Vorschlägen zur Reorganisation des Naturgeschichtsunterrichtes finden wir Österreich viel zu wenig angezogen; mancher Vorschlag würde wohl nicht gemacht worden sein, wenn man unsere Erfahrungen und Einrichtungen besser berücksichtigt hätte.

Bezüglich der Vorschläge zur Organisation unseres Naturgeschichtsunterrichtes sind ebenfalls mehrere mit dem Verf. im

wesentlichen übereinstimmende Äußerungen erfolgt, so beim letzten Naturforschertag (1905 in Meran) von Commenda, welcher einen allgemeinen Abschluß für die Naturgeschichte in der letzten Klasse unserer Gymnasien mit spezieller Berücksichtigung der Geologie verlangt und weiter naturhistorische Exkursionen, praktische Übungen und eine bessere Dotation der naturhistorischen Kabinette fordert. Auch H. Lanner trat dort warm für die Geologie als Gegenstand eines allgemein abschließenden naturwissenschaftlichen Unterrichtes und als Grundlage einer Weltanschauung ein[1]).

Zum Schluß muß der Freude Ausdruck gegeben werden, das jetzt auch bei uns wieder die Fragen des naturgeschichtlichen Unterrichtes eingehend behandelt werden, so daß unsere Zeit eine gewisse Ähnlichkeit mit jener großen Zeit aufweist, wo Sueß, Wretschko, Pokorny u. a. die Grundlagen der Organisation dieses Unterrichtes bei uns schufen. Es ist kein bloßer Zufall, daß dem so ist. Die Naturgeschichte hat seit jener Zeit solche Fortschritte gemacht, daß ihr Unterricht wesentliche Verbesserungen und sie selbst eine weitergehende Berücksichtigung im Unterrichte gebieterisch fordert. Da die österreichische Unterrichtsverwaltung immer betrebt war, unser Unterrichtswesen auf der Höhe der Zeit zu erhalten, so steht wohl auch ein befriedigender Erfolg dieser Bestrebungen bei uns zu erhoffen, entgegen der Behauptung allzu ängstlicher oder auf das Alte eingeschworener Gemüter, welche die ganze Bewegung für zwecklos erklären, da sie „ja so nichts erreichen werde".

Wien. Dr. E. Witlaczil.

Hans Kleinpeter, Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichtes auf zeitgemäßer Grundlage. Wien und Leipzig. C. Fromme 1906. 100 SS. 8°.

Ein bedeutungsvoller Zufall fügte es, daß fast gleichzeitig die vortrefflichen Vorlesungen von Th. Zielinski „Die Antike und wir" in deutscher Übertragung (Leipzig, Dieterich 1905) erschienen, ein Buch, das die Bedeutung und Unersetzlichkeit des humanistischen Gymnasiums mit geradezu erschöpfender Gründlichkeit beweist. Der durch seine Arbeiten aus dem Grenzgebiete der Philosophie und Naturwissenschaft wohlbekannte österreichische Schulmann übt dagegen in seiner Streitschrift an der Einrichtung der Mittelschulen des europäischen Kontinents überhaupt scharfe Kritik und knüpft daran seine Vorschläge, durch welche die aufgedeckten Übelstände behoben werden sollen. Der Verf. spricht mit warmer Überzeugung und wohltuendem Mannesmut; da er überdies bestrebt ist, den aufgerollten schwierigen

[1]) Seitdem hat Prof. Lanner seine Vorschläge in einer gemeinsamen Sitzung der Vereine „Realschule" und „Mittelschule" in Wien unter großem Beifall der gut besuchten Versammlung wiederholt.

Fragen auf den Grund zu gehen, so hat die Kritik auch die Pflicht, über seinen Gedankengang und seine Argumente eingehend zu berichten, mögen sie immerhin an nicht wenigen Stellen weit über das Ziel hinausschießen und den schärfsten Widerspruch herausfordern.

Ein historischer Rückblick will zunächst zeigen, daß das Gymnasium mit Latein als Schwerpunkt bis zum XIX. Jahrhundert seinem Zwecke vollkommen entsprach, von da ab jedoch durch den Wandel aller Verhältnisse fortschreitend immer unzweckmäßiger wurde. Sein Streben nach dem Ideal einer „allgemeinen Bildung" werde mit dem fortschreitenden Wachstum des Wissensstoffes und infolge der Spezialisierung der Wissenschaften immer mehr utopisch; ebensowenig aber könne es gegenwärtig den Zweck der Vorbereitung für die Hochschulstudien erfüllen. Daran habe auch die nachträgliche Einführung moderner Wissensstoffe nichts geändert. Selbst die Neuschöpfung der Realschule mit ihren modernen Sprachen verfalle denselben Vorwürfen, denn im ganzen und großen werden auch da nur die eingelebten philologischen Unterrichtsmethoden auf die neuen Gegenstände übertragen (!), was dem Unterrichte ein allzu theoretisches Gepräge verleihe. „Die gänzliche Umwälzung [1]) aller äußeren Verhältnisse, die das XIX. Jahrhundert auf politischem und sozialem Gebiete gebracht hat und der in der ganzen Weltgeschichte nichts Ähnliches zur Seite steht", erfordere auch eine radikale Abänderung des Mittelschulorganismus, wodurch die Übereinstimmung zwischen Schule und Leben wieder hergestellt würde.

Nun folgt eine Erörterung der Begriffe der „allgemeinen" und der formalen Bildung. Während die formale Bildung in der Hauptsache richtig charakterisiert ist, wird Kleinpeter dem Begriffe der allgemeinen Bildung keineswegs gerecht. Dieser Begriff ist durchaus keine Utopie und kein Phantom, und es ist eine recht stumpfe Waffe, wenn er mit den Worten bekämpft wird: „Wer über alles orientiert ist, nichts aber wirklich kann, bleibt doch ein armer Tropf". Die moderne Ethik definiert geistige Bildung als die planmäßige und allseitige Entwicklung der geistigen Kräfte und Anlagen, durch die der herangewachsene Mensch in den Stand gesetzt ist, allen Äußerungen und Schöpfungen des Kulturlebens mit Interesse zu folgen und nach Maßgabe seiner Lebensverhältnisse an denselben auch mitzuarbeiten. Die Methoden zur Lösung dieser Aufgabe müssen aber zugleich den wissenschaftlichen Sinn zu wecken und zu entwickeln suchen und diese Wirkung des gymnasialen Unterrichtes ist es, die ihn als die unentbehrliche Vorschule für die Universität erscheinen läßt. [2]) Die große Mannigfaltigkeit jener Lebensäußerungen brachte es mit sich, daß sich in der Neuzeit der Mittelschultypus differenziert hat, überall aber kommt es, wenigstens nach der

[1]) Leider nur eine schwärmerische Übertreibung!
[2]) Man vergleiche mit Kleinpeters Zielstellung auf S. 41 (oben) K. E. Palmgrens, des bekannten schwedischen Vorkämpfers für den Slöjd, d. i. die Handarbeit, Ausführung in dem Buche „Erziehungsfragen" S. 8 fg. (Altenburg, 1904.)

Meinung der berufensten Schulmänner Österreichs und Deutschlands, darauf an, daß eine in sich abgeschlossene Vorbildung vermittelt werde, die somit auch Selbstzweck ist. Der Verf. dagegen hält dieses Prinzip allgemeine Bildung vor der fachlichen zu vermitteln, für verfehlt. Er betont ferner mit einem Blick auf amerikanische und englische Schulverhältnisse den Begriff des Nutzeffektes und findet, daß es bei der Frage nach dem Unterrichtswert eines Faches nicht auf dessen absoluten Bildungswert ankomme, sondern auf dessen Verhältnis zu dem Aufwand an Mühe, den seine Aneignung erfordert. Vielleicht steht hier Kl. unter dem Einflusse des bekannten Ökonomieprinzips seines Lehrers Ernst Mach.

Zur Verurteilung des „Bildungsideals" verführt den Verf. sicherlich seine gänzlich unzutreffende Auffassung der Natur des sprachlichen Unterrichtes. S. 31 heißt es: Der sprachliche Unterricht hat es nur mit Worten zu tun; er braucht nur diese als gegeben zu betrachten und mit diesen nur zu operieren." S. 19: „Man kann sich nichts Lächerlicheres denken, als um eines angeblichen literar-ästhetischen Genusses willen sechs oder acht Jahre hindurch Tag für Tag an sich gleichgiltige Wortformen ins Gedächtnis hineinzumaltrātieren" (sic). Ob es überhaupt ein Denken gibt, das an die Dinge selbst anknüpft und nicht den Umweg über die Sprache nimmt (S. 15), ist eine bekannte psychologische Streitfrage. S. 14 lesen wir, nicht nur der Mediziner müsse beobachten lernen, sondern auch der Philologe, aber da seien es Wortformen, dort Dinge, und an die Beobachtung schließe sich beim Philologen das Denken als ein hievon ganz scharf geschiedener Prozeß an. Darauf läßt sich entgegnen, daß selbst bei der Ableitung von Lautgesetzen oder Konjugationsformen der Feststellung des Gesetzes selbst die mannigfaltigsten Denkoperationen vorausgehen müssen. Übrigens bilden solche Betrachtungen, bei denen wirklich Wörter (nicht „Worte"), Silben oder Laute der Gegenstand des Denkens sind, nur einen recht bescheidenen Abschnitt innerhalb der Gegenstände des philologischen Unterrichts. Der seinerzeit alles überwuchernde Grammatizismus ist glücklicherweise im Aussterben begriffen. Da aber Kl. diese seine Auffassung immer wieder geltend macht, so möge auf zwei Beispiele hingewiesen werden. Wenn der Bedeutungsunterschied von „launig" und „launisch", „kindlich" und „kindisch" entwickelt wird oder wenn der Sinn und die Voraussetzungen des irrealen Falles der hypothetischen Periode dargelegt werden, hat man es da wirklich nur mit Worten zu tun? Muß man nicht vielmehr an die Erfahrung des Schülers appellieren und seinen Intellekt zur Vergleichung und Induktion anregen, im zweiten Beispiele wieder auf den Kausalnexus der Dinge sowie auf den Gegensatz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit hinweisen? Sind das wirklich nur Operationen mit Worten? Die Fußnote 2 auf S. 14 gibt Zeugnis von einer geradezu unverständlichen Einseitigkeit. Soweit ich in die Sache Einblick habe, operiert nur mit Worten etwa ein Kind, das ohne jedes Verständnis, also nur mechanisch ein seinem Fassungsvermögen fernliegendes Gedicht reproduziert. Wenn hingegen z. B. Sophokles uns die erschütternde Seelenpein der Antigone vorführt oder wenn Ta-

citus uns Einblick gewährt in die Orgien des Cäsarenwahnsinns, heißt das auch nur mit Worten operieren? Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß dies eine Unterstellung sei, denn nirgends spricht der Verfasser in seinem Buche von der Beschäftigung mit der Literatur außer dort, wo er (S. 54) den sonderbaren Rat erteilt, im Lateinunterricht „von den poetischen und militärischen Schriftstellern (also auch von Cäsar?) abzusehen“, und S. 20, wo versichert wird: „Die literarischen schöngeistigen Erscheinungen fremder Völker haben doch nur mehr den Wert von Kuriositäten“[1]). Für Kl. scheint sich das Sprachstudium auf Grammatik, u. zw. auf Laut- und Formenlehre, vielleicht auch Wortbildungslehre zu beschränken. Der Einseitigkeit dieses Standpunktes ließe sich als gleichwertig die Auffassung an die Seite stellen, daß es die Algebra eigentlich nur mit Buchstaben zu tun habe und nicht mit den allgemeinen Gesetzen der Beziehungen zwischen Zahlgrößen. Läßt sich endlich nicht mit vollständigem Recht die Frage aufwerfen, ob denn die Wörter einer Sprache als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung nicht auch zu den natürlichen Dingen gehören, u. zw. zu den wertvollsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, der ohne das Mittel der Sprache sich weder in der Welt der Dinge, die der Verf. meint, zurechtfinden, noch auch nur zu den primitivsten sozialen Bildungen fortschreiten könnte? Um noch ein Beispiel zu bringen: Ist die vergleichende Erörterung der Bedeutung von „concordia, *ὁμόνοια*, Eintracht und svornost“ mit Zurückführung auf cor, *νοῦς*, Tracht, svor wirklich weniger wert als etwa die mikroskopische Untersuchung eines Laubfroschparasiten oder als die Beobachtung der Torsionsschwingungen eines Wismutdrahtes?

Dem Vorwurf, daß es dem mittleren Unterricht an der Anknüpfung des Denkens an die Dinge fehle, wird der weitere Vorwurf angeschlossen, daß für die Ausbildung der Sinne und für die Festigkeit im graphischen Gedankenausdruck zu wenig geschehe. Wer jedoch die Reformbewegung der zwei letzten Dezennien in Deutschland und Österreich[2]) verfolgt hat, wird wissen, daß auch an den Gymnasien durch Verordnungen und Instruktionen, durch Ausbildung des Lehrmittelwesens und durch allmähliche Einführung des Zeichnens als Pflichtfaches sehr viel für die Förderung der Anschauung und der Fähigkeit, zu beobachten, geschehen ist. Der gesamte Sprachunterricht, der historische, geographische, naturgeschichtliche und sogar auch der Religionsunterricht verwendet, wenn anders er von kundigen und gewissenhaften Lehrern erteilt wird, Anschauungsmittel aller Art in reichem Maße, so zwar, daß einsichtsvolle Schulmänner da und dort die Befürchtung laut werden ließen, man gehe darin schon etwas zu weit. In der Tat muß ein Übermaß auf diesem Gebiete zerstreuend und verflachend wirken.

Nach dieser entschiedenen Abwehr, die geradezu als Notwehr bezeichnet werden könnte, freut es mich umsomehr, in dem nun fol-

---

[1]) Auf die Stelle S. 4 komme ich noch weiter unten zu sprechen.

[2]) Vgl. das höchst lehrreiche Buch von Ewald Horn, Das höhere Schulwesen der Staaten Europas; Berlin, 1906.

genden Punkte dem Verf. zustimmen zu können. Es ist ein wirkliches Verdienst, wenn er darauf hinweist, daß die durch die Mittelschulen gebotene Erziehung für die Entwicklung des Willens zu wenig tut. Der Verf. spricht allerdings (S. 18) vom Willen zur Arbeit, aber andere Stellen und insbesondere sein wiederholter Hinweis auf die Vorzüge der angelsächsischen Rasse lassen schließen, daß er auch an die Erziehung des Mutes, der Geistesgegenwart und Beharrlichkeit denkt. Der neuerdings in manchen Staaten eingeführte Versuch, den sog. theoretischen Unterricht durch praktisches „Werkunterricht" zu ergänzen, erzieht zweifellos das Willensleben, insbesondere die Zielsicherheit, Beharrlichknit und manuelle Geschicklichkeit. Mindestens ebenso wichtig aber ist bei der Knabenerziehung die Entwicklung des Mutes und der Tapferkeit in allen ihren Formen. Da nun in dieser Richtung im Elternhause meist wenig oder nichts geschieht, so erwächst zweifellos der Schule die Pflicht, durch geeignete Maßregeln die Entwicklung der jugendlichen Psyche zu einer harmonischeren zu machen. In diesem Punkt sind uns allerdings die Engländer und Amerikaner weit voraus, darin seien sie als unsere Lehrmeister willkommen; in allen anderen Beziehungen aber bedürfen wir ihres Vorbildes nicht. Das „altersschwache" Europa wird sich wohl hüten, seine Maßstäbe für Menschenwert, Lebensgüter und für die höchsten Ziele menschlicher Betätigung von jenseits des „großen Wassers" zu holen, wo der χρηματισμός und die πλεονεξία im Bunde mit maßloser μεγαλαυχία heute mehr als je die herrschenden Mächte sind[1]). Geradezu grotesk ist die Anschauung Kleinpeters, daß Deutschland, dessen ungeheuren Aufschwung auf industriellem und kommerziellem Gebiete er staunend hervorhebt, in Mittelschulfragen das rückständigste Land Europas sei[2]) und dieser Aufschwung zunächst auf die Eröffnung von „Universitätslaboratorien" zurückzuführen sei. Was würde ein Jakob Burckhardt zu solcher universalhistorischer Auffassung sagen?

Auf die Betrachtung der Bildungsideale folgt die Erörterung der fachwissenschaftlichen Vorbildung, die von der Mittelschule zu verlangen sei; sie schließt mit folgendem Ergebnis: „Die infolge des gegenwärtig so angewachsenen Umfanges des Wissens unabweisliche Forderung nach einer fachwissenschaftlichen Vorbereitung auf den Beginn der eigentlichen Studien läßt sich im bestehenden Rahmen unserer Mittelschultypen nicht erfüllen". Ich für meine Person sehe keinen Anlaß, dies zu beklagen, da die Mittelschule die vom Autor gemeinte Vorbildung überhaupt nicht gewähren kann, ohne ihren wichtigsten Zweck zu vernachlässigen und den natürlichen Forderungen der psychischen Entwicklung des Individuums entgegenzuhandeln. Kl. legt nämlich das größte Gewicht auf die in der

---

[1]) Allerdings darf man sein Urteil über amerikanische Kultur nicht bloß auf schönfärberische Bücher wie Hugo Münsterbergs „Die Amerikaner" (2 Bde., Berlin, 1904) gründen.

[2]) Weiß Kl. nichts von den sogenannten Reformschulen und vom weitverbreiteten „Frankfurter Lehrplan"? S. Ew. Horn a. a. O., S. 10—81.

Mittelschule zu erzielende Aufnahme eines umfassenden Gedächtnisstoffes, der den Schüler in den Stand setzen soll, an der Hochschule gewissermaßen sofort in das Allerheiligste der wissenschaftlichen Arbeit einzutreten. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

Bezüglich der Frage der Berufswahl sieht Kl. das Heil in einer Einheitsschule als Unterbau für sich gabelnde Spezialschulen, da nur so die Entscheidung bis zu einer Zeit hinausgerückt werden könne, in der Mißgriffe nahezu ausgeschlossen sind. Unsere Mittelschulen trifft nach Kl. gleichzeitig der Vorwurf der Überbürdung und der zu geringen Leistungsfähigkeit, beide Mißstände aber entspringen der bisherigen intellektualistischen Einseitigkeit; diese müsse in der Schule der Zukunft vermieden und körperliche Arbeit in organischem Zusammenhang mit dem Unterricht in den Erziehungsplan aufgenommen werden. Geistige Tätigkeit ermüde nur durch die Gleichförmigkeit und allzulange Dauer, sie müsse daher durch körperliche Arbeit, welche gleichfalls den Zwecken des Unterrichtes dient, abgelöst, bezw. unterbrochen werden. Indem an die Stelle des Stillesitzens körperliche Bewegung und Tätigkeit der Sinne und Hände tritt, verändert der Vorstellungslauf in wohltätiger Weise seine Richtung und auch der Wille wird in angemessene Tätigkeit versetzt. Obwohl diese Angliederung des Werkunterrichtes nur bei einzelnen Gegenständen (Physik, Chemie, Naturgeschichte, Erdkunde) möglich ist, enthält der Gedanke dennoch einen gesunden Kern und verdient volle Beachtung. Die nun folgende Schilderung des Lebens und Treibens an der „Deutschen Nationalschule" zu Wertheim a. M.[1]) ist von hohem Interesse. Wir erfahren, daß da auch Gelegenheit zur Garten- und Feldarbeit, zum Erlernen der Schreinerei und Holzschnitzerei u. dgl. geboten wird, sogar Metall wird geschmiedet und gedreht. In solcher Gestaltung des Unterrichtes erblickt Kl. das Ideal der Mittelschule und er wünscht, daß auch in Österreich Ähnliches unternommen und allmählich alle Arten von Mittelschulen nach diesem Muster umgestaltet werden oder demselben wenigstens manches entlehnen.

Nach Kl. soll also die Mittelschule einen einheitlichen Unterbau mit mehreren Spezialschulen als Oberbau bilden. Den Unterbau denkt er sich fünfklassig, die Spezialschulen dreijährig. Das Ziel des fünfklassigen Unterbaues ist die Erreichung der für das weitere Studium notwendigen Reife, auf der Oberstufe aber handelt es sich vornehmlich um die Aneignung eines größeren Wissensstoffes (S. 47 und 58). In dieser Zielstellung erblicke ich nun eine der schwächsten Seiten der vorgeschlagenen Reform. In dem Bestreben, gleichzeitig auf die verschiedensten, außerhalb des Subjektes liegenden Anforderungen Rücksicht zu nehmen, versäumt der Vorschlag die Rücksicht auf die natürliche Entwicklungsweise des lernenden Subjektes selbst. In den Jahren, welche der Knabe an der Einheitsschule zubringt, ist nach den Lehren der Psychologie vornehmlich das Gedächtnis in Anspruch zu nehmen und (S. 22) gibt

[1]) Ähnliche Ziele verfolgt bekanntlich das Landerziehungsheim Haubinda, wie es scheint, auch das Landerziehungsheim Juvenile in Mürzzuschlag.

dies Kl. selbst zu; je weiter aber der Schüler im Alter vorrückt, desto mehr hat die Gedächtnisarbeit zurückzutreten, um den Tätigkeiten des Intellekts Platz zu machen. Kl. aber scheut nicht einmal vor dem erstaunlichen Vorschlag zurück, den mathematischen Lehrstoff der jetzigen Sexta und auch einige der Septima zugewiesene Partien in die oberste Klasse der Einheitsschule, also in die jetzige Quinta, zu verlegen, deren bisheriger Lehrstoff ganz zu streichen sei! Überhaupt ist die stiefmütterliche Behandlung der Mathematik befremdlich, von der Kl. mehr schweigt als spricht. Ist sie ihm vielleicht schon zu „innerlich", zu gedankenhaft, zu sehr von den „Dingen" abgekehrt?

Im Eingang zu dem Abschnitt über die Einrichtung der Unterstufe schwächt zwar Kl. selbst das Vertrauen des Lesers durch die befremdliche Bemerkung ab, daß sich da von vornherein nichts Bestimmtes ausmachen lasse und gewiß auch andere Anordnungen ans Ziel führen können. Immerhin müssen wir den entworfenen Lehrplan etwas näher ins Auge fassen. Der fünfjährige Kurs umfaßt: Religion (in allen Klassen, zusammen 10 Wochenstunden), Sprachen (in allen Kl., zus. 32 St.), Geschichte (II.—V. Kl., zus. 8 St.), Geographie (I.—IV. Kl., zus. 8 St.), Mathematik (in allen Kl., zus. 17 St.), Zoologie und Botanik (I. und II. Kl., zus. 10 St.), Chemie, Mineralogie, Geognosie, Technologie (III. und IV. Kl., zus. 9 St.), Physik (V. Kl., 4 St.), Zeichnen (in allen Kl., zus. 17 St.), Stenographie (IV. und V. Kl., zus. 4 St.). Die Gesamtzahl der Stunden steigt von der I.—V. Kl. von 23—25. Diese Unterrichtsstunden entfallen zum größten Teil auf den Vormittag, während die Nachmittags- und Abendstunden dem ergänzenden Werkunterricht gewidmet werden. Der botanische und zoologische Unterricht soll in den unteren Klassen der „Hauptgegenstand par excellence" sein, in den folgenden Klassen tritt der weitere naturwissenschaftliche Unterricht an die Stelle. Die Vorschläge bezüglich des Sprachunterrichtes sind nicht ganz klar. Zunächst soll die Unterweisung in der Muttersprache mit dem Studium einer fremden Sprache verknüpft werden (S. 50). Die Wahl der fremden Sprache macht dem Verf. wenig Sorge. Auf Latein und Griechisch hält er nicht viel, aber auch die modernen Sprachen kommen ziemlich schlecht weg. Er bezweifelt, daß der Durchschnittsjurist, der Durchschnittsmediziner usw. auch nur einer modernen Sprache neben seiner Muttersprache bedürfe! Man vgl. dazu die verstockten Schweden und Norweger mit ihren fünf Sprachen als Pflichtfächern! Immerhin scheint der Verf. dem Lateinischen noch am meisten geneigt, nur erblickt er, auch hier übertreibend, das Hauptunterrichtsziel desselben in der Vermittlung der Kenntnis der eigenen Muttersprache und beschränkt die Autorenlektüre in der schon erwähnten radikalen Weise. Bedenkt man, daß dem Sprachunterricht auch die angemessene Pflege des schriftlichen Gedankenausdruckes obliegt, so ist klar, daß bei solcher „Organisation" (s. v. v.) überhaupt nur wenig herauskommen kann. Sein Gepräge erhält der Lehrplan wirklich nur durch das entschiedene Übergewicht der naturwissenschaftlichen Fächer und in dieser Einseitigkeit erblicke ich den anfechtbarsten Punkt des ganzen Vorschlages. Daß der Unterricht

in der Naturkunde in der Hand eines verständigen und geschickten Lehrers alle die von Kl. gerühmten wertvollen Wirkungen hervorbringt, unterliegt keinem Zweifel. Dennoch aber muß ein derartiges Überwiegen dieses Faches die schwersten Bedenken erregen, da der entworfene Unterrichtsplan andere, weit wichtigere Gegenstände geistiger Bildung geradezu verkümmern läßt.

Gewiß, die Wirkungen des modernen Aufschwunges der Naturwissenschaften haben etwas geradezu Berauschendes, Überwältigendes und vermögen das Selbstgefühl des Zeitgenossen ins Ungemessene zu steigern; aber übersehen wir dabei nicht, daß die moderne Technik und Hygiene als die reichverzweigten Anwendungsgebiete der Naturwissenschaften doch nur den äußeren Schauplatz für das Menschheitsleben ebnen und behaglicher gestalten, doch nur das physische Leben fördern und gegen allerlei sichtbare und unsichtbare Feinde sichern können. Alles das hingegen, was sich auf diesem Schauplatz abspielt und auf den Namen „Geschichte" Anspruch machen kann, also die unaufhörlichen Kämpfe der Rassen, Nationen, Staaten, dann der Gesellschaftsklassen und auch der Individuen um jene Güter und Ideen, die ihnen das Leben erst lebenswert machen, also der Inbegriff alles geschichtlichen und Kulturlebens quillt aus jenen Kräften und Anlagen des Menschen, mit denen es die Geisteswissenschaften zu tun haben. Es wäre Verblendung, ja ein Verbrechen an der Jugend, diese Gebiete geistiger Betätigung zu vernachlässigen, um der glänzenden Schale willen den Kern dahinzugeben. Im Gesamtbereich alles Erschaffenen wird doch immer für Menschen der Mensch selbst das interessanteste Objekt sein, alle die Lebensäußerungen somit, die ihn emporheben über die anderen Lebewesen und ihm schließlich auch die Macht über die tote und lebendige Natur verschafft haben, die wir so sehr bewundern. Die würdigsten Gegenstände für den Jugendunterricht werden daher stets das menschliche (also auch das mathematische) Denken mit seiner Gesetzlichkeit, die Sprache als der unentbehrliche Träger des Gedankens, die Phantasie in ihrer dichterischen und künstlerischen Betätigung, der Mythus, die Religion, das Recht, die sozialen Ordnungen u. dgl. sein. Mit diesen Stoffen aber beschäftigt sich das humanistische Gymnasium und im Zentrum seines Organismus steht nebst der Mathematik der Sprachunterricht, der außer der Muttersprache im Lateinischen und Griechischen seine kräftigsten Werkzeuge erblickt. In der Realschule tritt an die Stelle der klassischen Sprachen Französisch und Englisch. In die für den Sprachunterricht bei Kl. angesetzten 32 Wochenstunden teilen sich wie gesagt die Muttersprache und die fremde Sprache. Wiewohl der Autor auf S. 54 über die Zwecke des Sprachunterrichtes im allgemeinen ganz treffende Gedanken ausspricht, so kann doch meines Erachtens er selbst nicht gar viel davon erwarten, da er auf S. 20 erklärt, die literarischen schöngeistigen Erscheinungen fremder Völker hätten doch nur mehr den Wert von Kuriositäten, — ein Ausspruch, der freilich die großartigsten Dichtungen aller Völker und Zeiten insgesamt relativ zu Kuriositäten stempelt.

Fassen wir den Eindruck, den das entworfene Bild der Einheitsschule macht, kurz zusammen. Die auf diesem Wege zu vermittelnde Bildung hat einen erschreckend banausischen Zug, und sollte wirklich einmal die Elite unserer Jugend durch eine solche Schule gehen müssen, dann ginge Nation und Staat einer bedauerlichen Verarmung entgegen. Verkümmern wir nicht unserer Jugend das Vorrecht, sich ohne die Rücksicht auf den jeweiligen „Nutzeffekt" und vor jedem Gedanken an Beruf und Amt in der Welt des Wahren, Guten und Schönen umzusehen; lassen wir unsere Kinder während der köstlichen Blütezeit ihres Lebens solche geistige Schätze in sich aufspeichern, die ihnen späterhin das Leben schmücken, so oft sie müde werden bei der Aufgabe, es gegen Not und Entbehrung zu sichern! Würde das in Kl.'s „Halbinternaten" möglich sein? Höchst verwunderlich ist es, daß der so energische Anwalt der Ansprüche der Gegenwart, dem doch das naturwissenschaftliche Denken über alles geht, nicht mit einem Worte der größten Tat des biologischen Denkens gedenkt, — des Entwicklungsprinzips, das von Pflanze und Tier die natürliche Brücke schlägt zum Menschen.[1]) Vergessen wir ferner nicht, daß aus unserer Mittelschule auch die große Zahl jener Männer hervorgehen muß, die im Staats- und Gesellschaftsleben die schwierigsten und verantwortungsvollsten Aufgaben zu lösen haben, denen somit neben den eigentlichen Fachstudien ein weiter Blick, ein feiner historischer Sinn, ein vielseitiges Interesse und eine hohe Anpassungsfähigkeit gegenüber den verschiedensten Problemen und Lagen nottut. Solche Männer aber würden kaum aus der empfohlenen Einheitsschule hervorgehen, wohl aber vermag unser Gymnasium in seiner gegenwärtigen Organisation die bezeichnete Vorbildung zu gewähren, allerdings unter der Bedingung, die auch für den idealsten aller Lehrpläne gilt, daß nämlich auf allen Stufen Lehrer „von Gottes Gnaden" am Werke sind. Über den Begriff dieses Gottesgnadentums mich näher auszusprechen, ist hier nicht der Ort; bald wird sich mir dazu anderswo Gelegenheit bieten, u. zw. im Zusammenhang mit dem Thema „Lehrgabe und Lehrkunst".

An die eigentliche und einheitliche Mittelschule schließen sich die Spezialschulen an, welche unmittelbar auf die Berufsstudien vorbereiten sollen. Kl. denkt zunächst an drei solche Parallelglieder des Oberbaues. Eine besorgt die Vorbereitung der Theologen, Juristen, Philologen und Historiker, eine zweite sorgt für Mediziner, Pharmazeuten, Veterinäre, Agronomen, Naturhistoriker usw., eine dritte für Ingenieure, Architekten und Mathematiker. In allen diesen Spezialschulen kommt es, wie gesagt, auf die Aneignung eines größeren Wissensstoffes an und dadurch seien Abweichungen vom Lehrverfahren der Unterstufe bedingt. Auch hier fällt es schwer, mit diesem Plan bestimmtere Vorstellungen

[1]) Die konservative Haltung des Verf. bezüglich des Religionsunterrichts war kein Hindernis; bekanntlich hat auch die katholische Kirche schon begonnen, sich dem Evolutionsgedanken, insbesondere der Deszendenztheorie anzupassen. (Vgl. Erich Wasmann S. J., Die moderne Biologie und die Abstammungslehre, 2. Aufl., Freiburg i. Br., 1904.)

zu verbinden. Als „Mittelpunkte" dieser drei Schulen werden das Sprachstudium, die sogenannte beschreibende Naturwissenschaft und die Mathematik genannt. Auf S. 61 taucht noch eine vierte Abteilung auf, welche Chemie und Physik zum Mittelpunkt haben soll. Ich will über die Schwierigkeiten hinweggehen, welche sich an die Kompliziertheit eines solchen Schulorganismus knüpfen müssen, und möchte nur darauf hinweisen, daß der angestrebte Zweck solcher Spezialschulen doch niemals erreicht werden kann. Wie soll z. B. dem Mediziner die gewaltige Gedächtnisarbeit des Studiums der Anatomie erspart werden? Ähnliche Bedenken ergeben sich für das Studium des Jus, der Geschichte usw.

Außer diesen Vorbereitungsschulen für das akademische Studium sollen sich im Rahmen derselben Schule an den gemeinsamen Unterbau noch Fachschulen angliedern, die bei geringerer Studiendauer unmittelbar für Berufe des praktischen Lebens vorzubereiten hätten. Durch diesen Anbau soll solchen Schülern, die gegenwärtig aus irgend einem Grunde die Mittelschule vorzeitig verlassen und die dann über verlorene Jahre zu klagen haben, eine Weiterbildung ermöglicht werden, die sie auf kürzestem Wege einem Berufe zuführt und materiell versorgt. Als Beispiel für diesen Schultypus führt Kl., ohne sie ausdrücklich zu nennen, unsere Staatsgewerbeschulen an, denen er mancherlei Vorzüge nachrühmt, allerdings auch manches nachsagt, worüber die Lehrer dieser Schulen nicht sehr erbaut sein werden. (S. 62.) Seinen „Fachschulen" komme die Änderung des Lehrplanes und der Lehrmethoden in der neuen Mittelschule entgegen. „Kenntnis fremder Sprachen, grammatikalische Tüchtigkeit, selbst sprachliche Ausbildung oder sogenannte allgemeine Bildung bedeuten wenig für das Fortkommen in einer Fachschule. Von einem Werkführer erwartet man keine Ausbildung für den Salon." Der gemeinsame Unterbau erlaubt es, in den Fachschulen alle „allgemeinbildenden" Fächer zu streichen oder auf ein geringeres Stundenmaß zu reduzieren; es sollen eben nur die Bedürfnisse des angestrebten Berufes ins Auge gefaßt werden. Die Fachschulen spalten sich in gewerbliche, kunstgewerbliche, kommerzielle, land- und forstwirtschaftliche, berg- und hüttenmännische Schulen. Da die neue Schule alle Typen von Mittel- und Fachschulen aufsaugen soll, muß sich auch die Lehrerbildungsanstalt an den gemeinsamen Unterbau anschließen. Zwei Jahreskurse werden für alle diese Fachschulen ausreichen. Neu zu schaffen wäre für Subalternbeamte eine Fachschule, die eine „mittlere juristische Bildung" innerhalb eines Jahres zu vermitteln hätte. Kl. sieht kein Bedenken, in den Spezial- und Fachschulen mit der Schülerzahl bis auf 100 hinaufzugehen, ein Vorschlag, der in unserer Zeit füglich als „Kuriosität" bezeichnet werden kann. Man bedenke, daß dann im ersten Jahrgang einer solchen Schule 100 etwa 15—16jährige Jungen beisammen säßen. Darüber aber macht sich Kl. ebensowenig Gedanken als über die Buntscheckigkeit seiner Mittelschulen bezüglich der mit der Muttersprache zu kombinierenden Fremdsprache (S. 41 fg.)[1]) oder über die organisatori-

[1]) Wie denkt der Verf. über die Freizügigkeit?

schen und administrativen Schwierigkeiten an einer Schule, deren Gliederreichtum geradezu einen pädagogischen Makrokosmos darstellt.

Die nun folgenden Bemerkungen über das Volksschulwesen lassen nicht klar erkennen, wie sich der Verf. eine Reform desselben denkt. Auch die Bürgerschule soll durch die allgemeine Einführung der fünfklassigen Einheitsschule entbehrlich werden; hiebei gerät allerdings die achtjährige Schulpflicht ins Schwanken, an einer Stelle ist von einer sechsklassigen Volksschule die Rede, an einer andern lesen wir, daß eine vier- oder fünfjährige Schulpflicht, die wirklich eingehalten wird, wertvoller sei als eine achtjährige, die nur auf dem Papiere besteht.

Auch in dem Abschnitt über die Frage der Erhaltung der Schule verfährt Kl. höchst radikal: nach seiner Meinung hätte der Staat für die Kosten der Volksschulen aufzukommen, während das Mittelschulwesen, bei dem „kein allgemein staatliches Interesse vorliege" (!), den Händen der Gemeinden oder Korporationen, überhaupt der „freien Konkurrenz" zu überlassen sei. — Was hierauf über die Lehrervorbildung und die amtliche Stellung des Lehrers gesagt wird, trifft in vielen Punkten den Nagel auf den Kopf, ich muß nur bedauern, daß sich diese mitunter trefflichen Gedanken in so trostloser Umgebung befinden. Freilich tritt auch hier die Neigung des Autors zu Übertreibungen hervor. Überhaupt erfordert die Gerechtigkeit das Zugeständnis, daß an nicht wenigen Punkten der Schrift ein gesundes Urteil und ein klarer Blick für vorhandene Mißstände zu bemerken ist. Dahin gehört z. B. S. 23 fg. (Zudrang zu den Gymnasien und Realschulen), S. 46, wo sehr einsichtsvoll über den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bei unseren Maturitätsprüfungen gesprochen wird, ferner der Vorschlag, im Schulgebäude für Schüler, die in weniger günstigen häuslichen Verhältnissen leben, einen besonderen Studiersaal einzurichten, in welchem sogar Korrepetitoren angestellt werden könnten. S. 88 fg. wird eine Ausdehnung des Assistentenwesens befürwortet, wodurch die Ungereimtheit vermieden werden könnte, daß ein 23—24 jähriger Kandidat ohne jeden Übergang sofort die Rechte und Pflichten einer wohlgeschulten Lehrkraft übernehmen muß. Sehr beherzigenswert ist auch das Zitat auf S. 90 bezüglich der natürlichen Grenzen jeder methodologischen Unterweisung. Daß an einigen Anstalten der diesseitigen Reichshälfte seit mehr als zehn Jahren das vorgeschriebene „Probejahr" vermöge besonderer Veranstaltungen in wirksamerer Weise abgelegt wird, scheint dem Verfasser nicht bekannt zu sein.

Man sollte meinen, daß ein Mann, der an den in Europa vorherrschenden Mittelschulzuständen so scharfe Kritik übt, der dem Unterrichte der heranwachsenden Jugend neue Bahnen eröffnen will und zu diesem Zwecke die Aufhebung aller bestehenden Gymnasien, Realschulen und Bürgerschulen verlangt, — daß ein solcher Mann sich bemühen wird, seine Ideen den Fachkreisen in möglichst wirksamer und überzeugender Form vorzulegen, indem er sie durch womöglich unanfechtbare Argu-

schulen (S. 52) und die S. 96 gemeinten Klassenkataloge hätten die Bestimmung, dem Schüler die Kontrolle der Beurteilung seiner Leistungen zu erleichtern. Ebenso ist die S. 98 dem Gemeinplatz „*Errare humanum*" gegebene Deutung, als wäre das Irren für die „Gilde" der Menschen charakteristisch, irrtümlich und im gegebenen Zusammenhang malitiös. Wenn das Individuum verdammt ist zu irren und die „Behörde" erst recht, wer soll dann die „idealen" geschriebenen Gesetze verfassen? Oder sollen sie vom Himmel fallen?

Unklar ist die Stelle S. 10: „Erst wenn er auf irgend einem Gebiete wirklich arbeiten gelernt hat, wird er aus bloßen Mitteilungen über andere (?) Nutzen zu ziehen imstande sein". Ebenso S. 20, Z. 6 v. o. „diese Arbeit" (welche?) und S. 22: „Der einzige Grund für diesen Zustand liegt nur in dem Mangel (?) der bisherigen Mittelschule. Sie (wer?) ist für die Aneignung dieses Wissensstoffes der richtige Ort". — Ferner S. 39: „Der Advokat, der Richter .... bedürfen der einen Sprache sowenig wie der anderen". Da hiemit nur Latein und Griechisch gemeint sein kann, wie paßt dazu die Begründung: „Sie haben weder Zeit ausländische Journale zu verfolgen, noch Reisen zu machen"? — S. 55 wird in der Chemie (im Gegensatze zur Geometrie) „von der Form abgesehen und nur die Eigenschaften des Stoffes in Betracht gezogen" und S. 56 „handelt es sich" bei der Mineralogie „um eine viel speziellere Wissenschaft, da doch Kristalle ziemlich seltene und immer nur kleine Naturkörper sind". — S. 65: „Die .... Gymnasial- oder Realschulmatura hat eben keinen anderen Zweck, als die Menge etwas aufzuhalten", d. h. wohl: als den Zudrang einzuschränken? — S. 68: „Dazu kommen .... die Ersparungen der Eltern an unnützen Geldausgaben hinzu, die auf jeden Fall die tatsächlichen Kosten des Unterrichtes gegen früher nicht nur nicht erhöhen, sondern noch herabsetzen". Der durch diese „Worte" auszulösende Gedanke ist allerdings nicht leicht zu vollziehen. — S. 79 ist von der Bezahlung der Lehrer die Rede und dann heißt es: „Auch hier wird natürlich im allgemeinen der Wert einer Ware mit dem Preise steigen". — S. 85 Fußnote: Wie hängen die „Unterstützungen" mit der „frühzeitigen Beschäftigung" mit dem Lehrerberuf zusammen? — S. 91: „So wenig es einen Sinn hat, zur Hebung der Schule bessere Lehrer zu empfehlen, so wenig könnte es bedeuten, bessere Beamte zur Leitung der Schule vorzuschlagen. Mit dem, was da ist, muß eben vorlieb genommen werden". Wahrhaftig, ein verblüffender Pessimismus! — Viel Unklares enthält die Auseinandersetzung S. 77 fg.

Und nun die Darstellung! Zunächst einige Fehler: S. 18, Z. 9 v. o. ersterer statt letzterer, Z. 8 v. u. dessen st. denen; S. 20, Z. 5 v. u. soll es heißen: „in ihrem Charakter"; S. 48 „Gesang und Musik"; S. 51, Z. 9 v. o. kann die Beziehung von „seiner" nur erraten werden; dasselbe gilt von „die ersteren" auf S. 58, Z. 18 v. o. und von „Es" auf S. 60, Z. 5 v. o.; S. 63 oben fehlt zu „weit mehr" die Beziehung, statt „niederen Klasse" muß es heißen „mittleren"; urlateinisch ist die Fügung: „Es erfordert das Geständnis einer bisher verfehlten Laufbahn." — S. 87, Z. 10 v. u. „diese" st. „dieser". — S. 90

ober der Fußnote ist „derselbe" und das wiederholte „ihm" unverständlich. — S. 98 und 100 sind Nelsons Worte falsch zitiert, sie lauten: England exspects that every man will do his duty.

Noch weit zahlreicher sind die stilistischen Nachlässigkeiten und Unmöglichheiten. S. 41 wird eine fremde Sprache unterrichtet, ebenso werden S. 73 Naturwissenschaften unterrichtet; S. 45 soll eine Anbahnung an die künftigen Verhältnisse vorbereitet werden; S. 67: Beanspruchung st. Aufwand; S. 99: „gegen welche Bestimmung vergangen wurde"; nach S. 83 (oben) gehört die Bezahlung des angehenden Lehrers zu dessen Lehraufgabe. Ähnliche Schnitzer finden sich S. 4, 7, 8, 9, 15 (2), 16, 18, 21, 24, 27, 28, 35, 36, 38 (2), 42, 43, 46, 56, 59, 60, 61, 64 (2), 70 (2), 71 (4), 72, 75, 78, 79, 80, 83 (5), 84 (2), 85 (2), 89, 91, 94. — S. 54 Richthoffen st. Richthofen.

Die Ausführlichkeit dieser Besprechung findet ihre Rechtfertigung in der Wichtigkeit des Gegenstandes, in der wissenschaftlichen Stellung des Verfassers selbst und in dem Einflusse des gegnerischen Lagers, dem er angehört. Kleinpeter möchte mit eisernem Besen das gesamte Mittelschulwesen der Gegenwart hinwegfegen; es lohnte sich wohl, sich die Ausrüstung näher anzusehen, in der dieser mindestens originelle Weltverbesserungsversuch unternommen wurde.

Wien. Ant. v. Leclair.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Aurea dicta. Für Schüler der ersten fünf Klassen des Gymnasiums. Zusammengestellt von Karl Groß. Bamberg 1905. V und 82 SS. 8°.

Wie auf Erzielung eines größeren Wortschatzes ist ohne Zweifel beim altklassischen Unterrichte auch auf Aneignung von inhaltsreichen Sätzen und Denksprüchen aus Prosaikern und Dichtern Bedacht zu nehmen, weshalb in manchen Übungsbüchern solche Sätze durch den Druck hervorgehoben oder in einem eigenen Anhange vereint sind. Eine von allen Schülern während der einzelnen Schuljahre in einem besonderen Hefte gleichmäßig geführte Zusammenstellung denkwürdiger Sätze und eine gelegentliche Wiederholung derselben wird den Zwecken der Schule genügen. Einem Lehrer aber, der es für wünschenswerter hält, seinen Schülern eine geordnete Sammlung solcher Sätze im Drucke vorzulegen, kann das oben angeführte Büchlein empfohlen werden, in welchem aus einigen der S. V aufgezählten Vorarbeiten eine Auswahl getroffen worden ist. Die Eigenart der Darstellung liegt darin, daß die zusammengetragene Spruchdichtung nicht nach sachlichen Gesichtspunkten, sondern nach dem grammatischen Wissen der I.—V. Klasse geordnet ist, fortschreitend mit dem Gange des Unterrichtes, also für die I. und II. Klasse nach den vorgeschriebenen Partien der Formenlehre, für die III.—V. Klasse nach den in diesen Klassen zur Behandlung kommenden syntaktischen Partien. Es kann daher der Lehrer bei manchen Punkten der Formenlehre oder Syntax hie und da ein gutes Sprüchlein, das in den Übungsbüchern nicht vorgekommen ist, ohne zeitraubendes Nachschlagen der Großschen Sammlung entnehmen und verwerten. Die in den Übungsbüchern aufgenommenen Sentenzen aber dürften sich wohl vollzählig in der Sammlung wiederfinden. Von anderen Sentenzen sind manche für die betreffende Unterrichtsstufe vielleicht etwas zu hoch wie beispielsweise S. 7 der aus Iuvenal entnommene Satz, manche könnten überhaupt wegfallen, da doch nur berühmte Sätze aus Autoren oder ganz bekannte Sentenzen in das Wissen der Schüler übergehen sollen, wozu das Büchlein vor allem beitragen will (Vorwort S. IV). Der lateinischen Spruchpoesie sind meist deutsche Sprüche und dichterische Parallelstellen beigefügt, die im ganzen als gut und richtig gewählt bezeichnet werden müssen. — Den Abschluß der reichhaltigen Zusammenstellung, an der Freunde der römischen Spruchweisheit Gefallen finden werden, bildet ein zum Teile lustiges Sammelsurium von lateinischen Wortspielen, Rätseln und komischen Übersetzungen.

Wien. Franz Kunz.

H. Knauth, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Abiturienten. I. Teil: Deutscher Text. II. Teil: Lateinische Übersetzung. 5. Auflage. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1905. 76 SS. Preis 1 K 80 h.

Des nun verewigten H. Knauth Übungsstücke, die in erster Auflage durch Koziol XXXXVII 896 dieser Zeitschrift, in zweiter durch Golling IL 612 eine entsprechende Würdigung fanden, sind in weniger als einem Dezennium das fünftemal aufgelegt. Ist es die inhaltlich schön abgerundete Gestalt der Übungsstücke, entnommen den in den obersten Klassen zumeist gelesenen Partien der lateinischen Autoren, oder ist es die kaum einem gewichtigeren Einwand ausgesetzte lateinische Übertragung, die das Buch so beliebt macht? Sind es die Gymnasiasten oder die jungen Philologen, welche die größere Zahl von Abnehmern stellen? Auf jeden Fall genießt es sein Ansehen mit voller Berechtigung. Die 5. Auflage ist eine unveränderte. Daß aber das gebotene Latein, abgesehen von Wortstellung und Interpunktion, immerhin noch eine kleine Feile vertrüge, mag sich aus dem Hinweis auf folgende Stellen ergeben: S. 60, Z. 5 *adductus erat, ut putare* für das einfachere *sibi persuaserat;* Z. 13 *veluti*, das in der Bedeutung „beispielsweise" gewöhnlich nur einen einzelnen Gegenstand anführt, als Einleitung eines vollständigen Satzes; Z. 19 *probare* mit abhängigem Fragesatz, was sich aus keinem Klassiker belegen läßt; S. 61 *temperare sibi non potuit* für das treffendere *facere non potuit*.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Prosper Mérimée, Colomba. — François Coppée, Contes Choisis. Précédés d'une notice et accompagnés de notes explicatives, par E.-E.-B. Lacomblé, Professeur à l'école moyenne d'Arnhem. Groningue, P. Noordhoff. Editeur. 1904.

Beide Bändchen sind in der Sammlung *'Conteurs Modernes'* aus dem bekannten rührigen niederländischen Verlag in Groningen erschienen.

Das erstere enthält eine korsische Geschichte, das Meisterwerk von Mérimée, das zweite eine hübsche Auswahl aus den Novellen von Coppée. Beide sind von Lacomblée herausgegeben, dem Verf. einer kurzen, für Schulen berechneten französischen Literaturgeschichte, und mit entsprechenden Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen.

Schade, daß der Druck dieser im übrigen handlichen und auf dem Umschlage mit dem Bildnisse der Verfasser geschmückten Bändchen so klein ist, sonst könnte man sie auch unseren Schülern als Privatlektüre empfehlen.

Description des tableaux d'enseignement d'Éd. Hœlzel à l'usage des écoles. Par Lucien Génin et Joseph Schamanek. Deuxième édition. Vienne, Éd. Hœlzel.

In der 2. Aufl. dieses bekannten Büchleins ist die Beschreibung der drei neuen Bilder: Hafen, Hausbau und Bergwerk dazugekommen. Ferner sind die wichtigsten Formen der Frage hinzugefügt worden.

Die Sprache zeigt noch immer eine Reihe seltener Wörter, die durch bekanntere ersetzt werden sollten, z. B. *ente de bigarreau, verveux, berthe, gauler, la tarare, limon, le babeurre, ergot, goret, triturer, camaïeu, burette* u. a. m.

Wien. Dr. A. Würzner.

A. Chudziński, Staatseinrichtungen des römischen Kaiserreichs in gemeinfaßlicher Darstellung. Gütersloh 1905 (Gymnasial-Bibliothek Heft 39). 176 SS. 8°. Preis 2 Mk.

Der Zweck des Buches ist in erster Linie ein pädagogischer. Was wir von den Staatsaltertümern der Kaiserzeit wissen, wird in einem handlichen Abriß zusammengefaßt, der für eine verständnisvolle Lektüre des Horaz und Tacitus gute Dienste leisten soll und tatsächlich leisten wird. Denn das Buch, das für die Prima der Gymnasien des Deutschen Reiches bestimmt ist, wird auch an der Octava unserer humanistischen Mittelschulen brauchbar sein — natürlich nicht als Schulbuch, sondern als Hilfsbuch für Lehrer und vorgeschrittene Schüler. Wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, kann man von diesen nicht das Studium des zehnbändigen Marquardt-Mommsenschen Handbuches verlangen. Aber ausreichende Kenntnis der wichtigsten politischen Einrichtungen des Imperiums ist unbedingt nötig, um Tacitus mit Verständnis zu lesen.

Chudzińskis Buch ist gut lesbar, verständig und nüchtern, wird freilich zu sehr von dem unberechtigten Vorurteil gegen die „physisch und geistig absterbende Gesellschaft“ (S. 108) der Kaiserzeit beherrscht. Eine Angabe der hauptsächlich benützten Literaturwerke (gelegentlich sind Marquardt-Mommsen, Friedländer, Duruy-Hertzberg, Cumont angeführt) wäre für jene Leser vorteilhaft, die sich im einzelnen genauer orientieren wollen. Einige Versehen, die mir aufgefallen sind, seien im folgenden angeführt. S. 3. Statt 16. Januar 26 soll es 27 heißen. S. 9. Dem Titel *pater patriae* kommt kaum die Bedeutung zu, die ihm Verf. beimißt (vgl. Mommsen, St.-R. II³ 780). S. 10. Das „Kompetenzgesetz“ Vespasians ist uns zufällig erhalten, war aber nicht das erste seiner Art. S. 10. Nicht Hadrian, sondern *Antoninus Pius* führte zuerst wieder den Gentilnamen in der kaiserlichen Titulatur. S. 11. Elagabal hieß als Kaiser *Imp. Caes. M. Aurelius Antoninus Aug.*, den Namen *Avitus* führte er nur als Privatmann, *Bassianus* und *Heliogabalus* überhaupt nicht (vgl. PIR I 194 f.). Auch Traians vollständige Nomenklatur lautete nie so, wie Verf. angibt. S. 18. Die *sodales Antoniniani* hatten wahrscheinlich den Kult sämtlicher konsekrierter Kaiser seit *Pius* zu besorgen (vgl. Wissowa, Relig. und Kult. 288). S. 26. Was über die Namengebung der altadeligen Häuser in Augustischer Zeit gesagt wird, trifft in dieser Form nicht zu (vgl. Mommsen, Röm. Forsch. I 34), noch viel weniger aber die Heranziehung des Tacitus in diesem Zusammenhang. S. 36. Auch Traian leistete das Gelöbnis, dem Senate gegenüber von seinem Strafrechte keinen Gebrauch zu machen. S. 48. Bei der Besetzung des Volkstribunates durch Ritter handelt es sich um eine ausnahmsweise Verfügung des Augustus (vgl. Mommsen, St.-R. I³ 477), die nicht generalisiert werden darf. S. 51. *leges datae*, nicht *leges latae*. S. 54. Augustus' Verfahren in Bezug auf das römische Bürgerrecht ist schon von Claudius nicht mehr eingehalten worden. S. 59. *Vedius*, nicht *Ovidius Pollio*. S. 70. Die *ala* war eine Kavallerieabteilung, der bei der Auxiliarinfanterie die Kohorte entsprach; sie hatte nicht die ungefähre Stärke einer Legion, sondern zählte 500 oder 1000 Mann. Der *praefectus alae* scheint allerdings zuweilen eine weit stärkere Mannschaft unter seinem Befehl gehabt zu haben (vgl. Ritterling, Bonn. Jahrb. 107, 126 ff.). S. 78. Ein Wort über die Militärdiplome wäre hier am Platze gewesen. S. 95. Beim senatorischen *cursus honorum* wären die konsularischen Legaten- und Curatorenstellungen noch zu erwähnen. S. 97. Daß die *praefecti praetorio* „seit Commodus als dem Kaiser gleichgeordnet“ galten, ist zuviel gesagt. S. 131. In Europa bestanden außer den angeführten Vasallenstaaten noch das bosporanische Reich und die *Alpes Cottiae*, wenn man von den zahlreichen barbarischen Staatengebilden absieht, die in mehr minder nomineller Abhängigkeit von Rom waren.

Wien. Edmund Groag.

Günther Siegm., Physische Geographie. 3. Auflage. Sammlung Göschen. 1905.

Auch in seiner Neuauflage wird das Büchlein über die wichtigsten Punkte der physischen Geographie in bester Weise orientieren. Die Textillustrationen lassen hie und da noch zu wünschen übrig.

Karl Steinmetz, Ein Vorstoß in die nordalbanischen Alpen. Mit 10 Abbildungen und einer Karte. Wien und Leipzig, Hartleben 1905. 60 SS.

Der Verf. versuchte seine im Jahre 1903 gewonnenen Kenntnisse über die Hochländergaue Oberalbaniens (vgl. diese Zeitschr. 1904, S. 1183) durch eine Reise zu vervollständigen, die ihn über den Hauptkamm nach Gusinje hätte bringen sollen. Nachdem er durch das Proniesattal und über den Stegut Zenvetpaß ins Land der Sesi vorgedrungen war, sah er sich jedoch durch die feindliche Haltung dieses Stammes genötigt, nach Süden ins Land der Sala auszuweichen, um durch das Gebiet der Nikaj, Merturi und Krasniči nach Djakova zu gelangen. Die anregende Schilderung der Reise gewährt eine lebhafte Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen die Erforschung Albaniens zu kämpfen hat.

Kirchhoff A., Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Halle a. d. S. 1905. 64 SS. Preis 1 Mk.

Die Hauptgedanken der Arbeit sind mit des Verf. eigenen Worten folgende: „Obwohl Nation und Staat sich nicht durchaus zu decken brauchen, schafft doch der Staatsgedanke Nationen. Reinblütige Nationen gibt es nirgends. Jede Nation formt sich aus Völkerbruchstücken. Die Sprache ist nur ein dermaliges Nationalmerkmal der einzelnen, nicht aber ein bündiger Beweis ihrer Abstammung. Es gibt Nationen, deren Verband außer in einem gewissen Grad von Blutsverwandtschaft nur im Gemeinbesitz einer eigenartigen Kultur beruht (kulturelle Nationen) und andere, bei denen hiezu noch die wirkungsvolle Einheitssteigerung durch den Staat tritt (Staatsnationen). Der Begriff Nationalität ist viel jünger als das Wort Nation. Er bezieht sich auf nicht politische Einheitsmerkmale. Nation ist ein absoluter, Nationalität ein relativer Begriff. Österreich ist ein Nationalitätenstaat, ein Reich ohne Nation. Ungarn ist wie das Deutsche Reich ein Nationalstaat mit einer führenden Nation."

Wien. J. Müllner.

Walter F. Wislicenus, Der Kalender in gemeinverständlicher Darstellung. Leipzig, B. G. Teubner 1905. 118 SS.

Das vorliegende 69. Bändchen der von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig unter dem Titel „Aus Natur und Geisteswelt" herausgegebenen Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen enthält das Wichtigste über die Kalenderlehre, welche einen Zweig der technischen oder historischen Chronologie bedeutet, die neben der mathematischen oder astronomischen die gesamte Chronologie umfaßt. Zum besseren Verständnisse gibt der Verf. in einem einleitenden Kapitel das Notwendigste aus der mathematischen Chronologie, indem er die Bewegung der Erde und die Zeiteinteilung in Tage und Jahre, dann Lauf des Mondes und die Monatsrechnung, also die eigentlichen Zeit

bespricht. Vom zweiten Kapitel an behandelt das Büchlein im Sinne der vorgesteckten Aufgabe alle jene Formen der Zeitrechnung, welche bei den Kulturvölkern gegenwärtig in Gebrauch sind oder vorübergehend in Gebrauch waren und zeigt deren historische Entwicklung. Das zweite Kapitel enthält daher zunächst den Kalender der Christen, den julianischen, gregorianischen und russischen Kalender und dessen Geschichte (S. 8—73). Das dritte und vierte Kapitel sind dem Kalender der Juden und Mohammedaner gewidmet (S. 73—99). Im fünften Kapitel behandelt der Verf. etwas ausführlicher den Kalender der ersten französischen Republik, die neue Jahres-, Monats- und Tageseinteilung im Vergleiche mit dem gregorianischen Kalender. Der Verf. weiß seinen Gegenstand interessant zu gestalten, indem er einerseits alles für das Verständnis des Gebildeten Notwendige besonders hervorhebt, wie z. B. die Bestimmung des Osterfestes, wodurch der Leser einen Einblick in die Ursachen der starken Beweglichkeit dieses so wichtigen Festes bekommt, anderseits überall das Verfahren angibt, um die Datumangaben der verschiedenen Kalender im gregorianischen auszudrücken. In diesem Sinne bespricht er auch in einem Schlußkapitel die gebräuchlichsten kalendariographischen Tafeln, wobei er besonders die Vorzüge der von Dr. Robert Schram herausgegebenen hervorhebt. Ein Anhang enthält die Osterdaten für die Jahre 600—2000 im julianischen und für 1583—2000 im gregorianischen Kalender.

Die durchgehends übersichtliche und sehr klare Vortragsweise des Verf. sowie die nette und handliche Ausstattung des Büchleins seitens der Verlagsbuchhandlung werden dasselbe von selbst bestens empfehlen.

Wien. Dr. Georg Wagner.

Prof. O. Th. Bürklen, Mathematische Formelsammlung. 3. Aufl. Leipzig 1904 (Sammlung Göschen), G. J. Göschenscher Verlag.

Die neuerliche Herausgabe der nunmehr auf 227 SS. angewachsenen Formelsammlung bekundet am deutlichsten die Beliebtheit, welche sich dieselbe erworben hat. Diese verdient sie denn auch wirklich, weil sie in knapper und sehr übersichtlicher Form die wichtigsten Formeln der elementaren und höheren Analysis bringt.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. K. Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1905. Preis geh. 1 Mk., geb. 2 Mk. 25 Pf.

In diesem recht interessant geschriebenen Büchlein (79. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens „Aus Natur und Geisteswelt") erhält der Leser eine Vorstellung von der Gesetzmäßigkeit, welche die ganze organische Welt beherrscht, von den Rücksichten und Anpassungen, die allein es dem einzelnen möglich machen, sein Geschlecht vor dem Aussterben zu bewahren. Kraepelin schildert die Beziehungen der Geschlechter zueinander, das Familienleben der Tiere, die Beziehungen der Individuen derselben Art zueinander, was schließlich zum Schwarm, zur Herde und Staatenbildung führt. Das Bedürfnis des Nahrungserwerbes macht ein friedliches Nebeneinander unmöglich; das Beutetier muß sich gegen das

in sich selbst, wofür namentlich Epist. I 19, 20 anzuführen ist, wo er sich rühmt, sich frei die Bahn gebrochen und nicht den Fuß in anderer Spur gesetzt zu haben, im Gegensatze zu Od. II 16, 38 f., IV 2, 31 f., wo er bescheidener von seinem Talente spricht. Zu den Stellen, an denen er sich als Schützling der Götter betrachtet (S. 8), gehört noch Od. IV 6, 29.

30. Hebenstein Julius, Gliederung der gelesensten Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Ried 1905. 19 SS.

Der Verf. zergliedert vierzehn Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos nach dem Schema: „Einleitung, Kern, Schluß“ und zerlegt jeden dieser Hauptteile wieder in Unterabteilungen. Neben die knappen und gut gewählten deutschen Schlagworte für den Inhalt jedes Abschnittes der Disposition sind immer die einschlägigen lateinischen Worte des Autors gestellt. Die Arbeit wird bei ihrem praktischen Werte manchem willkommen sein. Selbstverständlich darf der Lehrer die Disposition einer Vita nicht einfach den Schülern mitteilen, sondern muß sie während der Lektüre von ihnen allmählich erarbeiten lassen. Bei der Zerlegung der Hauptteile ist stets richtige Beschränkung gewahrt und nirgends ein Übermaß von Unterteilen geboten. In der Vita des Themistokles hätte aber c. VII, dessen inhaltliche Wiedergabe schwieriger ist, doch unter *B* untergebracht werden sollen, in der des Aristides hätte die Zertrennung von c. II, so daß in der Disposition einzelne Sätze des zweiten Kapitels erst hinter Sätzen des dritten folgen, leicht gemieden werden können.

31. Schlerka Alfred, Rückblicke auf die Demostheneslektüre. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Znaim 1905. 39 SS.

Gleichsam als Ergänzung zu Kommentaren Demosthenischer Reden, die in philologisch-historischer Richtung zerstreute Bemerkungen zu einzelnen Stellen des Autors während der Lektüre geben, bietet vorliegender Aufsatz zusammenfassende Rückblicke, wie sie am Abschlusse der Demostheneslektüre oder eines großen in sich abgeschlossenen Teiles anzustellen sind. — Wertvoller als die nach einem streng festgehaltenen Schema vorgeführten Dispositionen, die sich, abgesehen von der stilistischen Darstellung, nicht weitgehend von vorhandenen Vorarbeiten unterscheiden können, scheint mir der zweite Teil der Arbeit, welcher der Konzentration und Vertiefung gewidmet ist. Auf Grund der während des Schuljahres absolvierten Lektüre (*or. Phil.* I., *Ol.* I., III., *de pace*) wird ein Charakterbild des athenischen Volkes entworfen, Philipp und seine Politik besprochen, ferner werden die staatsmännischen Eigenschaften des Demosthenes und seine Politik beleuchtet, endlich die rhetorischen Mittel berührt, durch die er auf die Zuhörer zu wirken suchte. Die Durchführung des Themas erfolgt nicht in Form einer fortlaufenden Abhandlung, sondern wechselnde Fragen und Antworten in knapper und doch ziemlich erschöpfender Art entrollen uns ein lebendiges Bild des Unterrichtes. Diese praktische Behandlung macht den Aufsatz in methodisch-didaktischer Hinsicht einem Einblicke der Fachgenossen bei der Schullektüre des Demosthenes empfehlenswert.

Wien. Franz Kunz.

32. M. Petschar, Empirismus, Sprachgefühl und Grammatik im altklassischen Unterricht. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Klagenfurt 1903. 34 SS.

Ein gar hohes, schönes Ziel ist es, das hier dem gymnasialen Lateinunterricht (dieser wird zunächst behandelt, aber *mutatis mutandis* meint der Verf. wohl auch den Griechischunterricht, wie der Titel und mehrere Stellen andeuten) gesteckt wird, nämlich sozusagen die Verschmelzung der natürlichen (empirischen) und der künstlichen (grammatischen) Erwerbung und Weiterverwendung der Sprache, als deren Krone sodann Sprachgefühl, ausgedehnterer Betrieb der Lektüre, Gewandtheit im freien mündlichen und schriftlichen Ausdruck („der freie schriftliche Schulaufsatz schon von der II. und III. Klasse an, abwechselnd mit Kompositionen") hervorwachsen würden. Dabei ist es zumeist kein Wandeln in Utopien, sondern es muß einerseits genaue und umfangreiche Kenntnis der jetzigen Didaxis, namentlich der didaktischen Literatur, anderseits reiflich überdachte und eingehende Darlegung des Themas anerkannt werden. Im einzelnen die Gedanken des Verf. über die Vereinigung von Empirismus und Grammatik auf der Unterstufe und sodann auf der Mittel- und Oberstufe (hier nach der grammatisch-syntaktischen und stilistischen Seite, nach den vier Stufen der Lektüre, nach den etymologischen, stilistischen und sachlichen Gruppierungen, nach der freien mündlichen Reproduktion und desgleichen nach der schriftlichen) darzulegen, dürfte im Rahmen einer Anzeige kaum möglich sein; es wird daher auf die beachtenswerte Abhandlung selbst, die ja jedem Kollegen zugänglich ist, verwiesen und nur folgendes angemerkt.

Als Ganzes scheint uns der Vorschlag des Verf. nicht annehmbar; er würde nach unserer Ansicht am Massenunterricht scheitern und zwar besonders deswegen, weil der jetzigen Schülerschaft die für einen solchen Unterrichtsgang erforderliche Sammlung und Vertiefung des Geistes mangelt. Auch zwei vom Ganzen nicht abtrennbare Grundsätze sind zum mindesten höchst bedenklich, nämlich: Aufgeben des Purismus und Unterrichtsvorgang mittelst des formal-realen Kolloquiums. Desgleichen dürften Einzelheiten — die freilich fürs Ganze nicht unumgänglich nötig sind — Widerspruch finden, so die Forderung nach der Einheit des Lehrbuches für die I. und II. Klasse (die jetzige Praxis ist eben durch die schlimmen, mit einem solchen Buche gemachten Erfahrungen veranlaßt), nach einer Lektüre aus *epitome historiae sacrae* für die III. Klasse (aus religiös-didaktischen und sprachlichen Gründen bedenklich). Andere Einzelheiten aber wären sicherlich auch für die jetzige Didaxis verwendbar und der Beachtung wert, so die Forderungen nach Beschränkung der grammatischen Regeln auf das unentbehrlichste Minimum (ohne allen zerstreuenden Atomismus, gut S. 22), nach möglichstem Zurückdrängen der Vielschreiberei und ausgedehntem Betriebe des mündlichen Unterrichtes, nach Einhaltung des induktiven Prinzipes in der Grammatik („zuerst Beispiele, dann Regel"). „Eine sogleiche Korrektur" S. 31 und „die alsogleiche Verbindung" S. 25 sind nicht deutsch.

Wien. J. Rappold.

---

33. Dr. Daniel Werenka, Die Schlacht bei Mantinea am 13. Juli 362 v. Chr. (Mit Verwertung von Reiseerinnerungen). Progr. der griech.-orient. Oberrealschule in Czernowitz 1904. 10 SS.

Aus eigener Anschauung gibt der Verf. eine Beschreibung des Schlachtfeldes, wie es heute aussieht, und geht dann zur Darlegung der Ereignisse vor der Schlacht über, um hierauf die Stellung des Agesilaos und Epaminondas in der Schlacht selbst zu erörtern. Er behauptet S. 10,

Agesilaos habe sich zur Zeit der Schlacht, wenn nicht in Sparta, so doch in dessen Nähe aufgehalten, was immerhin glaublich erscheint. Das Verhalten der Thebaner verdient nach des Verf. Ansicht harten Tadel; sie zeigten keine Liebe zu ihrem gefallenen Feldherrn. Dem Epaminondas selbst werden Mängel in der Führung vorgeworfen; nach des Verf. Meinung verdient Pelopidas ein größeres Lob in der Geschichte. Das kann man dem Verf. zugestehen, nicht aber die Behauptung (S. 12), Epaminondas werde trotzdem für den größten Feldherrn seiner Zeit gehalten, weil er gebildeter war als Pelopidas. Vgl. dagegen Beloch, Griech. Gesch. II 253 f., besonders 290, der Epaminondas als einen der größten Feldherrn seiner Zeit und überhaupt aller Zeiten erklärt, dem aber der weite Blick des großen Staatsmannes fehlte. Verf. hat die ihm zu Gebote stehenden, freilich unzulänglichen Hilfsmittel benützt und wird seine Abhandlung mit Nutzen gelesen werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

34. Hermann Sander, Der Streit zwischen Bludenz und Sonnenberg über die Besteuerung des Klosters St. Peter und andere Rechte von 1686 bis 1695. Ein Beitrag zur Geschichte des Steuerwesens in Vorarlberg. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1904. 86 SS.

Wie die früheren Arbeiten des verdienstvollen Forschers enthält auch diese viele Einzelheiten aus der inneren Geschichte Vorarlbergs und in der Tat, wie der Verf. sagt, vieles Neue und Beachtenswerte aus der Geschichte des vorarlbergischen Steuerwesens und interessante Einblicke in die Kulturverhältnisse des Landes. Sie ruht auf eingehenden archivalischen Studien. Wünschenswert wäre nur eine Gliederung in mehrere Kapitel gewesen.

35. Dr. Hans Pirchegger, Geschichte der Stadt und Herrschaft Pettau im Mittelalter. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymnasiums in Pettau 1904. S. 9—35.

Diese dankenswerte, durchaus sachlich und quellenmäßig gehaltene Arbeit schließt unmittelbar die im vorigen Jahre veröffentlichten Studien und gibt ein anschauliches Bild über die Entwicklung der Stadt und Herrschaft Pettau bis in das XIV. Jahrhundert.

36. Fr. Komatar, Das städtische Archiv in Laibach. Progr. der k. k. Oberrealschule in Laibach 1904. 43 SS.

Nach einer Bemerkung über die trostlosen Archivverhältnisse in Krain, denen aber nunmehr, so weit uns bekannt ist, durch die Bestellung eines sachkundigen Fachmannes am Museum wenigstens zum Teile abgeholfen ist, gibt der Verf. eine Beschreibung des Laibacher Stadtarchivs nach folgenden Titeln: *A.* Stadt und Gemeindeverwaltung, *B.* Bürgerschaft, *C.* Kirche und Schule, *D.* Militaria, *E.* Urkunden. Ein jeder Haupttitel hat wieder Unterabteilungen, so z. B. *A.* 1. Umfang und Statistik, 2. Freiheiten und Rechte, 3. Vertretung im Lande, 4. Innere Verwaltung usw. Der dankenswerten und sachgemäßen Beschreibung läßt der Verf. 86 Urkundenauszüge aus der Zeit von 1320—1782 folgen. Die ganze Arbeit gibt einen guten Überblick über den Bestand des Laibacher Stadtarchivs.

Graz. J. Loserth.

---

37. **Moser L. K., Verzeichnis der Pflanzenarten des k. und k. Hofgartens von Miramar.** Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Triest 1903. 20 SS.

Ungefähr an der Stelle, wo Erzherzog Max, der nachmalige Kaiser von Mexiko, im Jahre 1855 eines Tages vom Windsturm und hohem Seegange genötigt wurde, an einer der nördlichsten kleineren Buchten des Golfes von Triest zu landen, entstand das Jahr darauf, nach den vom Erzherzoge selbst gegebenen Dispositionen, das kunstvolle Schloß, zu dessen Zierde am 26. März 1856 ein Park ringsherum angelegt wurde. Die Leitung des letzteren wurde zunächst Hofgärtner Laube anvertraut, der später durch andere abgelöst wurde.

Zur Bekleidung des ursprünglich felsigen Berghanges ließ der Erzherzog Bäume und Sträucher anpflanzen, welche teils in Triest, teils auf den Reisen des Prinzen angekauft worden waren; viele, namentlich die selteneren Arten wurden aus Samen, von Mexiko importiert, gezogen. Einige der in der Nähe des Schlosses vorhandenen Libanonzedern wurden von dem Prinzen und seiner erlauchten Gemahlin sowie von jeweiligen hohen Besuchern eigenhändig gepflanzt.

Das Bild des Parkes wird hauptsächlich durch die Nadelhölzer bestimmt, welche auch gelegentlich von Inspektor F. Tepper (1891) und von Direktor F. A. Vogl beschrieben wurden. „Häufig sind auch immergrüne Eichen und Lorbeer. Unter den immergrünen Sträuchern sind hauptsächlich Spindelbaum, Schneeball, Erdbeerstrauch, Weißdorn, Steinlinde und Myrte zu erwähnen." Nebstdem sind noch viele Rhododendren vom Himalaya, die stattlichen im Freien gedeihenden Kamelien, besonders starke Glycine-Stämme, und vor allem ein herrliches Exemplar der *Araucaria excelsa* hervorzuheben.

Verf. gibt, nach einer historischen Einleitung, ein systematisch geordnetes Verzeichnis „über die seit Errichtung und Ausgestaltung des Parkes und der Gartenanlagen nach und nach angebauten und kultivierten Pflanzenarten" mit Erwähnung ihres Vaterlandes. — Es sind bei vier Zenturien von Arten, darunter wohl 75 Koniferen, welche überdies auch individuell überwiegen und „durch die verschiedenen Abstufungen ihres Grüns, insbesondere von der Meeresseite aus betrachtet, einen ganz besonderen Eindruck hervorbringen".

Im Verzeichnisse ist nicht nur die spontane Flora unberücksichtigt geblieben, sondern Verf. hat auch alle der küstenländischen Vegetation eigenen Vertreter daraus weggelassen.

Triest. R. Solla.

Entgegnung.

Die im Jahrgang 1905 dieser Zeitschrift S. 1084 ff. abgedruckte, von Prof. Fr. Ingrisch in Olmütz verfaßte Anzeige meiner „Deutschen Literaturkunde" veranlaßt mich zu folgender Entgegnung:

Erstens: Der Herr Ref. schwört offenbar auf das Dogma, „Kritik" gehöre unter keiner Bedingung in die Schule. Ich nicht! Ich suche sie nicht auf, gehe ihr aber, insofern sie berechtigt und anregend ist, in den obersten Klassen auch nicht aus dem Wege und glaube mit diesem Grundsatze alle jene Fachgenossen auf meiner Seite zu haben, die sich die neuerdings auf der Tagesordnung stehende Bewegungsfreiheit im Unterrichte nach jeder Richtung hin zu wahren gesonnen sind. Vollends bedenklich und zur Abwehr herausfordernd will mir jenes Dogma scheinen, wenn es dem Lehrer oder dem Buche beispielsweise

verwehren will, Schiller im wuchtigen Herausarbeiten dramatischer Situationen als „wohl einzig dastehend“, den I. Akt der „Jungfrau v. O.“ als „Kunstwerk ersten Ranges“ zu bezeichnen und diese Bezeichnung zu begründen. Denn nicht mehr und nicht weniger besagt die dem bekannten Schillerbuche Bellermanns (II[3] 247) entnommene „Anm. 1 auf S. 116“, welche Ingrisch entfernt wissen will, während er daneben ein gutes Dutzend von Stellen, die er von seinem Standpunkte als weitaus gefährlicher betrachten sollte, unbeachtet läßt.

Zweitens: Klassische und romantische Poesie sind in der „Literaturkunde“ nur äußerlich vereinigt; ihre innere Gegensätzlichkeit ist § 198 wohl scharf genug hervorgehoben; statt der einen Periode 1780—1830 deren zwei mit der Jahrhundertwende als Einschnitt anzusetzen und so der romantischen Zeit auch nach außen hin den ihrer Bedeutung würdigen Platz anzuweisen, soll für eine etwa notwendig werdende Neuauflage Gegenstand reiflicher Überlegung werden. Daß aber der Klassizismus nur „eine besondere Erscheinung in der Aufklärung“ sei, wohlgemerkt der Aufklärung im engeren Sinne, wie sie in der Anm. zu § 142 definiert wird, vermag ich umso weniger einzusehen, wenn Ingr., der hier übrigens nur von einer „rein persönlichen Ansicht“ spricht, mit dem nicht ganz eindeutigen Ausdruck soviel als eine besondere Form oder Ausgestaltung der Aufklärung meinen sollte. Im weiteren Sinne wirkt natürlich alle echte Poesie zugleich „aufklärend“.

Drittens: Die Frage, wie der Stoff für die neueste Literatur anzuordnen sei, hat mir viel Kopfzerbrechen gemacht. Bei genauerer Beachtung des einleitenden § 221 mußte Ingr. wahrnehmen, daß die von ihm empfohlene Gruppierung nach Vilmar-Stern daselbst in den Grundzügen angedeutet ist. Sie auch weiterhin durchzuführen, schien mir aus Gründen nicht geraten, die auseinanderzusetzen hier zu weit führen würde. Auch einen eigenen Versuch habe ich nach sorgsamer Erwägung fallen lassen. Die dritte Auflage des umfangreichen Werkes von Richard M. Meyer, die an Stelle der früheren zeitlichen Einteilung nach Dezennien eine sachliche in vierundzwanzig Kapitel einsetzt, hat m. E. die Frage nicht nur nicht geklärt, sondern eher noch mehr verwirrt. Schließlich beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß es bei der schulmäßigen Behandlung der neuesten Literatur zunächst denn doch weniger auf die Vorführung von Dichtergruppen als vielmehr von Dichterindividualitäten ankomme, die richtig auszusuchen ich als meine Hauptaufgabe erachtete, und für diese — natürlich rein subjektive — Auswahl erschien mir die Anordnung nach Dichtungsarten, deren Schwächen ich selbstverständlich ebensowenig verkenne wie mein Kritiker, bis zur einwandfreien Lösung des Problems die zweckmäßigste. Innerhalb solchen Rahmens habe ich ohnehin versucht, verwandte Naturen nebeneinander zu stellen.

Viertens: Auch ich bin der Meinung, daß die Ergebnisse neuester Forschung in der Mittelschule nur mit äußerster Vorsicht zu verwerten sind, und eine im Geleitworte zur ersten Auflage angebrachte Bemerkung über „himmelstürmende Hypothesen federfertiger Germanisten unserer Tage“ hat mir mehr als einen machtlos abprallenden Hieb der Kritik eingetragen. So habe ich, um nur ein Beispiel anzuführen, die seit 1884 in unseren Schulbüchern so beliebte, aber auch so unsichere Mythendeutung bei Behandlung der Heldensage unterlassen. Was jedoch die junge Wissenschaft der Volkskunde über Wesen und Ursprung der Märchen zutage gefördert hat, ist für mich so überzeugend, daß ich von der „liebgewordenen Erklärung“ der Märchen als verblaßter oder umgestalteter Mythen und (in der zweiten Auflage) von der traditionellen Verbindung mit Mythus und Sage absehen zu müssen glaubte. Hab wir doch auch die vielleicht noch mehr anheimelnde Grimmsche H these über den Ursprung der Tiersage trotz allen Sträubens schlie über Bord werfen müssen. Der Passus über die Märchen als Queller

die Mythenbildung heißt, nebenbei bemerkt, genau, es sei wahrscheinlich, daß sie ab und zu als Quellen dienten, und in dieser Fassung halte ich ihn aufrecht.

Im übrigen bin ich dem Herrn Ref. für die wohltuende Sachlichkeit, mit der er über das Buch berichtete, zu schönstem Danke verpflichtet.

Mödling. Joh. Wiesner.

Eingesendet.

Ein Vater schreibt uns: Auf meiner Reise erhielt ich von Seite des Gymnasiums, an dem mein Sohn die V. Klasse besucht, unter der Spitzmarke „Zur Nachricht für Eltern" die Mitteilung, daß dieser wegen groben Unterschleifs fünf Stunden Karzer erhalten habe. Erschreckt unterbrach ich die Reise, um Näheres über das Vergehen meines Sohnes zu erfahren. Und siehe da, was war es? Er hatte bei einer Schularbeit abgeschrieben oder abzuschreiben versucht. — Bedarf es wirklich zur Charakterisierung dieses Schulvergehens des kriminalistischen Ausdruckes „Unterschleif"? Sollte man nicht die Sache beim richtigen Namen nennen: „wegen Abschreibens bei einer Schularbeit"? [1])

An der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin ist soeben eine „Akademische Auskunftsstelle" mit der Aufgabe eingerichtet, eine Zentrale für alle Auskünfte zu bilden, die geeignet erscheinen, den Studierenden für ihre Studienzwecke förderlich zu sein und besonders auch den ausländischen Studierenden ihren Studienaufenthalt in Berlin zu einem nutzbringenden zu gestalten. Außerdem wird sie gern bereit sein, auch anderen Personen, welche Berlin zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen, zur Erreichung ihrer Ziele die erforderlichen Auskünfte zu gewähren. Die Auskunftsstelle befindet sich im Universitätsgebäude zu ebener Erde gegenüber der Pförtnerwohnung und ist an den Wochentagen von 10—1½ Uhr vormittags und von 6½—7½ Uhr nachmittags geöffnet. In der Zeit der gesetzlichen Universitätsferien fällt der Nachmittagsdienst fort.

Die Auskunftsstelle erteilt Auskünfte sowohl auf mündliche wie auf schriftliche Anfragen. Für schriftliche Anfragen ist ein Briefkasten angebracht, der um 10 Uhr morgens und um 6 Uhr abends geleert wird.

[1]) Gewiß. Die Red.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Johann Georg von Hahn[1]).

Joh. Georg von Hahn wurde am 11. Juli 1811 zu Frankfurt a. M. geboren, als seine Vaterstadt aber bezeichnet er Homburg v. d. Höhe[2]). Denn hier hatte die Familie nach den Stürmen der Napoleonischen Zeit eine sichere und behagliche Ruhestätte gefunden. Der Vater, Philipp Hahn, stammte aus Cronberg am Taunus (geb. 4. April 1770). Im Jahre 1804 finden wir ihn als Bataillonschirurgen im Dienste seines Landesherrn Karl von Dalberg, des Erzbischofs von Mainz. Er blieb in Dalbergschen Diensten bis zum Sturz der Napoleonischen Herrschaft. Zu Anfang des Jahres 1814 wurde er vom „Generalgouverneur der Großherzogtümer Frankfurt und Würzburg, sowie des Fürstentums Isenburg“, Heinrich XIII., regierenden Fürsten zu Reuß ä. L., zum Stabsarzt ernannt. Am Ende des Jahres stand er mit demselben Rang zu Aschaffenburg in bayrischen Diensten. Nun aber schied er aus dem Militärverband und siedelte nach Homburg über. Am landgräflichen Hofe fand er augenscheinlich eine sehr gute Aufnahme. Schon am 5. November 1814 war er vom Landgrafen Friedrich V. zum Hofrat und Leibmedicus ernannt worden, am 11. November ernannte ihn auch die in Homburg lebende verwittwete Prinzessin Eleonora von Anhalt-Bernburg-Schaumburg zu ihrem Leibarzt. Am 18. August 1821 erfolgte, wohl auf Ansuchen des landgräflich-hessischen Hofes, durch den damaligen Großherzog Ludwig I. von Darmstadt die Erhebung Hahns in den Adelstand. Am 20. Oktober 1828 wurde Philipp von Hahn Geheimer Rat, am 12. Juli 1836 starb er.

---

[1]) Bearbeitung eines Vortrages, der am 24. März 1905 im Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Homburg v. d. H. gehalten worden ist.

[2]) Briefband S. 72. Vgl. das Verzeichnis der Quellen am Schl[illegible] Artikels.

Philipp von Hahn hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Georg, war bei dem Tode des Vaters bereits in Griechenland. Die Erziehung des jüngeren, Friedrich (geb. am 7. Juni 1823), fiel der Mutter zu. Gleich dem älteren Bruder widmete er sich der juristischen Laufbahn. Als Professor in Jena und später als Rat am Reichsoberhandelsgericht, sowie am Reichsgericht zu Leipzig hat er sich einen geachteten Namen erworben. In seinem Hause zu Jena starb die Mutter (1862) und der unvermählt gebliebene Bruder (1869).

Der Name dieses älteren Bruders, Georg von Hahn, ist mit der Geschichte des Königreichs Griechenland und mit den griechischen Studien eng verknüpft. Aber wir dürfen nicht denken, daß sich Hahn schon in den Universitätsjahren mit Feuereifer diesen Arbeiten hingegeben hätte. Er studierte, nachdem er von 1823—1828 das Gymnasium zu Mainz besucht hatte, von 1828 bis 1832 in Giessen und Heidelberg die Rechte. Ob er aber schon hier an seinen zukünftigen Lebensberuf und die literarischen Interessen seiner Mannesjahre gedacht hat, ist mehr als zweifelhaft. Dagegen beseelte ihn wohl schon jetzt der Drang, die Welt zu sehen und über die engen Verhältnisse der kleinen Vaterstadt hinauszuwachsen. Nach der Promotion verlebte er den Winter 1832 bis 1833 in Paris. Das Leben in der Weltstadt machte großen Eindruck auf ihn. Noch in die Einsamkeit Griechenlands begleiteten ihn Erinnerungen des hauptstädtischen Glanzes. Bilder, die er in der Großen Oper gesehen, regten ihn zu Vergleichen mit der ihn umgebenden Natur, mit dem griechischen Volksleben an.

Was Hahn zum Eintritt in den griechischen Staatsdienst bewog, mag ein zufälliger Umstand gewesen sein. Im Oktober 1832 war in München durch König Ludwig I. die Regentschaft für seinen jugendlichen Sohn, den neuerwählten König Otto von Griechenland, ernannt worden. Diese Regentschaft richtete sich vorläufig in München häuslich ein und zog junge, für den Staatsdienst taugliche Leute an sich. In erster Linie wurden hierbei Bayern berücksichtigt. Aber es gelang wohl auch den Angehörigen anderer deutscher Staaten, durch Empfehlungen hochgestellter Personen Fühlung mit den Mitgliedern der Regentschaft zu gewinnen [1]. Hahn hat augenscheinlich diese Herren in Deutschland nicht mehr kennen gelernt. Dagegen gewann er Zugang bei Thiersch, den er wohl im Herbst 1833 in München aufgesucht hat. Man mochte ihm günstige Aussichten eröffnen, und so entschloß er sich im Winter 1833—1834 zur Reise nach Griechenland. Über München,

---

[1]) Für Hahn ergaben sich vielleicht Beziehungen durch die Mutter, Elisabeth Zucker aus Regensburg. Jedenfalls aber hat sich der landgräfliche und vielleicht auch der großherzogliche Hof zu Darmstadt für ihn bemüht. Die damalige Erbgroßherzogin Mathilde war eine Tochter König Ludwigs I. von Bayern. In seinen Briefen erwähnt Hahn Empfehlungen des Königs von Bayern und des Grafen Pappenheim (Briefband S. 39).

Wien und Graz ging es nach Triest. Hier schiffte er sich mit einer Expedition geworbener Soldaten, die unter bayrischen Führern standen[1]), am 8. Februar 1834 auf einem griechischen Schiffe ein. Ende des Monats landete man in Patras, und von hier eilte Hahn ohne Aufenthalt zu Lande nach Nauplia. Am 1. März kam er in der damaligen Hauptstadt des Königreiches an. Hier stellte er sich umgehend bei den Mitgliedern der Regentschaft, an die er Empfehlungsschreiben besaß — es waren der Präsident Graf Armannsberg und der Staatsrat Konrad v. Maurer — sowie beim damaligen Justiz- und Unterrichtsminister Konstantin Schinas[2]) vor. Man nahm ihn aufs liebenswürdigste auf. Trotzdem Hahn noch keine 23 Jahre zählte, wies man ihm bald eine nicht unbedeutende amtliche Tätigkeit zu. Zunächst wurde er unentgeltlich im Justizministerium beschäftigt und mit der Übersetzung „der Verbesserungen des französischen Handelsgesetzbuches“ — wohl aus dem Französischen ins Deutsche — beauftragt. Sodann übergab man ihm die Ausarbeitung des Tarifes für die Kosten des Kriminalverfahrens und, da diese zur Zufriedenheit ausgefallen war, auch die des Tarifes für die Zivilprozeßkosten. Inzwischen aber war in der amtlichen Stellung Hahns eine wichtige Änderung eingetreten. Er war zum Kriminalrichter an dem Gerichtshofe zweiter Instanz zu Nauplia ernannt worden[3]). Diese Ernennung riß ihn mit einem Schlage in das Parteigetriebe des Landes. Es wurde damals vor dem Kriminalgerichte von Nauplia der Prozeß gegen den alten Freiheitshelden Theodor Kolokotronis und dessen Schwiegersohn Plaputas verhandelt. Bekanntlich hatte der alte Kolokotronis im Vertrauen auf die Unterstützung Rußlands und wohl im geheimen Einvernehmen mit dem Grafen Armannsberg eine Bewegung begonnen, die mit der Beseitigung der dem Präsidenten unbequemen Mitglieder der Regentschaft, vor allem des Staatsrates v. Maurer enden sollte. Allein Maurer erfuhr von der Unternehmung. Kolokotronis und Plaputas wurden in der Nacht vom 18. zum 19. September 1833 ergriffen und in die Kerker der Festung Itsch-Kale gebracht. Hier wurden sie mehrere Monate gefangen gehalten. Im Frühjahr 1834 kam es zum Prozeß. Dieser endete mit einer schweren moralischen Niederlage der Partei Maurers. Denn der Präsident des Gerichtshofes, Polizoïdis, und ein Richter, Tertsetis, weigerten sich, das Urteil zu unterschreiben. Man konnte sie nur, u. zw. unter Anwendung von Waffengewalt, dazu zwingen, die Verlesung des Urteiles mitanzuhören. Dann ließ sie Maurer absetzen und die Anklage wegen Verletzung der Amtspflicht erheben. In die Stelle des abgesetzten Richters aber wurde Hahn berufen.

---

[1]) „Die Mannschaft ist aus allen Weltgegenden zusammengeschneit und mit wenigen Ausnahmen Auswurf.“ (Briefband S. 14.)

[2]) Schinas war in Deutschland und Paris gebildet und heiratete damals die Tochter Savignys; s. Briefband S. 40 und 85.

[3]) Briefband S. 46, 50 u. 57.

Man sieht, es war ein Danaergeschenk. Der junge Hahn mußte denn auch bald empfinden, wie er vom Haß der Gegenpartei verfolgt wurde. Den Grund dieses Hasses konnte er sich — ein Zeichen seiner jugendlichen Unerfahrenheit — durchaus nicht erklären. Doch sollte ihm gerade seine politische Unschuld zum Vorteil dienen. Maurers Sieg über Armannsberg hatte keine lange Dauer. Da er sich gleichzeitig mit dem englischen Ministerresidenten Dawkins verfeindet und außerdem in der Regentschaftssitzung vom 2. Mai 1834 den Präsidenten in der plumpsten Weise angegriffen hatte, so erfolgte Ende Juli von München aus seine Abberufung. Mit ihm fielen seine Freunde. Dazu gehörte auch der Ministerialrat Dr. Geib. An dessen Stelle aber wurde, wohl durch den Einfluß des Grafen Armannsberg, Georg v. Hahn berufen [1]).

Unser junger Freund konnte mit der Wendung sehr zufrieden sein. War er doch aus der gehässigen Stellung, die ihm Maurer verschafft hatte, befreit und im Justizministerium in eine ruhigere Tätigkeit versetzt worden. Trotzdem fühlte er sich auf die Dauer in seiner Stellung nicht wohl. Er sehnte sich in die richterliche Tätigkeit zurück und wünschte am liebsten in der Provinz angestellt zu werden. Es ist das ein ehrendes Zeugnis für Hahns Charakter. Auch er war nach Griechenland gekommen, um eine Anstellung zu gewinnen. Aber es war doch noch mehr, was ihn dorthin getrieben hatte. Der wissenschaftliche Zug in seinem Wesen tritt mehr und mehr hervor. Der Drang, die Welt zu sehen, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, entwickelte sich allmählich zum Forschungstrieb. Diesem Trieb aber glaubte er am Sitze der Regierung nicht nachkommen zu können. Es waren „zu viel Deutsche" um ihn, als daß er die griechische Sprache und griechisches Wesen hätte gründlich kennen lernen können.

Man mochte an leitender Stelle mit Hahns Wünschen bekannt sein und hat sie verhältnismäßig rasch erfüllt. Vorher aber mußte er den Umzug des Hofes und des ganzen Regierungsapparates von Nauplia nach Athen mitmachen. Es war das keine Annehmlichkeit. Noch unangenehmer aber wurden die Angriffe, die der junge Deutsche von griechischer Seite von neuem erfahren mußte. Gewiß war das eine Nachwirkung der unangenehmen Stellung, in die ihn Maurer am Kriminalgericht von Nauplia versetzt hatte. Daneben aber spielte der Fremdenhaß mit, durch den die Griechen selbst ihre besten Freunde gekränkt haben. Man verlangte von Hahn, daß er gleich allen denen, die noch nicht im griechischen Staatsdienst angestellt waren, vor einer Kommission seine Kenntnis der griechischen Sprache nachweise [2]). Allein Hahn war bereits an-

[1]) Er behielt Stellung und Gehalt eines Richters und wurde nur mit den Funktionen eines Ministerialrates betraut (Briefband S. 58).

[2]) Bei seiner Ankunft in Griechenland hatte Hahn nach seinem eigenen Geständnis keine bedeutende Kenntnis des Altgriechischen, mit dem Neugriechischen aber war er völlig unbekannt. Später beherrschte er das Neugriechische wie seine Muttersprache (Albanesische Studien II, S. VI).

gestellt. Immerhin mußte er an die Regentschaft appellieren, um sich in seinem Amte behaupten zu können.

So war es eine Erlösung aus unerquicklichen Zuständen, als Hahn durch die Ernennung zum Beisitzer am Appellationsgericht von Tripolitza[1]) der langersehnte Aufenthalt in der Provinz zuteil wurde. Auch gesundheitlich war diese Versetzung von Vorteil. Der junge Mann hatte sich in Nauplia ein Fieber geholt, das ihn im September 1834, noch vor der Übersiedelung des Hofes, der Luftveränderung wegen zu einer vierzehntägigen Reise nach Athen veranlaßte. Diese Reise hatte ihre Wirkung getan. Allein die Rückkehr in das Parteitreiben von Nauplia und die Mühseligkeiten des Umzuges nach Athen hatten nicht günstig auf Hahns leiblichen und geistigen Zustand eingewirkt. So nahm er gern nach wenigen Wochen von der neuen Hauptstadt Abschied und reiste noch im Februar 1835 nach seinem Bestimmungsort. Er kam zu einer günstigen Jahreszeit dort an. Der griechische Frühling entfaltete bald seine Pracht. Dazu kam die gastliche Aufnahme der noch nicht vom hauptstädtischen Getriebe verwirrten Bewohner der Provinzialstadt. Hahn begann sich hier bald heimisch zu fühlen. Damit hängt es zusammen, wenn sich seine geistigen Anlagen mehr und mehr zu entwickeln begannen. Man kann sagen, daß der Aufenthalt in Tripolitza den Grund zu seiner späteren amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit gelegt hat. Hahns Fähigkeiten wiesen ihn auf Folklore und Nationalökonomie. Das letztere könnte überraschen. Denn wenn wir dem Vater glauben wollen, so war des Sohnes Befähigung für die Praxis der Geschäfte nicht groß[2]). Allein man weiß, daß tiefgründige wirtschaftliche Kenntnisse mit praktischer Befähigung nicht verbunden sein müssen. Jedenfalls begann Hahn in Tripolitza diesen Dingen sein Interesse zu schenken. Beim Vater fand er dabei das liebevollste Verständnis. Auf seine Anregung hin hatte er schon in Nauplia eine kleine Abhandlung über den griechischen Ackerbau verfaßt[3]). Jetzt setzte er diese Studien fort[4]). Daneben suchte er die Sprache gründlich zu erlernen, und bald hatte er es so weit gebracht, daß er mit seinem

---

[1]) Seiner Jugend wegen wurde er nur Beisitzer, doch behielt er Funktionen und Gehalt eines Richters (2400 Drachmen = 1000 fl. jährlich; s. Briefband S. 50, 55 und 115).

[2]) Briefband S. 206. Georg v. Hahn verwahrt sich der Mutter gegenüber gegen diese Ansicht des Vaters. Doch bürgen mir Lebensgang und geschäftliche Erfolge des alten Geheimrates für die Richtigkeit seiner Ansicht.

[3]) Briefband S. 76 ff.

[4]) Zu dem Zwecke ließ er sich Bücher aus Deutschland kommen. Es ist bemerkenswert, daß unter diesen Zachariaes „40 Bücher vom Staat“ von den Österreichern in Venedig als verboten konfisziert und erst auf die Reklamation des Spediteurs hin als Durchgangsware freigeg[illegible] wurden (Briefband S. 175).

Freunde, dem Grafen Tattenbach[1]), sich fast nur auf Griechisch unterhielt. Überhaupt suchte er immer tiefer in das Wesen des griechischen Volkes einzudringen, und so achtete er auf seine Lebensweise, seine Sitten und Gebräuche. Vom griechischen Osterfest, von den Fasten, von den türkischen Bädern, vom Verlöbnis und Hochzeit, vom Aberglauben, von der Art der Griechen zu sprechen und sich zu geben, hat er in seinen Briefen den Eltern erzählt und manch treffende Bemerkung eingeflochten. Schon waren ihm die Volksmärchen aufgefallen[2]). Auch die Geschichte des Landes begann allmählich Interesse für ihn zu gewinnen. Dabei hatte er freilich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn die Kenntnis, die der junge Hahn vom klassischen Altertum besaß, war nicht groß[3]), seine Unkenntnis der mittelalterlichen Geschichte Griechenlands — darin waren ihm allerdings wohl die meisten Zeitgenossen gleich — erstaunlich[4]). In diesem letzten Punkte ist er jedoch im Laufe seines Lebens — dank seinen wirtschaftlichen und folkloristischen Studien — erheblich vorwärtsgedrungen. Dagegen blieb er auf dem ersten Gebiete zeitlebens Dilettant. Dilettant freilich auch im guten Sinne des Wortes. Denn er brachte, je länger er in Griechenland weilte, dem klassischen Altertum immer größere

[1]) Der Graf Tattenbach war zunächst Richter am Appellationsgericht zu Chalkis, dann wurde er nach Mystras und schließlich zu Hahns Freude nach Tripolitza versetzt. Die beiden lebten eine Zeitlang in einer gemeinsamen Wohnung.

[2]) Noch wichtiger ist, daß er schon jetzt auf diesem Gebiete seinen kritisch sichtenden Sinn betätigte. Er schreibt am 30. Oktober 1835 von Tripolitza: „Ich habe mir schon manches Märchen erzählen lassen; es sind aber meist unsinnig verstümmelte Stücke aus 1001 Nacht, und die wenigen, die etwas nationalere Farbe tragen, sind so verrückt und dabei so nichtssagend und unbedeutend, daß ich noch keines der Aufzeichnung wert gehalten habe" (Briefband S. 167).

[3]) Das beweisen die Schilderungen der von ihm besuchten klassischen Stätten. Bezeichnend für seine Art, die Antike zu betrachten, ist folgende Bemerkung: „Es ist ein eigenes Gefühl, die Orte endlich in Wirklichkeit zu erblicken, zu welchen sich unsere Phantasie schon von Jugend auf so gerne hinträumte. Denn wenn auch ihre unmittelbare Anschauung den goldenen Zauberschein, mit welchem sie jene umgeben hatte, verschwinden macht, so gewährt doch die aus ihr hervorgehende spezielle Erkenntnis die allseitigste Befriedigung, welche ich wenigstens jederzeit gerne jenem unbestimmten Scheinbilde vorziehe." So schreibt er von Athen (Briefband S. 95) und von Korinth (ebenda S. 201), wo er die Überreste des von den Griechen zerstörten Palastes Kiamil Beys bewunderte: „Ich bin lange in seinen Trümmern umhergegangen, da sie mich mehr anzogen, als jene Säulen" — die bekannten sieben dorischen Säulen des altgriechischen Tempels — „sie sind noch jun[illegible] einem Volke an, von welchem die einzelnen, die sie zul[illegible] wenn sie nicht gewaltsam vertilgt und verdrängt werde[illegible] mit Recht oder Unrecht, gleichviel — jetzt noch hier lebe[illegible] Rücksicht spricht mehr zum Herzen als jene Steinreste, [illegible] Zeit jede besondere Beziehung gewischt hat und bei de[illegible] als die Bewunderung ihres Ebenmaßes übrig bleibt."

[4]) Man vgl. vor allem die Bemerkungen S. 159 des [illegible]

Liebe entgegen. Manche seiner Schriften sind Zeugnis von dem heißen Bemühen, mit dem er in die Literatur und in die Kunstwerke der Alten einzudringen suchte. Freilich war diesen Arbeiten ein durchgreifender und dauernder Erfolg versagt. Naturanlage und Studiengang wiesen den jungen Gelehrten auf ein anderes Feld, auf dem er, weil es seltener angebaut wird, umso schönere Erfolge zu verzeichnen hatte.

Der Aufenthalt in Tripolitza dauerte fast $1\frac{3}{4}$ Jahre. Da wurde im Hochsommer 1836 das Appellationsgericht von Tripolitza nach Nauplia verlegt und damit auch Hahn an den Ort seiner ersten amtlichen Tätigkeit zurückversetzt. Er nahm die Nachricht ziemlich gleichmütig auf. Wie es scheint, war er schon derart in Griechenland eingewöhnt, daß ein Wechsel von Klima und Lebensweise nichts Schreckhaftes mehr für ihn besaß. Überhaupt begannen die Bande, die ihn an die Heimat fesselten, sich allmählich zu lockern. Am 12. Juli 1836 war der Vater gestorben, damit derjenige, der den Studien des Sohnes das meiste Verständnis entgegengebracht hatte. Wir können bemerken, daß die Briefe von diesem Augenblicke an in ihrem inneren Gehalt nachlassen. Schließlich brechen die Abschriften in unserem Briefband ab [1], und wir sind von nun an auf dürftige Notizen angewiesen. Es scheint, daß Hahn noch im Jahre 1837 an das Appellationsgericht von Chalkis versetzt worden ist. Ob es auf seinen Wunsch hin geschah, wissen wir nicht. Immerhin dürfte er mit der Veränderung nicht unzufrieden gewesen sein. Denn sie brachte wohl die endgiltige Ernennung zum Appellationsgerichtsrat — bis dahin war er ja nur Beisitzer gewesen, wenn auch mit den Funktionen und dem Gehalte eines Richters. Vor allem aber brachte die Versetzung größere Stabilität in Hahns Lebensverhältnisse, und das war ihm umso wichtiger, als er sich schon längere Zeit neben seinem Amte mit dem Gedanken einer privaten Unternehmung trug [2]. Mit richtigem Blicke hatte er als wertvollsten Ausfuhrartikel Griechenlands die Korinthe erkannt. Er erwog daher den Plan, mit dem vom Vater ererbten Vermögen und mit Unterstützung der Mutter Grundstücke in Griechenland zu erwerben und darauf, sei es auf dem Wege des Halbbaues oder durch Taglöhner, den Korinthenbau zu beginnen. Auf Euböa aber bot sich hierzu Gelegenheit, und so hat denn Hahn während der nächsten sechs Jahre, die er in Chalkis zubrachte, neben seinem Berufe sich der Ausführung dieses Lieblingsplanes gewidmet.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie weit unser junger Richter und Gutsbesitzer — er war damals 26—32 Jahre alt — geschäftliche Erfolge zu verzeichnen hatte. Jedenfalls aber hatte

---

[1]) Mit zwei undatierten Briefen, die augenscheinlich in Nauplia geschrieben sind und der ersten Hälfte des Jahres 1837 angehören.

[2]) Briefband S. 207 ff.

diese Tätigkeit das Gute, daß sie Hahn immer tiefer in die wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse Griechenlands einführte. Es war gewissermaßen die Fortsetzung der in Tripolitza so glücklich begonnenen praktischen Studien, zu der der Aufenthalt in Chalkis die Anregung bot. Wir werden es daher begreiflich finden, wenn die Keime, die im Peloponnes zu sprossen begonnen hatten, sich auf Euböa kräftig weiter entwickelten. Freilich waren sie noch nicht so weit gediehen, daß sie Hahn zur literarischen Verarbeitung seiner Forschungen getrieben hätten. Die einzige Schrift, die er in dieser Zeit verfaßt hat, ist augenscheinlich rein praktischen Bedürfnissen des Amtes entsprungen. Es ist die in griechischer Sprache geschriebene „Synoptische Darstellung der Zwangsvollstreckung“[1]. Diese Arbeit aber verrät durchaus keine tiefergehenden rechtsgeschichtlichen Studien. Es ist eine tabellarische Übersicht über die in Maurers Gesetzbüchern enthaltenen Bestimmungen unter sekundärer Herbeiziehung einiger späteren Verordnungen und der Vorschriften des Code Napoléon.

Man sollte meinen, daß Hahn auf Euböa den Grund zu einer Publikation gelegt habe, die seinen Namen wohl am meisten in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Ich denke an die Sammlung der griechischen und albanesischen Märchen. Allein es ist nicht so. Er selbst erzählt uns darüber folgendes[2]: „Der Verfasser lebt seit 27 Jahren in der Levante“ — so schrieb er im Jahre 1864 — „und stand namentlich während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Euböa als Richter und Gutsbesitzer in dem innigsten Verkehr mit dem griechischen Bauer. Er aß und trank, jagte und reiste mit ihm und schlief oft wochenlang in seinen Hütten und Hürden; er verbrachte gar manchen Abend in griechischen, albanesischen, bulgarischen Chans, mit andern Reisenden am gemeinsamen Feuer gelagert, gar manchen Tag auf kleinen, mit Menschen vollgepfropften Küstenfahrern, und dennoch kam er trotz aller dieser verschiedenartigen Berührungen niemals in die Lage, auch nur ein einziges Märchen zu hören.“

Der Grund lag in der Scheu der Männer, sich durch Märchenerzählen lächerlich zu machen. Es bedurfte erst anderer Mittel, um sich in Besitz des Märchenschatzes zu setzen. Das aber führt uns auf eine wichtige Veränderung in Hahns äußeren Lebensverhältnissen. Die Revolution vom September 1843 sollte auch für ihn verhängnisvoll werden. Gleich den anderen Fremden, die nicht zu den ältesten Philhellenen zählten, mußte er aus dem Staatsdienst scheiden. Er zog sich nach Athen zurück und hat dort die nächsten Jahre als Privatmann zugebracht.

[1]) Ein Exemplar dieser augenscheinlich seltenen Schrift findet sich in der Stadtbibliothek zu Homburg, wohin sie nebst den meisten anderen Schriften Georg von Hahns durch Geschenk Friedrich von Hahns gekommen ist.

[2]) Griechische und albanesische Märchen, I, S. 11.

Augenscheinlich war er in Griechenland schon zu fest eingewurzelt, als daß er an eine dauernde Rückkehr in die Heimat hätte denken mögen[1]). Es mußte ihm darauf ankommen, im Orient eine Stellung zu finden, in der er seine bisher gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse verwerten konnte. Sein Lebensgang selbst wies ihn auf die konsulare Laufbahn. Allein es war nicht so leicht, in diese hineinzukommen. Sicherlich hat er seine mannigfachen Beziehungen benutzt, um zum Ziele zu kommen. Schon in den ersten Tagen seines griechischen Aufenthaltes war er durch die Prinzessin Wilhelm von Preußen[2]) dem preußischen Gesandten, Grafen Lusi, empfohlen worden. Durch diese Verbindungen gelang es ihm wohl, nach seiner Verabschiedung aus dem griechischen Staatsdienst vorübergehend mit der Verwaltung des preußischen Konsulates betraut zu werden[3]). Allein es entwickelte sich daraus kein dauerndes Verhältnis. Erst die Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Prokesch-Osten, dem österreichischen Gesandten, brachte Hahn an das ersehnte Ziel. Auch die Beziehungen zu diesem Diplomaten waren gleich nach der Ankunft Hahns in Griechenland angeknüpft worden[4]), und es scheint, daß Herr v. Prokesch die Fähigkeiten des jungen Juristen und Nationalökonomen voll erkannt hat. Jedenfalls hatte Hahn es ihm hauptsächlich zu danken, wenn er im Jahre 1847 — vier Jahre hatte er also in Athen privatisiert — zum österreichischen Konsul für Südalbanien mit dem Sitz in Jannina ernannt wurde. Georg v. Hahn hat seinen Dank dadurch abgestattet, daß er seinem Gönner sein wissenschaftliches Hauptwerk, die Albanesischen Studien, gewidmet hat.

Den Grund zu diesem Werke hat Hahn natürlich in Jannina gelegt. Dieser Aufenthalt wurde für sein Leben überhaupt epochemachend. Hier begann er zuerst mit der systematischen Sammlung der Volksmärchen, hier erlernte er das albanesische Idiom, hier fing er an, mit der bestimmten Absicht literarischer Produktion, sich in Geschichte, Sage, Geographie und Wirtschaftsleben der Balkanhalbinsel zu vertiefen. Freilich war Jannina nicht der Ort,

---

[1]) Im Sommer und Herbst 1841, noch vor der Revolution, hatte er seine Angehörigen in Homburg besucht (Mitteilung von Georg Hamel; s. unten das Quellenverzeichnis). Auch später war er mehrfach in Deutschland (s. Albanesische Studien I S. VII und briefliche Mitteilungen der Frau Angelica v. Hahn an den Verfasser).

[2]) Marianne, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg. Sie hing bekanntlich sehr an ihrer Heimat. Ihr Sohn, Prinz Adalbert, der spätere Admiral der deutschen Flotte, war Hahns Spielkamerad gewesen (s. Briefband S. 113). Für Marianne vgl. man die Publikation ihrer Briefe von E. Dröscher (Mitteil. des Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde [illegible] burg v. d. H., VIII. Heft, 1904).

[3]) Friedrich v. Hahn in der Allg. D. Biographie, X [illegible]

[4]) Auch mit Lord Lyons, dem englischen Minister[illegible] Athen, hatte Hahn seinerzeit durch Vermittlung der Landgr[illegible] Tochter Georgs III. von Großbritannien, in Verbindung zu tr[illegible] (s. Briefband S. 197).

um eine größere Publikation ins Werk zu setzen. Hierzu bedurfte unser junger Gelehrter — Hahn war 36 Jahre alt, als ihm das Konsulat für Südalbanien übertragen wurde — eines Aufenthaltsortes, der ihn wieder in engere Berührung mit der Kulturwelt brachte. Diese Wohltat wurde ihm im Jahre 1851 durch die Versetzung auf die Insel Syra als Konsul für das östliche Griechenland zuteil. In dieser Stellung hat er bis an sein Lebensende ausgehalten. Von hier aus sind alle seine bedeutenderen Werke erschienen. Hier hat er sich augenscheinlich überaus wohl und zufrieden gefühlt[1]).

Sein Leben floß von jetzt an gleichmäßig dahin. Er erlebte die Genugtuung, daß seine vorgesetzte Behörde seine amtliche Tätigkeit zu schätzen wußte, daß seine mannigfachen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Anregungen in Wien ein geneigtes Ohr fanden. Er hatte sich die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel zum Lebensziele gesetzt. Manchen Gedanken hat er in Erscheinung treten sehen, bei anderen kann er sich rühmen, sie zuerst geäußert zu haben. Wir werden auf diese Dinge bei Besprechung der Werke Hahns noch einmal zurückkommen müssen. Vorläufig mag uns die Feststellung genügen, daß seine besten Schriften eben der praktischen Tätigkeit entsprungen sind.

Im Frühjahr 1869 wurde Hahn von der österreichischen Regierung zum Generalkonsul für das ganze Albanien ernannt. Damit sollte er in einer höheren Stellung auf das Feld amtlicher Tätigkeit zurückversetzt werden, dem er seine ersten großen literarischen Erfolge verdankte. Aber der Abschied von Syra wurde ihm schwer. Dort hatte er sich eingewöhnt. Schon mehrfach hatte er Berufungen in andere Posten ausgeschlagen[2]). Dazu war seine Gesundheit erschüttert[3]). Dennoch ging er auf das Anerbieten ein. Vorher unternahm er eine Erholungsreise zu den Verwandten in Deutschland. Da ist er im Hause des Bruders zu Jena am 23. September 1869 gestorben. Er war nur 58 Jahre alt geworden.

---

[1]) Syra lag doch nicht derart abseits von allem Verkehr, daß Hahn nicht in mannigfache Beziehungen zu anderen Gelehrten hätte treten können. Mit Athen war er in beständiger Verbindung. Der Direktor der dortigen Sternwarte, Hr. Julius Schmidt, unterstützte ihn vielfach bei seinen wissenschaftlichen Unternehmungen. Mit George Finlay war er in Freundschaft verbunden. Karl Hopf hat ihn auf seiner großen Studienreise in den Jahren 1862—1863 mehrfach besucht. Ein Resultat dieser Beziehungen war der Artikel „Beiträge zur Geschichte von Mittelalbanien“ in der „Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar“, 3. Abteilung, 1. Abschnitt.

[2]) Friedrich von Hahn in der Allg. D. Biographie, X S. 369. Deshalb hatte man ihm wohl schon in Syra den Titel eines Generalkonsuls verliehen; auch besaß er die 3. Klasse des Ordens der eisernen Krone.

[3]) Schon in der Vorrede zu den Albanesischen Studien [illegible] die von Ostern 1853 datiert ist, klagt er über schwere körperli

Betrachten wir die literarische Tätigkeit Hahns, so werden wir mit dem Hauptwerk, den Albanesischen Studien, beginnen müssen. Das Buch erschien im Jahre 1854 von Syra aus und zerfällt in drei Hefte, von denen das erste eine Landeskunde Albaniens, das zweite Beiträge zu einer Grammatik des toskischen Dialektes und albanesische Sprachproben, das dritte ein Lexikon enthält. Das Werk erregte außerordentliches Aufsehen. Den Grund hiefür werden wir weniger auf der linguistischen als auf der folkloristischen Seite der Arbeit erkennen müssen. Denn auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft war Hahn Laie; das wußte er selbst, und so lehnte er es ausdrücklich ab, seine Sammlungen sprachvergleichend zu verwerten. Immerhin ist es erstaunlich, welche Fülle von Material der Verf. zusammengebracht hat, und wir werden dabei nicht nur seine Fähigkeit, sich in eine ihm fremde Wissenschaft einzuarbeiten, sondern vor allem seinen außerordentlichen Fleiß bewundern müssen. Denn es ist bezeichnend, daß Hahn nicht im täglichen Verkehr, gleichsam spielend, sich die Kenntnis des albanesischen Idioms aneignen konnte, sondern dazu eines Lehrers bedurfte oder, wie er selbst sagt, die Sprache „theoretisch" erlernen mußte. Denn die Stadt Jannina ist griechisch und bot nur wenig Gelegenheit, das Albanesische zu hören. So war der Forscher, von Beobachtungen auf Reisen abgesehen, in der Hauptsache auf seinen Lehrer angewiesen. Dazu kam eine zweite Schwierigkeit. Die einzige bedeutendere Arbeit über die albanesische Sprache, die Hahn zur Verfügung stand, war die Wörtersammlung des Ritters von Xylander. Eine Grammatik besaß er nicht, und so blieb ihm nichts übrig, als mit ausdauernder Zähigkeit allmählich selbstständig in den Bau der Sprache einzudringen, die Regeln über Formenlehre und Syntax selbst zu entwerfen. Wie weit er bei diesen Studien fehlgegriffen hat, bleibt dem Urteil der Linguisten überlassen[1]. Daß ihm aber Fehler untergelaufen sind, möge ein praktisches Beispiel beweisen. Hahn war mit einem merkwürdigen nationalen Alphabet bekannt geworden, dessen sich verschiedene Leute in Elbassan und Berat bedienten. Diesem Alphabet widmete er eine besondere Untersuchung[2] und er kam zu dem Schlusse, daß darin uralte Überlieferung und Verwandtschaft mit dem phönikischen Alphabet zu erkennen sei. Heute wissen wir, daß davon keine Rede sein kann, sondern daß der von Hahn erwähnte Lehrer Theodor, der zu Ende des 18. Jahrhunderts in Elbassan lebte, einfach der Erfinder dieser merkwürdigen Schrift ist.

Die Schlußfolgerungen, die Hahn in dieser Arbeit [illegible] hat, sind für seine ganze Arbeitsweise charakteristisch[illegible]

---

[1] Für die Beurteilung dieser Dinge kommen in [illegible] Arbeiten von Gustav Meyer und Karl Pauli in Betracht. [illegible] Wintersemester hat auch Prof. Thumb in Marburg [illegible] Grammatik gelesen.

[2] S. unten das Verzeichnis der Schriften.

begabte Mann besaß nicht nur eine außerordentliche Fähigkeit zu exakter Beobachtung, sondern merkwürdigerweise gleichzeitig einen Hang zu grübelnder Konstruktion. Vielleicht hängt das mit einem Umstand zusammen, der Hahns wissenschaftliche Tätigkeit überhaupt erschweren mußte. Ich meine den Mangel einer ausreichenden Bibliothek. Hahn mußte sich sowohl in Jannina als auf Syra mit dem Wenigen begnügen, was seine eigene Büchersammlung bot. Die Reisen nach Athen und Deutschland konnten die regelmäßige Benutzung einer wissenschaftlich geleiteten Bibliothek nicht ersetzen, und so fehlte das notwendige Korrektiv beständiger Vergleichung der vorhandenen Literatur, wodurch allein er vor dem Hineinspinnen in manche Irrgänge hätte bewahrt worden können.

Diese Neigung zum Konstruieren tritt am stärksten hervor, wo Hahn bei seinen Arbeiten auf die Antike zu sprechen kommt. Es gilt das auch von den Albanesischen Studien, obwohl dem Verf. hier eine gewisse Vorsicht nicht abzusprechen ist[1]. Dagegen ist diese merkwürdige Neigung denjenigen Schriften geradezu verhängnisvoll geworden, die der Verf. ausschließlich philologischen oder archäologischen Fragen gewidmet hat. Es kommen hier drei Abhandlungen in Betracht: 1. Die „Aphorismen über den Bau der auf uns gekommenen Ausgaben der Ilias und Odyssee", 2. Die „Proben homerischer Arithmetik"[2] und 3. Die „Motive der jonischen Säule". Die Resultate sämtlicher drei Arbeiten muß man wohl als verfehlt betrachten.

Die beiden ersten Schriften gehören zusammen; die zweite ist bestimmt, die in der ersten entwickelten Ideen fortzuführen und weiter auszubilden. Der Gedanke zu diesen Arbeiten war Hahn gekommen, als er bei einer Lektüre Homers sich über die sog. Chronologie klar zu werden suchte. Diese wollte er bis ins einzelne berechnen. Dabei ging er von der bedenklichen Grundidee aus, daß der Dichter oder doch der Redaktor der homerischen Gedichte eine bis ins einzelne durchgeführte Chronologie seinem Werke zugrunde gelegt haben müsse, daß demnach jeder chronologische Widerspruch ausgeschlossen sei. Aber bei diesem an sich schon fehlerhaften Gedanken blieb der Verf. nicht stehen. Er glaubte, auch im gedankenmäßigen Aufbau der beiden homerischen Gedichte, wenigstens in der Gestalt, wie sie auf uns gekommen sind, eine genau berechnete, regelmäßige Anordnung erkennen zu können. Die Anzahl der Verse, die jedem Abschnitt zufallen, sollten in einem gewissen arithmetischen Verhältnis stehen. Von diesen Zahlenverhältnissen wurden dann wieder Beziehungen zu anderen

---

[1] Er selbst bat, die von ihm gesammelten Tatsachen von den darauf gebauten Hypothesen möglichst zu trennen, und hoffte, daß die ersteren ihre Bedeutung immer behalten würden (Alban. Stud. I S. V—VI).

[2] Erschienen 1858. Das Buch ist „Seiner Majestät, Otto dem Ersten, König von Griechenland, zur (25jährigen) Feier des Landungsjubiläums" gewidmet.

im Altertum bekannten oder üblichen Zahlenreihen gesucht, und so entwickelte sich ein System von Zahlen, das beim ersten Anblick abschreckend wirken, bei genauerer Prüfung sich als trügerisch erweisen muß. Denn wir erkennen bald, daß viele Zahlenreihen nur durch Entfernung unbequemer Verse oder durch Ausschaltung einzelner Zahlen aus der Rechnung gewonnen worden sind. Das Ganze offenbart sich schließlich als ein grandioses Spielwerk freiwaltender Phantasie, das uns von der Ansicht des Verf.s nicht im mindesten zu überzeugen imstande ist[1]).

Ganz ähnlich ist der Eindruck, den wir von der kleinen Schrift über die Motive der jonischen Säule empfangen. Zwar wird man dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, daß ihm die neueren Theorien über die Entstehung des jonischen Kapitells unbekannt sind[2]). Für Hahn gilt noch die Schnecke der griechischen Meere *(Dolium galea)* als Vorbild der Volute. Immerhin ist es bezeichnend und ein neuer Beweis für die Befähigung unseres Forschers zu exakter Beobachtung, daß er selbst einen wichtigen Einwand gegen jene ältere Theorie zur Sprache gebracht hat. „Die Oberfläche der Gewinde an den Gehäusen", sagt er S. 8 seiner Schrift, „ist konvex, die der jonischen Volute aber mehr oder weniger konkav." Diesen Einwand suchte er zu beseitigen; er ließ das Schneckengehäuse durchsägen und glaubte nun erst recht das Vorbild der Volute vor sich zu haben. Und nun ging er weiter. Auch für den die Voluten verbindenden Kanal, ja für die Kanelluren des Schaftes glaubte er in den Rippen des inneren Schneckenhauses Vorbilder zu finden. Noch mehr, das sog. Kymation (Eierstab) wollte er in einer Reihe nebeneinander gelegter Porzellanschnecken (sog. Kaurimuscheln) wiedererkennen. Sogar eine zahlenmäßige Verbindung zwischen den 24 Kanelluren des jonischen Säulenschaftes und der Anzahl der Rippen am Schneckengehäuse glaubte er beweisen zu können. Dabei schreckte er vor Gewaltsamkeiten bei der Zählung dieser Rippen — denn die Rechnung wollte nicht stimmen — nicht zurück. Mit einem Worte, die reflektierende Phantasie hatte den Verf. wieder ein Gebäude errichten lassen, an dessen Bestand er selbst glauben mochte, das aber in den Augen einer nüchternen Kritik sich als Truggebilde erweisen mußte.

Man kann den Einfluß grübelnden Kombinierens auch in einer dritten Gruppe der Arbeiten Hahns erkennen. Es sind diejenigen, die er mythologischen Problemen gewidmet hat. Von diesen sind die „Griechischen und albanesischen Märchen" wohl am bekanntesten. Sie gehören mit den Albanesischen Studien und den

---

[1]) Daß Hahn mit dieser Zahlentheorie in seiner Zeit nicht allein stand, darf ich als bekannt voraussetzen.

[2]) S. die Literatur bei M. von Groote, Die Entstehung des jonischen Kapitells und seine Bedeutung für die griechische Baukunst (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft XXXIV), Straßburg, Heitz 1905.

beiden Reisewerken zu den wichtigsten Arbeiten des Verf.s. Hahn war wohl wie kein anderer zur Sammlung dieser Märchen befähigt. Ihm stand seine außerordentliche Kenntnis der beiden Volkssprachen und des Volkscharakters zur Seite. Außerdem hatte er seit den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Griechenland den Märchen das größte Interesse entgegengebracht. Gleichwohl hatte er mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen [1]). Als bedeutendstes Hemmnis erwies sich jene Verlegenheit und scheue Zurückhaltung, die den Vertretern der unteren, naiven Volksschichten, also den eigentlichen Trägern der Märchenüberlieferung, dem Höhergebildeten und dem Fremden gegenüber eigen ist. Dazu kam jene falsche Überhebung, die gerade in den einfachen Verhältnissen des damaligen Griechenland und Albanien den sozial höher Stehenden mit Verachtung auf die Erzählungen des Volkes herabsehen ließ. Hielt man doch das Interesse für Märchen in Jannina allen Ernstes für unvereinbar mit der Würde eines ausländischen Konsuls. Trotzdem ließ sich Hahn nicht abschrecken. Schon in den Albanesischen Studien (II S. 163 ff.) konnte er fünf Märchen mitteilen, die er seinem Sprachlehrer verdankte. Allein das genügte unserem Forscher nicht, und so kam er auf die glückliche Idee, die Schüler des Gymnasiums von Jannina für die Arbeit heranzuziehen. Eine Reihe der Fähigsten wurden vom Direktor der Anstalt bestimmt, und bald war Hahn in Besitz einer Reihe von Heften gekommen, die in griechischer und albanesischer Sprache eine ziemliche Anzahl von Märchen enthielten. Auf Syra wurde die Sammlung fortgesetzt. Freunde steuerten von den verschiedensten Seiten bei. Hahn selbst bediente sich auf der Insel der Mithilfe eines schreibkundigen Mädchens, wodurch er der Mühe eigenen Aufzeichnens enthoben und die getreuere Wiedergabe der Mundart und der inhaltlichen Anordnung verbürgt wurde. Denn der Gelehrte hatte von Anfang an sein Augenmerk darauf gerichtet, vermeintliche Verbesserungen des Inhaltes und Änderungen der Mundart möglichst zu vermeiden. Nur so konnten die Märchen für sprachliche [2]) und sagwissenschaftliche Studien brauchbar gemacht werden.

Hahn selbst hat die mythologischen Studien begonnen. Hierher gehören fünf Arbeiten. Außer einem Abschnitte der Albanesischen Studien (I S. 249 ff.) und der reichhaltigen Einleitung zu der Märchensammlung [3]) drei selbständige Schriften: 1. „Über Bildung

---

[1]) Vgl. Hahns Vorrede zu der Ausgabe der Märchen, besonders S. 1 ff. und S. 11.

[2]) Hahn hat die Märchen in Übersetzung herausgegeben. Von den Urtexten ist nur ein kleiner Teil durch J. Pio veröffentlicht worden (s. unten das Verzeichnis der Schriften). Der Rest scheint sich nicht im Besitz der Familie zu befinden.

[3]) In dieser Arbeit hat Hahn seine Gedanken über Entstehung und Alter des Mythus philosophisch zu begründen gesucht. Die Abhandlung wurde neubearbeitet als 1. Abteilung in die „Sagwissenschaftlichen Studien“

und Wesen der mythischen Form" [1]), 2. „Mythologische Parallelen" [2]), 3. als abschließendes Hauptwerk die „Sagwissenschaftlichen Studien". Die letzte Arbeit ist erst nach Hahns Tode erschienen.

Vielleicht kann man das als ein Glück für den Verf. bezeichnen. Hahn hatte diesen Studien ein außerordentliches Interesse entgegengebracht. Den Druck seines abschließenden Werkes zu erreichen, hatte ihm jahrelang ganz besonders am Herzen gelegen. Sicherlich würde ihn die laue Aufnahme schwer enttäuscht haben. Wollen wir uns aber diese Aufnahme erklären, so müssen wir berücksichtigen, daß Hahn auf mythologischem Gebiete wie auf dem sprachlichen nur Laie war. Allein es ist klar, daß gerade in diesen Wissenschaften Methode und sichere Schulung von unendlicher Bedeutung sind. Nun kann man zwar nicht behaupten, daß Hahns mythologische Forschungen der Methode durchaus entbehrten. Im Gegenteil, seine Forderung, in der vergleichenden Märchen- und Sagenforschung sog. Züge, Formeln und Ketten zu unterscheiden [3]) und mit deren Hilfe die Abwandlung des ursprünglichen Motives durch die verschiedenen Überlieferungen zu verfolgen, enthält sicher ein sehr brauchbares wissenschaftliches Prinzip. Man wird auch zugeben müssen, daß Hahn im Kampfe gegen Benfeys Theorie, wonach die Märchen hauptsächlich durch literarische Überlieferung seit dem 10. Jahrhundert von Indien aus ins Abendland vorgedrungen sein sollen, manchen gewichtigen Einwand geltend gemacht hat. Hierhin wird man vor allem den energischen Hinweis auf das Vorkommen gewisser Märchenformeln in der antiken Literatur rechnen müssen. Gleichwohl gibt gerade die Art, wie Hahn die antike Literatur und gleichzeitig die nordisch-germanische Überlieferung — mit Hintansetzung der Mythologie anderer Völker — für die vergleichende Mythenforschung herangezogen hat, zu Bedenken Anlaß. Es will mir scheinen, als habe der Verf. nicht genügend darauf gehalten, die betreffende

---

aufgenommen. Die beiden Rezensenten des letzteren Werkes (Jenaer Literaturzeitung 1877, Nr. 51, S. 777 und Literarisches Centralblatt 1878, Nr. 4, S. 120) haben Hahns Ansichten über diese Dinge kurz zusammengefaßt.

[1]) Die Artikel der „Mythologischen Parallelen" sind in die „Sagwissenschaftlichen Studien" in erweiterter Form aufgenommen worden. Das von Hahn mehrfach zitierte Werk „Vergleichende Blicke auf die hellenischen und germanischen Götter-, Helden- und Weltsagen" ist wohl identisch mit den Sagwissenschaftlichen Studien. Bei der Herausgabe wurde der Titel des Manuskriptes geändert.

[2]) Hahns Ansichten von der Entstehung und Verbreitung der Märchen sind neuerdings wieder aufgegriffen worden von Ludwig Felix Weber, Märchen und Schwank. Eine stilkritische Studie zur Volksdichtung. Kieler Inaug.-Dissertation. Kiel, Fincke 1904. Vgl. die Besprechung von Friedrich von der Leyen in der Deutschen Literaturzeitung 1906, Nr. 4, S. 208—210.

[3]) Griechische und albanesische Märchen I S. 40 ff.; Sagwissenschaftliche Studien S. 18 ff. und 103 ff.

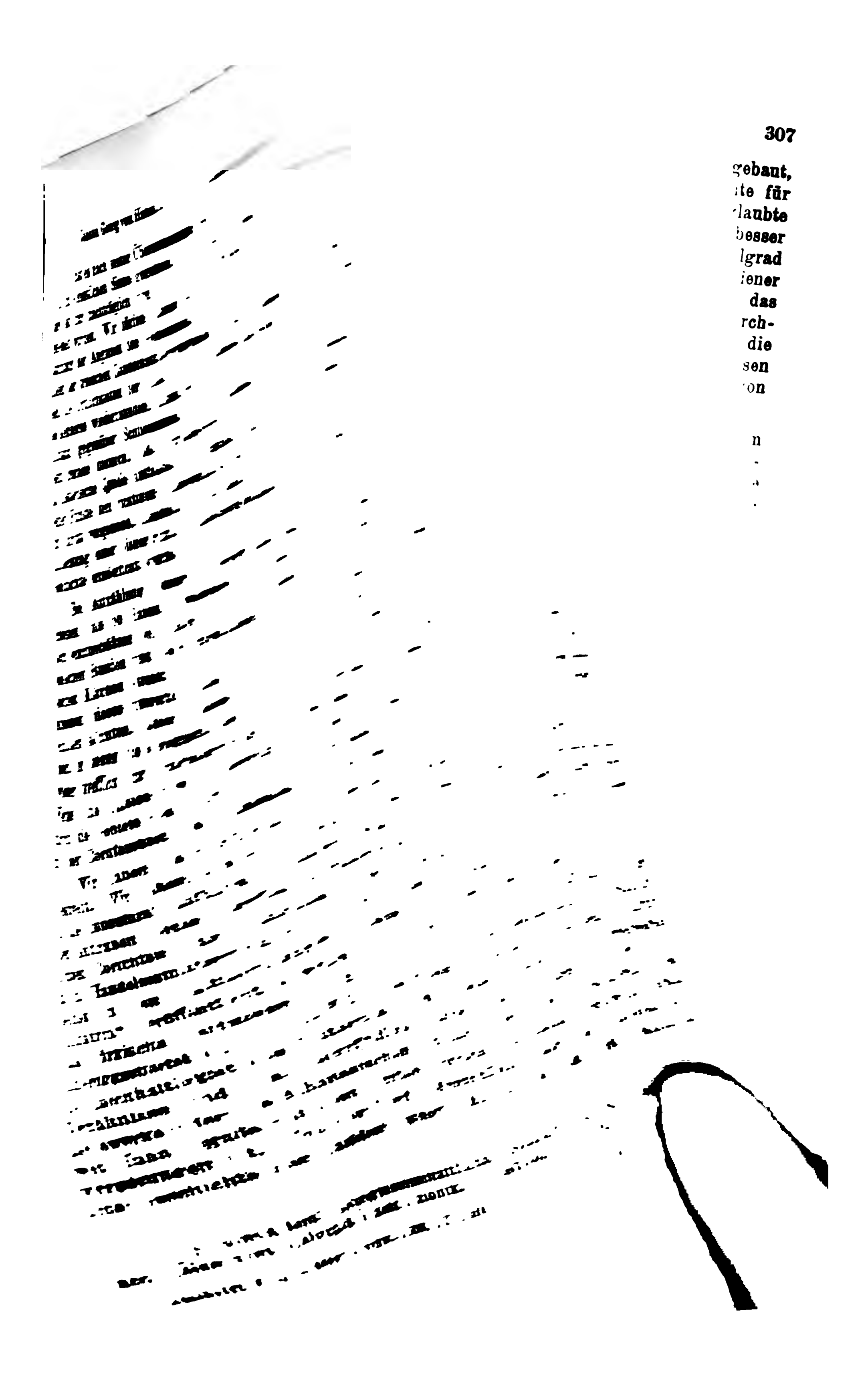
Sagform in ihrer einfachsten und ältesten Gestalt zum
heranzuziehen [1]), sondern häufig durch das Auffinden
Sagenzuges in dem viel verzweigten Geäst der antiken
dischen Überlieferung sich zu vorschnellen Schlüssen
lassen [2]). Allein das sind Fragen, die der Fernerstehen
beurteilen kann. Wie weit namentlich die Sagwissensch
Studien bei ihrer Fülle von Anregungen und mit Hilfe il
gearbeiteten Registers noch heute für die Fortentwicklu
mythologischen Wissenschaft Bedeutung haben, das zu ents
muß dem Fachmann überlassen bleiben.

Hahns mythologische Überzeugungen blieben auch nicl
Einfluß auf eine wissenschaftliche Unternehmung, die ihm
war im Frühjahr 1864 — den Spaten in die Hand drückt
ihn zu einem Vorgänger Heinrich Schliemanns machte [3]). F
war ihm der unsterbliche Ruhm dieses Mannes nicht besch
Bekanntlich liegt das ganze Geheimnis von Schliemanns Erf
darin, daß er an einer anderen, richtigeren Stelle als die Früh
gegraben hat. Am Skamander, dem jetzigen Menderes, erh
sich zwei Hügel, der eine weiter oben auf dem linken Ufer
Bunarbaschi, der andere weiter unten auf dem rechten Ufer
Hissarlik. Nun hat man seit den Reisen Lechevaliers, also
dem XVIII. Jahrhundert, gewissen unkontrollierbaren örtlichen T
ditionen folgend, den Hügel von Bunarbaschi für den troisch
Burghügel gehalten. Allein dort befinden sich nur unbedeuten
spätere Ansiedlungen. Erst Schliemann machte sich von dies
Überlieferung frei und wählte, indem er einzig den Angaben de
homerischen Gedichtes folgte, den Hügel von Hissarlik. Auch Hahr
hat bei Bunarbaschi gegraben, und so ergibt sich, daß seine Re-
sultate keine bedeutenden werden konnten. Das hat ihn selbst
stutzig gemacht. Er suchte nach einer Erklärung der eigentüm-
lichen Tatsache, und so kam er auf einen Ausweg, der eben mit
seinen sagwissenschaftlichen Ansichten zusammenhängt. Da Hahn
den Quell aller Sage für mythisch erklärt und geschichtliche Vor-
gänge als Ausgangspunkt für Sagenbildung nicht gelten lassen

[1]) Vgl. die Besprechung der Sagwissenschaftlichen Studien im Lite-
rarischen Centralblatt 1878, Nr. 4, S. 120. Wilh. Roscher in der Jenaer
Literaturzeitung 1877, Nr. 51, S. 777.

[2]) Auch die Ansicht, daß der Ursprung aller Sage mythisch sei,
scheint mir bedenklich (darüber siehe weiter unten). Hahn selbst hat
bemerkt, daß man beim Suchen nach der mythischen Grundlage einer
großen Einseitigkeit verfällt, nämlich immer auf den Wechsel der Jahres-
zeiten, auf Werden und Vergehen zurückkommt (Sagwissenschaftliche
Studien S. 89 ff.).

[3]) Fr. von Hahn erzählt in der Allg. Deutsch. Biogr. X, S. 368 auch
von Ausgrabungen auf Therasia im Jahre 1866, worüber in den Sitzungs-
berichten der Wiener Akademie Mitteilungen gemacht sein sollen. Ich
konnte in den betreffenden Bänden nichts finden.



Tag beachtenswert und namentlich für den, der sich mit der Wirtschaftsgeschichte der Balkanhalbinsel beschäftigt, unentbehrlich.

Durch diese Arbeiten Hahns zieht sich ein Grundgedanke, der zugleich der leitende Gedanke für die amtliche Tätigkeit des Mannes gewesen sein mag. Es ist der Wunsch, nach Kräften den politischen und wirtschaftlichen Einfluß des österreichischen Kaiserstaates auf der Balkanhalbinsel zu stärken. Dies Ziel aber glaubte Hahn am besten durch die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse erreichen zu können. So wandte er sein Augenmerk auf die Verbesserung der Schiffsverbindung durch den Österreichischen Lloyd. Seinem Einfluß war die Herstellung einer Schnelldampferverbindung zwischen Triest und Konstantinopel zu danken. Er suchte den Plan, den Isthmus von Korinth zu durchstechen, nach Möglichkeit zu fördern [1]. Vor allem aber lag ihm der Bau von Eisenbahnen am Herzen. Schon bei Gelegenheit der Albanesischen Studien war ihm auf Grund der Lektüre der wichtigsten geographischen Werke die Notwendigkeit und Möglichkeit von Bahnbauten auf der Balkanhalbinsel zur Gewißheit geworden. Mit der ihm eigenen Zähigkeit und Kombinationsgabe setzte er diesen Gedanken fort und bald entstanden in seinem Geiste eine Reihe von Bahnlinien, die, von Wien als Verkehrszentrum auslaufend, die Balkanhalbinsel an das große internationale Verkehrsnetz anschließen sollten [2]. Am wichtigsten erschien dem Verf. die Linie Wien—Belgrad—Salonik als nord-südliche Grundlinie. Diese sollte von Nisch aus eine Abzweigung durch Ostrumelien nach Thrakien (Sofia, Philippopel, Adrianopel, Konstantinopel) erhalten. Dann sollte diese west-östliche Linie Nisch—Konstantinopel nach Westen eine Ergänzung finden, um die Hauptlinie Belgrad—Salonik durch Bosnien mit dem Adriatischen Meere (Spalato) zu verbinden. Aus Bosnien (Bosna Serai) sollte wieder eine Linie nordwärts über Esseg nach Wien laufen. Eine zweite, weiter nördlich ziehende, west-östliche Linie hätte Belgrad über Bukarest mit dem Schwarzen Meere (Costanza und Varna) zu verbinden. Im Süden der Balkanhalbinsel aber sollte, der orographischen Struktur dieses südlichen Teiles entsprechend, für die dritte west-östliche Verbindung eine Verschiebung in der Richtung aus Nordwesten nach Südosten erfolgen. Einmal sollte hier die nord-südliche Grundlinie Belgrad—Salonik durch Makedonien, Thessalien und Mittelgriechenland bis zum Piraeus weitergebaut werden, anderseits aber eine Verbindung des Adriatischen Meeres mit Thessalien von Durazzo aus über Elbassan, Kastoria, Grevena, Trikkala erfolgen.

Allen diesen Plänen liegen richtige oro- und hydrographische Überlegungen zugrunde und es gibt wohl keinen besseren Beweis

---

[1] S. Fr. von Hahn in der Allg. Deutsch. Biogr. X, S. 367.

[2] Vgl. die Einleitung der „Reise von Belgrad nach Salonik“, 2. Auflage.

dafür, als daß heutzutage eine Reihe dieser Bahnen längst gebaut, andere immer wieder geplant worden sind. Hahn selbst suchte für die Ausführung seiner Ideen auch praktisch zu wirken. So glaubte er, die Möglichkeit der Hauptlinie Belgrad—Salonik nicht besser beweisen zu können, als wenn er zu Wagen die Straße von Belgrad nach Salonik bereiste. Er führte diesen Plan, durch die Wiener Akademie unterstützt, im Herbst 1858 aus. Das Resultat war das erwartete. Die Idee von einer die nördliche Balkanhalbinsel durchziehenden, ununterbrochenen Bergkette war endgiltig beseitigt, die Verbindung der Talfurchen von Morava und Vardar nachgewiesen und damit der Einwand besonderer technischer Schwierigkeiten von vornherein ausgeschlossen [1]).

Ähnlichen Erwägungen entsprang die zweite Reise, die im Spätsommer und Herbst 1863 ausgeführt worden ist. Diesmal handelte es sich um die west-östliche Richtung, um die schwierige Verbindung zwischen dem Adriatischen und dem Ägäischen Meere durch die Höhen von Albanien. Diese Aufgabe war im Altertum durch die von den Römern erbaute Via Egnatia aufs glänzendste gelöst worden, so gründlich, daß die Straße noch weit ins Mittelalter hinein in Benutzung geblieben ist. Neuerdings aber hat, auch infolge der politischen Rivalitäten zwischen Italien, Österreich-Ungarn, den Balkanstaaten und Rußland, der Gedanke noch nicht wieder durchgeführt werden können. Hahn hat seinerzeit auch die natürlichen Wasserstraßen in Berechnung gezogen. Dabei handelt es sich vor allem um den Drin. Dieser Fluß entsteht im Innern Albaniens aus zwei Quellflüssen, dem nördlichen Weißen und dem südlichen Schwarzen Drin. Hahn drang nun mit Booten von Skutari aus auf dem Drin bis zur Vereinigung der beiden Quellflüsse vor, dann ging es auf dem Landwege am Schwarzen Drin aufwärts bis zum See von Ochrida, von hier nördlich des Prespasees nach Makedonien hinüber und über Monastir nordwärts zum unteren Vardar. Von Köprülü am Vardar wurden abermals Boote benutzt. Die Schwierigkeiten einer Reise in diesen Gegenden sind uns neuerdings wieder durch die Fahrten von Hassert [2]), Cvijić [3]), Stransky [4]),

---

[1]) Den ersten Bericht über die Resultate dieser Reise erstattete das Schreiben Hahns vom 16. Dezember 1858 an die Wiener Akademie (s. unten das Verzeichnis der Schriften). Einen ausführlichen Bericht gab dann das Reisewerk „Reise von Belgrad nach Salonik".

[2]) Hassert, Streifzüge in Ober-Albanien. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. XXIV 1897, S. 529 ff.

[3]) Cvijić, Forschungsreisen auf der Balkanhalbinsel. Ze[illegible] der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrg. 1902, S. 196 ff.

[4]) Stransky, Reise durch Albanien und Makedonien im 1903. Mitteilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft in Wien, [illegible] 1903, S. 370 ff.

Östreich [1]), Gelzer [2]) und Steinmetz [3]) vor Augen geführt worden. Umsomehr bewundern wir den Wagemut eines Mannes, der diese Landschaften nicht nur zu erforschen, sondern auch dem internationalen Verkehr zu erschließen wünschte. Freilich werden diese Pläne wohl noch lange Zeit der Ausführung harren müssen. Denn so lange es nicht gelingt, eine geordnete Verwaltung in Albanien und Makedonien einzuführen, kann von einem Ausbau der Verkehrswege keine Rede sein. Wer aber soll diese schwierige Aufgabe übernehmen? Hahn lebte der Überzeugung, daß diese Rolle dem österreichischen Kaiserstaate zufallen müsse [4]). Seitdem hat sich viel geändert; aber es ist bezeichnend, daß ähnliche Vorstellungen und Wünsche bei den Muslimen dieser Gegenden noch jetzt im Schwange sind [5]).

Anhang.

I. *Quellen für die Lebensbeschreibung.*

1. Friedrich von Hahn, Biographie seines Bruders in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. X, S. 366—369.

2. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, VII. Teil, 1861, S. 200—201.

3. Meyers und Brockhaus' Konversationslexika.

4. Georg Hamel, Verzeichnis aller Staatsdiener des Amtes Homburg, welche von 1818 bis zum Jahre 1833 im Dienste standen (Handschrift, unpaginiert, im Besitz des Geh. Baurates L. Jacobi zu Homburg vor der Höhe).

5. Briefliche Mitteilungen der Witwe und eines Sohnes Fr. von Hahns, nämlich der Frau Geheimrat Angelica von Hahn, geb. Guyet, und des Landrichters Dr. Vinzenz von Hahn, beide zu Leipzig (in meinem Besitz).

6. Inschrift des Grabsteines Philipp von Hahns auf dem großen evangelischen Friedhof und Eintrag in das Kirchenbuch der katholischen Gemeinde zu Homburg vor der Höhe.

7. Familienpapiere der Familie von Hahn (Auszüge von der Hand der Frau Angelica von Hahn, in meinem Besitz).

---

[1]) Östreich, Makedonien. Geographische Zeitschrift X 1904; derselbe, Makedonien und die Albanesen. Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik, Jahrg. 1901—1903, S. 1 ff.; derselbe, Reiseeindrücke aus dem Vilajet Kosovo. Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien I 1899.

[2]) Gelzer, Vom heiligen Berge und aus Makedonien. Leipzig, Teubner 1904.

[3]) Steinmetz, Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens; derselbe, Ein Vorstoß in die nordalbanischen Alpen. Zur Kunde der Balkanhalbinsel, herausgeg. von Partsch, 1. und 3. Heft. Wien, Hartleben 1904 und 1905.

[4]) Noch auf seinem letzten Krankenlager in Jena verfaßte Hahn eine, wohl für die österreichische Regierung bestimmte Denkschrift über die Eisenbahnen der Balkanhalbinsel (s. Friedrich von Hahn in der Allg. Deutsch. Biogr. X, S. 368).

[5]) Gelzer S. 224.

8. **Briefe Georg von Hahns an seine Eltern** aus den ersten Jahren des Aufenthaltes in Griechenland 1834—1837 (Ein Band Briefabschriften, im Besitze des Herrn Vinzenz von Hahn).

9. **Verstreute Bemerkungen Georg von Hahns** in seinen Werken.

II. *Schriften Georg von Hahns.*

A. Juristische:

1. *De auctoritate pacti de Hereditate tertii in iure Romano et Germanico.* Inaugural-Dissertation, vorgelegt der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg. Heidelberg, Aug. Osswald 1832.

2. *Συνοπτικὴ πίναξ τῆς ἀναγκαστικῆς ἐκτελέσεως ἐπὶ κινητῶν καὶ ἀκινήτων συμπεριλαμβανομένης τῆς περὶ κατατάξεως διαδικασίας* (Synoptische Darstellung der Zwangsvollstreckung bei Mobilien und Immobilien, unter gleichzeitiger Behandlung des Abschätzungsverfahrens). Ohne Jahr [1]).

B. Volkswirtschaftliche:

Berichte an das k. k. Handelsministerium aus der Zeit der Konsularpraxis in Jannina (1847—1851) und auf Syra (1851—1869). Nur zum Teil gedruckt in den Mitteilungen des k. k. Handelsministeriums, in der Austria und sonst. Einige Artikel sind in den geographischen Werken wiederholt.

C. Geographisch-ethnographische:

1. Über das albanesische Alphabet. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philos.-histor. Klasse, Dezember 1850 (mit einer Schrifttafel), wiederholt in den Albanesischen Studien I, S. 280 ff.

2. Albanesische Studien. 3 Hefte. Jena, Mauke 1854.

3. Ein Schreiben des Herrn General-Konsuls von Hahn, ddo. Salonik am 16. Dezember 1858. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philos.-histor. Klasse, Dezember 1858, Bd. XXIX, S. 292 ff.; auch besonders Wien, Gerold 1859.

4. Reise von Belgrad nach Salonik. 1. Auflage. Denkschriften der philos.-histor. Klasse der Wiener Akademie, Bd. XI; auch besonders Wien, Gerold 1861. 2. Auflage, Wien, Tendler 1868 [2]).

5. Reise durch die Gebiete des Drin und Vardar. Denkschriften der philos.-histor. Klasse der Wiener Akademie, Bd. XVI; auch besonders Wien, Gerold 1867.

D. Mythologische:

1. Über Bildung und Wesen der mythischen Form. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. XL (1852), S. 48 ff.

2. Mythologische Parallelen. Jena, Mauke 1859.

3. Griechische und albanesische Märchen. 2 Bände. Leipzig, Engelmann 1864.

4. Sagwissenschaftliche Studien (in Lieferungen nach dem Tode des Verfassers herausgegeben). Jena, Mauke 1871—1876.

5. J. Pio, *Νεοελληνικὰ παραμύθια.* Contes populaires grecs. Publiés d'après les ms. du Dr. J. G. Hahn et annotés par J. Pio. Copenhague 1879

---

[1]) Da in der Arbeit eine Verordnung vom 21. September 18 zitiert wird, kann sie erst nach diesem Zeitpunkt erschienen sein.

[2]) Die 2. Auflage stimmt mit der ersten nicht völlig überein.

E. **Philologische:**

1. Aphorismen über den Bau der auf uns gekommenen Ausgaben der Ilias und Odyssee. Jena, Mauke 1856.
2. Proben homerischer Arithmetik. Jena, Frommann 1858.

F. **Archäologische:**

1. Motive der jonischen Säule. Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der Wiener Akademie, Bd. XL, S. 18 ff.; auch besonders Wien, Gerold 1862.

2. Die Ausgrabungen auf der homerischen Pergamos in zwei Sendschreiben an Georg Finlay. Leipzig, Engelmann 1865.

Homburg v. d. Höhe. Ernst Gerland.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Angelo Taccone, Antologia della melica Greca, con introduzione, comento e appendice critica .... e con prefazione del Prof. Giuseppe Fraccaroli (Collezione di classici Greci e Latini con note italiane). Torino, casa editrice Ermanno Loescher 1904. VIII und 272 SS. 8°. Preis L. 4·50.

Die vorliegende Anthologie gehört zu einer schon zu stattlichem Umfange angewachsenen Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker mit erklärenden Anmerkungen (und Spezialwörterbüchern, was aber auf unseren Band nicht paßt), wie die Innenseite des Umschlags uns belehrt. Sie umfaßt so ziemlich alle größeren Fragmente (außer Pindar und Bakchylides); auch die neugefundenen Sapphostücke sind vorhanden und Timotheos mit einer ansehnlichen Probe vertreten. Der Kommentar ist ziemlich reichhaltig, der Text nicht immer zuverlässig und auch nicht, wie es sich in einer Schulausgabe gebührt hätte, vorsichtig hergestellt: das unglaubliche *Ἄ συνέτημι* hätte dem Alkaios nicht einem Landsmanne des Herausgebers zuliebe aufgedrängt werden dürfen. Ganz besonderes Gewicht legt der Herausgeber auf die metrische Analyse, die ja sein eigenstes Arbeitsgebiet ist; er vertritt in derselben mit Nachdruck die neueren Theorien, namentlich Masquerays Ansichten, ohne mit seinen Aufstellungen vor den Augen der auf dem linken Flügel Stehenden überall Gnade zu finden; man vgl. z. B. Nr. 25, 36 und 43 des vorjährigen Jahrganges der Berliner philologischen Wochenschrift. Freilich ist die Lage eines Bearbeiters griechischer Lyrik nach dieser Seite hin augenblicklich keine beneidenswerte: *quem sequeris?, quem, Phylli, fugis?* Gibt etwa jemand, der nach Roßbach-Westphal analysiert, 'Reiferes' oder 'Verdauteres'? Wenn er es nicht vorzieht, überhaupt darüber [illegible] schweigen, wird er wohl oder übel subjektiv verfahren mü[illegible] denn bloß zu sagen 'diese Silbe ist lang, jene kurz' ist nur [illegible] Gedächtnisballast und darum schlimmer als nichts. Also kann [illegible] es dem Herausgeber nicht wohl verübeln, wenn er verfuhr, [illegible] es für richtig hielt.

Immerhin würde, glaube ich, die vorliegende Sammlung geeignet sein, beim Gymnasialunterricht zugrunde gelegt zu werden, vorausgesetzt, daß man die gruppenweise Behandlung solcher Fragmente überhaupt für zulässig halten will. Aber gegen einen solchen Versuch müßte ich mich mit aller Entschiedenheit, ja mit der denkbar größten Schärfe aussprechen. Ein oder das andere Bruchstück des Alkaios kann man mit Nutzen bei der Horazlektüre heranziehen; wer am Inhalte nicht Anstoß nimmt, mag in einer freien Stunde begabten Schülern die bekannte Ode der Sappho mit Catulls Nachahmung vorlegen. Aber ein- oder zweizeilige Textesfetzen, und mögen sie auch die interessantesten 'Gedankensplitter' enthalten, können keinen erziehlichen Wert haben. Das fehlte wahrlich noch, daß wir unserer Gymnasialjugend, die ohnedies so selten Gelegenheit hat zur einheitlichen Auffassung eines unverstümmelten literarischen Kunstwerkes zu gelangen, mit vereinzelten Mosaiksteinchen, wie Ὅταν ἦρος ὥρᾳ κελαδῇ χελιδών kommen und von ihr verlangen, daß sie sich über den möglichen Zusammenhang, in dem diese Worte ehemals standen, die Köpfe zerbreche; oder wohl gar, daß sie sich mit den Quellen der Zitate befasse (Apollonio Sof. *Less. omer.* u. dgl.!).

Graz. Heinrich Schenkl.

Index Isocrateus. Composuit Siegmundus Preuss. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1904. 94 und 112 SS.

Während der vor einigen Jahren von demselben Verf. herausgegebene *Index Demosthenicus* lediglich ein Verzeichnis der vorkommenden Wörter und Wortformen enthält, finden wir in dem vorliegenden Werke überall Rücksichtnahme auf die stilistische Seite und den syntaktischen Gebrauch. Hiefür konnte Preuss die Stellensammlung benützen, die J. G. Baiter seinerzeit angelegt hatte.

Um eine Vorstellung von der Anlage unseres Index zu geben, führe ich einige Artikel an. Ἡμέτερος wird zuerst im adjektivischen Gebrauche mit einem Substantiv oder mit einem dabei verständlichen Substantiv (ἡ ἡμετέρα) behandelt; hiebei sind auch die Fälle unterschieden, in denen es mit dem Artikel dem Substantiv vorangeht oder nachfolgt. Sodann ἡμέτερος als Reflexivum mit anschließendem αὐτῶν, ferner das Pronomen ohne Artikel in prädikativer Verwendung; endlich mit dem Artikel als Substantiv gebraucht (οἱ ἡμέτεροι = *maiores,* τὸ ἡμέτερον). — Unter θαυμάζω werden die verschiedenen Konstruktionen mit den betreffenden Stellen belegt: absolut, mit Acc. der Sache, mit dem der Person, mit Gen. der Person, mit εἰ, ἄν, ὅταν, ὅτι, mit Acc. pers. und εἰ, mit Gen. pers. und εἰ, ὅτι, ὅπως usw. An zwei Stellen, die O. Schneider zu Paneg. 1 zitiert, folgt neben dem Genetiv der

Person noch ein Satz mit *ὅπου*. Preuss verzeichnet diesen Gebrauch bei *θαυμάζω* nicht und mit Recht; denn hier enthält der Nebensatz nicht das Objekt der Sache, sondern nur einen begleitenden Umstand, was sich schon daraus ergibt, daß in dem Satze nicht die im Genetiv bezeichnete Person, sondern ein anderes Subjekt erscheint.

Selbst vereinzelte Gebrauchsweisen werden berücksichtigt, z. B. daß das Fragewort *πῶς* in einen Aussagesatz eingeschoben ist (15, 222). Da hätte man allerdings auch die Anführung der paar Fälle erwartet, wo *τίς* einem Relativpronomen nachgestellt ist (4, 167; 8, 111; 15, 238) und zwar unter *τίς*, da *ὅς* nicht behandelt ist.

Unterscheidung der Stellen nach der Bedeutung des Wortes findet sich da und dort (z. B. vgl. *ἀγών*), aber nicht allgemein durchgeführt.

Mit Ausnahme von *αὐτός*, *ἐκεῖνος*, *ὁ ἡ τό*, *ὅς*, *οὗτος*, *καί*, *μέν* und *δέ*, Wörtern, welche gar nicht, und von *εἰμί* und *οὐ*, von denen nur die bemerkenswerten Verwendungen berücksichtigt sind, hat Preuss alle Wörter und, soweit ich aus Stichproben entnehmen konnte, vollständig mit sämtlichen Belegstellen behandelt. Hiebei ist die Textausgabe von Fr. Blass zugrunde gelegt, aber selbst Abweichungen dieser Ausgabe von der Überlieferung haben hie und da Berücksichtigung erfahren. Die Reden sind nicht in der üblichen Weise mit Zahlen, sondern mit Buchstaben zitiert. Hat man sich einmal an diese Eigentümlichkeit gewöhnt (*Am* = *πρὸς Εὐθύνουν*, *Ap* = *Ἀρεοπαγιτικός*, *Ar* = *Ἀρχίδαμος* usw.), so ist die Übersicht bei der Benützung des Registers dadurch bedeutend erleichtert.

Indem auch der Druck, soviel ich sehe, durchaus fehlerfrei ist, muß der Index nicht bloß als brauchbares Hilfsmittel, sondern auch als unentbehrlicher und verläßlicher Führer allen, welche Isokratesstudien betreiben, empfohlen werden.

Die äußeren Hemmnisse, welche der Verf. bei der Herausgabe dieses Werkes zu überwinden hatte, zeigen sich darin, daß mitten im Buchstaben *θ* eine neue Paginierung anhebt, Druck und Papier wechselt und ein eigentliches Titelblatt fehlt.

Troppau. Franz Slameczka.

Dr. Carl D. Buck, Elementarbuch der oskisch-umbrischen Dialekte. Deutsch von E. Prokosch (Sammlung indogermanischer Lehrbücher herausgegeben von Dr. H. Hirt. I. Reihe: Grammatiken Heidelberg 1905. XI und 235 SS.

In knapper und übersichtlicher Weise wird in der Einleitung (S. 1—20) zunächst über Geschichte und Deutung der Inschrift gehandelt und eine Übersicht der grammatischen Darstellunge

Texte und Kommentare gegeben; es folgt das zweite Kapitel, enthaltend „Die Völker und Sprachen des alten Italiens“, das dritte „Die italischen Dialekte“, endlich das vierte „Merkmale des Oskisch-Umbrischen“, sowohl die gemeinsamen Merkmale beider Dialekte in Lautlehre, Formenlehre, Syntax und Vokabular als auch die besonderen jedes der beiden Dialekte enthaltend. Im ersten Hauptteil „Lautlehre“ gelangen zuerst „Alphabete und Orthographie“ zur Darstellung (S. 21—23), dann die „Lautgeschichte“, die im allgemeinen so angelegt ist, daß mit wenigen Ausnahmen, wie bei Behandlung der indogermanischen stimmhaften Aspiraten, des Ablauts, der uritalische, nicht der indogermanische Lautstand den Ausgangspunkt der Darstellung bildet. Dieser Abschnitt zerfällt in die Unterabteilungen „Das oskisch-umbrische Vokalsystem“ (S. 24 bis 34), „Kombinatorischer Lautwandel im oskisch-umbrischen Vokalismus“ (S. 34—40), „Ablaut“ (S. 40—42), „Das oskisch-umbrische Konsonantensystem“ (S. 43—62), „Einige Lautgesetze im oskisch-umbrischen Konsonantismus“ (S. 63—66), „Der Accent im Oskisch-Umbrischen“, „Vergleichende Lauttabelle des oskischen und umbrischen Lautstandes“ (S. 67—69) mit Verweisung auf die einzelnen Paragraphen des Elementarbuches. Die Darstellung der Formenlehre schließt sich mit Recht an die in der lateinischen Schulgrammatik übliche Einteilung an (S. 70—113), in der Syntax (S. 114—125) kommen zur Behandlung: Kasuslehre, Präpositionen, Adjektivum, Verbum und in einem Anhang Kongruenz und Auslassung von Worten. Der vierte Hauptteil (S. 126—191) enthält alle wichtigeren Inschriften beider Dialekte mit lateinischer Übersetzung und einem kurzgefaßten, aber vollkommen ausreichenden Kommentar. Das Wörterverzeichnis (S. 192—235) bildet den Schluß des Buches.

Das vorliegende Elementarbuch ist nach dem im Jahre 1904 erschienenen Buche desselben amerikanischen Gelehrten *„A Grammar of Oscan and Umbrian,* Boston U. S. A.“ (XVI und 352 SS.) von Herrn E. Prokosch bearbeitet, indem namentlich durch Verminderung der Beispiele in der Lautlehre sowie durch Weglassung der Wortbildungslehre (S. 182—194 der Originalarbeit) und minder wichtiger Anmerkungen eine nicht unbeträchtliche Kürzung der ursprünglichen Fassung erzielt wurde. In der vorliegenden Form ist unser Elementarbuch gewiß vorzüglich zur Einführung in das Studium des oskisch-umbrischen Sprachzweiges geeignet und umsomehr willkommen zu heißen, als bis jetzt in der deutschen sprachwissenschaftlichen Literatur, die allerdings in dem rühmlichst bekannten zweibändigen Werke von R. von Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte (Straßburg 1892—97) eine ausgezeichnete, umfangreiche Bearbeitung des Gegenstandes besitzt, ein solches elementaren Zwecken dienendes Hilfsmittel nicht vorhanden gewesen war. Die wissenschaftliche Bedeutung des Verf., dessen frühere Leistungen auf dem Gebiete der altitalischen Dialektkunde

auch in diesen Blättern die gebührende Beachtung gefunden haben (vgl. Jahrg. XLIII [1892], S. 996 ff. und XLVII [1896], S. 144 f.), bietet vollwichtige Gewähr für die Zuverlässigkeit und Gediegenheit der Leistung, und es soll daher nicht unterlassen werden, dieses neue Elementarbuch angelegentlichst zu eifriger Benützung zu empfehlen, wobei es allerdings wünschenswert erscheint, auch das englische Original, auf das in der deutschen Bearbeitung ziemlich häufig verwiesen wird, zur Hand zu haben.

Außer den am Schlusse verzeichneten Druckfehlern verzeichne ich noch als störend § 84, 1 „Inlautendes *t*“ statt „*l*“; S. 34, Z. 1 v. u. ist *i* nach „zwischen *i* und“ weggeblieben; S. 151, Z. 22 v. o. ist versehentlich „or“ statt „oder“ aus dem englischen Original stehen geblieben.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Mortet V., Notes sur le texte des Institutiones de Cassiodore d'après divers manuscrits. Paris, Klincksieck 1904[1]).

Zu den Stiefkindern der römischen Literaturgeschichte, deren Schriften von den älteren Herausgebern schauerlich behandelt, von neueren Philologen mehr mit geistreichen Hypothesen gestreift, als wirklich kritisch beleuchtet wurden, gehört neben den anderen interessanten Gestalten an der Wende zweier Zeiten vor allem Cassiodor. Auf ihn wieder hingewiesen und kritische Streiflichter auf manche schwierige Frage geworfen zu haben, ist das Verdienst der uns vorliegenden Studien Mortets, und da wir leider unter den gegenwärtigen Umständen die kritische Ausgabe der *Institutiones* kaum für eine nahe Zeit in Aussicht stellen können, so wird man es uns verzeihen, wenn wir etwas ausführlicher, als es sonst im Rahmen einer Anzeige Sitte ist, auf die von Mortet aufgeworfenen Fragen eingehen und dabei gelegentlich aus unserem kritischen Apparat etwas beisteuern, um wenigstens den gegenwärtigen Stand der Forschung zu skizzieren, wenn wir schon nicht in der Lage sind, unsere eigenen, auf breiter Basis geführten Untersuchungen bereits der Öffentlichkeit zu übergeben.

Im I. Kapitel beschäftigt sich Mortet mit der Herstellung des ursprünglichen Titels der Institutionen. Er konstatiert an der Hand von Handschriftenkatalogen[2]) — nur wenige Codices hat er selbst eingesehen —, daß selbst in den maßgeben[illegible] Handschriften, welche beide Bücher der *Institutiones* als ein [illegible]

---

[1]) Zum Teil abgedruckt aus *Rev. de phil.* 1900 und 1903.

[2]) Daß diese Grundlage für kritische Untersuchungen nich[illegible] ausreicht, zeigt die Handschrift Chartres no. 90, welche nach [illegible] Aufzeichnungen nicht den von Mortet aus dem *Cat. gén. de mss.* [illegible] üblichen Titel, sondern fol. 1 *a* nur die Angabe *Artes liberales* [illegible]

bringen, die Titulation der einzelnen Bücher nicht mit dem Gesamtexplicit stimmt und daß die Codices, welche nur eines der beiden Bücher enthalten, geradezu alle möglichen Titelformen bringen, zu denen nur Cassiodors Worte in dem Werke selbst Anlaß bieten. Für die Zusammenstellung dieser Formen in Gruppen sind wir Mortet gewiß sehr dankbar, wenngleich wir gewünscht hätten, daß schon bei dieser Gruppierung unbedingt die Einteilung der Handschriften in die von Usener einstweilen aufgestellte (aber noch nicht begründete) doppelte Rezension in Betracht gezogen worden wäre. Diese Frage berührt Mortet überhaupt nicht und daher müssen wir hier schon konstatieren, daß seine Zusammenstellung eine rein äußerliche ist, die uns zwar in der Aufstellung eines Stemmas der Handschriften unterstützen, aber durchaus keine genügende Grundlage zur Ermittlung des echten Gesamttitels bilden kann. Wenn also Mortet am Ende des Kapitels zu dem Schlusse kommt: die in Gruppen aufgeführten Beispiele von Titelformen *„suffisent pour nous montrer ... que .. le meilleur intitulé de l'oeuvre de Cassiodore serait: Institutiones divinarum et saecularium litterarum"*, so läßt sich ja gegen diese Form ebensowenig etwas einwenden wie gegen das *Institutiones divinarum et humanarum rerum* unserer auch von Mortet als maßgebend anerkannten Handschriften; daß sich aber diese Form als zwingender Schluß aus der nicht einmal vollständigen Zusammenstellung ergebe, kann wohl niemand behaupten. Wäre die Sache so einfach, so wäre gewiß niemand glücklicher als Ref., der ja als künftiger Bearbeiter dieser Schrift Cassiodors gezwungen ist, diese Frage dereinst zu entscheiden. Gerade für uns aber, die wir die zwanzigfache Zahl von Handschriften, nicht bloß von Handschriftenkatalogen, eingesehen haben, aus denen wir Mortets Zusammenstellung noch bereichern könnten[1]), steht die Sache, um zunächst bei den Handschriften zu bleiben, weitaus nicht so einfach.

Wenn wir auch an diesem Orte in der bescheidenen Rolle eines Rezensenten die Frage nicht erschöpfend behandeln können, so müssen wir doch aus unserem Apparate folgendes verraten: Daß besonders das II. Buch, die weltliche Enzyklopädie Cassiodors, wie Usener vermutet und Laubmann gezeigt hat, in mindestens zwei Rezensionen vorliegt, ist sicher. Ebenso sicher ist, daß die sogenannte kürzere Fassung mit der Praefatio und der von A. Mai entdeckten charakteristischen Conclusio das Werk Cassiodors ist. Fast ebenso sicher dürfte aber sein, daß die sogenannte erweiterte Fassung von Cassiodor nicht herrührt: die Charakteristika — Praefatio und salbungsvolle Conclusio — fehlen, an die Stelle der ersteren tritt als Beginn der Grammatik der farblose Anfang:

[1]) In einer Gruppe ist auch das I. Buch der Institutionen geteilt, indem die schon etwas profanen Kapitel 24 ff. als II. Buch eingeführt werden!

Intentus nobis est de arte grammatica sive rhetorica vel de disciplinis aliqua breviter velle conscribere und der Text selbst zeigt Erweiterungen, die aber ihrem Umfange nach in den Handschriften wieder verschieden sind. Besonders der letzte Umstand macht es also wahrscheinlich, daß wir es da mit einer Rezension Cassiodors nicht zu tun haben. Aber selbst zugegeben, daß hier eine — allerdings später erweiterte — Materialsammlung Cassiodors vorliege, auf welche gewisse Textesstellen hinzuweisen scheinen, so ist sie immerhin etwas anderes als das oben konstatierte echte Werk Cassiodors. Und unter solchen Umständen sollten wir die in den verschiedensten, beiläufig herausgegriffenen Handschriften überlieferten Titelformen einfach nebeneinanderstellen und ohne viel Wägen eine Form herausgreifen dürfen!

Gewiß ist also mit den Handschriften allein vorderhand nicht weiterzukommen. Es wäre doch nahe gelegen zusammenzustellen, wie die späteren Schriftsteller das Werk zitieren und wie Cassiodor selbst sein Werk nennt. Für die erstere Zusammenstellung, aus der wir vielleicht mehr Gewinn erwarten dürfen als aus den Handschriften, wären wir Mortet und jedermann dankbar; die zweite Frage führt gerade mit Rücksicht auf die Titulation der Handschriften zu einem sonderbaren Resultate: Daß Cassiodor sein Werk in den Institutionen selbst oftmals nennt und dabei die verschiedensten, in den Codices wiederkehrenden Titelformen gebraucht, ist von Mortet auseinandergesetzt und wir können ja in diesem Falle die große Divergenz in der Weise erklären, daß wir in diesen Zitaten bloße Anführungen, nicht den wirklichen Titel sehen. Nun findet sich aber in der Praefatio zur Schrift *De orthographia* jene bekannte Aufzählung der Werke des Schriftstellers, die geradezu den Charakter eines offiziellen, chronologischen Index zur Schau trägt, und da lesen wir an zweiter Stelle: *Deinde post institutiones quemadmodum divinae et humanae debeant intelligi lectiones* usw., also einen Titel in Form eines indirekten Fragesatzes, wie ihn auch eine Gruppe von Handschriften hat, die aber Mortet nicht kennt oder mindestens nicht erwähnt. Wenn nun an dieser geradezu klassischen Stelle eine Titelform steht, die vom *Bambergensis* und von der üblichen Form vielleicht am weitesten entfernt ist, wie konnte da Mortet durch bloße Wahl eine Form herausgreifen!

Sollten wir auf Grund des gegenwärtig vorliegenden Materials den Titel ermitteln, so könnte der Schluß nur lauten: Aus der großen Fülle aller möglichen Titelformen, die sich in den Handschriften und im Werke selbst finden, ergibt sich als sicher und in allen Formen wiederkehrend nur das Wort *Institutiones* und dieses war vielleicht der Gesamttitel.

Das 2. Kapitel beschäftigt sich mit dem
von A. Mai 1831 aus einem *Vaticanus s. XIII.*
Schlusse des II. Buches der *Institutiones* u

wohl ein wenig zuviel Worte, wenn er den Cassiodorischen Charakter dieser Conclusio erst begründet. Die Sache ist doch höchst einfach und natürlich: Die Conclusio haben eben alle Codices, welche überhaupt die echten Institutionen Cassiodors enthalten, also der *Vat. Urb. 67* (das ist nämlich Mais *cod. Vat.*), der berühmte *Bambergensis*, der *Par. Maz. 660* — dessen Bekanntschaft Mortet zu seiner ganzen Studie angeregt zu haben scheint —, der *Par. 8500*, der *Carnot. 130* und alle anderen Codices der sogenannten kürzeren Fassung. Wenn wir demnach auch die Freude Mortets über das Wiederfinden dieses Schlusses im *Mazarineus* etwas herabstimmen müssen, so danken wir ihm doch für die genaue Beschreibung der Handschrift und die gewissenhafte Kollation der Conclusio als Kontrolle für unsere vollständige Kollation. Auch dagegen läßt sich nicht viel einwenden, daß Mortet bloß auf Grund dieser Kollation und einer ihm zur Verfügung gestellten Vergleichung der gleichen Partie im *Bamberg.* eine vollständige Rezension des Textes gibt, da ja zufällig *Maz.*, *Bamberg.* und *Vaticanus* (für Mortet repräsentiert durch den Text Mais) ein kostbares Trifolium darstellen. Besonders letzterer hätte in der Wertschätzung Mortets gewiß gewonnen, wenn er ihn selbst gekannt und die Irrtümer A. Mais im Lesen nicht der Handschrift aufs Kerbholz geschrieben hätte: in den Schlußworten der Astronomie ist *quod* falsche Lesung von Mai, *Vat.* hat mit den übrigen Codd. die richtige Lesart *quia;* § 3 hat *Vat.* mit den übrigen Codd. *haec* (Mai *hoc*), § 5 hat auch der Vat. *inexcogitabilis ineffabilis,* § 7 *reverenter* (Mai *reveremur*), § 11 *disputavit* (Mai *disputat*).

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich durchwegs mit einer der von Cassiodor behandelten Disziplinen, der Geometrie, dem Fachgebiete Mortets, wie es scheint, auf dem er schon eine stattliche Reihe von Arbeiten (zu Epaphroditus und besonders zu Vitruv) geleistet hat. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über den Begriff der Geometrie bei den älteren Enzyklopädisten und bei Cassiodor, der nicht mehr die Geographie mit einbezieht, sondern nur mehr die theoretische Behandlung der Geometrie kennt, wird auch hier gleich an eine Rezension des Textes geschritten, die natürlich viele Fehler des Garetschen Textes verbessert. Was aber den kritischen Apparat für diese Rezension anlangt, so kündigt sich schon hier eine Methode an, die in der Abhandlung der letzten Kapitel sich geradezu zu einem gewagten Kunstgriff ausgestalten wird. Während nämlich Mortet, wie wir gesehen haben, bisher wegen der Erhaltung der Conclusio das Lob des *Bambergensis* und besonders seines *Mazarineus* gesungen hat, müssen diese beiden trefflichen Handschriften nun plötzlich in die zweite Reihe zurück, während der *Par. 12963* — der *Germanensis* des Garet — mit einigen Spießgesellen der erweiterten Fassung in die erste Klasse vorrücken, weil sie, wie wir gleich hier verraten dürfen, an die Geometrie die Principia *geometricae disci-*

plinae anschließen. Daneben kommt die von Mortet konstruierte dritte Klasse, drei Münchener Sammelcodices mathematischer Exzerpte, die in der mathematischen Literatur immerhin eine Rolle spielen mögen, für Cassiodor schon in Mortets Textesgestaltung, besonders aber in unseren Augen gar nicht in Betracht. Aber auch die Wertung der ersten und zweiten Klasse ist, wie bereits angedeutet, eine rein äußerliche — die *Principia* haben es Mortet angetan —, in der Herstellung des Textes folgt er richtigerweise fast überall dem *Bamb.* und *Maz.* und hätte es geradezu an allen Stellen tun können: denn auch *Aegyptus . . . fertur esse partitus* (*B, Vat., Maz., Germ.* u. a.) ist für Cassiodor ganz gut möglich gegenüber der (echt schulmäßigen) Korrektur *partita* der *Monacenses* und vielleicht würden die Mathematiker auch: *Euclidem translatum Romanae linguae (B, Maz., Wircebg.) . . . . Boethius edidit (dedit)* vertragen, wenn nicht von dieser Stelle der große Streit bezüglich der Geometrie des Boethius ausginge, der sich bekanntlich um das *adlatum (Monac.)* oder das *translatum* dreht. Als annehmbar, wenn auch vielleicht nicht nötig, wollen wir einstweilen Mortets Konjektur (Migne 1213, 1) *sancta Trinitas* für das überlieferte *sancta Divinitas* bezeichnen, zumal da der (Mortet allerdings unbekannte) *Carnot. 130* diese Lesart hat.

In äußerst interessanten Ausführungen schildert uns dann Mortet, welch hohe Bedeutung Cassiodor dieser Wissenschaft der Ordnung und Symmetrie beilegt (Zahlenmystik) und wie er selbst im Psalmenkommentar keine Gelegenheit vorübergehen läßt, seine Mönche zum Studium der Geometrie anzueifern. Aber auch auf praktischem Gebiete (in den *Variae*) fand der Schriftsteller, wie uns Mortet zum erstenmal spannend ausführt, Gelegenheit genug, seine Bekanntschaft mit den alten Agrimensoren zu zeigen und auch für seine Zeit geschulte Ingenieure und Architekten zu verlangen, welche Grundstreitigkeiten schlichten könnten und es verstünden, die schönen Formen römischer Architektur zu bewahren. Gewiß ein fruchtbarer und für Cassiodors Stellung an der Wende zweier Zeiten charakteristischer Gedanke!

In dem folgenden Abschnitte über die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters zur Verfügung stehenden Quellen zum Studium der Geometrie gibt Mortet einige neue Beiträge zur oben erwähnten Boethiusfrage. Ausgehend von der Tatsache, daß die bei Friedlein gedruckte *Ars geometriae* wegen der arabischen Ziffern nicht von Boethius herrühren kann, verweist er auf eine Kompilation im *Par. 13020*, welche die verdächtige Partie nicht enthält und im III. und IV. Buche sichere Euklidübersetzung bringt. Die für unsere Frage maßgebenden Cassiodorstellen, welche Mortet um eine wichtige (Kommentar zu Psalm 95) und eine recht vage (zu Psalm 96) vermehrt, behandelt er sehr besonnen. Wenn auch über das schon erwähnte *adlatum Romanae linguae* her das letzte Wort noch nicht gesprochen werden kann und wir

nicht entschließen können, das von den besten Handschriften einstimmig überlieferte *translatum* kurzweg zu verwerfen, so ist doch der Schluß Mortets vollständig richtig, daß die Belegstellen aus Cassiodor einerseits die Beschäftigung des Boethius mit Euklid beweisen, anderseits aber — wenigstens vorläufig — die Frage, ob Übersetzung oder lateinische Bearbeitung, offen lassen. Auch darin dürfte Mortet von einem richtigen Gefühle geleitet sein, wenn er die Tatsache, daß von den Arbeiten des Boethius gerade die Euklidische Geometrie nicht auf uns gekommen ist, aus dem Umstande erklärt, daß man wohl bis ins XI. Jahrhundert Traktate praktischen Charakters ganz gerne haben wollte, für den rein theoretischen Teil der Geometrie aber weder Verständnis noch Bedürfnis hatte.

Nach der nun folgenden interessanten Studie über die Definition der Geometrie bei Cassiodor und Boethius im Gegensatze zu den früheren Verfassern von Artes, Quintilian und Martianus Capella, auf welche wir hiemit die Mathematiker aufmerksam machen, betritt Mortet mit den letzten beiden Abhandlungen wieder das Gebiet, auf das ihm der Herausgeber der Institutionen in eingehenderer Weise folgen muß. Wie wir schon oben angedeutet haben, handelt es sich Mortet darum, die bei Garet auf die Geometrie folgenden *Principia geometricae disciplinae* dem Cassiodor zu vindizieren, und er unternimmt zu diesem Zwecke geradezu ein Kunststückchen der Kritik. Wir haben auf das etwas kühne Changement, das Mortet mit den Handschriftengruppen vornimmt, schon bei dem Texte der Geometrie hingewiesen und haben hier nur zwei weiteren Sätzen Mortets entgegenzutreten. Der erste: „*L'absence de ce texte dans les manuscrits de Cassiodore que l'on vient de mentionner, comme dans celui de la Mazarine ne nous paraît pas une raison suffisante pour écarter cette attribution à l'auteur des Institutiones*“ ist geradezu ein Hohn auf Mortets eigene Abhandlung über die echte Conclusio des Werkes. Dort hat es sich auch unserem Gelehrten klipp und klar gezeigt, daß nur durch den *Bamb., Maz.* und Sippe die oder eine echte Rezension der Institutionen mit Praefatio und Conclusio repräsentiert ist, während die übrigen Handschriften, um von den Kompilationen gar nicht zu reden, alle ohne Praefatio mit den Worten: *Intentus nobis est aliqua .. conscribere velle* eine mehr oder weniger durch Traktate erweiterte, in der Regel sogar namenlose Enzyklopädie der 7 *Artes* beginnen und mit der Astronomie ohne die echte Conclusio schließen. Bei solchen Verhältnissen, wo zwei nicht etwa bloß in Lesarten verschiedene, sondern in ihrem Grundbestande scharf sich gegenüberstehende Überlieferungen vorliegen, einmal zur Herstellung der Conclusio die eine, dann wieder zur Rettung eines lose eingeschalteten Traktats die andere Handschriftenklasse an die Spitze stellen, heißt Willkür an Stelle der Kritik setzen. Und zweitens behaupten, nicht die Überlieferung der *Principia* in einigen Handschriften

sei zufällig, sondern im Gegenteil das Fehlen derselben in unserer besten Klasse, heißt den Charakter der Erweiterungen der Cassiodorischen Enzyklopädie ganz verkennen. Hätte sich Mortet doch die Rhetorik und besonders die Dialektik angesehen! Da hätte auch er gewiß den Eindruck empfangen, daß Cassiodors Werk den bequemen Rahmen bildete, in den man alle möglichen Exzerpte einschachteln konnte. So entstanden jene Formen der erweiterten Fassung, die uns geradezu wie mittelalterliche Lehrbücher oder Kollegienhefte anmuten.

Neben diesen kritischen Erwägungen zerfließen die Gründe Mortets, die er aus dem Texte selbst schöpft, in ein Nichts. „Wie sollte Cassiodor auf diese *Principia* verzichtet haben!" Ja, hat er sie denn sicher gekannt? Sie decken sich ja in ihrer ersten Hälfte mit der dem Boethius abgesprochenen *Ars geometriae* bei Friedlein, welche doch Mortet selbst eine Kompilation des XI. Jahrhunderts nennt. Und selbst wenn sie, worauf wir hinweisen wollen, vielleicht doch aus der Euklidübersetzung des Boethius stammen (*Principia* sind sie überschrieben und *Elementa* nennt Cassiodor Ps. 95 den lateinischen Euklid) und Cassiodor bekannt waren, mußte und konnte überhaupt der Autor alles in seine *Artes* aufnehmen, der selbst in seinem Programme sagt: *Nunc .. per divisiones definitionesque suas singula reddamus ... Nec illud quodque tacebimus, quibus auctoribus tam Graecis quam Latinis, quae dicimus, exposita claruerunt, ut, qui studiose legere voluerit, quibusdam compendiis introductus lucidius maiorum dicta percipiat.* Also bei jeder *Ars* die Einteilung und die Definitionen, dann Literaturangabe, damit jeder Leser, durch des Meisters Werk orientiert, selbst seine Kenntnisse erweitern könne. Und so entstanden denn offenbar auch jene Erweiterungen, vielleicht schon zu Cassiodors Zeiten und in seiner Schule, indem solche Verweise auf andere Autoren auch wirklich ausgeschrieben wurden[1]), zumal ja der Lehrer selbst an vielen Stellen seine Schüler ermahnt, in seiner Methode sich weiter zu betätigen. So kommt es auch, was Mortet ganz übersehen hat, daß viele dieser aus anderen, von Cassiodor seinem Kloster beschafften Codices entnommenen Traktate und so auch unsere *Principia* ein eigenes *Explicit Deo gratias amen* führen, wodurch sie sich, wenigstens nach unserem Gefühle, selbst als Sonderstücke geben.

Wenn Mortet als weiteres Argument ins Treffen führt, die Harmonie der Komposition der einzelnen *Artes* verlange die *Principia*, so ist wohl hier nicht der Ort, diese für die ganze Gestaltung des Werkes gewiß grundlegende Untersuchung zu führen, aber es wird uns hoffentlich gelingen, auch diesen Beweisgrund durch Mortets eigene Schlußabhandlung *ad absurdum* zu führen.

---

[1]) Interessant ist in dieser Beziehung der merkwürdige Schlußpassus der Grammatik.

oder durch den Gedanken erfordert werden' (S. VI). Das ist ein so bequem zugestutztes Programm, daß man unter der Marke 'Schulausgabe' aus einem Autor machen kann, was man gerade will. Sachliche Schwierigkeiten durch Textgestaltung statt durch Erklärung beseitigen wollen, ist häufig nur Willkür. Die Begriffe 'Reinheit, Klarheit und Schönheit' sind doch relativ und der Wert der Änderungen aus diesen Titeln wird nicht minder relativ sein. Daß beispielsweise die von mir wiederholt charakterisierte Eigentümlichkeit des Cäsarianischen Stiles, die in der Wiederholung desselben Wortes, ja ganzer Phrasen auf kleinem Raume besteht und die ihre letzte Erklärung in der von mir anderweitig begründeten Flüchtigkeit des Schriftstellers findet, daß also diese Art der Flüchtigkeit zu den Schönheiten des Cäsarianischen Stiles gehört, wird niemand bejahen und aus diesem Titel Änderungen vorzunehmen, hieße am *color Caesarianus* Anstreicherarbeit verrichten (vgl. *Serta Harteliana* 224 und N. phil. Rundsch. 1904, S. 374 f.; dazu auch Frese, Beiträge zur Beurteilung der Sprache Cäsars, S. 21, wo er sich auf mich bezieht und neue Beispiele beibringt).

I 2, 2 läßt K. drucken: *ingressus eam orationem* gegen das handschriftliche *in eam orationem;* wenn man es auch begreifen kann, warum er hier an der Cäsarianischen Phrase drechselte, sagt doch die Grammatik, daß in übertragener Bedeutung die mit *in* zusammengesetzten Verba gewöhnlich den Accusativ haben, so fragt man sich III 18, 3, wo er, um sich konsequent zu bleiben, schreibt: *quem (Vibullium) ingressum sermonem Pompeius interpellavit* für *in sermonem* doch sofort, wo bleibt die vom Herausgeber proklamierte Klarheit der Sprache. Eben der klaren Ausdrucksweise soll hier *in* dienen, das er beseitigt hat. — I 5, 4 stellt er, offenbar aus Gründen der landläufigen Stilistik, in dem Satze *de amplissimis viris, tribunis plebis, gravissime — decernitur* den Titel *tribunis plebis* vor *amplissimis viris*. Ich will nicht hinweisen auf entgegenstehende Stellen, wie z. B. V 44, 1 *erant in ea legione fortissimi viri, centuriones, qui — adpropinquarent,* aber wer Cäsar herausgibt, sollte doch wissen, daß die Frage nach der Wortstellung vorläufig kaum zu lösen ist (vgl. meine Abhandlung 'Cäsars Bürgerkrieg, das *bellum Alexandrinum*' usw. Programm Czernowitz 1893, S. VI, wo über Umstellungen und Auslassungen [so zu lesen statt Ausbesserungen] im cod. *f* gehandelt wird).

Wenn I 8, 3 statt des handschriftlich fest überlieferten und allgemein aufgenommenen *Caesarem — debere iracundiam suam rei publicae dimittere* ein *remittere* korrigiert wird, so sollten die für die Sprache Cäsars namentlich im *bellum civile* von Frese in seiner Dissertation erarbeiteten Resultate gegen solche Gleichmacherei mindestens doch sehr vorsichtig machen.

Daß die Sucht, um jeden Preis zu ändern, auch in eine Sackgasse führen kann, dafür ein Beispiel. I 6, 6 wird allgemein so ediert: *in reliquas provincias praetores* (neue Herausgeber: *praetorii*) *mittuntur; neque exspectant, quod superioribus annis acciderat, ut de eorum imperio ad populum feratur, paludatique votis nuncupatis exeunt. Consules, quod ante id tempus accidit nunquam, ex urbe proficiscuntur, lictoresque habent in urbe et Capitolio privati contra omnia vetustatis exempla.* Hier muß es der so rasch wiederkehrende Schaltsatz *quod .... accidit (-erat)* unserem Herausgeber angetan haben, wie denn schon vor ihm J. C. Held in seiner Ausgabe des Bürgerkrieges (Sulzbach 1834, 3. Aufl.) bemerkte, daß der erste Schaltsatz unecht zu sein scheine. Held beließ ihn aber im Texte und schob den zweiten *quod*-Satz unmittelbar hinter *exeunt* ein. K. hat ihn aber gestrichen und überdies mit Oudendorp vor *nuncupatis* ein *non* eingeschaltet (vgl. auch Kübler, *Recisamenta crit.* Phil. 1896, p. 157) und so lautet der Satz bei ihm folgendermaßen: *in reliquas provincias praetores mittuntur; neque exspectant, ut de eorum imperio ad populum feratur, paludatique votis non nuncupatis exeunt, quod ante id tempus acciderat nunquam; consules ..... ex urbe proficiscuntur* eqs. Abgesehen von der nach *consules* konstruierten Lücke ist der Satz ganz gut herausgeputzt, nur ist er jetzt sachlich unrichtig geworden; denn nun wird behauptet, der Abgang aus der Stadt *votis non nuncupatis* sei bisher unerhört gewesen, und doch wissen wir aus Livius XXI 63, 7 ff., daß der mit den Optimaten zerfallene Konsul C. Flaminius genau dieselbe Unterlassung sich zu schulden kommen ließ. Und Ähnliches erzählt Livius XXXXI 10, 5 vom Konsul des Jahres 177 C. Claudius: *C. Claudius non votis nuncupatis — in provinciam abiit,* zwei Stellen, bei deren Lösung sich einem unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, daß Livius unsere Cäsarstelle vorlag. — II 38, 1 ff. wird von Saburra, dem Feldherrn des Numiderkönigs Iuba, erzählt, daß er von den Reitern Curios des Nachts überfallen und seine Schar fast aufgerieben wurde. In der ersten Meldung, die Curio bekam, hieß es: *Iubam .... restitisse in regno, Saburram, eius praefectum, cum mediocribus copiis .... appropinquare.* Diese Meldung war offenbar von Iuba inspiriert und hatte den Zweck, Curio zum Losschlagen zu bewegen, der, wie wir c. 37 Schluß erfahren, *bellum ducere parabat.* Tatsächlich veranlaßte auch die Nachricht von den *mediocres copiae* Curio zum Angriffe, seine Reiter besiegten die numidische Abteilung, er selbst ruft, als er sein Lager verläßt und den siegreichen Reitern begegnet, ohne weitere Aufklärungen abzuwarten: *videtisne ... milites ... abesse regem, exiguas esse copias missas, quae paucis equitibus pares esse non potuerint?* Bisher würde alles stimmen. Die Abteilung Saburras kann tatsächlich nicht groß gewesen sein, denn c. 38, 3 heißt es ausdrücklich: *rex (Iuba) cum omnibus copiis sequebatur et VI milium passuum intervallo*

Saburra consederat. Nun setzt aber Cäsar c. 39, 4 die Erzählung folgendermaßen fort: *erant per se magna, quae gesserant milites, praesertim cum eorum exiguus numerus cum tanta multitudine Numidarum conferretur.* Die *mediocres,* bezw. *exiguae copiae* des Saburra sind hier auf einmal zur *tanta multitudo* geworden. Daß hier ein Widerspruch vorliegt, ist augenscheinlich, er ist aber erklärlich durch die Arbeitsweise Cäsars (vgl. meine Anzeige von Walthers Schrift: „Über die Echtheit und Abfassung der Schriften des *corpus Caesarianum*" in der Nph. R. 1904, S. 363 ff. und besonders S. 376), so daß wir m. E. kein Recht haben, hier etwas zu ändern. Daß K. diesen Wiederspruch herausgefühlt hat, glaube ich nicht, sonst hätte er seine Kunst vielleicht an dem *tanta* üben müssen, allein ihm fiel die eigentümliche Verwendung des *praesertim cum* (= zumal wenn) an dieser Stelle auf und somit machte er aus *conferretur* (Meusel wollte vielleicht nicht mit Unrecht *confertur* lesen) ohne paläographische Skrupel frischweg *congressus esset* und damit ist der landläufigen Grammatik die schuldige Ehre erwiesen, denn *praesertim cum* heißt jetzt wie gewöhnlich „zumal da". Daß aber dadurch ein dem ursprünglichen ganz fremdartiger Gedanke in die Stelle hineingerät, sollte denn das so ohneweiters erlaubt sein?

Diese textkritischen Proben, die sich ins Ungemessene vermehren ließen, werden wohl hinreichen, die Arbeitsweise des Herausgebers zu kennzeichnen und meine ablehnende Haltung gegenüber dieser Art der Präparierung von Schulautoren zu begründen, die gewiß nicht um ein Haar besser ist als die berüchtigten Ausgaben in *usum delphini.* Denn daß man Schulausgaben machen kann, die auch in textkritischer Hinsicht alles Lob verdienen, zeigt das *bell. Gall.* von Fügner oder von Meusel und die Paul-Ellgersche Ausgabe des *bell. civ.*

Der Kommentar ist unvollständig, er umfaßt das erste Buch, von den anderen Büchern die angeblich meist gelesenen Partien II 23 ff. und III 41 ff. Das scheint mir kein Vorteil der Ausgabe zu sein. Indes gibt der Kommentar ausreichende sachliche, inhaltliche und sprachliche Erklärungen. Bezüglich der letzteren wäre freilich größere Sorgfalt ab und zu wünschenswert gewesen. Wenn es z. B. zu I 1, 2 *se non defuturum*] heißt 'er werde sich nicht entziehen, d. h. er werde entschieden eintreten für', so wäre doch die der Grundbedeutung näher stehende Übergangsphrase mehr am Platze gewesen: 'er werde es nicht an sich fehlen lassen'. Oder I 6, 8 *omnia divina humanaque iura permiscentur* ist die Übersetzung von *permiscentur* 'werden mit Füßen getreten' nur eine Sinneswiedergabe, die überdies ein ganz anderes Bild einführt, was doch erst dann erlaubt sein kann, wenn eine größere oder geringere Annäherung an die Grundbedeutung, sei es durch konsekutive oder kausale und ähnliche Abstufungen unmöglich ist. Hier kommt man dem Bild des „Durcheinandermischens" am nächsten, wenn man

die kausale Bedeutung dazu „Durcheinanderwerfen" verwendet. In dieser Beziehung wäre Erhebliches nachzuholen. — Zu I 9, 4 *Parthici belli*] steht 's. 2, 3', ich finde dort nichts Hergehöriges. II 40, 2 werden die handschriftlich überlieferten *LX* Elefanten bis auf 600 gebracht. Ich hätte gerne die Begründung für diese Steigerung erfahren mögen.

Druck und Ausstattung verdienen alle Anerkennung.

Wien. A. Polaschek.

Christian Ostermanns lateinisches Übungsbuch. Erster Teil: Sexta. Ausgabe *C*, bearbeitet von Dr. H. J. Müller und Dr. G. Michaelis. Leipzig und Berlin (Teubner) 1905. VIII und 192 SS. 8°.

Ausgabe *C* des für die Sexta bestimmten Übungsbuches unterscheidet sich durch die Anordnung, da der Unterricht mit dem Verbum beginnt. Mit den das Aktivum der ersten Konjugation betreffenden Partien wird gleichzeitig die erste und zweite Deklination, mit den das Passivum betreffenden die vierte und fünfte Deklination verbunden, außerdem sind Formen von *esse* eingeschoben. Nach dem Aktivum der ersten Konjugation wird die gesamte Konjugation von *esse* und Komposita behandelt, nach dem Passivum die ganze zweite Konjugation. Dem Übungsmateriale, das der Verarbeitung der angeführten Partie dienen soll, ist im Übungsbuche kein zu breiter Raum gegönnt; doch soll nach der von den Herausgebern empfohlenen Methode der Unterrichtsbetrieb sich nicht allein an das Übungsbuch klammern, von dem allerdings kein Satz fehlen kann (Vorwort S. VI), der Lehrer soll vielmehr durch freies Operieren mit dem grammatischen Stoffe das Übungsmaterial erweitern, eventuell Fragen über die Übungsstücke stellen, die der Schüler in lateinischen Sätzen zu beantworten hat, wofür S. 34, 37, 84, 87 Muster geboten werden. Die gleichzeitige Durchübung von Konjugation und Deklination mag manche Schwierigkeiten haben; daher ist auch nach Vorwort VI Ausgabe *C* mehr für Anstalten berechnet, die an ihre Schüler auf der untersten Stufe etwas größere Anforderungen stellen. Wo allerdings eine solche Möglichkeit vorhanden ist, wird sich der Wert der Anordnung rasch bemerkbar machen. Durch die Voranstellung des Verbums wird erreicht, daß der Schüler die Rektionsverhältnisse des Zeitwortes, der Seele des Satzkörpers, von Anfang an verstehen lernt und nicht erst einzelne vorweggenommene Formen sich anzueignen braucht. Auch der Übergang zur Übersetzung verständiger zusammenhängender Stücke wird vielfach erleichtert, sobald der Schüler alle Zeiten von Verben zweier Konjugationen anwenden gelernt hat. Daß mit der Einübung der dritten Deklination, trotzdem sie einen Raum einnimmt, ebenso mit der Durchnahme der Kompa

der Pronomina keine neue Konjugation verbunden wird, ist als wohlüberlegt anzuerkennen, weil der Schüler so Gelegenheit hat, sich in den zwei durchgenommenen Konjugationen recht zu festigen. Der Umstand aber, daß die dritte Konjugation an den Schluß des Übungsbuches gestellt ist, macht dem Lehrer eine höchst genaue Verteilung des Gesamtstoffes zur Pflicht, damit er nicht etwa bei Behandlung dieser schwierigen und wichtigen Partie vom Semesterschlusse überrascht werde.

Das Lob, das den Ostermannschen Übungsbüchern, was Inhalt und Sprache betrifft, schon häufig gespendet worden ist, muß auch hier wiederholt werden. Von den 88 lateinischen Übungsstücken bestehen nur 10 aus Einzelsätzen, die übrigen sind meistens Darstellungen aus der alten Sage und Geschichte, die recht instruktiv sind und das jugendliche Gemüt ansprechen. Dem deutschen Übungsmateriale ist die gleiche Ausdehnung und der gleiche Inhalt gegeben worden, so daß jedes deutsche Stück sich als eine mehr oder minder weitgehende Umwandlung der entsprechenden lateinischen Nummer darstellt. — Im Vokabular findet sich immer nach einer kleineren Zahl von Abschnitten eine nach Alphabet und Kategorien geordnete Zusammenstellung der vorgekommenen Vokabeln, deren Wiederholung dem Schüler einen umfangreichen Vokabelschatz sichern wird, wobei jedoch Worte wie *avere, esurire, sopire, stabilire* in der Sexta nicht zu betonen sein dürften. — Vorteilhaft ist für den Anfänger endlich die Formenlehre am Schlusse des Buches, weil er die für seine Bedürfnisse nötigen Paradigmen und Regeln auf engem Raume vereinigt hat und nicht aus verschiedenen Paragraphen einer größeren Grammatik zusammensuchen muß.

Hoffentlich wird die schön ausgestattete und sorgfältig gedruckte neue Ausgabe, die auf besonderen Wunsch mehrerer Anstalten des Rheinlandes ausgearbeitet worden ist, sich auch an anderen Orten Freunde erwerben.

Wien. Franz Kunz.

Paul Strzemcha, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauche an österreichischen Schulen und zum Selbstunterrichte bearbeitet. 7. Aufl. Wien und Leipzig, Deuticke 1904. Preis K 2·50.

„Die Darstellung der allmählichen Entwicklung und die Erörterung des in den verschiedenen Zeiträumen veränderten Zustandes der deutschen Nationalliteratur heißt ihre Geschichte“, so der Verf. § 1. Aber in dieser Hinsicht enttäuscht uns Strzemchas Werk. Ich vermag es nicht zu loben, daß eine Literaturgeschichte für die Schulen etwa 500 Schriftsteller nennt und die meisten auch biographisch behandelt, wenn auch eine solche Arbeit zum Selbstunterrichte als Nachschlagebuch vielen willkommen sein mag. Von

anderen wichtigen Perioden ganz abgesehen, läßt z. B. die allgemeine Behandlung der Dichter des Klassizismus sehr viel zu wünschen übrig. 16 Zeilen über „Klopstocks Bedeutung", 9 Zeilen „Lessings Bedeutung", $6^1/_2$ Zeilen „Herders Bedeutung" vermögen nicht das massenhafte Material (78 behandelte Dichter der klassischen Zeit) auf einen höheren Standpunkt der Betrachtung zu heben. Schillers und Goethes Wirken zu zeichnen, wird nicht versucht. Aber auch die Biographien geben nicht immer ein abgerundetes Bild des Lebens und Werdens der Dichter — auf Goethes Leben fallen 31, auf Lessings Leben 22 Druckzeilen bei 221 Seiten Buchumfang! Wichtiges und minder Wichtiges wird nicht genug geschieden. Auf Auerbach, Moriz Hartmann, A. Meißner kommen je 26 Zeilen, auf Rodenberg 25, auf K. Beck 24, auf Iffland 22, auf Pestalozzi 21, auf Feßler 17 Zeilen — man entschuldige diese Art der Vorführung — während G. Keller mit 9, Storm, Fontane, Jensen mit je 5 Zeilen abgetan erscheinen; Frenssen bekommt eine Druckzeile. Die Inhaltsangaben sind unzulänglich und öfter geradezu fehlerhaft, wie die folgenden Beispiele beweisen dürften. Ich verzeichne nur, was sich auf den ersten Blick als unbrauchbar fassen läßt; in anderen Fällen könnte das Halbwahre und Mißverständliche nur durch Anführung des Zusammenhangs dargelegt werden. Man lese S. 91 aus dem Inhalt von Goethes „Götz": „Sein einstiger Freund und Genosse Adalbert von Weislingen kämpft im Heere des Bischofs gegen ihn. Götz siegt und macht Weislingen zum Gefangenen — der unstete Weislingen läßt sich durch den Glanz des Hoflebens wieder verlocken und verläßt Götz, der ihn willig scheiden läßt, und geht zum Bischof. Der Kampf bricht aufs neue los. — (Durch den Bauernkrieg) wird Götz wortbrüchig und — durch Weislingens Zutun — wird er in die Acht getan. Verwundet und gefangen stirbt G. mit dem Troste, seine Ehre rein erhalten zu haben". Oder man lese folgende Inhaltsangabe aus Wallensteins Tod: „Max hat sich für die Ehre entschieden; doch da ihm das Leben das Höchste (Wallensteins Bewunderung und Theklas Liebe) verwehrt, so sucht er den Tod im Gemetzel der Schlacht. Wallenstein aber hat mit den Schweden sich verbunden und so den Verrat geübt. Er beschließt, nach Eger zu ziehen. Durch einen kaiserlichen Befehl wird Oktavio zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt; er weiß nun dem Wall. Feinde zu erwecken, insbesondere aber Buttler" usw. Man bemerke die Verwirrung der Reihenfolge der Ereignisse. Als ebenso verfehlt erweist sich die Inhaltsangabe von Lessings Nathan S. 82. Was soll man zu Bemerkungen sagen wie: „Tasso zieht — in Gegenwart des Hofes — den Degen" oder „Reineke führt den Bären hinterlistig zu den Bienen eines Bauern, wo der naschhafte Braun in fürchterliche Bedrängnis gerät" oder: „Der Brief Luisens wird nicht an den Hofmarschall, sondern an Ferdinand abgeliefert"; oder wenn der dritte Akt von Goethes Iphigenie durch

den Satz wiedergegeben werden soll: „Iphigenie und Orestes erkennen einander und nun wird der Plan erdacht, wie man am besten des Götterbildes sich bemächtigen könnte“.

Die Bezeichnung der Periode von 1300—1500 als der Meistersingerzeit ist nach Inhalt und Begrenzung unhaltbar. Die Zeit des Meistergesangs und die der Reformation fallen zeitlich noch zusammen. Klee, der hier Vorbild war, sagt eben nicht Meistergesang, sondern bürgerliche Dichtung, indem er das Volkslied, das Drama, die Prosa inbegreift und dann im folgenden Abschnitt die Humanisten als Gelehrte gegenüberstellt. Im § 36 wird die Mystik des XIV. Jahrh. erst nach dem Meistergesange (§ 32), dem Volkslied und dem Drama behandelt.

Wie zahlreich die sachlichen Unrichtigkeiten sind, soll in der folgenden Zusammenstellung gezeigt werden — die Wichtigkeit dieser Frage bei einem zum Schulgebrauche bestimmten Lehrbuche mag die Raumverschwendung entschuldigen. Der § 2 teilt das Germanische in Gotisch, Deutsch und Nordisch. Das ist logisch zu eng und zugleich verworren, da Gotisch und Nordisch gegenüber dem Deutschen in entscheidenden Punkten zusammengehören. Hieher stellt sich der Satz (§ 3): „Das älteste schriftlich erhaltene Denkmal der deutschen Sprache gehört dem Gotischen an“. Mit welcher Begriffsverwirrung hat der Lehrer bei den Schülern zu kämpfen, wenn sich solche Sätze in ein Lehrbuch einschleichen? Auch S. 6 Anm. wird von der Alliteration in den älteren deutschen Mundarten gesprochen und damit germanische Sprachen gemeint. S. 2 heißt es: „Die ältere Edda (Urelternmutter) ist von Sämund Sigfusson († 1100) gesammelt“. Unsere Sextaner dürfen das nicht wiederholen. Nachdem der Verf. S. 2 den Übergang von indogerm. Media zur Tenuis, Tenuis zur Aspirata, Aspir. zur Media angeführt, fährt er fort: „Derselbe Wechsel findet bei dem Übergange aus dem Gotischen ins Althochdeutsche statt“. Das ist falsch und scheint nebenbei noch von der Ansicht auszugehen, daß Althochdeutsch die Tochtersprache des Gotischen sei. — In der Besprechung des Hildebrandsliedes wird erzählt, daß Hildebrand allein in sein Ländchen zurückkehrt und an der Grenze desselben mit Hadubrand kämpfen muß. Daß der Kampf zwischen zwei Heeren stattfindet und eine ganze Sagenentwicklung zur Grundlage hat, scheint unbekannt. — Das Ruodlieb ist nicht in gereimten, sondern in leoninischen Hexametern verfaßt, was nicht dasselbe ist. Die Reime in der Nibelungenstrophe sollen (S. 15 Anm.) in den ersten zwei Zeilen stumpf oder klingend sein. — Daß Gotfried von Straßburg in dieser Stadt das wichtige Amt eines Stadtschreibers bekleidete, erfährt man S. 24. Ähnlich läßt der Verf. Heinrich von Freiberg am Hofe des Königs Wenzel II. leben. — Den Meier Helmbrecht als einen echt volkstümlichen Stoff zu bezeichnen, ist nicht richtig; das Gedicht ist ritterliche Satire. — Die Manessische Liederhandschrift ist längst nicht mehr in Paris, wie Strz. S. 30 mitteilt,

sondern in Heidelberg. — Daß Walther wahrscheinlich auf dem Vogelweidhofe bei Bozen geboren sei, wünscht man heute auch nicht mehr zu lesen, ebensowenig die Vermutung, daß Walther der Zuchtmeister von Friedrichs II. Sohn gewesen sei, ebenso, daß er 1227 mit einem Kreuzheere ausgezogen sei und bei dieser Gelegenheit seine Heimat wieder besucht habe. Sogar die Hypothese, daß Walther Freidanks Bescheidenheit verfaßt habe, wird S. 34 wiederholt. — Heinrich von Morungen soll ein Niederdeutscher gewesen sein. Daß Heinrich von Meißen die Mainzer Meistersängerschule gestiftet habe, wird niemand mehr ernstlich behaupten. Meister Eckhart ist nicht aus Augsburg gebürtig. — Den Satz, daß die Poesie redende Malerei, die Malerei stumme Poesie sei, hat nicht erst Breitinger aufgestellt (S. 62), sondern schon Simonides. — Seite 67 heißt es: „Klopstock setzte den Freunden in der Ode „Wingolf“ ein herrliches Denkmal“. — Bürgers Meisterballade heißt nicht „Leonore“, sondern „Lenore“. Daß Lessing im Epigramm alle seine Vorgänger übertroffen habe (S. 79), ist doch zweifelhaft, an Schärfe höchstens; Lessing selbst hatte von Logau eine höhere Meinung. „Stimmen der Völker in Liedern“ hat nicht Herder selbst seine Volksliedersammlung betitelt. Goethe wurde erster Minister nicht erst 1815, sondern 1782. Daß der zweite Teil des „Faust“ „von minderem Belange“ sei, sollte kein Verfasser einer Literaturgeschichte behaupten. K. F. Meyers bekannter Roman heißt nicht Georg, sondern Jürg Jenatsch. Stifter ist nicht 1867, sondern 1868 gestorben, Riehl nicht zu Biberich, sondern zu Biebrich geboren; Fontane sollte als schon gestorben aufgeführt werden. Reuters „Olle Kamellen“ sind nicht eine neben der „Stromtid“ und „Festungstid“ bestehende Erzählung.

Öfter vermißt man die engere chronologische Reihenfolge: So „Bürger studierte in Göttingen und Halle“. Lessings „Philotas“ wird vor „Miß Sara Sampson“ aufgeführt, ebenso heißt es bei Herders Jugendbildung: „Der Prediger Trescho und der Dichter Willamow“. Grillparzers „König Ottokar“ wird von Strz. nach „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Der Traum ein Leben“ behandelt.

Auch die Darstellung ist manchmal der Verbesserung bedürftig. Vom Schluß des Hildebrandsliedes heißt es: „Sie beginnen endlich zu kämpfen — doch da endigt leider auch schon das Bruchstück“. S. 6 liest man, daß „aus dem Hirten- und dem Bienensegen das Christentum bereits hervordämmert“. Johanna „verwirft“ die Hand ihres Freiers Raimond. „Wenn er die Schwester von Tauris zurückgebracht haben würde“, liest man ungern. Der Mißbrauch des Wortes „derselbe“ ist mit zahlreichen Beispielen zu belegen. Warum „königliches Handbillet“ geschrieben wird (S. 81), wenn Lessing selbst „Handschreiben“ sagt? Nachlässige Wortstellungen sind zu tadeln: „Wieland erblickte das Licht der Welt zu Biberach (!) am 5. September des Jahres 1733“. Ähnliche Stellung S. 88. 128. 129. 177.

Druckfehler, die irreführend wirken, sind Greisen für Greifen im Gudrunliede (S. 18), Korrektor statt Konrektor (78); hinter Misson (206) fehlt störend ein Beistrich. S. 37 wird 1447 als Todesjahr Michael Beheims angegeben; ähnlich (S. 90) 1771 als Zeit der Berufung Wielands nach Weimar. Freiherr von Gandy statt Gaudy (159), 209 unten Nietsche statt Nietzsche, 213 Neugrape statt Neugrabe als Geburtsort von Rich. Voß. 101 Milfort. Unbedeutende Druckversehen stehen S. 4. 17. 24. 41. 85. 86. 87. 90. 93. 96. 101. 105. 107. 156. 157. 158. 177.

Es wäre wünschenswert, daß die Literaturgeschichte bei einer Neuauflage einer gründlichen Umarbeitung unterzogen werde. Als Nachschlagebuch für literarische Einzelheiten wird sie vielen gute Dienste leisten. Die äußere Ausstattung ist in jeder Hinsicht trefflich.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung von Prof. Dr. O. Weise. Zweite, vermehrte Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905. IV und 166 SS.

Es wird wenige Autoren auf dem Gebiete der germanistischen Schriftstellerei geben, die mit ihren Arbeiten dasselbe Glück hätten wie der unermüdliche Weise. Der Deutsche ist bekanntlich geneigt, Schriften, die der Verbesserung seines Stiles oder seiner Aussprache dienen sollen, ziemlich hartnäckig abzulehnen. Umsomehr muß es überraschen, daß der aus dem Jahre 1903 stammenden ersten Auflage von Weises „Musterstücken deutscher Prosa" schon im Jahre 1905 die zweite folgen konnte. Das Büchlein hat aber auch wirklich mancherlei Vorzüge. Die „Musterstücke" verdienen tatsächlich diesen ehrenden Namen, die Materien der einzelnen Stücke sind an und für sich anziehend und abwechslungsreich. Alte und neue Zeit, Kunst und Natur treten in bunter Reihe vor Augen. Gleich bunt aber sind die Stilarten und ihre Eigenheiten, die Weise ebenso knapp als zutreffend zu charakterisieren versteht.

An fehlerhaften Einzelheiten sei folgendes angemerkt: S. 35 ist Österreich „das Reich des heiligen Stephan" genannt. Diese falsche Auffassung ist übrigens durch den Autor des Aufsatzes, V. Hehn, verschuldet. — S. 40, Z. 9 v. o. „Freitag", r. „Freytag".

Mies i. B. Adolf Hausenblas.



Phonetische Grundfragen. Von Otto Jespersen. Mit zwei Figuren im Text. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1904. 185 SS. Gr.-8°.

Was uns der gelehrte dänische Sprachforscher hier bietet, ist eine Sammlung von zu verschiedenen Zeiten entstandenen Aufsätzen, welche seine Stellung zu einer Reihe meist umstrittener Fragen der Phonetik und historischen Lautwissenschaft präzisieren sollen. Das Buch bildet so, wie der Verf. es selbst nennt, eine theoretische Grundlage zu seinem „Lehrbuch der Phonetik“ und ist nicht bloß für den Phonetiker von Fach, sondern auch für jeden Sprachforscher und jeden, der sich um sprachliche Vorgänge kümmert, von Interesse.

Wohl nichts Neues bietet das I. Kapitel über das Verhältnis von „Laut und Schrift“; doch unterscheidet sich in richtiger gemeindeutscher (nicht dialektisch gefärbter norddeutscher) Aussprache *Macht* von *Magd* (S. 2) nicht bloß durch die Quantität des Vokals. — Das II. Kap. („Lautschrift“) orientiert in trefflicher Weise über die verschiedenen Lautschriftsysteme und hebt die Schwierigkeit hervor, eine einheitliche Lautschrift herzustellen. — Im III. Kap. („Die beste Aussprache“) wendet sich der Verf. gegen die rein naturwissenschaftliche Auffassung, wonach der Sprachforscher keine Rangsunterschiede zwischen den verschiedenen Sprechweisen einer größeren Sprachgemeinschaft machen dürfe; er erkennt vielmehr für die beste Aussprache diejenige an, welche sich am meisten von dialektischen Eigentümlichkeiten freihalte und demnach am besten verstanden werde: dies sei aber die „Reichssprache“. Auch gibt er der Umgangssprache den Vorzug vor der des Vortrages, weil in jener sich die eigentliche Sprachentwicklung vollziehe. — Im IV. Kap. („Akustisches oder Genetisches“) gibt Jespersen eine Übersicht über die physische Akustik und charakterisiert die beiden einander entgegenstehenden Richtungen, die akustische und die genetische, um seine Ansichten über sie zuletzt in folgender Weise zusammen zu fassen: „Die Parteien können nicht jede für sich recht haben, aber — sie könnten zusammen recht haben“ (S. 75). Doch spricht er sich im ganzen zu Gunsten der letzteren Richtung aus: „Die artikulatorische Seite ist mindestens ebenso wichtig für das Sprachleben selbst wie die akustische. Dazu kommt der theoretisch vielleicht unwesentliche, aber praktisch außerordentlich bedeutungsvolle Umstand, daß die Artikulationen viel leichter zugänglich sind, die hieher gehörigen Phänomene sich viel leichter beschreiben lassen, und es herrscht infolgedessen viel größere Einigkeit zwischen den Forschern auf diesem Gebiet als zwischen den Akustikern“ (S. 88). — Kap. V spricht von der Schwierigkeit der „Systematisierung der Laute“ und der Unzulänglichkeit aller bisherigen Systematisierungsversuche. — Im VI. Kap. „Untersuchungsmethoden“ stellt sich Jespersen jetzt nicht mehr so abweisend wie früher (vgl. „Fonetik“ S. 61, zitiert von Klinghardt,

Neuere Sprachen VIII, S. 145) zur Experimentalphonetik, welche er im Gegensatz zur „sprachlichen Methode" lieber Instrumentalphonetik nennen möchte, und gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Ergebnisse derselben. — In dem bereits 1886 erschienenen Kap. VII *A*. „Zur Lautgesetzfrage" nimmt Jespersen gegen die junggrammatische These von der ausnahmslosen Wirkung der Lautgesetze Stellung, sieht aber den Grund einer exzeptionellen Lautentwicklung bei manchen Wörtern und Wortverbindungen [dän. *far*, *mor*, *bror* gegenüber *fader(lig)*, *moder(lig)*, *broder(lig)* usw. s. S. 155] nicht, wie Schuchardt in der Häufigkeit mancher Wörter, sondern in der „allerdings zur Häufigkeit in Beziehung stehenden Leichtverständlichkeit und Wertlosigkeit für die Auffassung des Sinnes". Jespersen ergänzt dieses Kapitel durch einen aus dem Jahre 1904 stammenden „Nachtrag" *(B)*, in welchem er darlegt, daß die „„Breite des lautlichen Schwankens und der Festigkeit der Grenze von der „Bedeutungsseite der Sprache" abhängig ist"". So werden im Französischen und namentlich im Englischen die stimmhaften Verschlußlaute im Auslaut von den stimmlosen streng auseinander gehalten, weil sonst zahlreiche Verwechslungen eintreten, während dies im Deutschen nicht notwendig ist, da es äußerst wenig solcher Wortpaare gibt, die sich bloß durch stimmhaften und stimmlosen Auslaut unterscheiden. Der Verf. bemüht sich dann noch weiter, einige der Lautveränderungen bewirkenden Kräfte aufzufinden, und spricht sich zuletzt dahin aus: „Das Sprachleben ist viel zusammengesetzter als unsere wissenschaftlichen Doktrinen und besonders solche Sätze wie der von den ausnahmslosen Lautgesetzen uns ahnen lassen" (S. 182).

Jespersen ist in phonetischen Dingen ein bewährter Führer nicht nur infolge seiner erstaunlichen Sachkenntnis auf diesem schwierigen und weiten Gebiete, sondern auch infolge seiner leidenschaftslosen und klaren Darstellungsweise.

Was die sprachliche Form betrifft, so finden sich nur wenige Verstöße gegen den deutschen Ausdruck. Doch ist die wahrscheinlich von einem Übersetzer herrührende Fassung eines Absatzes auf S. 28 („Das Resultat....") stilistisch verunglückt.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Schwierigkeiten des Englischen von Dr. Gustav Krüger. III. Teil: Syntax, nebst Beiträgen zur Stilistik, Wortkunde und Wortbildung. XXIV und 778 SS. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers) 1904. Preis 18 Mk.

Krügers großartig angelegtes Werk „Schwierigkeiten des Englischen", wovon die beiden ersten Teile, betitelt „Synonymik und Wortgebrauch" und „Ergänzungsgrammatik und Stilistisches" in den Jahren 1897 und 1898 erschienen sind, ist mit dem vor-

liegenden Bande zu einem würdigen Abschluß gelangt. Alle Fragen besonders syntaktischer Art, die im II. Teile unerledigt gelassen oder gar nicht berührt wurden, werden hier überzeugend gelöst. Die einzelnen Redeteile werden auf folgenden Seiten behandelt: Substantiv (S. 1—75), Adjektiv (S. 76—123), Adverb (S. 123—230), Fürwort, Artikel und Zahlwort (S. 230—326), Präposition (S. 326—407), Zeitwort (S. 407—548). Die Seiten S. 544—624 sind der Satzverbindung und dem Satzgefüge gewidmet, wobei selbstverständlich auch die Konjunktionen behandelt werden. Die letzten, kleineren Kapitel heißen: Auslassung, Anakoluth, Ausruf, Bitte, Frage, Verwunderung, Hervorhebung, Imperativ, Wiederholung, Nachdruck, Zusammenziehungen, Stil, Vergleiche, Wortbildung, Aussprache, Betonung, Bindung, Schreibung, Silbentrennung, Zeichensetzung, allgemeine Kennzeichnung der englischen Sprache. Das Buch schließt mit einem „Anhang" (S. 673—733) mit Zusätzen und Berichtigungen und einem sorgfältig ausgearbeiteten „Register" (S. 734—778). Wie schon der Titel anzeigt, enthält das Buch nicht nur rein syntaktische Belehrungen, sondern gibt auch reichlichen Aufschluß über die idiomatische Wiedergabe deutscher Substantiva, Adjektiva, Adverbien und Verba sowie auch gewisser formelhaften Wendungen (z. B. „in Amt und Würden sein", „den Kürzeren ziehen", „sie leben wie Hund und Katze") ins Englische und umgekehrt.

Obwohl ich schon in meiner Besprechung des Buches in der „Zeitschrift für das Realschulwesen" (Jahrg. XXX, S. 417 ff.) sowie in meiner Abhandlung „Bemerkungen zu einigen Punkten der neuenglischen Syntax" (ebenda, S. 129—137) zu einzelnen Behauptungen Krügers Stellung genommen habe, so will ich auch hier noch zu dem reichen Inhalte des Buches einige Bemerkungen machen, umsomehr als ich mich auf drei wichtige, kürzlich erschienene Werke, die Krüger nicht mehr benützen konnte, nämlich C. T. Onions, *An Advanced English Syntax* (London 1904), H. Poutsma, *A Grammar of Late Modern English* (Groningen 1904) und Sattler, Deutsch-Englisches Sachwörterbuch, stützen kann. § 51. Außer nach *as* und *than* wird auch nach *but* der Accusativ des Personalpronomens gesetzt; vgl. *No one would have thought of it but him* (Onions, p. 105). — § 59 und § 68. In der Liste der Verba, die im Englischen transitiv, im Deutschen intransitiv sind, fehlen *command, answer, aid, succour, assist, counsel, attend, precede, disobey, match, dare* (trotzen), *resist, withstand, forgive, contradict, credit, trust, mistrust, wrong, renounce, abdicate, invade, encounter, light, bleed* (zur Ader lassen), *fit, become* (passen), *lack*. — Ebenso sind die Verzeichnisse der Verba, die einen Dativ ohne *to* (§ 63), bezw. mit *to* (§ 65, 66) verlangen, jetzt nach Poutsma, p. 157—168, bezw. p. 170—175 zu ergänzen und richtigzustellen. Übrigens kann *bequeath* nach Sattler, p. 417 auch mit *to* verbunden werden; anderseits kommt *address* auch mit

reinem Dativ vor: *Whyte-Melville,* Satanella (Asher's Collection), p. 43 *at the first word she addressed him.* — § 110 (S. 38). Mit dem volkstümlichen *much thanks* (statt des korrekten *many thanks*) ist *thanks very much* (F. C. Philips, "*One Never Knows*" I, p. 36) zu vergleichen, das sich vielleicht als Anlehnung an *thank you very much* erklären läßt. — § 123. Neben *still as death, stone-still, still as a mouse* („totenstill", „mäuschenstill" ist auch die Verbindung *still as a statue* zu erwähnen; vgl. meinen Aufsatz „Zur Alliteration in der modernen englischen Prosadichtung" in den „Englischen Studien" XIX, p. 373. — § 336 *e.* Neben *nor-either* („auch nicht") läßt sich auch *nor-neither* belegen; vgl. Mrs. Craik, *Old Stones* (Tales and Sketches, Bielefeld und Leipzig, II, p. 12): *Nor harebells neither.* — § 562. Neben *a good enough story* kommt auch *a good story enough* vor; s. § 294 *he is a likely fellow enough.* — § 1077 (S. 372). Statt *but for* „wenn jemand oder etwas nicht wäre oder gewesen wäre" findet sich sehr oft die Phrase „*if it had not been for*" oder „*hat it not been for*". — § 1359. Neben der persönlichen Konstruktion *I am allowed, I am permitted* usw. kommt auch die unpersönliche *it is allowed, it is permitted to me* usw. vor; Beispiele liefert Sattler, p. 215 f. Es ist daher nicht nötig, in Sätzen wie *it was forbidden to stop, forbidden* für ein Adjektiv zu erklären (Krüger § 2396). — § 1475. Es sollte doch erwähnt werden, daß in Sätzen wie *it is high time (that) you went* das Präteritum *went* den Konjunktiv vertritt. — § 1520. Der aktive Infinitiv in passiver Bedeutung ist nicht nur in Sätzen wie *rooms to let* oder *the house is to sell,* sondern auch sonst häufig zu finden; vgl. meine „Beiträge zur Syntax des *Victorian English,* II (Zeitschrift für das Realschulwesen XXII, p. 218 ff.). — § 1711 *b.* In dem Satzgefüge *I wonder how Miss Wood can go about from house to house teaching the piano and she a lady* ist der Zusatz *and she a lady* als ein absolutiver Nominativ statt „*she being a lady*" aufzufassen. In der gesprochenen Sprache kommt statt des Nominativs auch der Accusativ vor: *How could the room be cleaned, and me with my rheumatism?* (Onions, p. 67). — § 1823. „Nach *than* findet sich in der nachlässigen Umgangssprache statt des Nom. der Acc. des Pron. Pers." Onions, p. 106 gibt dem Accusativ *(How much older is he than me?)* den Vorzug vor dem Nominativ *(How much older is he than I?),* indem er den letzteren für pedantisch erklärt.

Krüger hat in seinem neuesten Buche ein so ungeheures Material von Wissenswertem und Interessantem aus allen Gebieten der neueren englischen Sprache zusammengetragen, daß es zwar nicht leicht vom Anfang bis zum Ende durchgesehen werden kann, aber als wertvolles Nachschlagebuch jedem Neusprachler treffliche Dienste leisten wird.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Patsch Carl, Das Sandschak Berat in Albanien. Mit 180 Abbildungen und einer geographischen Karte. Wien, Alfred Hölder 1904. 4° (3 Bl., 200 Sp. und 1 Karte). Preis 16 Mk. (Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Schriften der Balkankommission. Antiquarische Abteilung III).

In vorliegendem Buche bietet C. Patsch, der sich bereits durch eine Reihe von Veröffentlichungen einen ehrenvollen Namen in der Balkanforschung gemacht hat, die frisch und anschaulich geschriebene Schilderung einer Reise im mittleren Albanien, in dem Regierungsbezirke, der von der im Binnenlande gelegenen Stadt Berat (Velarde) seinen Namen hat. Auf dieser Bereisung einer bisher nach allen Richtungen hin nur wenig bekannten Landschaft, zu welcher Patsch auf Otto Benndorfs Anregung von der Wiener Akademie der Wissenschaften beauftragt war, hat der rührige und unerschrockene Forscher mancherlei Mühsale und selbst ernstere Fährlichkeiten überwindend, nicht allein das reichhaltige antiquarische Material mit Sorgfalt und Vollständigkeit aufgenommen, sondern überhaupt alles, was im allgemeinen für die Landeskunde von Wert schien, in den Kreis seiner Beobachtung gezogen. Den Text der Berichterstattung begleiten zahlreiche nach Photographien, Handzeichnungen und Abklatschen hergestellten Abbildungen, welche die Landschaft, Volkstypen und antike Monumente vergegenwärtigen, sowie eine vortreffliche Karte des militär-geographischen Instituts in Wien, in welche auch die Fluß- und Städtenamen aus dem Altertum eingesetzt sind.

Reiche Ausbeute hat Patsch vor allem auf topographischem Gebiete gewonnen. Von seinen Ergebnissen werden insbesondere auch die künftigen Interpreten des cäsarischen *Bellum civile* gebührend Notiz nehmen müssen. Eine Reihe antiker Örtlichkeiten dieser im Altertum zu Epirus gehörigen Landschaft, welche Cäsars Kriegsbericht erwähnt, werden teils ihrer Lage nach genauer geschildert, wie *Apollonia* (Pojani), *Oricum* (Palaeokastro in der Bucht von Dukati), *Byllis* oder *Bullis* (Gradišta bei Hekalj), teils mit Wahrscheinlichkeit neu festgelegt, wie *Amantia* (Pljoča im Osten des Golfs von Valona). Die Angaben Cäsars (*B. c.* III 39) über den Hafen von *Oricum* findet man bei P. in Wort und Bild erläutert und als durchaus sachgemäß und anschaulich erwiesen.

Daneben vermitteln die von Patsch zuhauf gebrachten Denkmäler auch eine eindringendere Anschauung von dem kulturellen Zustande der Landschaft im späteren Altertum. Bedeutende Überreste der Baukunst und Bildhauerei, an welchen namentlich der antike Hauptort, *Apollonia,* reich ist, und zahlreiche, zumeist griechische Inschriften liegen fast allenthalben zutage und erzählen von der wesentlich auf griechischen Grundlagen ruhenden Kultur dieses Gebietes, welches, obschon von den großen Brennpunkten des Hellenismus ziemlich weit entlegen, dennoch seinen mächtigeren Antrieben und Strömungen jederzeit erreichbar blieb. Einen regen

Seeverkehr mit Italien, Kleinasien und den Pontus lassen unter anderem die merkwürdigen Weihinschriften erkennen, welche glücklich in den Hafen eingelaufene Schiffer den hilfreichen Dioskuren zu Ehren in die senkrecht abfallenden Felswände der Bai von Grammata eingeschnitten haben.

Ein schaulustiges und spielfreudiges Volk müssen die Epiroten — der Mehrzahl nach wohl hellenisierte Barbaren illyrischen Stammes — in der hellenistischen Zeit und unter den römischen Kaisern gewesen sein. In großer Zahl begegnen Inschriften und Skulpturen dionysischer und musischer Künstler, an denen sich die geistig sonst kaum sehr rührige Stadtbevölkerung ergötzte; es gibt da tragische und komische Schauspieler, einen mit 21 Jahren verstorbenen Tänzer, der als Kinaidologos die wollüstig geschmeidigen Bewegungen männlicher *Scorta* nachzuahmen verstand, einen Orgelspieler mit seinem Instrument. Von den Römern, welche, nach spärlichen Resten lateinischer Epigraphik zu schließen, auch hieher vereinzelte Ansiedler entsendet haben dürften, haben die Epiroten ihre in vielen Denkmälern zutage tretende Vorliebe für Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen bezogen; der Nationalcharakter ihrer Nachfahren, der heutigen Albaner, bürgt uns dafür, daß sie in solchen Dingen gelehrige Schüler waren. Neben diesen Dienern einer weltlich gesinnten Schaulust steht einsam ein pythagorischer Philosoph, der (Sp. 180 n. 39), als einziger Zeuge dafür, daß *Apollonia* um den Beginn unserer Zeitrechnung als Sitz von Weisheitsbeflissenen und Redelehrern eines gewissen Rufes sich erfreute. Von einem Wegebau, den ein römischer Offizier im Interesse seiner Heimatstadt *Byllis* unternommen hat, berichtet eine dort in den lebenden Fels eingemeißelte Inschrift, seit längerer Zeit bekannt, von Patsch (Sp. 103 ff.) endgiltig in ihrem Wortlaut festgestellt; sie bietet in dem *Cursus honorum* des Bauführers wichtige Angaben über die Zusammensetzung des syrischen Heeres während des Partherkrieges unter *Lucius Verus* (162—165 n. Chr.). Auch aus mittelalterlich-byzantinischer Zeit bringt Patsch einige epigraphische Denkmäler bei, welche von griechischen Feudalherren in diesen Gebieten berichten.

Als Gegenstück zu dem antiken Leben der epirotischen Landschaft, welche in den Monumenten uns entgegentritt, schildert der Verf. in knappen, aber plastischen Umrissen die gegenwärtigen Verhältnisse in Mittelalbanien. Die Kunde der Antike und die Anschauung modernen Lebens durchdringen, ergänzen und befruchten sich bei ihm gegenseitig. Mit Recht hebt Patsch mehrfach die Bedeutung hervor, welche dem „Studium der Örtlichkeit und der wirtschaftlichen Bedingungen des Geländes“ auch für die antiquarische Untersuchung zukommt (Sp. 4). Bunt aneinander gereiht, dennoch zu einem anschaulichen Bilde sich zusammenfügend, werden die mannigfachen Volkstypen der Landschaft uns vorgeführt: Albaner, die sich in Ljaben und Tosken gliedern, Türken und Griechen,

omunen und Zigeuner mit ihren Trachten und Geräten, ihren
ohnstätten in Stadt und Land, ihren Ackerbräuchen und Haus-
lustrien, ihren Sitten und Superstitionen, unter welchen auch die
lksmedizin eine Rolle spielt. Das geschäftige Getriebe in den
zaren der Städte, in denen eine bunt zusammengewürfelte Be-
kerung sich drängt, das abwechslungsarme Dasein in den gast-
ien albanischen Dörfern und auf den Edelsitzen der türkischen
oßgrundbesitzer, das Stilleben der in Ordenskleidung und Bildung
rk verwahrlosten orthodoxen Mönche in ihren zum Teil in Ruinen
kenden Klöstern — alle diese Dinge sind mit wenigen, aber
fsicheren Strichen gezeichnet. Auch der Humor des Reiseerleb-
ses kommt — immer diskret und unaufdringlich — zum Worte.
unter muß die harmlose Jagd auf Käfer als „Schutzmantel der
igraphik" und der geographischen Forschung herhalten. Anderswo
d in dem ahnungslosen Forschungsreisenden der ersehnte Priester
Rom begrüßt, der eine Anzahl mit ihren bisherigen Oberhirten
zufriedener Orthodoxen mit der katholischen Kirche vereinigen
l. Die Zigeunerfamilie, welche durch eine erschütternde Pro-
ktion mit Flöte und Riesentrommel einen Wegzoll erpreßt; der
malen beschäftigungslose Räuber, den Patsch mit einem Kalt-
sserumschlag kuriert; die naiv mißtrauische türkische Polizei
Berat, welche die Reisenden unter dem Vorwande, sie vor
tigen Besuchern, Bettlern und Ruhestörern zu schützen, scharf
rwacht; der lebensprühende Mönch Christo, der nach gut
anischem Festbrauch beim fröhlichen Gelage, wenn ein Sang
onders einschlägt, durch scharfe Schüsse zum Fenster hinaus
ner überquellenden Laune Luft macht; der orthodoxe Pope, der
e tiefe Reverenz vor der Wissenschaft macht, „was ihn später
ht hinderte, ihre geringen Diener zu bemogeln"; der Didaskalos
der Stätte des alten *Apollonia*, der in pathetischem Ergusse
r Athens alte und neue Herrlichkeit mit Fuß und Knüppel um
h schlägt und dabei eine antike Statue beschädigt — lauter
chtige, aus dem vollen Leben gegriffene Typen, denen jeder,
im Balkan gereist ist, schon irgendwo auf seinen Fahrten
gegnet zu sein vermeint. Daneben fällt manch ernsthafte Be-
rkung über kulturelle und religiöse, politische und wirtschaftliche
nge, welche Patsch mit dem nüchternen Blicke eines Praktikers
beobachten versteht. Fast möchte mich bedünken, daß auch ein
plomat und ein Kaufmann aus diesem Reiseberichte so manches
nen könnte.

Mit Behagen greift man mehr als einmal zu diesem erfrischen-
n Buche, in welchem sich große Hingabe an die wissenschaft-
hen Aufgaben und geschulte Exaktheit in der Aufnahme des
ographischen und antiquarischen Materials mit klarblickendem
erständnis des praktischen Lebens verbinden, und wünscht ihm
ahlreiche Nachfolge.

Athen. A. v. Premerstein.

Regesta Habsburgica. Herausg. vom Institut für österreichische Geschichtsforschung unter Leitung von Osw. Redlich. I. Abteilung: Die Reg. der Grafen von Habsburg bis 1281. Bearbeitet von Harold Steinacker. Innsbruck, Wagner 1905. X und 148 SS. Mit einer genealogischen Tabelle.

In einem kurzen Vorwort (S. V—VII) des vorliegenden Bandes, der aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums des Instituts dessen Altmeister R. v. Sickel gewidmet ist, legt Prof. Redlich die Notwendigkeit einer Neubearbeitung der Habsburgischen Regesten auf umfassender Grundlage dar und bietet zugleich Nachrichten über den Stand der weitausgreifenden Vorarbeiten für die weiteren Teile des großen Unternehmens. Dr. Steinacker ergänzt (S. VIII u. IX) dieses Vorwort durch einige, speziell auf den hier angezeigten Band bezügliche „Vorbemerkungen". Und dann folgen 702 Nummern Regesten von ca. 950 bis 1281, also von dem ersten nachweisbaren Habsburger, Guntram dem Reichen, bis zur Ernennung von König Rudolfs Sohn Albrecht zum Reichsverweser in Österreich und Steiermark. Letzteres Datum wurde statt des Belehnungsdatums gewählt, weil schon von da an zahlreiche Urkunden für österreichische Empfänger beginnen und daher hier die Grenze zwischen der „Grafen-" und der „Herzogsperiode" liegt. Vom Jahre 1273 an werden (vgl. Nr. 539, S. 119) nur die auf die Familiengeschichte bezüglichen Urkunden gebracht, während die Königsurkunden ausgeschlossen bleiben, da sie bei Böhmer-Redlich, 'Regesta imperii VI' gesammelt vorliegen.

Die Regesten umfassen außer Urkunden auch Stellen aus erzählenden Quellen und sind in sehr verschiedener Ausführlichkeit gegeben, je nach ihrer Wichtigkeit. Vielen von ihnen sind sehr ausgedehnte kritische Erörterungen beigefügt. Im wesentlichen werden dabei die Resultate verwertet, die seit Schulte, 'Geschichte der Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten' (Mitteil. des Inst. Bd. 7 u. 8; auch 10; Separatabdruck 1887) durch Redlich, 'Rudolf von Habsburg' (1903), Hirsch, 'Die Acta Murensia usw.' (Mitt. des Inst. 25, 1904) und Steinacker selbst ('Zur Herk. u. älteren Gesch. d. Habsb.', Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrh. N. F. 19, 1904) gewonnen worden sind.

In Fragen der ältesten Genealogie weicht St. einigemale auch von Redlich ab. — Als das eine sichere, wenn auch nur negative Resultat erscheint auch hier wieder, daß keine Möglichkeit vorliegt, das Habsburger-Geschlecht über Guntram (ca. 950) zurückzuverfolgen (Nr. 1). — Im Anschlusse an St.s genannten Aufsatz wird ferner Bischof Wernher auf Grund der Acta Mur. gegen die Angabe der gefälschten Gründungsurkunde von Muri (Nr. 6) als Bruder der Gemahlin Radbots, Ita, aufgefaßt und daher aus dem Geschlechte der Habsburger ausgeschlossen (Nr. 2), ihm auch die alleinige Gründung der Habsburg oder auch nur

der Hauptanteil daran abgesprochen (Nr. 6—8)[1]. Sein einzig in der Gründungsurkunde genannter Bruder Lanzelin (II.) wird ganz in die Reihe der Fabeln verwiesen (Nr. 5—7), ebenso Hilla, die angebliche Gemahlin des 1111 ermordeten Otto II., die zum erstenmal in einem 1649 erschienenen französischen Werk von Vignier erscheint (Nr. 31). — Der in einer Urkunde Kaiser Friedrichs I. für das Kloster Disentis als Zeuge auftretende Ulrich v. H. (Nr. 62) wird mit ziemlich schlagenden Gründen dem gleichnamigen schwäbischen Freiherrngeschlecht zugesprochen; durch Nr. 148 und 149 wird, allerdings stillschweigend, die Existenz eines Sohnes Werner nach Rudolf II. (gest. 1232) ausgeschlossen, ebenso in Nr. 178 die eines vierten Sohnes und mehrerer Töchter Albrechts IV. (gest. 1238—40). Nach Vorgang Wittes (Mitt. Instit. 21) wird namentlich die angebliche Gemahlin Konrads von Hohenzollern, Clementia, beseitigt. Nr. 506 erwähnt den angeblichen gleichnamigen Sohn des 1271 gest. Gottfried v. H.-Lauffenburg, von dem eine englische Familie (Fielding) abstammen wollte.

So unterscheidet sich die beigegebene genealogische Tabelle ganz wesentlich von den sonst üblichen Genealogien.

Von den 702 Nummern des Werkes fallen nur 80 vor das Jahr 1200, in die Zeit Rudolfs IV., des ersten Königs des Hauses, die Nummern von 175 bis 702, ein Zeichen (— wenn auch der Umstand berücksichtigt wird, daß viele Urkunden aus der älteren Zeit verloren gegangen sind —), in welchem Maße der Umfang der Beziehungen des Hauses wuchs.

Aus dem reichen Schatz, der da vor uns ausgebreitet wird, seien neben den oben genannten nur einige der wichtigeren Nummern kurz erwähnt.

Nr. 6 und 7 beziehen sich auf die Gründung des Klosters Muri (1027), ersteres, wie erwähnt, gefälscht, letzteres die Stelle aus den Acta Muri. — Nr. 16. Weihe der Kirche des Klosters Muri durch Bischof Rumold v. Konstanz (1064). — Nr. 17. Muri wird selbständige Abtei (nach 1065). — Nr. 18. Graf Werner läßt das Kloster reformieren und gibt es (das bis dahin Habsburgsches Eigenkloster gewesen) frei (um 1082). — Nr. 21. Muris Bedrängnis, Fehde Werners mit den Grafen von Lenzburg (Enkel der Gründerin des Klosters, Ita), worauf Muri unter anderer Form wieder unter Habsburgs Vogtei kommt (Nr. 22; 1086)[2]. — Nr. 23 ist eine vom Kardinalskolleg dem Kloster Muri gegebene Bestätigung der eben genannten Einrichtung und wird von St. als echt anerkannt. — Nr. 32. Bestätigung der Privilegien von Muri durch Heinrich V. (1114). — In Nr. 43 tritt für den Habsburger Werner zuerst der

[1]) Die „eigentliche Begründung einer klösterlichen Niederlassung" hat erst nach seinem Tode stattgefunden (Nr. 7 und 8).

[2]) In diese Zeit (1082—1086) setzt St. die Entstehung der gefälschten Gründungsurkunde.

Landgrafentitel auf (1135). — Nr. 72. Kaiser Friedrich I. verleiht Albrecht III. die Grafschaft Zürich, die Vogtei über das Kloster Säckingen und die Güter der Herren von Biederthal (1173). — Nr. 75. Bestätigung einer Urkunde von 902 für das Kloster St. Trudbert im Schwarzwald durch den Landgrafen Albrecht III. Diese inserierte, früher verdächtigte Urkunde wird als echt erklärt. — Nr. 76 bietet die erste ganz sichere Erwähnung des Landgrafentitels, u. zw. für Rudolf II. (1196). — Nr. 93. Ausgleich zwischen Rudolf II. und der Äbtissin von Säckingen, der für die Beherrschung der Rheinpassage wichtig war (1207). — Nr. 101 erscheint Rudolf II. als Bürge für 1000 Mark zu Gunsten K. Friedrichs II. (1212). — Nr. 114 über die Vorgänge beim Aussterben der Zähringer (1218), Zerstückelung der Vogtei Zürich; Verleihung der Reichsvogtei Uri an die Habsburger, vielleicht auch, wenn nicht schon 1173, der Grafschaft im Elsaß. — Nr. 116. Geburt K. Rudolfs. — Nr. 132. Sieg Albrechts IV. bei Blodelsheim über die Grafen v. Pfirt und die Reichsstädte. Vgl. Nr. 186. — Nr. 142. Befreiung der Leute von Uri von der Habsburger Vogtei durch K. Heinrich VII. (1231). Nr. 145. Beim Tode der Gräfin Agnes (vor 1232) über die Verwandtschaft zwischen den Habsburgern und den Hohenzollern. — Nr. 175 erste selbständige Urkunde Rudolfs IV. (1239). — Bei Nr. 180, dem Freiheitsbrief für Schwyz (1240), gibt St. gegenüber der Meinung Schweizers (Jahrb. f. Sch.-Gesch. 10, 14), daß diese Urkunde nur eine Drohung gegen Rudolf III. gewesen und mit dessen Unterwerfung (1242) bedeutungslos geworden sei, zu, daß „die weitere tatsächliche Entwicklung" wirklich so gewesen ist, hält aber doch mit Oechsli (Anf. d. Schw.-Eidgen. 252 ff., 365 ff.) die Exemption für ganz ernst gemeint. — Nr. 203. Ritterschlag Rudolfs IV. (1248); vgl. Nr. 286. — Nr. 222. Ein Brief Innocenz' IV. über die Aufstände der Leute von Schwyz und Sarnen gegen den päpstlich gesinnten Rudolf III. (1247). — Nr. 240 u. 241. Verleihung von Zöllen an Rudolf IV. durch Konrad IV. (1249 und 1251). — In Nr. 247 und 251 betont Konrad IV. die Verdienste, die sich Rudolf IV. erworben hat (1252, 1253). — Nr. 260 handelt über Rudolfs IV. Heirat mit Gertrud v. Hohenberg, die auf 1253 festgelegt wird. — In Nr. 265 schenkt Konrad IV. an Rudolf IV. 100 Mk. Silber und verpfändet ihm Breisach und Kaisersberg bis zur Erwerbung von Rheinfelden, eine Urkunde, die für die ganze damalige Politik sehr wichtig ist. — Nr. [illegible] Auftrag Innocenz IV. an den Bischof von Basel, Rudolf IV. und eine Reihe von Rittern wegen Beschädigung [illegible] zu exkommunizieren. — Bei Nr. 286 wird Rud[illegible] der Krönungsgesandt[illegible]aft nach Spa[illegible] Nr. 30[illegible] das interes[illegible]adtrecht für [illegible] — Nr. 308 und [illegible]ündnisse [illegible] Konstanz, dem Abt [illegible]len und [illegible] Kiburg gegen Hart[illegible] jüngeren [illegible]

dolf IV. — Nr. 328 behandelt die Frage des Zusammenhanges zwischen Rudolf IV. und dem Erzbischof von Mainz Wernher von Eppenstein, dessen Reise nach Rom zwischen den 6. Oktober 1260 und den 2. Februar 1261 fällt. — In Nr. 331 erscheint Rudolf IV. mit dem Bischof von Straßburg vor der aufständischen Stadt (Juni, Juli 1261), aber schon Nr. 335 zeigt ihn im Bund mit dieser gegen jenen (18. September 1261). Die folgenden Nummern beziehen sich dann großenteils auf diese Kämpfe, denen am 9. Juli 1262 ein Präliminarfrieden ein Ende macht (Nr. 347), der mehrfach verlängert wird (Nr. 363, 406).

In Nr. 357 folgt Rudolfs (IV.) Name als des ersten Laienzeugen unmittelbar auf den des Erzbischofs Wernher von Mainz (1262). — Nr. 368 (vgl. auch Nr. 422, 490, 597). Freiburg im Üchtland nimmt Rudolf als Schirmherrn an (1264), ebenso Burgdorf (Nr. 387, vgl. Nr. 469, 530, 545). — Nr. 371. Übertragung der Kiburgischen Besitzungen durch Hartmann d. Ält. an Rudolf IV. (1264). — Nr. 372. Vergleich Rudolfs mit dem Bischof von Konstanz über die Kiburgschen Güter (1264). — Nr. 373. Stadtprivileg Rudolfs für Winterthur (1264). — Nr. 380. Rudolfs Vorgehen beim Tode Hartmanns d. Ält. (27. November 1264). — Nr. 417. Siegreiche Fehden Rudolfs gegen die kleinen Dynasten von Regensburg, Grießenberg und Toggenburg (1266 f.). — Nr. 434 ist ein Verzeichnis der Güter, welche Margarete v. Kiburg, Witwe nach Hartmann d. Ä., von Rudolf entrissen worden waren; Nr. 435 bringt dann den Ausgleich der beiden (1267). — Nr. 482. Neue Ansprüche Margaretas (1271). — Nr. 438 zeigt Rudolf mit Konradin in Verona (vgl. Nr. 410 u. 419). — Nr. 449 setzt den Beginn der Fehde Rudolfs mit dem Bischof Heinrich von Basel auf 1269 fest, gegen Kopp, 'Geschichte der eidgenössischen Bünde' und Redlich, die 1268 annehmen. — Nr. 483. Sieg Gottfried von Habsburg über die Berner, die auf savoyischer Seite standen. Die Episode von dem Ritter, der allein in den lanzenstarrenden Kreis der Berner eindringt, die bei Joh. v. Winterthur erhalten ist und eigentlich zu einer späteren Schlacht (1287, auf der Schloßhalde) gehört, ist vielleicht das Vorbild der Winkelriedsage. — Nr. 495. Bund zwischen den Bischöfen von Basel und Straßburg gegen Rudolf und jedermann (1271). — Nr. 500. Rudolf IV. verzichtet ausdrücklich auf die von St. Gallen rührenden Lehen Hartmanns d. Ä., wird dafür mit Weißlingen, Sulz und allen Mannslehen der aufgezählten Besitzungen belehnt und leistet erst jetzt (nicht 1266, vgl. Nr. 414) den Treueid. Alle widersprechenden Urkunden werden kassiert (1271). — Nr. 514. Verbindungen Rudolfs mit Stefan V. von Ungarn (1272). — Nr. 538. Gotteshausleute, Bürger und Bauern von St. Gallen nehmen mit Zustimmung des neuen Abtes Rudolf zum Schirmherrn an (1273). — Nr. 542. Waffenstillstand Rudolfs mit dem Bischof von Basel (22. Sept. 1273). — Nr. 543, Der angebliche Loskauf der Schwyzer von Eberhard v. Habsburg (1273). Dieser wird sehr

unwahrscheinlich gemacht durch die folgende Nr. 544, in welcher neben anderen Besitzungen auch Schwyz von Eberhard an Rudolf abgetreten wird (vor 29. Sept. 1273). — Nr. 606. Verlobung von Rudolfs Tochter Katharina mit Otto, Sohn Heinrichs von Niederbayern. Als Brautschatz werden 40000 Mark bestimmt, für die dann Oberösterreich verpfändet werden muß (Sept. 1276). — Nr. 608. Heiratsbedingungen beim Frieden Rudolfs mit Ottokar (Nov. 1276), vgl. Nr. 618 u. 629. — Nr. 620. Rudolf bestätigt dem Bischof von Freising verschiedene Besitzungen und erklärt, daß dieser sie ebenso wie alle anderen freisingischen Lehen, die die Herzoge von Österreich besessen haben, seinen Söhnen verliehen hat (19. Mai 1277). Die Belehnungsurkunde selbst (Nr. 633) ist vom Oktober 1277. — Ebenso erhalten Rudolfs Söhne die regensburgischen (Nr. 623, 16. Juni 1277), salzburgischen (Nr. 626, 21. Juli 1277), passauischen (Nr. 634, 24. Nov. 1277), Gurker (Nr. 636, Ende 1277) und bambergischen Lehen (Nr. 669, 17. Nov. 1279), wodurch nun die Grundlagen für ihre Herzogsstellung gegeben waren. — Nr. 625. Bund Rudolfs mit Ladislaw von Ungarn, mit Heiratsversprechen (1277). — Nr. 635. Verkauf Freiburgs i. Ü. durch Eberhard von Habsburg und seine Gemahlin Anna an König Rudolfs Söhne (26. Nov. 1277). Auf das Projekt einer Heirat zwischen Rudolfs Sohn Hartmann und Johanna von England beziehen sich Nr. 637, 638, 641—643; Nr. 668. — Nr. 674, ein Brief Rudolfs an Papst Nikolaus III. (Dez. 1279) zeigt dann den Verzicht auf diesen Gedanken und den Entschluß zu einer Familienverbindung mit Karl von Anjou, wofür die Stellungnahme des Papstes entscheidend war. — Nr. 650 u. 651. Abschluß des Feldzuges 1278. — Nr. 655 und 656 sind merkwürdig dadurch, daß Albrecht und Hartmann als Zeugen für die Versprechungen erscheinen, die der König Rudolf dem Papst macht (1279). — Nr. 659. Albrecht und Hartmann als Zeugen in der Urkunde, durch die der König Rudolf den Heinrich Walter v. Ramschwag, der ihm bei Dürnkrut das Leben gerettet hat, belohnt (März 1279). — Nr. 702. Albrecht wird von Rudolf vor dem 17. Mai 1281 zum Reichsverweser in Österreich und Steiermark erhoben. Dies ist, wie schon oben erwähnt, das Ereignis, mit dem der vorliegende Band abschließt.

Er bildet für das große Gesamtunternehmen gewissermaßen die Einleitung; nach Vollendung des Ganzen wird die mittelalterliche Geschichte des Hauses Habsburg in vollem Umfange zu übersehen sein, namentlich mit Bezug auf die unzähligen einzelnen Gütererwerbungen, Verschenkungen, Verpfändungen usw. mit den so unendlich verschiedenen Gerechtsamen, die zusammen die materielle Grundlage für die Macht des Hauses abgaben.

Was die Einrichtung und Herausgabe dieses ersten Bandes betrifft, so bietet die Tradition des „Instituts", aus dem der Bearbeiter, der gegenwärtig als Privatdozent an der Wiener Universität wirkt, hervorgegangen ist, von vorneherein Bürgschaft

für die musterhafte Behandlung der einschlägigen Fragen und es wird füglich keinerlei berechtigter Einwand erhoben werden können. Ein Register, das sämtliche erwähnte Orts- und Personennamen enthielte, ist wohl wegen zu großen Umfanges nicht beigegeben, wohl aber eines über die Empfänger und Aussteller der Urkunden und eines über die vorkommenden Glieder des Hauses Habsburg.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.

Germanus, Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige. Altenburg, Stephan Geibel 1905. 46 Seiten.

Der anonyme Verf. erachtet die amerikanischen Trusts als keine Gefahr für Europa. Durch die Schuldenlast, welche die Vertrustung aufhäuft, ist die amerikanische Industrie derart geknebelt, daß sie durch die Aufhebung des Mac Kinley-Tarifes von 1890 einem unabsehbaren Krach ausgeliefert würde. Eine Mißernte könnte anderseits die Verbrauchskraft des Inlandsmarktes, auf den die amerikanische Industrie allein angewiesen ist, derart erschüttern, daß ein Zusammenbruch dem anderen folgen müßte. Der Verf. begründet ferner den Mangel einer sozialistischen Bewegung in Amerika und sieht den Vorteil, den Amerika in diesem Punkte Europa gegenüber aufzuweisen hat, durch die Negergefahr reichlich aufgewogen. Gelegentlich der Erörterung der sozialistischen Fragen betont er mit Nachdruck die hohe Bedeutung des Bauernstandes für die Wehrkraft und die ununterbrochene Erneuerung von Lebenskraft in der Bevölkerung. Mit warmen Worten tritt er für die Beibehaltung des deutschen Einfuhrzolles auf Getreide ein, um die bäuerliche Produktion vor der Konkurrenz überseeischer Gebiete zu schützen. Er beschäftigt sich auch mit der Landflucht, dem Zuge der bäuerlichen Bevölkerung nach der Stadt, und erblickt in der Vervollkommnung der Maschinen, welche die menschliche Arbeit immer entbehrlicher machen, das einzige Mittel zur Gesundung. Dadurch daß die Industrie mit der Zeit „die Arbeiter abstößt, die die Landwirtschaft so notwendig braucht", wird sie zur besten Bundesgenossin des Bauernstandes überhaupt, besonders aber in seinem Kampfe gegen die Sozialdemokratie. In eindringlicher Weise wird der gewaltige Unterschied [illegible] der zwischen europäischer und amerikanischer Denkwe[illegible] Amerikanern fehlt das „Gefühl, daß das Geld [illegible] ist", durchaus; sie sind keineswegs ein Kultu[illegible] Kulturbarbaren. Während sich bei ihnen die intel[illegible] Berufen zuwenden, durch welche die Industrie zu [illegible]

Höhe emporgehoben wird, widmen sie sich bei uns idealen Berufen. Daß sich „möglichst viele intelligente junge Leute der Technik zuwenden möchten", liegt zwar im Interesse der deutschen Konkurrenzfähigkeit, aber es wird dies mit Rücksicht auf die ideale Denkweise unseres Volkes immer als ein Opfer zu bezeichnen sein, das der einzelne an seinem Leben dem Vaterlande bringt. Die Gefahr, die uns von Amerika droht, ist, kurz gesagt, „der amerikanische Geist, die amerikanische Lebensführung, die amerikanische Art, die Dinge zu bewerten". Dieser Denkweise, die „das Verhältnis von Kultur und Zivilisation gerade umkehrt", indem sie letztere zur Hauptsache macht, entgegenzuarbeiten, ist die humanistische Bildung der Gymnasien berufen. Sie allein vermag die Jugend gegenüber der amerikanischen Gefahr ansteckungsunfähig zu machen.

A. Hettner, Das europäische Rußland. Eine Studie zur Geographie des Menschen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1905. 221 SS.

Das Buch ist ein mit 21 Textkarten geschmückter, etwas erweiterter Abdruck des Aufsatzes, den Hettner im X. Bande der von ihm geleiteten Geographischen Zeitschrift unter dem gleichen Titel erscheinen ließ. So gelungen die Arbeit, in der sich der Verf. mit der Natur des Landes, der geschichtlichen Entwicklung und ihren Ergebnissen, den Völkern, den Religionen, dem Staate, der Besiedelung, dem Verkehre, der Volkswirtschaft und der materiellen und geistigen Kultur beschäftigt, im allgemeinen ist, sie kann doch nicht als eine durchaus objektive Darstellung der russischen Verhältnisse bezeichnet werden. Da Hettner die in russischer Sprache erschienene Literatur nur soweit benutzen konnte, als Übersetzungen von ihr vorliegen, im übrigen aber auf den durchaus nicht einwandfreien Darstellungen fußt, die uns „Ethnologen, Historiker, Nationalökonomen und Publizisten" in deutscher, französischer und englischer Sprache geliefert haben, muß zwar sein Streben, das, was diese „von ihrem Standpunkte aus beleuchtet haben, unter geographischen Gesichtspunkten aufzufassen", als verdienstlich anerkannt werden, aber Hettner konnte nicht objektiver werden, als es die benützten Quellen waren. Fehlte es doch dem Verf. vor allem an einer gründlichen eigenen Anschauung, die er auf der flüchtigen Reise gelegentlich des VI. internationalen Geologenkongresses in Petersburg selbstverständlich nicht gewinnen konnte. Sie wäre der einzig richtige Maßstab für eine geographische Würdigung der publizistischen Literatur gewesen.

Wien. J. Müllner.

Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Klassen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten von Dr. Franz Hočevar, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule in Graz. Mit 3 Figuren. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit hohem k. k. M.-E. vom 4. August 1903, Z. 25.894, allgemein zulässig erklärt. Wien, F. Tempsky 1904. 152 SS. Preis geh. 1 K 60 h, geb. 2 K 10 h.

Dieses bereits in fünfter Auflage erschienene Lehr- und Übungsbuch enthält den vom Normallehrplan den unteren Klassen der Gymnasien zugewiesenen arithmetischen Lehrstoff in einer im ganzen trefflichen Darstellung. Den größten Vorzug des Buches erblickt Ref. neben der schlichten und fast durchwegs klaren und präzisen Diktion in der intensiveren Verwendung von heuristischen Methoden bei der Darlegung des gesamten Lehrmaterials, in der stärker als dies bei Lehrbüchern ähnlicher Kategorie zu geschehen pflegt, hervortretenden sogenannten mathematischen Induktion, welche bei richtiger Handhabung auch den mittelmäßigen Schüler befähigt, ohne vorher eingelernte und „bewiesene" Regeln selbst schwierigere Aufgaben mit Leichtigkeit zu lösen und aus einer hinreichenden Zahl solcher Aufgaben das alle diese Einzelfälle beherrschende Gesetz zu abstrahieren. Hervorgehoben zu werden verdient in dieser Hinsicht die an kleinen ganzen Zahlen durchgeführte genetische Erklärung des Begriffs der relativen Größen und der mit ihnen vorzunehmenden Operationen, namentlich die Entwicklung der bei der Multiplikation dieser Zahlen auftretenden Gesetze; diese lassen sich wohl am bündigsten dem Permanenzprinzipe gemäß, das ja auch auf den Begriff der negativen Zahlen führte, auf „analytischem" Wege gewinnen mittels der bei der Multiplikation von Binomen, Summen und Differenzen absoluter Zahlen ermittelten Lehrsätze. Die Probe auf die Richtigkeit der Rechnung mit algebraischen Ausdrücken unter der Annahme von Spezialwerten für die allgemeinen Zahlen ist vorzüglich geeignet, dem Schüler die wünschenswerte Beruhigung betreffs der Richtigkeit des Resultates zu bieten und ihn vor mißverständlichen Auffassungen mathematischer Symbole zu bewahren. Die sich auf allen Stufen des Unterrichtes reichlich darbietende Gelegenheit zur Vornahme abgekürzter Rechnungen unter Anwendung von „Rechnungsvorteilen" darf nicht ganz ungenützt gelassen werden, insofern es sich hierbei nur um keinerlei Spitzfindigkeiten und „Kunstgriffe" handelt und der Hauptzweck solcher Übungen stets im Auge behalten wird, den Schüler zu veranlassen, früher entwickelte allgemeine Sätze zu wiederholen und zugleich den hohen Wert algebraischer Formeln frühzeitig kennen zu lernen. Von großer didaktischer Wichtigkeit sind insbesondere die dem Rechnen mit gemeinen Brüchen vorausgeschickten [illegible] zweckmäßig in vier Gruppen geteilten „Vorübungen [illegible] mit gemeinen Brüchen", meist sogenannt[illegible] die sich naturgemäß innerhalb ein[illegible] und bei deren Erledigung der [illegible] Verfasser geboten[illegible]

Anleitungen leicht alle vier Grundoperationen mit Brüchen vorzunehmen und auch zur graphischen Darstellung zu bringen vermag, ohne sich vorläufig viel um Theoreme und Beweise kümmern zu müssen. Die später zu erfolgende präzise und systematische Formulierung der wissenswerten, praktisch schon hinlänglich geübten Rechenregeln kann ihm unmöglich mehr nennenswerte Schwierigkeiten bereiten. Sehr zu begrüßen ist auch die Tendenz, die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen auf das von den Instruktionen geforderte Maß zu beschränken. Ref. kann übrigens nicht verschweigen, daß er diese ganze Lehre, welcher gewiß keine bedeutend bildende Kraft innewohnt, auch in praktischer Hinsicht für die unteren Klassen der Mittelschulen für ganz wertlos hält. Denn alle Aufgaben, die mit Hilfe der sogenannten einfachen und zusammengesetzten Regeldetri gelöst werden können, lassen eine ganz ungezwungene und vor allem eine das Denken des Schülers fördernde und viel durchsichtigere Behandlung auf dem Wege der „Schlußrechnung" zu, und auch die wenigen geometrischen Lehrsätze, bei deren Formulierung man bisher der Proportionen nicht entraten zu können glaubte, können in der Form von Gleichungen viel bequemer und klarer dargestellt werden. Die zur Erläuterung sämtlicher arithmetischen Lehren dienenden recht zahlreichen Beispiele und Aufgaben sind sorgfältig gewählt, ihre Behandlung erheischt niemals sehr ermüdende und das Interesse des Schülers abstumpfende Zifferrechnungen, die Resultate sind fast durchwegs sehr einfach, je nach der Natur der Aufgabe meist kleine ganze oder nur mit wenigen Ziffern darstellbare gebrochene Zahlen. Dies gilt namentlich von jenen eingekleideten Aufgaben der Schlußrechnung und der Lehre von den Gleichungen, welche zugleich auf die praktischen, dem Schüler bereits bekannten Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens gebührende Rücksicht nehmen.

Ref. hätte nur folgende Wünsche: Der Entwicklung der mathematischen Grundgesetze, insbesondere der Erklärung der „vier Grundoperationen" soll der unbedingt nötigen Anschaulichkeit halber eine Reihe entsprechender Aufgaben mit einfach benannten, eventuell auch mit mehrfach benannten Zahlen vorangehen, deren Lösung sich ohne schriftliches Rechnen („im Kopfe") leicht bewerkstelligen läßt; auch der mathematische Fortschritt bewegt sich ja in der Richtung vom Konkreten zum Abstrakten. In Betreff der auf der untersten Stufe des Unterrichtes ziemlich schwierigen Behandlung der Dezimalzahlen pflichtet Ref. der Anschauung bei, welche die Instruktionen für den arithmetischen Unterricht in der fünften Klasse folgendermaßen ausdrücken: „Es würde nun nahe liegen, an die Theorie der gemeinen Brüche jene der Dezimalzahlen zu schließen". In viel höherem Grade als für die oberen empfiehlt sich der bezeichnete Vorgang für die unteren Klassen des Gymnasiums, überhaupt jeder Mittelschule und jeder Elementarschule. Denn die mittelst der einfachsten Verstandesschlüsse und in anschaulicher Weise

aus passenden „Vorübungen für die Rechnung mit gemeinen Brüchen“ gewonnenen Rechenregeln können ohneweiters auf die Dezimalzahlen angewendet werden. Es bedarf hiezu kaum der Erinnerung, daß sich die Dezimalbrüche in durchaus keinem Gegensatze zu den gemeinen Brüchen befinden, daß jene nur Spezialfälle der letzteren repräsentieren und sich von diesen nur durch die verschiedene Form der Darstellung unterscheiden. Damit sind die sehr bedeutenden Schwierigkeiten, welche erfahrungsgemäß die Bestimmung des Stellenwertes bei der Multiplikation und Division von Dezimalzahlen demjenigen Schüler verursacht, dem die Kenntnis der Rechenregeln für gemeine Brüche nicht zu Gebote steht, außerordentlich leicht zu überwinden. Hiemit entfällt zugleich die Notwendigkeit der Zusammenstellung eines „Einmaleins der Stellenwerte“, welches der Schüler mit vieler Mühe einfach mechanisch auswendig lernt, um es nach endlicher Absolvierung des ihm unsympathischen Kapitels bald wieder vollständig zu vergessen. Der umgekehrte, vom Lehrbuche um der leidigen Systematik willen gewählte Vorgang, auf die Multiplikation und Division ganzer Zahlen unmittelbar die Multiplikation und Division von Dezimalzahlen folgen zu lassen, ist schon aus dem Grunde nicht zu empfehlen, weil der bedeutende Zifferaufwand beim Anschreiben dieser Brüche, deren Nenner oft ziemlich hohe Potenzen von 10 sind, eine einfache Erledigung der Frage nach dem Stellenwerte „durch Kopfrechnen“ überaus erschwert, eine didaktisch brauchbare graphische Darstellung des hiebei zu befolgenden Prozesses geradezu unmöglich macht.

Diese allgemeine Bemerkung kann indessen umsoweniger als ein dem Verfasser gemachter Vorwurf angesehen werden, als sich ja seine Methode mit der Weisung der Instruktionen für den Unterricht in der ersten Klasse, „es ist also derselbe Vorgang bei dem Rechnen mit gemeinen Brüchen einzuhalten, der schon früher bei der Multiplikation und Division der Dezimalbrüche sich fruchtbringend erwiesen hat“, in volllkommenem Einklange befindet.

Außerdem würde sich Ref. noch folgende Bemerkungen erlauben: S. 1. Der Definition der Arithmetik müßte die des Begriffs Zahl vorausgehen, falls man überhaupt glaubt, diese Begriffe definieren zu sollen. S. 2 ist zuerst „dekadische Zahl“ und dann erst „dekadisches Zahlensystem“ zu erklären. S. 9, Z. 4. Das Resultat der Subtraktion wird auch Unterschied genannt. § 10 *a*. Der erste Satz muß anders stilisiert werden, da die in ihm ausgesprochene Forderung, wie das Beispiel *b*) zeigt, nicht immer realisierbar ist, etwa: „Wenn der Minuend nicht weniger Einheiten jeder Stufe enthält als...“. S. 13 *d* muß zu „...und versteht unter dem einfachen einer Zahl die Zahl selbst und unter dem nullfachen die Null“ und ferner „Durch Festsetzungen...“ bemerkt werden, daß die Gleichungen $3 \times 1 = 3$ und $3 \times 0 = 0$ [illegible] reine Definitionsgleichungen sind, sondern sich auf G[illegible] Hankelschen Permanenzprinzips aus den vorangehenden [illegible] leicht

entwickeln lassen; die letztere Gleichung auch unter Benützung des Kommutationsgesetzes, bezw. auch algebraisch unter Benützung des Distributionsgesetzes für $0 = m - m$. Es ist daher der Satz „Durch diese Festsetzungen bleibt ... gewahrt" dementsprechend zu ändern, weil in dem Begriffe „Festsetzung" die Möglichkeit einer gewissen Willkür liegt, welch letztere hier ganz ausgeschlossen ist.

S. 21 *c*. Die Bestimmung des Stellenwertes der ersten Ziffer eines Quotienten könnte dem Schüler auch dadurch wesentlich erleichtert werden, daß man ihm die Möglichkeit gewährt, immer durch Einer zu dividieren, zu welchem Zwecke vorher Dividend und Divisor erforderlichenfalls mit der entsprechenden Potenz von 10 multipliziert oder durch eine solche dividiert, d. h. die Dezimalpunkte passend „verschoben" werden müssen, in geeigneter Anwendung des „Satzes von der Unveränderlichkeit des Quotienten", von welchem Satze der Verf. erst bei der Lösung der Aufgabe S. 26, Nr. 6, Gebrauch gemacht wissen will; auch soll der Schüler zur Beseitigung der Dezimalpunkte auf diesem Wege jederzeit befugt sein.

S. 48 und 49. Die Formulierung eigener Regeln für die Multiplikation eines Bruches mit einem Teile des Nenners und für die Division durch einen Teiler des Zählers könnte füglich unterbleiben, wenn der Schüler nur angehalten wird, bei jeder Operation mit Brüchen sobald und soviel als möglich zu „kürzen".

S. 56 ff. Die in manchen Lehrbüchern noch immer beibehaltene Unterscheidung zwischen einem Zahlen- und einem Größenverhältnis ist mathematisch wertlos und logisch nicht gerechtfertigt, denn das „Größenverhältnis" $5m : 4m$ z. B. ist, weil seine Glieder tatsächlich Zahlen, nämlich benannte Zahlen sind, offenbar ein Zahlenverhältnis, während anderseits ein „Zahlenverhältnis" $5 : 4$ mit vollem Rechte ein Größenverhältnis genannt werden kann, weil der mathematische Begriff „Größe" sich sowohl auf benannte als auch auf unbenannte Zahlen erstreckt. Die gleiche Bemerkung gilt betreffs der sog. Zahlen- und Größenproportionen.

§ 57. Bei der „Schlußrechnung" genügt es, dem Schüler die Schlüsse von der Einheit auf die Mehrheit und von der Mehrheit auf die Einheit geläufig zu machen. Bei einiger Übung findet er die unter *a*), *b*) und *c*) der S. 63 entwickelten Regeln, die indessen keinesfalls absolut notwendig sind, auch ohne Anleitung selbst.

S. 67 ff. Bei der Erklärung der Begriffe Prozent (%) und Promille (‰) soll man sich an die sprachliche Bedeutung der Worte halten. Demnach bedeutet z. B. 4 Prozent nicht „4 Hundertel von Hundert", sondern „4 von Hundert", d. h. die Forderung, 4 Einheiten von jedem Hundert der in Rechnung stehenden Menge zu nehmen. S. 73, N. 7, fehlt die Angabe des Prozentsatzes.

§ 65 ff. Der meist gebräuchliche Ausdruck „Abkürzung" eines Dezimalbruches wäre wohl durch einen besseren, vielleicht durch

„Abrundung“ zu ersetzen, denn bei der Abkürzung eines (gemeinen) Bruches ändert sich nur die Form, nicht aber der Wert, was jedoch bei der „Abkürzung“ der Dezimalzahlen nicht der Fall ist.

In der Bezeichnungsweise der unvollständigen Dezimalzahlen herrscht leider keine Übereinstimmung. Am besten, weil der sonstigen Gepflogenheit bei der Bezeichnung unvollständiger arithmetischer Gebilde am entsprechendsten, ist wohl die Darstellung, wonach z. B. 4·2739.. eine unvollständige Dezimalzahl bedeutet, bei welcher möglicherweise auf die vierte Dezimale noch eine oder mehrere Ziffern folgen, die man aber nicht in Betracht ziehen will, sie vielleicht nicht kennt und oft auch gar nicht zu bestimmen vermag, während 4·274 entweder eine fehlerlose oder eine abgerundete Zahl vorstellt, d. h. im letzteren Falle eine solche Zahl, welche sich von der richtigen um weniger als eine halbe Einheit der dritten Dezimalstelle unterscheidet. Die Zahl 4·274.. des Verf. (§ 66) würde aber bedeuten, daß auf die dritte Dezimale (4) noch weitere Ziffern folgen sollen oder wenigstens könnten. Bei der in manchen Fällen notwendigen Unterscheidung zwischen genauen und abgerundeten Dezimalzahlen pflegt man bei letzteren oberhalb oder unterhalb der letzt behaltenen Ziffer einen Strich zu machen, welcher zugleich erkennen läßt, ob die Abrundung „nach oben“ oder „nach unten“ erfolgte.

§ 120, 1 ff. Der Ausdruck „Löst man die beiden Gleichungen nach der einen Unbekannten auf ...“ möge etwa durch „Drückt man aus beiden Gleichungen eine und dieselbe Unbekannte durch die andere aus ...“ ersetzt werden, denn aufgelöst ist die Gleichung noch lange nicht, wenn man die eine Unbekannte als entwickelte Funktion der anderen darstellt. Die Aufgabe S. 146, Nr. 3, erscheint weniger geeignet, da die ihr zugrunde liegende Voraussetzung der Proportionalität von Frachtgebühr, Last und Weglänge in Wirklichkeit nicht zutrifft.

Es ist ferner zu setzen: S. 8, N. 17, der letzteren statt derselben; S. 9, Z. 1 und 2 v. u. „In diesem Sinne kann sie (nämlich die Null) auch als eine Zahl bezeichnet werden“ statt „Sie ist ... aufzufassen“; S. 12, N. 32, Kaisertum Österreich statt Österreich und Königreich Ungarn statt Ungarn; S. 45, Z. 5 ff., der Wert eines Bruches wird nicht geändert statt ein Bruch wird (dem Werte nach) nicht geändert; S. 54, Z. 9 ff., etwa „so genau als möglich“ statt „möglichst“, denn der Begriff „möglich“ läßt keine Steigerung zu; S. 66, Fußnote, Paragraphen statt Paragraphs; S. 67, N. 11, Franks oder Franken statt Frank. Zu streichen ist: S. 1, Z. 5 v. u., „und durch passende Verbindung derselben“ als selbstverständlich; S. 5, Z. 5 und 6, soweit sie für das Anschreiben von Jahreszahlen von Bedeutung sind; S. 10, Z. 1—4, „Aus $4 - 4 = 0$ folgt durch Anwendung der Probe $4 + 0 = 4$ oder $0 + 4 = 4$. Ist also...“ als überflüssig; S. 12, Z. 4 v. u., oder Größe; S. 38, Z. 13 ff., im Gegensatze zu den Dezimalbrüchen; S. 48, N. 13,

„ohne Anwendung von Brüchen" als unausführbar; S. 59, Z. 10 ff. v. u., „Müßte man ... derselben" als überflüssig; S. 64, Z. 1 und 2, mit Rücksicht auf die Bedeutung der Brüche.

Diese und ähnliche meist ganz geringfügige Inkonvenienzen des besprochenen Lehr- und Übungsbuches fallen gegenüber den oben angeführten hervorragenden Eigenschaften nicht sehr ins Gewicht. Im ganzen kann daher das Buch den Fachgenossen zum Unterrichtsgebrauche bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. K. Zahradníček.

Anfangsgründe der darstellenden Geometrie für Gymnasien. Von Fritz Schütte, Oberlehrer am Gymnasium zu Düren. Leipzig, B. G. Teubner 1905. 54 Figuren im Texte. 42 SS. Preis 80 Pf.

Das Heftchen bringt die ersten Grundlagen der orthogonalen, schrägen und zentralen Projektion sauber eingeteilt, bei guter Auswahl und sachlicher Richtigkeit. Die Meinung des Verf.s, die an Gymnasien nur die Prinzipien des Verfahrens als wichtig erklärt, wird vom Ref. vollständig geteilt, der schon an anderer Stelle (diese Zeitschrift, Jahrg. 1905, S. 642) für eine der relativ großen Reife und dem auf das Wesentliche gerichteten Sinne des Obergymnasiasten angemessene und wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes am Gymnasium eingetreten ist. Das angezeigte Werk tat einen Schritt zu diesem Ziele. Leider bringt es nichts von den einfachen geometrischen Verwandtschaften, die wegen ihrer formenbildenden Kraft der übrigens gelungenen Darstellung der Platonischen Körper weit vorzuziehen sind. Bei dieser Neuordnung könnte in einer zweiten Auflage auch die schiefe Projektion besser behandelt werden, die jetzt über eine ziemlich unpraktische Anleitung zum Entwurf von Bildchen nicht hinauskommt.

Der Verf. verwendet sehr richtig außer den bereits gebräuchlichen Worten: Grund-, Auf- und Kreuz-Riß (Dr. Christ. Wiener, Dr. Karl Rohn und Dr. Erwin Papperitz u. a. m.) auch noch die gelungenen Verdeutschungen: Lot-, Schräg- und Schau-Bild, er vermeidet auch den der Mathematik fremden Ausdruck: Durchstoßpunkt. Die Bezeichnung der Figuren ist konsequent; doch sie weicht, wie es leider und ohne ersichtlichen Grund in fast allen Schulbüchern geschieht, von der in größeren Werken eingeführten ab. Die Ausführung der Konstruktionen ist bis auf die Ellipsen gelungen.

Das Buch kann dem Gymnasiasten, der sich technischen Studien widmet, zur ersten Einführung empfohlen werden.

Wien. Suppantschitsch.

Die Physik auf Grund ihrer geschichtlichen Entwicklung für weitere Kreise in Wort und Bild dargestellt. Von Paul la Cour und Jakob Appel. Autorisierte Übersetzung von G. Siebert. Mit 799 eingedruckten Abbildungen und 6 Tafeln. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1905.

Das vorliegende Buch erschien zuerst in dänischer Sprache unter dem Titel „*Historisk Fysik*". Es gibt dasselbe einerseits den gegenwärtigen Stand der physikalischen Wissenschaft in dogmatischer Form wieder, anderseits liefert es ein getreues Bild der historischen Entwicklung dieser Wissenschaft, wodurch es dem Lehrer Veranlassung zu anregenden Bemerkungen und Ausführungen gibt, durch die sein Unterricht belebt und vertieft werden kann. Der didaktische Grundsatz, den die Verfasser bei Abfassung ihres Werkes eingehalten haben, ist in den Worten derselben: „Führt man den Zuhörer den Weg, den man eingeschlagen hat, um das Gesetz zu finden, so daß er dieses Gesetz sozusagen selbst von Neuem findet, dann wird das Gefundene in ganz anderer Weise sein geistiges Eigentum, als wenn es ihm im fertigen Zustande geboten wird", genügend gekennzeichnet. Nach der Absicht der Verff. soll das Buch keine Geschichte der Physik sein, sondern nur ein Versuch, den Anfänger in die Physik auf einem Wege einzuführen, der von der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft geboten wird. Die Illustrationen, die in dem Buche in sehr großer Anzahl vorhanden sind, sind so gehalten, daß in diesen der historische Charakter des Werkes ebenfalls zum Ausdrucke kommt.

Der erste Teil des Buches zerfällt in folgende Abschnitte: Das Weltgebäude (bis 1630), das Licht (von den ältesten Zeiten bis Newton), die Kraft, das Weltgebäude (nach 1630), der Schall, die Natur des Lichtes und die Spektralanalyse.

Im ersten Abschnitte werden die Anschauungen der ältesten Kulturvölker, ferner der Griechen und Araber über das Weltgebäude dargelegt und gezeigt, wie die Astronomie in Westeuropa erwachte. Neben dem alten Systeme des Aristarch und der Theorie der Epizykel wird auf das Ptolemaeische System, das Kopernikanische System, das Tychonische System, die Keplerschen Gesetze und das Attraktionsgesetz von Newton des Näheren eingegangen.

In der Lehre von den Kräften, der Mechanik, ist namentlich der grundlegenden Forschungen Galileis auf diesem Gebiete gedacht worden. Auch der Lebenslauf dieses Forschers wurde in sehr anregender Weise skizziert. Von hohem Interesse sind auch die Bemerkungen über Hydraulik und deren Anwendungen im Altertume, ferner über die Konstruktion der Luftpumpen. Einen eigenen Abschnitt haben die Verff. des Buches Newton und seinen Entdeckungen gewidmet. In sehr lichtvoller Weise ist der Kampf der Emanationstheorie des Lichtes mit der Undulationstheorie dargestellt worden; die Erscheinungen, welche der letzteren zum Siege ver-

halfen, fanden eine relativ einfache, ungekünstelte und des mathematischen Beirates entbehrende Erklärung.

Im zweiten Bande des Werkes finden wir die Lehre von der Wärme, den magnetischen und elektrischen Erscheinungen und die Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie erörtert. Besonders eingehend ist die Geschichte des Thermometers behandelt worden, ebenso die Geschichte der Dampfmaschine. In recht geschickter Weise sind die Grundzüge der Thermodynamik in populärer Form dem Leser vorgeführt worden. Auch wurde gezeigt, wie diese Lehren bei der Erklärung der kalorischen Erscheinungen zur Anwendung kommen. — Die Verdienste Alexanders v. Humboldt, Gauss und Weber um die Ausgestaltung der Lehre vom Erdmagnetismus fanden gerechte Würdigung. — In dem von der Elektrizitätslehre handelnden Abschnitte sind besonders lesenswert die geschichtlichen Bemerkungen über die Entwicklung der Reibungselektrisiermaschine und als Vorläufer der Erläuterungen über die elektrolytischen Erscheinungen die Betrachtungen über die Natur der Stoffe. Auf die Wellentheorie der elektrischen Phänomene ist nicht eingegangen worden, was als ein Mangel des Buches bezeichnet werden muß. Die Erscheinungen der Radioaktivität sind in einem Nachtrage zur Sprache gebracht worden. Es wäre auch hier Gelegenheit gewesen, auf die Jonentheorie des Näheren einzugehen.

Die Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie sind in klarer Weise gegeben worden; die beigegebenen Kärtchen, welche sich auf die Isothermen im Januar und Juli, die Isobaren in denselben Monaten beziehen, werden das Verständnis der gegebenen Lehren zu fördern geeignet erscheinen.

Ref. kann das vorliegende Buch nicht nur Fachleuten und Lehrern, sondern auch Laien und namentlich den Schülern höherer Lehranstalten aufs Beste empfehlen. Es sollte dieses Buch wegen der anregenden und lehrreichen Lektüre, die dasselbe infolge seiner originellen und interessanten Darstellung bietet, in den Schülerbibliotheken recht ausgiebige Aufnahme finden. Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung vorzüglich, der Preis desselben (15 Mark) ein relativ niedriger.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Gustav Rauter, Anorganische chemische Industrie. Drei Bändchen. Sammlung Göschen. Bdch. I: Die Leblancsodaindustrie und ihre Nebenzweige. Mit 12 Tafeln. 140 SS. — Bdch. II: Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. Mit 6 Tafeln. 127 SS. — Bdch. III: Anorganische chemische Präparate. Mit 6 Tafeln. 138 SS.

Einem jeden Bändchen ist ein Inhaltsverzeichnis, ein Verzeichnis der Abbildungen und ein kurzer Literaturnachweis vorausgeschickt, sowie ein Sachregister angehängt worden.

Die Darstellung des Stoffes ist sachlich und stilistisch gleich entsprechend. Es wird, soweit es bei dem zur Verfügung stehenden Raume möglich, bei Vorführung technischer Einrichtungen oft ziemlich ins Detail gegangen, allerdings unter deutlicher Hervorhebung des Prinzips, dem sie zu dienen haben. Außer der Beschreibung bewährter, im technischen Betriebe wirklich ausgeführter Darstellungsarten wichtiger Chemikalien sind auch jene Vorschläge erwähnt worden, die ernst genommen zu werden verdienen.

Die Lektüre dieser drei Bändchen gestaltet sich — vom rein sachlichen Inhalte abgesehen — auch deshalb lohnend, weil an vielen Stellen gezeigt wird, wie einerseits technisch möglichst günstiger Erfolg zu erzielen ist, wie dabei aber anderseits des hygienischen Gesichtspunktes keineswegs entraten werden darf. Das hygienische, sowie auch das sozialpolitische Moment ist zwar nur mit wenigen, aber völlig ausreichenden Worten berührt worden. Ab und zu finden sich hübsche historische Einstreuungen, wie z. B. über das Schwefelsäureanhydid u. a. Häufig wird auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß Errungenschaften auf einem chem.-technischen Gebiete selbe auf den verschiedensten Stätten der chemischen Tätigkeit im Gefolge haben.

Angenehm berührt an vielen Orten die ehrliche Offenheit, die der Verf. bei der Bearbeitung seines Themas zum Ausdruck bringt: „Über die Theorie des Schwefelsäurebleikammerverfahrens herrscht immer noch keine volle Klarheit . .“ heißt es da z. B. Wie viele tausend Realschüler mögen mit „völlig klaren“ Darbietungen hierüber gequält worden sein!!

Wo es angeht, werden die neuesten Errungenschaften auf chem.-technischem Gebiete wenigstens berührt; auf ausführlichere Schilderungen solch interessanter Tatsachen wird meist mit dem Vermerk verwiesen: „wird in einem besonderen Bändchen behandelt“.

Die Nomenklatur wäre verbesserungsfähig; sie ist keineswegs als wissenschaftlich, meist nur als „technologisch“ zu bezeichnen. Wenn man sich schon über manches hinwegsetzen kann, zu Inkonsequenzen soll es nicht kommen: z. B. SO_2 = schwefelige Säure“, SO_3 = „Schwefelsäureanhydid“, H_2SO_4 = „Schwefelsäurehydrat“.

Auch an sachlich ungenauen Angaben fehlt es nicht ganz; man lese z. B. III. S. 44 „Läßt man die schwefelige Säure länger (!) einwirken, so erhält man . . . Bisulfit“ oder ebenda: „Das Schwefelnatrium wird durch Erhitzen von Sulfat mit Kohle unter Luftabschluß erhalten ... Diese Sulfide sind auch unter dem Namen Schwefelleber bekannt.“ Etliche sinnstörende Druckfehler und einige Stilblüten sollten verbessert werden.

Wien. Joh. A. Kail.

Beiträge zur mathematischen Begründung einer Morphologie der Blätter. Von Bodo Habenicht. Mit 4 Figurentafeln. Berlin, Otto Salle 1905. 32 SS.

Das Resultat seiner Arbeit spricht der Verf. am Schlusse mit den Worten aus, „daß die Natur die Blätter konstruiert nach festen Normen, deren mathematische Darstellung möglich und deren Charakter ($r = f[\cos\varphi]$) zum Teil aus statischen Gründen notwendig ist". — Hiebei bedeuten r, φ die Polarkoordinaten eines Punktes jener Kurve, welche die betreffende Blattform darstellen soll.

Zunächst wird die Gleichung $r = \cos^n \varphi$ für verschiedene Werte des Exponenten n besprochen; erhält n hohe Werte, so stellt die Gleichung die Form der Grasblätter dar. Eine Summe mehrerer Glieder von der allgemeinen Form $k.\cos^n \varphi$ gestattet es, an der Stelle $\varphi = o$ eine Spitze anzubringen, während durch Glieder von der Form $k.[\cos^n(\varphi + \alpha) + \cos^n(\varphi - \alpha)].\sin^{2\nu}\frac{\varphi}{2}$ die Spitze an der Stelle $\varphi = \alpha$ auftritt. Querschnittsformen — etwa durch Knospen — gelangen zu einem mathematischen Ausdruck, der für r eine Wurzelgröße gibt. Tritt statt des Winkels φ ein Vielfaches von φ in die Gleichung ein, kommt man zur Darstellung fingerförmiger Blätter. Später (S. 20, 21) kommt der Verf. nochmals auf den analytischen Ausdruck der Spitzen zurück und zeigt, daß sie auch durch Funktionen von der Form $\cos\varphi + \cos^3\varphi + \cos^5\varphi + ..$ sowie durch Summen solcher (endlicher) Reihen dargestellt werden können. Endlich wird der Fall einer mechanisch zweckmäßigen Massenverteilung (Lage des Schwerpunktes, Ansatzstelle des Blattstieles) erörtert und gezeigt, daß die Lösung dieser Frage ebenfalls durch eine Funktion von $\cos m\varphi$ gegeben werden kann.

Richtig zu stellen ist folgendes: S. 6, Z. 13 v. o. soll es heißen $1 < n < \infty$ statt $1 < n < \varphi$; S. 18, Z. 8 v. u. soll es heißen $r = \cos\frac{\varphi}{17}$ statt $\frac{\varphi}{71}$; S. 23, Z. 4 v. u. ist das letzte Glied der linken Gleichungsseite positiv; S. 28, Z. 8 v. o. soll in der Gleichung $\sin^2\varphi$ statt $\cos^2\varphi$ stehen und im Zähler a statt 1, da nicht gesagt wird, daß die Ellipsen-Hauptmasse gleich der Längeneinheit zu setzen ist; S. 29, Z. 14 v. o. soll $\frac{\varphi}{2}$ statt $\frac{\alpha}{2}$ stehen; S. 29, Z. 11 v. u. ist die Reihenentwicklung für $\frac{9}{5 - 4\cos\varphi}$ falsch; sie soll lauten: $\frac{9}{5}.\sum_0^\infty k\,(-1)^k.\binom{-1}{k}.\left(\frac{4}{5}\cos\varphi\right)^k$.

Von den 118 Figuren habe ich nicht alle, wohl aber einen großen Teil derselben, einer mehr oder weniger eingehenden Prüfung unterzogen; zu bemerken wäre in dieser Beziehung, daß in Fig. 74

die Spitzen bedeutend schärfer sein müssen und die Grundform des Kreises deutlicher hervorzutreten hat; Fig. 21 hat eine stark abgestumpfte mittlere Spitze, so daß die Gleichung

$$r = 4.\sqrt[5]{(1+\cos\varphi)^3} + \frac{1}{5}\cos^{54}\frac{\varphi}{2} + \left(\cos^{150}\frac{\varphi-60}{2} + \right.$$
$$\left. + \cos^{150}\frac{\varphi+60}{2}\right) - 1\cdot 5\left(\cos^{300}\frac{\varphi-30}{2} + \cos^{300}\frac{\varphi+30}{2}\right)$$

nicht als mathematischer Ausdruck für das Blatt der Hepatica gelten kann, — man vergleiche nur die sicherlich naturgetreue Abbildung in Reuß „Pflanzenblätter in Naturdruck", Taf. 22, Fig. 3. — In Fig. 7 wäre es vorteilhaft, auch den Halbkreis, der

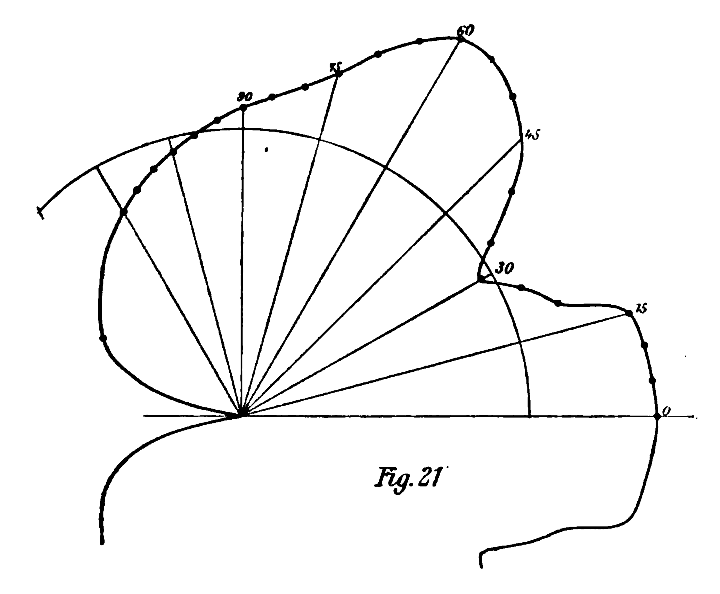


Fig. 21

die Grundform darstellt, einzuzeichnen; endlich finden sich zwei Figuren mit der Nummer 35, die obere der beiden soll als Fig. 36 angeführt werden.

Auffallend ist die außerordentlich unklare Ausdrucksweise im mathematischen Teil, wodurch leider jeder Genuß bei der Lektüre unmöglich wird; ich führe folgende Stellen an: S. 6, Z. 7 f. heißt es: „Bei $n = 0$ wird die Quadrantenlinie erreicht; ... für $n = -1$ ist die Tangente (?) erreicht ..." oder S. 28, Z. 3: „Endlich nehmen wir, um nur einen 0-Punkt zu haben ..." — Warum sagt der Verf. nicht: „soll die Kurve nur einmal durch den Pol gehen ..."? Das „ebenfalls" auf S. 9, Z. 2 v. u. : durchaus nicht am Platze und wirkt nur verwirrend [1]). Mit di unklaren Ausdrucksweise läuft parallel eine mitunter geradezu

stoßende Stilistik. So schreibt der Verf. auf S. 13 oben: „Sollen die Perlen wie meist bei einer Halskette nach π hin abnehmen, so $(r - a)^2 \ldots$ Sollen in dieser niedlichen Kurve die Perlen getrennt sein, so sagen wir $(r - a)^2 = 1 - 2 \cos p\varphi$“ oder auf S. 15: „In dieser Hoffnung bringe ich auch die wurstähnliche $(r - 2)^2 = 1 - \cos^{100} \varphi$.“ Eine so geschmacklose Ausdrucksweise muß unter allen Umständen vermieden werden! Offenbar will der Verf. seine Gedanken nur andeuten und überläßt ihre Ausführung dem geneigten Leser.

Zu der Formel $\cos \alpha + \cos 2\alpha + \ldots + \cos p\alpha = -\frac{1}{2}$ (S. 28) bemerke ich, daß sie ein spezieller Fall der Rekursionsformel

$$S_p = 2 \cos \alpha \,.\, S_{p-1} - S_{p-2} + (\cos \alpha - 1)$$

ist, wenn S_p die linke Seite obiger Gleichung bezeichnet. (Vgl. Weber-Wellstein, Enzyklopädie d. el. Math. II. S, 321.)

Für die einfachsten ganzrandigen Blattkonturen finden sich im ganzen recht zutreffende mathematische Ausdrücke; wie wären diese aber etwa für die Blätter von Mohn, Eiche, *Helleborus foetidus, Taraxacum, Cichorium Endivia, Tanacetum, Senecio, Oenanthe* u. s. f., oder für die nicht seltenen unsymmetrischen Blattformen (Bohne, Feldrüster, *Begonia maculata, Blitum virgatum, Celtis australis* usw.)?

Den Mathematiker wird das Resultat der Arbeit nicht überraschen und ob dem Botaniker die Erkenntnis, daß sich Blattformen in manchen Fällen als Funktionen von cos eines Winkels darstellen lassen, bedeutungsvoll erscheint, dürfte fraglich sein.

Krems. Karl Wolletz.

Dr. E. Hoffer, Lehrbuch der Tierkunde für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Mit 302 Abbildungen und einer farbigen Tafel. 3. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1905.

Die 3. Auflage des nach biologischen Grundsätzen bearbeiteten Lehrbuches ist im wesentlichen ein unveränderter Abdruck der 2. Aufl. In der Hand eines guten Lehrers ist Dr. Hoffers Buch jedenfalls am Platze, denn der sachlich ganz richtige Lehrstoff ist trefflich durchgearbeitet. Stellenweise leistet sich wohl der Verf. etwas zu viel. So will es dem Ref. nicht ganz einleuchten, was die weitgehende Erklärung der wissenschaftlichen Namen der Tiere für Zöglinge der Lehrerbildungsanstalten bei Mangel der entsprechenden Vorbildung für einen Zweck haben soll.

[1]) Ferner: S. 8, Z. 6 v. u.; S. 9, Z. 4 v. u.; S. 18, Z. 3—6 und andere Stellen.

Da dürfte wohl manchmal ein recht hübsches Mißverständnis zum Vorschein kommen. So steht in der Fußnote 5 auf S. 132: „*archaiosalt, pteryx* Flügel; lithographisch“. Daß der Orang allabendlich sich ein Nest baut, bezweifelt schon Brehm; daß dasselbe ihn aber vor den gefährlichen Ausdünstungen der Sümpfe schütze, ist mindestens fraglich und hätte deshalb unerwähnt bleiben können. „Die hinteren Gliedmaßen sind stets, die vorderen meist mit Händen versehen“, heißt es S. 15; „freilich sind die Hintergliedmaßen nur ihrer Leistung nach Hände, ihrem Bau nach Füße (Fußhände)“. Der Satz hätte anders stilisiert werden sollen. Daß dem Strauße die Flügel als Segel dienen, ist ebenfalls nicht unanfechtbar, nachdem nicht erwähnt wird, daß sie eher beim Laufen mit den Flügeln balanzieren und rudern, wie es unsere Hühner und Gänse tun. Von verschluckten Nägeln und Glasscherben liest man heutzutage in wenig Lehrbüchern. Die Einteilung der Wirbeltiere in gleichwarme und ungleichwarme ist überflüssig usw.

Zum Schlusse empfiehlt der Verf. den Kandidaten als Lehrbücher zur Fortbildung Graber, Claus, Brehm, Schmeil (erschien schon in 7. Aufl.) u. a. m.

Die Ausstattung des Lehrbuches (Papier, Druck, Abbildungen) befriedigt den Ref. nicht.

Wien. H. Vieltorf.

Benützung und Einrichtung der Lehrerbibliotheken an höheren Schulen. Praktische Vorschläge zu ihrer Reform. Von Dr. Richard Ullrich, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. XX und 148 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Von der gewiß richtigen Erwägung ausgehend, daß sich die Frage, ob das gewaltige, in den Lehrerbibliotheken Deutschlands seit Jahrhunderten angelegte Kapital die Zinsen trage, die man von ihm erwarten dürfe, in einer Zeit, die uns im allgemeinen eine große, zum Teil glänzende Entwicklung des wissenschaftlichen wie volkstümlichen Bibliothekswesens zeige, nur für den kleineren Teil bejahen lasse, während die große Zahl der übrigen in ihren Einrichtungen zurückgeblieben sei, unternahm der Verf. den dankenswerten Versuch, zunächst für die Lehrerbibliotheken Preußens auf Grund der amtlichen Berichte (in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“) in einem Aufsatze die Gründe dieses Zurückbleibens und die Bedingungen für die gedeihliche Entwicklung [illegible] bibliotheken darzulegen. Da ihm dann mehr Raum z[illegible] gestellt wurde, beschloß er in seiner Darstellung auch [illegible] deutschen Staaten, fußend auf ein reiches Material, [illegible]

Um ein an wertvollen praktischen Gesichtspunkten reiches Vorwort und ein gut gearbeitetes Sachregister vermehrt hat er dann den Aufsatz auch im Sonderabdruck erscheinen lassen. Wie schon die der Buchausgabe beigefügte Inhaltsübersicht zeigt, hat der Verf. alle in Betracht kommenden Gesichtspunkte berücksichtigt. Nach einer Übersicht mit allgemeinen Bemerkungen über Entwicklung und Zweck der Lehrerbibliotheken, wobei auch die gedruckten und ungedruckten Quellen, die der Verf. benutzt hat, namhaft gemacht werden, behandelt er im einzelnen: 1. die Kataloge, 2. die Handbibliothek und Zeitschriften, 3. die Hauptbibliothek. In diesem Hauptteile geht er auf die einzelnen Fragen ein, wie: Bestände und Etats, Präsenz- oder Ausleihesystem, Widerlegung der Bedenken gegen das Präsenzsystem, das Verfahren bei der Vermehrung der Bibliothek und Stellung des Bibliothekars, endlich noch technische, wie Räumlichkeit, Aufstellung u. a. Die Ergebnisse stellt er in Leitsätzen, die Notwendiges und Wünschenswertes gesondert geben, zusammen. Wie sorgfältig und gewissenhaft der Verf. beim Gewinnen seines Materials vorgegangen ist, ergibt sich aus dem mitgeteilten Fragebogen, den er an etwa 160 Anstalten verschickt hat (wobei persönliche Erkundigungen, besonders die Berlin betreffenden, nicht eingerechnet sind), und zwar an 130 preußische und 30 außerhalb Preußens im Reiche. Die Erfahrungen, die er dabei gemacht hat, sind nicht ohne Interesse und er weiß sie anziehend zu schildern. Wie denn der ganzen Arbeit Ullrichs nachgerühmt werden kann, daß sie frisch und lesbar geschrieben ist.

Aber die Ausführungen des Verf.s zeigen auch, daß er mit großer Umsicht an seine Arbeit gegangen ist: er hat sich mit den in Betracht kommenden Fragen durch richtiges Erfassen des Zweckes und der Aufgaben, die eine gut geführte Lehrerbibliothek zu erfüllen hat, durch klares Urteil über die bestehenden Übelstände und vorsichtiges Abwägen des Notwendigen und Möglichen aufs beste vertraut gemacht. Er hat sich aber auch mit den bibliothekarisch fachlichen Fragen durch Kenntnis der Literatur und selbständige Prüfung der einschlägigen Einrichtungen eifrig beschäftigt, so daß sein Büchlein nicht nur allen Mittelschullehrern auf das Wärmste empfohlen werden kann, sondern daß auch Fachbibliothekare sie gewiß nicht ohne Interesse lesen werden. Sieht man von einer gewissen Breite, mit der dem Fachbibliothekar selbstverständliche Dinge behandelt werden, ab, so läßt sich auch von seinem Standpunkt gegen U.s Ausführungen kaum Wesentliches anführen. Im Gegenteil, der Fachbibliothekar muß es sogar begrüßen, daß von einem dem Berufe Fernstehenden hier gezeigt wird, wie viel wertvolle Arbeit vom Bibliothekar aufgewendet werden muß, um das zu ermöglichen, was von einer Bibliothek jeder — gedankenlos — als selbstverständlich verlangt, nämlich daß sie gut geleitet wird und so gut funktioniert, daß alle Wünsche der Benützer sofort erfüllt werden.

Aber in erster Linie ist doch die Arbeit Ullrichs für die Mittelschullehrer bestimmt, die — es geht leider nicht anders — so nebenbei auch u. zw. oft eine große Bibliothek verwalten sollen. Mögen sie, aber auch jene, welche ihnen das Amt übertragen, weil sie nicht wissen, daß ein Mittelschullehrer und sei er der tüchtigste, nicht so nebenbei auch ein guter Bibliothekar werde, daraus lernen, auf wie viel Dinge man bei Führung einer Bibliothek, und sei es auch „nur" eine Lehrerbibliothek, zu achten hat. Aus der Entstehung von U.s Buch ist es erklärlich, warum Österreich dabei, zum Teil zum Schaden der Sache, nicht berücksichtigt wurde. Aus brieflicher Mitteilung erfahre ich, daß Ullrich seither sich auch mit den Verhältnissen der österreichschen Lehrerbibliotheken vertraut gemacht hat und daß er bei einer Neubearbeitung diese Lücke auszufüllen beabsichtigt. Deshalb sehe ich davon ab, darauf hier näher einzugehen.

Wien. Dr. S. Frankfurter.



Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die griechische Grammatik im Obergymnasium.

Es läßt sich nicht leugnen, daß unter den Lehrern des Griechischen eine gewisse Abneigung besteht gegen den grammatischen Unterricht im Obergymnasium; ja dieses Mißvergnügen hat bereits greifbare Formen angenommen, insofern wiederholt — in Österreich wie in Deutschland — Stimmen laut geworden sind, die für das Obergymnasium die Abschaffung der Übersetzungen ins Griechische, insbesondere der deutsch-griechischen Schularbeiten ausdrücklich verlangen. Da es nun den Anschein haben könnte, daß diese Strömung noch mit jener Bewegung zusammenhängt, die im Jahre 1882 in Preußen die Abschaffung des dort im Jahre 1857 eingeführten griechischen Skriptums der Reifeprüfung tatsächlich durchgesetzt hat[1]), kann man nicht über Forderungen, die in der gleichen Richtung zu liegen scheinen, einfach mit dem Hinweis auf die Tradition oder anderen allgemeinen Redensarten hinweggehen: man muß sich vielmehr, um ihre innere Berechtigung zu prüfen, genau das gegenwärtige Ziel des Unterrichtes in der griechischen Grammatik vor Augen halten und darnach die Grenzen des erforderlichen Grammatikbetriebes ziehen, bezw. die im Grammatikbetriebe angewendeten Unterrichtsmittel beurteilen.

Wilamowitz, gewiß keiner der bezopften Philologen, hat in seinem für die Berliner Junikonferenz des Jahres 1900 bestimmten Gutachten, das bekanntlich einen neuen Weg für den griechischen Unterricht vorschlägt, unter anderem auch den Standpunkt vertreten[2]), daß grammatischer Unterricht im Griechischen auch um seiner selbst willen — also unabhängig von der Lektüre — zu betreiben sei. Es ist allerdings ein kühnes Unterfangen, eine solche Ansicht verfechten zu wollen in einer Zeit, die gerade der Grammatik nichts weniger als freundlich gegenüber-



[1]) In Österreich ist [illegible] eine Übersetzung ins Griechische bei der [illegible] gefordert wor[illegible]

[2]) [illegible] Unter[illegible]

Wilamo[illegible] usw. in P[illegible]

steht. Aber es muß doch anerkannt werden, daß die Fortschritte grammatischer Forschung tatsächlich soweit gediehen sind, daß kein anderer Unterricht wie der griechische geeignet ist, dem Schüler einen Einblick zu gewähren in die Sprachbildung und Sprachgeschichte, einen Einblick, der jeder Sprache und dem Können in jeder Sprache zugute käme, und so sind denn auch schon vor Wilamowitz wiederholt dahinzielende Belehrungen im griechischen Unterrichte empfohlen worden — ich verweise z. B. auf Cauer, *Gramm. militans*, aber auch auf unsere Instruktionen S. 71, 82 u. ö. Es muß auch zugegeben werden, daß durch solchen grammatischen Unterricht gerade das jetzt um Anerkennung ringende Prinzip historischer Verwertung des altklassischen Unterrichtes auch von der Sprache als solcher eine kräftige Stütze erhielte. Leider dürfen wir uns aber nicht verhehlen, daß augenblicklich der altsprachliche Unterricht sich nicht besonderer Gunst erfreut und darum wenig Hoffnung vorhanden ist, diesem unstreitig bedeutungsvollen Bildungselement des griechischen Grammatikunterrichtes jetzt schon sein volles Recht erkämpfen zu können. Der Lehrer wird sich vielmehr, von dem Ertrag des Elementarunterrichtes abgesehen, vorläufig begnügen müssen, im Obergymnasium nur gelegentlich, sei es während der Lektüre, sei es in der Grammatikstunde, sofern es nicht mit einer Störung der eigentlichen Unterrichtsaufgabe, sondern eher mit einer Erleichterung derselben verbunden ist, einigermaßen den Schleier zu lüften, der über das geheimnisvolle Leben der Sprache ausgebreitet ist. So sehr auch der Lehrer der Aufmerksamkeit und Dankbarkeit der Schüler gewiß sein kann, wenn er den Schüler durch solche gelegentlich eingestreute Betrachtungen die Sprache als einen lebensvollen Organismus begreifen lehrt, er wird sich doch mit Rücksicht auf die leider zu knapp bemessene Zeit, die dem griechischen Unterrichte durch den heutigen Lehrplan zugestanden ist, diesbezüglich sehr bescheiden müssen: nach der heutigen Lage der Dinge dürfen die Früchte dieser Belehrungen eigentlich doch nur als Nebengang gelten an der reichlichen Tafel des altsprachlichen Unterrichtes. Dem grammatischen Unterricht ist eben derzeit auch im Griechischen eigentlich kein anderes Ziel gesteckt, als ein genaues Verständnis der Autoren vorzubereiten und in dieser dienenden Stellung mitzuhelfen, daß wirklich durch eine auf grammatischer Einsicht beruhende Lektüre die herrlichen Schätze behoben werden können, welche die Literaturwerke der Alten, insbesondere der Griechen, zu einem unersetzlichen Nährmittel für die Jugend gemacht haben.

Insofern der Unterricht in der griechischen Grammatik auch am Obergymnasium nur zu leisten hat, was der Lektüre förderlich ist, was für einen gründlichen und erfolgreichen Betrieb derselben unerläßlich ist[1]), so wird er sich sogar im Vergleiche zum Lateinischen eine gewisse Beschränkung auferlegen können, da doch unstreitig der wenn auch bescheidene stilistische Unterricht im Latein und die das ganze Obergymnasium hindurch anhaltende Wiederholung der lateinischen Syntax ihre Wirkungen [illegible] werden auf das Griechische. Man braucht also nicht etwa

[illegible] nen S. 76.

auch im Griechischen eine stilistische Durchbildung anstreben und so in einen Fehler verfallen, der in Preußen schon in den ersten Zeiten des geregelten griechischen Unterrichtes (durch ein Zirkular vom 11. Dez. 1828) gerügt werden mußte und sich wohl auch später wieder eingeschlichen haben mag, als die in der Zeit 1834—1856 abgestellt gewesene Übersetzung ins Griechische in der Reifeprüfungsordnung wieder aufgenommen war. Nein, die verschiedenen Nuancierungen der Kasusrektion, die feinen Unterschiede in der Anwendung der Präpositionen und ähnliche stilistische Feinheiten möge man ebenso wie die äußerst lehrreiche Bedeutungslehre getrost fast ganz der Lektüre überlassen; selbst die besondere Bedeutung der griechischen Tempora bedarf, wenn sie einmal — in IV — von den Schülern richtig erfaßt und entsprechend eingeübt worden ist, keiner anderen Auffrischung als wie sie auf Schritt und Tritt von der Lektüre veranlaßt wird. Gleichwohl sind auch aus der griechischen Grammatik Wiederholungen im Obergymnasium unbedingt notwendig, ja sie müssen sogar — im Interesse der Lektüre — mit ebensoviel Geschick als Eifer gepflegt werden.

Man denke vor allem an die griechische Formenlehre! Zeigt sie nicht noch in der verkürzten Gestalt der heutigen Schulgrammatik eine schier überwältigende Menge von Formen? Jeder Lehrer weiß aus Erfahrung, daß selbst dann, wenn er in V eine Klasse übernommen hat, die einen gründlichen Elementarunterricht im Griechischen genossen hat, die grammatischen Kenntnisse im Obergymnasium rasch zu verblassen drohen, sobald das Hauptgewicht auf die Lektüre gelegt wird. Wenn man nun zudem berücksichtigt, daß in den obersten Klassen naturgemäß das Interesse an den realen Fächern geradezu ein Übergewicht gewinnt über das Interesse an den sprachlichen Fächern, dann wird es auch begreiflich, daß die Schüler, je höher sie hinauf kommen, desto mehr zu einer Unsicherheit in den griechischen Formen neigen. — Nun ist es allerdings richtig, daß es für die Lektüre genügt, wenn der Schüler die im Text vorkommenden Formen richtig erkennt — er braucht sie ja nicht zu bilden, stehen sie doch fertig im Texte da —; aber wer kann dafür einstehen, daß der Schüler, und sei es ein Schüler, der im Elementarunterricht seine Formen tüchtig gelernt hat, auch in den oberen Klassen wirklich Formen wie *ἐθιοῦσι*, *λήσω*, oder auch nur *ἐκάθαιρον* (ep. *κάθαιρον*) richtig beurteilen wird, daß er noch auseinander zu halten weiß *δέδεγμαι*, *δέδηγμαι* und *δέδειγμαι*, oder *εἰδῶσι*, *ἴδωσι*, *ἰδοῦσι* und *εἰδόσι*, daß er nicht vielleicht *κατέαξα* mit *κατάγω*, *ἔπλετο* mit *πίμπλημι*, *τέτακα* mit *τάττω*, *φαίης* mit *φαίνω* zusammenbringen wird, daß er nicht *ἔκτεινα* mit *ἐξέτεινα*, *εἴρηκα* mit *ἤρηκα*, *καθῆμμαι* mit *κάθημαι*, *ληφθείς* mit *λειφθείς* verwechseln wird? Gar nicht zu reden von den Verben *ἵημι*, *εἰμί* und *εἶμι* mit ihren Komposita. Wie soll nun gar vom zweiten Semester der V an der Schüler in den wechselnden Formen der homerischen Sprache festen Halt finden und sicher behaupten? Welchen Wert hat es schließlich, wenn der Schüler wohl gewohnheitsmäßig *ἐξ ἔρον ἕντο* übersetzt „sie stillten das Verlangen“, aber der gänzlich verschiedenen Denkweise des Griechen sich nicht mehr bewußt ist?

Eine ordentliche Schriftstellerlektüre setzt ein klares Erkennen der Formen voraus. Unsicherheit in dieser Richtung rächt sich bestimmt sehr bald damit, daß eine oder die andere Stelle dem Schüler ein Rätsel bleibt, das durch die kühnsten Einfälle nicht gelöst werden kann: der Schüler verrennt sich in eine ganz falsche Auffassung, weil er eine Form anders versteht als sie zu verstehen ist. Diese Gefahr rückt dem Schüler umso näher, je früher man sich auf die bloß rezeptive Wiederholung der Formenlehre beschränkt, wie sie durch das Wiederanschauen der Formen bei der Lektüre gegeben sein soll. Denn durch das Auftauchen der Formen in der Lektüre müssen keineswegs immer die Reihen der Grammatik — am wenigsten die richtigen Reihen — ins Bewußtsein gerufen werden; vielmehr wird der Schüler gar bald der Versuchung erliegen, durch bloßes Raten das Besinnen auf die Form zu ersetzen. Eben dieses Raten aber bedeutet nicht bloß eine Gefahr für die richtige Beurteilung der vorliegenden Form, sondern wirft auch seine Schatten auf die Zukunft, weil durch das Raten zum mindesten eine geistige Arbeit, die so nützliche Wiederholung, verdrängt und eben dadurch die Verflüchtigung der Formenkenntnis gefördert wird. Wollen wir den Schüler vor dem verhängnisvollen Raten — nach unseren Kräften — bewahren, so müssen wir bei ihm für ein solches grammatisches Wissen sorgen, das ein richtiges und rasches Urteil über alle in den Autoren begegnenden Formen gewährleistet: ein solches Wissen aber ist bei dem Schüler nur dann wirklich vorhanden, wenn er in dem Augenblick, da er eine Form vor sich sieht, diese Form auch selbst rasch und richtig zu bilden weiß. Daß nun der Schüler auf der Unterstufe die Formenbildung wirklich erlerne und nicht bloß gedächtnismäßig sich eine Unsumme von Formen aneigne, dafür sorgen schon die derzeit in Österreich eingeführten Lehrbücher. Aber zu einer Gewandtheit in der Formenbildung wird es der Schüler doch erst durch eine länger währende Übung bringen, wie sie durch den leider stark gedrängten Unterricht des Untergymnasiums nicht leicht ermöglicht wird; und sollte sie auch schon auf der Unterstufe erreicht worden sein, mit Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der griechischen Formen und mit Rücksicht auf die erfahrungsgemäß bestehende Gefahr einer raschen Verflüchtigung dieser Kenntnisse kann sie nur dadurch erhalten bleiben, wenn die Übungen in der Formenbildung auch in den oberen Klassen fortgesetzt werden. Also nicht jene rezeptive Wiederholung genügt, sondern eine produktive Wiederholung außerhalb der Lektüre ist unbedingt notwendig, wenn der Schüler bei der Lektüre jederzeit auch über seltenere Formen mit Sicherheit entscheiden, wenn sein Urteil nicht durch die Erinnerung an ähnliche Formen beirrt werden soll und wenn nicht ein bloßes Raten einreißen und schließlich jedes richtige Besinnen auf die Form unmöglich machen soll.

Eine solche produktive Wiederholung kann nun allerdings verschiedene Gestalten annehmen. Es gehört hieher vor allem ein „durcheinander schüttelndes Abfragen der Formen", das unstreitig von großem Nutzen ist; ferner die genaue Analyse einer fertigen Wortform unter Heranziehung ähnlicher Wortformen; auch Übersichtsfragen über die Formenlehre

gehören hieher und die gelegentliche Besprechung gewisser Sprachgesetze, die in einer die Schüler gewiß interessierenden Weise durchgeführt werden kann, dabei aber eine Menge Formen bilden und ein weites Gebiet von Formen überschauen läßt. Es sind dies lauter Arten grammatischer Wiederholung, bei denen die Schaffenstätigkeit des Schülers in Anspruch genommen wird, und ich kann nicht leugnen, daß ein geschickter Lehrer, der mit voller Begeisterung arbeitet und es vielleicht gerade mit einer besonders gut beanlagten Klasse zu tun hat, auch bloß mit den genannten Mitteln sein Auskommen finden könnte. Auch Bolle, der in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 1902, S. 100 ff. sich darauf etwas einbildet, daß er auch ohne Übersetzungen aus dem Deutschen die Formensicherheit bei seinen Schülern aufrecht zu erhalten weiß, wird mit seinem „systematischen Besprechen der in der Lektüre vorgekommenen Formen" in der Grammatikstunde schließlich auch nichts anderes als eine der genannten Arten produktiver Wiederholung anwenden. Deswegen hat er aber noch kein Recht, die natürlichste und eben deshalb wertvollste Form produktiver Wiederholung, die mündlichen und schriftlichen Übersetzungen ins Griechische, gering zu achten, schon deshalb nicht, weil man einen schwierigen Stoff doch wohl am besten dadurch bewältigt, daß man ihn von möglichst viel Seiten in Angriff nimmt. Und bei diesen griechischen Übersetzungsübungen muß der Schüler erst recht Formen in buntem Wechsel selbst schaffen; dadurch aber, daß diese Formen in einen Zusammenhang gebracht werden, erhalten sie wirkliches Leben, sie keimen und schlagen Wurzeln: dadurch wird die „tote" Sprache selbst im Sinne O. Jägers[1]) in neues Leben umgesetzt. Nicht zu übersehen ist überdies bei der Einschätzung der fremdsprachlichen Übersetzungsübungen die allgemeine Erfahrung, daß jeder mit umso größerem Wagemut und mit umso leichterem Herzen an die fremdsprachliche Lektüre schreitet, je weiter er es selbst in der Produktion der fremden Sprache gebracht hat; und eine gewisse Herrschaft über die Sprache wird auch im Griechischen durch solche Übungen wenigstens angebahnt. — Werden nun gar solche Übungen schriftlich vorgenommen, so haben sie noch den Vorteil, daß dadurch allein mit Sicherheit die Beschäftigung der ganzen Klasse bei der grammatischen Wiederholung verbürgt wird.

Die Übersetzungen ins Griechische sind am Obergymnasium aber auch darum notwendig, weil sich schließlich die grammatische Wiederholung hier durchaus nicht auf die griechische Formenlehre beschränken darf, wenn diese auch denjenigen Teil ausmacht, auf den man nicht oft genug zurückkommen kann. Eine Einübung durch Übersetzungen aus dem Deutschen erfordern auch einige Partien der Syntax, z. B. die [illegible] im Griechischen so reich entwickelten Formen der Modi in Haupts[illegible] die Anwendung des Infinitivs und Partizipiums, ferner die für das [illegible]ständnis des Gedankenganges namentlich bei Demosthenes und [illegible] wichtigen, aber im Griechischen so zahlreichen Partikeln. Wer nic[illegible] den griechischen Irrealis und Potentialis öfte[illegible]

[1]) Vgl. z. B. Lehrkunst und Lehrhandw[illegible]

war, liest leicht über ein ἄν im griechischen Texte hinweg; wer nicht selbst ὡς und ὥστε, οὐδέ und καίτοι zu gebrauchen gelernt hat, wird leicht beim Übersetzen aus dem Griechischen auf ein Umhertasten sich verlegen und dabei straucheln.

Eine Lektüre, die wirklich fruchtbar werden soll, und gerade die griechische Literatur verdient doch wohl vor allem eine solche Lektüre, setzt, wie dies auch der Ministerialerlaß vom 30. Sept. 1891 und die Instruktionen an verschiedenen Stellen betonen, ein gediegenes grammatisches Wissen voraus, und damit dieses auch in den oberen Klassen erhalten bleibe, eine planmäßig betriebene grammatische Wiederholung, die unbedingt auch von griechischen Übersetzungsübungen begleitet sein muß. Es ist damit eigentlich ein Satz ausgesprochen, der für alle Fremdsprachen gilt, die wegen erzieblicher Lektüre gepflegt werden. Lektüre und Grammatik sind einmal aufeinander angewiesen; erst dadurch, daß man von den zwei entgegengesetzten Seiten die Sprache kennen lernt, gelangt man zum rechten Sprachverständnis. Kein Geringerer als O. Willmann hat in seiner Didaktik II, S. 101 — in Bezug auf jeglichen Sprachunterricht — ausführlich den innigen Zusammenhang zwischen dem Können und Kennen einer Sprache dargelegt und auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß die Sprachlehre ihre doppelte Aufgabe erfülle, nämlich ein Schlüssel für die Schatzkammer der Sprache zu sein und Wegweiser in der Anwendung der Sprache. „Die Grammatik darf den Charakter der *ars*, der Sprechkunstlehre, nicht verleugnen, wenn nicht auch ihre Leistungen als deutende Disziplinen gefährdet werden sollen."

Anhangsweise sei zur Unterstützung der deutsch-griechischen Übersetzungen noch auf zwei Vorteile hingewiesen, die mehr minder allen fremdsprachlichen Übersetzungsübungen anhaften: sie fördern die Aneignung des für die Lektüre erforderlichen Wortschatzes der fremden Sprache und sie haben — im Lateinischen allerdings mehr als im Griechischen — eine, wie sich O. Weißenfels auszudrücken pflegt, disziplinierende Kraft[1]), die gerade in der heutigen Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

---

[1]) Ich verweise auf die treffenden Ausführungen O. Jägers in Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 377: „Hier haben wir den gar nicht hoch genug einzuschätzenden Vorteil, daß der Versuch, fünf gerade sein zu lassen, auszuweichen, die fre[illegible] Sprache gleichsam zu überlisten, der bekanntlich beim Überse[illegible] Lateinischen, Griechischen, Französischen, Englischen i[illegible] nicht selten gemacht wird und gewandten Köp[illegible] von vornherein aussichtslos ist. Die Mu[illegible] gleichsam mit sich reden, nimmt vorlieb, [illegible] ablen Ausdruck gefallen, die fremde nich[illegible] für die zur Wissenschaft zu erziehende [illegible] in der Mathematik hinlängli[illegible] recht [illegible] auf sprach-lichem Geb[illegible] ist fal[illegible]

Um meinen Beweis von der Notwendigkeit eines ernsten Grammatikbetriebes im griechischen Unterrichte des Obergymnasiums zu stützen, um insbesondere einen wesentlichen Bestandteil dieses Unterrichtes, die Übersetzungen ins Griechische, in das richtige Licht zu setzen, sei noch auf die eigentümliche Entwicklung hingewiesen, die der griechische Unterricht in den letzten Jahrzehnten in Preußen genommen hat.

Nachdem im J. 1882 — offenbar deswegen, weil man übertriebene Anforderungen an die gewöhnlichen „Hin-Übersetzungen" gestellt hatte — die deutsch-griechische Abiturientenarbeit aufgegeben war, verzichtete man im J. 1892 auch von Ob. II an auf alle Übersetzungen ins Griechische. Und merkwürdig! Selbst ein O. Jäger hat sich in diese Verhältnisse gefügt. So scheint es wenigstens nach seiner Äußerung in Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 417. Wie wenig aufrichtig aber das gemeint war, ersieht man daraus, daß er in einem Atem seinen Probanden den Rat gibt, selbst täglich einige Sätze ins Griechische zu übersetzen. Und richtig! Mit welchem Vergnügen verzeichnet Jäger bei Besprechung der neuen Lehrpläne von 1901 im Humanistischen Gymnasium 1902, S. 4 die Tatsache, daß nun wieder den schriftlichen Übersetzungen ins Griechische die ihnen nach dem Rechte des gesunden Menschenverstandes und reichlicher Erfahrung gebührende Stelle eingeräumt worden sei: „Wer hätte sich das", fügt er nur hinzu, „in den Jahren von 1892 bis heute träumen lassen, wo alles Übersetzen ins Griechische, Lateinische und selbst Französische unter so schwerem Banne lag!" Man vgl. dazu auch, was Uhlig, sein wissenschaftlicher Doppelgänger, ebenda S. 82, oder 1893 S. 121 sagt.

Welches Unheil aber die Lehrpläne von 1892 angerichtet haben, dadurch daß die Übersetzungen ins Griechische in den letzten drei Jahrgängen des Gymnasiums abgeschafft wurden, dafür hat, um nur eine Stimme anzuführen, Lohr in der Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1901, S. 577 ff. haarsträubende Belege beigebracht: „*πεποιθέναι* hielt ein Primaner für Passiv. Aor. Participium, *ἐφεύροι* leitete ein anderer von einem Verbum *φεύρω* ab, *ἕξει* sah einer für ein Futurum an, natürlich von *ἔχω*; in *ἐξόν* entdeckte einer Verwandtschaft mit *ἔξω*; in der Sophoklesiektüre übersetzte einer ohne Skrupel *χώρας ἄνακτες* 'ihr Leute vom Chor'; im Homer erläuterte ein harmloses Gemüt das Beiwort der jungfräulichen Athene *τριτογένεια* mit 'die drei Kinder hatte' und schließlich verdeutschte ein sonst ganz zuverlässiger Schüler das homerische *σὺν κυσί* 'mit den Kühen'". „Mag auch", so schließt Lohr diese Mitteilungen, „Unachtsamkeit an diesem oder jenem Fehler die Schuld mittragen, so viel haben sicherlich alle Fachgenossen erfahren: es ist eine bodenlose Unsicherheit in dem Erkennen der griechischen Formen eingedrungen, die jeden gedeihlichen Fortschritt wie mit Bleigewichten hemmt." Und mi[illegible]cht macht er auf die Gefahren eines solchen Zustandes aufmerksa[illegible] selbst die Überzeugung gewinnt, daß ihr aller [illegible] fehlt. Ein solch beschämendes Gefühl müssen w[illegible] bedingt ersparen und das können wir auch, we[illegible] geschickt eingerichtete Wiederholungen der Gramm[illegible] matische Verständnis der Autoren sicher stellen.

Wir in Österreich haben aber umsomehr Grund, auf den Grammatikunterricht im Obergymnasium entsprechenden Nachdruck zu legen, weil doch in den deutschen Staaten, wenn wir die wöchentliche Stundenzahl in Betracht ziehen, dem Griechischen am Gymnasium um mindestens ein Drittel mehr Unterrichtszeit eingeräumt ist als in Österreich — und dieser Vorteil gilt auch schon für den Elementarunterricht, wo für 12 oder gar 14 Stunden dasselbe Lehrziel gesteckt ist wie bei uns für 9 Stunden: naturgemäß ist dann in Österreich die Notwendigkeit, das im Elementarunterrichte erworbene Wissen immer wieder aufzufrischen, umso größer. „Was man am Anfange im Einüben zuwenig tut, muß später reichlich nachgeholt werden“[1]).

Zu den deutsch-griechischen Übungen im Obergymnasium gehören auch die drei deutsch-griechischen Schularbeiten jedes Semesters. Wer die Notwendigkeit deutsch-griechischer Übersetzungen überhaupt einsieht — und wir in Österreich haben, ich wiederhole es, wegen des gedrängten Elementarunterrichtes besonders Grund, im Obergymnasium die für den Grammatikbetrieb eingeräumte Zeit im Interesse der griechischen Lektüre in der denkbar besten Weise auszunützen —, der muß auch für diese Schularbeiten eintreten. Diese nehmen ja nur insofern eine besondere Stellung unter den Übungen ein, als sie zugleich Prüfungsmittel sind und darum, wie Dettweiler[2]) sagt, als „heilsamer Zwang“ „auf die Intensität des Unterrichtes und des Lernens und Behaltens“ einwirken. Gerade im Griechischen, wo die grammatischen Kenntnisse so leicht verblassen, ist ein solcher Zwang des Ausweises doppelt heilsam. Umso unverständlicher ist mir, wenn gerade jetzt eine Strömung in der Lehrerschaft bemerkbar ist, die dahin zielt, daß diese Schularbeiten abgeschafft werden. Sollen wir wirklich das Mittel aus der Hand geben, durch das wir am besten und sichersten über das grammatische Wissen der Klasse unterrichtet werden, insofern da gleichzeitig alle Schüler vor dieselbe Aufgabe gestellt werden? Sollen wir das Mittel aus der Hand geben, das unstreitig geeignet ist, auf die Schüler einen heilsamen Druck auszuüben, daß sie ernste Aufmerksamkeit zuwenden der, wie gezeigt wurde, stets notwendigen Auffrischung des grammatischen Wissens?

Was kann denn dafür angeführt werden, daß diese Übungsmittel — denn nur als schärfer accentuierte Übungsmittel, nicht als Zielleistungen sind sie doch aufzufassen — [illegible] werden sollen? Ich fürchte, daß, wer aufrichtig ist, nichts [illegible] anführen wird als seine Wahrnehmung, daß di[illegible] der Regel schlecht ausfallen, so [illegible] Doch getrost! [illegible] hnen,

---

[1]) W[illegible]
1906) I, S. 300[illegible]

[2]) Dasmis[illegible]
Latein S. 49.

daß bei der bemerkbaren Abneigung eines Teiles der Gesellschaft gegen die Antike die Welt außerhalb der Schule gewiß nicht viel dazu beiträgt, die Bestrebungen des Gymnasiums zu unterstützen, und daß darum uns Lehrern selbst große Mühe nicht erspart bleiben kann, wenn wir halbwegs erfreuliche Resultate erzielen wollen. Dürfen wir aber deshalb schwankend werden in unserer Überzeugung, unsicher in unseren Anforderungen? Wenn die griechischen Schularbeiten wirklich schlecht ausfallen und sie in Wahrheit nur dem jeweiligen Zwecke angepaßt waren, so muß dies uns, die wir von der Wichtigkeit eines grammatischen Wissens, oder was dasselbe ist, von der Bedeutung einer ernst betriebenen Lektüre überzeugt sind, doch wohl nur ein Antrieb sein, dem grammatischen Unterricht noch mehr Nachdruck (vgl. Instruktionen S. 77, Alinea 2) zu verleihen, damit nicht schließlich durch unsere eigene Nachgiebigkeit die Folge sich einstelle, daß die ganze griechische Lektüre zu bloßer Raterei würde. Im griechischen Unterricht muß einmal der Lehrer Geduld haben: er wird mit dem Wiederholen eigentlich nie fertig. Ich will hieher setzen, was O. Weißenfels [1]) nach seiner Erfahrung über den griechischen Unterricht sagt: „Das meiste will unter Anstrengung im gewöhnlichen Sinne gelernt und unablässig wiederholt werden. Glaubt man endlich damit fertig zu sein, so sieht man bald wieder zu seinem Schreck, daß die Zeit in den sprachlichen Kenntnissen der Schüler, und wenn sie noch so rationell fundiert, noch so vorsichtig mit dem vorher Gelernten vernietet waren, von neuem Verwüstungen angerichtet hat". Aber der Erfolg für die Lektüre bleibt von solchen Bemühungen gewiß nicht aus. Ja auch bei dem einzelnen Skriptum wird der Lehrer seine Mühe einigermaßen belohnt finden, wenn nur nicht die Forderungen zu hoch gestellt waren, wenn sie vielmehr wirklich der vorgenommenen Wiederholung angepaßt waren. — Übrigens ist es gerade im Griechischen besonders nötig, die Fehler mehr zu wägen als zu zählen, und so brauchen auch gar nicht Noten herauszukommen, die die Schüler geradezu abschrecken könnten. Z. B. darf nicht zuviel Gewicht darauf gelegt werden, wenn etwa der Schüler der obersten Klassen eine homerische Form in seine Schularbeit hineingebracht hat. Es ist ja kein Wunder, wenn die attische Orthodoxie gelegentlich durch jonische Formen verletzt wird, da doch die Hälfte der Lektüre, die der Schüler zu treiben hat, dem jonischen Dialekte zugehört. Überhaupt ist jede Form einigermaßen zu entschuldigen, die einem vernünftigen Denken entspringt, jede Form, deren Bildung sich irgendwie rechtfertigen läßt. Man hat auch wiederholt, z. B. in den methodischen Bemerkungen zu den neuen preußischen Lehrplänen, darauf hingewiesen, daß Fehlern gegen die Accentlehre bei der Beurteilung dieser Arbeiten nicht eine entscheidende Bedeutung beizulegen sei. Meine Erfahrungen lassen eine solche Nachsicht nicht als gerechtfertigt erscheinen: im [illegible] läßt sich durch einige rechtzeitig angewendete Energie diese Sac[illegible] eigentlich gar keine Schwierigkeiten bietet, leicht in Ordnu[illegible] ein Versehen freilich kann immer wieder vorkommen und ein [illegible]

[1]) Handbuch f. Lehrer höh. Schulen I, S. 299.

natürlich nie so beurteilt werden wie ein ersichtlicher Denkfehler. Ein Punkt, ich wiederhole, bleibt aber stets für das Ergebnis der Schularbeiten von höchster Bedeutung: sie müssen sich immer an den tatsächlich wiederholten Stoff anschließen; sie sollen wohl eine wirkliche Kraftprobe sein, dürfen aber deshalb nicht alles mögliche Wissen in gleicher Weise als präsent voraussetzen [1]).

So eingerichtet werden die Schularbeiten auch im Griechischen stets ihren Nutzen stiften, auf den der griechische Unterricht unter keinen Umständen verzichten kann. Von dem griechischen Klassenskriptum gelten unbedingt die Worte, die Bonitz im J. 1871 in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. S. 705 ff. — allerdings hinsichtlich des griechischen Skriptums bei der Reifeprüfung — gebraucht hat: „Wird dieses aufgegeben, so wird dadurch, wie nachdrücklich man auch gleichzeitig in Worten die Bedeutung sicherer grammatischer Kenntnisse betonen möge, durch die Tat unausbleiblich dem wahrhaft gymnasialen Charakter des griechischen Unterrichtes ein schwerer Schlag beigebracht“. Es ist ja scheinbar nur eine ganz unbedeutende Einrichtung. Aber darf man einen Ziegel, der stets seinen Dienst geleistet hat und nur durch die Zeit etwas unscheinbar geworden ist, ohneweiters aus dem Dache reißen? Ein umsichtiger Hausherr wird vielleicht die Schäden, die durch diese Lücke das Mauerwerk des Baues bedrohen können, abzuhalten wissen. Aber wehe, wenn seine Kräfte vielleicht nicht ausreichen! Ich will nicht leugnen, daß mancher Lehrer auch ohne dieses Mittel seine Schüler beim griechischen Unterrichte fest in der Hand behalten kann. Aber wozu sollen wir freiwillig ein Mittel aus der Hand geben, das wohl in seiner Anwendung nicht zu den Freuden des Lehrers gehört, das aber sicherlich geeignet ist, dem griechischen Grammatikunterricht den nötigen Ernst, der Lektüre die notwendige Gründlichkeit zu wahren? Oder sollen wir die Gefahr heraufbeschwören, daß schließlich eine Unsicherheit des grammatischen Wissens einreißt, die die Erreichung des Zieles im Griechischen ein für allemal unmöglich macht? Soll dadurch die Wertung des ganzen griechischen Unterrichtes, seine ganze Existenzberechtigung in Frage gestellt werden? Ein griechischer Unterricht, der nur noch eine Lektüre zeitigen könnte, die von oberflächlicher Raterei sich erhält, wäre ja an dem derzeit noch üppig grünenden Baume des Gymnasiums ein dürrer Ast, der wirklich nichts anderes verdiente als abgeschnitten zu werden. Nein, täuschen wir uns nicht! Es ist nur scheinbar eine Kleinigkeit, die wir aus der Hand geben würden.

Oder sollten wir vielleicht deshalb dieses scheinbar kleine Opfer bringen, damit dadurch die Gegner des Griechischen beruhigt würden, die gerade jetzt sich überlaut vernehmen lassen? Welche Kurzsichtigkeit! Würde nicht durch unsere Nachgiebigkeit der Mut der Gegner

---

[1]) Kübler hebt in den Verhandlungen der Berliner Junikonferenz (S. 85) auch an den Extemporalien, die Bonitz am Grauen Kloster in Berlin zu geben pflegte, ihre Einfachheit besonders hervor und rühmt sie doch als äußerst zweckmäßige Unterrichtsmittel.

nur noch mehr wachsen? Sicher aber ist, daß wir durch solches Verhalten dem Gegner neue Waffen für die Zukunft in die Hände liefern würden, weil, wie erwähnt, mit diesem kleinen Opfer die Gefahr verbunden ist, daß der griechische Unterricht immer mehr verkümmere und schließlich seines gymnasialen Charakters gänzlich entkleidet werde. Nein, wir dürfen nicht deshalb, weil gerade heute ein scharfer Wind gegen das Griechische weht, sogleich die Segel streichen und jede Hoffnung auf bessere Zeiten aufgeben. Vielleicht ist gerade zu rechter Zeit Zielinskis Buch „Die Antike und wir" erschienen. Dieses kann das hie und da gesunkene Vertrauen in unsere Sache wieder heben. Das aber ist unbedingt notwendig. Denn „nicht die Gefahr waltet", rief Uhlig[1]) auf der letzten Wiener Philologenversammlung 1893 denjenigen Lehrern zu, die nicht mehr das volle Vertrauen haben zu der Kraft der Idee, der sie dienen, „nicht die Gefahr waltet, daß der altklassische Unterricht oder gar die Altertumswissenschaft untergehe. Das ist unmöglich, solange unsere Kultur noch lebt. Wohl aber waltet, glaube ich, vielfach die Gefahr, daß Vertreter jenes Unterrichtes dessen Wirkung durch pessimistische Stimmung schwächen, ebenso wie die Kraft der Rede eines Theologen beeinträchtigt werden müßte, wenn er von der Kanzel nicht mit dem festen Glauben an die Sieghaftigkeit der christlichen Religion spräche, sondern wegen der zahlreichen Angriffe, die gegen sie gerichtet werden, meinte, es ginge mit ihr zu Ende". Weg mit aller Ängstlichkeit! Weg aber auch mit aller Unklarheit über die Bedingungen, an die ein gedeihlicher Unterricht in den alten Sprachen geknüpft ist!

Wien. K. Klement.

Ist dem geographischen Unterrichte in der III. Kl. des Gymnasiums 1 Stunde wöchentlich zuzulegen?

Bei der am 13. und 14. November 1903 abgehaltenen II. Konferenz der Mittelschuldirektoren Niederösterreichs wurde im Zusammenhange mit dem Thema: „Ist am Gymnasium die Geographie von der Geschichte zu trennen?" auch der Antrag in Verhandlung genommen, „dem geographischen Unterrichte in der III. Klasse eine Stunde wöchentlich zuzulegen".

Die eingehende Debatte[2]), die sich an diese beiden vom Referenten Direktor H. Kny vertretenen Fragen knüpfte, zeigt, wie aktuell diese sind.

Hier soll uns hauptsächlich der zweite Antrag beschäftigen: Ist dem geographischen Unterrichte in der III. Klasse eine Stunde wöchentlich zuzulegen?

„Für diesen Antrag", heißt es in dem Berichte[3]), „ergibt sich eine schwache Majorität".

---

[1]) Verhandlungen S. 184.
[2]) Verhandlungen der n.-ö. Direktoren-Konferenz S. 103—119.
[3]) Verhandlungen S. 118.

In Würdigung der für den Antrag vorgebrachten Gründe hat nun die hohe Unterrichtsverwaltung mit Erlaß vom 11. Oktober 1904, Z. 20.089 den wiederholten Forderungen der Lehrer für Geographie Rechnung getragen und, allerdings unter gewissen Voraussetzungen, gestattet, daß in der III. Klasse der Gymnasien der Unterricht in Geographie und Geschichte in je zwei wöchentlichen Stunden erteilt werde. In diesem Min.-Erlasse heißt es wörtlich: „Zum Zweck der leichteren und besseren Verteilung des dem geographischen, bezw. geschichtlichen Unterrichte in der III. Gymnasialklasse zugewiesenen Lehrstoffes bin ich geneigt, auf Antrag der Landesschulbehörde im Einvernehmen mit den betreffenden Lehrkörpern zu gestatten, daß in der bezeichneten Klasse der Unterricht in Geographie und Geschichte in je zwei wöchentlichen Stunden erteilt werde, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die normale Gesamtzahl der wöchentlichen obligaten Unterrichtsstunden in dieser Klasse 25 (ohne Turnen) nicht überschreitet". — Damit wurde von Seiten der Unterrichtsbehörde zugleich anerkannt, daß bei dem bisherigen Stundenausmaße ein eingehendes Durcharbeiten und eine entsprechende Vertiefung des so schwierigen und umfangreichen Lehrstoffes dieser Klasse nicht gut zu erreichen sei.

Wenn aber der erwähnte Erlaß die zweite Geographiestunde nur für solche Anstalten bewilligt, „an denen die wöchentliche Zahl der obligaten Unterrichtsstunden 25 Stunden nicht übersteigt", erfüllt er nicht den von der Unterrichtsbehörde beabsichtigten Zweck und er kann auch nicht von den Geographielehrern als das geeignete Mittel angesehen werden, ihren Klagen abzuhelfen. Auf viele Anstalten kann infolge ihrer Unterrichtsorganisation der Erlaß überhaupt keine Anwendung finden. Von den 17 Gymnasien Wiens haben 8 den obligaten Zeichenunterricht im Untergymnasium und es beträgt daher die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden in der III. Klasse überall 28 Stunden; an allen 8 Anstalten ist also die Einführung der zweiten Geographiestunde unmöglich.

Was aber für eine Anstalt recht ist, sollte auch für die andere billig sein.

Ohne dem Werte des Zeichenunterrichtes auch nur im geringsten nahetreten zu wollen, muß doch die Tatsache als feststehend hervorgehoben werden, daß Schüler an Anstalten mit obligatem Zeichenunterrichte ein Plus von Zeit- und Arbeitsaufwand gegenüber ihren Kollegen von solchen Anstalten, an denen das Zeichnen nicht obligat ist, zu leisten haben. Darum eben, wird gesagt, soll nicht noch eine Geographiestunde als Mehrbelastung dazu kommen. Läßt man nur die Zahlen gegeneinander sprechen, so würde die zweite Geographiestunde wirklich eine Mehrbelastung zur Folge haben; vom pädagogisch-didaktischen Standpunkte aus bedeutet aber das Fehlen der zweiten Stunde einen noch größeren Nachteil. Während beim zweistündigen, regelmäßigen Unterrichte der auch für dieses Zeitausmaß noch immer reichliche Stoff in der Schule gut durchgearbeitet werden kann, so daß dem Schüler als häusliche Arbeit nur die Wiederholung des in der Schule Erarbeiteten erübrigt, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein eingehendes Durcharbei[illegible]

Partien des Lehrstoffes dieser Klasse direkt ausgeschlossen und es muß der Schüler einfach auf das Lehrbuch verwiesen werden; im günstigeren Falle gibt der Lehrer höchstens Andeutungen über diesen oder jenen Abschnitt des betreffenden Paragraphen.

Während der Schüler bei zweistündigem Unterrichte auf Grund des Vortrages den vorgeschriebenen Lehrstoff leicht bewältigt, muß sich sein weniger begünstigter Kollege von der Nachbaranstalt mit Andeutungen begnügen und bei dem beschränkteren Zeitausmaße, das ihm zur häuslichen Arbeit zur Verfügung steht, vielfach notdürftig Erklärtes und Halbverstandenes einfach auswendig lernen, ohne sich oft der Bedeutung des Gelernten bewußt zu werden.

Gerade in der III. Klasse sind aber sehr wichtige und schwierige Partien der Geographie zu behandeln.

Erfahrungsgemäß nehmen schon die auf dieser Stufe zu besprechenden Alpen sehr viel Zeit in Anspruch; dann wollen aber auch unsere nächsten Nachbargebiete, die Schweiz, Deutschland, Rußland, doch eingehender behandelt sein als uns ferner liegende Länder. Ebenso wird der Betrachtung Nordamerikas und speziell der Vereinigten Staaten bei der großen wirtschaftlichen und allgemeinen Bedeutung derselben heute viel mehr Aufmerksamkeit zu schenken sein als in früherer Zeit. Wie soll es dann möglich sein, auch noch den Stoff der mathematischen Geographie, der bei der steigenden Schwierigkeit desselben einige Stunden beansprucht, fortzusetzen und zu vertiefen? Das Zeichnen geographischer Objekte muß wegen Zeitmangels fast ganz wegfallen.

Die seit dem ersten Erscheinen der Instruktionen im J. 1884 wiederholt notwendig gewordene Veränderung in der Verteilung des geographischen Lehrstoffes in der II. und III. Klasse läßt schon erkennen, daß das Stoffausmaß mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Stundenzahl zu umfangreich ist.

Und tatsächlich datieren die Schwierigkeiten in der Durcharbeitung und Absolvierung des Lehrstoffes besonders der III. Klasse von der Zeit, da eine Veränderung in der Verteilung des Lehrpensums zu Ungunsten dieser Klasse durch die Zuweisung von Frankreich verfügt wurde, ohne gleichzeitige Vermehrung der Stundenzahl.

Schon von allem Anfange an wurden gegen diese Stoffaufteilung von manchen Seiten Bedenken erhoben.

Erstens wurde dadurch, daß das früher in der II. Klasse zu behandelnde Westeuropa auf zwei Jahrgänge verteilt wurde, indem Großbritannien als Stoff der II. Klasse belassen wurde, Frankreich aber der III. Klasse zufiel, enge Zusammengehöriges zerrissen, und zweitens ist es unerfindlich, wie in der III. Klasse mit abwechselnd einer und zwei Stunden wöchentlichen Geographieunterrichtes Frankreich, Mitteleuropa mit Ausschluß unserer Monarchie, Nord-, Osteuropa, Amerika, Australien und der entsprechende Teil der mathematischen Geographie, das sind nach dem Lehrbuche von Umlauft etwa 120 Seiten, absolviert werden sollen? Dagegen umfaßt das Lehrpensum der II. Klasse [illegible] stündigem wöchentlichem Unterrichte 80 Seiten. Kons[illegible]

gewesen, nicht nur Großbritannien, sondern auch Frankreich als Stoff der II. Klasse zu belassen.

In der Tat bleibt bei dem heutigen Stande dieser Frage dem Geographielehrer kein anderer Ausweg übrig, um das Pensum der III. Klasse zu absolvieren, als der, die Geographie Frankreichs an den Lehrstoff der II. Klasse anzuschließen, wodurch er sich allerdings in Widerspruch setzt mit den geltenden Vorschriften. Aber selbst bei einer solch eigenmächtigen Lehrstoffverteilung bleibt für die letzten Partien der Geographie in der III. Klasse oftmals keine Zeit übrig. Hier und dort fiel Australien ganz weg, oder es wurden Süd-Amerika und Australien in einer Stunde abgetan.

Allen diesen Schwierigkeiten ist nur dadurch, und zwar dauernd zu begegnen, daß auch der III. Klasse des Gymnasiums zwei regelmäßige Geographiestunden in der Woche zugewiesen werden. Es ist schon oben angedeutet worden, daß die damit verbundene Mehrbelastung der Schüler gemildert und zu einer mehr scheinbaren würde, weil dann der ganze Lehrstoff, und zwar eingehender, in der Schule durchgearbeitet werden könnte, wodurch dem Schüler viele und schwierige häusliche Arbeit erspart würde.

Vielleicht ließe sich die zweite Stunde für den Geographieunterricht der III. Klasse, auch bei obligatem Zeichenunterricht, in der Weise gewinnen, daß der Zeichenunterricht auf dieser Stufe von vier auf drei Stunden beschränkt würde.

Bei der Stundeneinteilung könnte ja der Zeichenunterricht so angesetzt werden, daß statt in je zwei aufeinander folgenden Stunden zweimal je eineinhalb Stunden gezeichnet wird. Ein ähnlicher Vorgang wird ja auch an manchen Anstalten in den relativ obligaten Gegenständen beobachtet, so daß beispielsweise der dreistündige Englisch-Unterricht in der VII. Klasse des Staatsgymnasiums im XIX. Bez. aufgeteilt erscheint in je $1^1/_2$ Stunden.

Da die Zeichenstunden ohnehin sogenannte Eckstunden sein sollen, würde eine solche Einrichtung weder die Stundeneinteilung wesentlich beeinflussen — die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden bliebe ja dieselbe — noch dürfte der Zeichenunterricht selbst bei entsprechender Zeitausnützung durch den Verlust von je einer halben Stunde bedeutend geschädigt werden. Dem Geographieunterrichte aber wäre damit unstreitig ein großer Dienst erwiesen. Und wenn auch wahrscheinlich die Klagen über mangelhafte geographische Kenntnisse der Abiturienten damit nicht verschwinden würden, könnten doch manche Lücken in dem geographischen Wissen der Untergymnasiasten ausgefüllt werden und so käme die auf Grund der Vertiefung des Lehrstoffes ermöglichte reifere Auffassung der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Länder und Völker auch dem Obergymnasium zugute.

Wien. W. Wild.



Dr. Otto Willmann, Pädagogische Vorträge über die Hebung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht. 4. abermals vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Gustav Gräbner 1905. XIV und 144 SS. Preis 5 Mk.

Willmann setzt seinem Büchlein, wir wollen nicht sagen an die Stirne, sondern mitten ins Herz hinein einen Imperativ. Er bezeichnet ihn auf S. IV der ersten Auflage vom Jahre 1868 mit den Worten: „Es ist der kategorische Imperativ der Unterrichtslehre, die geistige Tätigkeit des Jünglings zu heben; denn sie ist das eigentliche Erbteil, das die Schule dem scheidenden Zögling mitgeben muß ins Leben, durch sie greift die Erziehung erst recht ein in das Leben des Erwachsenen, vermag sie ihn für seine künftigen, von dem Knaben noch ungeahnten Zwecke geschickt zu machen". Es haben, wie ein alter Spruch besagt, auch die Bücher ihre Geschicke, und dies ganz besonders, wenn sie wie das vorliegende es sich zur Absicht nehmen, den Quell des Lebens zu öffnen und weiter zu leiten. Die dazu mit Hand anlegen wollen, ihnen wird das Büchlein zum Führer und Berater; es liegt auch ein Lob in dem Umstande, daß „Willmanns Pädagogische Vorträge" nach 17 Jahren in der zweiten Auflage, nach 11 und 9 Jahren in der dritten und vierten Auflage erscheinen konnten. Hiebei haben die „Vorträge" mannigfache Zusätze und Erweiterungen erfahren. Die zweite Auflage verweist auf das systematische Werk des Verfassers „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung, Braunschweig 1882", die dritte Auflage nimmt in einem Anhange den Aufsatz „Der subjektive und objektive Faktor des Bildungserwerbes" auf, die vierte Auflage kann zur Ergänzung der in den „Vorträgen" behandelten Materien die Aufsätze des Verfassers heranziehen, die unter dem Titel: „Aus Hörsaal und Schulstube. Gesammelte kleinere Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre, Freiburg i. Br. 1904" erschienen sind. Was ferner in dem Anhange der dritten Auflage: „Der subjektive und objektive Faktor des Bildungserwerbes" gesagt worden ist, hat nunmehr auch ausführliche Begründung in des Verfassers „Philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. Erster Teil: Logik. Zweiter Teil: Empirische Psychologie. Freiburg i. Br. 1901 und 1903" gefunden. So begleitet das Büchlein den Werdegang des gelehrten Schulmannes und akademischen Lehrers. Es hat aber auch für unsere Zeitverhältnisse eine besondere Bedeutung, da es vor vier Jahrzehnten einen Gedanken aufgenommen und zu verwirklichen gesucht hat, der nunmehr allgemeinere Verbreitung findet. Die sechs Abhandlungen „über die Hebung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht" sind aus Vorträgen entstanden, die Willmann zu Anfang des Jahres 1867 an der Leipziger „Erziehungsschule", an der er damals als junger Lehrer wirkte, vor einem für pädagogische Fragen interessierten
halten hat. „Um einen regeren Verkehr zwischen den Lehr
und den Eltern der ihr anvertrauten Kinder herzustellen,
abende eingerichtet worden, wo Fragen der häuslichen Er
delt, Einrichtungen der Schule, Individualitäten der Schül

wurden". Dabei sollte das pädagogische Interesse überhaupt, mag es sich dieser oder jener Schulanstalt zuwenden, angeregt und für des Lehrers Arbeiten und Schaffen, das so vielfach unbeachtet bleibt oder unterschätzt wird, eine freundliche Teilnahme wachgerufen werden. Auch an den Lehrer selbst wendet sich die Schrift. Nun gibt es nicht zwei Arten der Lehrerbildung, die eine durch Wissenschaft, die andere durch Schulung im Unterrichten. Wer mit Gymnasialschülern Horaz und Sophokles liest, ist nicht entbunden von den Vorschriften der Methodik; wer Kindern die ersten Raumbegriffe verdeutlicht, die ersten Kenntnisse vom menschlichen Leben, von der Natur, von der Heimat übermittelt, kann dabei Fühlung behalten mit den Lehren der Wissenschaft. Der Lehrer der höheren Anstalten muß den Elementarunterricht verstehen und durch ihn hindurch gegangen sein, denn er bietet die Aufgaben des Erziehers in einfachster Form, sein handlicher Stoff ist am durchsichtigsten für die Methode; anderseits muß jede Lehrerbildung darauf angelegt sein, ihren Zöglingen die Lehrstoffe der Schule zu vollkommener, allseitiger Beherrschung zu bringen und, soweit es in ihrer Tragweite liegt, sie zu wissenschaftlichen Perspektiven zu führen. Die Pädagogik ist nur eine. Die Frage des Stoffes, dessen sich die Erziehung bedient, ist eine Frage nach dem Mittel; die Wissenschaften, die ihr ihn darreichen, sind für die Pädagogik dienende. Sie hat das Recht und die Pflicht, deren Gaben nach ihren Grundsätzen zu bearbeiten, sie selber in Schulwissenschaften umzusetzen. Die Pädagogik ist ein Zweig der angewandten praktischen Philosophie; Ethik und Psychologie sind ihre Grundlagen; der ersteren Gebote, wie der letzteren Gesetze sind übergreifend über die Stoffe des Unterrichtes (Vorwort S. V, VIII, VI).

Die berührten Grundsätze und vorgenommenen Ziele legt Willmann nicht in einem förmlichen Lehrbuche der Didaktik dar; er bezeichnet seine Schrift als einen Streifzug durch das Gebiet der Erziehungs- und Unterrichtslehre, der an der Hand eines leitenden Gedankens wesentliche, durch die Anwendung von Philosophie auf jenes Gebiet ins Licht gestellte Punkte berühren wollte: Der Fortgang des Unterrichtes soll an wertvollen erzählenden Stoffen dargetan werden, das induktive Ansteigen zur Regel, zum Allgemeinen, das analysierende Vorbesprechen des neuen Lehrstoffes, das konzentrierende Verbinden der Lehrfächer (Vorwort S. XI, IX). Die wertvollen Stoffe entnimmt Willmann aus den Volksmärchen, der deutschen Sage, den altbiblischen Erzählungen und den Parabeln des neuen Testamentes, den Homerischen Liedern und dem Geschichtswerke des Herodot. „Es sind Stoffe von bleibendem Werte, zu denen auch der Erwachsene immer wieder gerne zurückkehrt, die, wie der Dichter sagt, durch der Jugend frisches Auge neu belebt uns zu rühren vermögen." Ihre Behandlung erhalten sie im II. und III. Vortrag. Das Wesentliche des „Einleitenden Vortrages" und der drei abschließenden Vorträge (IV, V, VI) „Der Unterricht und die eigene Erfahrung des Zöglings" — „Die Verknüpfung des Lehrstoffes" — „Die Verbindung der Lehrfächer untereinander" faßt die Forderung auf S. 5 zusammen: „Der Lehrer hat kein Recht zu hoffen, daß einmal der Zeitpunkt kommen

werde, wo gedanken- und kunstlos eingeschüttetes Wissen sich in geistige Kraft umsetzen werde; vielmehr muß vom Anfang an und bis zum Einzelnen herab an dieser Übersetzung gearbeitet, die Masse im kleinen flüssig gemacht werden, die im großen starr und unbewegt liegen bleiben würde". Wenn dieser Gedanke an dem Lehrgute verwirklicht wird, so bringt sein Gehalt und die geistige Arbeit die Erziehung ihrem letzten Zwecke nahe: „Aus einem reichen, angeregten Geistesleben führen der Wege zum Herzen mehr als aus einem armen, trägen. — Je mehr geistiges Leben hervorgerufen wird im Zögling, umso mannigfaltiger werden die Mittel seines Schaffens werden, umso weiter wird des Mannes Kraft reichen, umso vielförmiger wird er das Gute zur Wirkung bringen" (S. 117).

Prag. Dr. Anton Frank.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Lateinische Grammatik für Mittelschulen, verfaßt von Dr. Veselin Disalović, Prof. am serbischen Obergymnasium in Neusatz (Ungarn). II. Teil: Satzlehre. Neusatz, Dampfbuchdruckerei Georg Jvković. S. 83—197. Preis 2 K.

Der Verf. dieser kleinen lateinischen Satzlehre hat im Jahre 1902 in Neusatz den I. Teil seiner lateinischen Grammatik für Mittelschulen herausgegeben. Beide Bücher sind nach den Instruktionen für ungarische Gymnasien gearbeitet.

Es ist zu bedauern, daß D. meine Ergänzungen und Bemerkungen zur latein. Satzlehre von Dr. Jov. Turomann (4. Aufl. 1899), die bisher bei uns in Gebrauch steht, nicht herangezogen hat. Überhaupt kann ich die „überhastete Kürzung" der Satzlehre nicht billigen. Indem ich einige geringere Mängel des Buches übergehe, erlaube ich mir einige Verbesserungsvorschläge für die 2. Auflage zu machen.

§ 88: die Regeln über die Kongruenz sind noch etwas umzugestalten. Überhaupt ist (außer wenn sämtliche Subjekte Personen sind) dem Schüler als Hauptregel einzuprägen: das Prädikat richtet sich gewöhnlich nach dem zunächststehenden Subjekte. — §. 89. Der Satz: *Quod me Agamemnonem aemulari putas* durfte als Beispiel nicht mehr angeführt werden; denn er steht im Widerspruch mit § 132, 12, wo gelehrt wird, daß um Zweideutigkeiten zu vermeiden, die passive Konstruktion angewandt wird. Anders ist es im Original (Corn. Nep. Epam. 5, 6), da dort der Zusammenhang der ganzen Erzählung jede Zweideutigkeit aufhebt. — § 93. Bei *interest* erklärt der Verf. *sua* durch Beifügung von *re*. Damit ist weder für den Schüler noch für manchen Lehrer etwas gewonnen. Über diese Frage vgl. Kunze, Beiträge zur lat. Gramm. I *mea refert*. Leipzig 1899. — Nach der in § 94, 2 enthaltenen Erklärung der Konstruktion des Gen. obiectivus verbunden mit Adiectiva oder Participia wird der Schüler in Verlegenheit kommen, ob er z. B. *amans* und *appetens* mit Genetivus oder Accusativus verbinden soll. In demselben Paragraphen: Bei *moneo* findet sich sehr selten der Genetivus. Überhaupt war das in der Anmerkung angeführte „*admonere de*" als Hauptregel anzuführen. — § 102, 3 *b* ist vor Carthagine ein *sic* ausgefallen. — § 117, I 4. Die Regel bei *propior, proximus* ist umzugestalten, und zwar so: „Die adjektivischen Formen *propior, proximus* werden mit Dativ und Accusativ, die adverbiellen Formen *prope, proprius, proxime* mit Accusativus verbunden. In

demselben Paragraphen fehlt die Konstruktion von *celare* im Passiv, obwohl wir im § 103, III (was früher in § 117 passen würde) folgendes Beispiel lesen: *Per aliquot dies mors Tarquinii celabatur.* — Verfehlt scheint mir die Stellung des *Accusativus (Supini)* gleich nach dem *Dativus finalis.* — § 132. Bei *facio* könnte der Verf. noch die zwei anderen Konstruktionen (Acc. c. Inf. und Inf. praes.) anführen, die in der klassischen Prosa vorkommen. — § 134. *Studeo* mit *ut* ist in der klassischen Prosa sehr selten, daher für die Schulsyntax unnötig. In demselben Paragraphen sollte besonders für unsere Gymnasiasten folgende Regel hinzugefügt werden: „Bei der Verbindung zweier verneinter Absichtssätze wird der zweite Satz gewöhnlich durch *neve (neu)* angeknüpft, aber auch *et, atque que* und *aut* finden wir in der klassischen Prosa. — § 139, IV 1 und 2. Bei *priusquam* und *antequam* sollte doch dem Schüler klar gemacht werden, wann er den Ind. und wann den Coni. setzen soll. — Nach dem Ausdrucke *non abest suspicio* steht neben *quin* auch Acc. c. Infinitivo. — § 152, II 3, 2. Bei *maturat* findet sich der Infinitiv in der klassischen Prosa seltener. — Bei *potus* (§ 155, 3) steht nur die Bedeutung „getrunken" — es sollte auch stehen „betrunken".

Meinerseits kann ich durchaus nicht billigen, daß dem Imperativ nicht ein eigener Abschnitt gewidmet worden ist, wie es in den meisten Grammatiken der Fall ist.

Die Beispiele sind größtenteils aus Corn. Nepos, Phaedrus und Livius, doch finden wir auch solche aus Cicero und Cäsar. Aus diesen letzten sollten bei der eventuellen zweiten Auflage mehr Beispiele den Schülern geboten werden, da sie die Vertreter der klassischen Prosa sind.

Störende Druckfehler sind *parvae* statt *parvi* (§ 141, Anm. 1), *useretur* st. *ureretur, stato* st. *statu, fuget* st. *fugat.*

Ein tüchtiger Lehrer wird das Schulbuch nach dem ungarischen Lehrplane benützen können. Doch scheint es rätlich, daß der Verf. bei der eventuellen zweiten Auflage die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiete der lateinischen Syntax verwerte.

Karlovitz. Gliša Lazić.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache. Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese. Leipzig, E. Haberland o. J. Brief 18—37 (S. 345—696). Preis à 50 Pf.

Der Wunsch des Ref. (s. diese Zeitschr. 1904, S. 1020 ff.), es möge in der Ausgabe der 'Unterrichtsbriefe' ein rascheres Tempo als bisher eintreten, ist in überraschender Weise in Erfüllung gegangen: es liegen nun nach verhältnismäßig kurzer Zeit zwanzig neue Nummern (18—37) vor, welche den Abschluß des II. (Brief 32) und den Beginn des III. Kurses enthalten. Cäsars *Bell. Gallicum* und *Bell. civile III,* Sallusts *b. Iugurthinum,* Livius XXI und XXII, Ovids Metamorphosen und Elegien, Virgils Äneis werden im II. Kurse mit den nötigen Einleitungen versehen, ihre Lektüre wird durch eingehendere Behandlung der Eingangspartien angeregt und der Weg zu weiterer Arbeit gewiesen. Die 'Einführung in die Lektüre der römischen Dichter' ist meisterhaft durchgeführt, überschreitet aber das Maß des Notwendigen um mindestens das Doppelte. Überhaupt sei nebenher bemerkt, daß der Verf. von seinen Schülern nicht wenig fordert, jedenfalls weit mehr, als uns öffentlichen Lehrern gestattet ist. Im III. Kurse wird Ciceros *Pompeiana* vollständig, namentlich nach der rhetorischen Seite durchgearbeitet, die Reden gegen Catilina I und II, *pro Archia,* die *Divinatio in Q. Caecilium* und die *Accusatio in Verrem IV* werden eingeleitet und mit einigen Anmerkungen versehen. Daß in Ciceros Reden neben sorgfältiger Beachtung der sprachlichen Form auch

die antiquarische und überhaupt die sachliche Seite in der Behandlung des Verf. hervortritt, wie ein Prospekt des Verlegers versichert, kann Ref. nur bestätigen, ebenso 'daß geeignete Anmerkungen dafür sorgen, daß sich der Schüler stets den Zusammenhang unserer modernen Kultur mit der antiken gegenwärtig halte'. Es ist weiter ganz in der Ordnung, daß dem Schüler die besten stilistischen und lexikalischen Hilfsmittel namhaft gemacht sowie daß bestimmte Texte und Kommentare angegeben werden, nach denen zu arbeiten ist. Warum jedoch die Ausgaben und Erklärungsschriften gerade des Freytagschen Verlages in erster Linie genannt werden, versteht Ref. umso weniger, als der Verf. dadurch selbst in eigenartige Schwierigkeiten gerät. — Neben der Einführung in die Lektüre gehen die grammatischen und stilistischen Unterweisungen fort, desgleichen die an die Lektüre angeschlossenen schriftlichen Übungen, welche meist Ostermann-Müller entnommen sind. Die Latinität in den 'Lösungen der Aufgaben' bedarf einer Revision. Beispielsweise findet Ref. S. 695 f. folgendes zu bemerken: S. 695, Z. 6 ist statt *omnibus aliis* zu schreiben *ceteris;* S. 696, Z. 10 fällt *punire* auf; Z. 13 ist das unlateinische *Catilinaria* zu beseitigen[1].

Wien. J. Golling.

Moriz Grolig, Büchersammlungen des XVII. Jahrhunderts in Mährisch-Trübau. Wien 1905 (als Manuskript gedruckt von Kainz und Liebhardt).

Die vorliegende, ursprünglich in den Mitteilungen des Vereins für Bibliothekswesen erschienene Abhandlung enthält zwei Abschnitte: 1. Die Klassiker im mährischen Athen und 2. Der Geist zweier Zeitalter, gekennzeichnet durch zwei Büchersammlungen von 1618 und 1680. Der erste Abschnitt begründet zunächst die Bezeichnung „mährisches Athen" mit der glanzvollen Hofhaltung des Ladislaus v. Zierotin und der Herren von Boskowicz. Die Stadt erreichte damals die höchste wirtschaftliche Blüte, aber auch das Geistesleben war ungemein rege, wie dies aus den Inventationsbüchern der Verlassenschaften zu ersehen ist. Es war ja kaum ein Jahrhundert seit der Vervielfältigung römischer und griechischer Klassiker durch den Buchdruck vergangen, dennoch finden sich selbst in gewöhnlichen Bürgerhäusern zahlreiche griechische und römische Schriftsteller, die der Verf. zum Teil anführt. Äußerst lehrreich sind die zwei erwähnten Bücherverzeichnisse aus den Jahren 1618 und 1680: das erste entstammt der Zeit vor, das zweite der Zeit nach der Gegenreformation. Welch gewaltiger Abstand der Bildungsverhältnisse in dieser kurzen Spanne Zeit! Der Verf. (Wien, VII./2, Siebensterngasse 14) ist übrigens gern bereit, Interessenten das Schriftchen unentgeltlich zuzusenden.

Graz. Julius Miklau.

Pokornys Naturgeschichte des Mineralreiches. Für die III. Klasse der Gymnasien bearbeitet von Dr. Franz Noë. Mit 69 Abbildungen im Text, 1 Karte von Österreich-Ungarn, 1 Tafel mit Kristallnetzen und 2 farbigen Mineraltafeln. 21., verb. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1905.

Pokornys Mineralreich ist nach Verlauf von kaum drei Jahren bereits wieder in neuer, verbesserter Auflage erschienen. Daß dieses Buc'

---

[1]) Ref. kennt allerdings Wölfflins Aufsatz im Archiv I 277—27

dessen Bearbeitung Prof. Dr. F. Noë übernommen hat, zu den besten Lehrbüchern der Mineralogie gehört, welche für die III. Klasse der Gymnasien Österreichs geschrieben sind, wurde vom Ref. schon bei der Besprechung der 20. Aufl. desselben hervorgehoben.

Einschneidende Änderungen weist die 21. Auflage nicht auf; die meisten sind nur stilistischer Natur. Einige Abbildungen wurden durch neue, bessere ersetzt, andere (Glasofen, Abbau in einem Kohlenbergwerk, Porphyrlandschaft) neu eingeschaltet. Da auch die Ausstattung des Lehrbuches tadellos ist, kann dasselbe zur Einführung bestens empfohlen werden.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

38. Dr. J. Keyzlar, Die Übersetzung der latein. Metapher. Ein Beitrag zum Studium der latein. Stilistik. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke Wiens 1905. 24 SS.

Der Verf. weist zunächst nach, daß bei vielen Metaphern, denen Nägelsbach in seiner Stilistik eine bildliche Übersetzung ins Deutsche abspricht, eine bildliche Ausdrucksweise auch im Deutschen möglich ist, bloß mit dem Unterschied, daß der Lateiner das Bild nur im Verb ausdrückt, der Deutsche dagegen das Bild genauer ausführt, so Cic. p. Mil. 68 „wenn der Stachel des Argwohns so tief in deinem Herzen steckte, daß er auf keine Weise herausgerissen werden könnte". Dann legt er den Zweck seiner Arbeit dar, nämlich nicht die Frage über das Verhältnis zwischen der lateinischen und deutschen Metapher zu lösen, sondern nur für das Bedürfnis der Schüler einige bestimmende Gesichtspunkte aufzustellen. Diesen Zweck hat die fleißige Arbeit des Verf. (mit oft geschmackvollen Übersetzungen) vollkommen erreicht. Manche der Übertragungen mögen ihren Weg in die Schülerkommentare finden.

Zunächst werden die Beispiele besprochen, die im Lateinischen einen ganzen Vergleich, im Deutschen dagegen eine Metapher bieten und umgekehrt. Bei dem Beispiel Cic. p. Mil. 61 *cum res luceat*, das übersetzt wird „da die Sache so klar ist wie das Sonnenlicht", glaube ich, mit der Übertragung „da die Sache — beleuchtet worden ist" auskommen zu können. Dann werden die Gebiete behandelt, aus denen die Metapher genommen wird, nämlich: körperliche Verhältnisse (Cic. p. Mil. 33 *vestrae peregrinantur aures* wohl etwas derb übersetzt durch „sitzet ihr auf eueren Ohren?"), Feuer (hinzugefügt könnte noch werden Tac. Ann. I 23 *incendebat haec* „er steigerte die flammende Wirkung dieser Worte", und Cic. p. Mil. 33 *lumen curiae*), *gradus* und das flüssige Element (vgl. noch Cic. p. Mil. 103: *omnes in me meosque redundant ex illo fonte dolores*. Ferner werden Metaphern aufgeführt, für die uns im Deutschen ein anderes Bild zu Gebote steht.

Schließlich bespricht der Verf. die Metaphern, denen im Deutschen kein bildlicher Ausdruck entspricht, so *nasci, gignere* u. a. (bei Sall. b. Iug. 6, 3 *studia — accensa* hätte auch auf Tac. Ann. III 4 hingewiesen werden können), und die lateinischen unbildlichen Ausdrücke, die im Deutschen metaphorisch wiedergegeben werden wie *agi* „auf dem Spiel stehen".

Anhangsweise werden bildliche Ausdrücke besprochen, die sich auf Technik, Krieg, Ackerbau, Handel, Schiffahrt, Jagd, Spiel, Heilkunde beziehen, und einige sprichwörtliche Ausdrücke.

Böhm.-Leipa. L. Br

39. Prof. Dr. Rudolf Richter, Lafontaine et Lamotte. Progr. der Staatsrealschule in Elbogen 1904. 31 SS.

Eine französisch geschriebene vergleichende Untersuchung des Stiles beider Fabeldichter mit dem nicht neuen Ergebnis, daß Lamotte sein Vorbild nicht erreicht hat. Aus einer Bemerkung in der Einleitung scheint hervorzugehen, daß die vorliegende Abhandlung nur ein Teil einer größeren Arbeit ist.

40. Prof. Dr. Johann Hauke, John Bedford's moral play 'The play of Wit and Science' und seine spätere Bearbeitung. Progr. der n.-ö. Landes-Oberrealschule in Krems 1904. 37 SS.

Im ersten Teile seiner Untersuchung behandelt der Verf. John Bedford und sein Stück '*The play of Wit and Science*', im zweiten die jüngere Überarbeitung desselben von einem anonymen Verf. Das Ergebnis der fleißigen und gründlichen Arbeit ist, daß das zweite Stück einen dramatisch viel höheren Rang einnimmt und eines der besten früh-neuenglischen *moral plays* ist.

41. Prof. Johann Foltin, Die neuen Erleichterungen in der französischen Orthographie und Syntax und deren Bedeutung für den Unterrichtserfolg auf der Unterstufe unserer Mittelschulen. Progr. des n.-ö. Landes-Realgymnasiums zu Waidhofen a. d. Thaya 1904. 31 SS.

Nach einer Einleitung, welche die Geschichte der Reform der französischen Orthographie betrifft, behandelt der Verf. die einzelnen Erleichterungen und ihre Bedeutung für den Unterricht, wobei der Gewinn an Zeit usw. wohl etwas überschätzt wird. Zum Schluß wünscht der Verf., daß die österreichische Unterrichtsverwaltung verordne: „Die alten Regeln, die mit den gestatteten Änderungen im Widerspruche stehen, dürfen in den Schulen nicht mehr gelehrt werden und die französischen Lehrbücher sind dementsprechend umzuarbeiten". Er nimmt dabei irrtümlicherweise an, daß der Erlaß des französischen Unterrichtsministers vom 26. Februar 1901 dasselbe anordnet. Dieser Erlaß bestimmt indes nur, daß die gewissen Änderungen in staatlichen Prüfungsarbeiten nicht mehr als Fehler gerechnet werden sollen. Im übrigen werden die alten Regeln in den französischen Schulen fortgelehrt wie bisher. Unsere Unterrichtsverwaltung dürfte sich daher schwerlich veranlaßt finden, auf den Wunsch des Verf., so begreiflich er auch ist, einzugehen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

42. Dr. K. Bořecký, Pokud látka Václava Živsy čerpána jest z vlastního života Čechova? (Inwiefern ist der Stoff des Gedichtes Wenzel Živsa aus Čechs eigenem Leben geschöpft?) Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Prerau 1903/4. 21 SS.

Der Dichter Svatopluk Čech bemerkt in dem Prolog zu seiner poetischen Erzählung Wenzel Živsa, daß die von ihm erzählten Begebenheiten Erinnerungen an seine Jugendjahre enthalten, daß sein Gedicht Charaktere und Bilder aus der Vergangenheit schildert und daß er in

dasselbe vieles hineinlegen will, was er einst gedacht und gefühlt hatte. Der Verf. dieser kleinen Studie nahm sich deshalb vor, darzulegen, welche Charaktere und welche äußere und innere Tatsachen aus der Wirklichkeit geschöpft sind. Nach der Inhaltsangabe des Prologs vergleicht der Verf. den Inhalt des Gedichtes mit Čechs prosaischen biographischen Memoiren. Da zeigt er zuerst, daß alle äußeren Tatsachen, welche den jungen Živsa betreffen, sowie auch die Liebesidylle seiner Eltern, welche der alte Živsa auf der Wallfahrt auf der Hůrka erzählt, der Wirklichkeit entnommen sind und daß auch der Pfarrer von Velemín sein Vorbild in der Wirklichkeit hat. Zugleich zeigt der Verf., worin und wie sich der Dichter von der Wirklichkeit entfernt hat, was also Wahrheit und was Dichtung in seinem Gedichte ist. Hauptsächlich beschäftigt aber den Verf. der innere Konflikt des jungen Živsa. Unbefriedigt von seiner bisherigen Lebensweise, mit einer Leere und Öde in seiner Seele kehrt der junge Doktor der Rechte in pessimistischer Stimmung ins Vaterhaus zurück mit dem festen Entschlusse, seinen bisherigen Lebensberuf aufzugeben (auch der Dichter verließ die juristische Bahn und widmete sich der dichterischen Tätigkeit). In diese pessimistische Stimmung brachte den jungen Živsa die von ihm bis jetzt vergeblich gesuchte Erkenntnis des wahren Lebenszweckes, der von ihm noch ungelöste und seiner Überzeugung nach unlösbare Konflikt zwischen der Wissenschaft und der Religion. Seine Lebensanschauung und seine philosophische Überzeugung, besonders seine Anschauungen von dem unlösbaren Konflikte der Wissenschaft und des Glaubens, seine Zweifel über die Existenz eines persönlichen Gottes und über die Offenbarung sowie auch seine Ansichten über die Liebe spricht der junge Živsa in seinen Gesprächen mit dem Pfarrer aus. Der Verf. beweist, daß die Anschauungen des jungen Živsa mit den Ansichten des Dichters Čech identisch sind. Er vergleicht sie mit den in Čechs Gedichte „Šotek" dargestellten Gedanken. Überzeugend stellt der Verf. fest, daß in diesen beiden Gedichten der Gedankengang der logischen Erwägungen über jene philosophischen Probleme abgebildet ist, welche Čech zu lösen sich bemühte, daß besonders in dem Gedichte Živsa die Zergliederung und Kritik dieser Grundprobleme enthalten ist und daß auf dieser kritischen Grundlage dann später das großartige Gebäude des pantheistischen Systems des Dichters Čech aufgebaut wurde, welches den Inhalt der späteren lyrischen Sammlung: Modlitby k Neznámému (Gebete zu dem Unbekannten) bildet, welche die zur klaren Überzeugung gewordene philosophische Anschauung Čechs aussprechen. In dieser Erklärung der philosophischen Ansichten Živsas, in dem festgestellten Verhältnisse derselben zu dem Gedichte Šotek und der lyrischen Sammlung Modlitby k Neznámému liegt die eigentliche Bedeutung dieses gediegenen Beitrages zum Verständnisse von Čechs Gedichten.

43. Fr. Lad. Nesvadbík, Vzpomínka na Fr. Sušila (Erinnerung an Franz Sušil). Progr. der k. k. böhm. Staats-Oberrealschule in Brünn 1903/4. 6 SS.

Die sehr kurze Abhandlung enthält die wichtigsten biographischen Daten und eine kurze Würdigung der gesamten Tätigkeit des Sammlers von böhmischen Volksliedern in Mähren, des lyrischen Dichters, Übersetzers von klassischen Dichtungen und kirchlichen Hymnen und theologischen Schriftstellers Franz Sušil, der sich auch große Verdienste um die Erweckung des nationalen Bewußtseins des böhmischen Volkes in Mähren erworben hatte und dessen hundertjähriges Geburtsfest im Jahre 1904 gefeiert wurde.

Neustadtl. Leander Čech.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die Gründung des Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums.

Zur Vorgeschichte.

Die seit Jahren in Wort und Schrift erfolgenden, zum Teil heftigen Angriffe auf das österreichische Gymnasium weckten auch hier bei Freunden der humanistischen Bildung den Gedanken, die zahlreichen Gesinnungsgenossen, die einem öffentlichen Kampfe auszuweichen oder in der Abwehr nicht zielsicher und einheitlich vorzugehen pflegten, zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen, um so die im wesentlichen vortreffliche Wirksamkeit und Organisation der heimischen gymnasialen Mittelschule mit mehr Nachdruck und Erfolg schützen und zu zeitgemäßen Besserungsvorschlägen gehörig Stellung nehmen zu können. Zwar erzielte ein zu Anfang des Vorjahres gemachter Versuch, diesen Plan im Bunde mit Männern der Schule und Wissenschaft zu verwirklichen, nicht sofort das gewünschte Ergebnis, aber die fruchtbare Anregung nahm bald darauf (im Juni 1905), als ein kleiner Kreis Gleichgesinnter zu einem vorbereitenden Ausschuß zusammentrat, eine greifbare Gestalt an. Es wurde zunächst folgender Aufruf verfaßt und an eine Anzahl höherer Persönlichkeiten, Fachgenossen und Freunde verschickt:

Euer Hochwohlgeboren!

Wohl mit keiner staatlichen Bildungsanstalt beschäftigt sich die Öffentlichkeit mehr und lebhafter als mit unserem heimischen Gymnasium. In Zeitungsaufsätzen, in selbständigen Broschüren und in öffentlichen Vertretungskörpern ist es Gegenstand der heftigsten Angriffe als allgemeine Bildungsstätte wie auch als Vorbereitungsanstalt für das Universitätsstudium.

Insoferne diese Angriffe dahin zielen, Einzelheiten, die verbesserungsfähig und wirklich änderungsbedürftig sind, zum Gegenstande der Erörterung und Kritik zu machen, können sie als segensreich begrüßt werden.

Allein die meisten Ankläger erstreben nicht die Förderung des Gymnasiums, sondern rütteln vielmehr an den Fundamenten, auf denen es ruht, indem sie die Berechtigung des Betriebes der klassischen Sprachen auf der heutigen Mittelschule leugnen. Die Verfechter dieser radikalen Ansicht erheben immer lauter den Kampfruf, indem sie, durch begreifliche Verstimmungen des die Fähigkeiten der Sprößlinge oft überschätzenden Elternhauses und durch die Haltung des überwiegenden Teiles der Tagespresse ermutigt, nicht nur einseitige, sondern oft auch ganz falsche Behauptungen laut *urbi et orbi* verkündigen, dadurch Uneingeweihte und Schwankende auf ihre Seite ziehen und selbst in die Reihen der philologischen Lehrerschaft, der in erster Linie berufenen Trägerin der humanistischen Bildung, Zaghaftigkeit und Bedenken tragen. Ja, sie verweisen sogar darauf, daß die Freunde des humanistischen Gymnasiums es gar nicht mehr wagen, für ihr Bildungsideal einzutreten. Trifft dieser Vorwurf auch in solcher Allgemeinheit nicht zu, so enthält er doch viel Wahres: mit Ausnahme weniger Stimmen, denen daher die gehörige Resonanz fehlt, hält man es nicht für nötig oder scheut sich, als einzelner den Kampf gegen häufig anonyme Gegner aufzunehmen. Die Zersplitterung unserer vielfach unterschätzten Kräfte, unsere spärlichen, dazu nicht einheitlichen Gegenaktionen stärken und reizen nur die zum Teil in Vereinen organisierte, sicherlich in der Negation unseres Ideals und in der Angriffslust einige Gegenpartei.

Diese Tatsachen haben die Unterzeichneten veranlaßt, zu einem vorbereitenden Ausschuß zusammenzutreten, um einen Gedanken in Wien durchzuführen, der hier schon früher entstanden, jedoch zuerst in Berlin im November des Jahres 1904 verwirklicht worden ist, nämlich alle jene um sich zu scharen, die sich als Freunde des humanistischen Gymnasiums bekennen und durch ihren Anschluß an die zu bildende Vereinigung das Bestreben unterstützen wollen, einen Schutzwall für das Gymnasium aufzurichten.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier ferner ausdrücklich bemerkt, was die Unterzeichneten mit der beabsichtigten Vereinsgründung bezwecken und was ihnen ferne liegt.

Der Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums will sich in Wort und Schrift für die Erhaltung der Grundlagen des heutigen Gymnasiums, somit auch des Unterrichts in den beiden klassischen Sprachen einsetzen. Denn nicht nur das Lateinische, für das mehr praktische Gründe sprechen, sondern auch das Griechische, das den Zugang zur antiken Geisteswelt eigentlich erst erschließt, muß dem Gymnasium erhalten bleiben, soll Österreichs höheres Bildungswesen nicht empfindlichen Schaden leiden. Der Verein will also in erster Linie defensiv und aufklärend wirken, jedenfalls nicht andere ebenso berechtigte Schultypen und Bildungsrichtungen bekämpfen oder gar ihnen den Boden abgraben. Denn wir sind von der Überzeugung durchdrungen, daß nicht die Einheit, sondern die Vielheit der Bildungswege den modernen Kulturbedürfnissen entspricht. Es soll also, um das ausdrücklich zu sagen, durchaus kein Kampfverein gegen die Realschule gegründet werden. Vielmehr stehen auch die Freunde des humanistischen Gymnasiums jeder berechtigten Ausgestaltung der verwandten Mittelschultypen sym[illegible]thisch gegenüber.

Der Verein billigt aber, was die österreichische [illegible]
nicht den verkehrten Standpunkt des *sint, ut sint,* [illegible]
daher jederzeit für eine gedeihliche und organische [illegible]
Gymnasiums, wofern nur sein Grundcharakter unvers[illegible]
Die zu bildende Vereinigung soll aber hinwiederum [illegible]
dem ausschließlichen Zweck der Gymnasialreform se[illegible]
schultechnische Fragen in Betracht kommen. [illegible]
teils nicht aus Fachmännern bestehe[illegible]
zeichneten vorschwebt, keine allseitig[illegible]

aber sollen grundlegende Fragen den Gegenstand steter Aufmerksamkeit und gelegentlicher Beratung bilden.

Die Unterzeichneten wollen nämlich der zu gründenden Vereinigung den Beitritt der weitesten Schichten aller Berufstände ohne jeden nationalen, konfessionellen und sozialen Unterschied dadurch ermöglichen, daß, wie wohl nochmals betont werden darf, als nächster Vereinszweck die Wahrung des Unterrichts in beiden klassischen Sprachen festgehalten werden soll.

Wenn Euer Hochwohlgeboren mit unserer Absicht einverstanden sind und die aus den Hauptpunkten der Statuten ersichtliche Organisation der zu bildenden Vereinigung billigen, ersuchen wir Sie, Ihre Beitrittserklärung gefälligst an die vorne angegebene Adresse gelangen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

als Mitglieder des vorbereitenden Ausschusses:

Univ.-Prof. Dr. Hans von Arnim,
Univ.-Prof. Hofrat Dr. Eugen Bormann,
Kustos der Univ.-Bibl. Dr. S. Frankfurter,
Univ.-Prof. Dr. Edmund Hauler,
Univ.-Prof. Dr. Paul Kretschmer,
Univ.-Prof. Dr. Emil Reisch,
Gymn.-Dir. Anton Stitz,
Gymn.-Dir. Dr. Viktor Thumser.

Dieses Rundschreiben fand fast ausnahmslos beifällige Aufnahme und rief vielfach gerade bei Nichtfachmännern eine so lebhafte Zustimmung hervor, daß der vorbereitende Ausschuß in seiner Überzeugung, mit seinem Unternehmen der Sache des Gymnasiums und der humanistischen Bildung einen Dienst zu erweisen, noch mehr bestärkt wurde. Die persönliche Werbearbeit hatte aber noch kaum recht begonnen, als ein größerer Artikel Sr. Exzellenz des Herrn k. und k. geh. Rates Dr. Wilhelm R. von Hartel, der die Hemmnisse und Störungen in der Entwicklung des österreichischen Gymnasiums und die Ziele sowie Aufgaben des neuen Vereines in gehaltvoller und überzeugender Weise darlegte, die Kunde von der geplanten Vereinsgründung in die größere Öffentlichkeit trug. Diese am 24. Dezember 1905 im „Neuen Wiener Tagblatt" erschienenen Erörterungen ließ zwar schon der vorbereitende Ausschuß zum Zwecke wirksamerer Propaganda mit Zustimmung des Verfassers im Sonderabdrucke wiederholen, sie seien aber wegen der Wichtigkeit ihres Inhaltes und der Vollständigkeit halber auch noch hier im Wortlaute mitgeteilt:

Ein neuer Verein.

Die stürmischen Evolutionen auf allen Gebieten des sozialen und politischen Lebens, welche unser Zeitalter erfüllen, haben unser Schulwesen, besonders unsere Mittelschulen, nicht unberührt gelassen, deren wesentliche, schon durch die Auswahl der Lehrstoffe ausgeprägte Eigenheiten und Ziele dem demokratischen, auf das Praktische gerichteten Zuge der Zeit sichtlich entgegenstehen; und es häufen sich Vorschläge, welche auf eine grundstürzende Veränderung der betreffenden Einrichtungen abzielen, deren Begründung freilich nicht immer den Beruf der Projektanten rechtfertigt. Weit weniger werden davon die Realschulen

betroffen, obgleich gerade sie mehr Anlaß zu Klagen über pädagogisch unzweckmäßige Belastung ihrer Schüler bieten könnten; in empfindlichster Weise aber die Gymnasien.

Es klagen über sie die Eltern, welche ihre Söhne nur um den Preis großer materieller Opfer und unter nicht geringeren Aufregungen und Sorgen in den Besitz eines genügenden Abgangszeugnisses gelangen sehen; es klagen die Schüler, welche unter dem zerstreuenden Vielerlei mechanisch angeeigneten Lehrstoffes die Frische des Geistes eingebüßt und die Selbständigkeit des Denkens nicht gewonnen haben und so mit einem stillen Groll der Schulzeit gedenken; es klagen die Lehrer, welche trotz aller Hingabe im Verbrauche ihrer besten Kraft nicht erreichen, was sie wollten; es klagen die Hochschulen über ungenügende Vorbildung und geringe geistige Reife und Arbeitslust ihrer Hörer. Diese Klagen wollten nicht verstummen, obgleich die Unterrichtsverwaltung seit langem bemüht war, Mängel im Betriebe des Unterrichtes zu beheben, die Lehrpläne zu verbessern, die Lehrbücher zu vereinfachen, und obgleich es unsere regsame Lehrerschaft auf theoretischem und praktischem Wege zu einer didaktischen Leistungsfähigkeit brachte, welche sich die größte Anerkennung auswärtiger Schulmänner bei gelegentlichen Inspektionen erobert hat.

Man darf sich aber über diese Vorwürfe, so sehr sie über das Maß ihrer tatsächlichen Berechtigung übertrieben werden und Wahrnehmungen bedauerlicher Art in einzelnen Fällen ungebührlich verallgemeinert erscheinen mögen, nicht leichthin etwa durch den Hinweis auf den von Jahr zu Jahr wachsenden Andrang zu den Gymnasien, der für die Beliebtheit derselben in weiten Kreisen der Bevölkerung zeuge, hinwegsetzen; denn für diese Klagen treten nicht bloß jene ein, die das Gymnasium durch utilitarische Fachschulen verdrängt wissen wollen, sondern auch wahre Freunde und Anhänger desselben. Eine vorurteilslose Prüfung wird dadurch zu einer unabweisbaren Pflicht. Es hieße aber vorschnell und ungerecht urteilen, wenn man ohneweiters die beklagten Mängel in der Organisation unserer Gymnasien erkennen und nicht sehen wollte, daß die Verhältnisse, unter welchen diese Organisation ins Leben trat und verwirklicht wurde, überaus ungünstige waren, ja im Laufe der Zeit nach vorübergehender Besserung immer mißlicher wurden und eine reine Wirkung zu keiner Zeit, am wenigsten in unseren Tagen, aufkommen ließen. An der Berechtigung solch vorschnellen Tadels läßt auch schon die Erwägung zweifeln, daß die Reform der Gymnasien gegenüber den veralteten Einrichtungen des Vormärz als eine der größten und für die fortschrittliche Entwicklung bedeutsamsten Errungenschaften allseits anerkannt wurde und daß von ihr eine neue, überaus fruchtbare Epoche des wissenschaftlichen Lebens in Österreich datiert, ja daß wesentliche Bestimmungen unseres Organisationsentwurfes für die jüngste Reform der preußischen Gymnasien vorbildlich werden konnten. Die Ungunst der Verhältnisse aber, welche besonders den gymnasialen Unterricht bedrücken und nicht zu voller Wirkung gelangen lassen, werden selbst entschiedene Gegner nicht in Abrede stellen wollen.

Es mag nur kurz daran erinnert werden, daß, als im Jahre 1849 ohne weitere Vorbereitung die neue Organisation eingeführt wurde, die erforderlichen Lehrkräfte aus den Lehrern der alten Schulen, aus Erziehern und gelehrten Dilettanten in Hast und mühsam zusammengebracht wurden, und wie wenige unter ihnen jene fachliche und pädagogische Ausbildung besaßen, die den gesteigerten Forderungen der Reform in ihrem Geiste hätte gerecht werden können. Nur allmählich vermochten die zu gleicher Zeit ins Leben gerufenen und selbst noch mangelhaft mit Lehrkräften und Lehrbehelfen ausgerüsteten philosophischen Fakultäten Kandidaten des Lehramtes in entsprechender Zahl und mit genügender Ausbildung zu liefern. Kaum war aber nach zwei Dezennien ein richtigeres Verhältnis

zwischen Nachfrage und Angebot hergestellt worden, so begann mit der rapiden Vermehrung der Gymnasien, in deren Gründung Länder und Städte mit dem Staate wetteiferten, das alte Elend von neuem: wieder wurden zahlreiche Kandidaten durch die Aussicht auf eine sofortige Anstellung zum Lehramt verlockt, ohne dafür den Beruf, wahre Lust und Begabung zu besitzen, wieder mußte man unfertige Studenten als Supplenten im Unterrichte verwenden, welche dann oft erst nach Jahren, ihre Kraft zwischen den Aufgaben der Schule und der Vorbereitung für die Prüfung teilend, mit Ach und Krach zwar ihre Approbation, aber nie ihre volle Eignung fürs Lehramt erreichten, und wieder konnten die Hochschulen, obgleich dieselben nun mit Seminarien, Instituten und Laboratorien reichlich ausgerüstet waren und ihnen damit die Voraussetzungen für eine individuelle Beschäftigung mit den Hörern und deren gründlichere wissenschaftliche Durchbildung gegeben waren, bei dem großen Andrange ihre Aufgabe nur unvollkommen erfüllen. Dieser Andrang hält auch jetzt noch an und es dürfte erst nach einiger Zeit, wenn die Lücken der Lehrkörper ausgefüllt sein werden und nur für den natürlichen Abgang zu sorgen sein wird, ein Rückschlag erfolgen, allerdings vorausgesetzt, daß in der Errichtung neuer Schulen ein Stillstand eintritt. Freilich ist das kaum zu erwarten, denn im Laufe der Zeit sind unsere Mittelschulen, besonders aber die Gymnasien, entartet, das heißt, ihrem eigentlichen Zwecke, einer auserlesenen Zahl befähigter Jünglinge eine höhere, auf den Hochschulunterricht vorbereitende Ausbildung, die nicht in der bloßen Aneignung toten Wissens besteht, zu geben, entfremdet worden. Gleiche Ursachen bewirkten auch außerhalb Österreichs den gleichen Wandel.

Was zunächst dazu führte, war nichts Unlöbliches. Es war, was das Wachsen des sozialen Wohlstandes und die der Verbesserung des Volksschulunterrichtes zu dankende Hebung des Bildungsniveaus mit sich brachten, das Streben nach einer umfassenderen Bildung, die nur in den Gymnasien vollauf, in den Realschulen besonders nach Aufnahme allgemein bildender Fächer in den Lehrplan immer mehr erreichbar schien. Auch fühlte sich das Milieu jeder kleinen Stadt durch den Besitz einer Mittelschule materiell und geistig gehoben und für ihre Abgeordneten gab es kein größeres Verdienst, als die Errichtung einer neuen Anstalt oder ihre Verstaatlichung durchgesetzt zu haben. Auf diese Weise wurde vielen tüchtigen und begabten Schülern, was im öffentlichen Interesse nur zu begrüßen war, der Bildungsweg durch die Mittelschule aufgetan, der ihnen sonst für immer verschlossen geblieben wäre, aber auch gar manche wurden auf eine falsche Bahn gelenkt. Die Zahl der letzteren nahm aber, besonders infolge einiger Maßnahmen, welche die Regierung zur Hebung des öffentlichen Dienstes treffen zu sollen meinte, in bedenklicher Weise zu. So verlangte diese auch von den Bewerbern um subalterne Dienststellen die Absolvierung des Gymnasiums oder einer demselben gleichgestellten Mittelschule, was selbst minder bemittelte Familien verlockte, ihre kargen Einnahmen zu opfern und ihre Söhne, mochten diese dazu taugen oder nicht, in die leicht zugängliche Mittelschule zu schicken. Die Milde der Lehrkörper, Stipendien und Unterstützungen aller Art halfen mit, kleinere Anstalten, die hie und da auch einen harten Konkurrenzkampf zu bestehen hatten, zu bevölkern und die einmal aufgenommenen Schüler zusammenzuhalten, wobei der eigentliche Zweck der Schule nur zu leicht verdunkelt wurde.

Als ein noch stärkeres Lockmittel erwiesen sich die Begünstigungen, welche den Absolventen solcher Anstalten das 1868 beschlossene Wehrgesetz zusprach. Die Prämie des „Einjährig-Freiwilligen-Präsenzdienstes" wurde nun das Moment, welches für die Wahl der Schule den Ausschlag gibt, und hat ja sogar im Laufe der Zeit selbst auf die Organisation des gewerblichen und kommerziellen Schulwesens einen verderblichen Einfluß

geübt, indem diese Schulen, um die Gewährung des Privilegs bei der Militärbehörde durchzusetzen, sich mit sogenanntem allgemein bildenden Lehrstoffe belasten und ihren eigenartigen Zwecken entfremden mußten. Für andere Übelstände, welche der große Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht im Gefolge hatte, sind Heilmittel ausfindig zu machen, für diesen keines, solange das Gesetz unverändert besteht. Es bleibt demnach eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben der Gesetzgebung, die gewiß berechtigten Forderungen der Wehrkraft mit den Bedingungen einer gesunden Unterrichtsverwaltung wieder in Einklang zu bringen. Bis dahin werden unsere Mittelschulen zu leiden haben; denn das Hauptübel, an dem sie kranken, die unnatürliche Überfüllung der Klassen und die schwere Belastung mit ungeeignetem Schülermaterial, wird sich durch keine Verordnung wirksam beseitigen lassen. Aber nicht bloß die Mittelschulen, sondern auch die Hochschulen und der Staat selbst werden in Mitleidenschaft gezogen: denn eine Menge träger und halbreifer Schüler, denen es gelingt, ungefährdet durch das Joch der Abgangsprüfung zu schlüpfen, überschwemmt die Hochschulen, deren Räume sie nicht fassen, geschweige denn unterrichten können, wie es sein sollte. Man kann sich heute der sorgenschweren Frage nicht entschlagen, was aus den Absolventen der weltlichen Fakultäten der Universitäten und der anderen Hochschulen einst werden soll, wenn auch nur die Hälfte der inskribierten Hörer die Prüfungen besteht, während mit ihnen so viel Kräfte für die erwerbenden Berufe, in denen sie sich eine gute Existenz hätten gründen können, unersetzlich verloren gehen. Doch wir versagen uns weitere Ausblicke dieser Art. Uns interessiert hier der Zustand, in welchen unsere Mittelschulen durch ihre übergroße Schülerzahl versetzt werden. Daraus zumeist entspringen ja die Übel, die man mit Recht beklagt. Die Überzahl der Schüler, von welchen zudem ein großer Teil der Fähigkeit und des Triebes zu lernen ermangeln, hemmt jede an sich noch so vorzügliche Organisation in ihrer Entwicklung und läßt sie in ihren Erfolgen herabsinken. Die Lehrer sind bei aller Hingabe und bei aller pädagogischen Virtuosität nicht imstande, sich mit ihren Schülern individuell zu beschäftigen, ihre Eigenart kennen zu lernen, die in ihnen schlummernden Kräfte zu wecken. An Stelle des erziehlichen Unterrichtes tritt die mechanische Dressur, die über Vortragen und Abprüfen, über Diktat und Korrektur nicht hinauskommt. Was in der Schule hätte geleistet werden sollen, muß die häusliche Arbeit nachtragen, welche die Zeit für körperliche Übungen und freie, besondere Anlagen am besten fördernde Beschäftigung raubt, und oft noch die Eltern mit beträchtlichen Ausgaben für einen Hauslehrer belastet. Daraus aber, nicht aus der übergroßen Zahl der Lehrstunden und nicht aus der Menge oder der Art des Lehrstoffes entspringt die Überbürdung, unter welcher die schwächeren Schüler stöhnen, entspringt das Gefühl der Verkümmerung, welches die besseren drückt. Und wenn jene noch mit einer größeren Befriedigung die Schule verlassen, weil sie nicht mehr wollten, als sie erreichten, das Abgangszeugnis, so empfinden diese schmerzlich den Verlust der aufnahmsfähigsten Jahre und stellen ein starkes Kontingent zu jenen, welche der Organisation der Schulen allein alle Schuld beimessen. Und was die Gymnasien betrifft, so werden die Enttäuschten nur zu willig den lärmenden Banausen Gehör schenken, welche das Fundament dieser Stätte höherer Bildung dadurch zu untergraben suchen, daß sie jene Lehrgegenstände, welche nicht einen unmittelbaren und sichtlichen Vorteil ihrer Verwertung im praktischen Leben versprechen, wie die alten Sprachen, als unnützen Ballast ganz oder teilweise über Bord werfen. Die Ansicht zählt heute mehr Anhänger als Gegner und selbst ruhig urteilende Männer pflichten ihr, durch die bestehenden Verhältnisse beeinflußt, bei, indem sie zwar den Bildungswert der klassischen Sprachen und ihren Nutzen für einzelne Berufszweige nicht leugnen, aber darauf gerne um den Preis verzichten, daß nach ihrer Ausscheidung oder wesentlichen Beschränkung eine ein-

heitliche höhere Mittelschule konstruiert werde, welche sämtliche Aspiranten für die verschiedenen Hochschulen vorbereite und die Berufswahl erst nach Absolvierung dieser Schule leicht und sicher erfolgen lasse. So erwünscht es vielen Eltern kommen möchte, die Berufswahl ihren Kindern auf eine spätere Zeit zu verschieben, so hieße das, mit dem Gymnasium die ihren Zwecken trefflich dienende Realschule zerstören, und es ließe sich, abgesehen davon, das Phantasiegebilde der Einheitsschule ohne größere Überbürdung und geisttötende Zerstreuung nach der Meinung unvoreingenommener Schulmänner nicht realisieren. Aber freilich, wer es nicht an sich erfahren, dem wird sich schwer die bildende Wirkung der alten Sprachen überzeugend demonstrieren lassen und es verspräche geringen Erfolg, innerhalb der Spalten eines kurzen Artikels das versuchen und darlegen zu wollen, wie die Wissenschaften des Rechtes, der Theologie, der Geschichte, der Philosophie und aller übrigen Sprachen ohne Kenntnis der antiken hinfällig würden, wie es kein wirksameres Mittel gebe, als die strenge, an den so reich und eigentümlich ausgebildeten Sprachen der Alten geübte sprachliche Zucht, den Menschen, der durch die Sprache denkt, zur Strenge des Denkens zu erziehen, seine Ausdrucksmittel in Wort und Schrift zu bereichern und zu formen, wie die schönheitssatte Welt der Griechen den ästhetischen Sinn weckt und befruchtet, wie nur der an der Gedankenarbeit eines Zeitalters altüberlieferter Kultur verständnisvoll teilnehmen kann, der ihre geschichtlichen Grundlagen einigermaßen kennt, und wie gerade unser nervös aufgeregtes und durch den ganzen modernen Kulturapparat an Flüchtigkeit des Denkens und Empfindens gewöhntes Geschlecht der Stille und schlichten Einfachheit des Altertums bedarf, um in Frische und Selbständigkeit des Geistes zu erstarken. Es hätte auch bei der Frivolität, die sich in der Behandlung dieser die gesamte höhere Bildung bestimmenden Angelegenheit vielfach eingenistet hat, keine bessere Wirkung, wollte ich die Stimmen für die humanistische Bildung von dem alten Goethe, der kategorisch forderte: „Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben", bis auf die Männer der Neuzeit, welche ebensowenig wie Goethe die Naturwissenschaften gering achteten, aufrufen. Aber ich darf mich dieser Aufgabe umso eher entschlagen, als sie ein eben in Bildung begriffener „Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums" in gründlicher Weise zu erfüllen verspricht, auf welchen diese Zeilen aufmerksam machen wollen.

Der neue Verein will sich, wie der Aufruf zum Beitritte sagt, „in Wort und Schrift für die Erhaltung der Grundlagen des heutigen Gymnasiums, somit auch des Unterrichtes in den beiden klassischen Sprachen einsetzen.... Es soll, um das ausdrücklich zu sagen, durchaus kein Kampfverein gegen die Realschule gegründet werden. Vielmehr stehen auch die Freunde des humanistischen Gymnasiums jeder berechtigten Ausgestaltung der verwandten Mittelschultypen sympathisch gegenüber. Der Verein billigt aber, was die österreichischen Gymnasien betrifft, nicht den verkehrten Standpunkt des *sint, ut sint, aut non sint;* er wird daher auch jederzeit für eine gedeihliche und organische Fortentwicklung des Gymnasiums, wofern nur sein Grundcharakter unversehrt bleibt, eintreten".

Wir begrüßen es, wenn der neue Verein für die Realschule, die sich als eine in ihrer Art allgemein bildende und für wichtige Berufe erfolgreich vorbereitende Anstalt bewährt hat und im Besitze ihrer vollen Ausgestaltung noch besser bewähren wird, eintritt; denn die Erhaltung zweier in edlem Wettstreite wirkenden Anstalten dieser Art kann nur als ein Vorzug des österreichischen Mittelschulwesens gelten. Die verwirrende Nebenbuhlerschaft der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften hat ja nur mehr in beschränkten Köpfen eine Berechtigung. Wir begrüßen es noch mehr, wenn derselbe über das Wesen, die Mittel und Zwecke des Gymnasiums auf weitere Kreise aufklärend zu wirken

und Vorurteile zu bekämpfen gedenkt, die seine Erfolge beeinträchtigen und das Vertrauen der Bevölkerung schwächen, wenn er unter Vermeidung der bei der Diskussion solcher Fragen üblichen Überschwänglichkeiten die Grenzen sachlicher Erwägungen nicht verläßt, selbst leidenschaftlich vorgebrachte Beschwerden ruhig prüft und aufgedeckte Mängel offen bekennt und ernstlich bekämpft. Sein Tadel wird vorhandene Gebrechen, an welchen die Schule krankt, leichter beheben als Weisungen der beaufsichtigenden Behörde, hinter welchen der Lehrer nur zu gern Verweise und Drohungen wittert. Die Lehrenden müssen ihren Unterricht in der Art zu erteilen bestrebt sein, daß die Schüler von dem Bildungswert des zu Lernenden eine feste Überzeugung gewinnen. Nur so wird ein Wandel in der Stimmung des Volkes, insbesondere der früheren Gymnasiasten, eintreten und es wird dadurch die Erhaltung des Gymnasiums, das mit dem Griechischen steht und fällt, besser als durch irgend einen behördlichen Schutz gesichert sein. Möge dem neuen Verein seine Aufgabe gelingen! Die Namen seiner Gründer lassen das Beste hoffen. Weite Kreise des Volkes werden den offenen ehrlichen Kampf entgegenstehender Meinungen und Überzeugungen teilnehmend verfolgen; denn es handelt sich um ein höchstes Gut, die Bildung unserer Jugend.

In kurzer Frist trug der Aufruf mehr als 200 Namen von Unterzeichnern aus allen Berufskreisen und Gesellschaftsklassen; wir führen die Liste unter Hinweglassung der hiesigen engeren Fachgenossen an:

Ministerialrat im Eisenbahn-Ministerium Dr. Karl Freiherr von Banhans; Univ.-Prof. der alten Geschichte Dr. Adolf Bauer (Graz); Univ.-Prof. der romanischen Philologie Dr. Philipp August Becker; Oberingenieur Karl Beer; Reichsrats-Abgeordneter Josef Bendel; Sektionschef Dr. Otto Benndorf, Direktor des k. k. österr. archäol. Institutes; Univ.-Prof. des Staatsrechtes und der Verwaltungslehre Hofrat Dr. Edmund Bernatzik, Mitglied des Reichsgerichtes; Praktischer Arzt Dr. Emil Bönisch; Praktischer Arzt Dr. Ludwig Boros, Präsident des ärztlichen Vereines im V. Bezirk; Praktischer Arzt Dr. Julius Brandl, Assistent des Wiedner Krankenhauses; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. S. Bruckner; Oberkontrollor der österr.-ungar. Bank Ludwig Dangel; Generalmajor i. R. Robert Daublebsky von Sterneck; Univ.-Prof. der Mathematik Dr. Robert Daublebsky von Sterneck (Czernowitz); Univ.-Prof. der allgemeinen und österr. Geschichte Dr. Alfons Dopsch; Oberstleutnant i. R. Meliton Drexel; Univ.-Prof. Primararzt Dr. S. Ehrmann; Reichsrats-Abgeordneter Dr. Wilhelm Ellenbogen; Oberingenieur Artur Ender; Univ.-Prof. der Physik Dr. Franz Exner; Univ.-Prof. der Physiologie Hof- und Obersanitätsrat Dr. Siegmund Exner; Prof. der evang. Theologie Dr. Paul Feine; Praktischer Arzt Dr. Richard Feldmann; Landesgerichtsrat Dr. Hans Fischböck; Fabrikant Moritz Fleischner; Hofrat beim Verwaltungs-Gerichtshof Dr. Kamillo Formanek; Sektionschef im Eisenbahn-Ministerium Dr. Zdenko Ritter v. Forster; Univ.-Prof. der allgemeinen Geschichte Dr. August Fournier; Praktischer Arzt Dr. Ludwig Frey; Schriftsteller Dr. Heinrich Friedjung; Univ.-Prof. der Chirurgie Regierungsrat Dr. Anton Ritter v. Frisch; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Max Fuchs; Statthalterei-Vizepräsident a. D. Dr. Benedikt Graf Giovanelli v. Gerstburg; Akad. Maler Alexei Dimitriy Goltz, Präsident des „Hagenbundes"; Handelskammer-Präsident Julius Ritter v. Gomperz, Mitglied des Herrenhauses; Univ.-Prof. i. R. Hofrat Dr. Theodor Gomperz, Mitglied des Herrenhauses; Rechnungsrat Johann Grandauer; Sektionsrat Dr. Robert Grienberger; Oberst i. R. Maximilian Groller v. Mildensee; Beamter der Unionbank Anton Grössing; Univ.-Prof. der politischen Ökonomie Dr. Karl Grünberg; Univ.-Prof.

des Handels- und Wechselrechtes Hofrat Dr. K. S. Grünhut, Mitglied des Herrenhauses; Chefredakteur Regierungrat Dr. Eugen Guglia; Se. Exzellenz Geheimer Rat Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, k. k. Minister a. D., Mitglied des Herrenhauses; Kaplan der englischen Botschaft William Hechler; Primar- und Chefarzt Dr. Josef Heim, Präsident des Wiener mediz. Doktoren-Kollegiums; Univ.-Prof. der internen Medizin Dr. M. Heitler; Se. Exzellenz Geheimer Rat Dr. Johann Alexander Freiherr v. Helfert, k. k. Unterstaatssekretär a. D., Präsident der Zentral-Kommission für Kunst- und hist. Denkmale, Mitglied des Herrenhauses; Statthaltereirat Friedrich Ritter v. Hentl; Praktischer Arzt Dr. Ferdinand Herrmann; Prof. an der technischen Hochschule und der Konsular-Akademie Dr. Rudolf Herrmann v. Herrnritt; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Ludwig Herzberg-Fränkel; Univ.-Prof. der allgemeinen Geschichte Dr. S. Herzberg-Fränkel (Czernowitz); Univ.-Prof. der österreichischen Geschichte Hofrat Dr. Josef Hirn; Univ.-Prof. der Philosophie und Pädagogik Dr. Alois Höfler (Prag); Baurat Karl Höller; Univ.-Prof. der slavischen Philologie Hofrat Dr. V. Jagić, Mitglied des Herrenhauses; Univ.-Prof. der deutschen Philologie Dr. M. H. Jellinek; Univ.-Prof. der slavischen Philologie und Altertumswissenschaft Dr. Josef Konstantin Jireček, ehem. Unterrichtsminister in Bulgarien; Univ.-Prof. des römischen Rechtes Dr. P. Jörs; Verteidiger in Strafsachen Dr. Emil Jung, k. k. emer. Notar; Univ.-Prof. Dr. Julius Jüthner (Czernowitz); Univ.-Prof. Dr. Ernst Kalinka (Innsbruck); Landesschulinspektor Stephan Kapp; Städt. Rechnungsrat i. R. Ambros Khaum; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Gustav Kohn, Mitglied des n.-ö. Landesschulrates; Univ.-Prof. der Augenheilkunde Dr. Leopold Königstein; Oberfinanzrat Dr. Alois Körner, Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungskommission; Kaufmann Theodor Kreis; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Artur Kuranda; Bankdirektor Felix Kuranda; Ministerialrat Dr. Kamill Kuranda; Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula (Graz); Univ.-Prof. Hofrat Dr. Johann Kvíčala (Prag); Se. Exzellenz Geheimer Rat Graf Karl Lanckoroński-Brzezie, Mitglied des Herrenhauses; Univ.-Prof. des Strafrechtes Dr. Adolf Lenz (Czernowitz); Praktischer Arzt Dr. Jakob Liebwerth; Se. Exzellenz Geheimer Rat Dr. Franz Liharzik, Sektionschef a. D., Reichsrats-Abgeordneter; Oberfinanzrat Nikolaus Edler v. Lind-Gapp; Regierungsrat Prof. der evang. Theologie Dr. Georg Lösche; Landesschulinspektor Dr. Josef Loos (Linz); Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Julius Löw; Se. Exzellenz Geheimer Rat Anton Freiherr v. Ludwigstorff, Reichsrats-Abgeordneter; Direktor des k. k. Hof-Operntheaters Gustav Mahler; Univ.-Prof. der Philosophie und Pädagogik Dr. Eduard Martinak (Graz); Hofrat Landesschulinspektor Dr. Ferdinand Maurer; Ministerial-Sekretär Dr. J. Mauthner; Univ.-Prof. des römischen Rechtes Dr. Robert Ritter v. Mayr (Czernowitz); Univ.-Prof. der Verwaltungslehre u. des V.-Rechts Dr. Adolf Menzel; Univ.-Prof. der Mathematik Hofrat Dr. Franz Mertens; Ministerialrat Dr. Franz Migerka, Zentral-Gewerbeinspektor i. P.; Univ.-Prof. der deutschen Sprache und Literatur Hofrat Dr. Jakob Minor; Domkapitular Dr. Gustav Müller, Direktor des f. e. Klerikalseminars; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Oskar Neumann; Se. Exzellenz Geheimer Rat Anton Freiherr v. Niebauer, Mitglied des Herrenhauses; Prof. George Niemann, derzeit Prorektor der Akademie der bildenden Künste; Direktor der österr. Kreditanstalt Julius Nossal; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Wilhelm Pappenheim; Buchhändler Hugo Pauli; Univ.-Prof. der Ohre[illegible] heilkunde Hofrat Dr. Adam Politzer; Kommerzialrat Fabriksbesitzer Gus[illegible] Reichert; Hofschauspieler Georg Reimers; Univ.-Prof. Hofrat Dr. Al[illegible] Rzach (Prag); Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Maximilian Saxl; Un[illegible] Prof. der alten Geschichte Dr. Rudolf v. Scala (Innsbruck); Superint[illegible] dent H. B. Otto Schack; Redakteur Max Schandera; Landessch[illegible] inspektor Dr. August Scheindler; Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schen[illegible] (Graz); Univ.-Prof. der Moraltheologie Hofrat Dr. [illegible]

k. und k. Hofkaplan; Dir. des k. k. Hof-Burgtheaters Dr. P. Schlenther; Schriftsteller Franz Schlinkert; Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Josef Schmidl; Se. Exzellenz Geheimer Rat Graf Dr. Friedrich Schönborn, I. Präsident des Verwaltungs-Gerichtshofes, k. k. Minister a. D., Mitglied des Herrenhauses; Vizepräsident der Wiener Ärztekammer Dr. Josef Scholz; Univ.-Prof. der altindischen Philologie und Altertumskunde Dr. Leopold v. Schroeder; Hofrat Dr. Hermann Ritter v. Schullern zu Schrattenhofen, Prorektor der Hochschule für Bodenkultur; Prof. Dr. Adolf Schwarz, Rektor der israel. theol. Lehranstalt; Univ.-Prof. der deutschen Philologie Dr. Josef Seemüller; Prof. der evang. Theologie Dr. Ernst Sellin; Ingenieur Josef Selzer; Reichsrats-Abgeordneter Univ.-Prof. für österr. Zivilprozeß Dr. Artur Skedl (Czernowitz); Se. Exzellenz Geheimer Rat Dr. Emil Steinbach, I. Präsident des Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Mitglied des Herrenhauses; Baurat Architekt Wilhelm Stiassny, Gemeinderat der Stadt Wien; Landesoberrevident Christian Edler v. Streinsberg; Univ.-Prof. des internationalen Privatrechtes Dr. Leo Strisower; Kustosadjunkt Dr. Rudolf Sturany; Se. Exzellenz Geheimer Rat Graf Karl Stürgkh, Reichsrats-Abgeordneter; Regierungsrat Dr. Wilhelm Svetlin, Präsident des österr. Ärzte-Vereins-Verbandes; Univ.-Prof. der Pastoraltheologie und Katechetik Dr. Heinrich Swoboda, k. und k. Hofkaplan; Regierungsrat Univ.-Prof. für Staatsrecht und Verwaltungslehre Dr. Friedrich Tezner; Univ.-Prof. der Anatomie Hofrat Dr. Karl Toldt, Mitglied des Herrenhauses; Se. Exzellenz Geheimer Rat Dr. Joseph Unger, Präsident des Reichsgerichtes, Mitglied des Herrenhauses; Oberstleutnant Otto Voetter; Reichsrats-Abgeordneter Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Ludwig Vogler; Univ.-Prof. für Philosophie und Pädagogik Dr. Richard Wahle (Czernowitz); Praktischer Arzt Dr. Wilhelm Waneck; Prof. für orientalische Sprachen Regierungsrat Dr. Adolf Wahrmund; Praktischer Arzt Dr. Heinrich Weiß; Univ.-Prof. der deutschen Philologie Dr. Richard Maria Werner (Lemberg); Getreidehändler Max Wertheim; Rechtskonsulent der allg. österr. Bodenkreditanstalt Dr. Emil Widmer; Praktischer Arzt Dr. Alfred Wiesenthal; Hofrat Dr. Gustav Winter, Direktor des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs; Se. Exzellenz Geheimer Rat Dr. Heinrich Ritter v. Wittek, k. k. Minister a. D.; Finanzsekretär Dr. Heinrich Wittenberger; Univ.-Prof. des röm. Rechtes Dr. M. Wlassak; Se. Exzellenz k. und k. Geheimer Rat Ludwig Wrba, Leiter des Eisenbahn-Ministeriums; Univ.-Prof. Hofrat Dr. Anton Zingerle (Innsbruck); Univ.-Prof. der Anatomie Hofrat Dr. Emil Zuckerkandl; Prof. Kaspar Ritter v. Zumbusch, Mitglied des Herrenhauses; Redakteur Dr. Franz J. Zweybrück.

Die in gemeinsamen Beratungen festgestellten Statuten wurden der k. k. n.-ö. Statthalterei am 13. März 1906 vorgelegt und erhielten bereits am 16. desselben Monates in dieser Fassung die behördliche Genehmigung:

§ 1. *Name, Sitz und Zweck des Vereines.*

Der „Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums" hat seinen Sitz in Wien. Er will in Wort und Schrift für das humanistische Bildungsideal eintreten und ein Mittelpunkt sein für alle, die das Bestehen und die Weiterentwicklung des österreichischen Gymnasiums in seiner durch den Organisations-Entwurf begründeten und durch die Pflege der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur ausgeprägten Eigenart als ein allgemeines Interesse betrachten.

§ 2. *Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes.*

Der Verein plant die Veranstaltung von Versammlungen, Herausgabe von Schriften oder von Aufsätzen in der Tagespresse, ferner

gegebenenfalls die Abfassung von Eingaben an die Schulbehörden und Vertretungskörper, endlich die Anregung von Vereinen gleicher Organisation und Tendenz in den Landeshauptstädten, namentlich an den Sitzen der Universitäten.

§ 3. *Mitgliedschaft des Vereines.*

Um ordentliches Vereinsmitglied zu werden, genügt die Meldung bei einem Vorstandsmitgliede.

§ 4. *Leistungen der Mitglieder.*

Der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder beträgt 2 Kronen. Gründende Mitglieder sind die, welche eine einmalige Spende von mindestens 100 Kronen dem Vereine widmen.

§ 5. *Ehrenmitglieder.*

Persönlichkeiten, die sich um den Vereinszweck hervorragend verdient gemacht haben, können zu Ehrenmitgliedern ernannt werden. Ihre Ernennung kann nur in der ordentlichen Jahresversammlung vorgenommen werden und erfordert die Zustimmung von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder. Die Ehrenmitglieder haben alle Rechte der ordentlichen Mitglieder.

§ 6. *Rechte der Mitglieder.*

Die Vereinsmitglieder haben das Recht, an den Vereinsversammlungen und den Abstimmungen teilzunehmen, und erhalten, soweit der Vorstand nicht anders bestimmt, die Veröffentlichungen des Vereines unentgeltlich. Nicht in Wien wohnhafte Mitglieder können ihr Wahl- und Stimmrecht schriftlich ausüben.

§. 7. *Versammlungen.*

In jedem Kalenderjahre findet eine ordentliche Vereinsversammlung statt, in der auch die erforderlichen Wahlen vorgenommen und die Berichte über die Vereinstätigkeit und Kassegebarung erstattet werden. Außerordentliche Versammlungen kann der Vorstand nach Bedarf einberufen. Auf Antrag von 50 Mitgliedern muß gleichfalls eine Versammlung einberufen werden. Die außerordentlichen Vereinsversammlungen sollen wenigstens acht Tage vor dem festgesetzten Termine bekanntgegeben werden. Zur Beschlußfähigkeit einer Versammlung ist die Anwesenheit von mindestens 20 Mitgliedern erforderlich. Alle Beschlüsse werden mit einfacher Mehrheit der Anwesenden gefaßt. Anträge auf Statutenänderung müssen vorher vom Vorstande beraten werden und von zwei Dritteln der Abstimmenden in einer Vereinsversammlung angenommen werden.

§ 8. *Leitung des Vereines.*

Zur Leitung des Vereines wird ein Vorstand bestellt, der aus zehn Mitgliedern besteht, und zwar 1. dem Präsidenten, 2. seinem Stellvertreter, 3. dem Schatzmeister, 4. dem Schriftführer, 5. und 6. ihren Stellvertretern nebst 7. bis 10. vier Beisitzern. Der Vorstand wird in der ordentlichen Jahresversammlung auf drei Jahre gewählt, ist wieder wählbar und hat das Recht, sich im erforderlichen Fall durch Kooptation, sei es für einen bestimmten Zweck, sei es dauernd zu verstärken. Scheidet ein Vorstandsmitglied vor Ablauf der Funktionszeit aus, so wird die erforderliche Kooptation eines Ersatzmannes nur für den Rest der Zeit vorgenommen. Die Wahlen erfolgen in der Vereinsversammlung mit einfacher Mehrheit der Anwesenden. Der Vorstand ist beschlußfähig, wenn außer dem Präsidenten und dem Schriftführer (bezw. ihren Stellvertretern) noch drei Mitglieder anwesend sind.

§ 9. *Vertretung nach außen.*

Den Verein vertritt nach außen der Präsident (oder sein Stellvertreter). Dieser hat mit dem Schriftführer (oder dessen Ersatzmann) alle Ausfertigungen und Bekanntmachungen zu unterschreiben.

§ 10. *Schiedsgericht.*

Streitigkeiten aus den Vereinsverhältnissen werden durch ein Schiedsgericht geschlichtet, in welches jeder Streitteil zwei Mitglieder wählt. Diese vier wählen ein fünftes Mitglied als Obmann. Im Falle, daß sie sich nicht einigen könnten, entscheidet unter den zwei Vorgeschlagenen das Los. Das Schiedsgericht entscheidet durch einfache Mehrheit.

§ 11. *Auflösung des Vereines.*

Die Auflösung des Vereines kann giltig nur in einer außerordentlichen, zu diesem Zwecke einberufenen Versammlung mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Abstimmenden, wenn diese wenigstens die Hälfte der ordentlichen Mitglieder ausmachen, beschlossen werden. Im Falle der Auflösung fällt das Vereinsvermögen zu gleichen Teilen den Bibliotheken des philologischen und des archäologisch-epigraphischen Seminars der Wiener Universität zu. Die Beträge werden den Vorständen zur Verwendung im Sinne des Vereinszweckes übergeben.

Dank der mit so außerordentlicher Raschheit erfolgten Bestätigung der Statuten konnte schon am 31. März

Die gründende Versammlung

abgehalten werden. Diese fand um ½7 Uhr abends im kleinen Festsaale der Universität bei sehr großer Beteiligung aller Kreise der Reichshauptstadt in feierlicher Weise statt. Unter den Erschienenen befanden sich außer vielen Damen (so der Präsidentin des Vereins für erweiterte Frauenbildung Baronin Mautner) die Exzellenzen Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, Dr. Johann Alexander Freiherr von Helfert, Graf Karl Stürgkh und Dr. Heinrich Ritter von Wittek, ferner als Vertreter Sr. Exzellenz des Leiters des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht Sektionschef Dr. Ludwig Ćwikliński, ferner die Hofräte Dr. Johann Huemer und Kamill Kuranda, Dr. Eugen Bormann, Obersanitätsrat Dr. Siegmund Exner, Dr. V. Jagić, Dr. J. Schipper, Dr. Karl Toldt sowie zahlreiche andere Universitäts- und Hochschul-Professoren, darunter der Dekan der theologischen Fakultät Hofkaplan Dr. Heinrich Swoboda, die Professoren der evangelischen Theologie Dr. Paul Feine und Dr. Ernst Sellin, weiter der Reichsratsabgeordnete Josef Bendel, die Landesschulinspektoren Stephan Kapp und Dr. August Scheindler, zahlreiche Gymnasialdirektoren und -professoren aus Wien und Umgebung, außerdem eine Reihe von höheren Staatsbeamten, Geistlichen, Ärzten, Hof- und Gerichts-Advokaten, Schriftstellern und Vertretern verschiedener anderer praktischer Berufe, endlich Abordnungen des Vereines der klassischen Philologen und des akademischen Vereines der Germanisten an der Wiener Universität.

Die Versammlung eröffnete das Mitglied des vorbereitenden Ausschusses Univ.-Professor Dr. Edmund Hauler mit der herzlichen Begrüßung der Anwesenden; er fuhr sodann folgendermaßen fort:

„Wie Ihnen, hochverehrte Anwesende, aus unseren Zusendungen, den Mitteilungen der Tagesblätter, insbesondere aus dem richtunggebenden und gehaltvollen Artikel Sr. Exzellenz des Herrn geheimen Rates Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel schon bekannt ist, will der von uns geplante Verein in Wort und Schrift für den Fortbestand und die Weiterentwicklung des österreichischen Gymnasiums in der durch den Organisations-Entwurf geschaffenen und eigenartig ausgestalteten Form eintreten. Die darin festgelegte Pflege der klassischen Sprachen hat unserer Überzeugung nach eine so hohe erziehliche Kraft, weckt so sehr den Sprach-, Geschichts- und Schönheitssinn, eröffnet eine solche Fülle neuer, ursprünglicher Ideen und Vorbilder und gewährt so lehrreiche Einblicke in die Schätze griechisch-römischer Kultur, Literatur und Kunst, daß es ganz gegen das Interesse der kommenden Geschlechter wäre, diese reiche Quelle der Jugendbildung abzuschneiden oder zu unterbinden. — Das bewährte Alte gegen unbillige Angriffe zu verteidigen, die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß an der Weiterentwicklung unseres Gymnasiums unablässig fortgearbeitet wird, und uns selbst daran zu beteiligen, es mit den Forderungen der Zeit und einer freien, nicht schablonenhaften Didaktik möglichst in Einklang zu bringen, soll das Hauptbestreben des neuen Vereines sein. In der Hoffnung, daß dieses unser Programm zeitgemäß und ersprießlich ist, bestärken uns die zahlreichen, sehr warm gehaltenen Zustimmungskundgebungen aus allen Teilen unserer Heimat, selbst aus dem Auslande, dann die uns ohne nennenswerte Propaganda bereits zugegangenen über 200 Anmeldungen von den bedeutendsten Persönlichkeiten aller Stände angefangen bis zu dem jugendkräftigen, zukunftsfreudigen Verein unserer klassischen Philologen, endlich auch die heutige, so zahlreich besuchte Versammlung. — Ihr zu präsidieren schien uns kein anderer mehr berufen zu sein als der unermüdliche Forscher und Gelehrte, der an den Beratungen über den Organisations-Entwurf noch selbst tätigen Anteil genommen, dessen Durchführung als Unterstaatssekretär trefflich geleitet hat und der das Gedeihen und die Entwicklung unserer Gymnasialreform nun schon fast in der dritten Generation selbst zu beobachten in der Lage ist; es ist der auch um die Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale sowie um die österreichischen Volksschriften hochverdiente Nestor der Versammlung, der sich so wunderbarer körperlicher und geistiger Frische erfreut, Se. Exzellenz der geheime Rat Freiherr Dr. von Helfert. Es wird gewiß Ihren Beifall finden, wenn wir ihn nicht nur als Alters-, sondern auch als Ehrenpräsidenten des heutigen Abends zum Vorsitzenden des Bureau vorschlagen. Ferner möchten

wir Ihnen als seinen Stellvertreter den Professor der klassischen Archäologie an unserer Universität Dr. Emil Reisch und als Schriftführer und Referenten den um die Anregung des Vereines und unsere Vorarbeiten verdienten Kustos der Universitäts-Bibliothek Dr. Frankfurter empfehlen".

Von allgemeinem Beifall begrüßt übernahm hierauf Se. Exzell. Unterstaatssekretär a. D. Dr. J. A. Freiherr v. Helfert den Vorsitz und führte ungefähr folgendes aus:

„Sie beehren mich durch Ihren Beifall, aber Sie erdrücken mich auch. Ich war nie ein Redner und bin es in meinem jetzigen hohen Alter weniger als je. Vor vielen Jahren hat sich Schmerling den Rücktritt von seinem Posten von Sr. Majestät mit der Motivierung erbeten, daß er mit der Sprache nicht mehr recht fortkomme. In diesem Stadium befinde auch ich mich (Lebhafte Oho-Rufe) — wenn Sie auch Oho! rufen, ich fühle es dennoch. Sie haben mich zu Ihrem Alterspräsidenten ernannt, das bin ich in jeder Gesellschaft (Heiterkeit). Sie haben mich aber auch zu Ihrem Ehrenpräsidenten erwählt und dafür bitte ich meinen wärmsten Dank entgegenzunehmen. Wenn ich trotz der Last der Jahre, die mich bedrückt, Ihrer mich so ehrenden Aufforderung Folge leiste, so tue ich dies in Erinnerung an den Anteil, den ich an der Neuorganisation des österreichischen Gymnasiums vor nunmehr bald sechzig Jahren nehmen konnte. In den „Grundzügen des öffentlichen Unterrichtes in Österreich", die aus der Beratung Franz Exners und Paul Joseph Safaříks hervorgegangen und mit dem Antritt Feuchterslebens als Unterstaatssekretär veröffentlicht worden sind, ist die neue Organisation auch der Gymnasien im wesentlichen niedergelegt. Man ging dann an die Durchberatung der Einzelheiten. Auf den Unterstaatssekretär Feuchtersleben folgte ich in diesem Amte. Der eigentliche „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" ist das Werk von Franz Exner und Hermann Bonitz. Mit allen wesentlichen Punkten einverstanden, vertrat ich in einem Punkte eine andere Ansicht (es betraf den Lehrgang in der Geschichte); doch da es sich heute und hier um diese Einzelheit nicht handelt, sei davon abgesehen. Die Entscheidung wurde dem unterdessen zum Unterrichtsminister ernannten Grafen Thun überlassen, der der Ansicht Exners und Bonitz' beitrat. Der Organisations-Entwurf erhielt noch im September 1849 die provisorische, 1854 die definitive Sanktion des Kaisers. Seine Durchführung war nicht leicht, erforderte vielmehr großen Aufwand von Mühe und Arbeit und hatte allerlei Schwierigkeiten zu besiegen. Aber seine Wirkung war eine für das höhere Bildungswesen Österreichs überaus segensreiche. Deshalb soll er in seinen Grundlagen auch erhalten bleiben. Da der neue Verein dies will, gehören ihm meine lebhaften Sympathien. Nehmen Sie diese Versicherung und den wiederholten Dank für die mich ehrende Wahl freundlich entgegen. Ich bitte nun den Schrift-

führer und Referenten für die Konstituierung seines Amtes zu walten". (Lebhafter Beifall).

Kustos Dr. Frankfurter teilt zunächst mit, daß eine Reihe von Entschuldigungsschreiben eingelaufen seien, so von Sr. Exzell. dem I. Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes k. k. Minister a. D. Grafen Dr. Friedrich Schönborn, von Sr. Exzell. dem Grafen Karl Lanckoroński-Brzezie, dem Prorektor der Hochschule für Bodenkultur Hofrat Prof. Dr. H. v. Schullern zu Schrattenhofen, dem Baurat und Gemeinderat der Stadt Wien Architekten W. Stiassny; weiter verliest er eine Anzahl von Begrüßungstelegrammen: „Mit hoffnungsfrohen Wünschen begrüßen den Zusammenschluß der Vorkämpfer für historische Bildung" Kalinka, Stolz, Zingerle (Innsbruck), „Dank und Gruß den Bewahrern des antiken Kulturschatzes" Hofrat Lentner (Innsbruck), „Ich begrüße mit Freude und mit den besten Wünschen die Gründung des Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums" Dr. Hermann Metlikovic (Triest), „Ich beglückwünsche den neuen Verein zur Konstituierung und erkläre mit lebhafter Freude meinen Beitritt" Prof. Dr. Artur Stein (Prag, I. deutsche Realschule). Leider verspätet, um in der Versammlung verlesen zu werden, traf ein Begrüßungstelegramm des zweiten Vorsitzenden des Berliner Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums, Gymnasialdirektors Dr. Lueck (Berlin-Steglitz) ein, das folgenden Wortlaut hat: '*Viris humanissimis Vindobonensibus, verae humanitatis amatoribus, custodibus, defensoribus, salutem plurimam et optimam dicit societas amicorum gymnasii Berolinensium.* Lueck.'

Fr. fährt dann so fort: „Indem ich mich meiner eigentlichen Aufgabe zuwende, gestatte ich mir, die Hoffnung auszusprechen, daß wir rasch über die Formalien, wie Statuten und Wahlen, hinwegkommen werden. Programme und Statuten sind doch nur beschriebenes oder bedrucktes Papier. Die Hauptsache ist ja doch, daß der Verein ins Leben trete und Programm und Statuten durch seine Tätigkeit Leben gewinnen. Nicht darum handelte es sich uns, durch einen neuen Verein die große Zahl der bestehenden zu vermehren. Wenn nun trotz der allgemeinen und begreiflichen Vereinsmüdigkeit binnen kurzer Zeit so viele und darunter so hervorragende Männer aus allen Berufskreisen uns ihre wertvolle Zustimmung erteilt haben, so sind sie wohl mit uns der Meinung, daß es sich um eine Bildungsfrage von ernster Wichtigkeit, ja um eine Kulturfrage von größter Bedeutung handelt".

Nach eingehenden Bemerkungen über die von uns schon oben skizzierte Vorgeschichte des Vereines, die anfänglichen Schwierigkeiten bei dessen Begründung, den kräftigen Impuls der Bestrebungen durch die inzwischen erfolgte Bildung der Berliner Vereinigung und durch den Artikel Sr. Exzellenz Dr. W. v. Hartel hebt er hervor: „Wir wollen keine andere Schulgattung, also auch nicht die Realschule, bekämpfen, wohl aber wollen wir, so-

weit es nottut, für das Gymnasium und seine Erhaltung auf den bewährten Grundlagen des Organisations-Entwurfes eintreten: wir kämpfen also nicht gegen eine Schule, wollen jedoch, wenn es nötig ist, für eine Schule kämpfen. Diesen Kampf brauchen weder wir noch braucht ihn das Gymnasium zu scheuen; denn kämpfen heißt auch hier leben. Unsere Doppelaufgabe der Erhaltung und der Fortentwicklung des Gymnasiums werden wir nur erfüllen können, wenn unser Verein der Boden wird, auf dem sich die Männer der Schule, der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu gemeinsamer Arbeit im Dienste der Schule und der Jugend zusammenfinden. — Was nun die Organisation des Vereines betrifft, suchten wir sie so zu gestalten, daß seiner Tätigkeit und seiner Entwicklung die Freiheit der Bewegung gewahrt werde. Es soll möglichst wenig Vereinsmeierei getrieben, dafür mehr positive Arbeit geleistet werden. Die Hauptpunkte der Statuten wurden in dem Rundschreiben mitgeteilt und durch Ihre Zustimmung haben Sie, hochverehrte Herren, uns erkennen lassen, daß wir auch damit das Richtige getroffen haben. Außer der einen Jahresversammlung sollen erforderlichenfalls auch Diskussionsabende stattfinden, jedoch nicht, um akademische Erörterungen zu pflegen, sondern um bestimmte Aktionen vorzubereiten". Redner bespricht hierauf kurz die einzelnen Paragraphen und fügt dann hinzu: „Was sonst die Statuten enthalten, entspricht den Bestimmungen unseres Vereinsgesetzes. Der Wortlaut wurde unter freundlicher Mitwirkung des Statthalterei-Referenten festgesetzt und diesem Umstande ist es zu danken, daß die Statuten in der überraschend kurzen Zeit von drei Tagen genehmigt werden konnten. Für diese expeditive Behandlung sei im Namen des vorbereitenden Ausschusses auch hier der hochlöblichen Statthalterei und dem Landesschulrat der verbindlichste Dank gesagt".

Freih. v. Helfert schlägt hierauf vor, von der Verlesung der bereits behördlich genehmigten Statuten abzusehen und sie zur Kenntnis zu nehmen. Da kein Widerspruch erfolgt, bittet er, zur Wahl des Vorstandes, u. zw. zuerst des Präsidenten, überzugehen.

Kustos Dr. Frankfurter: „Das vorbereitende Komité war von dem Bestreben geleitet, schon durch die Zusammensetzung des Vorstandes die Tendenzen und Ziele des Vereines zum Ausdruck zu bringen. Es sollte vor allem der Meinung vorgebeugt werden, es handle sich um einen Fachverein oder eine Angelegenheit der klassischen Philologen. Freilich kann auf ihre Mitwirkung durchaus nicht verzichtet werden. Insbesondere sollte durch die Persönlichkeit, die an seine Spitze gestellt wird, die Absicht des Vereines klar zum Ausdruck kommen. Wir freuen uns nun, daß es gelungen ist, in Sr. Exzellenz dem Reichsratsabgeordneten und geh. Rat Karl Grafen Stürgkh eine solche Persönlichkeit zu gewinnen. Durch mehrere Jahre im Ministerial-Departement für Mittelschulen tätig, auch als Referent zu einer Zeit fungierend, da das Referat

noch ungeteilt war, und derzeit Referent für das Mittelschulwesen im Budgetausschuß des hohen Abgeordnetenhauses ist Se. Exzellenz nicht nur mit den Aufgaben und Bedürfnissen der Schule beider Gattungen wohl vertraut, sondern auch durch seine politische Stellung in innigem Kontakt mit den Fragen des Lebens. Wir hoffen deshalb, Ihrer Zustimmung gewiß zu sein, wenn wir Ihnen die Wahl Sr. Exzellenz zum Präsidenten wärmstens empfehlen". (Anhaltender Beifall).

Reichsratsabgeordneter Graf Stürgkh übernimmt hierauf auf Ersuchen des Ehrenpräsidenten unter großem Beifall den Vorsitz und führt folgendes aus:

„Es ist meine nächste, höchst angenehme Pflicht, für die mir durch die Wahl zum Präsidenten des Vereines, die ich mit besonderer Freude anzunehmen erkläre, erwiesene hohe Auszeichnung Ihnen den allerverbindlichsten Dank zu sagen. Nur dem offenkundigen Bestreben des neugebildeten Vereines, außerhalb der eigentlichen Fachkreise Berührung und innigen Zusammenhang mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens und dessen Vertretern zu gewinnen, kann ich diese ehrende Wahl aus der Mitte einer Versammlung zuschreiben, die so viele Leuchten der Wissenschaft, so viele hochbedeutsame Fachmänner im Unterrichtswesen hier vereinigt.

Den Zielen unseres Vereines mit aufrichtiger Begeisterung zugeneigt, will ich mich denn bemühen, seinerzeit auf dem Gebiete des Mittelschulwesens erworbene, bescheidene administrative Erfahrungen dem gemeinsamen Zwecke nutzbar zu machen, Reminiszenzen aus dem praktischen Verwaltungsdienste, welche mir vielleicht in einzelnen Fällen zur Hand sein werden, wenn es gilt, zwischen dem angestrebten Ideal und der realen Wirklichkeit der Dinge, zwischen Wünschenswertem und Möglichem die leider nur zu oft unentbehrliche Ausgleichung zu suchen und zu finden. — Unser Ziel, dem der Berufensten einer, unser verehrter Führer Se. Exzellenz Dr. v. Hartel in einem hochbedeutsamen programmatischen Aufsatze vorangeleuchtet hat, ist durch die Eingangsworte unserer Vereinsstatuten klar erkennbar umschrieben: 'Eintreten für das humanistische Bildungsideal, für die durch Pflege der lateinischen und der griechischen Sprache und Literatur ausgeprägte Eigenart unseres Gymnasiums'. Soll ich, um zunächst die ideale Seite des Studiums der klassischen Sprachen hervorzuheben, in dieser Versammlung erst den unermeßlichen Bildungswert der Antike für das moderne Kulturleben überhaupt nachweisen müssen? Und wenn dieser Satz für alle Kulturnationen seine volle Geltung beansprucht, darf man auch nur einen Augenblick übersehen, daß speziell für uns Deutsche die Vorbildung auf Grundlage des klassischen Altertums eine Stufe zur richtigen Erfassung und zum vollen Ausschöpfen des Kulturschatzes bildet, den

uns die Geistesheroen unserer eigenen Nation, den uns die Blütezeit der deutschen Literatur als reiches Erbe hinterlassen?

Im Bereiche der Pflege klassischen Literaturstudiums an den Gymnasien hat sich ein stellenweise harter, ja erbitterter Kampf zwischen äußerer Form und innerem Gehalte ergeben; manches Für und Wider in diesem Kampfe bewegt gerade heute die Gemüter in und außerhalb der Schule. Hier aufklärend und versöhnend zu wirken, ist meiner Anschauung nach nicht eine der geringsten oder der undankbarsten Aufgaben unseres neugegründeten Vereines. Ich fühle weder den Beruf noch auch scheint es mir in diesem Augenblicke angemessen, in pädagogisch-didaktische Einzelheiten des Studienbetriebes der alten Sprachen, in methodische Probleme näher einzugehen. Ich möchte heute nur ausgesprochen haben, daß die niemals außeracht zu lassende Fürsorge für eine vervollkommnete Erfassung des geistigen Inhaltes nicht dazu führen darf, daß man die Form vernachlässigt und den Bildungswert der alten Grammatik ungebührlich unterschätzt. Liegt in derselben doch ein Mittel formaler Geistesschulung, das die Kulturentwicklung von Aristoteles bis heute niemals verkannt oder geleugnet hat. Diese Erwägung leitet hinüber zur Betrachtung der praktischen Seite des Studiums der alten Sprachen am Gymnasium. Dieses bildet anerkanntermaßen die sicherste, weil wissenschaftlichste Grundlage für die Erlernung der modernen Sprachen. Die außerordentlich günstigen Erfolge, die man bei geringer Stundenzahl mit dem neuestens eingeführten relativ obligaten Französisch an unseren Gymnasien erzielt, sind der sprechendste Beweis für den fördernden Einfluß der altsprachlichen Grundlage. Über das Bedürfnis nach einer altsprachlichen Vorbildung für eine Reihe praktischer Berufe, wie z. B. für Juristen, Mediziner, Pharmazeuten usw., ist kein Wort zu verlieren. Für den günstigen Einfluß auf die gesamte geistige Entwicklung spricht aber insbesondere auch die bekannte und beachtenswerte Tatsache, daß humanistisch vorgebildete Absolventen der Mittelschule in einer Reihe höherer fachlicher, wie z. B. militärischer Lehranstalten, die von den Zielen des Gymnasiums weit abstehen, besonders willkommen sind und dort auch besonders gut fortkommen. — Dessenungeachtet weiß ich mich mit den Anregern und Gründern unseres Vereines darin eines Sinnes, daß es mir nicht etwa in den Sinn kommt, gegen eine andere Kategorie von Bildungsanstalten, also etwa insbesondere gegen die Realschule, einen Kampfruf erschallen zu lassen. Ganz im Gegenteile! Es liegt mir ferne, den — zumal im letzten Dezennium — eingetretenen Aufschwung der realistischen Mittelschulen, ihre weitaus lebendiger gewordene Wechselwirkung mit dem praktischen Leben zu verkennen. Gerne nehme ich aber hiebei von der Tatsache Akt, daß auch in der Realschule die Bewegung im Sinne einer stärkeren Betonung der humanistischen Seite des Unterrichtes gerade bei der jüngsten

Reform des Lehrplanes insoweit zum Durchbruch gekommen ist, als die Reform selbst nicht durch die ungelöste Frage der Studiendauer an diesen Anstalten von vorneherein in Schranken gehalten war. Wir kämpfen für die Erhaltung der Grundlagen des berühmten Organisations-Entwurfes unseres Gymnasiums, die zu den stolzesten Errungenschaften des nach 1848 kulturell regnerierten Österreichs gehört. Wir wollen aber keine Starrheit, kein eigensinniges Stehenbleiben unter Abschließung gegen die Anforderungen der Zeit, sondern eine den modernen Bedürfnissen angepaßte Fortentwicklung der Methode des klassischen Studienbetriebes im Sinne einer fortschreitenden Verlebendigung des Studiums der Antike als des Fundamentes unserer Bildung". (Lebhafter, langanhaltender Beifall).

Auf Wunsch des Präsidenten verliest sodann Kustos Dr. Frankfurter die Namen der für die übrigen Stellen des Vorstandes vorgeschlagenen Kandidaten: Univ.-Prof. Dr. Hans von Arnim, Reichsratsabg. Josef Bendel, Kustos Dr. S. Frankfurter, Univ.-Prof. Dr. Edmund Hauler, Buchhändler Hugo Pauli, Gymn.-Direktor Anton Stitz, Gymn.-Direktor Dr. Viktor Thumser, Herrenhausmitglied Univ.-Prof. Dr. Karl Toldt und Redakteur Dr. Franz J. Zweybrück. Er teilt mit, daß die Verteilung der Geschäfte der Vorstand selbst vornehmen werde, nur einen Funktionär, der für den Verein von besonderer Wichtigkeit sei, erlaube er sich gleich vorzuschlagen, den Schatzmeister: Hr. Buchhändler Pauli (Firma Gerold & Ko.) habe die Liebenswürdigkeit, hiefür sich zur Verfügung zu stellen.

Hierauf beantragt Se. Exzell. geh. Rat Dr. Ritter v. Hartel die vorgeschlagenen Kandidaten *per acclamationem* in den Vorstand zu wählen. (Beifall).

Nach der Feststellung der vollzogenen Wahlen durch den Präsidenten Grafen Stürgkh erhält Univ.-Prof. Dr. H. v. Arnim das Wort zu seinem Vortrag[1]):

„Über den Bildungswert des griechischen Unterrichtes".

„Meine Herren! Da unser neuer Verein die Erhaltung des griechischen Unterrichts am Gymnasium zu seinen wichtigsten Zielen rechnet, so will ich gleich heute für ihn eine Lanze brechen. Leider ist es nötig geworden, den griechischen Unterricht zu verteidigen, da eine starke Partei unter den modernen Schulreformern in seiner Ausrottung das geeignete Mittel erblickt, den bestehenden Gegensatz humanistischer und realistischer Mittelschulen aufzuheben und zu einer einheitlichen Mittelschule zu gelangen. In ihrer dem Ministerpräsidenten und dem Leiter des Unterrichtsministeriums überreichten Eingabe vom 30. Jänner 1906 erklärt die ständige Delegation des vierten Österreichischen Ingenieur- und Architekten-

[1]) Inzwischen auch in der „Österreichischen Rundsc[...] S. 89 ff. erschienen.

tages, 'daß die Frage der Vorbildung für das Studium an Hochschulen nur durch Einführung einer einheitlichen Mittelschule an Stelle der Gymnasien und Realschulen in befriedigender Weise gelöst werden kann'. Sie wissen, meine Herren, was diese Formel bedeutet. Die Einheitsschule, die an Stelle der Gymnasien und Realschulen eingeführt werden soll, würde etwa dem preußischen Realgymnasium entsprechen. Die klassische Bildung wäre dahin. Die realistische, moderne Bildungselemente ausschließlich verwertende Schulerziehung würde ihr Erbe antreten. Denn unter der Gleichwertigkeit der Realschulbildung mit der Gymnasialbildung verstehen die Herren dieser Richtung, daß die eine nichts, die andere alles wert sei. Zu dieser Auffassung stimmen auch die historischen Vorstellungen, die der Verfasser der Eingabe von der Geschichte des Gymnasiums hegt. Die lateinische und griechische Sprache wurde zu Anfang des XIX. Jahrhunderts aus den alten Klosterschulen in das Gymnasium übernommen, weil damals das Latein die Sprache der Wissenschaft war und die griechische Literatur eine Hauptfundgrube für realistische Kenntnisse. 'Man mußte damals (d. h. also am Anfang des XIX. Jahrhunderts) diese Sprachen beherrschen, da fast keine andere Literatur zugänglich war als die der Griechen und Römer und die Schriften der alten Kirchenväter. Heute ist die Bedeutung der alten Sprachen verschwunden, ein anderer Geist umgibt uns, an die Stelle der toten sind die lebenden getreten'. Also am Anfang des XIX. Jahrhunderts waren die lebenden Sprachen noch nicht an die Stelle der toten getreten und noch kein anderer Geist als der der Alten umgab die damals Lebenden! An einer anderen Stelle der Eingabe heißt es, daß ihre Verfasser grundsätzlich die griechische Sprache höchstens noch als Bedingung für die Studien der Theologie und der klassischen Philologie gelten lassen. In diesem Wörtchen 'höchstens' verrät sich der ganze Haß der Verfasser gegen die griechischen Studien. Es ist das höchste Zugeständnis, zu dem sie sich allenfalls noch aufschwingen können, daß von den Theologen Kenntnis der griechischen Sprache gefordert werde. Besser wäre es, auch bei ihnen darauf zu verzichten. Es gibt ja gute Übersetzungen des neuen Testaments. Das Lateinische wird nur aus taktischen Gründen vorläufig noch verschont und ausdrücklich vor der Auffassung gewarnt, als ob die Kenntnis dieser Sprache für die allgemeine Geistesbildung nötig wäre. Aus diesen Zitaten werden Sie ersehen, was die Feinde des humanistischen Gymnasiums unter der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung beider Schularten verstehen. Auf Seite 16 heißt es zwar: 'Wir verkennen gewiß nicht die große bildende Kraft, die das Studium der alten Sprachen auch heute noch gewährt *(sic!)*.' Wir kennen diese Versicherungen und wissen, was wir davon zu halten haben. Dem Endziel, welches in der Ausrottung der klassischen Bildung aus dem geistigen Leben unseres Volkes besteht, entsprechen die Forderungen, die, inso-

lange die gegenwärtige Einrichtung der beiden Schularten noch fortbesteht, bezüglich der Zulassung der Realschulabsolventen zur Universität gestellt werden. Sie sollen nach erfolgreicher Ablegung einer Prüfung aus der lateinischen Elementargrammatik und philosophischen Propädeutik, also ohne Kenntnis des Griechischen, zu allen Universitätsstudien mit Ausnahme der klassischen Philologie und Archäologie zugelassen werden.

Ich glaube, meine Herren, wir können nicht entschieden genug gegen diesen Radikalismus Front machen, der den Interessen der Techniker zuliebe den ganzen Betrieb der Geisteswissenschaften an den Universitäten umzugestalten strebt. Versuchen wir einmal, uns die Folgen zu vergegenwärtigen, welche die Einführung der geplanten Einheitsschule zeitigen würde. Wer noch Griechisch lernen und auf der Universität klassische Philologie und Archäologie studieren wollte, der könnte erst auf der Universität mit dem Griechischen beginnen. Viele würden sich zu diesem Wagnis schwerlich finden, vielleicht einige wohlhabende Leute, die auf die akademische Karriere lossteuern. Aber diesen wenigen Leuten würde sehr viel Arbeit zufallen. Die Hörer der Geschichte würden nur noch mittlere und neuere Geschichte wissenschaftlich studieren können. Die Kenntnis der alten Geschichte aus den Quellen würde nur noch bei den Philologen zu finden sein. Die Einheitlichkeit der Geschichtswissenschaft würde zerrissen werden. Der Schulunterricht in der alten Geschichte würde erstarren und verknöchern. In der Geschichte des Mittelalters würde die byzantinische Geschichte keine Pflege mehr finden. In der Philosophie wäre es auch vorbei mit der Beherrschung der ganzen Philosophiegeschichte. Die Philosophie der Griechen würde den Philologen zufallen; ich meine die Forschung. Denn Philosophieprofessoren, die aus den Quellen etwas von alter Philosophie wüßten, würde es bald nicht mehr geben. In der historischen Geographie würde die Geographie des Altertums ausfallen, wenn sich nicht die Philologen ihrer annähmen. Die Kunstgeschichte würde auch in der Mitte durchgerissen. Der Hörer dieses Faches würde den Vorlesungen des klassischen Archäologen nicht mehr folgen können, wenn sich dieser nicht zu populärer Vortragsweise bequemte. Und nun gar die anderen Philologen, der Germanist, der Slawist, der Indologe! Erst kürzlich hat ein hervorragender Germanist, Professor Röthe in Berlin, in einem ausgezeichneten Vortrag, den er im dortigen Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums hielt, die Bedeutung des Hellenismus für die deutsche Philologie geschildert. In der slawischen Philologie steht es um kein Haar anders. Für die Indologie verweise ich auf die Rede, die Oldenberg auf der Hamburger Philologenversammlung gehalten hat. Die vergleichende indogermanische Sprachforschung sieht im Griechischen eine ihrer Hauptstützen. Die Romanisten und Anglizisten zeigen sich zwar jetzt zum Teil griechenfeindlich, weil ihre

berechtigten Ansprüche im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums nicht berücksichtigt sind. Aber sie würden bald den Schaden fühlen, wenn die griechischen Studien infolge der Einführung der Einheitsschule abstürben. Von den theologischen Fakultäten will ich nicht reden. Woher aber sollte der römische Rechtshistoriker Nachwuchs bekommen für seine aus griechischen Quellen schöpfenden Studien, z. B. über das Reichsrecht des Ostens? Und will vielleicht die Staats- und Gesellschaftswissenschaft künftig Verzicht leisten auf den in der Überlieferung des Altertums ruhenden Schatz politischer und sozialer Erfahrungen? Ich will lieber alle diese Einzelheiten in den Satz zusammenfassen, daß alle Wissenschaften, die an unseren Universitäten gelehrt werden, mit Ausnahme der Mathematik, der Naturwissenschaft und der Medizin die Erfahrungsgrundlage der Kulturgeschichte brauchen und daß man in der Geschichte unserer europäischen Kultur nirgends bis zu den Anfängen vordringen kann, die doch der belehrendste Teil jeder Entwicklung sind, ohne die Kenntnis des Griechischen. Man nenne mir ein Fach, das zu so vielen anderen Wissenschaften Beziehungen hat wie das Griechische.

Doch ich will jetzt den Standpunkt des Brauchens und der Berufsvorbildung verlassen, der bei der Einrichtung einer Mittelschule nicht allein maßgebend sein darf. Die Aufgabe der Mittelschule ist keineswegs nur die Vorbildung für das Studium an Hochschulen. Sie hat ein viel höheres und idealeres Ziel, nämlich ihre Schüler durch die gleichmäßige Entwicklung aller seelischen Kräfte zu Menschen zu machen. Die Mittelschule hat ihr eigenes, selbständiges Bildungsideal. Sie darf sich nicht zur Dienerin der Hochschule erniedrigen. Sie hat das Recht und die Pflicht, Dinge zu lehren, die kein Fachmann als Fachmann, wohl aber jeder Mensch als Mensch brauchen kann. Keinem Juristen, Theologen, Historiker fällt es ein, die auf den Erwerb mathematischer, chemischer, botanischer Kenntnisse verwendete Zeit deswegen für verlorene Zeit zu halten, weil er als Fachmann in seinem Beruf selten oder nie in die Lage kommt, sie zu verwerten. Warum gibt es Techniker, Mathematiker, Naturforscher, welche die dem Studium der Alten gewidmete Zeit für verlorene Zeit halten? Hat vielleicht nur die Naturkenntnis für jeden Menschen Bedeutung, nicht auch die durch Wissenschaft vertiefte und geklärte Auffassung des Menschenlebens? Für diese aber bildet der klassische Unterricht am Gymnasium ein brauchbares Mittel. Um dies zu zeigen, will ich zunächst seine Stellung im Gesamtlehrplan charakterisieren.

Schon der Organisationsentwurf für die Gymnasien in Österreich vom Jahre 1849 spricht es aus, daß der Schwerpunkt des gymnasialen Unterrichtssystems künftig nicht mehr in dem Unterricht in den beiden klassischen Sprachen liegen solle, sondern in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände aufeinander. Der Mathematik, der Physik, der Naturkunde, der Geo-

graphie wurde der ihrer Bedeutung für die allgemeine Bildung entsprechende Raum im Lehrplan eingeräumt. Die Leistungen in diesen Fächern haben seither einen Stolz der österreichischen Gymnasien gebildet und nach dieser Seite eine Überlegenheit der österreichischen Bildung über die reichsdeutsche begründet. Daß auf die geschichtlich-sprachlichen Fächer im ganzen eine größere Stundenzahl verwendet wird als auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen, beruht nicht auf einer einseitigen Bevorzugung jener, sondern auf der Einsicht, daß die rechte Ökonomie darin besteht, so viele Zeit jedem Gegenstande zu widmen, wie nötig ist, um Früchte der auf ihn verwendeten Mühe zu ernten. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß man die Früchte der Sprachkenntnis erst zu ernten beginnt, wenn man die zum Verständnis der fremdsprachigen Literatur erforderliche Fertigkeit erlangt hat. Speziell im Griechischen würde sich von der jetzt ihm gewidmeten Stundenzahl auch nicht das mindeste abdingen lassen, ohne das Ziel, die Lektüre einiger der wichtigsten Werke der griechischen Literatur, preiszugeben.

Wenn also als die Gesamtidee des gymnasialen Unterrichtssystems bezeichnet werden muß, daß Mathematik und Naturwissenschaft mit den von der Kultur der Menschheit handelnden geschichtlich-philologischen Wissenschaften gleichmäßig zu einer harmonischen Gesamtbildung zusammenwirken sollen, so besteht der kulturwissenschaftliche Unterricht aus drei untereinander in engster Wechselbeziehung stehenden Bestandteilen: aus dem Geschichtsunterricht, aus dem Unterricht in Muttersprache und nationaler Kultur und aus dem Unterricht in Sprache und Kultur der Griechen und Römer. Keiner dieser drei Bestandteile ist entbehrlich, wenn die zugrunde liegende Idee verwirklicht werden soll. Diese Idee ist das Verständnis unserer eigenen Kultur als eines Produktes der Geschichte. Im muttersprachlichen Unterricht lernt der Schüler aus der klassischen Literatur seines Volkes den gemeinsamen Besitz an Ideen kennen, der ihn mit seinen Volksgenossen verbindet, und in der vaterländischen Geschichte wird ihm die Entwicklung vorgeführt, aus der sich der gegenwärtige staatliche und gesellschaftliche Zustand seines Volkes ergeben hat. Aber auch die weltgeschichtliche Orientierung verlangt ein Zusammenwirken von Geschichte und Philologie. Denn während die Geschichte die äußeren Ereignisse erzählt, welche das Schicksal der Völker bestimmten, kann uns nur das Sprach- und Literaturstudium in die Denk- und Empfindungsweise der Menschen einführen, die diese Schicksale erlebten. Da nun die Geschichte auf der Schule nicht in allen ihren Teilen von philologischem Unterricht begleitet werden kann, so müssen wir e i n e Epoche zu solcher vertiefenden Behandlung auswählen. Der Lehrplan des humanistischen Gymnasiums wählt nun als kulturhistorisches Paradigma die griechisch-römische Kultur Diese Wahl ist von dem Bestreben geleitet, bis auf die Wurzel

und Quellen der Kulturentwicklung zurückzugehen, die sich in dem Leben nicht nur unseres eigenen Volkes, sondern auch aller übrigen zivilisierten Völker Europas fortsetzt. *Tardi ingenii est, rivulos consectari, fontes rerum non videre.* Wir machen einen weiten Umweg, wir führen den Schüler weit hinweg vom Jetzt und Hier, — aber dafür führen wir ihn auch zu den Anfängen, von denen aus alles Folgende begriffen werden kann, zu einfachen Zuständen, in denen sich ihm die Naturformen des Menschenlebens rein und durchsichtig zeigen, aus denen ihm ein ursprüngliches, geniales Schaffen quellfrisch entgegensprudelt. In dem Jugendquell der Menschheit lassen wir die Jugend baden. Hier können wir dem Schüler noch das übersichtliche Gesamtbild eines Volkslebens zeigen, in dem sich die menschlichen Bedürfnisse und Kräfte in klaren, dem jugendlichen Geist verständlichen Formen entfalten.

Im Geschichtsunterricht der Mittelschule verhält sich der Schüler überwiegend rezeptiv. Er hat eine Menge von Namen, Daten, Tatsachen seinem Gedächtnis einzuprägen; er reproduziert das fertige Bild der geschichtlichen Vorgänge, das ihm sein Lehrbuch oder der Vortrag des Lehrers übermittelt. Dagegen ist die Lektüre der alten Klassiker ein geschichtliches Quellenstudium, bei dem der Schüler selbst mit den Denkmälern des Altertums in Berührung tritt und sich durch eigene Tätigkeit, wenn auch zunächst nur für ein enges Gebiet, geschichtliche Einsicht erwirbt. Wer die alten Autoren liest, der bekommt von der Wirklichkeit des antiken Lebens und von dem Denken und Empfinden der antiken Menschen eine unmittelbare Anschauung, die für ihn Gegenstand eigenen Nachdenkens und Urteilens werden kann. Jede moderne Geschichtsdarstellung zeigt die Vorgänge und Verhältnisse immer nur so, wie sie sich in einem einzelnen modernen Geiste gespiegelt haben. Sie verhält sich zu dem Studium der Quellenschriften wie eine geographische Karte zu einer Studienreise ins Ausland.

Diese selbstforschende Art der Beschäftigung mit den Erzeugnissen einer fremden, fernen Geisteswelt hat einen hohen, allgemein erziehlichen Wert und einen speziellen Wert als die beste Vorschule aller geisteswissenschaftlichen Arbeit. Der allgemein erziehliche Wert besteht darin, daß man Erzeugnisse einer fremden, von der eigenen ganz abweichenden Denk- und Empfindungsweise aus ihren Voraussetzungen verstehen und in ihrer relativen Berechtigung anerkennen lernt. Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß dieses Vermögen für jedes Wirken von Mensch zu Mensch eine der wichtigsten Voraussetzungen bildet. Es ist aber auch das Grundelement aller auf das Menschenleben sich beziehenden wissenschaftlichen Arbeit. Insoferne bildet dieser Unterricht eine unvergleichliche Vorschule für alle Geisteswissenschaften. Ein Mensch, der gelernt hat, die Größe der antiken Helden und Dichter zu verstehen, obgleich diese Männer gar nicht groß und

bewunderungswürdig wären, wenn sie das, was sie getan, geredet und geschrieben haben, gestern und vorgestern für uns getan, geredet und geschrieben hätten, der hat ein neues, helles Auge für die Welt, die ihn umgibt, der hat geschichtlichen Sinn erworben. Man kann natürlich diesen neuen Sinn am besten und am leichtesten an der Betrachtung einer Geschichtsepoche gewinnen, die abgeschlossen hinter uns liegt und deren Gegensätze und Kämpfe in uns keine direkte und persönliche Willensstrebung und Parteinahme auslösen. Wenden wir dann das so in objektiver und unparteiischer Betrachtung menschlicher Bestrebungen geschulte Geistesauge hernach wieder dem aktuellen Leben zu, so wird uns vielleicht die schwerere Aufgabe gelingen, auch diese von einem höheren Standpunkt aus anzusehen.

Aber, so wird man einwenden, zugegeben, daß die Bekanntschaft mit den alten Klassikern so hohen Bildungswert besitzt, muß man, um ihn an sich zu erfahren, erst mit großem Aufwand an Zeit und Kraft Griechisch und Latein lernen? Genügt es nicht, die Werke der Klassiker in guten Übersetzungen zu lesen? Wird der Schüler nicht ein vollständigeres und reicheres Bild vom Altertum haben, wenn er viele Schriften der Alten in Übersetzungen mit leichtem und schnellem Verständnis, als wenn er wenige mühsam und bei seiner mangelhaften Sprachkenntnis ohne volles Verständnis gelesen hat? Wir pflegen auf diesen Einwand zu erwidern: für den, welcher nicht in der Lage ist, die Originale zu lesen, hat der Gebrauch von Übersetzungen immerhin einen gewissen Wert; auch mag der Anfänger, dem die Lektüre der Originale noch langsam von statten geht, neben den Originalen zu breiterer und schnellerer Orientierung Übersetzungen verwenden, aber er muß sich dabei immer bewußt bleiben, daß selbst die besten Übersetzungen ihn nicht mit dem Denken und Fühlen des Autors in unmittelbare Berührung bringen. Dies gilt keineswegs nur für die griechischen und römischen Schriftsteller, aber doch für sie in ganz besonderem Maße, weil die antiken Sprachen von den modernen zu stark in semasiologischer und in syntaktischer Beziehung abweichen, um ein Übersetzen zu ermöglichen, das mit dem Inhalt zugleich auch die stilistische Form wiedergibt. Auf Schritt und Tritt ist der Übersetzer genötigt, bald dem Inhalt einen Teil der Form, bald der Form einen Teil des Inhalts zu opfern. Die Übersetzung muß, wenn sie den ästhetischen Gesamteindruck des Originals wiederzugeben versucht, notwendig zu Surrogaten greifen und zur freien Kunstleistung werden. Versucht sie dagegen buchstäblich und wörtlich treu zu sein, so kommt in der Regel ein Zerrbild heraus, das zwar im einzelnen und unwesentlichen, aber nicht im ganzen und wesentlichen das Original wiedergibt. In beiden Fällen ist die Übersetzung irreführend und in diesem Sinne hat ein großer Philologe gesagt: „Die Üb[...] ist der Tod des Verständnisses". Es ist hiernach klar, d[...]

setzungen keine ausreichende Unterlage für jene vertiefende Betrachtung der antiken Schriftwerke bieten können, durch die ihre Lektüre erst bildend wird. Sowie wir, von der Übersetzung ausgehend, weitere Schlüsse über die Umwelt zu ziehen versuchen, aus der das Werk stammt, laufen wir Gefahr, durch zufällige Eigentümlichkeiten der Übersetzung irregeführt, zu falschen Schlüssen verleitet zu werden. Jene kulturhistorische Interpretation, durch die wir in der Lektüre ein Stück Altertum selbst erleben, durch welche die Lektüre zu einer Vorschule geisteswissenschaftlicher Arbeit wird und überhaupt das Verstehen fremden Geisteslebens fördert, kann nur an den Originalen geübt werden. Ein antiker Text läßt sich nicht übersetzen, wie man ein Rechenexempel auflöst. Es gibt nicht e i n e richtige Übersetzung, wie es e i n e richtige Lösung des Exempels gibt. Übersetzen ist vielmehr eine künstlerische Tätigkeit, das Nachbilden eines künstlerischen Gebildes in einem anderen Stoff. Darin liegt seine pädagogische Bedeutung. Der wissenschaftliche Wert des Übersetzens ist sehr gering. Vom Standpunkt der Wissenschaft ist wirklich die Übersetzung der Tod des Verständnisses. Aber als Kunstleistung ist Übersetzung möglich und berechtigt und setzt als solche mannigfaltige Kräfte unseres Geistes in Bewegung. Werden diese Übungen richtig geleitet, so steigern sie das sprachliche Können auch in der Muttersprache. Doch ich wollte zunächst nur zeigen, wodurch sich die Lektüre der Originale von der der Übersetzungen unterscheidet. Nicht die Übersetzungen, sondern nur die Originale erwecken dem empfänglichen Sinn der Jugend Ehrfurcht, wenn sie von feiner und kundiger Hand an sie herangeführt wird. Der Schüler sieht sich dann ehrwürdigen Denkmälern des Altertums gegenüber, die genau so wie ihm Millionen von Menschen im Laufe der Jahrhunderte vorgelegen haben. Er versucht, sie in den Worten der eigenen Muttersprache nachzubilden, und er fühlt dabei, wenn der Lehrer gut ist, das Unzureichende seines und jedes ähnlichen Versuches. Er fühlt, daß er einer Tiefe gegenübersteht, die er nicht ausschöpfen kann. Er fühlt es umsomehr, wenn ihn sein Lehrer angeleitet hat, den alten Text nicht als ein abgerissen schwebendes Gebilde, sondern als eine Welle im Strome der Menschheitskultur aufzufassen, die an andere Wellen sich anschloß und wieder in anderen Wellen sich fortsetzte — Wellen desselben ewigen Elementes, das auch unsere Seelen durchflutet. Hiedurch erst gewinnt das Bild Tiefe, man schaut hinein wie über eine weite Meeresfläche. In dieser Beschäftigung verbindet sich also zergliedernde Verstandesarbeit mit dem Schauen der Phantasie, wissenschaftliches Erkennen mit ästhetischem Fühlen, verstehendes Empfangen mit künstlerischem Nachschaffen; und über dem allen steigen in der empfänglichen Knabenseele Gedanken auf, die sein ganzes Verhältnis zur Umwelt verändern, eben die Gedanken, die den geschichtlichen Sinn ausmachen.

Der geschichtliche Sinn aber ist die Versöhnung von Idealismus und Realismus. Die Geschichte lehrt uns, daß jedes heilsame Schaffen nur in dem Formen eines gegebenen Stoffes besteht; das Gegebene mit nüchternem Realismus auffassen zu können, das ist die eine Bedingung heilsamen Schaffens, die andere besteht darin, daß man die ewigen Ideale der Menschheit, die man als inneren Kern alles Geschehens in der Geschichte kennen lernt, als Leitstern erwählt. Aus der Projektion des ewig fernen Ideals auf die Wirklichkeit ergibt sich die Erkenntnis der wahren praktischen Ziele und das richtige Handeln. Nur aus dem Unmöglichen wird das mögliche Gute destilliert. Alle geschichtlichen Werturteile beruhen auf dieser Grundanschauung. Wir fragen immer nur, in welchem Maße ein Staatsmann, ein wissenschaftlicher Forscher, ein Dichter oder Künstler das für ihn nach Zeit und Umständen erreichbare Gute oder Schöne erstrebt und verwirklicht hat. Durch geschichtliche Bildung soll nun unsere Jugend lernen, ihr eigenes Handeln so einzurichten, daß es, mit dieser Wage gewogen, nicht zu leicht befunden wird. Der so Gebildete hat Achtung vor dem Bestehenden, aber er weiß auch: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“. Ich eigne mir hier gerne die Worte von Theodor Gomperz an, „daß der historische Sinn, seine Stärkung und Ausbildung die einzige für Menschen erreichbare Gewähr bietet gegen sinnlose Zerstörungssucht sowohl, als gegen sinnlose Erhaltungssucht. Wir sind immer in Gefahr, das zur Zeit Geltende einmal für ein Alleingiltiges, ein andermal für ein Erzeugnis bloßer Willkür zu halten, solange uns nicht der Einblick in den geschichtlichen Werdeprozeß das Heilmittel gegen diese zwei Hauptkrankheiten des menschlichen Geistes in die Hand gespielt hat“. Unmöglich kann also ein in diesem Sinne Gebildeter andere Formen der Bildung geringschätzen, die ebenfalls zu tüchtigem Schaffen befähigen; er weiß vielmehr, daß seine Bildung ihn nur zum Organ für bestimmte Funktionen des Gesellschaftskörpers machen sollte, der außerdem noch viele andere Organe braucht. Das Wahnbild einer an sich besten Bildung, auf die alle gleichen Anspruch haben, und das aus diesem Wahn entspringende Phantom der Einheitsschule kann ihn nicht beirren. Unmöglich kann in ihm ein Bildungsdünkel aufkommen, der ihn von anderen Teilen seines Volkes trennt, unmöglich der dem Halbgebildeten eigene Gegenwartsdünkel, wie wir es doch seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts oder noch ferneren und barbarischeren Zeiten ‘so herrlich weit gebracht’ haben.

Ich habe bisher gezeigt, wie der philologische Unterricht in Verbindung mit dem Geschichtsunterricht zur Erzeugung geschichtlicher Bildung zusammenwirkt. Es bleibt mir noch zu zeigen, daß zu diesem Zweck der Lateinunterricht allein nicht ausreicht. Der griechische und der lateinische Unterricht bilden eine pädagogische Einheit, weil ihren Gegenstand eine geschichtliche Einheit bildet

nämlich jene im wesentlichen einheitliche griechisch-römische Kultur, die in den letzten Jahrhunderten des Altertums bestand und die Grundlage der modernen Entwicklung bildete. Mit Ausnahme von Recht und Staat haben ja die Römer die ganze höhere Geisteskultur von den Griechen übernommen. Mag also auch das Latein mehr praktische Vorteile bringen, von unserem Standpunkt ist das Griechische die Hauptsache, weil bei dem griechischen Volke die Wurzeln für alle Seiten unserer heutigen Kultur liegen. Von dem griechischen Untergrunde losgetrennt, würde die römische Literatur den besten Teil ihres Bildungswertes einbüßen, weil der Schüler den Prozeß der Amalgamierung römischen und griechischen Wesens, aus dem die römische Literatur hervorgegangen ist, nicht mehr begreifen könnte und zu dem ursprünglichen genialen Schaffen der Hellenen in Kunst, Poesie, Wissenschaft und Philosophie nicht mehr vordringen würde.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die heute herrschende Schulverdrossenheit gerade gegen das Griechische ihre Spitze richtet. Als ich das Gymnasium besuchte, waren die besten unter meinen Schulkameraden darin einig, daß sie dem Studium der griechischen Sprache und Literatur mehr als dem Latein für ihre Bildung verdankten. Besonders waren wir uns der Förderung unseres literarischen Geschmacks durch das Studium der Griechen bewußt. Ich habe viele Männer gekannt, die als Offiziere oder Ärzte in ihrem Beruf das Griechische nicht brauchten und deren Augen doch noch leuchteten, wenn sie an die Homer- oder Sophokleslektüre ihrer Schulzeit zurückdachten und *γουνοῦμαί σε, ἄνασσα* oder *πολλὰ τὰ δεινά* rezitierten. Es waren freilich wohl altmodische Leute und die realistisch gebildete Jugend von heute wird über solche harmlose Freuden den Kopf schütteln. Was beweist schließlich so ein alter Vers und was nützt er? Uns aber war die schwere, gedankentiefe Kürze des Thukydides, der donnernd daherbrausende, leidenschaftliche Redestrom des Demosthenes, uns war Platons hochidealer Gedankenflug, uns war des Sophokles unter edler Stilisierung fast versteckte Seelenmalerei und der hoch aufgetürmte Wortpomp Äschyleischer Diktion, uns waren alle diese Dinge Erfahrungen, die wir nicht hätten missen mögen, und wenigstens als allgemeine Formen ein dauernder innerer Besitz. Wenn die heutige Jugend anders empfindet, liegt das vielleicht daran, daß inzwischen X-Strahlen und Radium entdeckt worden sind und die Maschinentechnik bedeutende Fortschritte gemacht hat? Indem man uns diese ehrwürdigen Werke des Altertums verstehen und genießen lehrte, hatte man uns den Sinn für das unvergänglich Schöne aller Völker und aller Zeiten erschlossen. Wie arm an literarischen Freuden ist der nicht in diesem Sinne Gebildete, der sie ausschließlich aus der Modeliteratur seiner eigenen Zeit zu schöpfen versucht; wie reich an erlesenen Freuden wird man plötzlich, wenn man die Fähigkeit erworben hat, auch das

Schöne der Vergangenheit zu genießen und den Geist fremder Völker und ferner Zeiten zu verstehen. Dazu braucht man ein neues, helles Geistesauge, wie es uns die klassische Bildung gibt. Für den Gegenwartsmenschen ist alles veraltet mit Ausnahme des Allerneuesten. Für ihn ist Schiller und Goethe im Grunde nicht minder veraltet als Homer und Pindar, als Äschylus und Sophokles. Denn er lebt dem Tage und sieht nur das Vergängliche, während der in unserem Sinne Gebildete in einem Garten wandelt, der von unvergänglichen Blumen prangt. Denn er hat ja das helle Geistesauge, mit dem man durch die Hülle des Vergänglichen hindurch das Unvergängliche schaut. Der Gegenwartsmensch hat die Nachtansicht, er die Tagesansicht der Welt. Er sieht Jugend und blühendes Leben, wo der andere nur Totengebeine und staubige Scharteken sieht. Ich will damit nicht ein weichliches Ästhetentum als Krone der Bildung verherrlichen. In dieses verfällt immer nur der, welcher die Kunst losgelöst aus dem Zusammenhange des wirklichen Lebens betrachtet und über der Form den Gehalt vergißt. Das Beste am Literaturstudium ist nicht das ästhetische Genießen, sondern die Vertiefung und Bereicherung unserer Erkenntnis des menschlichen Lebens.

Hier handelt es sich also doch wohl um Dinge, die ihren Wert ganz in sich selber tragen und vor denen die Frage „was nützt es?“ verstummt. Man hört jetzt oft Männer der verschiedensten Berufe die einzelnen Gegenstände des Mittelschulunterrichtes nach ihrem Wert für ihre eigene Berufstätigkeit abschätzen. Dies brauchen wir, jenes brauchen wir nicht. Nun ist es ja klar, daß der Mathematiker von dem erlernten Griechisch und Latein in seiner wissenschaftlichen Arbeit ebensowenig Gebrauch macht wie der Jurist in der seinen von der Integralrechnung. Aber wohin kämen wir mit unserer allgemeinen Bildungsschule, wenn wir diesen Gesichtspunkt dem Bau des Lehrplanes zugrunde legten? Wir könnten nur noch, wie ein geistreicher Schriftsteller jüngst gesagt hat, Lesen und Schreiben und die vier Spezies lehren. Wenn irgend etwas in der Welt, trägt wissenschaftliche Arbeit und Erkenntnis, naturwissenschaftliche wie geschichtliche, ihren Wert ganz in sich selbst, und so dankbar wir den aus ihr entspringenden Nutzen im gewöhnlichen Wortverstande in Empfang nehmen, schätzen wir doch die Wissenschaft keineswegs nur um dieser Nützlichkeit, sondern auch um ihres immanenten Wertes willen. Die Schätzung des Wissens um seiner selbst willen ist, wie schon Aristoteles sagt, der menschlichen Natur eingeboren und spricht sich bei dem einfachen Mann aus dem Volke oft reiner aus als bei den sogenannten Gebildeten. Aber in der Seele des wahrhaft Gebildeten muß dieser natürliche Keim vollständig ausgebildet und entwickelt sein. Er muß die Wonne der reinen, von jedem selbstischen Interesse freien Betrachtung gekostet und [illegible] Bestandteile seines Innenlebens gemacht haben. Sonst

Höhe der Menschlichkeit noch nicht erklommen. Wir Freunde des humanistischen Gymnasiums meinen daher, daß es dem griechischen Unterricht nur zur Empfehlung gereicht, wenn er der gemeinen Nützlichkeit entbehrt und durch Entwicklung eines selbstlosen Interesses die Seelen der Zöglinge adelt. Wir glauben, daß zu einem ganzen und vollen Menschenglück das Glück der reinen Betrachtung ebenso unentbehrlich ist, wie das Glück der Tat.

Nach alledem mögen Sie, verehrte Anwesende, sich ein Urteil bilden, ob es ein so großer Vorteil für die Gesamtkultur wäre, wenn nach dem Wunsche der Technikerschaft der Geist der klassischen Bildung stürbe. Wir Freunde des humanistischen Gymnasiums möchten ihn als ein Element der allgemeinen Bildung erhalten sehen. Wir erkennen jede Schule, die ein klar erfaßtes Bildungsziel in zweckmäßiger Weise zu verwirklichen sucht, als dem Gymnasium gleichberechtigt an. Aber wir fordern dieselbe Anerkennung von den Gegnern für unser Bildungsideal. Bildungstypen, die wir als gleichberechtigt und ebenbürtig anerkennen, sind darum noch nicht gleichwertig in dem Sinne, daß der eine ohne Schaden für die Gesamtkultur den andern ermorden und seine Erbschaft antreten kann. Die Einheitsschule aber wäre der Tod der klassischen Bildung. Diese ist darum noch nicht veraltet, weil hunderte von Schriftstellern etwas Neues und scheinbar Besseres theoretisch zu ersinnen und auf dem Papier zu verteidigen vermögen. Sie wird erst dann als veraltet gelten dürfen, wenn eine auf anderen Prinzipien aufgebaute Schule sich als gemeinsame Vorbereitungsanstalt für alle wissenschaftlichen Berufe praktisch in jeder Hinsicht überlegen gezeigt hat.

Obgleich wir nun in diesem Sinne für die Erhaltung der Grundlagen des humanistischen Gymnasiums eintreten, sind wir doch keineswegs gewillt, uns bei dem jetzigen Zustand des Gymsiums zu beruhigen. Vielmehr wird die Frage aufzuwerfen sein, ob der klassische Unterricht in seiner jetzigen Form wirklich immer das leistet, was seine Bestimmung ist. Als wahre Freunde des humanistischen Gymnasiums können wir uns nur bewähren, indem wir dieser Frage näher treten. Das aber muß der weiteren Tätigkeit unseres Vereines vorbehalten bleiben. Heute wollten wir Sie nur auffordern, durch den Beitritt zu unserem Vereine Mitarbeiter eines Werkes zu werden, das zum Heile unserer Jugend, zum Heile Österreichs gereichen möge“.

Als der Vortragende unter reichem Beifalle geschlossen hatte, nahm Präsident Graf Stürgkh das Wort: „Ich erfülle eine überaus angenehme Pflicht und weiß mich mit allen Anwesenden in Übereinstimmung, indem ich dem Herrn Vorredner für seinen ebenso geistvollen wie überzeugenden Vortrag, der uns allen einen tiefen Eindruck gemacht hat, den wärmsten Dank auszusprechen mir erlaube. Unsere Vereinsbildung ist damit unzweifelhaft in glück-

lichster Art inauguriert worden. Ich gebe weiters der Hoffnung Ausdruck, daß der zahlreiche Besuch und die warme Teilnahme an diesem Gründungsakte für die Entwicklung der jungen Schöpfung, für ihr künftiges Aufblühen und Gedeihen von günstiger Vorbedeutung sein werden". (Lebhafter Beifall).

Auch die gesellige Zusammenkunft, die danach im großen Saale des Hôtel de France stattfand, nahm einen schönen Verlauf. Die freudige Stimmung über den in jeder Hinsicht gelungenen Ausfall der gründenden Versammlung fand in einer Reihe herzlicher Ansprachen ihren Ausdruck.

In der ersten Ausschußsitzung am 2. April wurde zuerst auf Grund der Statuten der Vorstand durch die Kooptierung von fünf Mitgliedern ergänzt (Univ.-Prof. Hofrat Dr. Eugen Bormann, Gymn.-Prof. Dr. Georg Heidrich, Univ.-Prof. Dr. Paul Kretschmer, Ministerialrat Dr. Kamill Kuranda und Kommerzialrat Fabriksbesitzer Gustav Reichert); es folgte die Bildung des Vorstandes, indem zu den bereits von der gründenden Versammlung designierten zwei Funktionären, dem Präsidenten und dem Schatzmeister, das Herrenhausmitglied Hofrat Univ.-Prof. Dr. Karl Toldt als Stellvertreter des Präsidenten, Kustos Dr. S. Frankfurter als Schriftführer, Gymn.-Prof. Dr. Georg Heidrich als dessen Stellvertreter und Kommerzialrat Gustav Reichert als Schatzmeister-Stellvertreter einstimmig hinzugewählt wurden. In einen engeren Ausschuß zur Feststellung des nächsten Aktionsprogrammes wurden v. Arnim, Frankfurter, Hauler, Stitz und Thumser berufen.

Die gründende Versammlung und die schriftlichen und mündlichen Werbungen der Ausschußmitglieder haben inzwischen eine namhafte Zahl neuer Mitglieder, hauptsächlich von Direktoren und Professoren niederösterreichischer Gymnasien dem Vereine zugeführt. Als besonders erfreulich verdient der Beitritt aller Lehrkräfte mehrerer Anstalten und die Beteiligung einer größeren Anzahl von Realisten hervorgehoben zu werden. Diese sind offenbar davon überzeugt, daß die fortgesetzten Angriffe auf die Grundlagen des humanistischen Gymnasiums auch ihr gedeihliches Wirken an dieser Mittelschule und damit die Vorbereitung ihrer Schüler zu späterer wissenschaftlicher Betätigung gefährden. Zu den hohen Würdenträgern, den hervorragenden Vertretern wissenschaftlicher, technischer und anderer Berufe, welche als ordentliche Mitglieder die nun schon an 400 Namen aufweisende Liste zieren, kommt noch die in der jüngsten Zeit zumeist durch die tatkräftigen Bemühungen des Herrn Vereinspräsidenten gewonnene Reihe von Gründern hinzu; es sind die Herrenhausmitglieder Exzellenzen k. und k. geheimen Räte Johann Freiherr v. Chlumecký, Kämmerer Sektionschef a. D. Dr. Artur Graf Enzenberg in Innsbruck, Minister-Präsident a. D. Freiherr Dr. Paul Gautsch von Frankenthurn, Minister-Präsident a. D. Dr. Ernest v. Körber, Graf Karl Lanckoroński-Brzezie, Graf Oswald Thun-Salm, Graf Hans Wilczek sen. und Eisenbahn-Minister a. D. Dr. Heinrich R. von Wittek, ferner der Vize-Präsident der steiermärkischen Sparkasse Dr. Max Edler v. Archer in Graz, der Reichsrats-Abgeordnete P. Adalbert Dungel, inful. Abt des Stiftes Göttweig, kaiserl. Rat Karl Kellermann, der Abt

des Schottenstiftes P. Leopold Rost und das Herrenhausmitglied Dr. Moritz Ritter v. Schreiner in Graz.

Der neue Verein erscheint so in seinem Bestande zunächst wohlgesichert. Auch steht er mit seinen Bestrebungen nicht vereinzelt auf dem Plane. Abgesehen von den heimischen Mittelschulvereinen, mit denen der Abschluß einer Waffenbrüderschaft wohl jeweils möglich, jedenfalls ganz nahe liegend ist, haben ihm bereits der „Allgemeine Deutsche Gymnasialverein“ und der Berliner Bruderverein freundlichst die Hände gereicht. Dieser beglückwünschte ihn, wie schon erwähnt, aufs wärmste zur Gründung und jener widmete der Feier in seinem vom Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Oskar Jäger in Bonn und vom Geh. Hofrat Prof. Dr. Gustav Uhlig in Heidelberg herausgegebenen Organ „Das humanistische Gymnasium“ einen eigenen Artikel (XVII. Jahrgang 1906, S. 15—24), in dem der Aufsatz Sr. Exzellenz v. Hartel, der Aufruf und die bis Ende Jänner reichende Liste der Unterzeichner zum Abdruck gebracht und bezüglich des gegenseitigen Verhältnisses der einzelnen Vereine bemerkt wird: „Wir haben gegenwärtig in Deutschland, Österreich und der Schweiz eine größere Reihe von teils loseren, teils festeren Vereinigungen, die das Ziel verfolgen, die griechisch-lateinischen Schulstudien zu wahren und höherer Vollkommenheit zuzuführen. Der Gymnasialverein soll ein festes Band zwischen diesen bilden und so, wenn die Umstände es erheischen, gemeinsames Handeln ermöglichen, eine Aufgabe, die dadurch wohllösbar wird, daß allen jenen Vereinigungen eine größere oder geringere Anzahl von Männern angehört, die zugleich Mitglieder des Gymnasialvereins sind. Gehören doch Wilhelm v. Hartel und Thumser sogar seinem Vorstand an“. Trotz der Verschiedenheit der besonderen Verhältnisse wird die Gemeinsamkeit der höheren Ziele auch unseres Erachtens unschwer eine Form für das so erwünschte Zusammenwirken aller humanistischen Streitkräfte finden lassen.

Zum Schlusse sei dem Wunsche Ausdruck geliehen, daß dem unter den besten Vorzeichen gegründeten Verein der Erfolg bei seinen weiteren Unternehmungen treu bleiben und seiner Fahne aus den übrigen Kronländern ebenso zahlreiche Anhänger sich anschließen mögen wie bisher aus Niederösterreich.

Wien. Dr. E. H.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Sophoclis Oedipus Rex. Denuo recensuit et brevi annotatione critica instruxit Fred. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1904. VIII und 104 SS.

Sophoclis Oedipus Coloneus. Denuo recensuit etc. Fred. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1904. 126 SS.

Sophoclis Antigona. Denuo recensuit etc. Fred. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1905. 104 SS.

Spicilegium Aristophaneum scripsit Fred. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1902. 136 SS.

Analecta comica Graeca scripsit Fred. H. M. Blaydes. Halis Saxonum 1905. 352 SS.

Recht gemischte Gefühle sind es, mit denen ich daran gehe, den Lesern dieser Blätter über die jüngsten und allerjüngsten Emanationen des Blaydesschen Kritizismus zu berichten. Kaum hat der Unverwüstliche, der im Studium seiner geliebten attischen Szeniker aufgeht und die Mitteilung der Ergebnisse seines interpretatorischen Bemühens nicht genug beschleunigen zu können scheint, das Tragiker- und das Sophokles-Spicilegium der Öffentlichkeit übergeben — im LVI. Bande dieser Zeitschrift, S. 199 ff. sind beide besprochen — als er auch schon die Erneuerung seines 1859 mit der oedipodeischen Trias inaugurierten Sophokles in Angriff nimmt, und mehr als dies: der Umschlag des dritten, die Antigone bringenden Bändchens verheißt das nahe Erscheinen neuer Komikeranalekten, und als nach kurzer Ruhepause auch dieses umfängliche Opus in die Welt geht, vernehmen wir mit erhöhtem Staunen, es seien neuerdings tragische Kollektaneen *(Analecta tragica Graeca)* unter der Presse. Man mag sich zu dem Nestor der Philologie in England stellen wie man wolle, mag den Bänden voll stereotypen Notizenkonglutinats, die er Messe für Messe mit unheimlicher Geschwindigkeit zutage fördert, die grundsätzliche Ablehnung oder die mitleidige Duldung jeglicher 'niederen' Kritik oder aber den mystischen Respekt vor allem Gedruckten entgegen-

bringen, soviel steht fest, die ungebrochene Arbeitsfreudigkeit des nunmehr Sechsundachtzigjährigen ist danach angetan, bei Freund und Feind Bewunderung zu erregen. Leider aber ist dieser rastlose Fleiß und jugendfrische Enthusiasmus fast das einzige Löbliche, das man dem greisen Gelehrten angesichts der vorliegenden Produkte seiner unvergleichlichen Polygraphie nachsagen kann.

Um mit dem Tragiker zu beginnen, wäre es ungerecht, an die drei schmächtigen, unter dem Text der thebanischen Tragödien lediglich die Behelfe eines knappen kritischen Apparats bietenden Hefte den Maßstab jenes stattlichen Bandes der reichkommentierten Whittaker-Bellschen *Bibliotheca Classica* anzulegen, mit dem sich der philologisch beflissene Reverend seinerzeit so verheißungsvoll als Sophokles-Kritiker eingeführt hat. Diesmal erblickt der Bearbeiter sein vornehmliches Ziel vielmehr in der Schaffung einer Ausgabe, *quae commode et sine molestia legi et intellegi posset* (Oed. R. p. IV), und nimmt damit einen Standpunkt ein, dessen praktische Berechtigung auch derjenige zugestehen muß, dem aus textgeschichtlichen Erwägungen die Gewinnung des 'wahren' Sophokles utopisch und die Herrichtung eines 'lesbaren' unter der Würde der Wissenschaft zu sein dünkt. Wer vollends die ausgebreitete Sprachkenntnis unseres Autors, seinen nüchtern-sachlichen Sinn und seine erstaunliche Formgewandtheit kennt, die selten um ein Hilfsmittel verlegen ist, wenn es gilt, aus dem Felsen wirklich oder vermeintlich unhaltbarer Überlieferung den Funken der treffenden Emendation zu schlagen, der wird einen Dichtertext *up to date* im erfreulichen Sinne des Wortes erwarten. Aber eine gründliche Enttäuschung steht ihm bevor.

'Formlos-wüst' habe ich in der oben genannten Anzeige die Blaydesschen Buchfabrikate genannt. Das Prädikat trifft buchstäblich auch hier zu, derart, daß von unterwertiger Ware gesprochen werden darf. Darüber, daß — zumal im *Oedipus Rex* — die typographische Sauberkeit auch den bescheidensten Ansprüchen nicht standhält, könnte im Hinblick auf die Möglichkeit, daß der Herausgeber sich in die Verantwortung für korrekten Druck mit anderen Personen teilte, mit Stillschweigen hinweggegangen werden, ginge die Fahrlässigkeit nicht so weit, den Ausweis der handschriftlichen Tradition in seiner Zuverlässigkeit zu beeinträchtigen. Zum Beweis dieser kaum glaublichen Tatsache führe ich zwei Stellen an: Oed. R. 873 soll die Überlieferung lauten *ὕβριν φυτεύει τύραννον*, Ant. 1044 *θεοὺς μιαίνων οὔτις ἀνθρώπων σθένει* (in der Note heißt es denn auch weiter: *lege θέμιν μιαίνων aut θεοὺς ἀτίζων*). Hat man einmal dergleichen Erfahrungen gemacht, so ist's um das nötige Vertrauen geschehen und man gerät in die prekäre Lage, Behauptung um Behauptung mittelst anderweitiger Hilfsquellen nachzuprüfen. So lese ich zu meiner Verwunderung im Apparat zu Ant. 756: *μοι mss. Lege με. Κωτίλλειν nusquam, ni fallor, accusativum regit.* Von jenem angeblich überein-

stimmend überlieferten Dativ aber verlautet nirgend sonst, natürlich auch nicht in Blaydes' eigener Proekdosis, ein Sterbenswort. Von den zahllosen Inkorrektheiten des Satzes seien ein paar Pröbchen gegeben: das heiterste im König Oedipus, wo die vor 924 gehörige Spitzmarke *ΑΓΓΕΛΟΣ* um sechs Verse zu früh kommt, gerade recht, um — Iokastes Gebet einzubegleiten; eine Hauskorrektur, die etwas auf sich hält, dürfte auch nicht den immerhin bedenklichen Praesens historicus (Note zu OR. 1257) oder das Pidgin-Latein der Anmerkung zu Ant. 1021: *duae declensiones huius nominis erant*, durchlassen. Dies aber nebenbei; viel verdrießlicher ist der Umstand, daß es an einer einigermaßen sorgsamen und ökonomischen Behandlung des Notenmaterials fehlt, die Überlieferungsfakta in unzulässiger Art atomisiert sind und sowohl ihre Überblickung als auch die Möglichkeit, sich über die Auffassung des Herausgebers ein Urteil zu bilden, vereitelt wird. Ich frage, wer kann sich aus folgendem Sachverhalt einen Vers machen: Ant. 758 ff. liest man (im Gespräch Kreons mit Haimon) *ἀλλ' οὐ τόνδ' Ὄλυμπον, ἴσθ' ὅτι, χαίρων ἐπὶ ψόγοισι δεννάσεις ἐμέ*; hiezu Schneidewin-Nauck: „statt *ἐπὶ* hat Dobree *ἔτι* vermutet, wohl mit Recht". Und nun schlagen wir Blaydes auf und lesen im Text: *χαίρων ἐπὶ ψώγῳ με δεννάσεις ἔτι*, in der Note: *ἐπὶ ψόγοισι mss. ἔτι* — Dobr. Qu. *ἐμὲ (et mox ἔτι pro ἐμέ), ἐμὲ ψόγοισι, aut potius ἐπὶ ψόγῳ με —. δεννάσεις*] Qu. *δεννάσεις μ'. Requiritur pronomen. ἐμέ mss. Correxi ἔτι*, im Anhang endlich: *Si sincerum est ἐπὶ ψόγοισι, conferri potest ἐπὶ λώβᾳ 792 et ἐπὶ γέλωτι* Arist. Ran. 404. *Corrigendum forsan ἐπιψόγως με δεννάσεις ἔτι*! Den möchte ich kennen, dem bei diesem konjekturalen Blindekuhspiel nicht schwindlig wird. Ein paar Zeilen vorher druckt Blaydes, der Überlieferung genau folgend: *ἥδ' οὖν θανεῖται καὶ θανοῦσ' ὀλεῖ τινά*, während der Apparat wörtlich besagt: *καὶ θανοῦσ' mss. Correxi κατθανοῦσ'*, eine Wendung, die naturgemäß auf tatsächliche Änderung des handschriftlichen Textes beschränkt bleibt, wie dies ja auch bei Bl. sonst der Fall ist. Stehen also Text und Note in unlösbarem Widerspruch, so bleibt nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: entweder war der Bearbeiter von der — hier weiter nicht in Frage kommenden — Richtigkeit seiner Alterierung des Überlieferten durchdrungen, warum unterließ er ihre Rezeption? Oder er war, ehe er seine Neugestaltung des Textes *publici iuris* machte, von jener Überzeugung zurückgekommen und blieb den Handschr. getreu, warum beließ er das siegesfrohe *correxi* im Apparat, statt ihm ein bescheideneres *conieci* zu substituieren? Solcherlei Wirrnis aber stört nicht vereinzelt, sondern dutzendweise. *Εἰ τῷδε τιμᾷς ἐξ ἴσου τὸν δυσσεβῆ* bietet Ant. 516. Dazu unterm Text: *σύ τοί σφε coni.* Nauck. *εἰ τῷδε τιμᾷς ἐξ ἴσου τὸν δυσσεβῆ* F. W. Schmidt. *Quod recepi*. Nun gewärtigt männiglich zu hören, wie denn die Tradition laute, deren Mitteilung hier umso unerläßlicher scheint, als weder aus dem Wortlaut

der Stelle noch auch aus dem zu ihr Bemerkten erraten werden kann, daß am Schluß des Verses nicht *τὸν δυσσεβῆ* überliefert steht, ein Accusativ, mit dem wieder das anscheinend bloß Naucksche *σφε* sich nicht vertragen will. Allein es wird vollständig verschwiegen, daß einerseits (*εἴ τοί*) *σφε*, anderseits *τῷ δυσσεβεῖ* erhalten ist!

Von solchen Unterlassungs- und anderen Sünden, von grundlosen Behauptungen, nichtigen, mitunter auch auf der Stelle zurückgenommenen Einfällen, von unfaßbaren Nachlässigkeiten und heillosen Selbstwiderlegungen wimmelt es in diesem Muster einer Sophoklesrezension, wie sie nicht sein soll. Vielleicht läge es dem Berichterstatter ob, aus dem ordnungslosen Notenkram, den des Kritikers linke Hand produzierte, ohne zu wissen, was die rechte tat, das etwaige Dauernde und Brauchbare emporzustöbern; aber es wird es ihm niemand verdenken, wenn er, der unerquicklichen Suche müde, das Bündel Hefte ärgerlich in die Ecke wirft, ehe er der Perlen im Kehricht gewahr geworden.

* * *

Über die weiteren, um es gleich zu sagen, ähnlichen Geist bekundenden Publikationen dürfte ich mich nach vorstehenden Proben kurz fassen; doch kann ich nicht umhin, über die Genesis und das System der in ihnen niedergelegten Observationen ein Wort zu sagen, das vielleicht im Interesse derer ist, die keine Gelegenheit haben, sich über die ganze Gebarung beim Zustandekommen der Bl.schen *memorandumbooks* hinlänglich zu informieren. Was ich meine, spreche ich unumwunden aus, indem ich mich — selbstverständlich ohne an des Verfassers *bona fides* auch nur im entferntesten zu zweifeln — zu der Behauptung berechtigt erachte, daß zunächst das *Spicilegium Aristophaneum* einen teils gekürzten, teils erweiterten Abklatsch der Kommentare darstellt, die Bl. den Aristophanestexten seiner Ausgabe, Halle 1880 ff., beigegeben hat. Wer etwa Bedenken tragen sollte, diese Anschauung zur seinigen zu machen, dem sei folgende Stichprobe aus den ersten 250 Versen der Vögel zur Nachprüfung empfohlen:

Ausgabe von 1882.	Spicilegium S. 13 f.
Vs. 19 (S. 182). (Alexis) Athen. 417 E. *βοᾶν καὶ πονεῖν μόνον καὶ δειπνεῖν ἐπιστάμενοι.*	Vs. 19. cf. Alex. 237, 3 *πονεῖν μόνον* | *καὶ δειπνεῖν ἐπιστάμενοι.*
26 (S. 479). *βρύκουσ'*] *Rodens.* cf. Pac. 1317. Lys. 301, 367 usw.	26. *βρύκουσ'*] cf. Pac. 1315. Lys. 367.
79 (S. 480) *τροχίλος ὄρνις*] cf. (nach 11 anderen Stellen) Bacch. 1362 *ὄρνις—κύκνος.* Soph. Ai. 629 *ὄρνις ἀηδών.*	79. cf. Eurip. Bacch. 1364 *ὄρνις —κύκνος.* Soph. Ai. 629 *ὄρνις ἀηδών.* Fr. 300 *ὄρνιθος—πέρδικος.*

Fr. 300 *ὄρνιθος — πέρδικος* usw.	
82 (S. 192). *μύρτα*] *baccas myrteas*. cf. 160, 1100. *λευκότροφα μύρτα*. (S. 480) cf. 160, 1099 usw.	82. cf. 160, 1100.
94 (S. 193). *Versus tragoediam spirans*, dann nach zwei Stellen aus der Komödie: Soph. Oed. C. (soll richtig R. heißen) 99 *ποίῳ καθαρμῷ; τίς ὁ τρόπος τῆς ξυμφορᾶς;*	94. cf. Soph. O. R. 99 *ποίῳ (sic) καθαρμῷ; τίς ὁ τρόπος τῆς ξυμφορᾶς;*
102 (S. 195) inmitten einer weitläufigen Ausführung betr. des *πότερον ὄρνις ἢ ταὼς:* cf. 269 *τίς ποτ' ἐστίν; οὐ δήπου ταὼς;*	102. *ἢ ταὼς*] cf. 269 *νὴ Δί' ὄρνις δῆτα. τίς ποτ' ἐστίν; οὐ δήπου ταὼς;*
123 (S. 199). *τῶν Κραναῶν*] Sc. *Ἀθηνῶν*. Ach. 75 *ὦ Κραναὰ πόλις* . . Pind. Ol. VII 82 *Κρανααῖς Ἀθάναις* usw.	123. *τῶν Κραναῶν*] Sc. *Ἀθηνῶν*. cf. Pind. Ol. VII 82 *Κρανααῖς ἐν Ἀθάναις*. cf. ad Ach. 75.
128 (S. 200). cf. Antiph. Athen. 258 C. *οὐ γὰρ τὸ μέγιστον ἔργον ἐστὶ παιδιὰ — οὐχ ἡδύ;*	128. cf. Antiph. 144, 7.
131 (ebd.) *ὅπως παρέσει μοι—*] cf. Plat. Hipp. mai. 286 *ὅπως παρέσει καὶ αὐτὸς καὶ ἄλλους ἄξεις*. Arist. Lys. 1064 usw.	131. *ὅπως παρέσει—*] cf. Plat. Hipp. mai. 286 *ὅπως παρέσει καὶ αὐτὸς καὶ ἄλλους ἄξεις*. Herod. I 118, 3 *πάρισθί μοι ἐπὶ δεῖπνον*.

Und in dieser Manier geht es weiter bei Vs. 133, 145, 149, 155, 208, 209, 210, 230, 235, 244, 250! Vermehrt ist dieses für den Benützer der Ausgabe wertlose und für den, der ihrer entbehrt, infolge seiner Einschrumpfung vollends unbrauchbare Notengemengsel durch ein paar entweder belanglose oder deplaçierte Zitate, wie gleich das zu 2, das demjenigen, der es noch nicht wissen sollte, einschärft, daß auch bei Euphorion die Krähe *κρώζει*, das zu 61, womit das *χάσμημα*, nach dem Scholiasten das *ῥάμφος κεχηνός* des Vogels, erläutert werden soll: '*nomen χάσμη legitur* Plat. Resp. VI 503 D' — dort aber heißt *χάσμη*, mit *ὕπνος* verbunden, das Gähnen! —, das zu 108 (*ποδαπὼ τὸ γένος*): cf. Antiph. 168, 3 *Σύρος τὸ γένος ὤν* usw. usw.

Wer nun aber meinte, die drei Jahre später erschienenen Analekten brächten neue Gedanken und Anregungen und räumten mit dem Schutt von dazumal gründlich auf, der wäre von seinem

Optimismus schleunigst geheilt, wenn er das Konfrontierungsgeschäft nicht scheuend, daselbst — um weiterhin bei den Vögeln zu bleiben — S. 36 ff. aufschläge, um einander gegenüberzustellen:

Ausgabe.	Analecta.
Vs. 2 (S. 177) κρώζει] *Crocitat.* cf. 24. Eq. 1051. *φθονεραὶ γὰρ ἐπικρώζουσι κορῶναι.* 1020. *πολλοὶ γὰρ μίσει σφε κατακρώζουσι κολοιοί* usw.	Vs. 2 κρώζει] *Crocitat.* cf. 24, 710, 1020. *πολλοὶ γὰρ μίσει σφε κατακρώζουσι κολοιοί,* worauf obige Euphorionstelle wiederholt und das Hegesanderfragment aus Athenäus XI 507 C hinzugetan wird, samt der (schon von Dobree vorgenommenen) Korrektur des *κράζειν* in *κρώζειν.*
26. *βρύκουσ'* (s. o.).	26. cf. Pac. 1315. Lys. 367 usw.
79. *τροχίλος ὄρνις* (s. o.).	79. cf. Soph. Ai. 630 *ὄρνιθος ἀηδοῦς.* Fr. 300, 2 *ὄρνιθος —πέρδικος.*

Wir greifen hier die Arbeitsschablone des Verfassers mit Händen. Ihm fließen, dank einer staunenswerten Gedächtniskraft, so oft er diese Tragödie oder jene Komödie von neuem der Lektüre unterzieht, von allerwärts her sachliche, lexikalische, stilistische Reminiszenzen zu, er legt ein Folio dafür an und bringt dort unter, was ihm zu der und der Stelle durch den Kopf geht. Da kann es nicht fehlen, daß ein und dieselbe Beobachtung uns zwei-, drei-, viermal und öfter dargeboten wird, hier in breiterer Auslassung, dort knapp zugestutzt, und ehe man sich's versieht, ist ein weitschichtiges Mosaikbuch fertig, aus vielen tausend Kleinigkeiten zusammengekittet, von denen reichlich die Hälfte dem Genre des Banalen zuzurechnen sind. Aufs Geratewohl sei aus den Analecta ein Typus herausgegriffen: Acharn. 115 *ἐπένευσαν*] *adnuerunt,* Av. 493 *μοχθηρός*] *miser,* Eccl. 335 *φράσαι*] *indicare,* Lysistr. 655 *διαλυθῆναι*] *perire,* Nub. 495 *μαρτύρομαι*] *antestor,* Pac. 99 *ἐνοικοδομεῖν*] *inaedificare,* Ran. 1092 *πίων*] *obesus, pinguis,* Thesm. 287 *πολλὰ πολλάκις*] *persaepe* u. s. f. Es soll nicht geleugnet werden, daß Erläuterungen solcher Natur L e s e r n des Komikers, deren Wortvorrat noch sehr beschränkt ist, willkommene Dienste leisten mögen — dann aber empfiehlt sich eine alt- oder neusprachliche Interlinearversion oder zum mindesten ein Vokabular noch viel besser. Glaubt denn aber der Verf., daß diese seine Analekten Lesern mit so geringer sprachlicher Vorbildung überhaupt in die Hände kommen? Ich dächte, wer philologischen Studien in der Form reichhaltiger Sammlungen grammatischer und anderer Analogien ein nützliches Werkzeug darbieten will, der könnte des besten Erfolges und Dankes sicher sein, wenn er, in

welcher Anordnung des Stoffes immer, wofern sie nur auf vernünftiger Methode fußt, ein Gebiet antiker Dichtkunst analytisch vornähme: hier wäre Raum für alles, großes und kleines, und ein Schritt vorwärts getan auf dem weiten Felde der Forschung. Aber Bücher dieser Art würden allem eher gleichen als Blaydesscher Jahrmarktware.

Wien. Siegfried Mekler.

Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. Fünfundzwanzigste Auflage, bearbeitet von Dr. Florian Weigel. Wien, Verlag von F. Tempsky 1906. IV und 299 SS.

Die 24. Auflage unseres Schulbuches, dessen Bearbeitung von der 17. Auflage an W. v. Hartel übernommen hatte (vgl. meine Besprechung im Jahrg. XXXIX [1888] 219—223), ist bereits von Weigel bearbeitet worden und nach dem ausdrücklichen Vermerk auf dem Titelblatte der 25. Aufl. ist diese im wesentlichen nur ein unveränderter Abdruck der 24., die im Jahrg. LV (1904), S. 25—33 eine ausführliche Besprechung von E. Sewera erfahren hat. Da in dieser Besprechung unter Bezugnahme auf Weigels „Bemerkungen zur Neubearbeitung der griechischen Schulgrammatik von Curtius-v. Hartel" die Abänderungen verzeichnet sind, welche in der Neubearbeitung platzgegriffen haben, so mag es hier wohl genügen ausdrücklich hervorzuheben, daß der neue Bearbeiter mit glücklicher Hand die Ergebnisse der modernen Forschung in dieser Schulgrammatik verwertet hat. Auch Fritsch hat in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen LVIII (1904), S. 545—551 nach einer eingehenden Besprechung das Urteil gefällt: „Im ganzen also ist diese Neubearbeitung ein Buch, das auf gründlicher Kenntnis und sorgfältiger Durcharbeitung beruht; es ist ein gutes Buch". Ich kann mich mit gutem Gewissen diesen beiden, der Hauptsache nach übereinstimmenden Urteilen anschließen, erlaube mir aber im folgenden noch eine Reihe einzelner Verbesserungen von Stellen vorzulegen, an denen trotz der Sorgfalt des Verf. irrtümliche Auffassungen sich finden. Dabei lasse ich, da ich schon zu lange von der Mittelschule weg bin, den pädagogisch-didaktischen Gesichtspunkt vollständig beiseite.

§ 11, 1 *d* wird noch immer von neuattisch ττ gesprochen, während doch gerade die ältere attische Sprache die Lautverbindungen Guttural + Jod zu ττ entwickelt, das erst durch den Einfluß der Koine, über welche S. IV, 4 unserer Grammatik dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr vollkommen Entsprechendes gelehrt wird, durch σσ verdrängt worden ist. Der richtige Tatbestand wird von Meisterhans-Schwyzer § 37, 1, Hirt, Handbuch S. 164, Brugmann, Griech. Gramm.[3] S. 98, im wesentlichen auch von Kühner-Blass[3] I 1, 153 gelehrt. § 11, 2 erscheint un-

richtig '*βασιλεῖ* aus *βασιλε(ϝ)-ί*'. Die Reihenfolge der Formen ist *βασιλῆϝι*, *βασιλῆι*, *βασιλέι*, *βασιλεῖ* (vgl. § 46, 1, Anm. 2), während die Form **βασιλέϝι* überhaupt gar nie bestanden hat. § 12, 2 ist der Begriff Metathesis noch mehr einzuschränken: *ῥέζω* und *ἔργον* beruhen auf einer zweisilbigen Basis *wereg* (Hirt, Handbuch S. 96) und haben nichts mit Metathesis zu tun. § 29 hat zu entfallen „und der *E*- oder fünften Deklination". § 41 erweckt die Nebeneinanderstellung von *φύλακ-ι duc-ī*, *φύλακ-ος duc-is*, *φύλακ-ες duc-ēs* die falsche Vorstellung, als ob es sich in diesen Fällen um genaue Entsprechung der Kasussuffixe handle, während dies doch durchaus nicht der Fall ist. Derselbe Fehler haftet auch den Paradigmen § 42 und 44 an. Auch *μειζο(σ)ες μείζους māiōr-ēs* (§ 57) ist Mißverständnissen ausgesetzt. § 45 (S. 85) wird fälschlich gelehrt, daß der Stamm von '*ναῦς*' ursprünglich '*νηυ*' lautete. Aus *νηῦς* hätte nur **νεῦς* werden können, wie aus **Ζηύς Ζεύς*, aus **βασιληύς βασιλεύς* geworden ist. Vielmehr ist *ναῦς* wie *ναυσί* aus **νᾱῦς* **νᾱυσί* durch Kürzung des Langdiphthongs hervorgegangen, *νηῦς* und *νηυσί*, an die der Herausgeber gedacht zu haben scheint, sind spätere Neubildungen. Die glatte Annahme einer Stammform *κολϝο* (S. 46) als Vorstufe von *κολλο* entspricht dem heutigen Stande unseres Wissens nicht mehr und muß daher entfallen. Vgl. der Kürze halber Brugmann, Griech. Gramm.[3] S. 45. Wenn die zweite Hauptkonjugation S. 58 die „seltenere, aber altertümlichere" genannt wird, so beruht dies auf einer irrigen Vorstellung des Verhältnisses der beiden Hauptkonjugationen, die bekanntlich beide schon aus der Grundsprache stammen, ohne daß sich zuversichtlich behaupten ließe, daß die Flexion der *mi*-Verba älter sei. Nach der modernen Accenttheorie müssen beide Flexionsweisen auf einen einheitlichen Ursprung zurückgeführt werden. S. 84 (§ 108, 3 *b*) heißt es infolge eines Druckfehlers *κλακ* statt *κλαπ*. S. 90 und 125 ist *ἑόρακα* an die Stelle von *ἑώρακα* zu setzen, wie in '*Χαριτωνίδης Ποικίλα φιλολογικά*' (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1905, Sp. 2931 f.) nachgewiesen ist. S. 94 ist *ἔχεα* „aus *ἐχεϝα* gleichfalls ohne *σ*" hergeleitet, während es unzweifelhaft richtiger aus **ἔχευσα* hergeleitet wird (vgl. Brugmann, Griech. Gramm.[3] § 251, 2 *b*, Anm. und übrigens auch S. 240 unserer Grammatik [oben], wo diese Auffassung als möglich hingestellt ist). S. 112 (§ 123, Bem. 2) wird *εἶ* fälschlich aus *ἐ(σ)-σι* hergeleitet, während es doch nur von idg. **ési* herstammen kann. Darüber ausführliches bei G. Meyer, Griech. Gramm.[3] S. 536 (§ 447). S. 118/119 wird neuerdings die alte, unmögliche Erklärung von *ἐλαύνω* aus *ἐλα-νυ-ω* wieder aufgetischt, während doch Brugmann schon in den Berichten der kgl. sächs. Ges. d. W. 1901, S. 105 die richtige Erklärung von einem Nomen agentis **ἐλαυνός* (vgl. *ἀγγέλλω* von *ἄγγελος*) ausfindig gemacht hat. Vgl. auch desselben Gelehrten Kurze vergl. Gramm. S. 93. S. 171 (§ 191) kann '*ἵεσθαι* sich senden, eilen'

wohl nur als Notbehelf gelten. Bekanntermaßen handelt es sich um zwei verschiedene Verba, wenn auch im Attischen und Neuionischen das ursprüngliche Deponens *ϝίεμαι* mit dem Medio-Passiv *ἵεμαι* zusammengefallen ist. Auf diese Tatsache ist auch § 237, 8, Anm., leider nicht Rücksicht genommen. Nebenbei bemerke ich wegen Prellwitz, Etym. Wörterb.[2] S. 198, wo *ἵεμαι* und *ἵημι* richtig voneinander getrennt sind, daß ich, wie schon früher, auch jetzt noch Hirts Ausführungen (Indog. Forsch. XII 229), durch die er die alte Gleichsetzung von gr. *ἧκ-ε* und lat. *iēc-i-t* wieder zu Ehren gebracht hat (vgl. jetzt auch Walde, Lat. etym. Wörterb. S. 292), für vollkommen überzeugend halte.

Auch in der gewiß verdienstlichen Darstellung des Homerischen Dialektes könnte durch eine umfassende Revision eine noch viel treffendere Behandlung des Gegenstandes erreicht werden. Ich sehe dabei von solchen Punkten ab, in denen bis zur Stunde eine allgemeine Übereinstimmung der Ansichten noch nicht erzielt ist, wie z. B. in der Digammafrage, obwohl ich mir doch nicht verhehlen kann, daß die Lehre v. Hartels kaum mehr der Anerkennung weiterer Kreise sich erfreuen dürfte, und verzichte, auch an dieser Stelle auf den Gegenstand einzugehen. Ich will auch nicht hervorheben, daß sich in der Darstellung des Vokalismus manche Punkte genauer feststellen ließen. Warum sollen z. B. die dem ionischen Dialekte widersprechenden *ᾱ* nicht als das bezeichnet werden, was sie doch sicher sind, als Aiolismen? Es ist nicht richtig, daß die § 286, 5 aufgeführten *ει* und *ου* „in der Regel“ auf „Ersatzdehnung“ beruhen, vielmehr sind nicht wenige rein metrischer Natur. Überhaupt sollte S. 261 dem Kapitel der metrischen Längen nach den scharfsinnigen und eindringlichen Forschungen von Schulze, Danielsson und Solmsen eine genauere Darstellung gewidmet sein, die der Kenner der Homerforschung ungern vermißt, und durch deren Berücksichtigung manche falsche Auffassung über ursprüngliche bei Homer angeblich noch erhaltene Längen endgiltig beseitigt würde. Es könnte dann auch die sprachlich ganz unerklärliche Form *μετείω* (S. 246) ohne Schwierigkeit ihre zutreffende Erklärung finden, ebenso wie die S. 258 stehenden Formen *μαχειόμενος* und *μαχεούμενος*. Zu allgemeiner Fassung ist § 287, 3, Anm. über den konsonantischen Anlaut von *ἵημι* *ἵεμαι* und *ὥς* (= wie). Für letztere beiden Worte mußten einfach als ältere Formen *ϝίεμαι* und *ϝώς* angeführt werden, *ἵημι* hat zu entfallen. Ungern vermißt man, daß bei Erwähnung von *εὐρύοπα* (§ 287 „der laut donnernde“, § 239 „der weit hörbare“) nicht J. Schmidts so scharfsinnige und viel poetischere Deutung „Weitauge Himmel“ Berücksichtigung gefunden hat; vgl. J. Schmidt, Die Pluralbildungen der indog. Neutra 400; Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. 605; Brugmann, Grundriß II 542, Griech. Gramm., 3. Aufl. 220 und überhaupt über die Literatur Schwyzer in Bursians Jahresberichten CXX 70. Minder

verzeihlich ist es, daß § 239, 4 noch immer gelehrt wird: „Der Dat. Sing. der kons. Dekl. hatte ursprünglich wie im Lateinischen langes *ι* und erscheint so noch oft im Verse usw.“. Daß griech. *πατϱ-ί* (älter hom. *πατέϱι*) und lat. *patr-ī* zwei ganz verschiedene Kasus, Lokativ und Dativ (indog. **pətrí* und **pətrái*) sind, gehört heutzutage zu den elementarsten Wahrheiten der Sprachwissenschaft. Und wenn Brugmann in der 2. Aufl. seiner griechischen Grammatik S. 122 noch wegen vedischer Formen an eine Doppelheit des Lokativsuffixes (-ī und -*i*) gedacht hatte, spricht er iu der 3. Aufl. S. 227 mit gutem Grunde nur mehr von metrischen Dehnungen. Nur durch Konjektur erschlossene Formen, wie das *Π* 172 von Hoffmann an Stelle des überlieferten *ἤνασσεν* vorgeschlagene *ἐάνασσεν*, dürfen nicht ohneweiters als Belege angeführt werden, wie dies § 237 geschieht, wenn auch der Anhänger der transzendentalen Kritik des Homertextes durchaus kein Bedenken tragen wird, die durch Konjektur gewonnene Form in den Text zu setzen. Die Form *οἴχηκα* S. 253 kommt jedesfalls weder bei Homer noch Herodot vor, ich weiß sie überhaupt nicht zu belegen.

Die angeführten Fälle liefern den vollgiltigen Beweis, daß in der Tat sich an unserer Grammatik, deren erfolgreiche Benützung selbstverständlich eine gediegene sprachwissenschaftliche Durchbildung unserer klassischen Philologen zur unbedingten Voraussetzung hat, noch mancherlei Verbesserungen anbringen lassen. Auch ließen sich noch mehr Stellen anführen, die einer Verbesserung oder Richtigstellung fähig wären, bezw. bedürften. Jedoch scheint mir dies die Aufgabe dieser Anzeige zu überschreiten, in der ich, ohne den wirklichen Verdiensten des Neubearbeiters irgendwie nahezutreten, doch im Interesse der Wahrheit den Nachweis erbringen wollte, daß noch schärfere und eindringlichere wissenschaftliche Vertiefung nötig sei, um das Buch nach allen Seiten vollkommen zu gestalten. Dann wird man auch von der neuen Bearbeitung unserer Schulgrammatik sagen können, was J. Wackernagel in seiner scharfumrissenen und gleichzeitig trotz ihrer Kürze tief eindringenden Darstellung des Kapitels „Die griechische Sprache“ in Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart I 8, 311 von dem Begründer derselben, Georg Curtius, gesagt hat: „Er hat durch seine zwar durchaus nicht bahnbrechenden, weder durch Gelehrsamkeit noch durch Kombinationsgabe ausgezeichneten, aber sorgsamen und umsichtig urteilenden Werke (besonders Griechische Schulgrammatik[1] 1852. Erläuterungen dazu[1] 1863. Grundzüge der griechischen Etymologie[1] 1858, 1862) in weiten philologischen Kreisen und auch in der Schule einer geläuterten Spracherkenntnis Eingang verschafft“. Dieser Aufgabe wird unsere Grammatik auch in der Neubearbeitung gerecht werden.

Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. Kurzgefaßte Ausgabe. Bearbeitet von Dr. F. Weigel. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1906. 176 SS.

Diese auf Dünndruckpapier gedruckte kurzgefaßte Ausgabe der bekannten griechischen Schulgrammatik ist auf Grundlage der 25. Auflage des erwähnten Buches bearbeitet und enthält nach den von dem Bearbeiter beigegebenen „Bemerkungen zur Kurzgefaßten Ausgabe der Griechischen Schulgrammatik von Curtius-v. Hartel" „die wichtigsten grammatischen Tatsachen in kurzer und bündiger Form ohne besonderes wissenschaftliches Beiwerk". Bei der voranstehenden Besprechung der 25. Aufl. unserer Grammatik glaubte ich mit Rücksicht auf die ausdrückliche Bemerkung „Im wesentlichen unveränderter Abdruck der mit hohem k. k. Ministerialerlaß vom 12. Dezember 1902, Z. 36.355, allgemein zulässig erklärten 24. Auflage", welche auf dem Titelblatt steht, eine genauere Vergleichung der 25. Auflage mit der vorhergehenden unterlassen zu dürfen und beschränkte mich darauf, eine Reihe von einzelnen Stellen namhaft zu machen, die mir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus einer Verbesserung bedürftig zu sein scheinen, während ich im übrigen auf die ausführliche Anzeige der 24. Auflage im Jahrg. LV (1904) 25—33 durch E. Sewera verwies. Aus den oben erwähnten „Bemerkungen zur Kurzgefaßten Ausgabe" ist nun aber ersichtlich, daß der Verf., abgesehen von einigen geringfügigen Abänderungen insoweit eine nicht unwesentliche, auch vom Standpunkte der wissenschaftlichen Grammatik geforderte Abänderung in der Einteilung der Verbalklassen eingeführt hat, als er die frühere erste und zweite Verbalklasse zu e i n e r vereinigt hat, die unter dem Titel „Unerweiterte Klasse" die früheren beiden zusammenfaßt. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß der Verf. hierin sich auf die „Bemerkungen zur 24. Auflage der griechischen Schulgrammatik von Curtius-v. Hartel" stützen konnte, welche Dr. K. Klement im Jahrg. LV (1904), S. 1170—1178 veröffentlicht hat. Daß durch diese den Anforderungen der wissenschaftlichen Grammatik entsprechende Änderung auch die Praxis sicher nicht zu Schaden kommt, erhellt aus der oben erwähnten Darlegung von Klement und den sich daran schließenden Ausführungen von Weigel, die ich selbstverständlich hier nicht ausführlich wiederholen kann. Wenn, zum Teil wenigstens, im Zusammenhange mit der erwähnten Vereinfachung in der Lehre von den Verbalklassen auch die Lehre von der Stammabstufung nicht mehr als leitendes Prinzip erscheint, so wird man auch vom Standpunkt wissenschaftlicher Betrachtungsweise schwerlich einen zutreffenden Einwand erheben können, vom Standpunkte der Praxis scheint sich mir diese Vereinfachung der etwas verwickelten Lehre von der Stammabstufung entschieden zu empfehlen. Mit dieser Bemerkung habe ich eigentlich die Grenze, welche ich mir bei dieser Besprechung gesteckt habe, schon überschritten. Denn ich

wollte und konnte eigentlich auch nur das Verhältnis unserer Schulgrammatik, in erster Linie natürlich der ungekürzten Ausgabe, zur wissenschaftlichen Grammatik ins Auge fassen. Die Abänderungen, welche sich auf die rein didaktisch-methodische Seite beziehen, insbesondere jene, welche mit Rücksicht auf das Elementarbuch von Schenkl in der Anordnung des Lehrstoffes eingeführt worden sind, sind Ausflüsse praktischer Erfahrungen und darauf fußender Erwägungen, die aber auch dem nicht speziell beim Unterricht beschäftigten Grammatiker beherzigenswert und wohl durchdacht erscheinen. Überhaupt habe ich aus der Durchsicht dieser gekürzten Schulgrammatik — die Flexionslehre umfaßt 84 Seiten gegen 111 der großen Ausgabe, die Syntax 58 gegen 82 — und dem Vergleich mit der ungekürzten Fassung den Eindruck gewonnen, daß der Verf. eifrig bestrebt ist, an dem Buche zu bessern. Ich hebe, um auch die Syntax mit einem Worte zu berühren, die Trennung der Fragesätze von den mit ὅτι eingeleiteten Aussagesätzen hervor (§ 206 und 207), die vollste Billigung verdient, und verweise im einzelnen noch beispielsweise auf die Darstellung der Bedingungssätze (§ 212), wo der erste und vierte Fall („Fall der Wirklichkeit“ und der „Eventualität“) jetzt eine viel zutreffendere Bestimmung erfahren haben als dies früher der Fall war.

Streiten läßt sich darüber, ob es zweckentsprechend war, den Anhang über den Homerischen und Herodotischen Dialekt wegzulassen. Vielleicht wird es sich empfehlen, ihn bei einer Neubearbeitung in gekürzter Form wiederum anzufügen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

1. Ciceros philosophische Schriften. Auswahl für den Schulgebrauch, bearbeitet und erläutert von Prof. Dr. P. v. Boltenstern, Direktor des kgl. Gymnasiums zu Treptow. I. Heft: Die Tuskulanischen Gespräche. Text und Kommentar getrennt. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1904.

2. Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für den Schulgebrauch, bearbeitet und erläutert von Prof. Dr. Wilh. Reeb, Oberlehrer am Ostergymn. zu Mainz. Text. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1904. (Sammlung latein. und griech. Schulausgaben. Herausg. von Prof. Dr. H. Müller und Prof. Dr. Oskar Jäger.)

1. Das vorliegende erste Bändchen der Auswahl aus den philosophischen Schriften Ciceros enthält eine unverkürzte Wiedergabe der Bücher I und V aus den Tuskulanischen Gesprächen. Es ist richtig, daß jede Auswahl aus diesen Schriften Ciceros die genannten beiden Bücher in erster Linie berücksichtigen muß, die für das Verständnis der antiken Philosophie von grundlegender Bedeutung sind und auch den jugendlichen Leser zum Nachdenken

über die Rätsel des Lebens anregen. Auch kann natürlicherweise nur durch Vorführung in sich abgeschlossener Bücher erwartet werden, daß sich der Schüler einigermaßen über die Persönlichkeit und Eigenart des Schriftstellers ein Urteil bilde.

Die Einleitung setzt im ersten Kapitel, das „Aus Ciceros Leben“ betitelt ist, die Bedeutung auseinander, welche die Beschäftigung mit der Philosophie für die Ausbildung und den ganzen Entwicklungsgang Ciceros hatte. „Wenn Ciceros Reden geeignet sind“, bemerkt Boltenstern mit Recht, „den Hörer und Leser vom Einzelnen zum Allgemeinen zu erheben, den Geist durch umfassende Ausblicke anzuregen und das Gemüt zu packen imstande sind, so sind diese Vorzüge vor allem der philosophischen Grundlage zu danken, auf der seine Ausbildung zum Redner erfolgte“. Es folgt dann eine kurze Darstellung der philosophischen Schriftstellerei Ciceros und hierauf eine sehr verständige Darlegung des Standpunktes, den Cicero in seinen philosophischen Schriften einnimmt. Wie er in seinem Eklektizismus jeder Schule das entnimmt, was ihm am meisten zusagt, und besonders bestrebt ist, dem Verständnis römischer Leser entgegenzukommen, wie er weiters die schwierigen Erörterungen durch selbständig gewählte Beispiele aus Geschichte und Dichtung erläutert und belebt, das alles wird in sehr instruktiver Weise ausgeführt. Der Schlußabschnitt behandelt die Tuskulanischen Gespräche selbst. Der Gedankengang auch der nicht in die Auswahl aufgenommenen drei Bücher wird sorgfältig erörtert. Der Text beruht zwar im wesentlichen auf der Grundlage C. F. W. Müllers, doch erfuhren die Ergebnisse der neuen Textforschung, insbesondere die Untersuchungen Th. Schiches gebührende Berücksichtigung.

Der Kommentar, bei dessen Abfassung die vorhandenen Erklärungsschriften gewissenhaft zurate gezogen wurden, ist im ganzen knapp gehalten, ermöglicht jedoch dem Schüler, in das Verständnis des Textes einzudringen. Dabei bleibt für die Erläuterung seitens des Lehrers noch genug zu tun übrig.

S. 44. Zu Tusc. I 95: *Chaldaeorum promissa* wird gut bemerkt, daß die Römer damals sehr viel auf Sterndeuterei gaben, und der Herausgeber verweist auf Hor. Carm. I 11 *nec tu Babylonios temptaris numeros*. Ich würde es vorziehen, statt auf das hiefür wenig beweisende Verhalten der Libertine Leukonoe, die Horaz dort anspricht, auf Hor. Carm. II 17 zu verweisen, aus dem wir erkennen, wie sehr selbst ein geistig und sozial so hochstehender Mann wie Maecenas der Astrologie ergeben war, während Horaz selbst freilich jenen *numeri* der Chaldäer kein Vertrauen entgegenbringt, vgl. a. a. O. v. 16 ff. *seu libra seu me scorpios* usw.

2. In der Auswahl aus den rhetorischen Schriften Cic.s bilden den Grundstock die Bücher „*De oratore*“, deren erstes Buch ziemlich vollständig aufgenommen worden ist. Die aus *Brutus* und *Orator* entlehnten Abschnitte nehmen zusammen nur etwas

mehr als ein Drittel des Buches ein. Aus dem *Brutus* wurde nur die Charakterzeichnung der Redner, welche in „*De oratore*“ auftreten, oder wie Cato, die beiden Gracchen, Cäsar dem Schüler sonst bekannt sind, aufgenommen; aus dem *Orator* nur jener Teil, in welchem Cicero das Bild des vollendeten Redners in Umrissen entwirft. Es ist aber trotzdem eine reich genug bemessene Auswahl, die dem Geschmack des Lehrers genügenden Spielraum läßt.

Die Einleitung gibt zunächst eine kurze Darstellung der rednerischen Tätigkeit Ciceros und dann einen ganz verständig und zweckmäßig angelegten Abriß der Rhetorik, der nur das Wesentlichste bietet und sich nicht zu sehr in Einzelheiten, namentlich nicht in die verwirrenden Details der rhetorischen Nomenklatur verliert, die für den Schüler völlig wertlos ist. Dem Texte ist die Ausgabe Friedrichs zugrunde gelegt und nur da und dort im Anschlusse an Stangl, Piderit, Harnecker und andere davon abgewichen, insbesondere dort, wo es sich darum handelte, dem Texte eine für die Schule lesbare Form zu geben.

Ein Verzeichnis der Eigennamen ist noch dem Texte beigegeben, das bei aller Knappheit in ausreichender Weise dem Schüler die nach dieser Richtung hin nötigen Hilfen bietet.

Der Kommentar ist dem Ref. nicht zugegangen.

Wien. Alois Kornitzer.

Beiträge zur lateinischen Grammatik und zur Erklärung lateinischer Schriftsteller. Von Karl Wagener. 1. Heft. Gotha, Perthes 1905. IV und 87 SS. 8⁰. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Eine Sammlung gehaltvoller, meist schon bei früheren Gelegenheiten veröffentlichter Aufsätze größeren und geringeren Umfangs, deren Inhalt vielfach auch für die Schule von Bedeutung ist! Aus diesem Grunde sei es gestattet, die im einzelnen erzielten Ergebnisse im nachfolgenden vollinhaltlich mitzuteilen.

I. Betonung der mit *que, ve, ne* zuammengesetzten Wörter im Lateinischen. S. 1—7 = Neue Phil. Rundsch. 1904, S. 505—511: ‘Die mit *que, ne, ve* zusammengesetzten Wörter werden nach dem allgemeinen Betonungsgesetz betont, z. B. *Musàque, Músàque;* aber wenn drei- und mehrsilbige Wörter mit dem Ton auf der Antepänultima mit *que, ve, ne* verbunden werden, so behalten sie auf der drittletzten Silbe den Ton als Hauptton, bekommen aber auf *que* noch einen Nebenton, z. B. *líminaquè,* und als Musterbeispiele für die Betonung möchte ich aus Verg. Aen. VII 186 und aus Ovid. Met. X 308 anführen: *spículaquè clipeíque erẽptaque rostra carinis* und *cinnamaquè costúmque suum sudátaque ligno.* — II. *Lac, lact, lacte, lactis.* S. 7—16 =

Neue Phil. Rundsch. 1899, S. 78—81: Teils willkürlich angesetzte (*lact*) teils tatsächlich vorkommende Nominativformen. — III. *Ligures, Liguria.* S. 17: *Liguria* findet sich wohl zuerst bei Plinius Nat. Hist. — IV. Über den Genetiv Pluralis von *mensis.* S. 17—23 = Neue Phil. Rundsch. 1899, S. 241—246: 'Fragen wir zum Schluß, welche Form die gebräuchlichste war und welche wir die Schüler lernen lassen sollen, so ist die Antwort leicht, denn aus dem Gesagten geht hervor, daß *mensum* die gebräuchlichste war, die in der klassischen Zeit angewandt wurde, daß der Zeit nach *mensium* und später *mensuum* aufkam, während die anderen Formen nur vereinzelt nachgewiesen werden können und nie im Gebrauch gekommen zu sein scheinen'. — V. Perfektum und Supinum von *ferio ... ferire.* S. 23—28 = Neue Phil. Rundsch. 1904, S. 529—533: 'Als Resultat der Untersuchung hat sich ergeben, daß wir schreiben müssen: *securi ferio, percussi, percussum, ferire; foedus ferio, ici, ictum, ferire* und daß wir sagen können, *ferio* wird in ursprünglicher Bedeutung im Perfekt durch *percussi* und im Supinum durch *percussum,* in bildlicher Bedeutung im Perfekt durch *ici* und im Supinum durch *ictum* ergänzt'. — VI. *Post diem tertium.* S. 28—30. Wagener sucht nachzuweisen, wie *post diem tertium* zur Bedeutung 'am dritten Tage' gekommen ist. — VII. Zu Cicero *pro Lig.* § 1. S. 30—31 = Phil., N. F. I 551. W. will gegen die Hss. *ante hanc diem* lesen statt *ante hunc diem.* — VIII. Zu Cäsars *Bell. Gall.* S. 31—32 = Jahrb. f. klass. Phil. CXXI 624. V 43, 1 vermutet W. *fusilis* (st. *fusili*) *ex argilla glandes.* — IX. Zu Horat. Carm. I 14, 3—9. S. 32—35 = Phil. XLIV 749—751: *sine funibus carinae* bedeute 'ohne Gurttaue der Kiel'; *funes* sei = ὑποζώματα, welche nach Breusing (Nautik der Alten) dazu dienten, die Beplankung zusammenzuschnüren und gegen das Losspringen zu sichern, wenn der Schiffskörper durch den Wogenschlag oder durch einen sonstigen Stoß erschüttert wurde. — X. Zu Horat. Carm. I 17, 9. S. 35—39 = Neue Phil. Rundsch. 1899, S. 219—220. Hier hat nach W. Porphyrion das richtige gesehen, der *hoediliae* als Nom. Plur. = 'Zicklein' faßt. — XI. Zu Horat. Carm. I 20. S. 40—49 = Neue Phil. Rundsch. 1900, S. 73—80: 'Leicht hingeworfener Gelegenheitsscherz, harmlose Neckerei und Fopperei, wie sie gerade unter Freunden, die sich nichts übel nehmen, so recht am Platze ist'. — XII. *Hodie tricensima Sabbata.* Hor. Sat. I 9, 69. S. 49—55 = Neue Phil. Rundsch. 1900, S. 553—558: Ref. kann es sich nicht versagen, den Schlußpassus des Aufsatzes unverkürzt mitzuteilen. Er lautet: 'Gleich nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes teilte mi-
Herr Gymnasialdirektor Häußner in Baden-Baden mit, daß an
Stowasser und Graubart in der „Zeitschrift für österreichisc
Gymnasien" 1889, S. 289 ff. ebenfalls wie ich *tricensima sabb*
als eine asyndetische Verbindung aufgefaßt haben. Hiezu beme

ich, daß ich von der Existenz dieses Aufsatzes keine Ahnung hatte und daß die Herausgeber der Satiren des Horaz wie L. Müller (1891) und A. Kießling (1895)[1]), bei denen man doch eine Auseinandersetzung dieser Frage hätte erwarten müssen, mit keiner Silbe diese Erklärung erwähnen. Auch die neuesten Erklärer wie Röhl (1899), Schimmelpfeng (1899) und K. P. Schulze (1904) scheinen, wenn man nach den Anmerkungen urteilen muß, die Auffassung als eine asyndetische Verbindung nicht gekannt zu haben'. So etwas verdient doch wohl festgestellt zu werden! — XIII. Der Infinitiv nach Adjektiven bei Horaz. S. 56—65 = Neue Phil. Rundsch. 1902, S. 1—9: 'Wie der Infinitiv als indeklinable Form für verschiedene oblique Kasus wirklich vorkommt, so kann er ohne Zweifel auch nach relativen Adjektiven als Genetiv statt des Genetivs eines Gerundiums stehen'. Ref. bemerkt, daß der umsichtige Verf. seinen Vorgänger K. Krause übersehen hat, der in seiner Dissertation '*De Vergilii usurpatione infinitivi* (Halle 1878) den Gebrauch des Infinitivs bei Vergil unter den bei W. wiederkehrenden Gesichtspunkten behandelt und p. 86 schreibt: '*Venio ad genus alterum adiectivorum eorum, quae quasi in unam notionem coalescunt cum infinitivis ex se aptis. Quo in genere quae praeter „dignus" apud Vergilium occurrunt adiectiva „avidus" „certus" „insuetus" „nescius" „peritus" cum nominum coniungi solent genetivis. Cuius rei non opus est proferre exempla nisi quod notandus videtur locus A. 4, 554 „certus eundi". Infinitivum quoque his locis genetivi numero esse censemus. Denuo autem animadverti velim locum A. 10, 501 s. „nescia mens hominum fati sortisque futurae | et servare modum". Post adiectivum „dignus" occurrentes infinitivos iudicamus ablativorum instar esse*'. Ref. ist übrigens der Ansicht, daß man behufs Erklärung des Infinitivs bei Adjektiven besser tut von der verbalen Kraft des Adjektivs auszugehen, wie dies schon Kübler (Berlin 1861) getan hat. Ganz einfach liegt die Sache in Fällen wie *audax omnia perpeti,* wo man den Infinitiv wohl nicht anders fassen kann wie bei *audeo.* Auf diese Weise erklären sich aber auch scheinbar schwierige Verbindungen. So erhält Hor. Epist. I 15, 30 *saevus opprobria fingere* durch Ovid. Met. I 200 f. *manus impia saevit Romanam exstinguere nomen* die beste Beleuchtung. — XIV. Liv. VI 20, 2. Man lese *ad eam* (st. *eum*) *diem;* vgl. VII. — XV. Eine Volkslegende aus dem Altertum. Beitrag zu Hannibals Alpenübergang. Liv. XXI 37, 1—3. S. 66—72 = Neue Phil. Rundsch. 1899, S. 97—103. Es handelt sich hier um die Fabel, daß Hannibal beim Alpenübergang einen Felsen, um ihn gangbar

---

[1]) In der soeben erschienenen 3. Aufl. lautet die Note zu I 9, 69: '*sabbata tricesima* für die Sabbatruhe am dreißigsten ist mit ähnlicher Kürze gesagt wie *cultaque Iudaeo septima sacra Syro* Ovid AA. I 76'. Wem wohl der Herausgeber (Heinze) diese Erklärung verdankt?

zu machen, mit Feuer und Essig behandelt habe. — XVI. Zu Cyprian. S. 72—73 = Phil., N. F. IV 48. Cyprian *De dominica oratione* 33 (p. 292, 2 Hartel) sei nach dem guten Würzburger Codex *miseretur pauperis* st. *pauperi* zu schreiben. — XVII. Zu Dictys. S. 73—76 = Jahrb. f. klass. Phil. CXXI 509—512. W. weist an Iordanis (oder vielmehr Cassiodorius) *De rebus Geticis* c. 9 nach, daß Cass. nur den lateinischen Dictys benutzt haben kann. — XVIII. Festus. S. 77—82 = Phil. XXXVIII 374—378. Der Verf. des *Breviarium rerum gestarum populi Romani* sei identisch mit dem berüchtigten Prokonsul von Asien. — XIX. Zu Apollin. Sidon. Epist. V 3, 4. S. 82—83 = Neue Phil. Rundschau 1899, S. 220 f. *Illud sane velut Atticas leges ita aere credite incisum:* Der Ablativ *aere* sei nicht in *aeri* (Dat.) oder sonst irgend wie zu ändern. — XX. *Nequa* bei Lucifer. S. 83 = Phil., N. F. IV 42. Lucifer *De regibus apostaticis* c. 9 sei *nequa* nicht mit Hartel in *nequam* zu ändern. — XXI. Zu *Romuli fab.* 3, 14. S. 83—86 = Neue Phil. Rundsch. 1901, S. 313—316: *abhastatum securi* sei falsche Lesart für *aptata secure* (oder *securi*). — XXII. Zum *Codex Gothanus* Nr. 101. S. 87 = Phil. XXXXIII 701. Versuch zur Lösung einer Geheimschrift.

Wien. J. Golling.

Das Gudrunlied in Auswahl und Übertragung. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Walter Hübbe. 1. Aufl., zweiter Abdruck. Leipzig und Wien. Freytag und Tempsky 1905.

Die Einleitung bespricht die Überlieferung und gibt eine brauchbare Einführung in die literarischen Fragen; der Verf. zeigt überall seine Vertrautheit mit dem Stoffe. Der Satz der Einleitung (S. 4) „Es sind also eigentlich drei Gedichte, zugleich von sehr verschiedenartigem Wert“ ist unrichtig, da er stoffgeschichtlich verschiedene Schichten der Sage mit verschiedenen Verfassern in der überlieferten Dichtung zu erklären scheint; denn durch Panzers Kritik ist die Einheit des Gedichtes erwiesen, wenn auch Überarbeitung mitspielen wird. Das Buch Hübbes gilt hauptsächlich dem dritten Teile, dem eigentlichen Gudrunliede, während Hagens Jugendgeschichte sowie die Hildensage nach ihren stofflichen Grundlagen in der Einleitung besprochen werden; die Inhaltsangabe schließt sich an Uhland an. Hier wird auch das Versmaß behandelt, eine Gliederung des inneren Aufbaues der Handlung sowie eine Probe des Originals gegeben. Gute sachliche Anmerkungen beschließen das Büchlein und geben willkommene Belehrung zu einzelnen Stellen. Daß Palas Nebenform von Palast sei, ist allerdings nichtssagend und erweckt wohl auch eine falsche Vorstellung.

Der Hauptteil der Arbeit bringt die Übertragung der bedeutendsten Kapitel des Gudrunliedes; sie ist zugleich auch im

sonderen eine Verkürzung, indem größere Stellen und einzelne Strophen ausgelassen, andere umgestellt werden; sind solche tiefere Eingriffe auch kritisch schwer zu rechtfertigen, so sind sie mit dem Zwecke einer Schulübersetzung immerhin vereinbar. Der Text stammt aus der größeren neuhochdeutschen Bearbeitung des Verf. Die Übersetzung liest sich glatt und ist in Wortstellung und Ausdruck ein gutes Neuhochdeutsch, was ein großes Lob bedeutet in Anbetracht der durch die metrische Form zufließenden Schwierigkeiten. Sie ist aber, wenn auch sinngemäß, doch nur eine freie Übertragung des Originals, die den volkstümlichen Zwecken der Sammlung genügen mag; als Hilfe für die Übersetzungsübung am Texte ist sie wenig nütze wegen der freien Behandlung der Überlieferung; man lese Strophe 605 als ein Beispiel für manche: „Ein Graf war unter ihnen, der war gewandt genug, daß er nach höf'scher Sitte mit Ehren sich betrug. So kamen sie zum König. Als dies nun war geschehen, da ließen sie bei Hofe sogleich die Briefe mit der Werbung sehen.“ Nicht selten deutet Einklammerung an, daß die Übersetzung sich in ganz freiem Geleise bewege, z. B. Str. 645: „Der Kampf war inzwischen nun schon gerückt so nah, daß man ihn aus dem Fenster der Burg ganz deutlich sah. Nicht war es länger möglich, draußen auszudauern. Die Hegelingen dachten, sich zu verteid'gen hinter ihren Mauern“. Wie sich der Verleger und der Herausgeber ein solches Büchlein in den Händen der Schüler benützt denken, weiß ich nicht. Die Schüler haben ein Stückwerk und müssen bei einiger Bekanntschaft mit dem Originale das Zutrauen zu dem Gebotenen verlieren. Eine schöne Prosaübertragung, die das ganze Lied brächte, herauszugeben, wäre ein Verdienst um die Jugend, weil die Schule das Lied nur sehr stiefmütterlich behandelt und notgedrungen solche Surrogate empfehlen muß. Eine Übersetzung dieser Art könnte in jede Schülerbücherei eingestellt werden.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausg. von Dr. L. Bellermann, J. Imelmann, Dr. F. Jonas, Dr. B. Suphan. Sechster Teil. Sekunda. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. VI u. 304 SS. Preis 2 Mk. 20 Pf.

Name und Ruf der Herausgeber berechtigen zu der Annahme, daß wir es mit einer tüchtigen Schöpfung zu tun haben. Leider vermag Ref. nicht, über Plan und Anlage des Ganzen ein Urteil abzugeben, da ihm bloß der für Sekunda bestimmte Teil vorliegt. Dieser bietet allerdings nichts Außerordentliches. Im ersten Abschnitt sind 64 Gedichte enthalten, die größtenteils zum eisernen Bestand der Lesebücher gehören. Der zweite, der Prosa gewidmete Abschnitt umfaßt 26 meist längere Lesestücke und ist der Aus-

wahl nach origineller zu nennen. Im ganzen Buche tritt das preußisch-vaterländische Moment stark, doch nicht übermäßig in den Vordergrund. Inhaltlich und formell erscheinen die einzelnen Nummern der Unterrichtsstufe, für welche das Buch bestimmt ist, vollkommen angemessen.

Anmerkungen, literarhistorische Notizen oder sonstige didaktische Behelfe fehlen gänzlich; wir haben nur den Text vor uns. Diese Tatsache ist in dem Streit für und gegen die Anmerkungen nicht ganz ohne Bedeutung. Wenn Fachmänner und Schulmänner von dem Range der Herausgeber auf den Anmerkungen-Apparat verzichten, dann muß sich wohl mehr gegen denselben als für denselben vorbringen lassen. Auch Ref. hat auf Grund seiner Erfahrungen die Überzeugung gewonnen, daß Anmerkungen keinen nennenswerten Nutzen stiften.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Tableaux Champêtres. Von E. Guillaumin. Für den Schulgebrauch ausgewählt und in französischer Sprache erklärt von Dr. J. Haas, Professor in Freiburg i. Br. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung (= 52. Bändchen der „Schulbibliothek franz. und engl. Prosaschriften", herausgegeben von Bahlsen und Hengesbach).

Dieser für Mittelklassen aller Anstalten bestimmte Auszug aus den *Tableaux champêtres* des franz. Schriftstellers und Landwirtes Guillaumin führt uns die jährlich wiederkehrenden Vorkommnisse des Landlebens, die Arbeiten, bemerkenswerten Tage und Feste von den ersten Strahlen der Märzsonne bis zu den kalten Tagen des Winters in schlichter, aber das Gemüt anheimelnder Sprache vor. Der beigegebene französisch geschriebene Kommentar bemüht sich, dem Schüler jede nur wünschenswerte Wort- und Sacherklärung zu geben, und ist namentlich reich an Umschreibungen von Textesstellen, welche, an und für sich überflüssig, wohl den Zweck haben, dem Schüler zu einer größeren Geläufigkeit im französischen Ausdruck zu verhelfen. Daneben wäre unseres Erachtens noch hervorzuheben gewesen die vereinzelte Verbindung *pour d'ailleurs* (9, 33), die auffällige Konstruktion *demander cela d'une fillette* (31, 15), das Femininum *chaume* (55, 23 und 58, 19), das als Provinzialismus vom Herausgeber nicht nachzuahmen war (S. 138), wie er auch *davantage de vin* (S. 139) hätte vermeiden sollen. Sonst sind jedoch die Ausführungen in korrekter und klarer Sprache abgefaßt, der Kommentar überhaupt sorgfältig gearbeitet.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Englische Textausgaben.

Maud, a Poem by Alfred, Lord Tennyson. With explanatory notes by J. Stibbe, English Master at the H. B. S. at Almelo. P. Noordhoff, Groningen 1905. 95 SS. Preis *F* 0·50.

Das Gedicht *Maud* wurde bei seinem Erscheinen im Jahre 1855 wegen der verschiedenartigen Metren, die es enthält, und wegen der Dunkelheit mancher Stellen nicht sehr freundlich aufgenommen. Bald aber erkannte man gerade in der Unregelmäßigkeit des Rhythmus den großen Reiz des Gedichtes; denn der wechselnde Rhythmus zeigt die verschiedene Stimmung des Helden, der bei gedrückter Stimmung in schweren jambisch-anapästischen sechsfüßigen, bei besserer Laune in drei- und vierfüßigen Versen seine Liebesgeschichte erzählt. Die dazwischen eingestreuten, in vierzeiligen Stanzen geschriebenen Liebeslieder werden stets als Perlen der englischen Lyrik gelten. Der Inhalt des Gedichtes ist kurz folgender: Der Held, der sich gleich im ersten Verse mit den Worten „*I hate the dreadful hollow behind the little wood*“ einführt, verliebt sich leidenschaftlich in die Tochter eines reichen Schloßherrn, er hat aber einen reichen Nebenbuhler, dessen Neigung von der Familie der Maud, besonders von ihrem Bruder begünstigt wird. In einer Nacht, wo auf dem Schlosse ein Ball gegeben wird, geht Maud in den Garten, um mit unserem Helden ein paar Worte zu sprechen; sie wird von ihrem Bruder überrascht, es folgt ein Duell zwischen diesem und ihrem Liebhaber, in welchem der erstere fällt. Unser Held entflieht und wird wahnsinnig; doch als der Krimkrieg anbricht, erwacht er aus seinem Stumpfsinn und ergreift die Waffen zum Schutze seines Vaterlandes. Das Gedicht schließt mit folgender Strophe:

„*Let it flame or fade, and the war roll down like a wind,*
We have proved we have hearts in a cause, we are noble still,
And myself have awaked, as it seems, to the better mind;
It is better to fight for the good than to rail at the ill;
I have felt with my native land, I am one with my kind,
I embrace the purpose of God, and the doom assigned“.

Um die Lektüre des Gedichtes zu erleichtern, stellt der Herausgeber dem Texte, der bloß links gedruckt ist, rechts zahlreiche, englisch geschriebene Anmerkungen entgegen, in denen er nicht nur ungewöhnliche Ausdrücke durch gewöhnlichere Synonyma ersetzt, sondern auch oft die etwas dunkle Diktion des Dichters erklärt und die vielen poetischen Lücken, die den Gang der Ereignisse unterbrechen, durch bequeme Erklärungen überbrückt. Die Erklärung *past : passed* (p. 41) hätte schon p. 14 gegeben werden sollen: *when her carriage past.* Die Erklärung *to strike home: to hit* (p. 13) läßt uns im unklaren über die eigentümliche Verwendung von *home,* das hier „*effectively, thoroughly*“ bedeutet.

Der Druck ist sorgfältig überwacht worden; ich habe nur zwei Versehen gefunden: p. 48 *Rosy in the South* (st. *is*), p. 90 *Tat* (st. *To*).

Diese Ausgabe ist wohl geeignet, schiefe Urteile über Tennysons „*Maud*", wie sie sich noch in manchen Literaturgeschichten [1]) finden, richtigzustellen.

Library of Contemporary Authors. I. Mr. Meeson's Will by H. Rider Haggard. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda, Teachers of English at Amsterdam and Groningen. Second Edition. P. Noordhoff, Groningen 1906. VIII und 271 SS. Preis *F* 1·50 (*F* 1·75).

Der spannende Roman *Mr. Meeson's Will*, der bei seinem ersten Erscheinen in dieser Zeitschrift 1898, S. 142 angezeigt wurde, liegt nunmehr in zweiter Auflage vor. Diese unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, daß die Anmerkungen einer genauen Revision unterzogen wurden; viele erscheinen jetzt in erweiterter oder verbesserter Gestalt und auch manche sind dem Wunsche des Rez. gemäß neu eingeschaltet worden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, politische und kulturgeschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte, sowie des Verfalls des alten Ägyptens. Von Dr. Karl Oppel. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 250 Text-Abbildungen und Karten sowie 4 Tafeln im Farbendruck. Leipzig, Verlag von Otto Spamer 1906. VIII und 497 SS. Preis Mk. 8·50.

Es war leider eine alteingewurzelte Anschauung, daß nur dasjenige mit Fleiß und Umsicht veröffentlicht zu werden brauche, was für Fachgenossen bestimmt sei. Das „Popularisieren der Wissenschaft" wurde nur so nebenher, flüchtig, oft verschämt betrieben. Heute endlich ist es erfreulicherweise anders geworden und man versucht, die Ergebnisse der Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Von diesem Standpunkte aus ist das Erscheinen des oben genannten Buches freudig zu begrüßen. „Es ist dem Buche von mancher Seite her viel Ehre erwiesen, ja es ist in mehrere fremde Sprachen, ins Russische, Schwedische, Französische usw. übersetzt worden" (Vorwort der 4. Aufl.). Letzterer Umstand und die Tatsache, daß es 1881 in 4. Auflage erschien, zeugen allein schon davon, wie beliebt das Buch in weiten Kreisen war.

Wer zwar nur das Vorwort der 5. Auflage allein gelesen hätte, würde allerdings mit Enttäuschung an die Lektüre gehen.

[1]) Vgl. Weiser, Engl. Literaturgeschichte; Leipzig, Göschen 1898, S. 144: „*Maud*, eine unklare Liebesgeschichte".

Denn der ungenannte Bearbeiter sagt darin: „Oppels Buch war eine so persönliche Schöpfung, so der ganzen Anlage nach eben Oppels Buch, daß jedem alten Liebhaber der Schrift, und damit auch dem Bearbeiter, alles Ändern fast wie eine Sünde erscheinen mußte, auch da, wo die neue Forschung unwiderruflich Änderungen forderte. War doch der Geist, in dem Oppel das Buch schrieb, sozusagen das Ergebnis des Inhalts, so daß auch dieser Geisteshauch verschwinden mußte, wenn der Inhalt ein anderer würde". Da drängt sich doch wohl jedem unwillkürlich der Gedanke auf: Wenn jede Neubearbeitung eines die Ergebnisse der Wissenschaft weiteren Kreisen bekanntmachenden Buches von diesem Standpunkte ausginge, so käme man schließlich von einem Kultus der Wissenschaft zu einem solchen der Person. Was aber sind bei allem schuldigen Respekt vor verdienstvollen Männern diese im Vergleiche zu jener? Und dann noch eins. Will die Jugend in erster Linie über den „Geisteshauch" Oppels unterrichtet sein oder über „das alte Wunderland der Pyramiden"?

Wie gesagt, nach der Lektüre des Vorwortes allein würde jeder sich versucht fühlen, die obenerwähnten prinzipiellen Fragen zu stellen. Doch sobald man einige Kapitel des lebendig und fesselnd geschriebenen Buches hinter sich hat, so sieht man, daß man dem Bearbeiter in dieser Hinsicht allzu sehr Unrecht tun würde. Das Vorwort ist etwas bescheiden. Fast überall merkt man die bessernde Hand des Bearbeiters. Wirklich Veraltetes ist selten (siehe weiter unten) stehen geblieben, wie man aus dem Vorwort schließen und fürchten mußte. Ja, in den neu hinzugefügten Stücken ist es ihm sogar oft gelungen, ebenfalls die Anschaulichkeit hervorzubringen, welche die frische, der Fassungskraft des jugendlichen Lesers angepaßte Erzählungskunst Oppels hervorzuzaubern weiß.

Im einzelnen ist hervorzuheben die Gleichstellung des alten *Nubi* oder *Unbi* mit dem modernen *Ombos* p. 18, *Abdu* = *Apollinopolis magna* = arab. *Edfu* p. 19, *Syne* = *Suan* = *Assuan* p. 12, *Pilak* = *Philae* p. 8, *Dschebel Selseleh* = röm. *Silsilis,* dessen Herleitung aus ägypt. *Gelgel* (späterem Dscheschel) p. 19, *Memphis* = arab. *Menf* p. 37 usw. Solche Bemerkungen, welche das Buch nicht wesentlich vergrößern, den Leser aber spielend über die Geschichte der Ortsnamen unterrichten, sind nur wünschenswert. Aber Ref. hätte gewünscht, daß der Bearbeiter dies mit mehr Konsequenz durchgeführt hätte. So wäre es z. B. ein Leichtes gewesen, dem *„Raschid"* p. 182 ein „= *Rosette*" hinzuzufügen. Unter dem vielen Neuen seien hier verzeichnet die Abschnitte über *Senne* und *Kumme* p. 12, über *Tell el Amarna* p. 29 ff., hier Oppels Stil gut nachgeahmt, doch leider ohne Nennung des Ortsnamens, so daß der „Laie" nicht identifizieren kann, wenn ihm der Name zu Ohren kommen sollte; ferner der Abschnitt über das heutige Menf p. 37, über die Sphinxe von Wadi-Sebua p. 80, über die Zwischenstufen bis zur Erbauung der großen Pyramiden p. 122 ff.,

die Gräber bei Naqada p. 124, „über die Hieroglyphen" p. 170 ff., der leicht faßlich geschrieben ist; manches einzelne hätte da wegbleiben können, wie z. B. die zwar gute, aber dem Nichtfachmann uninteressante Erklärung der Lesung „*Rīa*"; in diesem Abschnitte wäre manches Gute aus der 4. Aufl. besser stehen geblieben, wie die p. 155 dort anschaulich dargestellte Entwicklung des Zeichens für „*sch*". Hier möchte Ref. den Wunsch aussprechen, daß bei einer Neuauflage doch die Namen gräzisiert würden. „*Kambyses*" ist z. B. dem Leser gewiß geläufiger als „*Kambudschija*" p. 346. Es hätte genügt, diese Namen in Klammern hinzuzufügen; wenn aber schon die autochthonen in der vermutlichen Aussprache angeführt werden, so wäre wenigstens mehr Konsequenz zu wünschen gewesen; so steht z. B. „Blumenornament aus dem Grabe R a m s e s III." p. 138, Ramses p. 129 und 308, „Pflanzen aus dem Grabe Ramses III." p. 127 neben „*Ramsese* II. vor der Göttin Sechmet". Doch sei dem wie immer; in beiden Fällen hätte zum erstenmal der geläufigere Name wie z. B. p. 12 Kosch — Aethiopien — i m m e r in Parenthese daneben gesetzt werden können. So tut es der Bearbeiter übrigens häufig. Von den vielen neuen größeren Stücken sind noch hervorzuheben die Erzählung des Papyrus d'Orbiney, des Pap. Weskar p. 228 ff., die 19. Dynastie p. 285 ff., die Seevölker p. 301 ff., die Amarna-Zeit p. 253 ff., gänzlich umgearbeitet: „Die Zeit der Wirren" p. 33 ff., „die Zwölfherrschaft" p. 341 ff. und viele andere Aufsätze, welche gewiß alle dem Leser willkommen sein werden. Manche Abschnitte wie „Der Pharao" (p. 59 ff. der 4. Aufl.) hat Ref. nur ungern vermißt. Sie hätten allerdings nicht so stehen bleiben, sondern den neuesten Forschungen gemäß umgearbeitet werden können. Doch da hat wohl der rein äußerliche Umstand ein gewichtiges Wort mitgesprochen, daß das Buch anstatt um hundert, um zwei- bis dreihundert Seiten an Umfang zugenommen hätte, was wahrscheinlich den Preis erhöht und damit den Leserkreis eingeschränkt hätte. Zu p. 182 möchte Ref. bemerken, daß dieser Abschnitt leider so abgedruckt worden ist, wie er in der 4. Aufl. war. Dieser Abschnitt ist nicht nur nicht klar, sondern auch teils gänzlich veraltet, teils ebenso unrichtig; denn erstlich ist der Stein von Tanis nicht z w e i sprachig, sondern d r e i sprachig; dann wird der Ort, aus welchem der Stein stammt, nicht einmal erwähnt (wie soll da der Leser wissen, daß dieser berühmte Stein von Tanis [*Canopus*] stamme, wenn er von dem Orte hört?); ferner ist es eine allseits bekannte Tatsache, daß diesen Stein R e i n i s c h und R ö s l e r im Vereine mit L e p s i u s entdeckt haben und nicht Lepsius allein, wie der Bearbeiter meint. Anderseits wiederum hätte der Bearbeiter gut getan, sogar bis zur e r s t e n Auflage in manchen Fällen zurückzugehen, so z. B. p. 45; da hätte den „*Amahe, Rat, Tot, Teb*" ohne Raumverschwendung zum besseren Verständnis des Lesers ein „= Elle",

bezw. „= Fuß, Handbreit, Fingerbreit" (wie in der 1. Auflage p. 36) hinzugefügt werden können.

Was hingegen die Ausführungen über die Zusammensetzung und Herkunft der Märchen (insbesondere Papyrus d'Orbiney) anbelangt, so kann man dem Gesagten nur zustimmen; doch wenn schon auf die kabylische, griechische usw. Fassung hingewiesen wurde, so hätte auch auf die anderweitigen Beziehungen dieser Erzählungen Rücksicht genommen werden sollen, wie sie die neueren Forschungen speziell zum Thema des Pap. d'Orbiney gezeitigt haben. Ich verweise nur auf L. Reinisch, Somalisprache I, p. 259 ff. und besonders p. 259 Anm., D. H. Müller, Mehri- und Soqotri-Sprache I, p. 193 ff. und p. 215 ff., II, p. 57 ff., ferner R. Basset, *Nouveaux Contes berbères* p. 281 und 304 ff. Leider muß auch bemerkt werden, daß die ägyptische Literatur, welche doch „für Gebildete aller Stände, namentlich auch für die Jugend" (Vorwort der 4. Aufl.) — für diese Kreise ist das Buch in erster Linie geschrieben — von ganz besonderem Interesse ist, nicht genügend ausgebeutet wurde. Und wie viel Schönes hätte da gesagt werden können, so, um nur einiges anzuführen, über „Sage des Sethon Chamoïs, Noferkophthah, seinem Weibe Ahura und Mereb, ihrem Kinde" des Pap. in Cairo! Überhaupt scheint es im alten Ägypten einen ganzen Zyklus von solchen Magiergeschichten gegeben zu haben, die wie die Märchen von 1001 Nacht teils geschickt, teils ungeschickt miteinander zu einer Erzählung gern verflochten wurden; s. die Erzählung des ebengenannten und die des Pap. Weskar. Merkwürdig ist auch, daß sowohl die Geschichte der Tabubu, als auch der Frau des Webaoner in *Onchtoui* spielt (vgl. Petrie, *Egyptian tales* II, p. 138). Somit scheint dieser Stadtteil von Memphis von leichtfertigen Frauen mit Vorliebe zum Schauplatz ihrer Abenteuer ausersehen worden zu sein. Aber nicht nur die Erzählung des ägyptischen „Faust", sondern auch die Wanderung des Sethon in die Unterwelt (Pap. im British Museum DCIV) hätte sehr instruktive Streiflichter auf die Entstehungsweise der Volksliteratur geworfen und einen Vergleich mit der Odyssee, Aeneide oder „*Divina Commedia*" gelohnt. Der frische, fröhliche „Kampf um die Chalybisch-Rüstung" zur Zeit des Königs Petubastis aus der Sammlung der Papyrus „Erzherzog Rainer" gemahnt in so mancher Hinsicht an die nordischen Heldensagen. „Das philosophische Zwiegespräch zwischen der äthiopischen Katze und dem kleinen Schakal Kufi" des Leidener Pap. I 384 hätte in dem Stücke von der Fabel des Löwen und der Maus zu einem Vergleich mit den Äsopischen Fabeln geradezu herausgefordert. So ist gerade das Schönste weggeblieben.

Da der Bearbeiter auf die Schönheit der Sprache Gewicht legt, so hätte er alte Wendungen wie „größeste" p. 209 vermeiden sollen; ebenso das häßliche, doppelsinnige „gräulicher" Grund-

ten“ p. 146, das wohl auf einen Druckfehler zurückgehende „Spielen im Brett“ p. 146.

Sehr gelobt muß die Menge von trefflichen und gut ausgewählten Bildern werden. Für diesen „Anschauungsunterricht“, der dem Leser spielend erteilt wird, kann nicht genug gedankt werden. Aber auch da ist Ref. nicht ohne Wunsch. Eine Karte Ägyptens mit den altägyptischen Ortsnamen und darunter in Klammern den modernen wird gerade durch die Reisebeschreibung stark vermißt werden.

Abgesehen von den angeführten Wünschen, welche bei einer Neuauflage leicht beseitigt werden können, ist das Buch gut geschrieben und erfüllt seinen Zweck vollauf, „in weiteren Kreisen aufmerksam zu machen auf jenes merkwürdige Volk, von welchem alle anderen Völker um das Mittelmeer den größten Teil ihrer Kultur erhalten haben und das somit selbst auf unsere moderne Gesittung von wesentlichem Einfluß war.“

Wien. Dr. N. Reich.

Felix Lampe, Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905. 151 SS.

Das Buch ist ein Seitenstück zu Krümmels „Ausgewählten Stücken aus den Klassikern der Geographie“. Während sich diese als eine Art Quellenbuch in den Dienst des Hochschulunterrichtes stellen, wendet sich der Verf. des vorliegenden Buches an Schule und Haus und meint, daß sich in ihm der deutschsprachliche und erdkundliche Unterricht der Oberklassen zu gemeinsamer Arbeit einfinden könnten. Zehn deutsche Geographen des 19. Jahrhunderts sind es, aus deren Werken jene Abschnitte ausgewählt wurden, „die der Bildung von Schülern mit gereiftem Verständnis am förderlichsten sind“. Den Reigen eröffnet Alexander v. Humboldts Schilderung der Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures. Daran schließt sich Karl Ritters Einleitung zur „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte der Menschen“. Oskar Peschels Darstellung des Zeitraumes der großen Entdeckungen bildet den Übergang zu den Berichten über Forschungsreisen. Aus Heinrich Barths „Reisen und Entdeckungen in Zentralafrika“ wurde das Kapitel über die Reise nach Adamaua und die Entdeckung des Benue herausgegriffen. Ferdinand v. Richthofen ist durch je ein Stück aus seinem Schantung- und seinem Chinawerke vertreten. In die Südpolargebiete führt Erich v. Drygalski. Alfred Kirchhoffs „Mensch und Erde“ ist das „Meer im Leben der Völker“ entnommen. Wie aus Friedrich Ratzels „Deutschland“, „Deutschlands Lage und Raum“, so stammt aus Josef Partsch' „Mitteleuropa“ die Schilderung des „niederrheinischen Gebirges, seiner

Täler und seiner Tieflandbucht". Karl von den Steinens „Jägertum, Feldbau und Steinzeitkultur der Indianer am Schingu" bildet den Schluß.

Die genannten Stücke bringen die benutzte Quelle teils wörtlich, teils, mit Rücksicht auf den Zweck, verkürzt. Sachliche Erläuterungen unter dem Striche suchen nebst geschichtlich-biographischen Anmerkungen und einer Erklärung der geologischen Fachausdrücke das Verständnis des Textes zu erleichtern. Dafür, daß das treffliche Buch, in dem vom Verf. angestrebten Sinne verwendet, seinen Zweck in fruchtbringendster Weise erfüllen wird, bürgt der reiche Inhalt, den es bietet.

Wien. J. Müllner.

F. Smoliks Elemente der darstellenden Geometrie. Ein Lehrbuch für Oberrealschulen. Neu bearbeitet von Josef F. Heller, k. k. Direktor der Staatsoberrealschule im XVIII. Gemeindebezirke von Wien. Mit 334 in den Text eingedruckten Holzstichen. Dritte, im wesentlichen unveränderte Auflage. Wien u. Leipzig, Verlag von F. Tempsky und G. Freytag 1906. 306 SS. Preis geb. 4 K = 4 Mk.

Das geschätzte Schulbuch, das im Deutschen Reiche vielfach dem ersten Hochschulunterrichte dient, beweist durch die baldige Notwendigkeit einer dritten Auflage abermals seine Beliebtheit. Der neue § 99 bringt 20 Aufgaben zur Wiederholung und Erweiterung des Lehrstoffes, die der bekannten „*Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der darstellenden Geometrie*" von J. Heller, doch ohne Angabe bestimmter Maße entnommen sind. Im § 81 wurde der Satz von Daudelin über den ebenen Schnitt des Umdrehungszylinders eingeschaltet. Die Rechtschreibung ist erneuert und das Wort aufwickelbar durch die bessere Form abwickelbar ersetzt. Das Werk wird sich, unterstützt von der tadellosen Ausstattung, gewiß zu seinen vielen Freunden neue erwerben.

Wien. Suppantschitsch.

Übersicht der Fortschritte in der Physik im Jahre 1903. Herausgegeben von Dr. G. Kučera, Dr. G. Mašek, Dr. Franz Nachtikal, Dr. V. Novák, Prof. Stan. Petíra, Dr. Franz Záviška. (Separat-Abdruck aus dem „Věstník České Akademie", Jahrgang XIII und XIV, 250 SS. Preis 5 K 50 h.)

Dem allerseits entspringenden Bedürfnisse, bei der zu unserer Zeit reichen und raschen Entwicklung jeder Wissenschaft und bei der Zerstreuung der geleisteten Arbeit an die so zahlreichen Monographien, Zeitschriften und Berichte irgend eine Übersicht der Fortschritte zu besitzen, wird, was die Physik anbelangt, seit

einigen Jahren auch in der böhmischen Literatur Rechnung getragen. Es erscheinen nämlich in den Berichten der böhmischen Akademie der Wissenschaften im Laufe eines jeden Jahres Referate über die Fortschritte einzelner Zweige der Physik vom vorangehenden Jahre und außerdem gibt es Separata, in welchen sämtliche Referate eines jeden Jahrganges vereinigt sind. Es war keine zu unterschätzende Arbeit, die Dr. Gottlieb Kučera, nun Privatdozent an der böhmischen Universität in Prag, unternahm, indem er die ganze Übersicht der Fortschritte der Physik für das Jahr 1901 allein als damaliger Assistent der technischen Hochschulen in Darmstadt niederschrieb. Aber nicht nur die Mühe dieser Arbeit, sondern auch die Art und Weise, in welcher Dr. Kučera die vorgenommene Aufgabe gelöst hat und die auch in folgenden Jahrgängen beibehalten wurde, ist hoch zu schätzen. Jedoch an eine Fortsetzung mit ausschließlich eigener Kraft war kaum zu denken, und deshalb traten schon für den nächstfolgenden Jahrgang mehrere Fachgenossen zusammen, um das ausgedehnte Feld der Arbeit teilen zu können. Es waren außer dem Gründer die Herren Dr. Gottlieb Mašek, Dr. Franz Nachtikal, Dr. Vladimír Novák und Prof. Stanislav Petíra, zu denen dann im dritten Jahrgange noch Dr. Franz Záviška hinzutrat.

An Übersichtlichkeit und systematischer Anordnung des Stoffes ragt die Arbeit der genannten Autoren nicht unbedeutend selbst über die am breitesten angelegten fremdsprachlichen Werke ähnlicher Art hervor; weder die bekannten „Beiblätter zu den Annalen der Physik und Chemie", noch die „Fortschritte der Physik" vertragen m. E. einen Vergleich in dieser Hinsicht. Es ist nämlich der Stoff des ganzen Jahres nicht nur nach den Hauptgebieten der Physik, sondern es sind auch innerhalb derselben einzelne Referate dem Inhalte nach in Unterabteilungen und Kapitel eingeteilt mit steter Rücksicht darauf, daß die dasselbe Thema betreffenden Abhandlungen eine geschlossene Gruppe bilden. Außerdem sind die Referate — und hierin darf man für den eine allgemeine Orientierung über den jeweiligen Stand der Wissenschaft suchenden Leser den größten Vorteil und eine besondere Annehmlichkeit erblicken — nicht einfach ohne jeden Zusammenhang nebeneinander gereiht, sondern sie bilden einen ununterbrochenen Text mit den Zitaten unter den Zeilen. Natürlich ist die Durchführung in dieser Art nur dadurch ermöglicht, daß die Referate erst nach Schluß des Jahres, also für denjenigen, der an der wissenschaftlichen Arbeit teilnimmt, etwas zu spät veröffentlicht werden; für Fachmänner aber, denen es sich bloß um Verfolgung der Fortschritte handelt, um auf der Höhe der Wissenschaft bleiben zu können, ist wohl eine bessere Form kaum zu denken.

Die Gliederung ist im dritten Jahrgange für das Jahr 1903 dieselbe wie in den vorigen zwei, nämlich die folgende: I. Mechanik (Ref. Dr. F. Nachtikal, 22 SS.), II. Akustik (Ref. Dr. F.

Záviška, 9 SS.), III. Wärmelehre (Ref. Prof. S. Petira, 24 SS.), IV. Elektrizität und Magnetismus. Erste Abteilung (Ref. Dr. G. Mašek, 47 SS.): 1. Elektrostatik; 2. Elektrokinetik; 3. Magnetismus und Elektromagnetismus. Zweite Abteilung (Ref. Dr. G. Kučera, 78 SS.): 1. Elektromagnetische Induktion. Elektrodynamik; 2. Elektrische Entladung. Kathoden- und Kanalstrahlen; 3. Röntgen- und Becquerelstrahlen. Radioaktivität. V. Die Lehre von der Wellenbewegung des Äthers (Ref. Dr. V. Novák, 68 SS.): 1. Geometrische Optik; 2. Brechung, Dispersion und Absorption des Lichtes. Spektralanalyse; 3. Interferenz, Beugung, Polarisation und Doppelbrechung; 4. Licht- und Wärmeradiation. Luminiszenz; 5. Elektrische Radiation. Hertzsche Wellen; 6. Beziehungen zwischen Elektrizität, Magnetismus und Licht. VI. Verzeichnis der wichtigsten physikalischen Bücher. (Zusammengestellt von Dr. G. Kučera.) Leider wurde die zweite Abteilung des Referates von der Elektrizität und dem Magnetismus bis hinter das Referat von der Wellenbewegung des Äthers verlegt, u. zw., wie es in der Vorrede erwähnt wird, infolge eines Versehens beim Drucke, dem nicht mehr abgeholfen werden konnte. Um noch ein Bild davon zu geben, wie alle genannten Partien schließlich in Kapitel eingeteilt sind, seien hier beispielsweise diejenigen aufgezählt, in welche die die elektromagnetische Induktion und Elektrodynamik betreffende Partie zerfällt: Magnetische Wirkung der elektrischen Konvektion; rotierende elektromagnetische Apparate, unipolare Induktion; Ströme in veränderlichem Zustande, Kondensatoren, Kabel, Telephonie und sprechende Lampe; Wechselströme; Induktorien und Unterbrecher; Theorie der Induktion, Theorie des elektromagnetischen Feldes.

An Reichhaltigkeit hat der „Přehled" seit dem ersten Jahrgange, wo es dem alleinigen Verf. nicht anders möglich war, als bei der Festsetzung des Stoffes auf das rein physikalische Gebiet und bei der Auswahl der Abhandlungen auf das Wichtigste sich zu beschränken, bedeutend zugenommen, denn es enthalten seine drei Jahrgänge der Reihe nach 615, 1052, 1290 Referate. Es wird nun auch den theoretischen Arbeiten mehr Platz als früher gegeben, aber was das Ausschließen von physikalischer Chemie, kosmischer Physik, technischen Applikationen der Physik und Elektrotechnik anbelangt, ist man dem ursprünglichen Grundsatze treu geblieben. Auch manchen Arbeiten, in denen es sich nur um eine neue Art von Demonstration handelt, wurde eine kurze Erwähnung zuteil. Die zwar in knapper, gedrängter Form gehaltenen, jedoch den leitenden Gedanken und die Resultate sorgfältig hervorhebenden Referate sind grundsätzlich unter Zugrundelegung von Originalabhandlungen niedergeschrieben; nur dort, wo entweder Unzugänglichkeit der Quelle oder Unkenntnis der betreffenden Sprache dazu nötigte, wurde zu dem in irgend einer Zeitschrift veröffentlichten Referate gegriffen und in solchen Fällen außer dem Originale auch jene Hilfsquelle zitiert.

Bei der Menge von Zahlangaben, Zitaten und Hinweisen sind verhältnismäßig nur wenige Versehen und Druckfehler wahrzunehmen. In den Zitaten V. 270, 275, 276 soll der 16. Jahrgang angegeben werden und außerdem sind in den zwei letzten von ihnen die Seitenzahlen zu verwechseln; die Abhandlung V. 321 ist in der Phys. ZS. 4. 640 und diejenige unter V. 340 in Drud. Ann. d. Phys. (4) 12. 558 veröffentlicht; die Arbeit von F. Fischer auf S. 85 ist mit dem Zitate: ZS. f. Elektroch. 9. 507 1903 zu ergänzen. Ferner sind einige Hinweise zu berichtigen: S. 99, Z. 2 von unten: Aschkinassovy[232]), S. 143, Z. 15 v. u.: V. 128, S. 185, Z. 25 v. o.: I. 1. 1901, S. 186, Z. 12 v. u.: IV. 809. 1902, S. 207, Z. 20 v. o.: VI. 172. 1903 und S. 218, Z. 16 v. o.: VI. 200. Auf S. 87 ist G. Schulze und auf S. 105 Behn, Freuchen richtig zu lesen. In die Formeln auf S. 155 und 156 haben sich einige Druckfehler eingeschlichen. Die in der Abteilung IV. durchgehends angewendete Abkürzung „Berichte Berlin" statt der richtigen „Verh. d. D. phys. Ges." könnte leicht zum Mißverständnis führen. In derselben Abteilung findet man auch einige Ausnahmen von dem Grundsatze, daß im Falle der Benützung eines Referates als Quelle auch das Original im Zitate angegeben werde.

Es fehlt zwar bisher dem Werke etwas, was bei Unternehmungen ähnlicher Art gewiß sehr erforderlich ist, nämlich das Namenregister, aber bei der Energie der Mitarbeiter, welche schon dem von vielen Seiten geäußerten Wunsche, daß die Gesamtausgabe ihrer Referate käuflich werde, mit diesem Jahrgange angefangen zu willfahren wußten, ist zu hoffen, daß sie auch in dieser Hinsicht um Vervollkommnung vorsorgen werden. Anderseits ist zu erwarten, daß ihre verdienstvolle Arbeit auch in der Fremde in Fachkreisen die ihrem Werte entsprechende Aufmerksamkeit erregen und wenn auch wegen der geringeren Kenntnis der Sprache keine besondere Verbreitung, doch seinerzeit wenigstens die erwünschte Nachahmung finden wird, denn die Stelle eines solchen Übersichtswerkes bleibt selbst in den Weltliteraturen noch zu erfüllen.

Prag. Jar. Friedrich.

Dr. Gustav Ficker, Grundlinien der Mineralogie und Geologie für die fünfte Klasse der österreichischen Gymnasien. Mit einer farbigen Tafel und 186 Abbildungen in Schwarzdruck. Wien, Verlag von Franz Deuticke 1905. Preis geb. 2 K 50 h.

Dr. Fickers Grundlinien der Mineralogie und Geologie sind nur für die 5. Klasse der Gymnasien berechnet, woraus folgt, daß der Lehrstoff mit Rücksicht auf die geringe Stundenzahl, die dem Lehrer zur Verfügung steht, und in Betracht des Umstandes, daß

auf dieser Stufe der Kristallographie eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken ist und wenigstens die wichtigsten Grundsätze der Geologie gelehrt werden müssen, sehr sorgfältig ausgewählt sein muß. In dem vorliegenden Lehrbuche ist daher der Einteilung und Beschreibung der Mineralien nur die Morphologie vorangestellt. Die physikalischen und chemischen Eigenschaften finden an passender Stelle Erwähnung. An den Kristallen des Gipses, Zinnsteins usw. lehrt uns der Verf. die Symmetrieverhältnisse, an den Kristallen des Quarzes die Beständigkeit der Flächenwinkel kennen. Neben der Symmetrie werden auch die Achsenverhältnisse berücksichtigt. Nach der Lage zu den Achsen unterscheidet man drei Arten von Flächen: End-, Prismen-, Pyramidenflächen. Bei der Besprechung des triklinen Systems wird an den Kristallformen des Kupfervitriols und Albits angegeben, welche Lage die Haupt-, Quer- und Längsachse zu den Kanten und Flächen hat und welche Winkel sie untereinander bilden. In ähnlicher Weise lernen wir an verschiedenen Gips-, Augit- und Orthoklaskristallen die Flächen kennen, welche an den Kristallen des monoklinen Systems auftreten, ferner warum wegen der Symmetrie und dem Flächenparallelismus das Hauptprisma eine vierzählige Flächenverbindung sein muß, das Querprisma dagegen nur als Flächenpaar erscheinen kann. Die ganze Kristallographie Dr. Fickers beruht daher nur auf Anschauung. Die Naumannschen Bezeichnungen fehlen, die Parameterverhältnisse dagegen sind, wo es notwendig erscheint, vorhanden.

Die Mineralien sind in sechs Klassen eingeteilt: in Grundstoffe, Sulfide (Kiese, Glanze, Blenden), Oxyde, Haloidsalze, Sauerstoffsalze (Karbonate, Silikate, Phosphate, Nitrate, Sulfate) und Anthrazide. Als Vertreter der Oxyde erscheint das Wasser. Da kaum ein Mineral vom Wasser nicht verändert werden kann, ist nichts natürlicher, als daß an dieser Stelle die chemische und mechanische Tätigkeit des Wassers und die Sedimentgesteine, die ihre Entstehung der Tätigkeit des Wassers und Eises verdanken, erörtert werden. Ebenso war es ein glücklicher Gedanke, im Anschluß an den Quarz über Dünen, Wüstengebiete usw. zu sprechen, um zu zeigen, daß auch der Wind an der Umgestaltung der Erde Anteil habe. Der Tongruppe der Silikate ist die Besprechung der einfachen und gemengten Gesteine, sowie die Schilderung der vulkanischen Erscheinungen angegliedert.

Die Beschreibung der einzelnen Mineralien ist mit Rücksicht darauf, daß die chemischen und physikalischen Eigenschaften sowie die technische Verwendung mehr berücksichtigt wurden, als es sonst zu geschehen pflegt, sehr gelungen. Dem Takte des Lehrers wird es natürlich auch bei diesem Buche überlassen bleiben müssen, gewisse Einschränkungen vorzunehmen, um ein etwa schwach veranlagtes Schülermaterial nicht zu überbürden. Das Auswendiglernen aller Zahlen für Härte und Dichte, die oft bis auf mehrere Dezimal-

stellen genau angegeben sind, das Memorieren zu schwieriger chemischer Formeln, sehr genauer Parameterverhältnisse (0·56562 : 1 : : 0·55067) und der Winkel, welche etwa die Achsen der Kupfervitriolkristalle miteinander bilden, ist sicher vom Verf. weder verlangt noch erwünscht. Ebenso selbstverständlich erscheint es dem Ref., daß, wenn nur zwei wöchentliche Lehrstunden zur Verfügung stehen, auch die Zahl der zu besprechenden Mineralien noch restringiert werde, damit wenigstens einige Stunden für die Geologie übrig bleiben. Diese ist in dem vorliegenden Lehrbuche auf die Besprechung der Kantschen Theorie, der Falten und Brüche im Gebirge, der Erdbeben, Verschiebung der Strandlinie und auf die Schilderung der vier Zeitalter beschränkt.

Da auch Druck und Ausstattung des Buches nichts zu wünschen übrig lassen, kann man Dr. Fickers Grundlinien als einen Lehrbehelf bezeichnen, der jedem anderen Lehrbuche der Mineralogie würdig zur Seite gestellt werden kann und der in uns die Hoffnung erweckt, daß er in erhöhtem Grade das Interesse der Schüler dem Gegenstande zuwenden dürfte.

Wien. H. Vieltorf.

Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt von O. Flügel. 4., verb. Aufl. Cöthen, Otto Schulze 1906. 303 SS. Preis Mk. 4·50.

Wenn ein philosophisches Buch in so kurzer Zeit vier Auflagen erlebt, dann wird das Herz des Fachmannes mit Freude erfüllt. Es war ein glücklicher Gedanke, die Geschichte der Philosophie so zu behandeln, daß man den geschichtlichen Stoff um die Hauptprobleme der Philosophie gruppiert; an die Stelle der geschichtlichen Entwicklung tritt dann die dogmatische Gestaltung. Wie große Geister oft intuitiv das Richtige getroffen haben, so war es nach des Verf.s Mitteilung L. v. Ranke, der diese Idee bei ihm anregte. Übrigens wandelt die Theologie seit jeher den Weg, die einzelnen Dogmen anzuführen und historisch zu erörtern.

Der historische Weg hat ja übrigens den großen Nachteil, daß er nicht gerade verläuft, sondern überreich ist an Umwegen, Irrgängen und Rückläufen. Allerdings wird bei der dogmatischen Darstellung der Faden der historischen Entwicklung fortwährend abgerissen, aber diesem Übelstande läßt sich, wie es der Verf. auch richtig tut, dadurch abhelfen, daß am Schlusse in einem chronologisch geordneten Namensverzeichnisse der historischen Entwicklung der Geschichte der Philosophie Rechnung getragen wird.

Der Verf. führt also die Grundprobleme der theoretischen und praktischen Philosophie vor, hebt jene Punkte heraus, an denen sich Schwierigkeiten finden, und zeigt die Anfangspunkte der Spekulation auf. Bei jedem Probleme werden sämtliche, historisch versuchte bemerkenswerte Lösungen vorgelegt und ihrem

Werte nach beurteilt. Und hierin liegt wiederum der eigentliche Übelstand der dogmatischen Methode, da diese Beurteilung von einem bestimmten philosophischen Standpunkte aus geschieht. F. ist ein entschiedener Anhänger der Herbartschen Philosophie; dies erkennt jeder von der S. 2 gegebenen Definition des Begriffes Philosophie an bis zur Aufstellung der fünf Ideen der „praktischen" Philosophie.

Der Stoff selbst wird auf folgende Weise verteilt: I. Teil. Probleme der theoretischen Philosophie und ihre Lösungen. Die ersten Anfänge der metaphysischen Spekulation: Das absolute Werden. — Begriff des Seins. — Das Seiende. — Zusammenhang des Seienden und des Gegebenen. — Systeme des Pluralismus. — Grundprobleme der theoretischen Philosophie (Problem der Inhärenz, der Veränderung, der Materie, des Ich). — Das teleologische Problem. — II. Teil. Die Probleme der praktischen Philosophie und ihre Lösungen (S. 191—303): Systeme der relativen Wertschätzung: *A.* der anthropologische, *B.* theologische, *C.* kosmologische Standpunkt: *a)* voridealistische Systeme, *b)* idealistische Systeme. — Systeme der absoluten Wertschätzung: Die Idee der inneren Freiheit. — Die Idee der Vollkommenheit. — Die Idee des Wohlwollens. — Die Idee des Rechts. — Die Idee der Vergeltung. — Die Ideen und die Wirklichkeit.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften, ganz neu entdeckte Wissensgebiete wirken auf die vorhandenen Gedankenkreise umgestaltend ein. Das empirisch gewonnene Material muß nach gewissen Gesichtspunkten gruppiert, aufeinander bezogen und begrifflich erfaßt werden; es gilt, die letzten Bedingungen der Erscheinungen zu erforschen, aus allgemeinen Gesichtspunkten eine Theorie aufzustellen: Das philosophische Interesse macht sich gebieterisch geltend. Da erinnern wir uns der Worte Herbarts: „Jedes Studium einer Wissenschaft ist mangelhaft, wenn es nicht auf die Philosophie hinleitet, aber das Studium der Philosophie ist noch viel mangelhafter, wenn es das Interesse für andere Studien nicht begünstigt" (Einl. in d. Phil. S. 59). Ganz in demselben Sinne sagt Trendelenburg: „Für die Richtigkeit der Ableitung, für die Anordnung des Materials leistet allein die Philosophie Bürgschaft; sonst erhält man blinde Voraussetzungen, unbesehene Grundbegriffe, unerörterte Ursprünge." (Log. Unt. I. 4.) Aus Mangel an Kenntnis sämtlicher Hauptprobleme der Philosophie wendet sich oft das spekulative Interesse jenen Systemen zu, die ihm zufällig am nächsten liegen, die durch die Mode, durch Autorität besonders auffallen oder die der Individualität am besten zusagen; Vorliebe und Abneigung spielen hiebei eine große Rolle. Wer dagegen die Denkbewegungen in Bezug auf Geist und Materie vollständig überblickt und den Hauptpunkten nach kennt, wird an die Lösung der Probleme gerüstet herantreten. Und da ist es denn ein Verdienst des Verf.s, diese Probleme und ihre Lösungen übersichtlich und in faßlicher Weise zusammengestellt und erörtert zu haben; an wißbegierigen und dankbaren Lesern kann es ihm nicht fehlen.

Prag. Emil Gschwind.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Johann Gottfried Herder und der moderne Unterrichtsbetrieb an unseren Mittelschulen.

Lessings geflügeltes Wort: „Wir wollen weniger erhoben und mehr gelesen sein“, ursprünglich auf Klopstock gemünzt, seither vielfach auf den Autor bezogen, paßt vielleicht auf Herder noch besser als auf Lessing selbst. Jeder Durchschnittsgebildete erhebt H. (wenigstens, wenn es gerade sein muß), aber kennt er ihn auch? Er weiß vom Cid, von den Stimmen der Völker in Liedern, er kennt die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, wenigstens den Titeln nach, aber hat er auch nur eines dieser Werke gelesen? Vielleicht, aber wahrscheinlich meist nicht. Aber wer kennt vollends H.s Reisejournal, wer hat seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache gelesen, von den eigentlichen philosophischen Werken gar nicht zu reden? Und doch würde die Lektüre jenes Tagebuches einer großen Zahl von Lesern einen seltenen Genuß bereiten. Ist doch keine andere Schrift H.s so modern wie diese, von dem Zauber der Unmittelbarkeit und Jugendfrische durchtränkt. Man fühlt förmlich die starke Seeluft wieder, die den Schreiber des Reisejournals angeweht und den Gang seiner Feder beflügelt hat. Und doch ist auch kein anderes Werk so geeignet, uns H.s ganze Persönlichkeit mit all den wogenden Gefühlen der Jugendkraft und des Ehrgeizes und den quellenden Gedanken vor die Seele zu zaubern. Und die Abhandlung über die Sprache vollends! Das war nicht bloß eine damals mit Recht gekrönte Preisschrift der Berliner Akademie, die zu einer Zeit einen mächtigen Vorstoß bedeutete, wo man die Sprache entweder als göttliches Geschenk auffaßte, oder wenn man zu den ganz Aufgeklärten gehörte, sie wie so viele andere geistige und kulturelle Errungenschaften des Menschen als Produkte eines willkürlichen Vertrages auffaßte. [illegible] das ist ein Werk, das noch heute fundamantale Bedeutung [illegible] Ableitung der Sprache aus dem Gefühlsschrei einerseits und [illegible] ahmungstrieb im Dienste der Abstraktion anderseits ist [illegible]

Modifikationen die heute angenommene Theorie vom Ursprung der Sprache, wie sie uns durch die modernen psychologischen Untersuchungen jener traurigen Naturexperimente (einer L. Bridgman, Helen Keller und Marie Heurtin[1]) kräftigst unterstützt und erhärtet erscheint. Aber trotz allem wird selbst in Fachkreisen H.s als des Bahnbrechenden in dieser Richtung nur selten Erwähnung getan.

Und wie steht es mit H.s pädagogischen Schriften. Nun schon die Tatsache, daß H.s Schulreden in der jedermann zugänglichen Universalbibliothek erschienen sind, und daß erst vor wenigen Jahren die verschiedenen pädagogischen Schriften H.s in einem Sammelwerk pädagogischer Autoren neuerlich vereinigt herausgegeben wurden (Bibliothek pädagogischer Klassiker, Bd. 40, Langensalza 1902) dürfte wohl die Annahme berechtigt erscheinen lassen, daß die Verhältnisse auf diesem Felde doch etwas günstiger stehen und der Pädagoge Herder wenigstens jedem Schulmanne wohl vertraut sein müsse. Wenn ich freilich von meiner persönlichsten Erfahrung aus einen Schluß ziehen sollte, so würde sich da kein dem völlig entsprechendes Resultat ergeben. Denn nicht als Lehrer, vielmehr nur auf einem Umweg bin ich zu H. dem Pädagogen gekommen. Indem ich Studien über Spinoza und insbesondere dessen Einwirkung auf Deutschland nachging, wurde ich selbstverständlich auf die Philosophie unserer Klassiker, also auch auf die H.s geführt. Mit H.s Philosophie steht aber seine Pädagogik im engsten Zusammenhange, so daß das Eine förmlich das Andere mit sich bringen mußte.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß, wenn H. nicht Philosoph gewesen, er auch nicht Pädagog geworden wäre. Es liegt mir fern, all die Umstände zu verkennen, die teils in H.s Natur gelegen waren, teils von außen gleichsam zufällig auf ihn wirkten und eben dahin wirkten, daß er Lehrer wurde. Gleich die erste Stellung, die H. einnahm, als Kollaborator in Riga, mußte er einfach nehmen, um versorgt zu sein und seinem Lehrer und Freund Hamannn gegenüber, der sie ihm verschafft hatte, nicht undankbar zu erscheinen. Aber dieser Beruf sagte ihm überdies auch vollkommen zu, denn schon der Jüngling war voll von reformatorischen Ideen; und noch mehr — er hatte auch den Ehrgeiz sie zu verwirklichen. Er wollte ein Führer und Lehrer der Menschheit werden! Und wo gäbe es da einen besseren Anfang als in der Schule, in der kleinen Welt der jungen Menschheit? Und endlich auch die Schulung zu seinem künftigen Lehrberuf hatte H. erhalten. Zunächst in negativer Weise als Knabe, da ihm der Unterricht des pedantischen, den Stock schwingenden Rektors Grimm zuteil geworden. Hatte er hier gelernt, wie man es nicht machen dürfe, so wird der Jüngling H. durch den schon genannten Hamann, dessen begeisterter Schüler und Anhänger er in Königsberg wurde, auch im pädagogischen Verständnis jedenfalls aufs kräftigste gefördert worden sein. Denn der dunkle Hamann, „der Magus des Nordens", war — so paradox es auch klingen mag — ein

[1]) Vgl. über Marie Heurtin die erst jüngst erschienenen Artikel von Prof. Dr. Jerusalem (Österr. Rundschau III, Heft 33, 34).

ausgezeichneter Lehrer. Ein kleines Histörchen ist völlig geeignet, den ausreichendsten Beleg für diese Anschauung zu liefern. Im Jahre 1759 wandte sich Kant, der spätere „Alleszermalmer", brieflich an Hamann mit der Bitte, ihm behilflich zu sein bei der Abfassung eines Lehrbuches der „Physik für Kinder". Der Plan kam freilich nicht zur Ausführung. Aber nicht weil Hamann seine Mithilfe versagt hätte, sondern weil er im Gegenteil nur allzu hilfsbereit war, dem Dozenten der Philosophie im Tone der pädagogischen Überlegenheit genaue (und sehr vernünftige) Anweisungen zu geben [1]), die eben zu befolgen Kant keine Lust zeigte. Bei diesem Manne war nun H. in die Schule gegangen, und er hat bei ihm gewiß nicht nur philosophische, sondern auch pädagogische Anregungen erhalten, oder vielmehr mit jenen zugleich auch diese — und damit sehen wir uns eben gerade wieder zur früheren Behauptung zurückgeführt, auf den engsten Zusammenhang von H.s Philosophie und H.s Pädagogik.

Um H.s philosophische Anschauungen in Kürze zu charakterisieren, muß man zwei Punkte vor allem hervorheben: Den Gegenstand, der im Mittelpunkte seiner geistigen Interessen steht und die angewandte Betrachtungsweise, seine Methode. Der Gegenstand ist der Mensch und die Menschheit, die Methode die genetische. Die Anwendung dieser auf jenen führt zu H.s Zentralproblem: Die Entwicklung des Menschen, ja der Menschheit. H.s Philosophie muß daher vor allem Psychologie sein, und es ist weiter leicht verständlich, daß er der Begründer der Völkerpsychologie und Geschichtsphilosophie wurde.

Und nun beachte man, daß dieser Denker Schulmann wurde, — man kann sagen — bis an sein Lebensende blieb (denn auch als General-Superintendent, als quasi evangelischer Bischof in Weimar, hatte er die Oberaufsicht über die Schulen inne: er war *ephorus scholarum*), so erkennt man unschwer, daß er höchst bedeutsam für die Pädagogik werden mußte. Was ist denn die Grundlage aller Pädagogik, wenn nicht die Psychologie? Und vollends, wenn man, wie H. weiß (zum Teil durch Rousseau belehrt), daß alle Erziehung und Unterricht nur ein Nachhelfen der Natur gegenüber darstellt, dann eben muß man vor allem, um die natürliche Entwicklung der Seele zu leiten, diese Entwicklung kennen, oder mit anderen Worten: die genetische Psychologie beherrschen. Rechnen wir noch hinzu, daß H. mit seinem Entwicklungsgedanken zugleich eine Vermittlung zwischen Verstandes- und Gefühlsphilosophie herstellte und so Kopf und Herz in gleicher Weise zu seinem Rechte verhalf, und daß er endlich in der Entwicklung der Menschheit ein ideales Ziel, die Ver-

---

[1]) Hamanns Antwort auf Kants Anfrage trägt den köstlichen Titel: „Zugabe zweener Liebesbriefe an einen Lehrer der Weltweisheit, der eine Physik für Kinder schreiben wollte", und beginnt mit den Worten: „Die Gönner Ihrer Verdienste würden vor Mitleiden die Achseln zucken, wenn sie wüßten, daß Sie mit einer Kinderphysik schwanger gingen", und bezeichnet im weiteren Verlaufe „freiwillige Entäußerung aller Überlegenheit an Alter und Weisheit" als erstes Erfordernis eines derartigen pädagogischen Unternehmens.

wirklichung der Humanität konstatieren zu dürfen vermeinte, so war durch eine verständliche Übertragung auf das Gebiet der Erziehung dieser auch ein ethisches Fundament gegeben. Von dem Philosophen, der Verstandes- und Gefühlsphilosophie zu vermitteln bestrebt war, werden wir ferner erwarten dürfen, daß er ebensoviel Verständnis für die intellektuelle wie die moralische Ausbildung des Kindes an den Tag lege. Auf Grund von H.s Vielseitigkeit und speziell mit Rücksicht darauf, wie er in seinem Hauptwerk, den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Natur und Geschichte so meisterhaft in organische Verbindung zu bringen gewußt hat, werden wir vermuten können, daß auch der Pädagoge H. den Kultur- und Naturwissenschaften das gleiche Recht habe widerfahren lassen und sich gleich weit von den Ausschreitungen einer einseitig humanistisch, wie realistisch orientierten Bildungsvorschrift entfernt gehalten habe. Von dem Sprachphilosophen, Dichter und Kanzelredner endlich werden wir die besondere Betonung der Pflege und Ausbildung der Muttersprache nicht minder, wie von dem durch seinen eminenten Sinn für alles Individuelle zum Geschichtsphilosophen prädeterminierten Denker die eindringende Hervorhebung und Empfehlung des historisch-geographischen Unterrichtes erwarten dürfen. Alle diese Vermutungen und Erwartungen werden nun auch in der Tat vollauf bestätigt.

Gleich beim Letzterwähnten, den historisch-geographischen Disziplinen, können wir anknüpfen, wenn wir nunmehr in eine Charakteristik von H.s Stellung zum Unterricht in den einzelnen Disziplinen und in eine Parallelisierung derselben mit unseren diesbezüglichen heute gangbaren Anschauungen eintreten wollen. Der geographische Unterricht — zu H.s Zeiten noch völlig vernachlässigt — wird von H. ganz in den Vordergrund gerückt. Ja die Geographie ist die einzige Disziplin, der er eine besondere Schulrede (wenigstens unter den in Druck erschienenen) gewidmet hat. Freilich nicht als trockene Wissenschaft, das heißt als bloßes Namensverzeichnis von Bergen, Flüssen und Städten, und nicht als rein politische Geographie soll dieser Gegenstand gelehrt werden. Der Ausgangspunkt müsse vielmehr ein rein naturwissenschaftlicher sein. Auf der ersten Stufe sollen Gestalt, Lage und allgemeine Beschaffenheit der Erde, kurz die Elemente der physikalischen Geographie gelehrt und an der Hand von bildlichen Darstellungen die Pflanzen, Tiere und Menschenrassen der verschiedenen Gegenden der Erde betrachtet werden. Auf der zweiten Stufe wird dann schon mehr ins einzelne und etwas mehr in die Tiefe zu gehen sein, indem die Naturmerkwürdigkeiten in den einzelnen Ländern, Sitte, Religion und Regierungsart ihrer Bewohner anschaulich und lebendig vorgeführt werden. So vorbereitet wird es endlich noch möglich sein, immer im engsten Zusammenhange mit physikalischer und ethnographischer, auch die politische Erdbeschreibung, Handels- und Verkehrsgeographie zum gehörigen Verständnis der Schüler zu bringen. Daß unser moderner geographischer Unterricht immer mehr dem H.schen Ideal nahe kommt, beweist schon ein flüchtiger Blick in die bezüglichen Lehrbücher und Lehrzimmer, ja vielfach schon in die Gänge und Stiegenhäuser unserer Schulgebäude, die oft nur allzu reichlich mit Darstellungen

charakteristischer Landschaften, individueller Naturaufnahmen u. s. f. geziert erscheinen. Dabei mag nur des einen, allerdings großen Übelstandes gedacht werden, daß heute die allgemeine Geographie an der Oberstufe des Gymnasiums — wenigstens praktisch genommen — ganz zurückgedrängt erscheint. Auch mögen manche Schulmänner von heute in dem Wunsch, die Geographie an die Naturwissenschaft heranzurücken und dementsprechend von der Geschichte zu entfernen, nur allzu weit zu gehen Gefahr laufen. H. ist natürlich weit entfernt, auch im Unterricht diesen engen Zusammenhang mit der Geschichte aus den Augen zu lassen. Ausdrücklich erklärt er, daß die Basis der Geschichte eben die Geographie sei und daß umgekehrt die Geschichte nichts anderes als „in Bewegung gesetzte Geographie" sei.

In welchem Sinne der Unterricht in der Geschichte geleitet werden soll, finden wir ebenfalls eingehend von H. erörtert[1]). Auf der untersten Stufe soll die Geschichte nur in ihren Hauptstücken vorgeführt, im übrigen bloß menschlich als Märchen (Cyrus, Alexander, Mohammed usw.) erzählt werden. Erst nach diesem vorbereitenden Unterrichte, der als der schwerste von allen auf dieser Stufe bezeichnet wird, soll ein chronologischer Abriß des Ganzen nach Hauptreichen und Völkern gegeben werden, und endlich zuletzt das Merkwürdigste aus den verschiedenen Perioden des Geschichtsganzen anschaulich geschildert, aber auch da ja keine Liste von Königen oder aber Details von Kriegen gegeben werden, die für die Jugend weder in intellektueller Beziehung, da das Verständnis und Interesse fehle, noch in moralischer, da sie nur zur Verrohung beitragen können, geeignet erscheinen. Statt dessen werden vielmehr Erfindungen und Entdeckungen, Künste und Wissenschaften in ihrer fortschreitenden Entwicklung zu verfolgen sein. Selbst auf der obersten Stufe, wo politische Geschichte unvermeidlich wird, darf diese nie zu einer Geschichte der Könige ausarten, sondern muß sein und bleiben eine Geschichte des Reiches und Landes. Und was die Art der Darstellung betrifft, so handelt es sich auf den unteren Stufen vor allem um anschauliche Schilderung und lebendige Erzählung, auf den späteren Stufen um pragmatische Entwicklung, um die Erreichung des Verständnisses, daß und warum alles so gekommen ist, was und wie es unter den gegebenen Verhältnissen kommen mußte. Denn eine bloße Aneinanderreihung von Tatsachen, bloße „*facta, arena sine calce*" interessieren nicht. Wie einleuchtend und dabei wie wichtig und bedeutsam! Noch bedeutsamer freilich als dieses methodologische ist das stoffliche Moment, eben die Hervorhebung der Kulturgeschichte seitens H.s. Das war damals nicht nur eine pädagogische, sondern wissenschaftliche Großtat, zu einer Zeit, da dieses Moment in der Geschichtsschreibung selbst nur erst bei ganz vereinzelten Autoren (unter anderen vor allem bei Voltaire) ausgiebig in den Vordergrund gerückt worden

[1]) Eine ausführliche Darlegung findet man bei J. Egerman Anschauungen über den Geschichtsunterricht an Gymnasien. Gymnasialprogramm 1874.

war. Heute freilich ist diese Sache wissenschaftlich längst entschieden, vom pädagogischen Standpunkt dagegen erscheint sie noch jetzt leider als bloßes Ideal. Darüber können all die kunstgeschichtlichen, literarhistorischen usw. Notizen am Schlusse größerer Abschnitte in unseren Geschichtslehrbüchern, die in keinem organischen Zusammenhange mit der vorausgegangenen Darstellung stehen, ja überdies meist bloß trockene Namenslisten darstellen, nicht hinwegtäuschen. Welch prominente Rolle aber bei H. die Kulturgeschichte im historischen Unterricht spielen sollte, zeigt sich vielleicht am besten gelegentlich seines Vorschlages, Geschichte der Philosophie in der obersten Klasse des Gymnasiums zu lehren. Bringt er doch als Argumente zur Stützung dieses Vorschlages einesteils die daraus für das Verständnis der klassischen Lektüre z. B. Ciceros erwachsenden Vorteile, andernteils und insbesondere die dadurch mögliche Entlastung der Universalgeschichte vor! Natürlich hätte dieser philosophisch-geschichtliche Unterricht neben den der Logik zu treten, die er als „Experimental-Seelenlehre der oberen Kräfte", oder wie wir sagen und es zum Teil auch heute endlich handhaben, als Erkenntnis-Psychologie und Methodenlehre behandelt wissen will. Den rein formalen Teil der Logik will H. gänzlich fallen lassen. Er ist offenbar der Ansicht, die rein formale geistige Schulung besser und ausreichender durch zwei andere Disziplinen erzielen zu können; und diese Disziplinen sind die Mathematik und die Grammatik.

Es mag darnach für den ersten Augenblick umso befremdender erscheinen, wenn H. die Mathematik zu den „schönen" Wissenschaften zu rechnen ausdrücklich erklärt. Allein dabei muß man beachten, daß er unter schöner Wissenschaft soviel als bildende Wissenschaft versteht, Wissenschaft, die den Menschen zum Menschen macht; eben darum müssen nach ihm aber auch alle Disziplinen, die im Gymnasium überhaupt betrieben werden, „schöne" Wissenschaften sein. Daß aber die Mathematik bildet, indem sie die Genauigkeit von „Hand, Auge und betrachtender Seele" entwickelt und erhöht sowie die Gedankenschärfe stärkt und entfaltet, wird jedermann Herdern zuzugeben bereit sein. Auch sie darf freilich auf der ersten Stufe nicht zu abstrakt, sondern möglichst anschaulich und praktisch gelehrt werden, was durch Verbindung mit dem Zeichnen einerseits, mit den Naturwissenschaften anderseits erreicht werden kann. Welches tiefe Verständnis H. übrigens nicht bloß für das geometrische, sondern auch für das künstlerische Naturzeichnen besaß, erhellt deutlich aus seinen von Rom aus an seine Kinder gerichteten Briefen, in denen er wiederholt bedauert, daß er selbst des Zeichnens unkundig sei. So schreibt er z. B. einmal an seinen Sohn August: „Vernachlässige ja nicht das Zeichnen. Wenn ich zeichnen könnte, dünkte ich mich in dieser hohen Göttergesellschaft nochmal so viel; nun gehe ich wie ein Stummer umher, weil diese Dinge sich nicht durch Worte, sondern durch Linien und Formen allein ausdrücken lassen". Dieses Verständnis für das Zeichnen nach der Natur, mit dem H. damals ganz vereinzelt dastand, hat sich bekanntlich heute zum allgemeinen Bewußtsein durchgerungen. Längst wird diese Fertigkeit an unseren Realschulen

mit aller Sorgsamkeit und in immer freierer Weise gepflegt. Nunmehr hat sich dieser Gegenstand auch das Gymnasium erobert (wenigstens auf der Unterstufe vieler Gymnasien ist der Zeichenunterricht obligat) und es dadurch in die Lage gesetzt, der jüngeren Schwesteranstalt den wenigstens an diesem einen Punkte entschieden errungenen Vorrang wieder streitig zu machen.

Wie mit dem Zeichnen auf der einen Seite, soll die Mathematik auf der anderen Seite mit den Naturwissenschaften in Verbindung gebracht und in ihrer praktischen Anwendung auf die Astronomie und Naturlehre überhaupt unterrichtet werden. Leider gehören Naturlehre und Naturgeschichte zu jenen Fächern, deren didaktische Behandlung H. nur mit wenigen Strichen gezeichnet hat. Nur das Moment der Anschauung bezüglich der Naturkörper und die manuelle Ausbildung in der Handhabung der Instrumente versäumt er nicht, immer wieder zu betonen. Denn „alles Geschwätze über Sachen, die man sehen, versuchen, üben und treiben muß, ist unnütz und verderblich“. So ist er auch hier für die heutige Zeit wegweisend geworden, wenn er auch mit der warmen Anempfehlung von anzulegenden Naturaliensammlungen weit hinter dem Pädagogen Goethe zurückbleibt, der den noch viel moderneren Losungsruf eines biologischen Unterrichtes in der Naturgeschichte schon vor fast hundert Jahren hat vernehmen lassen. „Nur der Naturforscher ist verehrenswert“, sagt Goethe in den Wahlverwandtschaften (Ottiliens Tagebuch), „der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft jedesmal in dem eigensten Element zu schildern und darzustellen weiß. Ein Naturalienkabinett kann uns vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Tier- und Pflanzengötzen balsamiert umherstehen. Einer Priesterkaste geziemt es sich wohl, sich damit in geheimnisvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, umso weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht“.

Doch zurück zu H. und dem rein formalen Unterricht. Bezeichnend genug, daß uns dieser Unterricht mit dem einen seiner Mittel, der Mathematik nämlich, mitten in die Praxis und Anschauung zurückgeführt hat. Noch bleibt das andere Mittel, die Grammatik, deren unumgängliche Notwendigkeit H. zu betonen nicht müde wird. Und hier wird nun der Uneingeweihte, der einen flüchtigen Blick in die Briefe zur Beförderung der Humanität getan hat, erwarten oder fürchten, einen fanatischen Vorkämpfer des altklassischen Unterrichtes in H.s Person hervorbrechen zu sehen. Allein weit gefehlt! Grammatik soll gelernt werden, aber nicht am Latein; schon deshalb nicht, weil der Unterricht in jener unbedingt nötig ist, der Lateinunterricht von H. aber ausdrücklich als nicht jedermann notwendig bezeichnet wird. Doch lassen wir Herder selbst reden: „Jetzt Sprachen! — Sprachen? — Es wird immer einen ewigen Streit geben, zwischen Lateinischen und Realschulen: Diese werden [illegible] Ernesti zu wenig Latein, jene für die ganze Welt zu wenig [illegible] Man muß also stückweise fragen: Ist die lateinische Sprach[illegible] der Schule? Nein. Die Wenigsten haben sie n[illegible] die M[illegible]

sie, um sie zu vergessen. Die Wenigsten wissen sie auch auf solch höllischem Wege in der Schule selbst: Mit ihr gehen die besten Jahre hin, auf eine elende Weise verdorben: sie benimmt Mut, Genie und Aussicht auf alles. Das ist also gewiß, daß *a*) keine Schule gut ist, wo man nichts als Latein lernet.....; *b*) daß keine Schule gut ist, wo man nicht dem Latein entweichen kann....., *c*) daß keine gut ist, wo sie nicht wie eine lebendige Sprache gelernt wird" [1]) (Reisejournal 1769).

Also auch die Lateinschüler sollen die Grammatik nicht am Latein lernen; denn nicht aus der Grammatik geht die Sprache, sondern aus der Sprache die Grammatik hervor. Und eben daher kann Grammatik nur aus einer uns schon geläufigen, also unserer Muttersprache gewonnen werden. Umgekehrt müssen die klassischen Sprachen durch lebendigen Unterricht vermittelt werden. Den Einwand, daß sie tot seien, weist Herder mit den Worten zurück: „Sie leben in den Schriften der Alten". Der lebendige Unterricht in der klassischen Sprache kann also zwar nicht vom Plappernlernen, aber von lebendiger Lektüre seinen Ausgang nehmen. Und wie die Methode, so soll auch der Zweck dieses Studiums eben kein formaler, sondern ein rein sachlicher sein. Wir sollen aus den klassischen Autoren alte Geschichte kennen und den Geist der Antike verstehen lernen, unser Urteil bilden in ästhetischer und moralischer Beziehung. Diesem Zwecke entspricht es, wenn 1. die Auswahl des lateinischen Lesestoffes nicht nach der klassischen Latinität, sondern nach dem Gegenstand erfolgt, 2. wenn ferner viel und rasch ohne wörtliches Übersetzen gelesen wird, statt des silbenstecherischen, Sätze zerpflückenden Übersetzens, mit dem man nicht vom Flecke kommt, und 3. wenn endlich das Griechische höher als das Latein geschätzt wird.

Daß auch hier zum Teil unser Gymnasium auf den von H. vorgezeichneten Bahnen sich bewegt, wer wollte es verkennen? Der bloße Hinweis auf die immer dünner werdenden Grammatiken einerseits, auf die zunehmende Würdigung der sogenannten klassischen Realien andererseits möchte genügen. Aber freilich handelt es sich (wenigstens vorläufig) bei uns noch immer um einen Kompromiß zwischen Wort- und Sachunterricht, und die Gefahr dabei ist (ganz ähnlich wie bei dem analogen Verbindenwollen des grammatikalischen und Sprechunterrichtes in den modernen Sprachen der Realschule), daß am Schlusse keiner von beiden zu seinem Rechte kommt. Die grammatikalische Grundlegung läßt für die Lektüre nicht genügend Zeit und der Realienunterricht erscheint

---

[1]) Das in *a*) ausgesprochene Verdammungsurteil traf so ziemlich alle Gymnasien zu H.s Zeiten. Auch im Weimarer Gymnasium nahmen bis zu der durch H. durchgeführten Reorganisation des Unterrichts (1788) Latein und Religion vier Stunden des täglichen Unterrichts in Anspruch. Der Geist, in dem diese Reorganisation gedacht war, beweist zugleich, daß auch noch der reife Mann, das erfahrene Schuloberhaupt wenigstens in dem einen Punkte *a*) an dem radikalen Programm festgehalten hat, das der 25jährige junge Lehrer mutig hingeworfen hatte. Die in *c*) enthaltene Forderung hat H. später allerdings nicht festgehalten!

nicht organisch verbunden mit dem übrigen Unterricht, vielmehr diesem rein äußerlich angegliedert[1]).

Ich sagte: H. schätzt das Griechische höher als das Latein. Das verleitet ihn aber nicht, etwa den Fremdsprachen-Unterricht mit dem Griechischen beginnen zu wollen, dies bleibt dem Latein vorbehalten, oder vielmehr auch dieses soll nicht die erste fremde Sprache sein; ihm soll — und damit lernen wir H. als den Vorkämpfer jener modernsten Unterrichtsorganisation kennen, wie sie in Deutschland im Reform-Gymnasium verwirklicht erscheint — das Französische vorausgehen, das dann natürlich neben dem Latein weiter zu führen ist. H. begründet diese Idee damit, daß erstens das Erlernen der französischen Sprache leichter als das des Latein sei, daß ferner jene Sprache einförmig und vernünftig, und endlich ihre Grammatik geradezu ein Mittelglied zwischen dem Deutschen und Latein repräsentiere. Daß das Französische von H. zunächst auf Grund der Konversationsmethode erlernt gedacht wird, wie man es ja auch heute in unseren Realschulen tut, das bedarf nach dem Vorangegangenen keiner besonderen Erwähnung. Auffallend könnte es nur erscheinen, daß H. als weitere moderne Sprache nicht das Englische, das er gar nicht erwähnt, sondern das Italienische im Auge hat.

Bedenkt man, daß zu dem Vorteil der leichteren Erlernung dieser Sprache vor dem Englischen, wie er für H. in der nahen Verwandtschaft der italienischen Sprache mit den vorher betriebenen, dem Latein und Französischen, begründet liegt, speziell für unsere österreichischen Verhältnisse noch ein gewichtiges praktisches Moment hinzukommt, so muß es entschieden als eine wohl aufzuwerfende Frage betrachtet werden, ob nicht an unseren Realschulen überhaupt der Unterricht im Italienischen geeignet wäre, den im Englischen zu ersetzen[2]).

Bei H. freilich spielt die zunächst so wichtig scheinende Auswahl der Lehrgegenstände überhaupt keine so bedeutsame Rolle, denn nicht um die Summe von Kenntnissen handelt es sich, nicht gilt es „der Pansophie, der Polytechnie und Polymathie unserer Zeit" zu dienen, wie es die Philanthropinisten mit dem H. persönlich bekannten Basedow an der Spitze anstrebten. Dabei begreift H. sehr gut, woher dieses Streben nach Vielwisserei kommt. Was er freilich im Jahre 1801 von seiner Zeit sagt, das paßt womöglich noch besser auf die heutige. „Ausnehmend ist unsere Zeit darauf eingerichtet, diese Vielwisserei und Vieltuerei zu befördern; sie erzwingt sie sogar und macht Jünglinge wider Willen zu Molkendieben. Unsere Zeit läuft so schnell; sie bringt in kurzer Zeit so vieles und so vielerlei zur Ansicht; wer wollte nicht sehen, was da ist? Wer nicht wissen, was geschah oder geschieht? Wer davon nicht zu reden, zu schreiben wissen? Der sogenannte Kunstfleiß, die ins Fieber gejagte Industrie der Menschen, bringt in wilden Träumen bunte Ungeheuer hervor, die dem verwirrten, tollen Geschmack unserer Zeitgenossen

---

[1]) Ich kann hier freilich als Nichtphilologe nur nach den Eindrücken urteilen, die ich bei Maturitätsprüfungen gewonnen habe. Vielleicht irre ich mich? Es sollte mich freuen.

[2]) In Tirol z. B. findet diese Ersetzung ja ohnehin tatsächlich statt.

das flüchtige Vergnügen des Unerhörten, des Niegesehenen, des Neuen geben, ihre Sinne aufreizen und mit dem Verderbnis des guten Geschmacks wenigstens die Gewinnsucht befriedigen". H. kennt ein ganz anderes Ziel der Jugendbildung, speziell des Gymnasiums. Und hierin erinnert er an Pestalozzi, ohne von ihm direkt abhängig zu sein. Und dieses Ziel ist die allseitige Ausbildung der menschlichen Kräfte. „Schärfe und poliere ihn (den Verstand), woran und wozu du willst, genug, daß er geschärft und poliert werde, und gebrauche ihn nachher nach Herzenslust und nach deines Standes Bedürfnis. Ob du an Griechen oder an Römern, ob an der Theologie, oder der Mathematik denken gelernt, d. i. deinen Verstand und dein Urteil, dein Gedächtnis und deinen Vortrag ausgebildest habest: alles gleichviel, wenn sie nur ausgebildet sind und du mit so hellen, scharfen, polierten Waffen ins Feld der öffentlichen und der besonderen Geschäfte eintrittst". Aber nicht nur alle Kräfte des Verstandes, sondern auch die des Herzens und Gemütes sollen geweckt und entwickelt werden. Denn nur wer Kopf und Herz hat, ist ein ganzer Mensch, und die Schule ist ein Institut für junge Leute, „nicht nur als künftige Bürger des Staates, sondern auch und vorzüglich als Menschen". Diese allseitige Ausbildung ist nach H. vor allem auch mitgemeint in dem Satze: *non scholae, sed vitae discimus*. „Denn im Leben muß der ganze ungeteilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und Taten, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dies nicht kann, wer sich hiezu nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt. „Dem Leben lernen heißt nicht etwa ausschließlich solche Dinge lernen, die unmittelbar nützlich und praktisch anwendbar sind. Die Frage: *Cui bono?* bei allem und jedem, was man lernt, nennt er geradezu töricht. Ja H. steht nicht an es offen herauszusagen: Es mache nichts, wenn der Knabe das, was er gelernt, später vergesse. „Genug, er hat an ihnen und mit ihnen, was er sollte, gelernet!" Das heißt — dürfen wir hinzufügen — er hat seine Kräfte geübt.

Und in der Tat: Übung — das ist für H. das A und Z allen guten Unterrichts. Immer wieder betont er die dringende Notwendigkeit und die ungeheure Bedeutung der Übung. Immer wieder knüpft er in seinen Schulreden an die Etymologie des Namens Gymnasium an: Gymnasium heißt Ort der Übung. Er bedauert, daß die körperlichen Übungen der öffentlichen Schule „entnommen" seien; aber wenigstens müsse der Geist auf alle Arten und nach allen Richtungen geübt werden. Von den verschiedenen Mitteln und Richtungen war ja schon oben die Rede: die Pflege des Vortrages und der Gedankenwiedergabe durch Rede- und Schreibübungen, die Schärfung und Hebung von Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Geschicklichkeit durch mathematische, Zeichen- und Instrumentalübungen u. s. f. wird H. nicht müde immer wieder zu empfehlen. Bis hierher, kann man sagen, suchen die heutigen Gepflogenheiten und Einrichtungen an unseren Mittelschulen immer mehr den H.schen Intentionen zu entsprechen. Es sei z. B. nur darauf verwiesen, daß seit vielen Jahren

selbst die Maturitätsprüfung aus Mathematik ausschließlich durch Stellung und Lösung von Übungsbeispielen vorgenommen wird.

H. verweist aber noch auf eine besondere Betätigungsform der intellektuellen Übungen, die sich unsere Schule leider noch immer nicht erobert haben. Es sind das die intellektuellen Spiele. Erst jüngst hat ein Denker, der als Mann der Forschung wie Kenner der Methodenlehre gleich bedeutsam ist, nämlich Ernst Mach in seinem schönen Buch: „Erkenntnis und Irrtum" (Leipzig 1905), wie schon früher einmal[1]), neuerlich darauf hingewiesen, welche große Ähnlichkeit die Lösung geometrischer Aufgaben mit der Lösung geläufiger Rätsel aufweist. Drängt sich da nicht förmlich die Frage auf, ob es nicht denkbar wäre, den körperlichen Jugendspielen, wie sie zur Freude der Knaben nun seit fast zwei Dezennien an den Mittelschulen gepflegt werden, geistige Spiele an die Seite zu setzen? Rätsel, Frage- und Antwortspiel (ja, nein; Unterschied und Ähnlichkeit usw.), Phantasiespiele (Charaden stellen, menschliche Charaktereigenschaften in Antworten zum Ausdruck bringen u. s. f.) würden als von bedeutendem Bildungswert sich erweisen und gewiß auch lebhafte Zustimmung bei der Jugend (die ja nicht dazu gezwungen würde) finden. So könnte das Spiel doch wieder dem ernsten Unterricht nutzbar gemacht werden, aber freilich in ganz anderem Sinne als in dem dies von den Philanthropinisten versucht worden ist. Nicht um eine Vermengung von Lernen und Spielen handelt es sich; dem das Wort zu reden, ist H. weit entfernt. Sagt er doch ausdrücklich, man dürfe das Lernen nicht zu licht und leicht machen, denn nicht zum Tändeln, sondern zum Arbeiten müsse der Mensch erzogen werden. Also nochmals: Übungen, von den leichtesten Spielübungen bis zu den schwersten und sauersten Arbeiten, das ist für H. das wichtigste und beste Unterrichtsmittel. Von diesem Standpunkte aus gelangt er auch dazu, ohneweiters die Gymnasien als bessere Unterrichtsanstalten zu bezeichnen als die Universitäten, denen dieses Unterrichtsmittel ja zu H.s Zeiten völlig fremd war. Darin ist ja glücklicherweise seither ein einschneidender Wandel eingetreten, insoferne neben die Vorlesungen die Übungen an den Seminaren, Instituten und Kliniken getreten sind und sich immer mehr in den Vordergrund stellen. Völlig durchgeführt ist dieses seminaristische Prinzip freilich noch lange nicht; wie viele Disziplinen gibt es, denen sie noch gänzlich mangeln und auf die noch immer H.s drastische Worte mehr oder weniger zutreffen: „Auf Universitäten kennt der Lehrer seine Zuhörer kaum; er liest, wie es heißt, und sie hören; er ist Professor, d. i. Ausredner der Wissenschaft, sie sind Akustiker, die von einem zum anderen, von Kephas zu Apollo wandern und hören, was er professoriert". Und ebenso ist es zum Teil leider auch noch heute zutreffend, wenn er die Universität als den Ort bezeichnet: „Wo im allgemeinen nur hörende Ohren und schreibende Finger in Bewegung gesetzt werden,

[1]) In seinem bei Übernahme der Professur für Philosophie an der Universität Wien im Jahre 1895 gehaltenen Vortrage: Über den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen.

und es jedem Jüngling überlassen bleibt, aus dem Kohl, den er sich täglich von fünf Wiesen sammelte, sich selbst ein Gericht zu bereiten. Wehe, wenn er ein ungeübter Koch ist! In seinem Haupt, wenn das Zusammengetragene ja dahin gelangt, wird ein böses Geköchs werden".

Anders im Gymnasium, wo eine stete Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler stattfinden kann und muß. Auch nach dieser Richtung hat H. noch heute anerkannte Winke gegeben. Ich möchte nur zwei Momente der Unterrichtsführung herausheben, welche heute geradezu zum Schlagwort geworden sind: Die sogenannte Mitbeschäftigung aller Schüler einer Klasse und das Individualisieren gegenüber denselben. Die Erreichung des ersten Zweckes erscheint H. nicht bloß notwendig aus didaktischen Gründen, sondern auch aus ethischen, zur Erhaltung des Allgemeingeistes nämlich. Und als Mittel zur Erreichung verlangt H. vom Lehrer einen „munteren Vortrag", „eine Gegenwart seines Geistes gleichsam inmitten seiner Klasse", so daß „nicht der eine Flügel in Todesschlaf liegt, indes der andere exerziert". H. der praktische Schulmann vergißt dabei freilich nicht die Schwierigkeiten hervorzuheben, die der Erreichung dieses Zieles im Wege stehen, den Umstand nämlich, daß „die meisten Klassen zu stark besetzt" seien und ferner und insbesondere den, daß Schüler in einer Klasse sitzen, die nicht reif für dieselbe seien. Diesem zweiten Übelstande aber könnten — und müßten eben darum — die Lehrer selbst abhelfen, indem sie keinen, der es nicht verdient, aufsteigen lassen. H.s Wort ist jedem Schulmanne aus dem Herzen gesprochen, wenn er meint, der Lehrer werde „nach der Ehre streben, nie einen Unwürdigen transloziert zu haben; denn der Unwürdige ist ein Vorwurf für ihn und ein Flecken in einer höheren Klasse auf seinem Namen". So spricht der Apostel der Humanität! Wie wenig hat diese wahre H.sche Humanität mit der schlecht verstandenen, nur aus Schwäche geborenen Humanität unserer Tage zu tun!

Gelingt es dem Lehrer, alle oder doch eben möglichst viele Schüler zu gleicher Zeit zur Geistestätigkeit heranzuziehen, dann wird er auch eher imstande sein, die allerdings noch schwierige Aufgabe zu bewältigen, der Individualität jedes Schülers nach Möglichkeit gerecht zu werden. Vor allem ist dazu natürlich notwendig, daß der Lehrer diese Individualität bei jedem Schüler erkennt. H. verlangt von dem aufmerksamen Lehrer, daß er bald wisse, „wo seine Gedächtnis- und seine Verstandes-Männer, wo seine Phantasie-Jünglinge, item, wo die Witz-, Grütz- und kritische Spitzköpfe sitzen, und wie sie sich bei dieser und jener Wissenschaft, bei jener und dieser Aufgabe halten und gebärden". Und dieser Erkenntnis entsprechend müsse er jeden Schüler behandeln und sich bemühen, „jedem Talent seinen Wert zu lassen". Wie schon erwähnt, wird gerade heute wieder auch an unseren Schulen trotz der überfüllten Klassen und überanstrengten Lehrer diese Forderung — prinzipiell genommen auch mit vollem Recht — energisch erhoben, und damit das Recht des Kindes auf seine Individualität zur Anerkennung gebracht. Freilich sollte dann auch dieses Recht dem Erwachsenen, dem Lehrer zugebilligt werden, was leider, zwar nicht direkt von seiten

der hohen Unterrichtsverwaltung, wohl aber seitens der von ihr bestellten Aufsichtsorgane nur allzu oft übersehen wird. Dieses Recht des Lehrers wird nicht nur übersehen, sondern vielfach durch gleichmacherische, uniformierende Verordnungen zu unterdrücken gesucht. Daß H. nicht so blind gewesen, bedarf keiner Erwähnung. Aber die Frage der Individualität war ihm so wichtig, daß er sie mit allem Nachdruck hervorhob. Er gestattet nicht, daß jeder Lehrer seine eigene Methode hat, sondern er verlangt es; jeder müsse nämlich die haben, die er sich selbst geschaffen habe. Es handelt sich also für H. bei Entfaltung der Individualität des Lehrers nicht um ein Recht, sondern vielmehr um eine Pflicht.

Die Aufgabe der Inspektoren freilich ist es dann, die Methoden der Lehrer kennen zu lernen und nach ihren Resultaten zu würdigen — aber nicht etwa auf grund statistischer Tabellen, sondern nach den Ergebnissen der öffentlichen Prüfungen, denen sie persönlich beiwohnen. Und damit kommen wir zu einem letzten Kapitel, zu H.s Stellung gegenüber den Prüfungen, die mit Rücksicht auf die heute so akute Frage speziell der Reifeprüfung, wohl auch nicht ohne Interesse sein dürfte. Bekanntlich wird der Abschaffung der Reifeprüfung von zwei verschiedenen Seiten das Wort geredet, von seiten des Publikums im Interesse der Schüler, von einem Teile der Lehrerschaft im Interesse der Schüler und Lehrer. Dort sieht man in der sogenannten Matura nichts anderes als eine unmäßige und daher schädliche Anstrengung und Aufregung, die dem Schüler zugemutet, hier überdies eine demütigende Kontrolle, die dem Lehrer zuteil wird. Fragt man, wie sich H. diesen beiden Klageanwälten gegenüber verhalten würde, so kann man darauf unschwierig eine kurze Antwort geben. H. würde die beiden gleich energisch abweisen. Dieses ablehnende Verhalten gegenüber dem Lehrer, dem H. sonst bei jeder Gelegenheit das größte Verständnis und wärmste Interesse entgegen bringt, in dieser speziellen Angelegenheit ergibt sich zwingend schon aus dem oben Erwähnten, daß H. die Prüfungen als die beste Gelegenheit für die Inspektoren betrachtet, um die Methode des Lehrers, ja auch den Geist zu beurteilen, in dem er seine Klasse geführt hat. Ja H. bezeichnet einmal geradezu den Zweck aller öffentlichen Prüfungen als einen dreifachen und nennt als solchen in erster Linie die Beurteilung des Lehrers. Mancher Lehrer, dem diese Anschauung H.s nicht zusagen mag, wird wieder einigermaßen sich ausgesöhnt fühlen, wenn er beachtet, daß H. außer den mündlichen Prüfungen überhaupt nur noch die Durchsicht von Schüleraufgaben als passende Gelegenheit zur Beurteilung des Lehrers durch den Inspektor gelten läßt, während er das bei uns noch immer übliche Mittel, „das Behorchen der Lektionen" durch den Inspektor, absolut zurückweist. H.s Maxime ist dabei offenbar — und wohl ganz mit Recht — Christi Wort: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen".

Auch was die Klage des Publikums betrifft, so hätte H. nicht das geringste Verständnis dafür. Bezeichnet er doch immer wieder den Tag der Prüfung als einen „Ehrentag", ja einen „Triumphtag", auf den sich

der Schüler freuen soll. Das scheint freilich für den ersten Augenblick ein allzu starker Idealismus und Optimismus zu sein, und doch lehrt die Erfahrung, daß gar manche unter den tüchtigeren Schülern wirklich von dergleichen Gefühlen beseelt sind. Und warum sollten diese Gefühle nicht allgemeiner werden können, wenn Schüler und Lehrer H.s treffliche Fingerzeige befolgen? Wenn die Schüler nämlich von allen Anfang an mit dem ganzen Fleiß und aller Aufmerksamkeit sich ihren Studien widmen; wenn die Lehrer ihrerseits von unten auf, wie schon früher hervorgehoben, keinen Schüler, der es nicht voll und ganz verdient, in die nächst höhere Klasse aufsteigen lassen, und wenn sie endlich bei der Prüfung selbst, H.s Anschauungen in Wirklichkeit umsetzen. Drei Regeln sind es, die H. den Prüfern vor allem ans Herz legt. Man könnte sie ganz kurz etwa in die folgende prägnante Form bringen: Du sollst als Prüfer nicht eitel, Du sollst nicht pedantisch, beziehungsweise zur unrechten Zeit gründlich, und endlich Du sollst nicht nervös — ungeduldig sein. Nicht eitel, d. h. nicht selbst glänzen wollen, nicht pedantisch, d. h. nicht alles und jedes aus dem Schüler restlos ausschöpfen wollen, was Du ihm seinerzeit beigebracht, nicht nervös, d. h. nicht Deine eigene Unruhe auf den Schüler übertragen, vielmehr ihm Zeit und Muße zur Überlegung lassen.

H. geht noch einen Schritt weiter und meint: „Von den ex-abrupto Antworten halte ich nicht so viel, als man gemeiniglich davon hält; ja ich glaube, es sei wahre Spiegelfechterei, aus sämtlichen Lektionen eines ganzen Jahres auf alle Fragen unvorbereitet antworten zu sollen, daß kein Quentchen an Gehalt fehle. Wer von uns könnte das, wenn er so *ex quolibet quaelibet* gefragt würde?“ Und in diesem Sinne hat er sogar dagegen nichts einzuwenden, daß der Lehrer den Schülern einen Wink gibt, „worauf ungefähr sie sich noch in den letzten Stunden bereiten mögen, damit sie nicht eine unvernünftige Furcht betäube, oder sie gar in der letzten Angst über alles hinwegfahren, sich zu allem rüsten wollen und, wenn's zum Treffen kommt, gar ungerüstet dastehen.“

Dies steht übrigens im besten Einklang damit, daß, wie wir gesehen haben, für H. das Unterrichtsziel nicht in der Anhäufung von Kenntnissen, sondern in der Durchbildung, Schärfung und Übung der Geisteskräfte besteht. Nur dann kann auch eine Prüfung, ja dann muß jede Prüfung als eine Reifeprüfung im eigentlichen Sinne des Wortes gelten und nicht als eine Art chinesischer Kenntnis- und Gedächtnisprüfung, wozu leider unsere Matura noch immer trotz ihres Namens stark inkliniert. Dabei muß freilich rühmend hervorgehoben werden, daß die hohe Unterrichtsverwaltung dem zu steuern bemüht ist. Und wenn sie insbesondere vor wenigen Jahren die Verordnung herausgegeben hat, daß dem Abiturienten nach Vorlegung der Frage eine eigene Frist zur Sammlung und Überlegung eingeräumt werde, so wandelt sie mit dieser Bestimmung, durch die sie sich den wärmsten Dank des dabei interessierten Publikums verdient hat, ersichtlich, wenn auch wohl unbewußt, in den Bahnen des H.schen Geistes.

Mit dieser letzten Parallele wollen wir auch die vorstehenden Ausführungen über die Beziehungen H.s zu unserem modernen Unterrichtsbetriebe beschließen. Rückblickend dürfen wir wohl konstatieren, daß diese Beziehungen zur Ehre unserer Zeit und zum Heil unserer Jugend ziemlich mannigfaltige und weitreichende seien. Daß dies in keinem Widerspruch mit der geringen direkten Einwirkung H.s steht, von der wir eingangs sprachen, liegt auf der Hand. Vor allem war dort von dem großen Publikum, nicht von der pädagogischen Fachwelt die Rede. Überdies handelt es sich auch bei der letzteren, wie eben hervorgehoben, gewiß weniger um eine direkte, bewußte Anlehnung, als vielmehr um ein unbewußtes Hingezogenwerden und Nachfolgen. Wie dies möglich ist, begreift sich leicht: H.s pädagogische Anschauungen sind unmittelbare Konsequenzen seiner allgemeinen Ideen, welche wie die aller Klassiker unser modernes Geistesleben durchtränkt haben. Bezüglich H.s insbesondere kommt aber noch ein weiteres spezielles Moment hinzu, welches in der Moderne eine Begegnung mit seinen Ideen erleichtert. In H. grenzen zwei große Denkrichtungen zusammen. H.s Geist atmet nicht nur den Klassizismus, sondern birgt auch die Romantik in ihren gesunden Keimen in sich. Solche Keime sind es aber, die in unserer Zeit von neuem — allem Anschein nach — kräftig hervorzusprossen im Begriffe stehen.

Wien. Dr. Karl Siegel.

Zur Entlastung der Tertia.

Die III. Gymnasialklasse ist die schwierigste des ganzen Gymnasiums. Die Schwierigkeit liegt in zwei Momenten. Erstens müssen die Knaben eine neue Sprache mit einer sehr komplizierten Grammatik lernen, und zweitens, was auch in die Wagschale fällt, müssen sie eine neue, ihnen bis jetzt ganz ungewohnte Mathematik lernen. Dieser will ich die nachfolgenden Zeilen widmen.

Die Mathematik der III. Gymnasialklasse bildet die Grundlage für das mathematische Studium des ganzen Gymnasiums. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn ein Knabe die grundlegenden Operationen mit allgemeinen und algebraischen Zahlen in der III. Klasse nicht völlig auffaßt und gründlich durchgeübt hat, er an mathematischer Unsicherheit sein ganzes Studium laboriert. Man möge nur bedenken, daß dem jungen Tertianer in der Mathematik von Anfang bis zum Ende alles neu ist. Die erste Schwierigkeit bilden schon die allgemeinen Zahlen, in die er sich nur sehr allmählich hineinfindet; eine weitere Schwierigkeit ist der Gebrauch und die Anwendung der Klammern. Über diese Schwierigkeit kommen schon viele Knaben des gewöhnlichen Mittels bei der diesen Übungen zugewiesenen Zeit überhaupt nicht hinaus. Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß der Tertianer in späteren Monaten, wenn er $a + b$ mit $m + n$ zu multiplizieren hat, es anschreibt: $a + b \, . \, m + n$, oder, wenn er es zu subtrahieren hat: $a + b - m + n$. Eine andere Schwierig-

keit, die vollends zu beheben auch die Zeit fehlt, sind die algebraischen Zahlen und speziell die negativen Differenzen. Beim Kontrahieren algebraischer Zahlen bleiben viele Knaben zurück, und man hat später bei den weiteren Rechnungen damit zu kämpfen. Nicht geringe Schwierigkeiten sind zu überwinden, bis die Tertianer ein Binom flink quadrieren können, ein entwickeltes Quadrat erkennen, bis sie die Differenz der Quadrate gleich anschreiben und wieder zerlegen können und sie in einem Beispiele als eine solche erkennen. Dazu kommt das Rechnen mit unvollständigen Dezimalzahlen, das abgekürzte Rechnen mit Dezimalzahlen, das sehr eingeübt werden muß, und das Quadrieren und Radizieren. Eine sehr große Schwierigkeit bildet das Auffinden des kleinsten gemeinschaftlichen Nenners beim Bruchrechnen mit allgemeinen Zahlen. Diese Schwierigkeit sowie manche andere des Bruchrechnens und des Rechnens mit allgemeinen Zahlen überhaupt resultiert schon daraus, daß die früher angeführten Schwierigkeiten nicht behoben sind. Um sie zu beheben, gibt es nur ein Mittel: Zeit zu gewinnen, um den gegenwärtigen Stoff des ersten Semesters gründlich nach allen Richtungen hin durchzuüben und, wenn ich so sagen darf, einzuexerzieren. Das ist wiederum nur dann möglich, wenn das zweite Semester entlastet wird.

Vor Jahren wurde die I. Klasse entlastet, damit das Rechnen mit Dezimalzahlen gründlich durchgeübt werde. Es wurde nämlich das Rechnen mit gemeinen Brüchen aus dem zweiten Semester der I. Klasse in das erste Semester der II. Klasse verlegt, wobei im zweiten Semester der II. Klasse gewisse unwesentliche und veraltete Rechnungen entfielen. Diese Maßregel hat sich als sehr praktisch erwiesen. Die I. Klasse ist dadurch entlastet worden, es ist hinreichend Zeit, das Dezimalrechnen einzuüben und die II. Klasse wurde nicht belastet.

Vor nicht langer Zeit wurde die Zinseszinsrechnung aus der IV. Klasse ausgeschaltet, so daß so ziemlich das ganze Jahr den Gleichungen gewidmet ist. Da die Gleichungen an das Bruchrechnen mit allgemeinen Zahlen unmittelbar anschließen, da bei der Behandlung der Gleichungen Lehrsätze des Bruchrechnens Anwendung finden, so erscheint es nur logisch, das Rechnen mit allgemeinen Bruchzahlen, und von diesem wenigstens die Multiplikation und Division in den Anfang der IV. Klasse zu verlegen. Die IV. Klasse ist dadurch gar nicht belastet, weil die Multiplikation und Division der Brüche herrliche Vorübungen für die Gleichungen sind, die unmittelbar darauf folgen; dann sind die Knaben auch älter geworden und ihre Auffassung ist geschärft; endlich wird es den Quartanern gar keinen Abbruch in ihrem mathematischen Wissen und Können bedeuten, wenn die eine oder die andere Textgleichung ausfällt.

Die III. Klasse dagegen ist entschieden entlastet und die grundlegenden Operationen, die für das spätere mathematische Studium so bedeutungsvoll sind, können mit Muße und Gründlichkeit durchgeübt werden.

Mähr.-Schönberg. Wenzel Žiška.

Kind und Kunst. Monatschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgegeben von Hofrat Alexander Koch. Darmstadt. Preis pro Heft Mk. 1·25.

Diese trefflich redigierte Zeitschrift bringt in ihren letzten Nummern wieder eine Reihe anregender Artikel über die künstlerische Erziehung der Jugend und dazu eine Fülle vorzüglicher Illustrationen aus allen Kunstgebieten, welche mit dem Kindesleben in Beziehung stehen. Wir greifen aus den Heften 6—7 nur Einiges heraus, die Mannigfaltigkeit des Gebotenen und dessen Gediegenheit zu kennzeichnen. An einen anregenden Aufsatz über „Kind, Heimatkunde und Heimatkunst" von Ernst Lorenzen schließen sich eine Reihe künstlerisch durchgeführte Silhouettentafeln von Johanna Beckmann mit Bemerkungen über das Ausschneiden von derlei Sachen durch die Kindeshand selbst. Muthesius bietet eine geistvolle Abhandlung über den „Ausgangspunkt der künstlerischen Erziehung". Dazu reihen sich interessante Reproduktionen von schwedischer Haus-Industrie mit naiven Darstellungen aus dem Volksleben u. a. Die Märchenbilder von Gericke und Else Bayot zum „Froschkönig" sind stilistisch ausdrucksvoll durchgeführt. Eine wahre Augenweide bieten zum Schlusse die Amateurphotographien aus dem Kinderleben, unter denen sich einige kleine Moment-Kunstwerke finden. Es ist die harmlose, glückliche Welt der Kleinen mit ihren Freuden und auch kleinen Leiden, welche in anmutigen Bildern festgehalten ist.

Wien. J. Langl.



Vierte Abteilung.

Miszellen.

Mozart.

Festrede bei der Mozart-Feier für die Mittelschulen Wiens, gehalten am 18. April 1906 im großen Musikvereinssaale

von

Dr. Guido Adler,
o. ö. Professor an der k. k. Universität Wien.

Meine lieben jungen Freunde!

So kann und muß ich Sie wohl ansprechen. Denn, indem ich über Einladung der Landesschulbehörde vor Sie hintrete, um mit Ihnen das Andenken Mozarts anläßlich der 150. Wiederkehr seines Geburtsjahres festlich zu begehen, steigen in mir Erinnerungen an meine Jugend auf, an die schöne Zeit im Kreise lieber Kollegen, an die mich auch heute noch Bande der Freundschaft knüpfen. Und weiter gedenke ich des Tages, da ich vor 36 Jahren an derselben Stelle, an der ich jetzt stehe, vor einen Großen im Reiche der Tonkunst, vor Franz Lißt, trat, um ihn namens meiner Kollegen in diesem Hause, der Zöglinge des Konservatoriums, ehrfurchtsvoll zu begrüßen und er mich mit den Worten: „Mein lieber junger Freund", auf die Stirne küßte. Ich weiß aber, daß ich auch im Geiste dessen, den wir heute feiern, Sie so ansprechen muß, denn ihm waren alle Menschen Brüder und alle seine Weisen verkünden das Wort des Unsterblichen, den wir erst unlängst gefeiert haben:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Der populärste deutsche Dichter, Friedrich Schiller, und der populärste deutsche Musiker, Wolfgang Amadeus Mozart, einer und derselben Zeitepoche angehörend, — Schiller war um 3 Jahre jünger als Mozart und überlebte ihn um 14 Jahre — stimmen miteinander in der Erkenntnis des höchsten Zieles und des Wesens der Kunst überein.

Mozarts Kunst ist verankert in der Liebe zu den Mitmenschen; aus ihr entsprossen die Wunderwerke, die er uns geschenkt hat, wie die Musik überhaupt die sympathetischen Gefühle der Menschen auslöst, wie sie beruht auf der Mitteilung der tiefsten inneren Regungen und seelischen Vorgänge und die Kraft hat, die Herzen der Menschen zu einen. Schon in der Jugend zeigte sich bei Mozart diese Liebe für alle Personen, die um ihn waren. Ein Zeitgenosse erzählt uns, wie „er jeden fragte, der mit

ihm umging, ob er ihn lieb habe und gleich Zähren vergoß, wenn diese Frage auch nur zum Scherze verneint wurde". Am ergreifendsten kommt diese Liebe in Mozarts Verhältnisse zu seinen Eltern zur Erscheinung: „Nach Gott kommt gleich der Papa", pflegte er als Kind zu sagen. „Ich will bestrebt sein, die Liebe der Eltern immer mehr zu verdienen". In seinem Vater sieht er „den besten Lehrmeister und Wegweiser, wie im Leben, so in der Kunst". Noch mit 24 Jahren schreibt er ihm: „Ich empfehle mich in Dero väterlichen Liebe und versichere Sie meines ewigen Gehorsams". An seiner Mutter hing er so, daß er nach ihrem Tode, da sie auf einer Reise mit dem Zwanzigjährigen in Paris gestorben war, einem Jugendfreunde mitteilt: „Ich hatte mir gewünscht, mit ihr zu gehen, um mit ihr die himmlischen Freuden zu teilen". Entsprechend diesem Zartgefühle gegenüber den Menschen und seiner festen religiösen Überzeugung gemäß hat er alle seine Handlungen eingerichtet und ist sich der Pflichten bewußt, die er als Künstler und Mensch zu erfüllen hat. „Ich weiß, daß ich soviel Religion habe, daß ich gewiß niemals etwas tun werde, was ich nicht imstande wäre, vor der ganzen Welt zu verantworten."

Man muß es als eine unumstößliche Wahrheit erkennen, daß die Leistungen der großen Künstler, der führenden Geister im Reiche der Kunst, nicht nur auf der Beherrschung aller künstlerischen Mittel ihrer Zeit beruhen und aus der freien Erfindung hervorgehen, sondern auch von dem Charakter, von der Gemütsanlage des Künstlers als Menschen abhängig sind. Gerade bei Mozart beruht die erhabenste Wirkung seiner Kunst auf der seinem Naturell entsprechenden Verbindung inniger Teilnahme für Leid und Freud' der Mitmenschen mit der erquickenden Heiterkeit seines Gemütes. Die Wahrheit seiner künstlerischen Mitteilungen beruht auf seiner geraden, lauteren Natur, auf seiner ehrlichen Offenheit, Freimütigkeit und ferner bei allem Selbstgefühl auf seiner Bescheidenheit. Wie spricht er sich bescheiden in seiner Widmung der sechs Quartette an Josef Haydn aus, an den Künstler, mit dem er Hand in Hand, Schulter an Schulter jene Musik schafft, die wir heute als zur klassischen Instrumentalmusik gehörend bezeichnen. „Diese schwachen Erzeugnisse", sagt er in der Widmung, „sind eigentlich unwürdig der Gunst seines großen Genossen" und er bittet um „Nachsicht für die Schwächen". In Wirklichkeit gehören diese Quartette zu den größten Meisterwerken, die je geschaffen worden sind, nicht nur in der Tonkunst, sondern auf dem Gesamtgebiete der Kunst. Mozart ist sich gleichwohl bei aller Bescheidenheit bewußt, daß er, wie er sagt, „ein Mensch von superieurem Talente ist, welches ich mir, ohne gottlos zu sein, nicht absprechen kann".

Wie das Sprichwort sagt: „*Noblesse oblige*", die Vornehmheit verpflichtet zu edlem Tun und Handeln, so kann man sagen, auch das Talent, die Begabung verpflichtet zu entsprechenden Leistungen und zu unablässigem Bemühen. Mozart hat in der so kurzen Zeit seines Lebens — starb er doch im 36. Lebensjahre — soviel geleistet, als nur bei unentwegter Arbeit zu schaffen möglich war. „Niemand" — so meint er — „hat soviel Mühe auf das Studium der Komposition verwendet, als ich. Es gibt nicht leicht einen berühmten Meister in der Musik, den ich nicht fleißig, oft mehrmals studiert hätte". Mit 20 Jahren, da er ein früh gereifter Meister seiner Kunst ist, will er sich weiter vervollkommnen und sagt: „Wir leben in dieser Welt, um fleißig zu lernen, uns unablässig zu bemühen, Wissenschaft und Kunst zu fördern". Ein Lieblingszitat war ein Ausspruch seines Vaters: „Lernts was, so könnts was". So ist uns Mozart, eines der stärksten Talente, vielleicht das größte Genie, welches uns in der Geschichte der Tonkunst begegnet, ein leuchtendes Beispiel, wie selbst bei einer kaum vergleichbaren Begabung und Naturanlage stetiger, regsamer Fleiß nötig ist, um das dem einzelnen Erreichbare zu leisten.

Mozart, der gebürtige Salzburger, blieb, nachdem er Reisen in alle die Musik als Kunst betreibenden Länder gemacht und allenthalben künstlerische Erfolge erzielt hatte, von seinem 25. Lebensjahre ab dauernd in Wien, der Stadt, die für ihn, wie er sagt, „ein herrlicher Ort ist und für mein Metier der beste Ort der Welt". Denn hier blühte, durch historische Tradition gefestet, die Tonkunst unter der mächtigen Förderung Kaiser Josefs II. Mit allen Fasern seines zarten und reichen Gemütes hing Mozart an seiner Nation und an seinem Kaiser: „Keinem Monarchen der Welt dien' ich lieber als dem Kaiser". Er blieb ihm auch treu, als er von Berlin aus eine verlockende Einladung bekommen hatte, um sich dort ansässig zu machen. In seiner Heimat konnte Mozart gleichwohl keine seiner Anlage und seinem Arbeitseifer entsprechende Stelle erlangen. Für seine Privatschüler schrieb er Klavierstücke, für sich Klavierkonzerte, für Freunde oder zur eigenen künstlerischen Befriedigung Kammermusik, für Liebhaberkonzerte Orchesterwerke, auf Bestellung italienische Opern und deutsche Singspiele. Wie er die italienische Oper seinerzeit zu hoher Vollendung und dauernder Geltung erhob, so brachte er den frischen Setzling des deutschen Nationalsingspieles zur ersten vollen Entfaltung. In der italienischen Oper zeigen uns dies insbesondere „*Le nozze di Figaro*" und „*Don Giovanni*", im deutschen Singspiel „Die Entführung aus dem Serail" und „Die Zauberflöte".

In diesen und anderen Werken hat Mozart bei aller Kunstfertigkeit das Volkstümliche berücksichtigt und manche seiner Weisen sind Volksweisen geworden, wie z. B. „Komm lieber Mai und mache die Bäume wieder grün", ein Lied, das Ihnen aus Ihren Kinderjahren her bekannt sein dürfte. Eine gewisse einfache Behandlung lag damals nicht nur im Stile der Zeit, sondern auch in der Anlage Mozarts, der sich alle Mittel künstlerischer Technik schon in jungen Jahren angeeignet hatte und bei der Schaffung der Werke immer darauf bedacht war, etwas allen Faßliches zu bieten. Dies ist auch aus einem Ausspruch erkennbar, da er auf die Mahnung seines Vaters „der Künstler soll auch für das Populare sorgen", erwiderte: „Wegen des Populare sorgen Sie sich nicht, denn in meiner Oper (es handelte sich damals um den „Idomeneo") ist Musik für alle Gattung Leute, ausgenommen für lange Ohren nicht". Ja, diese Langohren, die zuviel oder zuwenig hören, wie damals, so heute! Auch in seinen Konzerten, so in denjenigen für Klavier, will er, wie er sagt, „angenehm für die Ohren schreiben, natürlich ohne in das Leere zu fallen". Er unterscheidet wohl zwischen „Kennern und Nichtkennern" und möchte, „daß auch Kenner dabei Satisfaktion erhalten, doch so, daß auch die Nichtkenner damit zufrieden sein müssen, ohne zu wissen warum". Diese künstlerische Mitteilungsgabe für Kenner und für Nichtkenner ist das Geheimnis der Wirkung auf alle, die Sinn für Musik haben, und auch jene, die sozusagen nicht musikalisch sind, werden nicht selten gerade durch solche Kunstwerke gewonnen und zum künstlerischen Empfinden angeregt. Es kommt dann gar nicht darauf an, ob jemand ein Instrument geläufig spielt, damit er Verständnis für solche Kunst erlange.

So geht im großen Kunstleben nichts verloren und dasjenige, was ein Gewinn ist für die wahren Kenner, überträgt sich durch die seelische Vertiefung dieser Kenner wie von selbst auch auf die sogenannten Nichtkenner. Freilich muß Musik, wie Mozart sagt, „immer Musik bleiben", d. h. sie muß bei allem Ernste der Mitteilung „immer vergnügen und sie darf auch in der schauderhaftesten Lage" — er meint damit so geartete Szenen in der Oper — „nie das Ohr beleidigen". Mozart hat in jener Epoche zu schaffen begonnen, in welcher der Hang nach dem Lieblichen, Geglätteten, Angenehmen, Schmeichlerischen, Süßen vorherrschend wurde. Der elegante Stil in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts verlangte es so. Der größere Teil der Schaffenden und Genießenden kam darin überein, daß Eleganz sich nicht mit Aufstellung tieferer künstlerischer Probleme vertrage. Mozart, in gediegenster Weise vorgebildet,

vermochte jedoch solche Probleme mit Eleganz zu lösen — er wie Haydn. Mozart vermied nicht Dissonanzen und scharfe Klänge, wenn sie im Aufbau und Gang der betreffenden Kunstwerke notwendig und bei der Verteilung von Licht und Schatten unentbehrlich erscheinen. Er wandte sie an, um Stimmungen aller Art zum Ausdruck zu bringen, denn unendlich ist die Mannigfaltigkeit all der Stimmungen in Mozarts Werken; sie lassen sich nicht in Worte fassen, denn das Unsagbare ist da in Tönen wiedergegeben: neben Heiterkeit und Frohsinn auch ergreifender Ausdruck tiefen Schmerzens, immer verklärt, nie verdüstert, Wirrnisse und Kämpfe, wie sie jede Seele im irdischen Dasein zu bestehen hat, dann wieder tüchtige Kraft und beglückender Friede. Dabei überwiegt in vielen Tondichtungen Mozarts eine gewissermaßen ausgeglichene, mittlere Stimmung, die gleich weit entfernt ist von helljubelndem Jauchzen wie von tiefster Betrübnis. Dies hängt wohl auch zum Teil damit zusammen, daß Form und Inhalt sich in seinen Kunstwerken decken. Seine Werke sind abgerundet, Schwung, Beseelung und Ebenmaß treten gleicherweise in ihnen zutage, Schönheit und Ausdruck teilen sich uns mit, im holden Reigen der Töne verschlungen. Bei aller Innigkeit sind sie maßvoll und sie üben die reinigende Macht echter Kunst aus, die gleicherweise bestimmt ist für Groß und Klein, für Hoch und Nieder. Seine Werke disziplinieren den Geist, erheben das Gemüt und stärken die Seele. Sie sind eine belebende Macht nicht nur für das deutsche Volk, sondern auch für alle übrigen Kulturnationen. Sowie sie sich über alle nationalen Grenzen erheben, so auch die für die Kirche geschriebenen Werke seiner letzten Lebenszeit über alle konfessionellen Schranken. Über das Mozartsche Requiem sagte mir letzthin ein Kirchenfürst, er fühle sich beim Anhören desselben der Gottheit näher. Dieses Wort ist bezeichnend für den ethischen Wert dieses sowie der verwandten geistlichen und kirchlichen Werke, die Mozart geschaffen hat. Nicht nur seine Kirchenstücke, alle seine Schöpfungen bieten Erquickung und Trost. Dies kommt auch daher, weil der Hörer die Empfindung hat, daß der Künstler mit seinen Geisteserzeugnissen nicht prunken will. Ihre Wirkung ist unwiderstehlich, weil seine Erfindungsgabe unvergleichlich reich ist und die Phantasie der Hörer immer von neuem anregt, ferner weil seine Schaffenskraft nie erlahmt und seine Mitteilungsgabe universell ist, seine künstlerische Auffassung und Darstellung des menschlichen Gemütslebens allen gleich oder ähnlich Gestimmten leicht zugänglich ist und endlich weil seine Kunst nicht blendet, sondern ihr inneres Licht ruhig leuchtet und wärmt und diese Wärme auch anhält.

Mozart war auf allen Gebieten, in allen Zweigen der Tonkunst tätig, wie für Kirche, so für Kammer, Konzert und Oper. Es wird behauptet, daß auf dem letzteren Gebiete, auf dem der Oper das Schwergewicht seiner Tätigkeit liege. Allerdings gehört Mozart zu jenen Opernkomponisten, die in der einzig richtigen Art die musikalische Bearbeitung des Dramas erfaßt haben, indem sie die dem Drama zugrunde liegenden und in seinem Verlaufe hervortretenden Gemütsstimmungen und Bewegungen verinnerlichen und zu ergreifendem musikalischen Ausdruck bringen. Allein auch losgelöst von äußeren Vorgängen und nur beschränkt auf die Mitteilung der innerlichsten Regungen der menschlichen Seele hat Mozart Gleichwertiges geschaffen und fast möchte ich sagen, um mich an ein bekanntes Wort anzulehnen: „So du Mozart recht kennen willst, so geh in dein Kämmerlein und verrichte deine Kunstandacht, entweder allein oder im Verein mit einigen wenigen Gleichgesinnten“. So möge[illegible] diejenigen unter Ihnen sich gesellen, die Streichinstrumente spielen, u[illegible] die Streichquartette Mozarts zu üben; denn Kammermusik ist die edelst[illegible] und vornehmste Kunstgattung. Stunden des reinsten Genuss[illegible] Erhebung werden Ihnen dann vergönnt sein und Sie werd[illegible] lung finden von den übrigen geistigen Anstrengungen, d[illegible] Studium haben!

Mozart, „der größte, genialste Klavierspieler", wie ihn seine Zeitgenossen nannten, war ein ebenso vollendeter Künstler auf Orgel und Geige. So sehr die Virtuosentechnik seit seiner Zeit auch zugenommen hat, so ist es auch heute noch für den technisch ausgebildeten Spieler ein Maßstab seines Könnens, ob er Mozarts Werke richtig spielen kann. Mozartsche Instrumentalmusik können Sie von Wiener Kammermusik- und Konzertvereinigungen, seine Kirchenwerke in den Wiener Kirchen in würdigster Aufführung hören und in unserer Hofoper können Sie jetzt stilvollen und bis in das kleinste Detail auf das Liebevollste ausgeführten Darstellungen der Mozartschen Hauptopern beiwohnen. Mozart lebt unter uns, wie die beiden anderen Großmeister der Wiener klassischen Schule, Haydn und Beethoven. Ihre Instrumentalmusik ist ein würdiges Seitenstück zu der zur gleichen Zeit neu erwachten Poesie der deutschen Klassiker. Beide wurden vom gleichen Lenzeshauch erweckt. Was sich in den lyrischen Gedichten unserer Klassiker ausspricht, das kommt in ebenmäßiger Weise in den Instrumentalkompositionen unserer Klassiker zum Ausdruck. Die instrumentalen *Adagios* sind geradezu stilisierte Umbildungen einfachster deutscher Liedgesänge. Die Poesie unserer deutschen Klassiker und die Instrumentalmusik unserer Wiener Klassiker sind das Erzeugnis einer und derselben Geistesströmung. Alle Stimmen des Orchesters der Wiener Klassiker sind von dem Atem lebendiger Poesie beseelt; dies ist auch in ihren mehrstimmigen Gesängen der Fall und darin ragt gerade Mozart hervor, denn er war vom Gesange ausgegangen. Diese Gesänge können Sie in Schule und Haus ausführen.

Mozart steht zeitlich zwischen Haydn und Beethoven. Er war um 24 Jahre jünger als Haydn und um 14 Jahre älter als Beethoven. Instinktiv hat sich Mozart der ihm zufallenden Kunstmission unterzogen, den Ausbau der Instrumentalmusik gefördert und im Vereine mit den beiden anderen zur klassischen Vollendung gebracht. Selbst das stärkste Genie ist von den gegebenen Verhältnissen abhängig und muß sich als ein Glied in den Organismus der Kunst einordnen, wie sie sich ihrem natürlichen Verlaufe nach entwickelt hat. Das Verhältnis ist ähnlich, wie das des Einzelwesens zum Makrokosmus, zur Natur als Ganzes.

Man kann wohl sagen, daß die Kunst Mozarts zu den herrlichsten Besitztümern geistiger Kultur gehört. Wenn Sie, meine lieben jungen Freunde, das Große, Schöne, Edle unserer Vergangenheit hoch halten, als kostbares Gut bewahren und hüten und dabei die Aufgaben Ihrer Zeit richtig erfassen, so werden Sie dasjenige erfüllen, was man billigerweise von jedem von Ihnen erwarten kann. Wir Älteren können dann beruhigt der Zukunft entgegensehen in dem Bewußtsein, daß der Jugend nicht nur die Zukunft gehört, sondern daß sie sie auch richtig zur Geltung zu bringen wissen wird. So werden Sie die Segnungen, die unsere Kultur gebracht hat, in der geeigneten Weise weiter verwenden und gedeihlich fortgestalten. Sie erweisen sich dann unserer großen Vergangenheit würdig, die wir auf dem Gebiete der Kunst wie aller Geistesarbeit haben. Sie werden aber auch mit sich zufrieden sein und bei allen Hemmnissen ein glückliches Dasein führen. Hiezu kann die Kunst desjenigen beitragen, den wir heute miteinander feiern.

Literarische Miszellen.

J. Steyrer, Der Ursprung und das Wachstum der Sprache indogermanischer Europäer. Wien 1905, A. Hölder. 175 SS.

Die vorliegende Schrift verfolgt den Zweck, die evolutionistische Entstehung der gesamten Sprache der Indogermanen aus der Vokalver-

bindung *oa* darzutun. Der scheinbar gelehrte Aufputz vermag über das unmethodische und willkürliche Vorgehen des Verf. nicht hinwegzutäuschen, welches sicher ebensowenig wie seine frühere Arbeit über die ursprüngliche Einheit des germanischen Vokalismus, in der ja eigentlich auch schon der Kernpunkt der neuesten Publikation — Deszendenz aller Vokale von *oa* — für die germanischen Dialekte aufgestellt war, die Zustimmung irgend eines nur über das gewöhnliche Maß der Urteilsfähigkeit verfügenden Sprachforschers finden wird. Besonders bezeichnend ist es aber doch, daß der Verf. dieses phantastischen Buches trotz der sachgemäßen Verurteilung seiner Ansichten über den germanischen Vokalismus von kompetenter Seite (vgl. Jahrg. XXXIX 1887, S. 278 f. und 1052 f.) gerade von diesen den Ausgangspunkt zu seinen neuen noch viel weiter gehenden Deduktionen genommen hat. Zur Bestätigung meines ablehnenden Urteils berufe ich mich, obgleich eine solche Berufung eigentlich bei dem Charakter unserer Schrift überflüssig ist, auf die Ausführungen von J. N. Finck in der Deutschen Literaturzeitung 1906, S. 276 f.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Amusements dans l'étude du français. Hors d'œuvre de la grammaire française par E. Eberle. Freienwalde (Oder) et Leipzig 1904, M. Rüger, Libraire-Editeur. 125 SS.

Ein recht unterhaltendes Büchlein mit einer reichhaltigen Sammlung von Bilder- und Worträtseln, Witzen, Wort- und Gesellschaftsspielen; selbst die Künste des Kartenaufschlagens, die Geheimnisse der Blumensprache und Zungenfertigkeits-Kunststückchen sind nicht vergessen. Die Absicht des Verf., Stoffe zur Konversation und Unterhaltung zu liefern und dabei zum Gebrauche des Französischen aufzumuntern, dürfte mit diesem Büchlein vollauf erreicht werden. Freilich ist das Französische nicht immer einwandfrei. So wird im Vorwort von den *élèves des instituts supérieurs en Allemagne* gesprochen und in unfranzösischer Weise *le 1. mars* geschrieben; auch zeigen Reimworte wie *courtes : lourde* (S. 15, um anderes in diesem „Enigme alphabétique pour les enfants" zu übergehen), *poudre : outre* (S. 66), die ein französisches Ohr wohl nicht befriedigen würden, ferner der Ausdruck *chef-rédacteur* (S. 44) und Stellen wie *les assemblés doivent user cet adjectif* (S. 50); *on est permis* (S. 74) und *vous avez le penchant de vous imaginer que vous soyez aimée de tout le monde*, daß nicht immer französische Vorlagen benutzt worden sind. Davon und noch von einigen Druckfehlern abgesehen, ist jedoch das Büchlein für den genannten Zweck recht zu empfehlen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Artarias Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn mit Stationsverzeichnis 1906. 4. Neubearbeitung. 6. Aufl. Preis 2 K 20 h. Wien, Artaria & Ko.

G. Freytags Verkehrskarte von Österreich-Ungarn mit den Balkanländern. Maßstab 1 : 1,500.000 nebst Wandkalender für 1906. Preis 2 K. Wien, G. Freytag & Berndt.

Von der Neuauflage der Artariaschen Karte gilt in allen Punkten das zu ihrer 5. Auflage Bemerkte (vgl. diese Zeitschr. 1905, S. 956). Die

Freytagsche, im gleichen Maßstabe wie die ebenerwähnte gezeichnet, bringt außer deren Inhalt auch vergleichende graphische Veranschaulichungen des Personen- und Güterverkehrs, der Bruttoeinnahmen- und ausgaben, des Standes des verwendeten Anlagekapitals und der Längen der Staats- und der größten österr. Privatbahnen. Sie kennzeichnet überdies die Bezirke der einzelnen staatlichen Betriebsdirektionen durch verschiedene Farben. Dazu kommt der bereits im Titel erwähnte Kalender. Etwas störend wirkt die Reklame für die Erzeugnisse des eigenen Verlages, die sich in der Freytagschen Karte, und zwar selbst innerhalb des Rahmens der Karte breit macht. Da sowohl die Artariasche als die Freytagsche Karte absolute Vollständigkeit anstrebt, leidet die Übersichtlichkeit unter der Fülle von Einzelheiten in zu starkem Maße, als daß die Karten im Unterrichte Verwendung finden könnten. Der allgemeine Gebrauch wird an ihnen dagegen eine recht gute Stütze finden.

Wien. J. Müllner.

Repetitorium und Aufgabensammlung zur Differentialrechnung von Prof. Dr. Fr. Junker (Sammlung Göschen).

Das 129 Seiten umfassende Büchlein ist ein kurzgefaßter Abriß der Differentialrechnung und ihrer Anwendung auf geometrische Probleme. Es bringt in den einzelnen Abschnitten zahlreiche Übungsaufgaben, die namentlich dem Anfänger gute Dienste leisten werden. Die Ausstattung in Druck und Zeichnung ist eine wohlgefällige.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

44. Anton Jeršinović, Komentar h Gollingovi izdaji Kornelija in Kurcija za III. gimnazijski razred (Kommentar zu Gollings Ausgabe des Cornelius und Curtius für die III. Gymnasialklasse). Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Krainburg 1904. 19 SS.

Vorarbeiten zur Abfassung eines lateinisch-slovenischen Schulwörterbuches für Obergymnasiasten fehlen bisher so gut wie ganz. Derartige philologische Kleinarbeiten sind nach der Ansicht des Ref. unbedingt notwendig, wenn ein brauchbares latein.-slov. Schulwörterbuch für die Schüler der oberen Klassen geschaffen werden soll. Es wäre daher angezeigt, wenn sämtliche an den Gymnasien gelesenen Partien der lateinischen Autoren sei es in Form von Kommentaren, sei es in Form von Phraseologien in den Programmen der krainischen Gymnasien bearbeitet würden, damit durch diese Arbeiten und die sich daran knüpfenden Rezensionen endlich einmal eine Einheitlichkeit in der Übersetzung der landläufigsten lateinischen Phrasen erzielt werde.

Jeršinović' Bemerkungen zu Gollings Ausgabe des Cornelius und Curtius sind im allgemeinen treffend und gut; zu bedauern ist nur, daß die zahlreichen Verweisungen auf Kermavners *Latinska slovnica* bald unbrauchbar sein werden, da dieses gute Lehrbuch im Buchhandel vergriffen ist. Außerdem will es mir scheinen, daß sich der Verf. ein wenig gar zu kurz gefaßt und daß er insbesondere die Phraseologie stiefmütterlich behandelt hat.

Anderseits hat Jeršinović vieles, was selbstverständlich ist, aufgenommen; z. B. *uxorem ducere, solo aequare, potior rerum, corruo.* Zur Übersetzung der einzelnen Phrasen hätte ich einige Verbesserungsvorschläge: so *pecunia redit ex metallis* denar prihaja (teče) iz rudokopov; *aliquem dignitate aequiperare* koga v lepoti doseči; *Athenienses peti dicuntur* govvri se, da velja napad Atencem.

Druckfehler begegnen nicht zu selten; doch fallen diese nicht dem Verf. zur Last, da das Programm nicht im Dienstorte des Verf. gedruckt wurde. Im ganzen und großen ist die Arbeit als gelungen zu bezeichnen; wir wollen hoffen, daß der Verf. das Begonnene fortsetzt.

Cilli. Johann Fon.

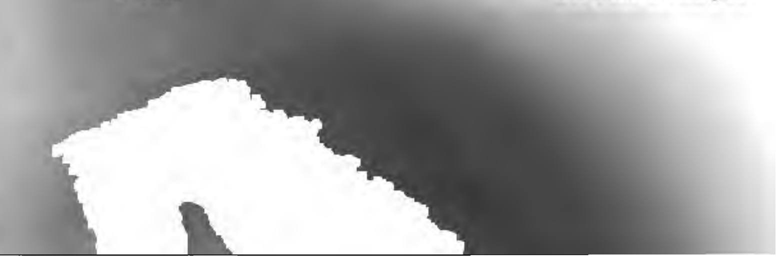
---

45. Vavroušek Franz, Die sprachgeschichtlichen Grundlagen der neuenglischen Orthographie. II. Teil (Schluß). Progr. der Staats-Oberrealschule in Bielitz 1903. 45 SS.

Diese Arbeit setzt den im Programm vom Jahre 1902 angefangenen Stoff fort und führt uns die sprachgeschichtlichen Entsprechungen der Diphthonge *ai, aiə, ei, oi, au, auə, ou,* der reduzierten Vokale ɪ, ə und sämtlicher Konsonanten vor. In einem Résumé werden dann die auffälligsten historischen Schreibungen, von denen einzelne bis ins XII. Jahrhundert zurückreichen, zusammengestellt (S. 43 f.). Wie im ersten Teile (s. meine Besprechung in dieser Zeitschrift 1903, S. 956), ist es auch hier auffallend, daß veraltete oder nur im Dialekt gebräuchliche Wörter von dem lebenden Wortmaterial nicht geschieden werden. Zu den veralteten Wörtern gehören besonders *shide, niding, snite* „Schnepfe“, *wite, thwite, flite, agrise, hine, kine* (S. 3), *avile* (S. 4), *ky, affy* (S. 6), *avale, chasy* (S. 9), *landlain, staith, darrain (derain), baigne, araignee* (S. 10), *besayle, fay* (S. 11), *fey* (S. 12), *boitier, roin* (S. 13), *souter, advoutrer, foulder* (S. 14), *prow* (S. 15), *bollen* (S. 16), *oppone, impone* (S. 17), *alder-best, alder-lievest* (S. 26), *lemman* (S. 41); dialektisch sind die Ausdrücke *snite* „schneuzen“ (S. 3) und *rindle* (S. 26). Die Schreibung *raindeer* (S. 10) ist veraltet für *reindeer*. Von dem betonten Vokal der Wörter *either, neither* nimmt der Verf. nebst der jetzt geläufigen Aussprache *ai* (S. 6) auch eine Aussprache *ei* an (S. 11), die aber nicht existiert; denn jene Wörter können nur entweder aiðə, naiðə oder īðə, nīðə ausgesprochen werden. — In Bezug auf die Etymologie macht der Verf. einen argen Schnitzer, indem er S. 5 das Wort *libel* „Schmähschrift“ vom afrz. *livel* = nfrz. *niveau* ableitet. Es handelt sich hier um das lateinische *lībellus*, welches noch im Neufrz. in der gelehrten Ableitung *libelle* fortlebt und nicht um das lateinische *lībella*, Deminutivum von *lībra*, welches später zu *lībellus* umgestaltet, im Altfranzösischen und Englischen *level*, im Neufrz. *niveau* ergab. Wieso das engl. *bass* mit dem frz. *baiser* in Zusammenhang gebracht werden kann (S. 19), ist mir unerfindlich.

Der Druck ist in diesem zweiten Teile besser als im ersten; es sind mir an Versehen nur folgende aufgefallen: S. 8 tap*o*r st. taper, S. 16 flo st. floe, S. 31 leu*g*th st. length, S. 36 garb*e* st. garb.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.



46. Jerovšek A., Die antike heidnische Sklaverei und das Christentum. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg a. d. Dr. 1902/3. 30 SS.

Es war ein dankbares Thema, das sich der Verf. zur Bearbeitung wählte. In ansprechender Form wird die antik-heidnische Sklaverei in fünf Kapiteln vorgeführt. Wir werden mit dem Begriffe der Sklaverei, ihrer Ausdehnung und Ursache und der Zahl der Sklaven bekannt gemacht, lernen die Quellen der Sklaverei kennen, werden zur Beschäftigung und Behandlung der Sklaven geführt und gelangen endlich zu deren Befreiung durch das Christentum. Es ist selbstverständlich, daß bei Behandlung eines in Bezug auf Zeit und Örtlichkeit so umfassenden Themas nicht Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann, wie denn das Los der Sklaven den verschiedenartigsten Nuancen unterworfen gewesen sein mag. Daher dürfte bereits eine allgemein giltige Definition des Begriffes „Sklave" auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, je nachdem man zunächst an einheimische oder fremde, Privat- oder Staatssklaven denkt. Mitunter ist dem Verf. die neuere Literatur unbekannt geblieben, wenn er beispielsweise sich bei Zahlenangaben auf Athenaeus beruft, der, wie wir wissen, wieder Aristoteles, Timaios und Ktesikles seine Gewährsmänner nennt. Hier wäre Beloch, Die Bevölkerung der griechischen und römischen Welt, S. 84 ff. (1886) einzusehen gewesen, der den Nachweis erbrachte, daß Athenaeus hierin sehr unzuverlässig ist. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der sonst sehr fleißige Verf. sich für seine Arbeit einen engeren Kreis gezogen hätte, etwa so wie vor drei Jahren am kgl. Maximilians-Gymnasium in München Prof. Silverio ein ähnliches Thema behandelte, aber ausschließlich die „Attischen Staatssklaven" in Erörterung zog. Vor etwas längerer Zeit schrieb Prof. Schmidt über „Sklaven bei Euripides" (Grimma 1891). Auf die orientalischen Staaten des Altertums wurde unseres Wissens vom Verf. keine Rücksicht genommen, obwohl wir durch zahlreiche Papyrusfunde, in der letzten Zeit durch die Entdeckung der Gesetze Hammurabis (vgl. Katholik, 83. Jahrg., Jännerheft und Deutsche Juristenzeitung, ed. Laband VIII/5 1902/3; Archiv für Papyrusforschung, ed. U. Wilcken. Leipzig 1902 f.) auch über diese Gegenden genauer orientiert wurden. Übrigens ist es längst bekannt, wie schwer es für Lehrer in Provinz-Mittelschulen ist, die ältere und neuere Literatur einigermaßen zu beherrschen, und doch muß man von einer wissenschaftlichen Arbeit verlangen, daß sie wenigstens mit den Hauptwerken vertraut ist. Um nur einige anzuführen, sei auf Mommsen-Marquardt, Handbuch der römischen Altertümer, drei Bände, und auf das immer noch brauchbare Werk: Gessner, *De servis Romanorum publicis* (1844), für römische Institutionen verwiesen. Ferner gehören hieher die Monographien: Adam, Über die Sklaverei und Sklavenentlassungen bei den Römern (1866); Schambach, Der italienische Sklavenaufstand 74—71 (1872). Für griechische Verhältnisse wäre zu verweisen auf: Richard, *De servis apud Homerum* (1851); Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten, 6. Aufl., ed. V. Thumser (1889). Auch findet sich einschlägiges Material bei Meier und Schömann, Der attische Prozeß, ed. Lipsius (1883 ff.); Büchsenschütz, Besitz und Erwerb (1869); Beloch, Die Bevölkerung der römisch-griechischen Welt (1886); Richter, Die Sklaverei im griechischen Altertume (1886); Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus (1899). Eine nicht hoch genug zu preisende Fundgrube von Nachweisungen ist in L. Schmidts, Die Ethik der alten Griechen, zwei Bände (1882), hauptsächlich im II. Bande enthalten. Über Sklaverei bei Germanen ist beachtenswert: Müllenhoff, Deutsche Altertümer, besonders der IV. Band: Die Germanen des Tacitus (1900), und J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I (1889), S. 417—546, wenngleich hier nur gelegentlich die antike Sklaverei berührt wird. Epochemachend ist auch L. Felix, Entwicklungsgeschichte des Eigentums unter kultur-

historischem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte, 6 Bände (1893—1908), besonders II. Band mit einer ausführlichen Geschichte der Sklaverei. Schließlich möchten wir noch auf Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen (1895) und Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 4. Aufl. (1902), S. 46 mit der dort angegebenen Literatur verweisen. Abgesehen von diesem Mangel verdient die treffliche Abhandlung Beachtung.

Pilsen. G. Juritsch.

---

47. Georg Mair, Auf alten Handelswegen. Die Fahrten des Pytheas ins Zinn- und Bernsteinland (mit zwei Karten). Progr. des Staatsgymnasiums in Pola 1903. 68 SS.

Man muß die zahlreichen vorangehenden Arbeiten des Verf. (Programme der Gymnasien in Saaz, Villach, Pola 1884—1900) mit in Betracht ziehen, um über die vorliegende Arbeit ein richtiges Urteil gewinnen zu können. Ja der Verf. veröffentlicht auch im Programme des Staatsgymnasiums in Marburg 1904 noch einen ergänzenden Aufsatz über „Pytheas von Massilien und die mathematische Geographie“, der einzelnes in den vorangehenden Arbeiten richtigstellt, im großen und ganzen aber deren Ergebnisse erhärtet. In sämtlichen Arbeiten, namentlich aber in der uns vorliegenden, zeigt der Verf. eine seltene Literatur-Sachkenntnis, eine glückliche Kombinationsgabe, die bei dem Mangel an Quellen unerläßlich ist, einen Fleiß und eine Ausdauer, wie sie einzig dastehen. Es ist allerdings eine mißliche Sache, wenn ein Mittelschullehrer aus der „Provinz“ in einer Frage das Wort ergreift, die bisher einzig und allein das Feld anerkannter Zunftgelehrter gewesen ist, besonders wenn er zu Ergebnissen gelangt, die von den Feststellungen solcher Gelehrter abweichen. Derartige Forschungen aber vom hohen Rosse einer akademischen Lehrkanzel abzutun, geht nicht an, namentlich wenn sie von solch wissenschaftlichem Ernste getragen sind. Die Einleitung ist mehr negativ und kritisch gehalten und kehrt sich gegen Müllenhoff, dessen Verdienste sonst nach Gebühr hervorgehoben werden, Matthias und Sieglin. Der Hauptteil schildert uns mit allen wissenschaftlichen Behelfen die Fahrt des Pytheas von Santander nach Cornwallis und Island (Thule), nach der Bernsteininsel Abalus (Samland) und nach Baltia (Skandinavien). Die Besprechung der Cimbern- und Teutonenfrage und die Verteilung der ältesten deutschen Stämme an der Nord- und Ostsee schließt den außerordentlich lehrreichen Aufsatz, der geeignet ist, sämtliche bisher verbreiteten Anschauungen über die Bedeutung und Ausdehnung der phönikisch-karthagischen Handelsfahrten über den Haufen zu werfen.

Marburg a. d. Dr. Julius Miklau.

---

48. Ant. Stark, Die Habsburger als Förderer der chemischen Großindustrie und des damit verbundenen allgemeinen Volkswohles. Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Real- und Obergymnasiums in Gablonz a. N. 1903. 22 SS.

Das Erscheinen des zur Erinnerung an das 50jährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät herausgegebenen prachtvollen Werkes: „Die Großindustrie Österreichs“, einer Festgabe der Großindustriellen Österreichs, hat den Verf. veranlaßt, die Verdienste der Habsburger um die Hebung der chemischen Großindustrie und des damit verbundenen allgemeinen

Volkswohles zu schildern. Verf. will in dem vorliegenden Aufsatze zeigen, „was Österreichs Kaiser getan und noch tut, wenn es gilt, das Wohl seiner Untertanen zu fördern".

Raummangels halber konnten diesmal nur behandelt werden: I. Die Papierindustrie (7 SS.), II. Die Rübenzuckerindustrie in Österreich (5½ SS.), III. Die Fabrikation von Konserven, Zuckerwaren und Kaffeesurrogaten (3 SS.). In jedem Abschnitte wird eine kurze Geschichte des betreffenden Industriezweiges gegeben und zwar unter Anführung der allerwichtigsten Firmen, die sich in dem Fache ausgezeichnet und die dasselbe wesentlich gefördert haben, und unter Aufnahme mancher beredten Zahlenangaben.

Verf. will dem vorliegenden Aufsatze über dasselbe Thema noch andere folgen lassen.

49. Prof. Heinrich Leitenberger, Zur Erinnerung an Justus Liebig. Progr. der k. k. II. deutschen Staatsrealschule in Prag-Kleinseite 1903. 14 SS.

In sehr anziehender Form wird nach einer kurzen Schilderung der Jugendjahre Liebigs dieser große Mann als Lehrer und als Forscher vorgeführt, wobei eine recht zweckentsprechende Anwendung von Zitaten aus des Meisters Schriften selbst, teils aus denen seiner berühmten Zeitgenossen, wie etwa Berzelius, Wöhler u. a. gemacht wird.

Verf. betont unter anderem, daß „Liebig bei seinen theoretisch-chemischen Arbeiten immer zugleich die Ausbildung der experimentellen Methoden als ein wesentliches Mittel zur Erforschung der Konstitution zur Erweiterung und Begründung der chemischen Theorie im Auge behielt".

Seit 1840 etwa hat Liebig keine theoretisch-chemischen Forschungen mehr betrieben. Verf. meint, daß das Lehrgebäude der heutigen Chemie wahrscheinlich rascher aufgebaut worden wäre, wenn Liebig, der so vollständig auf dem Boden der positiven Forschung stand, sich an diesem Baue auch fernerhin beteiligt hätte. Liebig hatte sich aber nunmehr als Aufgabe seines Lebens gestellt, die Aufklärung des Lebens der Pflanzen und Tiere mit Hilfe der Chemie zu betreiben, wodurch er, wie bekannt, zum Schöpfer der Agrikulturchemie und zu einem Gründer und Führer auf dem Gebiete der physiologischen Chemie geworden ist.

Nicht vergessen wird vom Verf. jenes Werk gebührend hervorzuheben, durch das Liebig den breiten Schichten des Volkes näher getreten ist, nämlich die „Chemischen Briefe".

Liebig wird als ein wahrer Wohltäter der Menschheit gefeiert, der dem Volke in unblutiger Weise die Segnungen größeren Wohlstandes und damit eine Vorbedingung höherer Kultur verschaffte.

Weiters wird der hervorragenden Leistungen gedacht, die Liebig auf dem Gebiete der Industrie aufzuweisen hat; auch hier hat er sich ja als Entdecker und Pfadfinder hervorgetan. „Die überragende Bedeutung, die gerade die chemische Industrie Deutschlands auf dem Erdballe erlangt hat, hat ihre Ursache darin, daß in Deutschland Liebigs Grundsätze hochgehalten und befolgt wurden."

Es folgt nun eine Zusammenstellung von Liebigs wichtigsten Publikationen auf wissenschaftlich literarischem Gebiete. Zum Schlusse wird noch Liebig als Mensch kurz charakterisiert, soweit dies nicht schon bei seiner Würdigung als Lehrer geschah, es wird von den äußeren Ehren gesprochen, die dem Meister zuteil geworden sind, und dann von seinem Lebensende.

Wien. Joh. A. Kail.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich von Kleist in Frankfurt a. Oder.

> Er war ein Dichter und ein Mann wie Einer,
> Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
> An Kraft sind Wenige ihm zu vergleichen,
> An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner.
>
> Friedrich Hebbel, 1840.

Nur wenige Jahre trennen uns noch von der hundertsten Wiederkehr des Tages, an welchem Heinrich von Kleist aus einem Leben schied, das voll von bitterer Entsagung und Enttäuschung war. Die Anerkennung, nach der er rang, den Ruhm, nach dem er sich in glühender Sehnsucht verzehrte, er fand sie nicht bei seinen Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden. Spät erst ist ihm Gerechtigkeit geworden, doch unbestritten steht jetzt sein Name ebenbürtig neben den Großen unserer Literatur, und mit wachsendem Eifer und lohnendem Erfolge bemüht sich wissenschaftliche Forschung, das Bild seiner Persönlichkeit zu vertiefen, den reichen Schatz zu heben, der auf dem Grunde seiner Werke ruht.

Doch eine Schuld ist noch zu tilgen. Die Stadt, die zweimal ihn werden sah, deren Hochschule er bildungsdürstend gesucht, bevor er sich aufschwang zu hohem Fluge, die Stadt, die auch das Liebste barg, was er besaß, sein treues Schwesterherz — Frankfurt a. O. harrt noch heute des Besitzes eines Gedenkzeichens, das würdig wäre ihres größten Sohnes.

Das oft Ersehnte soll jetzt Wirklichkeit werden. Ein entscheidender Schritt ist getan. Als Ertrag einer Schrift über die ehemaligen Abiturienten des Frankfurter Friedrichs-Gymnasiums ist aus den Kreisen dieser eine Summe aufgebracht, die, wenn auch noch bescheiden, doch geeignet erscheint, den Grundstock zu bilden zur Ansammlung eines Kapitals für die Errichtung eines Denkmals Heinrich von Kleists in seiner Vaterstadt. Auf dieser Grundlage gilt es weiter zu bauen.

Wir stehen noch unter dem frischen Eindruck der Ehrung Schillers im Säkularjahre seines Todes — ringsum in allen deutschen Landen hat es machtvoll sich geregt, das Gedächtnis dieses Unsterblichen zu festigen — da flamme denn auch das Gedenken auf an den großen Sohn der Mark, an Heinrich von Kleist! Es erwache und erstarke der Wille, ein Bild von ihm zu schaffen, das herniederschaue auf kommende Geschlechter, sie mahnend, so treu und deutsch zu sein wie er!

Der Ruf ist ergangen, möge er Widerhall wecken in deutschen Herzen!

Beiträge werden erbeten an das Bankhaus L. Mende, Frankfurt a. O., Jüdenstraße 16. Auch sind die Komitee-Mitglieder sowie die Geschäftsstelle der Frankfurter Oder-Zeitung zur Annahme und Übermittlung bereit. — Zahlstelle für Berlin: Verlagsbuchhandlung von Ernst Hofmann & Co., W. 35, Derfflingerstraße 16 oder deren Giro-Konto: Deutsche Bank, Depositen-Kasse M, Berlin W. 62.

Zuschriften sind zu richten an Prof. Dr. Bachmann, Frankfurt a. O., Stiftsplatz 10.

Quittung erfolgt in der Frankfurter Oder-Zeitung.

Frankfurt a. O., im Februar 1906.

Das Kleist-Komitee.

Der Sündenbock.

„Hie Gymnasium, hie Realschule“ so hallt jetzt der Streitruf. Die Neuphilologen wollen die Altphilologen aus ihrer Stellung im höheren Bildungswesen verdrängen; die Realschulen wollen das Bildungsmonopol

für sich erringen, das jetzt die Gymnasien besitzen. Soweit dieser Kampf mit sachlichen Argumenten in ehrlicher Weise geführt wird, soll er uns heute nicht beschäftigen. Die folgenden Zeilen sollen nur darauf hinweisen, daß der Kampfeseifer die Gegner des Gymnasiums bisweilen zu einer Kampfesweise verleitet, die von rechtlich denkenden Menschen, welche auch immer ihre Stellung zur Schulreformfrage sein mag, nicht gebilligt werden kann. In den Invektiven dieser Art wird geradezu der klassische Philologe als Sündenbock für alle Schäden unseres Mittelschulwesens behandelt, auch für solche, die mit seinem Fach nicht das geringste zu tun haben. Da werden die Altphilologen als eine in der Kultur zurückgebliebene, jedem Fortschritt prinzipiell sich widersetzende Menschenklasse beim Publikum angeschwärzt. Da wird die „klassische Bildung“ für den angeblichen Klassenhochmut der höheren Stände verantwortlich gemacht.

Ein ergötzliches Beispiel dieser Art von Polemik bildet der Artikel „Harmonische Bildung“ von Professor Leon Kellner im „Neuen Wiener Tagblatt“ Nr. 113 dieses Jahrganges. Er gibt sich als Anzeige von Ludwig Gurlitts Buch „Der Deutsche und seine Schule“; aber statt den Inhalt dieses interessanten Buches unbefangen wiederzugeben, greift der Verf. einzelne Äußerungen Gurlitts heraus, die sich zu Ausfällen gegen die Altphilologen verwerten lassen. Ja er scheut sich nicht, den wahren Sinn von Gurlitts Äußerungen zu entstellen und ihren Wortlaut zu verändern, um sie für seine Zwecke geeignet zu machen.

Schon in dem Jubel, den Herr Prof. Kellner über Gurlitt anstimmt, als über den ersten Altphilologen, der die Reformbedürftigkeit der Gymnasien anerkennt, liegt eine ungerechte Insinuation. Es entspricht nicht den Tatsachen, daß die Altphilologen „in geschlossener Phalanx nach allen Regeln der antiken Kriegskunst“ sich jeder Reform widersetzen und die Jugend „von der modernen Bildung fernzuhalten suchen“. Doch paßt es vortrefflich zu der Absicht des Verfassers.

Kellner preist Gurlitts Buch als einen „Markstein in der Entwicklung der neuesten deutschen Kultur, in Form und Inhalt und vollends in den angedeuteten Zielen“. Daß man durch „Andeuten“ von Zielen Marksteine der Kulturentwicklung setzen kann, wird mancher mit Freude vernehmen und sich dadurch zur täglichen Setzung weiterer Marksteine ermutigt fühlen, zumal wenn er auf der folgenden Seite erfährt, daß in dem Buche Gurlitts Neues kaum zu finden ist, daß der Gedankengehalt auf wenigen Seiten darzustellen gewesen wäre und daß es, um einen Markstein der Kulturentwicklung zu setzen, schon genügt, einleuchtende Wahrheiten „so laut als möglich in die Welt hinaus zu schreien“.

Gurlitt hat zwar an dem jetzigen Gymnasium viel auszusetzen; er ist ein Gegner des Gymnasialmonopols und der Art, wie jetzt der klassische Unterricht betrieben wird, aber er ist kein Anhänger der Sündenbocktheorie, die das Gymnasium und den „Altphilologen“ für alle Schäden unseres Schulwesens verantwortlich macht. Er ist vielmehr der Meinung (S. 119), daß auf die Art der Schulen und auf die Wahl der Methoden herzlich wenig ankommt. „Ich finde deshalb auch nichts überflüssiger, sagt er, als immer wieder neue und verschiedene Lehrgänge und Lehrmethoden auszuarbeiten. Aus demselben Grunde kann ich mich auch für oder gegen keine bestehende Lehrart und keinen bestehenden Lehrplan besonders ereifern. Der ganze Schwerpunkt liegt in dem Geiste, mit dem eine Schule erfüllt ist, in den Persönlichkeiten, welche den Unterricht erteilen“.

„Nach wie vor“, sagt er, „bin ich also der Meinung, daß mit unsern bestehenden Schulen zunächst alles zu leisten sei, was wir nur wünschen können. Nur das Gymnasium und das Reformgymnasium möchte ich in ihrer Lateinkultur eingeschränkt sehen. Wenn sie aber die jetzt verheißene, mehr akademische Spitze bekommen,

dann lasse ich sie mir vorerst auch gefallen, weil ich die mannigfaltigsten Bildungsmöglichkeiten für den größten Segen halte. Dem deutschen Volke steht dann die Wahl der Schulen frei und es kann selbst die Entscheidung treffen, welcher Gattung der Vorzug gebühre". Wahrlich goldene Worte, die ich von ganzem Herzen unterschreibe.

Gurlitts Ingrimm richtet sich nicht gegen das „klassische Ideal" als solches, sondern nur gegen seine unberechtigte Alleinherrschaft und gegen die Art und Weise, wie der klassische Unterricht jetzt vielfach betrieben wird. Er ist hauptsächlich von jener Bewegung beeinflußt, die im Unterricht mehr Freiheit, mehr Natürlichkeit, mehr Liebe, mehr Verständnis für die kindliche Eigenart fordert. Alle Forderungen, die Gurlitt nach dieser Richtung erhebt, betreffen durchaus nicht nur das Gymnasium, sondern ebensosehr die Real- und Volksschule. Von der Fülle der zum Teil sehr wertvollen Gedanken, die Gurlitt hier wie Schneeflocken durcheinander wirbeln läßt, teilt Kellner auch nicht einen mit; nur was ihm geeignet scheint, den Haß gegen die „Altphilologen" zu schüren, greift er begierig auf und verdreht es, wenn es nicht gehässig genug ist.

So sagt Gurlitt S. 35: „Wenn heute in einer gebildeten Gesellschaft ein Mann irgend ein lateinisches Zitat fehlerhaft gebraucht, wenn er eine schlechte Aussprache des Französischen verrät, usw., dann schauen sich alle anwesenden akademisch gebildeten Herren mit stummem Entsetzen an". Um auch diese Schuld seinem Sündenbocke aufzubürden, ändert Kellner den Wortlaut. Aus der „gebildeten Gesellschaft" macht er eine „Gesellschaft von klassisch geschulten Herren" und streicht die Bemerkung über die schlechte Aussprache des Französischen, um den Anschein zu erwecken, als ob Gurlitt nur von früheren Gymnasiasten spräche.

Gurlitt erzählt, daß er als Schüler von seinem Klassenlehrer eine Ohrfeige erhielt, weil er die Zeichnung eines Stieres in die Schule mitgebracht hatte. Der Lehrer hatte nämlich hinter dieser Zeichnung einen Spott auf seine Person gewittert. Auch für diese Ohrfeige macht Kellner die klassische Philologie, den armen Sündenbock, verantwortlich, obgleich bei Gurlitt weder ausgesprochen ist noch sich aus dem Zusammenhange ergibt, daß dieser Klassenlehrer ein Altphilologe war.

Aus dem Kapitel in Gurlitts Buch, das die preußischen Schulkonferenzen von 1890 und 1900 behandelt, soll nach Herrn Kellner der Leser entnehmen können, „mit welchen Mitteln die Vertreter des Idealismus arbeiten". Auf der Konferenz von 1890 hätten die Philologen die vom deutschen Kaiser angeregte Reform der Gymnasien vereitelt und die Konferenz in ein Possenspiel verwandelt. Ich will nicht dabei verweilen, daß Gurlitt selbst für seine Darstellung S. 87 mit einem Hinweis auf ungenannte Gewährsmänner die Verantwortung ablehnt und daß Prof. Uhlig in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" 1906, Heft I, S. 66 sie in das Reich der schulpolitischen Mythologie verwiesen und in einigen Hauptpunkten schlagend widerlegt hat. Ich will nur auf das Verfahren hinweisen, durch das ein gegen einzelne Personen ohne Beweis und Gewähr erhobener Vorwurf zu einem Schimpf für die Gesamtheit der Philologen umgestaltet wird. Denn diese, den auserwählten Sündenbock, muß der Leser nach dem Zusammenhang unter den „Vertretern des Idealismus" verstehen.

In höchst ergötzlicher Weise verdreht Kellner am Schluß seines Artikels Gurlitts Polemik gegen den Rechtschreibungsunterricht der Volksschule. „Unsere Volkserziehung", sagt Gurlitt, „befolgt eine Methode, als ob alle Deutschen für die Kanzlei bestimmt wären. Der grammatische, orthographische und kalligraphische Unterricht nimmt auf die wahren Lebensbedürfnisse unserer Bauern, die hinter dem Pfluge hergehen, und die Handwerker, die eine Maschine zu bedienen haben, viel zu wenig Rücksicht". Ich denke, es ist klar, daß hier von der Volksschule die Rede ist. Kellner aber weiß auch aus diesen Worten Gurlitts seinem

Sündenbock, dem humanistischen Gymnasium, einen Strick zu drehen. Er glaubt den letzten, tiefsten Grund für die „merkwürdige Erscheinung" entdeckt zu haben, daß wir einer so belanglosen Fertigkeit, wie der Rechtschreibung unserer Muttersprache, so große Bedeutung beilegen. Worin liegt dieser tiefste Grund? Kellner sagt darüber wörtlich: „Kein Abzeichen, kein guter Ton, keine geheime Regel ist so geeignet, eine Klasse, eine Kaste von der anderen zu scheiden, wie eine sprachliche Eigenart, die man in jungen Jahren erwirbt. Die Sprache der Gymnasiasten ist das Schibboleth der höheren, der herrschenden Schichten, alle anderen Leute gehören zur elenden Plebs. Ist es nicht der Mühe wert, bis zum 18. Jahre die richtige Aussprache und Schreibung von Schibboleth zu lernen, wenn man damit solche Klassenvorrechte erlangt?"

Man höre und staune! Der tiefste Grund für die Hochschätzung der Orthographie liegt in dem Wunsche der herrschenden Schichten, sich von der elenden Plebs abzusondern. Schreiben denn nur die Gymnasiasten orthographisch und erkennen sich an diesem Schibboleth? Bringen es die Realschüler nicht so weit? Man wird zugeben müssen, daß uns Kellner den letzten, tiefsten Grund der „merkwürdigen Erscheinung", genannt Rechtschreibung, schuldig geblieben ist. Aber auch hier ist es ihm gelungen, Gurlitts harmlose Worte zu einer gehässigen und aufreizenden Verdächtigung des Gymnasiums und seiner Zöglinge zu benutzen. Er insinuiert ihnen, daß sie alle anderen Leute zur elenden Plebs rechnen.

Hat man erst einmal den Sündenbock gefunden und ihn der öffentlichen Meinung aufgeschwätzt, dann kann man ihm leicht jeden Schimpf aufbürden und braucht vor keiner Unterstellung mehr zurückschrecken. Aber im Sinne der Wahrheit und Gerechtigkeit, in deren Dienst schließlich jede Wissenschaft, daher auch alle Philologie, mag sie alt oder neu heißen, steht, muß hiegegen entschieden Einspruch erhoben werden[1]).

Wien. H. von Arnim.

Berichtigung.

In dem Artikel „Die körperliche Erziehung ....." in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1906, 2. Heft, S. 161 hat sich bedauerlicherweise ein Irrtum eingeschlichen, der nicht rechtzeitig von mir bemerkt wurde. Es soll daselbst nicht heißen „das I. St.-G....", sondern „die Landes-Realschule in Graz hat keine Jugendspiele gepflegt".

Wien. Max Guttmann.

---

[1]) Wir tun es hier, weil die Redaktion des „Neuen Wiener Tagblattes" ihre anfängliche Zusage, einer Abwehr des von ihr gebrachten Angriffes ihre Spalten zu öffnen, nicht gehalten hat. Für die Ablehnung wurde geltend gemacht, daß mein Artikel persönliche Polemik enthalte. Ich habe mich aber nirgends in dem Artikel mit der Person Prof. Kellners befaßt. Ferner war ein Grund der Ablehnung, daß die Leser des „Neuen Wiener Tagblattes" sich dafür nicht interessieren, „nicht mitgehen" würden. Ich denke, wer mit der Unwahrheit und Entstellung eine Strecke „mitgegangen" ist, darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, an der Hand der Wahrheit diese Strecke wieder zurückzugehen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Halms „Wildfeuer“.

Als ein letzter Nachklang der Halm-Feier möge diese kritische Untersuchung, die sich hauptsächlich mit den Quellen des „Wildfeuer“ beschäftigt, freundliche Aufnahme finden. In den zahlreichen Festartikeln wurde vielfach mehr oder weniger stark die Unselbständigkeit Halms in der Wahl seiner Stoffe betont. So ist es kein bloßer Zufall, wenn gerade gegen ihn zweimal die Anschuldigung des Plagiats erhoben wurde: zuerst hieß es, seine Stücke seien von seinem Lehrer Enk von der Burg geschrieben. Diesem Vorwurfe ist zuerst Heinrich Laube energisch in der „Zeitung für die elegante Welt“ entgegengetreten; die beste Verteidigung, wenn überhaupt eine solche noch nötig, hat der in neuerer Zeit von Schachinger veröffentlichte Briefwechsel der beiden Männer geliefert. Zum zweiten Male und viel aufregender tönte ihm, namentlich aus der deutschen Presse, die Beschuldigung des literarischen Diebstahls entgegen, als sich nach dem ungeheuren Erfolge des „Fechter von Ravenna“ der bayerische Schulmeister Bacherl erhob und erklärte, Halm habe sein, genau denselben Stoff behandelndes Stück, das dem Burgtheater eingereicht war, gekannt und benützt. Eine ganze Literatur knüpfte sich an diese Autorfrage; wieder war es Laube, der zuerst für den sich lange in Schweigen hüllenden anonymen Dichter eintrat, der Aufruhr kam erst ganz zum Stillstande, bis Bacherl das Stück herausgab und sich durch eine öffentliche Vorlesung seines Werkes in Wien lächerlich gemacht hatte. Gewiß kann von einem Plagiat keine Rede sein; aber, es wäre noch zu untersuchen, ob nicht Halm von dem Stoffe durch Bacherls Stück, vielleicht auch nur vom Hörensagen, gewußt haben mag, und der Stoff bedeutet hier, wie bei den meisten Werken Halms, doch ein gut Teil des Erfolges. So hat ihm Enk auch tatsächlich eine Reihe von Themen gegeben, später hat ihm Pachler die „Begum Somru“ und die „Marzipanliese“ zugetragen. Es liegt

Sündenbock, dem humanistischen Gymnasium, einen Strick zu drehen. Er glaubt den letzten, tiefsten Grund für die „merkwürdige Erscheinung" entdeckt zu haben, daß wir einer so belanglosen Fertigkeit, wie der Rechtschreibung unserer Muttersprache, so große Bedeutung beilegen. Worin liegt dieser tiefste Grund? Kellner sagt darüber wörtlich: „Kein Abzeichen, kein guter Ton, keine geheime Regel ist so geeignet, eine Klasse, eine Kaste von der anderen zu scheiden, wie eine sprachliche Eigenart, die man in jungen Jahren erwirbt. Die Sprache der Gymnasiasten ist das Schibboleth der höheren, der herrschenden Schichten, alle anderen Leute gehören zur elenden Plebs. Ist es nicht der Mühe wert, bis zum 18. Jahre die richtige Aussprache und Schreibung von Schibboleth zu lernen, wenn man damit solche Klassenvorrechte erlangt?"

Man höre und staune! Der tiefste Grund für die Hochschätzung der Orthographie liegt in dem Wunsche der herrschenden Schichten, sich von der elenden Plebs abzusondern. Schreiben denn nur die Gymnasiasten orthographisch und erkennen sich an diesem Schibboleth? Bringen es die Realschüler nicht so weit? Man wird zugeben müssen, daß uns Kellner den letzten, tiefsten Grund der „merkwürdigen Erscheinung", genannt Rechtschreibung, schuldig geblieben ist. Aber auch hier ist es ihm gelungen, Gurlitts harmlose Worte zu einer gehässigen und aufreizenden Verdächtigung des Gymnasiums und seiner Zöglinge zu benutzen. Er insinuiert ihnen, daß sie alle anderen Leute zur elenden Plebs rechnen.

Hat man erst einmal den Sündenbock gefunden und ihn der öffentlichen Meinung aufgeschwätzt, dann kann man ihm leicht jeden Schimpf aufbürden und braucht vor keiner Unterstellung mehr zurückschrecken. Aber im Sinne der Wahrheit und Gerechtigkeit, in deren Dienst schließlich jede Wissenschaft, daher auch alle Philologie, mag sie alt oder neu heißen, steht, muß hiegegen entschieden Einspruch erhoben werden[1]).

Wien. H. von Arnim.

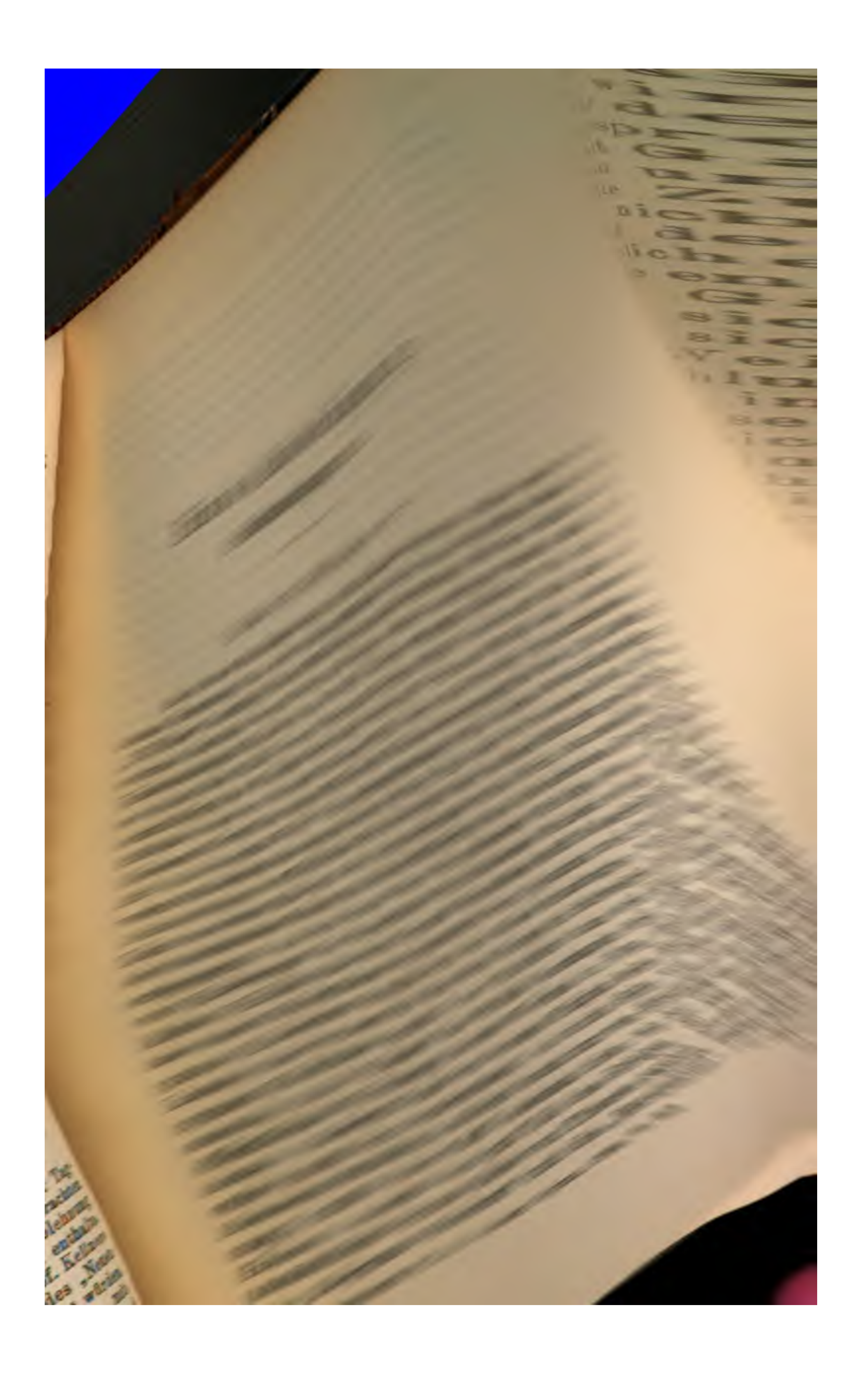
Berichtigung.

In dem Artikel „Die körperliche Erziehung ....." in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1906, 2. Heft, S. 161 hat sich bedauerlicherweise ein Irrtum eingeschlichen, der nicht rechtzeitig von mir bemerkt wurde. Es soll daselbst nicht heißen „das I. St.-G....", sondern „die Landes-Realschule in Graz hat keine Jugendspiele gepflegt".

Wien. Max Guttmann.

---

[1]) Wir tun es hier, weil die Redaktion des „Neuen Wiener Tagblattes" ihre anfängliche Zusage, einer Abwehr des von ihr gebrachten Angriffes ihre Spalten zu öffnen, nicht gehalten hat. Für die Ablehnung wurde geltend gemacht, daß mein Artikel persönliche Polemik enthalte. Ich habe mich aber nirgends in dem Artikel mit der Person Prof. Kellners befaßt. Ferner war ein Grund der Ablehnung, daß die Leser des „Neuen Wiener Tagblattes" sich dafür nicht interessieren, „nicht mitgehen" würden. Ich denke, wer mit der Unwahrheit und Entstellung eine Strecke „mitgegangen" ist, darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, an der Hand der Wahrheit diese Strecke wieder zurückzugehen.



in diesen Tatsachen durchaus kein Vorwurf gegen den Dichter; sie beweisen nur eine gewisse Unsicherheit, die er durch sein ganzes Leben nicht los wurde. Und auch das „Wildfeuer" hat Ahnen, die dem neuen Sprößlinge doch in so auffallender Weise ähnlich sehen, daß man von einer direkten Abkunft sprechen darf, die über allgemeine Familienähnlichkeit entschieden hinausgeht.

Allerdings kann man bei dieser Untersuchung nicht vorsichtig genug sein.

Auf den ersten flüchtigen Blick möchte es erscheinen, als ob das Mann-Mädchen Wildfeuer, der „Hermaphrodit", wie Dingelstedt sagt, mit nahen und entfernten Verwandten in der gesamten Weltliteratur überaus reich gesegnet wäre. Doch in jenen unzähligen Hosenrollen, die da jedem Kenner der Bühnenliteratur von den Spaniern und Alt-Engländern bis hinauf auf unsere neuesten Operetten einfallen, handelt es sich immer um eine mehr oder weniger spielerische Verkleidung, während das Charakteristische des „Wildfeuer"-Stoffes darin liegt, daß das junge Mädchen in seiner männlichen Tracht einen Kampf zwischen dem ihr anerzogenen männlichen Wesen und den Regungen seines wahren Geschlechts durchmacht, in dem die Natur, im Sinne Rousseaus und des alten Spruches „*Naturam expellas furca*", siegt.

So ist es ein psychologisches Motiv, ein sexuelles Problem, das zugrunde liegt. Und nicht nur in der weiblichen Hauptfigur, auch in dem Jüngling, der sich in den Burschen verliebt, während er noch keine Ahnung von seinem weiblichen Geschlechte hat, kommt dieses Problem zum Ausdruck, freilich hier schon mit einem widerwärtigen, unwillkürlichen Nebengedanken, wenn man sich die Frage stellt, was dann geschähe, wenn sich dieser Knabe nicht als Mädchen entpuppen würde?

Wer den Stoff, in diesem Sinne gefaßt, zum ersten Male literarisch fixiert hat, ist bis heute nicht festgestellt. Jedenfalls mag eine romanische Novelle die Wurzel sein. Die erste späte Aufzeichnung, die mir bekannt ist, findet sich in Wielands „Hexameron" unter der Aufschrift: „Die Novelle ohne Titel". Der Erzähler gibt vor, die Geschichte in einem „alten, wenig bekannten spanischen Buche" gelesen zu haben.

Hier heißt es: Don Lope und Donna Pelaja aus der herabgekommenen Familie Moscoso von Altariva in Galizien haben Zwillingskinder, den Knaben Manuel und das Mädchen Galora von merkwürdigster Ähnlichkeit. Der reiche Onkel Lopes hat seinen Großneffen zum Erben seines Vermögens eingesetzt, im Falle seines Todes soll ein Seitenverwandter, der Fähnrich Antonio, an seine Stelle treten. Beide Kinder erkranken, Manuel stirbt, Galora bleibt am Leben. Die Mutter faßt den Entschluß, den Lope nur zögernd billigt, Galora für den Sohn auszugeben und auch als solchen zu erziehen. Ihr Äußeres erwies sich dafür günstig: „Ihre Stimme war tief und unsanft und ihr Busen wurde nicht zum Verräter an

ihr." Nur eine Dienerin und ein alter Diener wissen um das Geheimnis. Mit 21 Jahren ist sie sich ihres Geschlechtes kaum mehr bewußt. Nach dem Tode des Onkels und ihrer Eltern wird sie ungeheuer reich. Als Gesellschafter für den jungen Herrn wird ein armer Kavalier gesucht, ihr Vetter Antonio meldet sich für den Posten unter dem Namen Alonso Noya, er wird der ausgesprochene Günstling und wirkt auf die Heftigkeit und Reizbarkeit Galoras äußerst mildernd ein, er bewegt sie, die nur Reiten und Jagen geliebt, zu Singen und Lesen. Er beachtet jedoch die Zuneigung, die ihm sein junger Herr entgegenbringt, gar nicht, sondern wendet sich einer armen Gräfin Rosa zu, die auf dem Schlosse als bessere Zofe lebt. Diese beobachtet den angeblichen Jüngling, seine Liebesbezeugungen scheinen ihr verdächtig, sie entdeckt — wie, wird nicht gesagt — daß er ein Mädchen ist. Galosa selbst ist ihre Rolle widerwärtig, die Dueña rät ihr, sich Alonso zu entdecken, durch ein Kammermädchen verschafft sich Galora einen weiblichen Anzug; in der Nacht tritt sie als Weib an sein Bett, erklärt ihm den Betrug und spricht den Entschluß aus, dem wirklichen Erben das Vermögen abzutreten und ins Kloster zu gehen. Er enthüllt nun das Geheimnis, wer er sei, und bietet ihr seine Hand an, die sie zurückweist, da sie sich weder schön noch liebenswürdig weiß, „die Gewalt, die meine Natur erlitten hat, ist nie wieder gut zu machen. Die unglückliche Fertigkeit, den Mann zu spielen, wird mich nie verlassen". Sie führt ihren Plan aus, er wird Rosa heiraten. In der Diskussion, die sich bei Wieland unter den Zuhörern entwickelt, wird die Frage aufgeworfen, ob nicht ein tragischer Ausgang für diese Erzählung notwendig wäre. Eine Zuhörerin, Rosalinde, bestreitet dies und meint, daß die Rolle Galoras eine unnatürliche war und daß sich die Natur „mit ihrer ganzen Stärke gegen einen nicht länger erträglichen Zwang empören mußte".

F. Poppenberg, der zuerst auf diese „Quelle" Halms aufmerksam machte[1]), hat richtig hervorgehoben, wie Wieland oder sein unbekannter Gewährsmann seine Heldin jeden weiblichen Reiz hat einbüßen lassen, so daß ihre Resignation der wohlbegründete Abschluß wird.

Derselben Überlieferung scheint Grillparzer gefolgt zu sein, als er sich um 1818 den Stoff aus einer bibliographisch unbekannten „Kleinen Bibliothek im Strickkörbchen" aufzeichnete[2]). Bis auf Kleinigkeiten stimmen Namen und Handlung, ja auch vielfach der Wortlaut mit Wieland überein.

Aber nicht nur in der erzählenden, auch in der dramatischen Literatur hat „Wildfeuer" bereits eine Rolle gespielt, und diese ist gerade für Halm von größter Bedeutung geworden.

[1]) Euphorion 5, S. 158 ff.
[2]) s. Jakob Minor im Euphorion 5, S. 621 f. und Grillparzers Werke, 5. Ausg. 12, S. 170 f.

Man möchte natürlich zunächst an ein spanisches Vorbild denken. Es ist mir aber nicht möglich, ein solches nachzuweisen, und ein Wink, der in dieser Richtung gegeben worden, führt auf falsche Wege. Adolph Pichler [1]) sagt: „Das Motiv ist von Lope entlehnt: „Dieses Wasser trinke ich nicht“. Dieses von Dohm zuerst unter diesem Titel übersetzte Stück, im Originale „*Los milagros del disprecis*“ genannt [2]), hat nicht den geringsten Zusammenhang mit dem Wildfeuer-Stoffe, sondern bringt das „Donna Diana“-Motiv.

Dagegen aber gibt der *roman dialogué* der George Sand, „Gabriele“, zuerst 1841 in der „*Revue des deux mondes*“ erschienen, eine höchst merkwürdige, außerordentlich poetische Ausgestaltung des Stoffes:

Der achtzigjährige Fürst Julius von Bramante hat seine Enkelin Gabriele um der traditionellen großen Erbschaft willen als Knaben auf dem einsamen Stammschlosse unter Obhut eines Hofmeisters auferziehen lassen. Wie das Stück beginnt, ist Gabriel, wie er genannt wird, 17 Jahre alt geworden; durchaus in ritterlichen Neigungen und männlichen Studien auferzogen, ist er gelehrt worden, die Frauen zu hassen und als niedere, dem Manne dienstbare Wesen zu betrachten, er hat keine Ahnung von seinem wahren Geschlechte. Das unserem Stoffe so verwandte Motiv der Achillessage spielt hier deutlich ein. Nunmehr fordert der herrische Großvater, der nach vielen Jahren das Schloß wieder besucht, daß ihm das Geheimnis seiner Natur, das außer dem Fürsten selbst und dem Hofmeister nur ein Diener und die Amme kennen, enthüllt werde.

Gabriel selbst erscheint im Jagdkleide, erhitzt und aufgeregt: sein Pferd drohte zu stürzen, er empfand dabei eine Furcht, die er sich nicht erklären kann und deren er sich schämt. Er spricht von seinem sonderbaren Traume, in dem er sich als Frau gesehen. Langsam kündigt ihm der Hofmeister an, daß er seinem Großvater entgegentreten werde; Gabriel will von ihm Freiheit fordern, die er so schwer vermißt; ohne Interesse hört er den breiten Erklärungen über das Majorat zu, das an die andere Linie zu geraten drohte, wenn er nicht als Knabe geboren wäre. Er protestiert gegen die Ungerechtigkeiten dieser Gesetze; wie er genugsam vorbereitet scheint, zeigt sich der horchende Fürst und führt ihn in sein Zimmer. Der Hofmeister fürchtet eine entsetzliche Szene zwischen dem starren, eigensinnigen Alten und dem leidenschaftlichen Knaben, der von Wahrheitsliebe und vom Unabhängigkeitsgeiste ganz erfüllt ist. „Konnte ich“, meint er, „ein Hexenmeister sein, weiser als die Natur und das Werk der Gottheit im Geiste

[1]) Tagebuch S. 89.

[2]) Vgl. Grillparzer a. a. O. 17, S. 49; Wurzbach, Lope und seine Komödien S. 254.

eines Menschen zerstören?“ Tatsächlich tritt Gabriel dem Greise auf das schroffste entgegen, wie dieser von ihm Beibehaltung seiner Rolle fordert; er hat keine Lust, diesen unsinnigen Familienstolz und den Haß gegen den Verwandten zu unterstützen, nennt den Großvater einen Betrüger, bis ihm der Fürst die Wahl stellt zwischen dem glänzenden Lose eines großen Herrn oder ewiger Gefangenschaft in einem Kloster. Gabriel ist niedergeschmettert durch die Entdeckung, die er bereits geahnt. Er schwört Rache. Er will vor allem den armen jungen Mann suchen, den er seines rechtmäßigen Erbes berauben soll, ihn mit Reichtum überschütten, ihm Freund und Bruder werden.

Er findet ihn, den Grafen Astolphe, in einer Schenke, als kecken Abenteurer, in einem Kampfe gegen Räuber leistet er ihm tapferen Beistand, obwohl er fast ohnmächtig wird, wie er Blut sieht; im Gefängnisse, in das sie beide gebracht werden, betrachtet Astolphe den schlafenden Knaben: „Ich wollte eine Geliebte haben, die ihm gleicht.“ Im Gespräche erheitert er sich über Gabriels Äußerung, daß er die Frauen nicht ausstehen könne. Die beiden Vetter schließen Freundschaft, Gabriel bietet Astolphe seine Börse, von der er ungeniert Gebrauch macht. Sie leben zusammen als reiche Kavaliere, Gabriel läßt sich von Astolphe bereden, sich als Mädchen zu verkleiden, beim Toilettewechsel weist er die Hilfe der Zofe zurück, die sich nicht genug über die Schamhaftigkeit des jungen Mannes wundern kann. Während Gabriel selbst sich im Spiegel recht unbeholfen findet, ist Astolphe entzückt, er findet keine Frau, die ihr gleichen würde, er küßt ihr die Hand. In Beiden steigen Gefühle der Liebe auf. Er führt sie in Gesellschaft zu seiner Geliebten Faustina, Gabriele ist angeekelt von den frechen Reden dieser Kourtisane, ihre Leidenschaft steigt immer höher, sie flieht nach Hause; wie sie sich entkleidet, fehlt ihr der Mantel, sie geht nach Astolphes Zimmer, ihn zu holen, dieser tritt ein und schreit auf: „Gabriel, Du bist ein Weib!“ Er sinkt auf die Knie: „Mein Gott! Mein Gott! Ich danke Dir.“

Wir finden die Beiden als Vermählte im kleinen Schlosse Astolphes wieder. Dort lebt Gabriel ganz als Frau, im Kreise der Familie ihres Gatten, während sie, wenn sie in die Stadt kommen, nur als Mann erscheint. Ihre Schwiegermutter ist wenig zufrieden mit ihr, die weiblichen Arbeiten wollen ihr nicht gelingen, dagegen reitet und jagt sie und wirft das Geld hinaus, niemand weiß, wer sie ist. Aber auch die Ehe selbst gestaltet sich nicht glücklich durch gegenseitige Eifersucht: sie findet nicht den Ton der Frau, wie ihn Astolphe wünscht, sie ist von ungeheuerer Selbständigkeit, die sich auch in der Liebe nicht verleugnen kann, ihre Intimitäten mit dem anderen Geschlechte, während sie selbst den Mann spielt, erbittern ihn, während Gabriele wieder Astolphes Vertraulichkeiten mit Faustina nicht dulden will. So lange sie als Mann lebt, erscheint sie als ein Ideal der Weiblichkeit, wie sie

das ihr gemäße Kleid anzieht, werden ihre Eigenschaften z[illegible] Fehlern. So quälen sie sich gegenseitig, bis sie ihm davonläuf[illegible] Er sucht sie nun leidenschaftlich, während sie als Mann in Ro[illegible] lebt. Schließlich wird sie durch einen Banditen, den der fanatisch[illegible] Großvater gedungen, ermordet.

„Was haben Sie mit Ihrem Experimente erreicht?" sagt Astolphe gegen Schluß des Werkes zum Hofmeister: Daß eine Frau durch Erziehung so viel Logik, so viel Wissenschaft und Mut erreichen kann wie der Mann. Aber es ist Ihnen nicht gelungen, zu hindern, daß sie ein Gefühl habe und daß die Liebe nicht über die Trugbilder des Ehrgeizes siege. Das Herz, Herr Abbé, das ist Ihnen entgangen, Sie haben nur den Kopf zurecht gerichtet."

Daß sie aber, die sich vom Gesetze der Frauen lossagt, doch nicht mehr den Weg zur echten Weiblichkeit findet, das ist der tiefe Gedanke George Sands, und er kommt in dieser stellenweise wahrhaft hinreißenden Dichtung, die bisher trotz Balzacs Bewunderung wenig Beachtung gefunden, zum Ausdruck. Wie unendlich viel Persönliches in der Gestalt Gabrieles lebt, wie George Sand selbst liebte, Männerkleider zu tragen und, besonders gegen Musset, bald den guten Kameraden, bald die Geliebte herauskehrte, wie überhaupt dieses Verhältnis und das zum sterbenden Chopin sich hier wiederspiegelt, wäre der dankbare Gegenstand einer selbständigen literarischen Studie[1]). Eine Bekanntschaft Halms mit dieser Dichtung scheint, schon bei der ungeheueren Beliebtheit der Dichterin in Deutschland, fast zweifellos. Jedenfalls fand er hier schon die bedeutsamste Umformung, die sich gegenüber den erwähnten Erzählungen mit dem Stoffe vollzogen hatte: das verkleidete Mädchen kennt zunächst selbst ihr Geschlecht nicht. Dadurch kam es, besonders da Halm in unwahrscheinlichster, aber theatralisch packender Weise, die Entdeckung bis an den Schluß hinausschob, zu einer Gefühlsverwirrung im Sinne Kleists. Schon in der „Griseldis" hatte er die Frage der Frauenemanzipation gestreift; in der Erzählung der George Sand tritt sie ihm in wirklich tiefer Erfassung entgegen. Aber die psychologische Lösung, die sie brachte, war nicht die taugliche für sein echtes und rechtes Theaterstück. Der kecke Bube René wird im Handumdrehen zum richtigen Mädchen, und alle Erziehung und Vergangenheit ist vergessen. So benützt er wohl manche Züge, aber vom Geiste dieses Vorbildes ist wenig in seiner Verarbeitung zu verspüren.

Dagegen steht, sowohl in Form als in Inhalt und Auffassung, ein gänzlich verschollenes Theaterstück des österreichischen Dichters Anton Pannasch „Der Erbgraf" (am 10. Februar 1847 im Bur[illegible]

---

[1]) Wie sie selbst das Werk nur ganz flüchtig in einem Briefe [illegible]wähnt, weiß auch die Literatur über George Sand nichts darüber sagen, nur Wlad. Karenina würdigt es kurz in seiner Biographie (18[illegible] Bd. 2, S. 139 ff.).

theater zum ersten Male gegeben und nach viermaliger Wiederholung abgesetzt) dem „Wildfeuer" ganz merkwürdig nahe, wie bereits zeitgenössische Kritiker erkannt haben[1]). Das Stück spielt zu Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland. Die Gräfin Theodora von Emmerlingen stellt ihrem Hofe den neuen Herrn ihren Sohn den Grafen August vor: als ihr Gatte tötlich erkrankte, weihte sie das eine der Zwillingskinder, das Mädchen, Gott und schickte sie ins Kloster, da der Knabe ebenfalls bis heute der Welt ferne gehalten worden, sagt sie, sei er in seinem Wesen „mild wie das Moos" geblieben. Sein Benehmen, wie er nicht nach Waffen, sondern nach Veilchen verlangt, den Wein zurückweist, erregt den Verdacht seiner Vettern Eberhard und Heinrich und des ihn hänselnden Narren Elias. Ein wilder Nachbar kündigt dem Grafen Fehde an, ängstlich möchte August jedem Kampfe ausweichen, da springt ihm Eberhard bei und erklärt, für ihn zu Felde zu ziehen, bewundernd spricht August von der Schönheit des Vetters. Elias ist sich bereits klar: „Ein Weib ists oder die Natur hat sich verkehrt und wir, wir Männer wurden Weiber". Er will es durch List zur Selbstentdeckung bringen, vor allem sie in Eberhard verliebt machen. Theodora ist verzweifelt, wie wenig August sich als Mann zu geben weiß, der Mitwisser des Geheimnisses, der alte Arzt Hilarius erinnert sie, daß er sie gewarnt, die Tochter für den verstorbenen Sohn auszugeben. „Weib bleibt Weib und die Verliebtheit läßt sich nicht verleugnen." Sie war wohl immer mutwillig und bubenhaft, jetzt aber ist die Jungfrau fertig. August selbst ist nur Liebe für Eberhard, sie sehnt sich darnach ihr Gewand abzuwerfen, sie ist eifersüchtig auf die Gräfin Agnes, der er zu huldigen scheint. Eberhard zankt sie aus, weil sie mit Papageien und Tauben spiele; sie freut sich seiner Belehrung: er examiniert sie über Rittertugenden, sie nennt Sanftmut, Andacht, Geduld, Mäßigkeit; sie findet, der beste Landgraf sei derjenige, der die meisten Ehen stifte; um seinem Spotte zu entgehen, prahlt sie mit kecken Reiterabenteuern, als er sie vor ein Pferd stellen will, folgt sie ihm mit Zittern und Beben. Eine Nebenhandlung führt die Liebe der Gräfin Agnes und Heinrichs vor: sie möchte einen sanften Mann an ihm haben und sucht ihn für ein idyllisches Leben zu begeistern, während er flucht: „Verdammtes Vieh! die Böcke! Lebend nicht und nicht gebraten mag ich sie." Sie bringt ihn aber zu dem Schwure, das Hirtenkleid so lange zu tragen, bis sie ihn des Versprechens entbinde; er hofft, sie werde bald den Kuhstall aufgeben. Ihre Fragen aus der Theorie der Liebe, ob Ungeduld oder Argwohn dem Herzensbunde mehr schade, ob er dem Ruf zum Kriege folgen könne, wenn seine Freundin in Lebensgefahr wäre, beantwortet er zweideutig oder ablehnend, so daß sie seufzend meint: „Der Liebe schlimmste Pein ist Männerehr'".

[1]) Vgl. die Halm-Ausgabe Schlossars 3, S. 148.

Inzwischen hat man sechs Grafentöchter kommen lassen, damit der Erbprinz eine standesgemäße Wahl treffe; wie Eberhard ihre Bilder besieht und bewundert, kommt August dazu und wird aus Eifersucht ohnmächtig; er will ihm das Wamms öffnen, da tritt die Mutter hindernd dazwischen. Trotz der Belehrungen Elias' läßt sich Eberhard nicht überzeugen, daß August ein Mädchen sei. Heinrich ist des Flechtens von Blumenketten müde geworden, er sträubt sich gegen die Quälerei, die Agnes ihm auferlegt; er erklärt ihr, der Mann dürfe nicht zum Spielzeug herabsinken, für ihn sei Kampf Leben. August gesteht Agnes die Liebe zu Eberhard, sie mißversteht ihn und überläßt sich seiner Umarmung, Heinrick überrascht sie und fordert August zum Kampfe heraus, schon will August geängstigt sein Geschlecht enthüllen, da tritt Theodora wieder dazwischen. Noch versucht die Mutter, August in seiner Rolle festzuhalten, dieser aber erklärt, belauscht von Elias, zur Auguste werden zu wollen, Eberhard beobachtet sie durchs Schlüsselloch, wie sie ihre Männerkleidung ablegt, er umarmt das heraustretende Mädchen; auch Heinrich und Agnes, die plötzlich zu einem weiblichen Lämmchen geworden, empfehlen sich als Verlobte, die Mutter verkündet, daß ihr Sohn in der Schlacht gefallen sei, der jetzige Erbe, Graf Eberhard, in seine Rechte trete und sich mit ihrer eben aus dem Kloster geholten Tochter verlobt habe. Die Schlußverse spricht Elias:

> Der Adler braust zum Himmel auf,
> Die Taube girrt durch Haine,
> Nicht liegt es in der Dinge Lauf,
> Daß anders es erscheine.

Dieses recht handwerksmäßige, plumpe und spannungsarme Stück, das nur sehr geringen Beifall bei seiner Aufführung erntete, lieferte Halm in Vereinigung mit der bereits erwähnten Umänderung des Grundmotivs durch George Sand sein „Wildfeuer“. Den Titel hat er sich wohl, wie Hofrat Minor mich belehrt hat, aus einer Novellensammlung von Bernd v. Guseck „Wildfeuer“ (Berlin 1845) geholt, aber auch nicht mehr, denn die aus der Schule des Willibald Alexis stammenden historisierenden Erzählungen selbst bringen zwar einige männliche Verkleidungen von Mädchen, aber das eigentliche Motiv klingt nirgends auch nur an.

Die Voraussetzungen sind die typischen: Halm verlegt die Handlung nach Savoyen, ins Schloß Dommartin, die Zeit ist dieselbe wie bei Pannasch. Ganz sein Eigentum ist der erste Akt, der Marcel de Prie in das Schloß seiner Väter Arbois führt, wo ihm durch den Seneschall Pierre das Geheimnis seiner Geburt enthüllt wird. Daß er als Renés Waffenmeister, ohne seine Beziehungen zur Familie genauer zu kennen, auf Dommartin lebt, stammt aus den Prosa-Erzählungen. Die Zuneigung, die er seinem ihm willfährigen Zögling entgegenbringt, hat aus George Sand eine Reihe von Tönen erhalten, dort lernt Halm auch das wilde

Auftreten des Knaben, seine Lust am Reiten. Daß Marcel genötigt wird Blumen zu pflücken und die Lämmer zu hüten, nimmt Halm oft wörtlich anklingend aus der Episode Heinrich - Agnes bei Pannasch, die er ganz für das Paar Réné - Marcel verwertet. Halm vermeidet eine ungeschickte Schlußszene, wenn er die Zwillinge seiner Vorlage, ebenso wie George Sand, beseitigt und einfach das Mädchen zum Knaben lügen läßt. Dadurch, daß Marcel auch wo ihm die Enthüllung geworden, nichts gegen die Frauen zu tun beschließt, erhält er einen hübschen, ritterlichen Zug, auch wird durch seine Mitwissenschaft die Liebe zum Knaben viel weniger verletzend. Der Gräfin Theodora entspricht hier die alte Gräfin; ihr zur Seite steht der Arzt Étienne, der ganz dem Arzte Hilarius bis in seine Warnungen nachgebildet ist. „Wildfeuer" erscheint zunächst in den schreiendsten Farben als kleiner Teufel: hetzt er doch sogar seine Meute auf einen eitlen Junker und benimmt sich mit kindischer Ungeberdigkeit. Wie bei George Sand wird die Zartheit und Mädchenhaftigkeit der Erscheinung immer betont. Die Klage, daß er keinen Bart bekomme, kehrt sogar wörtlich wieder. Mit großem Theaterblick ist das freilich ganz künstliche Spiel zwischen Marcel und Réné geführt, immer wieder machen kleine Charakterzüge Marcel schwanken, ob er es mit einem Knaben oder einem Mädchen zu tun habe. Wie bei den beiden ihm vorangehenden Dramatikern spielt Eifersucht eine große Rolle; daß hier ein hübsches Bauernkind Anlaß zur Liebeserklärung gibt, mag durch George Sand angeregt sein, wo Gabriel außer seiner Mutter nur einige Landmädchen gesehen hat. Daß Réné ihre Reden gemein findet, teilt er mit Gabriels Empfindungen bei den Koketterien Faustinas. Die große Liebesszene des 3. Aktes beginnt mit den idyllischen Momenten aus dem Verhältnisse von Heinrich und Agnes, Halm bringt dann ein höchst bedenkliches Motiv, das in allen seinen Vorlagen nur leise angedeutet war, zur vollen, widerwärtig-lüsternen Entfaltung: den Vorschlag eines gemeinsamen Bades, der in seiner ersten Fassung noch etwas weiter ausgesponnen erscheint. Das Kuß-Couplet und der Schluß sind Halms Eigentum, so weit das Lied, das auch Grillparzers kleinem Gedichte „Der Kuß" nahe verwandt ist, sich nicht, wie Minor in der oben erwähnten Abhandlung gezeigt hat, auf ein Midrasch - Motiv zurückführen läßt. Erinnern mag man auch daran, daß sowohl Deinhardstein 1839, als Laube 1853 in ihren Bearbeitungen des Shakespeareschen „Was Ihr wollt" in den Szenen zwischen der verkleideten Viola und dem Herzog viel stärker, als im Originale, die Leidenschaft des Mannes für das verkleidete Mädchen herausgearbeitet und ihm wiederholt den freudigen Ruf: „Es ist ein Weib!" in den Mund gelegt hatten. Mit dieser theatralisch ungeheuer wirksamen Duoszene ist der Höhepunkt des Stückes erreicht. In seinem Grundmotive berührt es sich auch mit dem „Sohn der Wildnis", die Erziehung des wilden Mannes durch sanfte Weiblichkeit ist der

Mittelpunkt, Einzelheiten wie das Blumenpflücken kehren wieder, auch ein Lied steht an korrespondierender Stelle. Der 4. und 5. Akt bedeuten einen starken Abfall. Einmal ist die politische Aktion entsetzlich öde und Gérards Enthüllung seiner Persönlichkeit und großmütige Verzichtleistung auf das Erbe dramatisch sehr ungeschickt. Dann aber auch macht „Wildfeuer“ seinem Namen wenig Ehre mehr: sie ist gleich gezähmt und schlüpft mit großer Bereitwilligkeit in die Mädchenkleidung, die ihr die kleine Margot verschafft, welche die Stelle der Kammerjungfer bei George Sand vertritt. Barfuß pilgert Réné nach Schloß Arbois, ähnlich dem „Käthchen von Heilbronn“, ihrem hohen Herrn folgend. Dort spielt sich der letzte Akt ab, in dem die rein deklamatorisch gehaltene alte Gräfin eine große, aber höchst uninteressante Rolle spielt. Man fühlt deutlich, wie sich Halm mühte, seiner Julie, wo er sie nicht in den Mittelpunkt stellen konnte, doch eine rhetorische Partie zuzuwenden. In ihrer Gegenwart erst klärt Marcel Réné über ihr Geschlecht auf, ein Geistlicher lauert schon im Hinterhalt und, ganz ähnlich wie bei Pannasch, verkündet die Gräfin den Schwiegersohn als Erben, sie schwört alle Feindschaft ab: „Mein Leben war bisher nur Haß und Rachegluт, der Rest sei Liebe“.

Diese letzten Akte, deren Abfall sich Halm wohl bewußt war, hatten ihm große Schwierigkeiten bereitet. Den Stoff selbst hatte er lange in sich getragen, eine Anregung ihn auszuführen, erhielt er durch Friederike Goßmann, deren bubenhafte Drollerie sie wohl für die Hauptfigur geschaffen erscheinen ließen. Sie hatte, wie erzählt wird, ihm lebhaft zugesetzt, er möge doch nicht immer nur für die Rettich schreiben, sondern einmal mit einem Radischen fürlieb nehmen. In Karlsbad 1859 beschäftigte er sich mit dem Stoffe, der ihn, wie er zu Emil Kuh sagte, als ein „blühender grüner Fleck anmutete, wohin sich seine Phantasie flüchtete“. So schrieb er 1860 das Stück vom 4. März bis zum 2. September. Der Anfang geht ihm sehr flott von der Hand, aber im Juni und Juli, während seine Freundin auf Gastspielen ist, will die Arbeit vom 4. Akte ab nicht vorwärts: „Wildfeuer“, schreibt er ihr, „erwartet den Sonnenschein Ihres Blickes, um zu gedeihen“. Aber er müht sich doch es zu vollenden, „wäre es auch nur, um ein warnendes Beispiel zu haben, was geschieht, wenn ich ein Stück schreibe, in dem Sie nicht die Hauptrolle haben“ [1]). Die erste Fassung, die als Konzept in Halms, in schöner Reinschrift in der Rettich Nachlaß, beide jetzt in der Hofbibliothek, erhalten ist, bringt, abgesehen von zahlreichen Änderungen und Kürzungen, die auch einen Monolog Gérards im 4. Akte treffen, noch ein Motiv, das dem des gemeinsamen Bades gleicht, viel bedenklicher ausgeführt, wo Margot bei der Umkleidung Rénés die Entdeckung

---

[1]) Vgl. Anton Schlossar im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 16, S. 75 ff.

macht, daß er ein Mädchen sei. Der 5. Akt führt Gérard und Réné zuerst zusammen, erst während ihrer Vermählung erscheint die racheschnaubende Mutter, sie läßt sich aber leicht bezähmen, auch ihr Entschluß sich in ein Kloster zurückzuziehen, der wohl durch den Ausgang der Prosa-Erzählung angeregt war, wird durch einige freundliche Worte Gérards umgestoßen. Bis auf diese letzte Wendung erscheint mir die erste Fassung glücklicher, sie ließ aber offenbar für Halm die Rolle der Mutter noch nicht genug hervortreten.

Als aber die Goßmann 1860 von der Bühne schied, fehlte die Darstellerin, und der Dichter verschloß das Stück in sein Pult. Das Manuskript hatte er, wie fast alle seine Werke, abgeschrieben und Julie Rettich überreicht, „der treuesten Freundin, der weisesten Ratgeberin, der mildesten Trösterin in dankbarer Hingabe". Sie liest es Freunden gelegentlich vor, so 1862, wo sie schreibt: „Gestern Abend bin ich mit rasendem Ärger ins Bett gegangen, daß das Stück im Pult liegen soll. Es trieft von Poesie". Andere Genossen erhalten das Stück zur Lektüre. Emil Kuh schreibt ihm begeistert: „Ihr Gedicht hat mir wahrhaft schöne, frohe Stunden bereitet; mir ist zu Mute wenn ich daran denke, als hätte ich eine Reise in südliche Länder unternommen.... In diesem Gedichte atmet eine Zufriedenheit mit der Welt, eine Heiterkeit und Erdenlust, wie etwa in einem Gesange Ariostes oder einem Romane Walter Scotts. Bewußt wahrscheinlich haben Sie in „Wildfeuer" ein Gegenstück zu der „Griseldis" geschaffen". Er findet das „sexuelle Moment" „mit unsäglicher Keuschheit" behandelt und beanstandet nur die Stelle von dem gemeinsamen Bade.

Ein anderes Urteil, das von G. zu Putlitz, führte die erste Darstellung herbei. Er dankt ihm (28. September 1863) für die Mitteilung des „reizenden" Stückes, das doch nicht, wie ihm die Rettich schrieb, der Bühne verweigert werden darf. Er hat manche Einwendungen: „Die erste betrifft den Stoff, da uns eigentlich die Prämisse eine Unmöglichkeit zumutet. Es ist nicht möglich, daß ein Zweifel über das Geschlecht so lange verborgen bleiben kann", aber darüber werde sich das Publikum leicht hinwegsetzen. „Ein zweites Bedenken gegen die Aufführung liegt eigentlich nur bei dem poetisch höchsten, von Waldluft und Liebe durchhauchten 3. Akte. Hier hat die Situation notwendigerweise so sinnliche Beimischung, daß ich bei einem dummen und prüden Publikum einen Anstoß möglich halte". Er dringt in Halm, die Aufführung zu gestatten. Erst nachdem er ihm versichert, die richtige Darstellerin Rénés in einem jungen Mädchen, Louisabeth Röckel, zu haben, gibt Halm seine Zustimmung, er zeigt sich aber wiederholt geneigt, sie bei den vielen Strichen Putlitz', die namentlich die zweideutigen Stellen treffen, zurückzunehmen. Am 30. November fand die Urpremière statt, mit größtem Erfolg für Dichter und Darsteller, namentlich für die Röckel: „Das Stück muß überall

gefallen und geht über alle deutschen Bühnen“ schreibt Putlitz ihm nach der zweiten Vorstellung[1]).

Zunächst sollte sich diese Prophezeiung nicht erfüllen. Durch Intervention der Rettich gab Halm das Stück nun auch derjenigen, für die es ursprünglich gedacht war, der Goßmann, sie spielt es in Frankfurt und Mannheim, es macht nahezu Fiasko. Daß das Stück beim norddeutschen Publikum einen schweren Stand hat, fühlte auch noch Laube, als er es später in Leipzig brachte. In Wien ist, schreibt Karl Rettich an seine Tochter, „im Augenblicke wirklich niemand, der die Rolle spielen könnte“. In dieser Zeit mag Zerline Gabillon den undatierten, flehenden Brief an Halm gerichtet haben, in dem es heißt:

„Meiner Empfindung nach hätte ich nur wenig Befähigung für die Rolle als „Wildfeuer“, wenn ich nicht mutig und feurig auch für dieses Ideal meiner Künstlerträume in den Kampf gehen könnte! Muß ich auch fürchten, durch dieses fortgesetzte Drängen dem von mir so hoch verehrten Baron Münch vielleicht ein wenig lästig zu werden, so kann der Dichter des Réné doch nicht verkennen, daß seinem kleinen Helden ängstliche Zaghaftigkeit durchaus ferne liegt, ja daß ihm ein frisches, energisches Eingreifen in die Situation nottut! — Mit dieser Überzeugung wage ich denn keck und verwegen noch einen Angriff auf das mir durch Ihren Machtspruch noch immer verschlossene Heiligtum und bitte — zum letzten Male — geben Sie „Wildfeuer“ in meine Obhut. Ich will ihn so liebevoll und sorgsam pflegen, daß er, will's Gott, nichts von dem Glanz und Zauber einbüßt, mit dem ihn Ihre Dichterhand geschmückt!!“

Inzwischen hatte die Rettich bei einem Besuche in Schwerin 1864 die Röckel gesehen und an Halm geschrieben: „Jetzt erst kann ich mir Wildfeuer hier denken, seit ich die kleine Röckel sah, die ich geradezu reizend finde und für ein bedeutendes Talent halte“. Sie waren es wohl, die Laube bewogen, 1866 das junge Mädchen zu engagieren, am 18. Oktober fand die Wiener Erstaufführung des Stückes statt; der Réné bildete die Hauptrolle, ja eigentlich einzig bedeutende Rolle der Röckel, den Marcel gab Sonnenthal, die Gräfin, nachdem die Rettich bereits gestorben war, die Hebbel. Karl Rettich berichtet an seine Tochter: „Die ersten drei Akte machten Furore, der vierte und fünfte fiel ab und die zweite Vorstellung gestern war schwach besucht. Es ist mir ein Rätsel, wie Münch auf einmal die Passion bekommt, wieder aufgeführt zu werden. Sonnenthal war sehr gut, aber die Röckel sehr schwach, die Hebbel gräßlich“. Ein jedenfalls nicht unparteiliches Urteil! Die Zeitungen bestätigen zumeist die Tatsache, daß die letzten Akte abfallen. Die „Wiener Zeitung“ spricht von einem

---

[1]) Vgl. Putlitz, Theater-Erinnerungen 2, S. 35 ff. und Elisabeth zu Putlitz: Gustav zu Putlitz, Ein Lebensbild 2, S. 9.

„systematischen Aufstacheln der Sinnlichkeit". Speidel sagt: „Halms Muse gleicht einem tugendhaften Mädchen, dem ein Faun über die nackte Schulter schaut", die Röckel erfährt nur bedingte Anerkennung, man vermißte gerade das „Wildfeuer" in ihr, dagegen wird Sonnenthals Leistung von allen Seiten als hinreißend bezeichnet. Der Kanzleidirektor der Hoftheater v. Raymond schreibt an Oberstkämmerer Auersperg: „Wildfeuer ist eine herrliche Dichtung, wird meisterhaft gespielt und hat in den ersten drei Akten außerordentlich gefallen. In den beiden letzten Akten wurde die Aufnahme schwächer, woran aber die ganz eigentümliche Dichtung Schuld ist. Dem Reinen ist alles rein, aber es ist doch kein Comtessenstück, und daß jemand mit 18 Jahren nicht weiß, ob er *generis masculini* oder *feminini* ist, ist eine starke Zumutung. Die Szene im 3. Akte, wo Sonnenthal die Wirkung des Kusses erklärt, ist meisterhaft — für Männer. Frauen schließen die Augen und Mädchen träumen sicher davon". So macht das Stück auch seinen Weg. Schon im November kann Karl Rettich berichten: „Wildfeuer scheint sich sehr günstig zu gestalten. Die Vorstellungen waren alle sehr gut besucht und das Stück hat viele Verehrer". Vom 18. Oktober bis letzten Dezember ist es 17mal aufgeführt worden. „Unser Thespiskarren ist durch Wildfeuer etwas geschmiert worden" schreibt Gabillon. Der beste Beweis des großen Erfolges sind immer Parodien. „Wildfeuer" hat noch 1866 drei erhalten: im Theater an der Wien „Stillwasser", im Carl-Theater „Fuchsteufelswild", im Harmonie-Theater „Racketl", in dem die Gallmayer Furore machte. So ging das Stück nun siegreich nach Deutschland und über die Provinzbühnen; Anton Auersperg macht Dezember 1866 die Bekanntschaft in einer „nicht ganz tadellosen Aufführung" in Laibach, „die aber demungeachtet nicht vermochte, die Züge der Meisterhand, die das gefährliche Sujet so glücklich und siegreich bewältigte, zu verwischen".

Halm ist nicht in die Psychologie des Stoffes eingedrungen, sondern ganz auf der Oberfläche geblieben, über der ein sinnliches, fast lüsternes Glanzlicht lockend spielt. Man mag das Stück höher oder niederer bewerten, der Überzeugung kann man sich doch nicht verschließen, daß der Erfolg beim Publikum wesentlich in der Hose Rénés lag und noch liegt. Es ist kein Zufall, daß dieses Stück, das uns stellenweise wie ein Operettentext anmutet, gerade in der Zeit, wo Offenbach seinen siegreichen Einzug in Wien hielt, auf die Bretter kam. Ludwig August Frankl hat ein Gespräch mit Halm aufgezeichnet, das lautet: „Frankl: 'Am Erfolg des „Wildfeuer" hat die Sinnlichkeit mit ihren Anteil und daß das Publikum durch die schöne Helena, nackte Bilder, Debardeurs im Ballsaale vorbereitet ist; vor 20 bis 30 Jahren hätten die Bewunderer der Iphigenien, der Eleonoren, ja Ihrer eigenen Griseldis das Stück gewiß zurückgewiesen, bei allen glänzenden Vorzügen, deren geringster nicht ist, daß Ihre Dichterkraft

den Zuschauer über alles Unwahre, ja Unmögliche hinwegreißt, ihn täuscht. Dann mag er raisonieren!' Halm: 'Aber der Dichter hat es nur mit den Sinnen zu tun!' Frankl: 'Gewiß, aber wie Gutzkow von Hebbel sagte: ‚Seine Muse ist der Uterus'. Warum haben Sie nicht das Ganze ins Fantastische, Märchenhafte gestaltet, wie Shakespeare tut?' Halm: 'Das kann ich nicht. Ich liebe in allen meinen Kompositionen klare, bestimmte Umrisse. Ich kann keine Märchen erfinden. Auch lieb' ich die Schrullen nicht, wie etwa den somnambulen, pathologischen Zustand von Kleist.'" — Frankl hat jedenfalls einen richtigen Einwand erhoben, der zu allen geäußerten Bedenken gegen den Stoff und die Figur des Mädchens hinzutritt: es fehlt an märchenhafter Stimmung, das Stück ist nüchtern, die Poesie liegt nur in der Rede, nicht in der Sache.

Aber „Wildfeuer" bleibt eine Rolle und hat sich als solche doch länger als die übrigen Werke Halms erhalten, wenn auch die Beinkleider Rénés heute in vielfach moderneren Façons überboten sind. Auch dieses Werk droht zu verschwinden, wie „Der Sohn der Wildnis", den Salvinis Kunst längere Zeit galvanisiert hat, wie „Der Fechter von Ravenna", die letzten Überreste einer stattlichen Reihe von Stücken und Erfolgen. Aber gehen auch die Werke unter, eine Reihe von Figuren Ingomar, Parthenia, Wildfeuer, Thusnelda sind Typen geworden, von denen man spricht, ohne ihres Urhebers zu gedenken, „Zwei Herzen und Ein Schlag" lebt im Volksmunde noch heute fort, wie schon in den Fünfzigerjahren die „Wiener Zeitung" konstatierte: „Die Worte 'zwei Seelen und ein Gedanke' flogen von allen Lippen, selbst von solchen, hinter denen kein Gedanke und kaum eine Seele zu vermuten war".

In diesem Sinne mag man eine in dieser Fassung ungedruckte „Grabschrift", die Halm sich selbst 1867 setzte, wohl gelten lassen.

Hier lieg' ich, der Euch manches Lied gesungen,
Das nicht stets groß, doch immer klar gedacht,
Und siegend durch der Sprache Klang und Macht
Ins Auge süße Tränen Euch gezwungen.

Hier lieg' ich, den der heiße Wunsch durchdrungen,
Der Bühne Kunst zur alten Götterpracht
Empor zu heben aus Verfall und Nacht!
Ich rang darnach, doch hab' ich's nicht errungen.

Nicht glänzend zwar, doch freundlich war mein Los:
Von dem Gedanken fühlt' ich mich umwoben,
Als scheidend ich das müde Auge schloß.

Das treu'ste Herz war liebend mir ergeben,
Nie buhlte ich um Gunst beim Pöbeltroß,
Und ich erschuf Gestalten, die da leben.

Wien. Alexander v. Weilen.

Die sogenannte Duenos-Inschrift.

So zahlreich die Erklärungsversuche sind, die die Inschrift des Tongefäßes vom Quirinal in dem Vierteljahrhundert ihres Bekanntseins erfahren hat, kann man doch immer noch nicht sagen, daß sie befriedigend gedeutet worden sei. Ist dieses Resultat geeignet, jeden, der eine neue Interpretation wagen will, zu entmutigen, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß wir Schritt für Schritt weiter gekommen sind und fast jeder der verschiedenen Deutungsversuche sein Scherflein dazu beigetragen hat. Für das Verständnis des Einzelnen brachte der Aufsatz von Thurneysen (Kuhns Zeitschr. XXXV 193) einen entschiedenen Fortschritt, aber seine Deutung des Ganzen ist — das hat L. v. Schröder gewiß mit Recht bemerkt (Österr. Jahreshefte III 8) — doch keineswegs befriedigend. Auch seine Annahme, daß der Schreiber der Inschrift das erste Wort *iouesat*, dessen vorletzter Buchstabe aus *e* verbessert ist, falsch in *iouesat* korrigiert habe, statt, wie er wollte, in *iouaset*, ist nur ein übler Notbehelf. Wird man schon die Annahme eines Schreibfehlers, wo man irgend kann, vermeiden, so ist die eines Versehens bei der Korrektur noch viel bedenklicher. Wer sorgfältig genug ist, eine Verschreibung zu bemerken oder zu verbessern, der wird, sollte man meinen, wenn er sich bei der Korrektur nochmals verschreibt, auch diesen Fehler bemerken und richtig stellen, und wenn auch das Gegenteil denkbar ist, so ist es doch unmethodisch, gerade die am fernsten liegende Möglichkeit anzunehmen. Dasselbe ist natürlich gegen Meringers Lesung *iouasiet* (Indogerm. Forsch. XVI 106) einzuwenden, die durch die unbeweisbare und viel zu künstliche Annahme einer rechtsläufigen Vorlage nicht glaubhafter wird und uns überdies noch eine unbelegte Optativform zumutet.

Der nachstehende Erklärungsversuch [1]) geht von einer Deutung des ersten Wortes aus, auf die ich selbst schon vor mehreren Jahren gekommen war, die aber Th. v. Grienberger Indog. Forsch. XI 342 (vgl. XVI 27 ff.) bereits vorweggenommen hat. Das *iovestod* = *iustō* der alten Forumsinschrift legte es ja auch nahe, das *iouesat* unserer Inschrift = *iūrat* 'er schwört' zu setzen, woraus sich weiter ergibt, daß *deivos* Acc. Pl., nicht Nom. Sing. ist. Diese Deutung wird vor allem zum erstenmal dem wirklichen Tatbestand gerecht. Denn wenn der Schreiber erst *ioueset* geschrieben, dann aber das vorletzte, wohl versehentlich aus der vorhergehenden Silbe wiederholte *e* in *a* geändert hat, dann müssen

[1]) Die Inschrift ist schon so oft besprochen worden, daß ich mir eine nochmalige Beschreibung ersparen darf und mich begnüge, den Text mit der von mir angenommenen Wortabteilung zu wiederholen:

ioue(i)sat deiuos qoi med mitat nei ted endo cosmis uirco sied
astednoisiopet oites iai pak(c?)ari uois
duenos med fe(c)ed en manom einom d(u)enoi ne med ma(l)os tatod.

wir auch annehmen, daß er *iouesat* gemeint hat, und da diese Form = *iūrat* gesetzt vollkommen verständlich ist, so hat der Widerspruch von Meringer gegen Grienbergers nicht bloß scharfsinnige, sondern auch treffende Erklärung gar keine Berechtigung. Einer Bemerkung bedarf nur der lange, senkrechte Strich zwischen dem *e* und dem *s*, der von den einen Erklärern ignoriert, von den andern als Trennungsstrich oder als ein *i* aufgefaßt worden ist. Soll er in der Tat ein *i* sein, so hat der Schreiber mit *ei* vielleicht ein sehr geschlossenes *e* bezeichnen wollen, für das er zuerst, wie zu erwarten, nur *e* geschrieben hatte. Eine Parallele bildet *inpeirator* für *impĕrator* auf dem Dekret des Aemilius Paulus vom J. 189, das auch *decreivit* für *decrēvit* bietet. Die Schreibung *ei* für einen Monophthongen wäre zwar in so früher Zeit auffällig, aber das Dekret des Aemilius ist auch ziemlich alt, älter noch als das *Senatusconsultum de Bacanalibus*, das *ei* und *ī* sorgfältig scheidet. In unbetonter Silbe könnte sich *ei* frühzeitig einem geschlossenen *e* genähert haben. Der Anfang der Inschrift *ioue(i)sat deivos quoi med mitat* ist also zu übersetzen: 'Mein Absender schwört bei den Göttern'.

Die Erklärung des Ganzen hatte ich mir nun freilich, als ich *iouesat* = *iūrat* setzte, wesentlich anders wie Grienberger gedacht. Er sieht den Inhalt des Schwures in dem Satze mit *nei* und übersetzt: „Es schwört bei den Göttern, der mich senden will, daß kein Mädchen dir gewogen sein soll, falls du dich, ohne reichlichen Aufwand zu machen, mit ihr vertraut machen willst". Man begreift da gar nicht, wie der Absender zu einem so merkwürdigen Schwur kommt; was geht es ihn denn an, ob sich der Empfänger mit oder ohne Aufwand ein sprödes Mädchen geneigt macht? — Ich bleibe bei der Erklärung der Sätze mit *nei*..... und *ast*..... als Bedingungssätze und erkenne den Inhalt der eidlichen Versicherung vielmehr in dem letzten Teile der Inschrift: *duenos med feced en manom einom duenoi, ne med malos tatod.* Also: „Es schwört bei den Göttern, der mich zu senden im Begriff steht: wenn dir ein Mädchen nicht geneigt ist, du aber dich........ ihr verloben willst, ein Braver hat mich verfertigt zu gutem Zwecke und für einen Braven, kein Böser soll mich darbringen!" Man sieht, wie gut die mit solchem Nachdruck, positiv und negativ gegebene Versicherung des letzten Satzes zu dem feierlichen Anfang „Es schwört bei den Göttern" stimmt. Man hat früher allzuviel Gewicht auf die Ähnlichkeit des Schlußsatzes mit den Künstlersignaturen gelegt und daraus gefolgert, daß *duenos* der Name des Töpfers sei. Aber daß in so alter Zeit ein Adjektiv von so allgemeiner, farbloser Bedeutung wie *duenos* = *bonus* Individualname gewesen sein könne, bedürfte doch erst des Beweises. Sichere Individualnamen wie *Manios* und *Numasioi* auf der Fibula von Praeneste sehen doch anders aus, und daß im frühen Mittelalter, im 4. und 6. Jahrhundert n. Chr., *Bonus* als

Eigenname vorkommt (s. Pauly-Wissowa RE. III 714), beweist natürlich nichts für unsere Inschrift. Ebensowenig sollte man den späteren Gentilnamen *Bennius* heranziehen, der ganz verschiedener Erklärungen fähig ist (vgl. Schulze, Lat. Eigennamen 519).

Das auf *en manom* folgende Wort ist noch nicht ganz sicher gedeutet. An Thurneysens *(m)einom* = altir. *mian* glaube ich so wenig wie an sein *velod* auf dem Cippus vom Forum; solche Worterfindungen, für die sonst im Lateinischen oder in einem anderen italischen Dialekt jeder Anhalt fehlt, sind doch gar zu gewagt. Der Lautform nach läßt sich mit *einom* nur e i n lateinisches Wort vergleichen, das auf einer Inschrift vorzuliegen scheint, aber bisher nicht erkannt ist. Thurneysen hat zwar KZ. XXXV 204, Anm. 3, auf diese Parallele aufmerksam gemacht, sie aber zugleich, weil er die Kasusform verkannte, zurückgewiesen. Es handelt sich um die Inschrift eines Spiegels aus Palestrina, den Comparetti in den *Rendiconti dell' Accademia dei Lincei,* Serie IV, Bd. V (1889), S. 243 ff., veröffentlicht hat. Auf diesem Spiegel sind ein Mann und eine Frau hinter einem mit zwölf geraden Linien versehenen Spielbrett sitzend dargestellt. Der Mann zeigt mit den Fingern der rechten Hand auf die vierte Linie des Brettes, während er die Linke gestikulierend zu seiner Gefährtin erhoben hat und augenscheinlich zu ihr spricht. Links über ihm steht OПEINOD, rechts von dem ganzen Bilde DEVINCAMTED. Comparetti führt aus, das hier das römische Spiel der zwölf Linien *(duodecim scriptorum)* dargestellt ist, bei welchem wie bei unserem Puffspiel erst gewürfelt und dann nach Maßgabe des Wurfes die Steinchen auf dem Brette verschoben wurden. Comparetti liest nun die Inschrift *opeino ⟨d⟩ devincam ted*, d. i. *opinor, devincam te;* das *d* nach *opeino* soll der irrtümlich voraufgenommene Anlaut des folgenden *devincam* sein, *opeino* altlat. für *opinor* stehen. Daß aber der Graveur in dieser so kurzen Inschrift einen derartigen Fehler gemacht und ihn dann nicht bemerkt und verbessert habe, ist unwahrscheinlich und eine Erklärung, die ohne die Annahme eines Schreibfehlers auskommt, jedenfalls vorzuziehen. Thurneysen meint, daß man *opeinod* wohl schon darum nicht in *op einod* zerlegen dürfe, weil *ob* mit dem Ablativ zwar oskisch, aber nicht lateinisch sei. Er übersieht, daß *einod* der Acc. Sg. Neutr. eines Pronomens sein kann, u. zw., wie die hinweisende Geberde der rechten Hand des spielenden Mannes vermuten läßt, eines Demonstrativpronomens. Etymologisch bietet sich da sofort ved. *ēna-* '*is*' zum Vergleiche, dessen weitere Verwandtschaft letzthin Brugmann (Demonstrativpronomina d. idg. Sprachen S. 92, 109, 113) besprochen hat[1]. *Op einod* würde dann also '*ob istud*'

[1]) Das in den europäischen Sprachen vorliegende *oino-* müßte, wenn es mit altlat. *eino-* zusammengehört, in der ersten Silbe Ablaut haben. Nur slav. *inŭ*, '*unus, quidam, alius*', dessen Entstehung aus *eino-* doch zunächst das wahrscheinlichste ist, zeigt *e*-Stufe wie das lat. Pronomen.

bedeuten und der Spieler also zu seiner Partnerin sagen: 'Auf dies hin, d. h. mit diesem Wurf oder Zug werde ich dich besiegen', 'damit werde ich gewinnen'. Leider hilft uns aber dieses *einod,* so nahe es äußerlich dem *einom* der Duenos-Inschrift liegt, kaum zu dessen Erklärung. Wenigstens wüßte ich nicht, wie *en manom einom* im Sinne von '*in bonum hunc*' im Zusammenhang des ganzen Satzes verstanden werden sollte[1]). Mir scheint daher die ältere Erklärung von *einom* als 'und', die auf dem Vergleich mit paelign. *inom* 'und', osk. *inim* 'und', umbr. *eine* 'und', *enom (ennom), enem* '*tum, deinde*' fußt, wenn auch nicht einwandfrei, so doch vorläufig die beste zu sein. Schwierigkeit macht die Verschiedenheit der anlautenden Vokale; die besteht aber auch unter den oskisch-umbrischen Formen und sie läßt sich mit Planta (Gramm. d. osk.-umbr. Dial. II 464) allenfalls aus mehreren Grundformen wie *einom* und *inim* (auch *enim?)* und deren Kontaminationen erklären. Dann würde also *einom* in unserer Inschrift die Stelle von *et* vertreten, das in der Bedeutung 'und' bekanntlich den ältesten Inschriften noch fremd ist.

Tatod am Schlusse der Inschrift setze ich mit Thurneysen (a. a. O. 209) = *datōd,* nur nehme ich keinen Schreibfehler an, sondern Assimilation des *d* an das *t* der folgenden Silbe, die allerdings durch das vorhergehende stimmlose *s* von *malos* begünstigt worden sein mag. Genau dieselbe Angleichung zeigt *τότω* = *δότω* auf einer attischen Inschrift, CIA. II 603, 18. Das Lateinische zeigt eine ähnliche Angleichung des Anlautes an den Inlaut in *bublicae* = *publicae* in der *Lex Iulia municipalis* CIL. I 206, 68, *bibo* aus **pibō,* skr. *pibāmi.*

Es bleibt nun noch einiges über den Satz nach *ast* zu sagen. Sein letzter Teil *iai pakari vois* kann jetzt wohl als aufgeklärt gelten. E. Vetter (Kleine Beiträge zur lat. Wortforschung, 29. Jahresbericht des Hernalser Gymn., Wien 1908) hat mit guten Gründen die übliche Auffassung der Form *pakari* (oder *pacari*) als Infin. Pass. oder Act. des Verbums *pacāre,* das erst seit Caesar und und Cicero bezeugt ist und auch seiner Bedeutung wegen an unserer Stelle nicht sehr passend erscheint, zurückgewiesen und *pacari* als 2. Sing. Coni. Praes. Pass. des altlat. *pacere* 'zusammenfügen, verbinden, verloben' erklärt. Gerade vom Liebesbunde wird *paco* oder sein späterer Ersatz *pango* nicht selten gebraucht[2]). — Der *iai* vorhergehende Wortkomplex bietet dagegen noch ungelöste Schwierigkeiten: *astednoisiopetoites.* Über den Ge-

[1]) Es besteht auch die Möglichkeit *enmanom* als ein Wort, als negiertes *manom,* also = *immanem* (vgl. *imberbus* neben *imberbis)* zu fassen, demnach *enmanom einom* = '*improbum hunc*' als Apposition zu *med.* „Ein Braver hat mich, den unholden hier, gemacht für einen Braven". Aber sachlich wäre das doch kaum zu rechtfertigen.

[2]) So öfter bei Ovid Her. 15, 35; 20, 157; 21, 185 *(tibi pacta puella).* Catull 62, 28.

brauch des den zweiten Vordersatz einleitenden *ast* kann jetzt auf Vollmer im Thesaurus II 942 verwiesen werden. Für das Folgende hat dann Thurneysen zwar vorläufig die annehmbarste, aber eine leider doch nicht unbedenkliche Deutung aufgestellt: *(t)ed noisi op et oites* = *te* (das er mit *pacari* 'versöhnt werden' verbindet) *nobis ob id utens*. Sie paßt dem Sinne nach durchaus; *oites* = *utens* ist völlig einleuchtend, *op et* = *ob id* mit Thurneysens Begründung wenigstens diskutierbar. Man könnte auch mit Hinblick auf die Ablativformen *dictatored*, *navaled* der *columna rostrata* an einen Ablativ *opet* = *oped* von *ops* 'Hilfe' denken[1]), zumal *ope* sich mit *utens* gut verbinden ließe; eine Entscheidung könnte nur die Deutung des vorhergehenden Wortkomplexes geben. In diesem erkennt Thurneysen mit Bréal, Pauli und Maurenbrecher die alte Form des von Paulus Diaconus bezeugten *nis* = *nobis* und *nois* als Vorstufe dieses altlat. *nīs* wäre gewiß unanstößig, aber über das auslautende *-i* von *noisi*, das er zur Form zieht, hätte Thurneysen nicht mit einem bloßen Hinweis auf Maurenbrecher hinweggehen dürfen, der *noisi* mit der Endung von gr. λύκοισι vergleicht. Denn diese Endung des Dat. Plur. ist sonst außerhalb des Griechischen nicht nachzuweisen und das -σι vermutlich eine griechische Neuerung für älteres *-su*. An sich wäre es freilich möglich, daß sie auch im Lat. bestanden hätte, aber die anderweitigen ältesten Belege dieses Casus im Italischen zeigen nur die Endung *-ois* (altlat. *oloes* = *illis*, osk. *nesimois*). Ein weiteres Bedenken erweckt, wie schon L. v. Schröder betont hat, der Wechsel des Numerus: nach Thurneysen soll das Gefäß, das vorher *(qoi med mitat)* und nachher *(med feced)* mit *med* bezeichnet ist, hier wegen seiner drei Teile sich mit dem Plural *noisi* nennen. Dazu kommt ein Drittes: Thurneysen las davor *ast (t)ed* mit Haplographie des *t* und zog den Acc. *ted* zu *pacari* 'versöhnt werden'. Nachdem aber *pacari* als 2. Sg. Coni. Praes. Pass. von *paco* erklärt ist, läßt sich das *ted* nicht mehr unterbringen, man müßte denn etwa ein Anakoluth annehmen *(te.... pacaris* statt *te .... pacere*[1]). Das Zusammentreffen von drei verschiedenen Bedenken macht leider Thurneysens Deutung dieser Stelle sehr unsicher. Dennoch wird sie sich vom Richtigen kaum weit entfernen, da uns *oites* '*utens*' den angeführten Sinn der Stelle verbürgt. Ich kann auch keine einwandfreie Erklärung an ihre Stelle setzen. Hält man mit Thurneysen doch an der Möglichkeit eines Abl. Plur. auf *-oisi* im Lateinischen fest, wie man ihn als Objekt zu *oites* '*utens*' braucht, so könnte man daran denken, den Zeichenkomplex IƧIONᗡƎTƧA (mit Haplographie des *t) ast (t)ernoisi* zu lesen, sei es, daß der Kopf des P (das auf dieser Inschrift in *virgo, pakari* ohne Schwanz gebildet ist) zu groß oder die Hasta

[1]) Grienberger, Idg. Forsch. XVI 30, A. 1 hält eine Konstruktion mit doppeltem Objekt für möglich.

zu kurz geraten ist. Dann erhält man also *ast (t)ernoisi op et oites* '*ast ternis ob id utens*'. Der Ausdruck *ternis* würde gut dazu stimmen, daß unser Gefäß aus drei Töpfen zusammengesetzt ist, und wenn nicht auf das Gefäß selbst, sich auf das damit zu vollziehende Opfer (*terna* i. e. *sacra*) beziehen, von dem sogleich die Rede sein wird. Also: „du aber dich des dreifachen Opfers zu diesem Zwecke bedienend" usw. Wir hätten dann in *terna* den Terminus technicus für den Zweck des Gefäßes. Indessen bildet diese Lesung eben auch nur eine Möglichkeit, die wegen des Ͻ statt P und wegen der Endung *-oisi* nicht für sicher gelten kann.

Sehen wir von dieser problematischen Stelle ab, so kommen wir demnach zu folgender Übersetzung der Inschrift: Es schwört bei den Göttern, der mich sendet, falls dir ein Mädchen nicht hold ist, du aber, dich .... bedienend, mit ihr vereinigt (verlobt) werden willst: ein Braver hat mich zu gutem Zweck verfertigt und für einen Braven, kein Schlechter soll mich darbringen.

Von vorn herein wahrscheinlich ist, daß der, *qoi med mitat*, mit dem Verfertiger des Gefäßes identisch ist; denn ein anderer, der etwa das Gefäß einem Freunde als Geschenk übersenden wollte, würde doch wohl seine eigenen guten Gesinnungen, nicht aber die des Töpfers beteuern. Also bezieht sich das *mittere* auf das Liefern des Gefäßes an einen Kunden. Weiter ist klar, daß es dazu verwendet werden soll, die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, und die eigentümliche Beschaffenheit des aus drei Töpfen zusammengesetzten Gerätes spricht in der Tat dafür, daß es keinem gewöhnlichen Zwecke diente. Benndorf (Arch. Jahreshefte III 9, Anm. 3) hat zum Vergleich auf den κέρχνος des eleusinischen Kultes hingewiesen, mit dem sich L. Couve (bei Daremberg et Saglio Dict. unter Kernos) und Rubensohn (Athen. Mitteil. XXIII 271 ff.) eingehend beschäftigt haben. Diese zum großen Teil in Eleusis gefundenen Gefäße haben mit der Duenos-Vase — wenn sie auch anders aussehen wie diese — das gemein, daß an ihnen mehrere Töpfe vereinigt sind, u. zw. sind es ganz kleine, aber sehr zahlreiche Töpfchen, die auf dem Rande oder den Schultern einer großen Vase angebracht sind. Nach der Beschreibung von Athenaios XI 476 e dienten diese κοτυλίσκοι zur Aufnahme verschiedener Feldfrüchte, Körner von Mohn, Weizen, Gerste, Bohnen usw., und waren also zu dem Zwecke vereinigt, daß die Erstlinge verschiedener Feldfrüchte zugleich der Gottheit dargebracht werden konnten. Nun hat Meringer (Idg. Forsch. XVI 162 f.) zum Vergleich mit der Duenos-Vase eine moderne Sitte herangezogen, die von W. M. Schmid aus Altbayern berichtet wird. Dort finden sich in manchen Landkirchen als Votivgaben kleine Gesichtsurnen aus Ton, vom Volk Kopfdreier genannt, die nach Schmid, mit

dreierlei (geschenktem) Getreide gefüllt, geopfert wurden und zwar von ledigen Personen, um die Liebe einer gewissen Person des anderen Geschlechtes, und von Eheleuten, um Kindersegen zu erflehen. Kombinieren wir dies mit dem Kerchnos-Opfer und dem Inhalt unserer Inschrift, so ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß ein agrarischer Opferbrauch mit einer bekannten Metapher auf das sexuelle und erotische Gebiet übertragen worden ist. Was Erntesegen bringt, führt auch zu Kindersegen und weiter zu dem, was diesem voraufgehen muß, dem Liebesbunde. Das *(t)atod* am Schlusse der Inschrift ist dann also in sakralem Sinne des Darbringens eines Opfers zu verstehen. Die Einzelheiten dieses Liebesaberglaubens entziehen sich natürlich unserer Kenntnis, aber wir ersehen aus unserer Inschrift, daß man es auch für möglich hielt, damit Mißbrauch zu treiben: der Verfertiger des Gefäßes schwört, daß er es nur zu guten Zwecken geschaffen habe.

Wien. Paul Kretschmer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Fridericus Guilelmus Stegemann, De Scuti Herculis Hesiodei poeta Homeri carminum imitatore. (Rostocker Dissertation). Rostochii, venumdat H. Warkentien 1904. 106 SS. 8°. Preis 2 Mark.

Der Endzweck der Abhandlung ist nachzuweisen, daß der Verf. der pseudohesiodeischen Aspis lediglich als *aemulator Homeri* zu betrachten sei, der mit weitgehendster Ausnützung des homerischen Sprachgutes ein Epyllion zu schaffen strebte, wobei jedoch — wie der Verf. u. a. S. 102 an zahlreichen, aus dem Gebiete der Wortbildung entnommenen Beispielen sehr treffend zeigt — ein gewisses Bemühen, diese Entlehnungen zu verschleiern, unverkennbar ist. Dies gilt ebenso, wie für die Schildbeschreibung selbst, auch für die den Rahmen dazu bildende Schilderung des Kampfes zwischen Herakles und Kyknos. Daß der Verf. auf eigenen Füßen steht, beweist schon die Tatsache, daß es ihm gelungen ist, zu den reichen Sammlungen von Parallelstellen in Rzachs größerer Ausgabe recht erhebliche Nachträge zu liefern; wenn er im Aufspüren von Beziehungen manchmal zu weit geht, so ist das ein Fehler nach der rechten Seite. Auch die Erklärung und Kritik der Aspis hat der Verf. mehrfach gefördert. Erwähnt sei noch, daß er die von dem Dichter der Aspis vertretene Version der Kyknossage für eine sekundäre, von ihm selbst absichtlich umgestaltete hält, sowie daß er der Schildbeschreibung jede Beziehung zu einem wirklichen Kunstwerk abspricht; in der letzteren Hinsicht möchte ich ihm auch nach allem, was wir über die Arbeitsweise des Dichters wissen, rechtgeben, trotz des erst in jüngster Zeit erhobenen Einspruches.

Graz. Heinrich Schenkl.

Antilegomena, die Reste der außerkanonischen Evangelien und urchristlichen Überlieferungen, herausgegeben und übersetzt von Erwin Preuschen. 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Gießen 1905, Alfred Töpelmann (vormals J. Rickersche Verlagsbuchhandlung).

Das innerhalb weniger Jahre nun bereits in 2. Auflage erschienene Buch besteht aus zwei Teilen. Der erste (S. 1—133) enthält (in einer Anordnung, durch welche leider oft Zusammengehöriges zerrissen wird) die griechischen und lateinischen Texte der „Antilegomena“ (d. i. Überlieferungen, die in der Kirche „Widerspruch erfahren haben“: Vorw. VI), wie sie sich bei verschiedenen Kirchenschriftstellern oder auch selbständig erhalten haben, nebst den Zeugnissen darüber, ferner in deutscher Übersetzung (erstlich von Flemming) die Evangelienzitate aus der syrischen Apostellehre, einen koptisch erhaltenen Auferstehungsbericht (veröffentlicht von C. Schmidt) und ein koptisches Evangelienfragment (besprochen von A. Jacoby). Vorangeht ein Verzeichnis der benutzten Quellen, den Abschluß bilden Literaturnachweise (117—122), ein Verzeichnis der Bibelstellen (122—131) und der Eigennamen (131—133). Der zweite Teil (135—216) bringt die Übersetzung der griechischen und lateinischen Stücke. Unübersetzt ist nur wenig geblieben, umgekehrt fehlt zu 136, Z. 6 f. das Original. Bei Stücken, die zweimal begegnen, stimmt die Übersetzung merkwürdigerweise mehrfach nicht überein.

Ich nahm das Buch mit großem Interesse und lebhafter Befriedigung darüber zur Hand, daß mir die beigegebene Übersetzung eines auf diesem Gebiete heimischen Forschers, Herausgebers der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, eine verläßliche Führerin sein werde, der ich umso ruhiger folgen könne, als der Verfasser im Vorw. VI. selbst erklärt, er habe sie großenteils umgearbeitet und zahlreiche Versehen ausgemerzt. Leider bin ich bei näherer Prüfung arg enttäuscht worden und das Vertrauen, das ich anfänglich hegte, schlug in das gerade Gegenteil um. Nun entdeckte ich auf Schritt und Tritt Dinge, die mich überraschten, die ich kaum glauben mochte, waren es ja doch mitunter selbst Verstöße ganz elementarer Natur. Ich beginne mit den Formen. 21, 17 *φησί* „nennen sie“ (also gleichgestellt *φασί* 14) mag als Flüchtigkeit gelten (es ist die ganze Stelle nicht ins reine gebracht); 38, 1 *ἔπαυσέ τε αὐτὸν τοῦ προφητεύειν καὶ βαπτίζειν* „und er hörte auf zu predigen und zu taufen“ (mit Wechsel des Subjektes) mag als Ungenauigkeit bezeichnet werden; 29, 16 f. *ἔτι κάτω χώρει* „da unten ist noch Platz“, wie der Gastgeber zu dem spricht, der oben an der Tafel Platz genommen hat (vgl. Lc. 14, 8 ff.), verdient kaum mehr den Namen einer freien Übersetzung. Vollends läßt sich ein Milderungsgrund nicht geltend machen 46, 11—13 *ἐνδῦσαι ἡμᾶς τὰ ἡτοιμασμένα ἐνδύματα.... ὑπέσχετο* (Jesus) *καὶ αἰώνιον βασιλείαν προνοῆσαι ἐπήγγελται* „er versprach

uns, daß wir ..... die uns bereiteten Gewänder anziehen sollen, und verhieß, daß wir das ewige Reich vorausahnen würden". Das Verkennen der aktiven Form hat auch die richtige Wiedergabe des folgenden Zeitwortes („für das ewige Reich Vorsorge zu treffen") verhindert; 57, 14 f. *τὸν σὸν διδάσκαλον αἰτιῶ* „deinen Lehrer klage ich an"; 61, 19 *ἄρχων μὲν μὴ καλοῦ* „heißt du zwar nicht Führer"; 90, 16 *εὕρομεν* „wir finden" (richtig 91, 8). Ich reihe an 4, 23 *narrat historia* „wird folgende Geschichte erzählt"; 6, 30 *Ioanne*, das der Verf. mit Verkennung der Genetivendung in *Ioannis* ändern will; 46, 8 f. *Χριστὸς μὲν κατὰ τὸ κεχρῖσθαι καὶ κοσμῆσαι τὰ πάντα δι' αὐτοῦ τὸν θεὸν λέγεται* „heißt Christus, weil Gott durch ihn alles gesalbt und geordnet habe"; 85, 7 f. (*ἀέρα*) *ἀκτῖσιν ἡλίου καταλαμπόμενον* „mit den Strahlen der Sonne leuchtend", vielmehr „von den Str. d. S. beschienen". Die Präposition *διά* c. gen. „wegen" begegnet 3, 8; 48, 4; 91, 14; *μετά* c. gen. temporal „nach", „nachdem" 45, 34; 46, 26; 108, 1. Mit Unrecht wird 50, 11 *ἀπό* = *ὑπό* beim Passiv angezweifelt: vgl. 39, 3; 51, 28; 65, 32. 109, 37 *ἐπὶ τούτοις* bedeutet nicht „zu dieser Zeit", sondern „deshalb" wie 18, 15 und *ἐφ' οἷς* 111, 11. Einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern wird eine überhaupt unmögliche, mehrmals auf augenscheinlicher Verwechslung beruhende oder doch an der betreffenden Stelle unzulässige Bedeutung unterlegt: 1, 5 f. *χωρὶς χαρίσματος* „ohne dafür begabt zu sein" ist ganz farblos gegenüber dem lat. *absque gratia spiritus sancti*. — 2, 14 *τὰς δὲ ἐξαλλαγὰς ταύτας τὰς ποικίλας* „diese verschiedenen wunderlichen Vorstellungen", nach 12 f. vielmehr „mannigfache Wandlungen". — 10, 7 *ὡς* nicht „wie", sondern = *ὥστε*. — 14, 28 *αὔξειν* nicht intrans. („die Seele aber) wachse", sondern = *augere*. — 15, 32 *ἀποδεχόμεθα* nicht „wir nehmen auf", sondern „wir nehmen (erkennen) an", Gegensatz *παραιτούμεθα* 33 „wir lehnen ab". — 16, 5 *ὑμεῖς δὲ καταλαβόμενοι* „ihr habt erlebt". — 16, 10 *χρησάμενοι* (*παρ' αὐτῶν*) nicht „erhalten", sondern „geborgt". — 22, 16 *τὸ κάρφος* „den Balken (der im Auge deines Bruders ist)", trotz des allbekannten Zitates aus Mt. 75; Lc. 6, 42; vgl. auch syr. Apostellehre 70, 27 f. — 29, 3 *commotus* „in der Annahme" statt „erregt", wohl veranlaßt durch den folgenden *accus. c. inf.* — 29, 14 *παρακληθέντες* „wenn ihr euch zum Mahle niederlegt", also mit -*κλιθέντες* verwechselt. — 32, 21 *ζημιωθῇ* „(denn was nützt es, wenn einer die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber) gestraft wird?" Kennt der Verf. die Stelle nicht aus Mt. 16, 26, wo die Vulgata übersetzt *animae vero suae detrimentum patiatur?* vgl. ferner syr. Apostellehre 72, 29 f. — 39, 21 *ὁ δὲ αὐτὸν κατέλυσε* „Er aber machte sich los von ihm", nämlich Jesus vom Teufel. Das Verbum ist synonym mit dem anschließenden *κατέβαλεν*. — 40, 30 f. (*ὅπου λησταὶ*) *διορύσσουσι* „nachgraben",

es paßt nur „einbrechen". — 48, 25 τοῖς τέκνοις αὐτῶν „für ihre Schüler" offenbar dem vorausgehenden διδάσκαλοι zuliebe. — 50, 16 ταῖς προφητείαις ἐντυχεῖν „sich in die Prophezeiungen zu versenken", einfach „die Pr. zu lesen". — 51, 32 δεδιδαχέναι „gelernt hätten". — 52, 31 f.; 56, 35 ἑκάστοτε „überall", während das Wort überhaupt nur „jedesmal" bedeuten kann. — 53, 22 ἐπηγγέλλετο „gebeten habe", vielmehr „ankündigte". — 53, 31 ὡς παρεσχηκότας τι „als ob sie etwas hätten". — 54, 13 ἡμεῖς τὴν ἀρχὴν μηδὲ ἐνθυμηθῶμεν „wir nicht einmal einen Anfang machen, indem wir begehren" beruht auf syntaktischer Verkennung. — 55, 34 διὰ τῆς στενῆς καὶ τεθλιμμένης ὁδοῦ „auf dem engen und beschwerlichen Weg", τεθλ. = schmal. Die Bedeutung „enge" wird das Wort auch 86, 5; 12 in Verbindung mit τόπος haben. — 56, 20 πρότερον παρακαλοῦντες „indem sie vorher anfragten". — 59, 33 εὐθὺς ἐπάξας λέγει „dann gebot er ihm und sagte". — 60, 9 διὰ πρόληψιν „wegen ihres Vorurteils" ist nach 7 = διὰ τὸ ὑπὸ τοῦ τῆς κακίας ἡγεμόνος προληφθῆναι. — 60 f., St. 51 ist nach der Übersetzung des Verf. ganz unverständlich, da er ἁγίασμα „Heiligtum" (in Rede steht die Prophezeiung von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels) mit „Heiligung" und, was noch schlimmer ist, καθαίρεσις trotz des vorangehenden καθαιρεθῇ mit „Reinigung" wiedergibt, also an ἁγιασμός und κάθαρσις dachte. — 61, 13 f. διοικεῖν δυνάμενος τὴν ἀγνωμοσύνην τῶν ἀνθρώπων „der imstande ist für die Unwissenheit der Menschen zu sorgen". — 61 f., St. 55 wird ἐπισκέπτεσθαι mit dem Objekte νοσοῦντα(ς) in dem Sinne von „versorgen" genommen, während es doch der t. t. vom „Besuchen" der Kranken ist und genau so in der syr. Apostellehre 76, 25 f., 30 f. begegnet. — 63, 20 Παίζει δὲ λέγων (der Jude bei Celsus) „Komisch ist seine Behauptung", es muß heißen: „spottweise sagt er". — 63, 31 ἀπὸ γυναικὸς ἐγχωρίου „von einem Bauernweib" (vid. „Landmann" und „Landsmann"). — 67, 37 ἐπανέλθωμεν „ich will (nun zu der Erfindung des Juden) übergehen". — 86, St. 25 sind die Z. 5 erwähnten und Z. 6 θηρία genannten ἑρπετά nicht „Würmer", sondern „Schlangen", die ersteren sind als σκώληκες 7 davon unterschieden. — 86, 30 werden komischerweise aus den „falschen Zeugen" (ψευδομάρτυρες) „falsche Märtyrer". — 87, 30 Αὐτίκα „Zugleich". — 89, 34 ὑπερτιθέμεθα „begnüge ich mich". — 90, 14 Εἶτα τὸν κολοφῶνα τοῦ ἐπιζητουμένου προσεπιφέρει „Dann führt er den Satz der genannten Schrift an". — 91, 26 ἐπισκοπήν „die Leitung", es ist „die Würde des Bischofs", ἐπίσκοπος Z. 21; 27 f. — 93, 8 δηλητήριον φάρμακον „ein offenkundiges Gift", also mit δηλόω in Zusammenhang gebracht. — 93, 20 f. ἃ καὶ ἡγοῦμαι τὰς ἀποστολικὰς παρεκδεξάμενον διηγήσεις ὑπολαβεῖν „diese Annahme hat er m. E. auf apostolische Überlieferungen gegründet",

indem der Verf. παραδεξάμενον vor sich zu haben glaubte, während παρεκδέχεσθαι „mißdeuten" heißt. — 98, 2 ὅτι πρηνὴς γενόμενος ἐλάκησε μέσος „daß er (Judas) aufschwoll und mitten aufplatzte". An diesem Mißverständnisse dürfte πρησθείς 7 schuld sein. — 101, 30 *enim* „aber". — 102, 24 *correptionem* nicht „Strafe", sondern „Warnung". — 106, 22 τις τῶν προβεβηκότων „einer der Früheren", es ist „einer der im Alter (τῇ ἡλικίᾳ) Vorgerückten, der Älteren" = *seniorum* 102, 37; 105, 28 (an beiden Stellen vom Verf. mit „Presbyter" wiedergegeben). — 109, 19 τὸ ξύλον, ἐν ᾧ ἀποπιέζει (ὁ γναφεὺς) τὰ ἱμάτια „sein Walkholz, womit er die Mäntel klopft". Gemeint ist „das Holz, mit welchem der Walker (durch Drehen) das Tuch preßt": Pollux X 135 und H. Blümner, Technol. und Terminol. I 172 und 177.

Vieles, teilweise hieher Gehöriges, läßt sich nur im Zusammenhange der ganzen Stelle besprechen, wobei zugleich die vom Verf. geübte Textkritik einige Beleuchtung erfährt. 2, 24 f. οἱ πάντα μᾶλλον ἢ τῷ κατὰ τὴν ἀλήθειαν εὐαγγελικῷ στοιχήσαντες κανόνι ist die Änderung παντί „die allem anderen eher folgen" ganz ungerechtfertigt, indem der Sinn ist: „sie, die alles eher (tun), als daß sie dem der Wahrheit entsprechenden Evangelienkanon folgen". — 7, 9 ist zu περιεῖχε nicht „der Herr" Subjekt, der gar nicht genannt ist, sondern „das Evangelium" 7 f. wie 9, 19 f.; 12, 4 f. und von jenem Verbum hängen auch die Infinitive 12 f. ab, so daß εἶτα, wofür εἰπέ τε empfohlen wird, zu bleiben hat. — 12, 8 f. Αὐτοὶ δὲ ἐπιγράψαντες τὸ κρέας ἑαυτοὺς ἐπλάνησαν kann nach den weiter angeführten Worten nur bedeuten: „sie trugen das Wort Fleisch ein" usw., für welchen Gebrauch des Artikels ich auf 1, 3; 13, 34 verweise. Der Verf. liest ἀπογράψαντες und übersetzt: „Es haben sich, die das Fleisch verwerfen, in Irrtum begeben". — 17, 23 ἐθορυβοῦντο καὶ ἠγωνίων, μήποτε ὁ ἥλιος ἔδυ, ἐπειδὴ ἔτι ἔζη nicht „sie lärmten" und „die Sonne möchte untergehen", sondern „sie waren bestürzt und in Angst, die Sonne möchte untergegangen sein, während Jesus noch lebte". — 33, 27—29 lautet in der Übersetzung: „Zu Esau und Ruben sagt er (Gott) das nicht, auch zu sonst niemand, sondern nur zu denen, von denen nach dem (göttlichen) Heilsplan von der Jungfrau Maria der Messias geboren werden sollte". Der Satz ist ergötzlich. Es ist eben der wiederholte Artikel übersehen (κατὰ τὴν οἰκονομίαν τὴν διὰ τῆς παρθένου Μαρίας), dessen Berücksichtigung den Sinn ergibt: „von denen nach dem durch die Jungfrau Maria zu verwirklichenden Heilsplane Christus abstammen sollte". Verfehlt ist auch das unmittelbar Folgende 29 bis 31. — 34, 4 f. καὶ ἐροῦσιν ἐπὶ τῷ ὀνόματι αὐτοῦ· μεθ' ἡμῶν ὁ θεός „und man wird bei seinem Namen sagen: Mit uns ist Gott". Daß es nur heißen kann: „man wird zum Zwecke

seiner Benennung sagen, ihm den Namen geben", lehrt Mt. 1, 22 (nach Is. 7, 14). — 34, 9 „machte sie schwanger, trotzdem sie noch eine Jungfrau war". Der griechische Wortlaut *κυοφορῆσαι παρθένον οὖσαν πεποίηκε* ist an dieser Übersetzung unschuldig. — 39, 2—4 *φωνὴ ἐκ τῶν οὐρανῶν ἅμα ἐληλύθει, ἥτις καὶ διὰ Δαυὶδ λεγομένη ὡς ἀπὸ προσώπου αὐτοῦ λέγοντος, ὅπερ αὐτῷ ἀπὸ τοῦ πατρὸς ἔμελλε λέγεσθαι* „zugleich kam eine Stimme vom Himmel, die auch durch David von seiner Person geredet hatte, was zu ihm vom Vater gesagt werden sollte". Ich übersetze: „zugleich war eine Stimme vom Himmel gekommen, wie schon aus Davids Munde, der wie von seiner Person aus gerade das sagte, was ihm vom Vater gesagt werden sollte"; über *πρόσωπον (persona)* 2, 7 f.; 4, 14; 5, 14 f. — 44, 8 würde der Verf. *πιστόν* nicht eingefügt haben, wodurch die Konstruktion des Satzes gänzlich zerstört wird, wenn er erkannt hätte, daß die Worte *εἰ γνωρίζοι αὐτόν* 8 und *διδόντα* 10 zusammengehören. — 46, 22 f. *αὐτὸς δὲ καὶ ταῦτα ἐποίει πείθων καὶ τοὺς ἐπ' αὐτὸν πιστεύειν μέλλοντας* „Er selbst aber tat dies, um die, die ihm glauben wollten, zu überzeugen", aber bei denen war es kaum nötig. Die Ignorierung von *καὶ* hat sich gerächt, es muß übersetzt werden: „Er aber tat auch dies, um auch die, welche Bedenken trugen, an ihn zu glauben, zu überzeugen". — 51, 9 f. *πανταχόθεν αὐτὸν κατανοήσαντες ὅτι αὐτός ἐστι καὶ ἐν τῷ σώματι* (Lc. 24, 39 f.) *παρεκάλεσαν αὐτὸν φαγεῖν μετ' αὐτῶν* „sie erkannten nun von allen Seiten, daß er es selbst sei, und sie forderten ihn auf, (da er) leiblich (bei ihnen war), mit ihnen zu essen", stellt sich sofort als ganz unmögliche, willkürliche Konstruktion dar. Zu vgl. 8, 14 f.; 23. — 51 f., St. 84 ist ein Muster von Verworrenheit und Unklarheit. Der Verf. hat sich offenbar die Frage nicht vorgelegt, ob in dem Schlußsatze *τὰ λείποντα τοῦ ψαλμοῦ* (21, 22 f.) *ἐδήλωσεν* nicht *τὰ λείποντα* Subjekt ist. Er will *δηλώσας* lesen und übersetzt im Zusammenhange damit das die vorangehenden Sätze einleitende *ὅτι* nicht mit „daß", sondern mit „da" und „weil" usw. Ich müßte zu weitläufig werden, wenn ich auf das Einzelne näher eingehen wollte. — 53, 13 f. *μὴ ἐξεῖναι τοῦ λοιποῦ τῶν αὐτῷ ἀποδοθέντων μηδὲ ψαῦσαι ἔτι* „daß jener (der Teufel) nicht mehr Macht habe über die ihm (Jesus) Übergebenen und sich nicht mehr mit ihnen befassen dürfe" mit ganz unmöglicher Bedeutung und Konstruktion von *ἔξεστι* und Verkennung von *μηδέ* = *ne — quidem* (*ψαῦσαι*). — 55, 14 *τοῖς δὲ αὐτὸν* (Gott) *διαβεβαιουμένοις ἐν ναῷ εἶναι ἔφη* (Jesus) „Zu denen s[illegible] versicherten im Tempel zu sein, sprach er". — 56, 9 f. *τοὺς ἐφεστῶτας λέγειν τούτῳ Ἐλθὲ καὶ ἔρχεσθαι* [illegible] *Πορεύου καὶ πορεύεσθαι* „so daß er zu einem Das[illegible] sagen kann" usw., statt „so daß die Vorg[illegible] sagen mögen", ist selbst bei Annahme größ[illegible]

Herzen hätte, will ich unterdrücken, um nicht unverhältnismäßig viel Raum in Anspruch zu nehmen. Es gibt nur zweierlei. Entweder der Verfasser entschließt sich bei einer ferneren Auflage zu einer gründlichen Umarbeitung oder er läßt — „im Hinblick auf die vortreffliche Übersetzung der neutestamentlichen Apokryphen, die unter der Leitung von E. Hennecke erschienen ist (Tübingen, Mohr 1904)", Vorw. VI — die seinige ganz weg und beschränkt sich auf eine sorgfältige Revision des Textes, der auch durch Druckfehler entstellt ist.

Wien. R. Bitschofsky.

Thukydides. Ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch, bearbeitet von Christian Harder. Erster Teil: Text. Mit einem Titelbilde und drei Karten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1905.

Daß die bekannte österreichisch-deutsche Verlagsfirma erst nach 11 Jahren in die Lage kam, die bei ihrem Erscheinen günstig besprochene Thukydides-Auswahl Harders neu aufzulegen, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß dieses Buch nur in dem kleineren Teile ihres Absatzgebietes Verwendung findet, während bei uns Thukydides in dem starren Kanon der Schulautoren keine Stelle gefunden hat. Es wäre nun müßig, an dieser Stelle etwa wieder die sehnsuchtsvolle Klage über diese Lücke anzustimmen; weisen ja Symptome der letzten Zeit eher darauf hin, daß der Griechischunterricht sich eher eine andere Reform wird gefallen lassen müssen als eine Ausgestaltung des Autorenkanons. Vielleicht dürfen wir auch ehrlich die Befürchtung aussprechen, daß Thukydides für das gegenwärtig in unsere Gymnasien gepferchte Schülermaterial zu schwierig ist. So lange unser Gymnasium die obligate Vorbereitungsschule für den Staatsdienst bleibt, durch welche all die Tausende teils durchgeleitet, teils durchgedrückt werden müssen, wird eben versucht werden, diesen Durchzug durch das von vielen verkannte und deshalb auch schon bekämpfte Gymnasium einem großen Teile der Frequentanten auf Kosten des philologischen Unterrichtes, besonders des Griechischen, zu erleichtern, und da hat wahrlich Thukydides keinen Platz. Könnte unser Gymnasium, frei von allem Ballaste, eine Schule für ehrlich Wißbegierige sein, die wahrhaft Bildung suchen, dann könnten wir wohl unsern Thukydides aufnehmen und an der Lektüre seines Meisterwerkes Genuß finden.

Nun zu dem Buche Harders, das sich uns als eine sorgfältig durchgearbeitete und gewiß verbesserte Neuauflage darstellt. Vor allem ist die Auswahl um sechs Stücke vermehrt, deren Wahl durchaus eine glückliche zu nennen ist. Neu hinzugekommen ist I 67—87: „Verhandlungen und Beschlüsse in Sparta", jene

hochinteressante Parallele zwischen der kurzsichtigen Politik der Lakedaimonier und dem Unternehmungsgeiste der Athener; ferner I 119—146: Die letzten — unaufrichtigen — Verhandlungen zwischen Sparta und Athen, eine Partie, in welcher durch die Erzählung des kylonischen Frevels, des Verrates des Pausanias und der letzten Schicksale des Themistokles dem Schüler Gelegenheit geboten ist, Vergleiche mit Herodot und Cornelius Nepos anzustellen. Bezeichnend für den Wankelmut des athenischen Demos ist II 59—64, indem sich Perikles schon nach den ersten bösen Ereignissen gegen die Mißstimmung der bereits kleinmütig gewordenen Athener verteidigen muß. Die beiden folgenden neuen Partien bringen Hauptepisoden des Krieges, erstere (III 36, 4 bis 50) die Bestrafung Mytilenes mit den die beiden Hauptströmungen unter den Demokraten schön charakterisierenden Reden des Kleon und des Diodotos, letztere (IV 3—41) die Ereignisse in Pylos und auf Sphakteria. Wegen ihrer dramatischen Einkleidung interessant ist die letzte eingeschobene Partie (V 84—116): die Verhandlungen der athenischen Gesandten und der Vertreter von Melos in kurzer, direkter Rede und Gegenrede.

Wenn neben dem so erweiterten Texte die Inhaltsangaben am Rande in der neuen Auflage weggelassen wurden, so ist das eine Konzession an die Pädagogen, welche derlei „Eselsbrücken" rundweg verdammen. Ref. ist Ketzer genug zu behaupten, daß diese Angaben, zumal in so kurzer, disponierender Form, wie sie in der ersten Auflage standen, neben dem verbindenden deutschen Texte ein sehr gutes, bei Privatlektüre geradezu notwendiges Hilfsmittel sind, bei Partien, die man überschlägt, den vollständigen Zusammenhang herzustellen.

Was den Text selbst anlangt, so liegt der augenfällige Gewinn, zumal für eine Schulausgabe, zunächst darin, daß die — für den Thukydidestext allerdings charakteristischen — Klammern durchwegs beseitigt sind. Indem nämlich der Text nach den inzwischen erschienenen Ausgaben Hudes sorgfältig revidiert und zum größten Teile dem Texte Hudes angeglichen wurde, beherzigte der Herausgeber zugleich die Winke der Rezensenten und traf bezüglich der zweifelhaften Worte eine Entscheidung, indem er sie — fast durchwegs mit Hude — entweder von den Klammern befreite oder tilgte, ein Prinzip, das in einer Schulausgabe einzig und allein zu billigen ist. Weniger nachgiebig zeigt sich Harder seinen Rezensenten gegenüber bezüglich seiner eigenen Vermutungen. Er hatte in der ersten Auflage deren sechs vorgeschlagen und vier auch in den Text gesetzt. Obwohl nun Widmann und Kalinka alle sechs rundweg abgelehnt hatten, gibt er nur II 44, 1 *τραφέντας* auf und schreibt wieder *τραφέντες*, drei[1]) seiner Lesarten behält

[1]) Wenn also im Vorwort zur zweiten Auflage nur zwei eigene Vermutungen aus der ersten Auflage als beibehalten bezeichnet werden, so stimmt das nicht; denn die in der ersten Auflage als eigene Vermutung bezeichnete Umstellung II 52, 2 *ἔκειντο καὶ ἀποθνήσκοντες* erscheint in der zweiten wieder.

er bei. Mit wenig Glück, wie uns scheint. Denn wenn auch II 52, 2 durch die Umstellung *ἔκειντο καὶ ἀποθνήσκοντες* das Partizip *ἀποθνήσκοντες* aus der unerträglichen Nähe des widersprechenden *νεκροί* gerückt ist, so ist es, wie schon Kalinka bemerkte, wieder in den wegen der Tautologie anstößigen Bereich des *ἡμιθνῆτες* gekommen. Ob nicht vielleicht dieses obdachlose *ἀποθνήσκοντες* als ursprüngliche Glosse zu dem immerhin nicht häufigen *ἡμιθνῆτες* in den Text gekommen ist? II 76, 2 hat schon Kalinka die angenommene neue Bedeutung des vermuteten *ξυντεκτηνάμενοι* zurückgewiesen und die Überlieferung gehalten und III 82, 2 ist *ἧσσον χαλεπά* für *ἡσυχαίτερα* ebensowenig nötig als empfehlenswert.

Auch die deutschen Partien des Buches: Einleitung, verbindender Text und erklärendes Namenverzeichnis sind auf den Tadel der Rezensenten hin nunmehr orthographisch, besonders in der Schreibung der griechischen Eigennamen, einheitlich gestaltet, mancher Artikel ist erweitert und genauer gefaßt. Wir würden nur wünschen, daß zwei Ausdrücke: „*Ἔγεστα* an der Nordküste Siziliens“ und „*Ὀλυμπία* Stadt in Elis“ in einer weiteren Auflage richtiger und treffender gegeben würden; vollends auszumerzen wäre dabei der Irrtum: „*Θησεῖον* noch erhaltener Theseustempel in Athen“. Denn bekanntlich ist bei dem vielumstrittenen sogenannten Theseion nur das eine sicher, daß es der Theseustempel der Stadt Athen, der auch von Thukydides VI 61, 2 erwähnt wird, nicht war.

Druck und Ausstattung sind sehr gefällig, Druckfehler der 1. Auflage korrigiert, freilich dabei einige wenige Versehen neu hineingeraten. Neu ist eine schöne Karte von Griechenland und der thrakischen und kleinasiatischen Küste mit mehreren Stadtplänen von Athen und Umgebung, ferner im Texte ein Kärtchen für die Ereignisse auf Sphakteria.

Daß der Anhang illustrierender Stellen anderer Autoren zum Berichte des Thukydides weggefallen ist, ist zwar ein wenig zu bedauern, tut aber dem Werte des Buches, welchem wir in seiner verbesserten Form die weiteste Verbreitung wünschen, keinen Abbruch.

Wien. F. Perschinka.

Dr. Paul Dörwald, Aus der Praxis des griechischen Unterrichtes in Obersecunda. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1905. 195 SS. 8°.

In dem vorliegenden Werke hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, in einem vorbereitenden Teile die allgemeinen Grundsätze über Auswahl und Behandlung der Lektüre zu geben, im besonderen die gegen die Lektüre der Obersecunda (Herodot, die Memorabilien Xenophons und Homers Odyssee) mehrfach erhobenen

Angriffe zurückzuweisen. Daß des Verf.s Arbeit auf langjähriger Erfahrung beruht, offenbart sich auf jeder Seite des Buches und tritt vor allem in dem oben erwähnten allgemeinen Teile klar zutage, in welchem er u. a. mit Recht gegen die Forderung sich ausspricht, als ob sich die griechische Lektüre enge an den gleichzeitigen geschichtlichen Unterricht anschließen müßte, und für den obligaten Unterricht den Gebrauch von Chrestomathien an Stelle der mehr oder weniger vollständigen Lektüre einzelner Werke ablehnt. Ebenso verdient es allgemeine Billigung, wenn er hervorhebt, daß wir auch mit der griechischen Lektüre gleichzeitig erziehliche Zwecke verfolgen, daher nur solche Schriftwerke in Betracht kommen können, welche die besten Seiten des Griechentums zum Ausdrucke bringen; nicht minder, was er zu Gunsten von Herodot, von Xenophons Memorabilien und Homers Odyssee vorbringt. Sein Axiom: „die Odyssee ist als ein Kunstwerk zu lesen und zu behandeln", das in gleichem Maße von der Ilias gilt, wünschte man von den Lehrern bei der Auswahl des Stoffes wie bei dessen Behandlung allgemein beachtet. Hinsichtlich der Behandlung der Lektüre warnt der Verf. mit Recht vor zu langen Einleitungen, vor allzu starker Betonung des Technischen bei der Übersetzung, vor der Hervordrängung der Realien und dem übertriebenen Gebrauch der Anschauungsmittel, fordert hingegen eine geschichtliche Betrachtung der Lektüre durch Vergleichung besonders mit der Gegenwart und will neben dem Intellekt auch Phantasie und Gefühlsleben bei der Lektüre zu ihrem Rechte kommen lassen. Ebenso entschieden hält er anderseits daran fest, daß die Lektüre das völlige sprachliche Verständnis des Textes zur Grundlage haben müsse, und weist der extemporierten Lektüre den gebührenden Platz an. Unnötig erscheint es allerdings nach meiner Erfahrung, der Lektüre des Herodoteischen Geschichtswerkes eine Übersicht der Hauptgesetze des neuionischen Dialektes vorauszuschicken. In den folgenden drei Abschnitten trifft der Verf. zunächst die besondere Stoffauswahl (aus Herodot, Xenophons Memorabilien und der Odyssee) und stellt sodann die Ergebnisse der Lektüre zusammen. Das 2. und 3. Kapitel schließt mit konkreten Beispielen von der Behandlung der Lektüre ab. Überall zeigt sich auch hier der gewiegte Praktiker, so wenn er hinsichtlich der Odyssee die Auswahl der Lektüre in erster Linie von ästhetischem Interesse bestimmen läßt.

Mag sich die Darstellung stellenweise zu breit gestalten, mögen gewisse Einzelheiten, z. B. das nach meiner Überzeugung hin und wieder zu weit gehende Hervorheben des geographischen Moments oder die besondere Wertschätzung von Xenophons Memorabilien III 3, nicht einwandfrei erscheinen, dies mindert die Bedeutung der für Anfänger zum Zwecke methodischer Belehrung besonders empfehlenswerten und auch für Erfahrene lesens- und beachtenswerten Schrift eines feinfühligen, weitblickenden Praktikers nicht im geringsten.

Wien. V. Thu[illegible]

De poetarum Romanorum doctrina magica quaestiones selectae, scripsit Ludovicus Fahz. Gießen, A. Töpelmann 1904. 64 SS.

De extispicio capita tria, scripsit et imaginibus illustravit Georgius Blecher. Als Anhang: Einige Bemerkungen über die babylonische Leberschau von C. Bezold. Erschienen ebendort 1905. 75 u. 7 SS.

Die beiden Schriften füllen das dritte und vierte Heft vom zweiten Bande der religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten von A. Dieterich und R. Wünsch. Fahz entwickelt unter sorgsamer Benützung der reichhaltigen Literatur über antike Magie die Anschauungen der römischen Dichfer des 1. Jahrhunderts vor und nach Christus über Totenbeschwörung (Kap. I) und Liebeszauber (Kap. II). Zu diesem Zwecke sammelt er die einschlägigen Dichterstellen nach den Kategorien *sacrificia* (Menschen-, Tier- und unblutige Opfer) und *precationes*; beim Liebeszauber treten als besonders wirksam Sympathiemittel und Phylakterien hinzu. Die betreffenden Stellen werden mit Zuhilfenahme der Zauberpapyri, aus denen der Verf. einige kleinere Stücke neuerdings ediert hat, und anderer gleichartiger Schriftstellerzeugnisse besprochen und erklärt. Im III. Kapitel behandelt der Verf. die Quellen der einzelnen Dichter, zumal das VI. Buch von Lucans *Pharsalia*, zu dem er einen fortlaufenden Kommentar gibt. Bezüglich des Liebeszaubers kommt er zu dem wohlbegründeten Resultate, daß sie ihre Kenntnis desselben zum größten Teile aus griechischen Dichtern, besonders der attischen Komödie geschöpft haben. Was die Totenbeschwörungen anbelangt, so läßt er die Quellen des Seneca, Statius und Valerius Flaccus offen — letzterer könnte aus Lucanus geschöpft haben — Lucanus selbst benützte neben einigen früheren römischen Dichtern hauptsächlich irgend ein griechisches Zauberbuch. Wie wir uns dieses zu denken hätten, zeige Z. 1390 bis 1495 eines von C. Wessely herausgegebenen Pariser Papyrus: *Ἀγωγὴ ἐπὶ ἡρώων ἢ μομομάχων ἢ βιαίων.*

Blecher stellt im 1. Kapitel die griechischen und die römischen Zeugnisse über die antike Haruspizin in zeitlicher Ordnung zusammen; in einer ausführlichen Anmerkung handelt er über *ἱερά* und *σφάγια*. Daraus schließt er: 1. die Eingeweideschau der Griechen unterscheidet sich von der der Römer und Etrusker in so wichtigen Punkten, daß eine Abhängigkeit ausgeschlossen ist. Übereinstimmungen werden in vielen Fällen mit Recht durch Entlehnung oder Mißverständnisse der späteren römischen Schriftsteller erklärt. Manchmal allerdings, wie zumal bezüglich des durch Plinius und Seneca bezeugten *fel*-Omens für Octavian, ist mir der wirkliche Sachverhalt nicht klar. — 2. Auch die römisch-etruskische und die griechische Eingeweideschau einerseits, die orientalische anderseits sind viel zu verschieden, als daß jene Disziplinen aus dieser geflossen sein könnten. Wir haben es also mit drei verschiedenen Theorien zu tun. — Im 2. Kapitel werden die Ansichten der Alten über die Haruspizin dargelegt. — Kapitel 3 handelt über Ursprung und Wesen der Haruspizin.

Es gab zwei Arten derselben: Man wandte sein Augenmerk entweder darauf, ob alle notwendigen Teile der Eingeweide vorhanden seien, oder beachtete, ob die Eingeweide gewisse feststehende Merkmale besäßen. Jene Art der Eingeweideschau als die einfachere sei die ältere. Sie habe, weil auf Sympathie beruhend, von allen vorgenommen werden können. Diese hingegen hänge mit der Prodigienlehre zusammen, sie habe zu ihrer Vollführung der Tradition bedurft, wie sie sich nur habe in Priesterkollegien bilden können. Beide Arten aber gingen zurück auf den Glauben, daß die Götter infolge der Magie in Eingeweiden, zumal in der Leber, ihren Sitz aufschlügen und von hier aus den Menschen durch gewisse Zeichen ihren Willen kündeten. In späterer Zeit allerdings hätten sich jene beiden Theorien der Haruspizin vermengt.

Gelegentlich werden hiebei auch Einzelheiten der Opferschau abgehandelt. Näher wird eingegangen auf die Begriffe *hariuga, succidanea hostia* und *litatio*, Termini der im Gegensatze zum etruskischen *extispicium* urrömischen, von den Arvalen gepflegten Art der Eingeweideschau: *In litatione illa .... situs et color extorum inspiciebatur, quod facillime fieri potuit, dum exta erant adhaerentia*; Ausführungen, die bei den mangelhaften Nachrichten über diese Dinge wohl nur den Wert geistreicher Konstruktionen haben können.

Zum Schlusse beschreibt und erklärt der Verf. den Ritus der Opferschau und die antiken Denkmäler, die sich auf sie beziehen. Daß auch das rf. Vasenbild Taf. I 1 (De Witte Coll. Lambert pl. 29) hieher gehört, unterliegt keinem Zweifel. Der Gestus der linken Hand des Opferschauers und seine ganze Haltung zeugen sogar für ein recht überraschendes Resultat der heiligen Handlung.

Erhöht wird der Wert der Blecherschen Schrift durch die reichlichen Hinweise auf verwandte Anschauungen antiker und moderner Völker. Hieher gehören auch die Bemerkungen Bezolds zur babylonischen Leberschau im Anhange des Buches: ein kurzer Abriß der bisherigen Untersuchungen auf diesem Gebiete und der Nachweis, „daß die Kujundschiksammlung eine eigene Serie von Tafeln mit Leberschau-Omina enthält, zu der sogar ein alter Katalog vorhanden ist“.

Wien. Dr. R. Weißhäupl.

Dr. Paul Jahn, Aus Vergils Dichterwerkstätte. Separatabdruck aus der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin 1905. Weidmann. 22 SS.

Obige Abhandlung ist eine Fortsetzung des gleichlautenden Aufsatzes im Philologus Jahrg. 1904, S. 66—93, in dem Jahn die erste Hälfte des IV. Buches der Georgica, V. 1—280, zergliedert. Hier behandelt der Verfasser den zweiten Teil des Bienen-

buches, speziell die Geschichte des Aristäus, mit Rücksicht auf Vergils Quellen und Muster.

Für die eigentliche Sage lag Vergil eine Prosaerzählung (Hauptquelle) vor, die dichterische Ausschmückung (Einlagen) war er gezwungen, nach anderen, uns teilweise bekannten, teilweise aber auch unbekannnten Mustern zu gestalten. Der eigentlichen Dichterarbeit gingen sorgfältige und mühselige Vorarbeiten, 'Studien' voraus. Am nächsten lag es, bei Homer sich Rats zu holen, aber auch Motive aus anderen griechischen Quellen, so besonders aus Hesiod und Theokrit wurden verwertet. Vergil ließ sich gern von römischen Vorbildern auf griechische hinweisen. Für den lateinischen Ausdruck wurde namentlich Ennius und Lucrez 'studiert'. Charakteristisch für Vergil ist es nach J., daß er, wo er nur kann, mehrere Quellen benützt, und auch, wo er den Stoff aus einer Quelle, sagen wir aus Homer, schöpft, übersetzt er die Verse nicht einfach in der Reihenfolge des Originals, sondern schiebt oft darauf Bezug habende Verse aus früheren oder späteren Homerischen Partien ein.

Wird man Jahns Untersuchungen rücksichtlich mancher Resultate die Billigung nicht versagen wollen, so scheint er mir doch in seinem Streben, für alles und jedes Quellen und Muster zu suchen und zu finden, zu weit zu gehen. Warum sollten nicht zwei Autoren für ähnliche Gedanken und Situationen auch einen ähnlichen oder gelegentlich auch gleichen Ausdruck gebrauchen, ohne daß der eine den anderen kopiert?

Wien. Dr. A. Primožić.

Dreizehn Satiren des Horaz, im Versmaße des Originals übersetzt von Edmund Vogt, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Friedrich van Hoffs. Nebst einem Anhange: Sechsundzwanzig Oden des Horaz verdeutscht vom Herausgeber.

Der Herausgeber hat mit der Veröffentlichung von Vogts Übersetzungen eine Ehrenschuld abgetragen. Vogt hat die Satiren im Hexameter mit allen seinen Freiheiten herübergenommen. Lediglich darauf bedacht, verständlich zu werden, hat er sich an die Zahl der Verse im Original nicht gekehrt und oft aus zweien drei gemacht; so ist die Übersetzung deutsch geworden, d. h. ein jeder Leser kann die Satire sofort verstehen. Zum leichteren Verständnis tragen noch viele andere glückliche Griffe bei: er vermeidet die Namen von uns im allgemeinen weniger oder nicht bekannten Persönlichkeiten (z. B. Sat. I 4, 69 f.) und behält solche Namen nur dort bei, wo vor- und nachher der Charakter der Personen klar gelegt wird. An anderen Stellen ersetzt er solche Ausdrücke durch leicht verständliche, vgl. I 3, 91 *catillum Euandri manibus tritum* ein Hauptkabinettstück; II 3, 69 *scribe decem a Vario:*

der Gläubiger läßt vorsichtig das Darlehen nur durchs Bankhaus zahlen; V. 175 sagt er statt *Nomentanus* und *Cicuta* gleich Verschwender und Wucherer, ähnlich V. 224. Ausdrücke, die nur der lateinischen Sprache eigen sind, sind gut verdeutscht, z. B. II 3, 77 *togam componere:* die Ohren spitzen. An anderen Stellen hat er der Verständlichkeit halber kleine erklärende Zusätze gemacht wie II 2, 46: die Mode entscheidet, 51: so rächten die Störche sich; II 3 nach V. 167: Vernimm ein Geschichtchen!

Heiklen Sachen geht Vogt geflissentlich aus dem Weg; so vermissen wir die Übersetzung von I 4, 27: *hic puerorum (insanit amoribus);* ganz fehlen I 5, 82—85. Ist es wirklich unmöglich, die Stelle in dem launigen Gedicht im Deutschen auf irgend eine Weise wiederzugeben?

Was die Sprache anlangt, so ist Vogt der Ton meist trefflich gelungen; die Verse I 1, 117 f. sind allerdings unschön und im Latein bündiger: „Dies ist der Grund, daß selten es glückt, einen Menschen zu finden, der selbst sagt, daß er...“ Auch die Skandierung des Verses I 4, 1: „Eúpolis únd Arístophanés“ klingt in unserem Versmaße hart.

Die übersetzten Satiren (es fehlen I 2, 8; II 4, 7—10) gewähren einen klaren Überblick über den Gedankengang und der Lehrer würde gut tun, wenn er seinen Schülern jede gelesene Satire in dieser oder Bardts gelungener Übersetzung noch einmal zu Gehör brächte.

Als Anhang läßt van Hoffs noch 26 eigene Oden abdrucken und tritt so mit Geibel in folgenden Gedichten in die Schranken: I 9, 22, 23; III 13; IV 3, 7. Vergleicht man die eine und die andere Wiedergabe, so findet man bisweilen ganze Zeilen gleichlautend. Ref. hält die Fassung bei Geibel im allgemeinen für gelungener. Am Schlusse stehen vier Oden in moderner Form, c. I 23 ist in antiker und moderner Form vorhanden. Diese Gedichtchen sind van Hoffs unstreitig besser gelungen.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

H. C. Nutting, Studies in the *Si*-clause. University of California Publications, Classical Philology. Vol. I, No. 2, pp. 35—94. Berkeley, The University Presse 1905.

Der Inhalt dieser der deskriptiv-statistischen Richtung der Syntax angehörigen Abhandlung setzt sich aus zwei Teilen zusammen, von denen der erstere sich mit '*Concessive Si-clauses in Plautus*' beschäftigt, indem der Reihe nach die in Betracht kommenden Satzgefüge mit *si, etsi, tametsi, etiam si, tamen si, tamen etsi,* im Vordersatze aufgezählt werden. Der zweite Teil führt den Untertitel '*Subjunctive Protasis with Indicative Apodosis in Plautus*' und zerfällt in die Unterabteilungen '*Pure Condicional Sentences*' mit *A. Posse (Potis) in Apodosis*' und *B. Other Verbs*

in Apodosis', '*Concessive Sentences*', '*Si in Object Clauses*', '*The indefinite second singular*', '*Loosely Attached Clauses*' und '*Mirari (mirum) in Apodosis*'. Ohne Zweifel verdient der Verf. dieser vorwiegend statistischen Arbeit, wenn man vielleicht auch mit Recht gegen die von ihm gezogenen Schlußfolgerungen diesen oder jenen Einwand erheben kann (vgl. T. Frank in *Classical Philology* I 88) unsern vollen Dank.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Dr. H. Deiter, Übungen zum Übersetzen im Anschluß an Ciceros Reden pro Roscio Amerino und de imperio Cn. Pompei; desgleichen im Anschluß an Ciceros Tusculanen, Buch I und V. 2. und 3. Heft der Sammlung von deutschen Übungsstücken zum Übersetzen ins Lateinische. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1904. Je 18 SS. Preis je 40 Pf.

Solcher Hefte und Bändchen, die den grammatischen und lexikalischen Stoff einzelner am Gymnasium gelesenen Schriften lateinischer Autoren für Übungen im Übersetzen in die fremde Sprache verwerten, besitzen wir seit der Änderung der Lehrpläne im Deutschen Reiche von verschiedenen Verlegern schon eine ganze Reihe. Die vorliegenden zeichnen sich hauptsächlich durch ihre Einfachheit aus, so daß man sie wohl schwächeren Schülern zur Stärkung ihrer Lateinkenntnisse empfehlen kann. Im großen und ganzen ist die deutsche Ausdrucksweise korrekt, doch finden sich allenthalben Stellen, wo ohne erhebliche Erschwerung für den Schüler dem Geiste und der Schönheit der Muttersprache mehr Rechnung getragen sein könnte: Heft 2, S. 3 damit dies nicht geschehe, flehe ich zu den Göttern und bitte sie, daß sie ...; S. 11 Es ist nicht zweifelhaft, daß der Nachfolger nicht im stande ist; Cicero verteidigt in der Rede eine Angelegenheit des Staates; S. 12 Mithridates suchte zu bewirken, daß wir kämpfen mußten; S. 15 Seit dem Tage wurde das Getreide plötzlich billig; S. 16 sämtliche Bundesgenossen genossen der Ruhe, obschon sie in den entferntesten Gegenden wohnten (besser: mochten sie auch...); S. 18 das bundesgenössische Wohl; Heft 3, S. 16 Selbsterkennung; S. 17 die Weisen Indiens im Kaukasus (mußte nicht dem antiken Schriftsteller so wörtlich nachgesagt werden); die Frau besteigt nach dem Tode des Mannes den Scheiterhaufen, während die Ibrigen sie geleiten usw.

Man sieht, dem Schüler ist es auf Kosten der Muttersprache recht bequem gemacht. — Auf eine Zusammenfassung des Übungsmaterials nach sachlichen Gesichtspunkten ist Verzicht geleistet, die Übungen schreiten kapitelweise nach dem Inhalt der lateinischen Schriften fort.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Die Architektur von Griechenland und Rom. Eine Skizze ihrer historischen Entwicklung von W. J. Anderson und R. Phene Spiers. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Konrad Burger. Mit 185 Abbildungen. Leipzig, Hiersemann 1905. 5 Lieferungen zum Preise von je 3 Mk. (Hiersemanns Handbücher, Band I.).

Das dem Ref. vorliegende 1. Heft behandelt von den angekündigten 15 Kapiteln des Werkes die Kap. I—III nebst einem Teil des IV. und enthält 10 Tafeln sowie 32 Textabbildungen. Wie die Vorrede besagt, sind diese 4 Kapitel das Werk Andersons, entstanden aus dessen Vorlesungen in Glasgow; sie zeigen ein meisterhaftes Verständnis für die Prinzipien, die der griechischen Architektur, besonders der archaischen Zeit und der Blüteperiode zugrunde liegen. Wie der Verf. S. 5 erklärt, ist die vorliegende Skizze ganz vom Standpunkte des Architekten aus entworfen, aber dabei sind die rassen- und völkergeschichtlichen Grundlagen der Kultur Griechenlands mit vollem Verständnis für ihre Bedeutung als Faktoren der Kunst- und Kulturgeschichte behandelt. Der Verf. beherrscht den reichhaltigen Stoff vollständig, versteht es aber, um die Übersichtlichkeit nicht zu erschweren, sich auf das Wichtigste jeder Periode zu beschränken und die Formquellen der Bauglieder eingehend zu untersuchen. In chronologischer Reihenfolge behandelt das I. Kap.: Das Zeitalter von Mykenae in Griechenland, das II. Kap.: Die archaische Periode im europäischen Griechenland, Kap. III.: Die archaische Periode in Kleinasien, Kap. IV: Die Blütezeit in Athen. Die Darstellung ist klar und belehrend; richtig erscheint die mykenische Zeit charakterisiert, wenn es S. 9 heißt: Zu dem Drama der Geschichte Griechenlands, das unlängst noch mit der Iliade begann, wurde durch die Ausgrabungen Schliemanns ein Prolog und ein Hintergrund gegeben. Es werden die charakteristischen Merkmale der Architektur der mykenischen Zeit bestimmt; es wird darauf verwiesen, wie viele von ihren Grundsätzen und Motiven lebendig blieben; es werden zwei Bauweisen, ein Holzbaustil und ein Steinbaustil, beobachtet. Das II. Kap. stellt die Entwicklung der dorischen Kunst in der archaischen Periode dar; bis 480 v. Chr. erscheint der archaische Stil rein und einfach, nach 480 finden wir eine Periode der Vorbereitung zu dem Höhepunkte, der nur in Athen erreicht wurde. S. 45 mit Abb. 16 behandelt den vermutlichen Ursprung des dorischen Gebälkes. Im III. Kapitel wird zunächst eine Skizze der ältesten Geschichte Kleinasiens gegeben, die Nachbildung ursprünglicher Holzformen in Stein (Hütte, Sarkophag) hervorgehoben und eine Übersicht über die technische Seite der Entwicklung der ionischen Baukunst geboten. Es wird hervorgehoben, daß die ionische Ordnung n i c h t a l s s p ä t e r anzunehmen ist. Bis 600 v. Chr. zeigen sich konstruktive Verbesserungen; in den folgenden Jahrhunderten war das ganze Sinnen und Trachten der Architekten nur auf Verfeinerung und Läuterung gerichtet, um alle harten Linien, ur

schönen Ecken oder ungeschickten Formen zu verschönen. Kap. IV behandelt die Akropolis von Athen: die Bauten werden in der lokalen Aufeinanderfolge besprochen, da jedes Bauwerk in Beziehung zu den schon dastehenden geplant und entworfen wurde. Mit Recht wird hervorgehoben, daß eine wirtschaftliche Ursache bei jedem Fortschritt in Kunst und Wissenschaft von Wichtigkeit ist und Anhäufung und Überproduktion von Reichtümern vorhanden sein muß, ehe eine große Kunstepoche entsteht, wie eine solche das Zeitalter des Perikles ist.

Die Inhaltsangabe mag genügen, um zu zeigen, welch reiche Belehrung und Anregung das Buch bietet; jeder Lehrer wird es mit Genuß lesen. Die gute Ausstattung und der mäßige Preis verdienen als weitere Vorzüge Erwähnung. Es kann das Werk für die Lehrerbibliotheken bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dr. Hermann Stöckel, Altdeutsches Lesebuch. Zur Benützung an höheren Lehranstalten wie zum Selbstgebrauch. Bamberg, Buchners Verlag R. Koch 1905. 264 SS. Preis Mk. 2·80.

Es ist sicher, daß für den Betrieb der altdeutschen Dichtung an unseren Schulen die Zeit erst kommen wird, wenn man überall eingesehen hat, welchen Schatz in Form und Inhalt wir in ihr besitzen, und daß die Beschäftigung mit der alten Sprache geeignet ist, die sprachliche Festigkeit und stilistische Gewandtheit der Schüler zu fördern, dazu gleich der klassischen Lektüre formales Denken zu bilden und den Sinn für Edles und Schönes zu erwecken. Was dem Altdeutschen an allgemeiner Kulturbedeutung abgeht, ersetzt es unserer Jugend durch tausendfache Beziehungen zur Geschichte und Kultur unseres Volkes.

Das Buch Stöckels ist aus solchen Anschauungen hervorgegangen. Die schöne Begeisterung, die sich im Vorworte überall ausspricht, ist alles Lobes wert, und da sich mit ihr Kenntnis und wissenschaftlicher Sinn paaren, wird das Buch gleichwie das ähnliche von Bötticher und Kinzel der erhofften Wirkung nicht entbehren. Stöckel geht von dem Lesestoffe der Schule aus, schreitet aber mit Absicht und mit Recht weit über dieses Ziel hinaus, um dem literaturgeschichtlichen Unterricht und der eigenen Lektüre der Studierenden wohl ausgewählte Behelfe und eine Einführung in den grammatischen Aufbau der Sprache zu bieten. Daher werden auch altnordische, angelsächsische und altsächsische Denkmäler herangezogen und Übersetzungsproben, durch Inhaltsangabe und literarische Notizen ergänzt, aus Edda, Beowulf, Heliand geboten. Ein breiterer Raum ist den althochdeutschen Sprachdenkmälern eingeräumt; hier wird dem Original eine Interlinearversion beigefügt und gerade diese scheint für den Zweck, den Neuling mit

den Sprachformen bekannt zu machen, vorteilhaft. Dazu treten hier sachliche und eingehende grammatische Anmerkungen unter dem Striche. Und diese Art der Darbietung hat der Herausgeber für die umfangreichen mittelhochdeutschen Proben — fast die Hälfte des Buches fällt auf Nibelungen und Walther — durchaus gewählt, hier entfällt die nhd. Übertragung, ein Vorgang, den man nur loben kann. Bei der Auswahl „galten vor allem künstlerischer Wert nach Inhalt und Form, menschliche wie nationale Größe und Bedeutung für die Bildung des eigenen Volkes als Richtschnur". Die sprachlichen Erklärungen zu den ahd. und mhd. Stücken — die zu den Eddastrophen geben ziemlich die Notizen Gerings zu seiner Übersetzung wieder — sind fast durchaus geschickt zusammengestellt und fördern den Zweck, die Einführung in das Lesen, in bester Weise; besonders bei den mhd. Stücken scheinen sie nicht gemacht, sondern geprobt, was gewiß aus der engen Berührung, in der der Verfasser zur Schule und ihren Bedürfnissen steht, zu erklären ist. So tritt für manchen Vers zur Vokabel und Konstruktion auch die Übersetzung.

Der Anhang bringt das Wichtigste aus Sprachgeschichte, Sprachlehre und Verslehre. Es werden recht ausführlich Sprachstämme, Lautverschiebung, Lautwandel sowie die Flexionslehre vorgeführt; diese geht sowohl auf die ahd. als auch die mhd. Sprachformen ein, ihr Hauptvorzug ist die wirklich schulgemäße Übersichtlichkeit und Deutlichkeit, die manchmal fast zu weit getrieben wird, so wenn der Verf. zu den alten Formen von sein, haben, tun, wollen, gehen auch die neuhochdeutschen voll durchkonjugiert.

Für eine zweite Auflage füge ich einige Bemerkungen an: für die Auswahl aus Beowulf würde ich weder Wolzogens Übersetzung noch die Nachdichtung von W. Hertz zugrunde legen. Daß der Dichter des Helmbrecht „Pater Gärtner im Kloster Ranshofen gewesen sein dürfte", darf nicht mehr behauptet werden, auch die bekannte Lokalisierung des Hofes ist sehr zweifelhaft. Walthers „*mir ist verspart der sælden tor*" in das Jahr 1198 zu verlegen, ist ganz unsicher. Die Gesetze der althochdeutschen Lautverschiebung sind ungenau, ja unrichtig angegeben (S. 233). So heißt es, daß „für germ. *t* im An- und Auslaut wie nach einem Mitlaut *z*, im Inlaut *ȥ* eintritt"; die Verschiebung von *p* und *k* zur Affricata wird gar nicht erwähnt. Andererseits heißt es, daß germ. *f* 〉 *b*, germ. *h* 〉 *g* geworden sei. Das als Beispiel angeführte Verbum got. *teihan* ist nicht *zeigen*, sondern *zîhan*. Die Verschiebung von germ *th* 〉 *d* nimmt eine Ausnahmsstellung ein und sollte gesondert besprochen werden. In der Verslehre möchte man doch ein paar Worte über die Strophe der Minnesänger hören. — Druckfehler sind im ganzen selten: bei der 5. Klasse der starken Verba (S. 255) muß es heißen: „deren Stamm auf andere Mitlaute (nicht Selbstlaute) ausgeht als bei der 3. und 4. Klasse".

Auch *Touvères* statt *Trouvères* (S. 160) ist störend. Daß im Druck im ganzen Buche für spirantisches *z* das in phonetischen und grammatischen Werken für spirantisches *g* in Verwendung stehende Zeichen *ȝ* gebraucht ist, sieht man nicht gern, auch ist das Papier nicht das beste.

Im ganzen aber ist das Buch Stöckels sicherlich ein brauchbares Schulbuch und kann, von kleinen Mängeln abgesehen, mit Recht auch dem Studierenden als erste Einführung in altdeutsche Sprache und Lektüre empfohlen werden. Ich bemerke noch, daß der Verf. alle unnötigen Fremdwörter vermieden hat.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Zur neuhochdeutschen Schriftsprache Eykes von Repgowe, des Schöffen beim obersten sechsischen Gerichtshofe und Patriziers in der Bergstadt zu Halle a. d. Saale. Eine sprach- und rechtsgeschichtliche Abhandlung als Prodromos von Dr. Emil A. Gutjahr. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1905. III und 76 SS. 4°. Preis Mk. 3·60.

Man hat gewöhnlich und wohl oft mit Unrecht die Juristen für mancherlei sprachliche und stilistische Ungereimtheiten verantwortlich gemacht. Es verdient daher mit umso größerem Nachdruck hervorgehoben zu werden, daß sich gerade einer der bekanntesten älteren deutschen Rechtslehrer, nämlich Eyke von Repkowe, der Verfasser des berühmten Sachsenspiegels, unsterbliche Verdienste um die Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache erworben hat. Eyke war ein Mann aus ritterbürtigem Geschlechte, sein Prädikat stammt von einem zwischen Dessau und Köthen liegenden Dorfe, namens Repichau, wo seine Familie ihr „*handgemâl*“ (Stammschloß) besaß. Sein Werk, der Sachsenspiegel, ist bekanntlich der erste Versuch, das gesamte deutsche Recht wissenschaftlich darzustellen; eine schwierige Aufgabe, wenn man bedenkt, daß die Rechtsbestimmungen von ganz lokaler Art waren und sich bis dahin in Dorf-, Stadt- und Hofrechte schieden, das eigentliche Volksrecht ganz in Vergessenheit geraten war und die Reichsgesetzgebung nur im Strafrecht und im Landfrieden zur Anwendung kam. Für uns kommt aber weniger Eykes rechtshistorische als vielmehr seine literarische und sprachgeschichtliche Bedeutung in Betracht. Er schrieb seine Rechtsbücher, die unter dem Titel „Sachsenspiegel“ bekannt sind, zuerst (zwischen 1226 und 1228) in lateinischer Sprache nieder, später aber in „gemeiner deutscher Sprache“. Wie nun die vorliegende Schrift Gutjahrs und ein in den „Deutschen Blättern“ (Juniheft 1904, S. 241) veröffentlichter Aufsatz desselben Verf. dartun, hat sich Eyke nicht, wie bisher angenommen wurde, der niederdeutschen Sprache bedient, sondern der Verhandlungssprache der ostmitteldeutschen

Schöffenstühle, also der sozialen Mundart des Schöffenpatriziats, welche im XIII. Jahrhundert als deutsche Rechtssprache galt.

Wie Gutjahr ausführt, war die Grenze zwischen mitteldeutschen und niederdeutschen Mundarten in jener Periode nicht immer gleich. Um 1300 zog sie sich südlich von Duderstadt, Wackenried und Eisleben und traf oberhalb Merseburg die Saale, um 1500 wie noch heute befindet sich die Scheide der beiden Sprachgebiete etwas südlicher und erreicht die Saale erst unterhalb der Einmündung der Bode. Man sieht daraus, daß das Mansfeldische und vor allem Halle einen Wechsel der Volkssprache erfahren haben. So entwickelte sich, abgesehen von der im XIII. Jahrhundert herrschenden Mode zu „flämen" (vgl. Ulrich von Lichtenstein: *bluomekîn* statt *blüemlin*; Meier Helmbrecht: *viel liebe susterkindekin* = niederfränk. *schwester*), im Laufe der Zeit in dem Gebiete an den „schiffreichen wassern" der Saale und Elbe, zunächst aber im Weichbilde Halles und Magdeburgs, dann in der „*marke zu Meyssen*" und in der „*marke der Lwsicz*", endlich in „*Behemen*" und „*Polan*" seit dem XIII. und XIV. Jahrhundert eine Kompromißsprache, bestehend aus Elementen der Hochsprache des Schöffenpatriziates *(î, û, iu, mpf, pf* in *mîn*, *hûs*, *liute*, *kampf, klopfen)* und der volkstümlichen Mundart der Innungen *(ei, au, eu, mp* und *pp* in *mein, haus*, *leute*, *kamp* und *kloppen)*. Eyke aber bot sich diese Ausgleichssprache nicht; er war bei der Abfassung des Sachsenspiegels auf 3 weniger lokal als sozial geschiedene Mundarten, die im Gebiete Halles gesprochen wurden, angewiesen: 1. auf die Rittermundart, 2. die schöffenpatrizische und 3. die Volksmundart. Diese Dialekte mochten sich selbst beim einzelnen Individuum ungleich gemischt haben. Man galt eben, je nachdem die Sprache mehr „vornehm" oder volkstümlich" war, für „ritterlich" oder für „bürgerlich". Da die Ritter ihre deutschen Urkunden entweder in den städtischen Kanzleien in Halle und Erfurt oder von städtisch geschulten „*schrîberen*" niedersetzen (dichten) ließen, so ergab sich schon im XIII. Jahrhundert die völlig sprachliche Übereinstimmung zwischen Ritterdeutsch und Schöffendeutsch in den Urkunden. Das volkstümliche *kamp* und *kloppen* hat sich in Sachsen bis auf den heutigen Tag erhalten, während Ritter und Patrizier schon damals *kamp* und *kloppen* sagten. Der sprachlichen Gleichheit der beiden Stände ging eine Durchdringung von Stadt- und Landadel, von Rittertum und Patriziat voran. Eyke selbst, ein „man von ritterart", setzt *wîb* (Patrizierin) und *vrowe* (Edelfrau) in seinem „Landrecht" einander völlig gleich. Die ritterbürtigen „*vrîen herren*" und die bürgerlich „*scepenbaren*" Ritter werden standes- und ranggleich, wenn sie auch bürgerliche und aristokratische Anschauungen noch trennten. So tritt der patrizische „*kowffman*" in den Stand der landadeligen Herren wie Eyke „*silven en scepenbâre vrîe*" in den Rang der ostmitteldeutschen (anhaltischen) Ritter.

Nicht ohne geringen Einfluß blieb in dieser Beziehung auch die unter der staufischen Herrschaft wachgerufene deutsche Renaissance, die unter Karl IV. ihre würdige Fortsetzung fand. Und gerade Vertreter des Patriziates sind Träger jener Kulturbewegung, wie Eyke, der neben seinem Freunde Grafen Hojer von Valckenstein lebhaft Anteil an der modernen Geistesrichtung nahm. Ein nicht zu unterschätzender Faktor war auch der ostmitteldeutsche Kolonialhandel. In dieser Hinsicht spielte Halle a. d. Saale im XII. und XIII. Jahrhundert für die deutschen Gaue eine ähnliche Rolle wie heute New-York für das europäische Kolonialgebiet Amerikas. Alle diese Umstände müssen ins Treffen geführt werden, um darzutun, wie gerade die Mundart dieser Gegend berufen war, die Grundlage für unsere Schriftsprache zu bilden.

Eyke, der sogar stellvertretender Vorsitzender beim Berggericht, also dem damals obersten „sechsischen" Gerichtshofe und jedenfalls im Gebrauch deutscher Rechtsgewohnheiten wohl zu Hause war, boten sich bei Abfassung seiner deutschen Rechtsbücher zwei Schwierigkeiten: die eine innerer, stofflicher, die andere äußerlicher, formeller Art. Was die erste betrifft, so muß man bedenken, daß es nicht leicht war, die spröde, nicht immer unumstrittene Materie, wie er selbst sagte, für seine Kollegen *„ze dûche"* zu kodifizieren, daher war die Arbeit des Schriftstellers weit größer als die des Juristen. Die zweite Schwierigkeit lag auf sprachlichem Gebiete. Sie mag indes gerade Eyke, der sowohl die aristokratische Mundart mit dem schöffendeutschen *î, û, iu (mî, hûs, liute)*, dem innungsdeutschen *ei, au, eu (mein, haus, leute)* und dem adelsdeutschen *mpf* und *pf (kampf, klopfen)*, als auch den volkstümlichen Dialekt mit *ei, au, eu, mp, pp (mein, kann, leute, kamp, kloppen)* aus seiner Rechtspraxis sehr wohl kannte, nicht so gewaltig erschienen sein wie uns, die wir uns doch nur auf Grund verschiedenartiger Urkunden einen künstlich rekonstruierten Begriff des damaligen Lautbestandes machen. Hinzu trat noch ein Moment: Eykes sorgsame Rücksicht darauf, daß seine Rechtsbücher Ober- und Niederdeutschen verständlich wurden, wie Luther von der Sprache seiner Bibel in den Tischreden sagt: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen", dem Bestreben, auch bei den niederdeutschen Lesern Verständnis zu finden, ist es zuzuschreiben, daß sich in Eykes Sprache noch unverschobene Tenuis und Media finden. Was seinem Zweck sonst dienlich erschien, hat er aufgenommen. Daher finden sich wie heute noch in unserer Rechtschreibung bei ihm Doppelformen (hd. *Loch* — nd. *Lucke;* hd. *Waffen* — nd. *Wappen*, obd. *Schnupfen, schleifen*, — md. *Schnuppen, schleppen*. Eyke differenziert aber seine Sprache auch nach den Bedürfnissen seiner Standesgenossen, so z. B. im „Lehnrecht" nach der Sprechweise des niederen Lebensadels und der

niederen Bevölkerung. Mehr noch tritt dies im „Weichsbildrecht“ zutage, wo er durchaus dem Volke und dem Innungspatriziat Rechnung trägt.

Schon Wilhelm Braune verwies auf die Urkunden, die die Basis für alle Untersuchungen auf diesem Gebiete bilden müssen. Wenn man, sagt Gutjahr, diese Dokumente in chronologischer Aufeinanderfolge betrachtet, nimmt man deutlich wahr, wie das Schöffenpatriziat der Bergstadt seinen aristokratischen Einfluß und auch seine aristokratische Sprache (*î, û, iu, mpf, pf)* gegenüber der volkstümlichen Sprache der demokratisch gesinnten Innungen *(ei, au, eu, mp, pp)* immer mehr einbüßte. Zum Teil wirkte aber das „Modemuster“ des Schöffenpatriziats im bergischen Bereiche bis ins XIV. Jahrhundert, sonst bis auf den heutigen Tag fort *(mpf* und *pf)*. Dem bergischen Innungsdeutsch verdanken auch volkstümliche niederrheinische, ganz besonders aber die sogenannten bayrisch-österreichischen Diphthonge *(ei, au, eu)* ihre Aufnahme in die neuhochdeutsche Schriftsprache. Dem Lautbestand dieser innungsdeutschen Urkunden entspricht auch der jener Schriftstücke der kaiserlichen Kanzlei Karls IV., die dem diplomatischen Verkehr mit den Innungspatriziaten dienten.

Nach allem muß — das bestätigen Gutjahrs reiche Darlegungen aufs neue — für die zur Zeit Karls IV. übliche und auch von dem Organisator der kaiserlichen Kanzlei, Johannes Noviforensis, angewendete Schriftsprache ebenso wie für jene der innungsdeutschen Urkunden des XIV. Jahrhunderts eine aus patrizischen und volkstümlichen Idiomen *(kampf, klopfen* neben *kamp, kloppen; mîn, hûs, liute* neben *mein, haus, leute)* gebildete gemischte Umgangssprache vorausgesetzt werden. Diese Diplomatensprache war entweder mehr schöffen- oder mehr innungsdeutsch gefärbt, je nachdem man mit aristokratisch ritterlichen Kreisen oder mit demokratisch gesinnten innungspatrizischen Behörden verkehrte. Erst im XV. und im XVI. Jahrhundert wurde die durch den Geschäftsverkehr mit den Kanzleien innungsdeutsch gewordene Sprache zur vornehmen Patrizier-, zur hoffähigen Sprache, die Luther und Genossen „gemeindeutsch“ nennen. Sie hat schon ausgeprägt neuhochdeutschen Charakter und bot auch, da sie sich in Nieder-, Ober- und Mitteldeutschland als gleich verständlich erwies, die Grundlage für Luthers Literatursprache. Aber nach Gutjahr ist, abgesehen von Luther, den man nie für den Schöpfer der nhd. Schriftsprache halten durfte, Eyke von Repkow derjenige, der sich zuerst jener Kompromißsprache bedient hat. Ihm gebührt daher das Verdienst, den ersten Schritt in dieser Richtung unternommen zu haben. Sein „Spiegel der Sassen“ erweist sich nicht, wie bisher angenommen wurde, als niederdeutsches Schriftwerk, sondern als das erste und älteste neuhochdeutsche Literaturdenkmal.

Wien. W. A. Hammer.

Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Von Dr. Karl Tumlirz. Wien, Tempsky 1906. Preis geb. 1 K 50 h.

Die „Deutsche Schulgrammatik" von Dr. K. Tumlirz, die 1903 in 4. Auflage vorliegt, erscheint in der „Deutschen Sprachlehre" desselben Verf.s in gekürzter (145 SS. gegen 232 SS. der Grammatik) und teilweise wesentlich veränderter Gestalt. Die Kürzungen beziehen sich außer auf die Weglassung der Lehre von der Rechtschreibung, der Satzzeichen (Gr. §§ 9—32 und 217 bis 227) und der Hauptpunkte der Stilistik (Gr. § 294—326) auch auf die Vereinfachung des Lehrstoffes im allgemeinen, die Änderungen namentlich auf die Darstellung der Syntax, in welcher die Ergebnisse der neueren Forschung zu Worte kommen.

Als I. und II. Teil bringt die Laut- und Formenlehre das Wesentlichste des in der Grammatik gebotenen Lehrstoffes in entsprechender Kürze; nach neuen Gesichtspunkten aber behandelt der Verf. im III. Teile die Satzlehre. Lag in der früheren Definition des Satzes (nach Kern) als „Ausdruck eines Gedankens mit Zuhilfenahme eines verb. fin." das Schwergewicht auf der grammatisch-formalen Seite, so ist dasselbe nun durch Heranziehung des psychologischen Momentes nach dem Inhalte verschoben worden, wenn (§ 66, Anm.) ein einzelnes Wort (ein Imperativ, ein Ausruf, eine Frage ...) oder eine zweigliedrige Wortgruppe mit doppeltem Hauptton („Ein Mánn — ein Wórt") als Sätze angesprochen werden. Mit Hermann Paul (Prinzipien, § 87) an der Zweigliedrigkeit des Satzes festhaltend, entwickelt T. (§ 65) die verschiedenen Arten der Sätze aus der „Äußerung, welche das Prädikat ausdrückt", um sich in der Lehre vom erweiterten einfachen Satze an Wunderlich („Der deutsche Satzbau", I, 1901) und insbesonders an Sütterlin-Waag („Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten", Leipzig 1905) anzuschließen (§ 65—67). Dadurch gewinnt T. die Bezeichnung „Erweiterungsgruppe" und „Bestimmungsgruppe" für einen der ko- oder subordinierten Teile der Wortgruppe des erweiterten Sates (§ 70), welche die Grammatik bisher als mehrfache Satzteile, bezw. als Nebensatzglieder mit selbständiger Behandlung des Attributes, Objektes und der adverbialen Bestimmung besprochen hat. Diese Nebensatzglieder führt T., nicht vom Satzglied, sondern von dessen Wortart ausgehend, in den §§ 71—95 als „nähere Bestimmungen des Substantivs" (also: substantiv. Attribut, Apposition, adjektiv. und adverb. Attribut), des „substantiv. Pronomens", des „Adjektivs" (Obj. und Adverbiale) und des „Verbums" (verbales Accusativ-, Genetiv-, Dativ- und präpositionales Objekt) an. (Bei Sütterlin §§ 205—254 als „Substantivgruppen", „Pronominalgruppe", „Gruppe des Adjektivs" usw. Die hier in gleichem Zusammenhang behandelte „Gruppe des Adverbs" nimmt T. aus demselben heraus, um sie § 97—103 selbständig zu besprechen). Die oben erwähnte Differenzierung der

Nebensatzglieder wird auch den „Sätzen mit mehrgliedrigen Satzteilen“ — in älteren Grammatiken „zusammengezogener Satz“ genannt — zugrunde gelegt (§ 104), indem T. dieselben durch neue Erweiterungsgruppen entstehen läßt, während die bisherigen „Fügungen oder Bestimmungen mit Satzwert“ (Willomitzer § 150, Kummer § 262, T. Gramm. § 197 ff.) als „Bestimmungsgruppen mit dem Infinitiv oder Partizip“ erscheinen (§ 105—107). Analog der Bildung von Wortgruppen aus einzelnen Wörtern wird der „zusammengesetzte Satz“ (§ 108) aus der Verbindung einzelner Sätze zu S a t z g r u p p e n entwickelt; Satzverbindung ist die aus koordinierten Sätzen bestehende Erweiterungs-, Satzgefüge die aus subordinierten bestehende Bestimmungsgruppe. Für die asyndetische Satzverbindung wird der Ausdruck „Satzreihe“ aus Sütterlin (§ 257) eingeführt, der ihn für die Parataxe überhaupt gebraucht. — Der Darstellung des „Verbums im Satze“ (§ 130—140) — wobei Iussiv, Optativus und Potential als modi angeführt werden, — mit der „Wertfolge“ (§ 141) folgt ein Abschnitt „Besondere Ausdrucksformen“, in welchem T. 1. unter „Ersparungen der Rede“ (§ 142) die elliptischen Sätze, 2. die „Indirekte Rede“ (§ 143 bis 146) mit breiterer Ausführung des Personenwechsels und 3. unter „Umfangreichere Satzbildungen“ (§ 147) die bisherigen „mehrfach zusammengesetzten Sätze“ (Willomitzer § 172 ff., Kummer § 298 ff., T. Gramm. § 207 f.) bespricht. Die „Periode“ schließt (§ 148 f.) diese Darstellung der Syntax, aus welcher die Satzanalyse, Satzbilder, Nebensätze verschiedenen Grades und die belanglose Einteilung der Nebensätze nach ihrer Stellung ausgeschieden, dagegen die Nebensätze nach ihrer Bedeutung („Inneres Verhältnis zum Hauptsatz“) und Form („Äußere Form der Abhängigkeit“) in den §§ 112—114 ausführlicher geschildert sind. — Der IV. Teil gibt eine gut dargestellte „E n t w i c k l u n g d e r d e u t s c h e n S p r a c h e“ mit vereinzelten Paradigmen der ahd. und mhd. Flexion nach Behaghels Muster und mit zahlreichen französischen und englischen Beispielen der Lautverschiebung, die das Buch auch in der Realschule gut verwendbar machen. Die Kapitel „Sprachgefühl und Sprachgebrauch“ und „Falsche Analogiebildungen“ belehren über die Entstehung richtiger und fehlerhafter Formen und Wendungen. Die „G r u n d z ü g e d e r d e u t s c h e n V e r s l e h r e“ (mit Ausschluß einer ausführlicheren Prosodik) schließen als V. Teil das Buch.

Obwohl sich für eine a u s f ü h r l i c h e deutsche Grammatik in den Händen der Schüler auch ein Wort sagen läßt, wenn sie denselben nur nicht vom Lehrer in ihrer Gänze „aufgegeben“ wird, ist es T. in der „Sprachlehre“ bei aller Kürze [illegible] gelungen, die Darstellung einer organischen und [illegible] Entwicklung der Sprache näher zu [illegible], als es bei der oft äußerlichen Einteilung der Schulgrammatik der Fall war. Auf psychologischer Grundlage ruhend — allerdings [illegible] durchgängig und übersichtlich wie in der [illegible] größeren Grammatik

von Sütterlin-Waag — erscheinen die sprachlichen Gebilde und Vorgänge in engerem Zusammenhang mit dem Denken und zeigen die Sprache als etwas von innen, aus sich selbst heraus Werdendes.

Hervorzuheben ist die äußere Ausstattung des Buches. Es ist in schöner, deutlicher Antiqua, mit Schrägschrift für die gut gewählten Beispiele und Randsternen für den Lehrstoff der 1. und 2. Klasse auf Dünndruckpapier (nicht durcheinend!) gedruckt und kommt bei einem Gewichte von nur 187 *g* samt halbsteifen Einband der ministeriellen Forderung nach leichten Schulbüchern aufs beste entgegen. Ein modernes Schulbuch!

Mähr.-Trübau. Fr. Zimmermann.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Von Sophie Heim, 1875—1900 Lehrerin des Italienischen an der höheren Töchterschule in Zürich. 4., umgearb. und verm. Aufl. Zürich, Druck und Verlag von Schultheß & Co. 1905.

Die Verfasserin hat sich in diesem Lehrbuche verschiedene Lehrbücher der englischen und französischen Sprache, namentlich diejenigen von Dr. Julius Bierbaum und Prof. A. Baumgartner zum Vorbild genommen. Die Methode ist die imitative oder analytisch-direkte, jedoch nicht übertrieben, wie die Vorschule, die *Ricapitolazioni* überschriebenen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Italienische und der ganze dritte Abschnitt beweisen. Dabei ist es dem Lehrer überlassen, in welchem Maße neben der Lektüre Grammatik betrieben werden soll. Das Buch ist nämlich für die Schule, keineswegs für den Selbstunterricht berechnet. In der Tat weht aus ihm echte Schulluft entgegen. Die vielen Übungen *(esercizi)*, Beobachtungen *(osservazioni)*, Fragen *(domande)*, Fragen und Antworten *(domande e risposte)*, die zahlreichen Redensarten *(modi di dire)*, Gespräche *(brani di conversazione)*, die immer wieder vorgenommenen Wiederholungen, Variierungen sprechen von der fleißigen Arbeit, der unverdrossenen Geduld des Schulunterrichtes und wir glauben die Verfasserin selbst vor uns zu sehen, wie sie während ihrer langen Lehrtätigkeit im Kreise ihrer Schülerinnen eifrig wirkte. Die mannigfachsten Aufgaben, die sie den Lernenden stellt, lassen die Schule wieder als die *officina* erscheinen, wie sie von Comenius in seinem *Orbis pictus* genannt wird, als eine Werkstatt des Geistes. Schon von den ersten Lektionen an sollen sie denken und finden lernen. Die Lösung solcher Aufgaben macht, selbst wenn sie noch so einfach sind, den Schülern Freude, spornt sie zur Selbsttätigkeit an und befestigt durch die stetige Wiederholung das Wissen. So wird schon auf S. 6, 7 die Bildung des Plurals an mehreren Beispielen nach vorgeführten Mustern verlangt, auf S. 8, 9 Ergänzungen des Prädikates. S. 18 sollen einige französische Wörter italienisch wiedergegeben werden *(Ita-*

lianizzate le parole francesi). S. 34 *Variate le risposte*, S. 63 *Conversazione da completarsi*. Kurz, im ganzen I. und II. Abschnitte werden die Schüler zur regsten Mitarbeit herangezogen, indem sie auf die verschiedenste Weise — und die Verfasserin sorgt für reichliche Abwechslung — ihr Denken betätigen. Sie ist eine von den wenigen, welche keinen Sprachtrichter verfassen wollen. Sie selbst gesteht dies im Vorwort zur 4. Auflage, VII: „Ohne Drill lernt man überhaupt im eigenen Lande keine Fremdsprache und, da es unter hundert Schülern kaum einen gibt, dem Formen und Wörter 'anfliegen', ist es mit dem Lesen, dem Erraten und dem Italienischsprechen, was mir übrigens auch sehr wichtig ist, nicht getan, wenigstens nicht gründlich getan". Abgesehen also davon, daß die Schüler sich auf solche Weise die italienische Sprache dauernd zu eigen machen, werden sie zur geistigen Regsamkeit und zur Freude an der Arbeit erzogen.

Gleichzeitig versteht es die Verfasserin, durch gut gewählten Lesestoff in der Jugend Interesse am Natur- und Menschenleben zu erwecken und zu fördern. Schon in der Vorschule bietet sie kurze Erzählungen *(Aneddoti)* mit faßlicher Pointe. Dann wartet sie wieder mit Scherzsätzen *(Motti scherzosi)* und Sprichwörtern *(Proverbi)* auf. Öfters treten den Schülern die üblichen Wendungen der Umgangssprache in dialogischer Form *(Dialogo, Dialoghetto)* entgegen. Auch das Rätsel findet seinen Platz *(Indovinello)*. An der Hand vieler Lesestücke wird die Anleitung zum schriftlichen Aufsatz gegeben. Mehrere Briefe *(Lettere, Letterine, Biglietti)* sind als Muster für Form und Stil dieser Gattung eingefügt, soweit es das gewöhnliche Leben verlangt, wobei wieder hauptsächlich der Gesichtskreis der Schüler berücksichtigt wird. Zwischen Prosa findet sich manch schönes und sinniges Gedicht, unter anderem eine Übersetzung von Platens 'Das Grab am Busento' *(La tomba nel Busento)* von Giosuè Carducci.

Mit der Terminologie des Fragens und Antwortens werden die Schüler ehemöglichst bekannt gemacht. Sehr zweckmäßig liefern eigene Lesestücke die für den Unterricht selbst nötigen Ausdrücke, z. B. Lst. 26 Das italienische Alphabet, Lst. 27 Die Wortarten, Lst. 58 *Una lezioncina di geografia* u. a. Man sieht, daß sich die Verfasserin Mühe gibt, die Schüler so weit zu bringen, daß sie sich in der fremden Sprache schriftlich und mündlich ausdrücken können. Besondere Sorgfalt legt sie auf richtige Aussprache und Betonung [1]). Sie scheute die so große Mühe nicht, sämtliche Vokabeln und Texte mit Accenten zu versehen, wobei ihr zunächst P. Petrocchi, *Nuovo dizionario universale della lingua italiana*, Treves 1887 maßgebend war. Aber im Gegensatz zu ihm und in Übereinstimmung mit Fanfani und Rigutini behält sie das *h* bei *hò*, *hai* bei, bezeichnet das weiche *z* und [illegible]

[1]) Auf S. 27, 28, 29 sind die italienisch

(chiesa, pranzo), bei den Wörtern, die den Ton auf der drittletzten Silbe haben *(parole sdrúcciole)* verwendet sie den Akut, wofern der Accent nicht auf ein offenes *e* oder *o* fällt, schließlich läßt sie auf dem Diphthong *uo* den Gravis stehen *(suòi)*.

Anerkennung verdient es auch, daß sie an den Kopf der einzelnen Lektionen von derselben Regel oft mehrere Beispiele stellt und der Silbentrennung eine ganze Lektion (die 30.) widmet.

Das Lehrbuch selbst gliedert sich in folgende Bestandteile: I. Die Vorschule (S. 1—31), welche die Lautlehre und so viel grammatischen Stoff enthält (s. Übersicht S. 181), daß, wenn man an den II. Teil, das Lese- und Übungsbuch, geht, schon manche formale Schwierigkeit überwunden ist; eingestreut sind 10 deutsche Übungen zum Übersetzen ins Italienische *(Ricapitolazioni)*.

Das Lese- und Übungsbuch bringt auf S. 32—120 achtzig teils vom praktischen, teils vom ästhetischen Gesichtpunkte ausgesuchte Lesestücke, als Schlußnummer wurde absichtlich eine größere, fünf Seiten umfassende Erzählung gewählt. Neben der getragenen Darstellung findet die Sprache des gewöhnlichen Lebens überall die vollste Berücksichtigung. Wie erfinderisch ferner die Verfasserin in der allseitigen Verwertung des Lesestoffes und in der Anleitung zu selbständiger Beobachtung und Auffindung von grammatischen und stilistischen Regeln und Unregelmäßigkeiten ist und wie sie die Lernenden zur Wiederholung und Einübung des Durchgenommenen unermüdlich drängt, wurde schon erwähnt. Hinzuzufügen ist noch, daß sie die Verbindung des Lese- und Übungsbuches mit der Formen- und Satzlehre durch zahlreiche Verweisungen im Wörterbuch und durch das ausführliche Inhaltsverzeichnis zweckmäßig hergestellt hat. *Ricàpitolazioni* 1—16 (deutsch-italienische Übersetzungsstücke wie oben), S. 121—127, bilden den Schluß des II. Teiles. — III. Aus Formen- und Satzlehre. Dieser Abschnitt ist eine Grammatik in knapper Fassung, zum großen Teil auf Grundlage des Lese- und Übungsbuches. Auf Vollständigkeit der Theorie macht hiebei die Verfasserin selbst keinen Anspruch; es ist ihr aber gelungen, die wichtigsten Tatsachen der Grammatik übersichtlich und verständlich zusammenzustellen, S. 128 bis 160, § 1—60. Als sehr brauchbar erweisen sich die Tabellen der Zeitwörter *(Specchio dei verbi ausiliari avere e essere. Specchio dei verbi deboli o regolari)*, ebenso die gruppenweise Darstellung anderer Zeitwörter. — IV. Wörterbuch zum Lese- und Übungsbuche, S. 161—179. Es enthält nach den Nummern des letzteren angeordnet die in ihnen vorkommenden neuen Vokabeln und Redensarten. Es folgen fünf Berichtigungen, den Rest des Lehrbuches füllt das Inhaltsverzeichnis aus (S. 180—185), an dem auszusetzen wäre, daß bei Angabe der Lesestücke die Namen der Autoren fehlen.

Im einzelnen möchte ich auf die Zahlwörter hinweisen, die in Lektion 25 gelehrt werden. Sie ließen sich sukzessive in den

vorausgehenden Lektionen bequem einschalten und vorlernen. An Versehen und Fehlern wurde außer Versehen gegen die deutsche Rechtschreibung bemerkt: S. 5 verdruckt 2. und 1. der *Ricapitolazioni*. S. 8 wird für *la lavagna* die Bedeutung „Wandtafel" gegeben. Rigutini-Bulle: „Schiefer, Tafel-, Dachschiefer m. || Schiefertafel f. (vom ahd. *leie*, daraus *la-anga*, oder nach dem Orte Lavagna bei Genua, wo sich Schieferbrüche befinden?)". S. 28 fehlt hinter *serivo* „*a*"; statt *sono stato a* soll es heißen *sono stato da*. S. 26 sind unter den Wortarten (Redeteilen = *parti del discorso*) die Numeralia nicht erwähnt. Nicht gut klingt S. 31, 122 die „Italienischstunde", S. 57 ich radle = *vò in bicicletta*. Auf derselben Seite = *vò in vacanze*, ich gehe in die Ferien, ist wohl nicht mustergiltig[1]), derselbe Ausdruck wiederholt S. 123. Ebenda: Nach dem Abendessen geht man auf dem Fahrrad ins Dorf! S. 124 wegen wichtigen Geschäften. S. 125 Aber ein Knabe hatte gesehen, daß sie am Ertrinken war. Es scheint, es (das Wetter) wolle dauern (statt: andauern).

Die Verfasserin hofft, daß vorliegendes Buch bei drei wöchentlichen Stunden in einem Jahr durchgearbeitet werden kann.

Bielitz. Eduard Stettner.

Englische Lehrbücher.

Kurzgefaßtes Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache für Realschulen, Realprogymnasien sowie für Reformschulen und Gymnasien von Ewald Görlich und Hugo Hinrichs. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1905. XII und 348 SS.

Das vorliegende Buch zerfällt in sechs Teile: I. Prosastücke (S. 1—21), II. Gedichte (S. 22—38), III. Grammatik in Beispielen (S. 39—102), IV. Grammatik in Regeln (S. 103—183), V. Deutscher Übungsstoff (S. 184—268), VI. *A*. Vokabular zu den Prosastücken, *B*. Vokabular zu den Gedichten, *C*. Alphabetisches Wörterverzeichnis zu der Grammatik in Beispielen, *D*. Deutsch-Englisches Wörterverzeichnis zu dem deutschen Übungsstoff (S. 269—348). Es bietet den Lehr- und Übungsstoff für den englischen Unterricht an sechsklassigen Schulen sowie auch an Reformschulen und Gymnasien und ist ein Auszug aus dem größeren Unterrichtswerk von Görlich (1. Methodisches Lehr- und Übungsbuch, 2. Grammatik, 3. Übungsbuch), das auch fernerhin für Realgymnasien und Oberrealschulen bestimmt sein soll. In den Vokabularien ist jedes Wort phonetisch umschrieben. An dieser Umschrift ist zu tadeln, daß

---

[1]) Mag auch diese Wendung „kräftiger gegen die abstrakt bildlose" sein (s. Grimm, Deutsches Wörterbuch, S. 2412, Zitat aus Breitinger 9, 6) und dialektisch z. B. in Tirol vorkommen.

noch immer für den kurzen *a*-Laut in *but* das Zeichen „*æ*“ und für den Laut in *sir* das Zeichen „*ǣ*“ verwendet werden, so daß der Schüler zu der Meinung verleitet wird, daß die Vokale in *but* und *sir* sich nur in der Quantität unterscheiden und qualitativ vollkommen gleich sind. Dazu vergleiche man Otto Jespersen, Lehrbuch der Phonetik, 1904, S. 156: „Deutsche müssen vor allem vor der schauderhaften gangbaren Schulaussprache mit dem *ö*-Laut gewarnt werden; am nächsten liegt der Laut dem *a*“. — Im § 27 stehen die Verba *lay, laid, laid; pay, paid, paid; say, said, said* nebeneinander, ohne daß auf die verschiedene Aussprache von *laid, paid* einerseits und *said* anderseits hingewiesen würde. — In der Behandlung des Konjunktivs (§ 101—104) fällt auf, daß von dem Vorkommen des Konjunktivs nach den Konjunktionen *though, although, ere, before, sill, until* nichts gesagt wird. — § 106: nach *perceive* steht auch der Infinitiv mit *to.* — § 88: In Substantivsätzen, welche gleiches Subjekt mit dem Hauptsatz haben, kann neben *shall* auch *will* stehen. Vgl. Onions, *An Advanced Syntax,* London 1904, p. 137: „*But it is possible also to say 'He was afraid he would be drowned', with no difference of meaning*“. — § 92: das Verb *to regard* hat wohl immer die Konjunktion *as* vor dem Prädikatsnomen, verhält sich also nicht ganz so wie *to consider.* In Bezug auf andere Mängel verweise ich auf meine Besprechung von Görlichs „Grammatik der englischen Sprache“ in dieser Zeitschrift 1901, S. 530 f.

Der Druck ist im ganzen korrekt; an Druckfehlern sind mir nur folgende aufgefallen: S. 269 *end* als zweite Umschrift von *and* (st. end), S. 275 k*ǣe* (st. kǣe), S. 277 kǣnede (st. kœnede), S. 297 œe(r) st ǣe(r), S. 303 *J* (st. *I*).

Das Buch ist mit derselben pädagogischen Geschicklichkeit gearbeitet wie die früher erschienenen Bücher desselben Verfassers und kann daher für die oben bezeichneten Schulen bestens empfohlen werden.

Lehrgang der englischen Sprache von H. Plate. II. Mittelstufe. Methodisches Lese- und Übungsbuch mit beigefügter, auf das Lesebuch Bezug nehmender Sprachlehre. 61., der Neubearbeitung 8. Auflage, durchgesehen von Dr. Karl Münster, Oberlehrer an der VII. städt. Realschule zu Berlin. Dresden, L. Ehlermann 1905. VIII und 368 SS.

Dieses Buch zerfällt in zwei Hauptteile: I. „Sprachlehre“ (S. 1—137) und II. „Lese- und Übungsbuch“ (S. 138—294). Das letztere besteht aus einer großen Anzahl englischer und deutscher zusammenhängender Stücke, die zur Einübung der Syntax bestimmt sind. Darauf folgen im „Anhang“ 18 Gedichte (S. 295 bis 310). Den Schluß bilden „Wörterverzeichnisse zu dem Lese- und Übungsbuch“ (S. 311—365), „Aussprache der Eigennamen“ (S. 366—367) und eine „Übersicht der Lautzeichen“ (S. 368).

Zu der „Sprachlehre" ist folgendes zu bemerken: S. 22 „Verdoppelt wird der einfache Endkonsonant nach betontem kurzem Vokal vor *-ed, -est, -ing*". Statt „kurzem" lies „einfachem"; denn in dem Verbum *to prefer* ist doch der betonte Vokal nicht kurz! — S. 61. Nach *to bid* steht auch der Infinitiv mit *to*. — S. 63. In dem Satze *Doctor Hutton was rather disappointed at his fine speech having thus been cut short* ist die fett gedruckte Stelle nicht als absolutes Partizip, das von einer Präposition abhängt, aufzufassen, sondern wir haben es im Gegenteil mit dem verbundenen Partizip *having* zu tun, das sich im Sinne eines Gerundiums an das Substantiv *speech* anschließt.

Sonst gelten für Plates „Mittelstufe" dieselben Bemerkungen, die ich zu desselben Verfassers „Unterstufe" und „Oberstufe" in dieser Zeitschrift 1905, S. 423—425 und 1903, S. 47—49 gemacht habe. Wie die zuletzt genannten Teile des Plateschen Unterrichtswerkes, gehört auch die „Mittelstufe" zu den besten Erzeugnissen der deutschen Schulbücherliteratur.

Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. I. Teil. *'Junior Book'*, Lehr- und Lesebuch für den I. Jahrgang des englischen Unterrichts (mit einem Wörterbuch) von Professor Wilhelm Swoboda. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1905. VI und 174 SS. Preis geh. 2 K 20 h, geb. 2 K 80 h.

Dieses, für höhere Handelsschulen bestimmte Lehrbuch stimmt inhaltlich mit dem „Elementarbuch der englischen Sprache für Realschulen" desselben Verfassers vollkommen überein. Da ich das Buch in dieser Zeitschrift 1905, S. 231 ff. eingehend besprochen habe, so genügt es hier, auf meine Besprechung einfach hinzuweisen und beizufügen, daß das Buch auch zum Gebrauche an höheren Handelsschulen zu empfehlen ist.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

G. Schön, Die Differenzen zwischen der kapitolinischen Magistrats- und Triumphliste. Mit 4 Abbildungen im Texte. Wien und Leipzig, Fromme 1905. 75 SS.

Habent fata sua libelli! Das drängt sich einem mit aufrichtigem Bedauern auf, wenn man die Entstehung des vorliegenden Büchleins kennen lernt. Der zweite Teil von Schöns wertvoller Untersuchung über „Das kapitolinische Verzeichnis der römischen Triumphe", die den IX. Band der Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Wiener Universität ausmacht, hat nie erscheinen können, da der Verf. durch seinen Beruf als Gymnasialprofessor in kleinere Provinzstädte versetzt war und ihm somit bei dem Mangel an der erforderlichen Fachliteratur, die

ja gerade bei epigraphischen Arbeiten so überaus reichhaltig und kostspielig ist, eine Fortführung der Arbeit unmöglich gemacht war. So hat er in jahrelangem, unverdrossenem Ankampf gegen die Ungunst der äußeren Verhältnisse seine Forschung auf ein gegenüber dem ursprünglichen Plan engeres Gebiet beschränken müssen und nach mehreren Einzelarbeiten endlich die Untersuchung über sämtliche Differenzen zwischen der kapitolinischen Magistrats- und Triumphliste vorgelegt.

S. knüpft an die Abhandlungen von Mommsen und Hirschfeld über die Abfassungszeit der kapitolinischen Fasten an und stellt zunächst fest, daß beide auf eine gemeinsame Redaktion zurückgehen. Dafür spricht 1. die auffallende Übereinstimmung, die um so schwerer ins Gewicht fällt, als die Listen von Fälschungen und Erfindungen durchaus nicht frei sind; 2. die so gut passende Anordnung an den Wänden der Regia, ein Beweis, daß schon beim Bau die Eintragung beider Listen geplant war; 3. die Gleichartigkeit der Schriftformen in beiden Listen.

Auf einen verschiedenen Zeitpunkt der Eintragung, nicht aber der Abfassung führt nur der Unterschied, der in den beiden Listen hinsichtlich des Namens Antonius herrscht: in der Magistratsliste ist dieser Name eradiert und erst später wieder hergestellt, in der Triumphaltafel ist er unverändert geblieben. Dies hängt damit zusammen, daß gegen den Triumvirn M. Antonius im Jahre 724 d. St. = 30 v. Chr. die *damnatio memoriae* ausgesprochen war, aber später wieder aufgehoben wurde.

Eigentliche Differenzen zwischen den beiden Tafeln finden sich aber in den erhaltenen Fragmenten nur an vier Stellen; sie betreffen lediglich unwesentliche Einzelheiten, mindestens zwei davon sind Fehler der Magistratstafel. Gerade die Geringfügigkeit der Unterschiede bestätigt die einheitliche Redaktion. Dazu kommen nun aber zwei andere Differenzen, die sich ergeben, wenn man mit Mommsen und den Herausgebern der zweiten Auflage des C. I. L. vol. I die Magistratstafel auf Grund der Angabe des Chronographen vom Jahre 354 ergänzt, in der Voraussetzung, daß beide dieselbe Vorlage benützten. Obwohl auch der Verf. an eine enge Verwandtschaft des Chronographen mit den kapitolinischen Fasten denkt, widerlegt er an beiden Stellen die Annahme von Differenzen zwischen den beiden kapitolinischen Listen. Im ersten Fall, der das Jahr 435 d. St. = 319 v. Chr. betrifft, hat er seine Vermutung noch während der Drucklegung seiner Arbeit durch ein neugefundenes Fragment der Magistratsliste bestätigt gefunden [1]). Die zweite vermeintliche Differenz, die für das Jahr 453 = 301, beruht auf falscher Lesung des erhaltenen Fragments. Diesen Fehler zeigt der Verf. nun auf, indem er seine mit unermüdlicher Sorgfalt an dem Original festgestellte Lesung mit neuen Abklatschen vergleicht und

[1]) Hülsen, Röm. Mitt. 1904, 117—123.

mit hingebungsvollster Akribie, mit größtem Scharfsinn und einer Umsicht, die auch die unbedeutendste Einzelheit nicht vernachlässigt, den richtigen Text — wenn bei so winzigen Splittern der Ausdruck gestattet ist — herstellt: *M. n.* anstatt *Ma[ximus]*; nur ausdauernder, unverdrossener Forscherarbeit konnte es gelingen, aus so jämmerlich fragmentierter Überlieferung die richtige Ergänzung überzeugend darzutun.

An diese Untersuchung schließt sich eine quellenkritische Erörterung der Liviusstelle an (X 8, 8), die mit Unrecht eine Stütze jener unrichtigen Lesung hatte bieten müssen. Der Verf. gibt in durchaus einleuchtender Beweisführung den richtigen Weg für ihre Erklärung an und gelangt zu dem Ergebnisse, daß Livius neben Valerius Antias, dem der Verf. auf Grund guter Beobachtungen auch den Bericht über das Jahr 435 = 319 zuweist, hier einen Bericht des Licinius Macer und vielleicht auch des Aelius Tubero benützt habe; damit ist die Quelle des Redaktors der Magistratsliste, wenn nicht selbst gegeben, so doch nach ihrer Beschaffenheit bestimmt. S. wendet sich aus demselben Grunde dem Verhältnis des Chronographen zur kapitolinischen Magistratsliste zu, obwohl er eine genauere Untersuchung darüber noch zu bringen verspricht; wir müssen diese wohl noch abwarten, ehe wir allen seinen Ausführungen darüber zustimmen können; hier leidet die Untersuchung auch daran, daß sich der Verf. zu vielen Abschweifungen von seiner eigentlichen Aufgabe verleiten läßt, die, etwas breitspurig ausgeführt, einer präzisen Beweisführung hinderlich sind und es dem Leser erschweren, dem Gange der Forschung zu folgen. Das im Titel des Buches angegebene Thema ist ihm allmählich zurückgetreten und die Tradition über die Jahre 435 und 453 zum Kernpunkt seiner Untersuchung geworden, die mit dem Hinweis auf die übrigens schon den Alten bewußte geringe historische Glaubwürdigkeit der kapitolinischen Fasten schließt.

Prag. Dr. A. Stein.

Quellenbuch für den Geschichtsunterricht an österreichischen Mittelschulen und verwandten Lehranstalten. Von Prof. Dr. Oskar von Gratzy. Wien u. Leipzig, Verlag A. Pichlers Witwe & Sohn 1905.

Das Unternehmen, für den Geschichtsunterricht an den österreichischen Mittelschulen ein handliches Quellenbuch herzustellen, kann nur mit großer Freude begrüßt werden. Hat es bis jetzt an derlei Hilfsmitteln, deren Wichtigkeit längst[1]) außer allem Zweifel steht, auch nicht ganz gefehlt, so vermisste man doch ein einheitliches Quellenbuch für alle drei Perioden der Geschichte,

[1]) Lehrplan und Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien S. 176.

in dem die vaterländischen Verhältnisse eine besondere Berücksichtigung gefunden hätten. Wenn ich mir trotzdem einige Bemerkungen gestatte, so mögen dieselben nur als Anregungen betrachtet werden, deren Berücksichtigung bei einer neuen Auflage die Brauchbarkeit des Buches vielleicht noch fördern könnte.

Es ist sehr schwierig, bei der Auswahl des Stoffes das rechte Maß zu treffen; denn was dem einen wichtig erscheint, gilt dem anderen häufig für mehr oder weniger belanglos. Doch möchte ich unbedingt im Bezug auf die Geschichte des Altertums noch ein paar Stücke aufgenommen wissen. Für die älteste Einteilung der ganzen Weltgeschichte in vier Weltmonarchien, die vom heiligen Hieronymus bis 1600, ja teilweise bis 1806 gebräuchlich war, ist bekanntlich das siebente Kapitel aus dem Propheten Daniel maßgebend gewesen. Als älteste historische Urkunde darf die Völkertafel in Genesis Kap. X nicht unberücksichtigt bleiben; auch der historische Schulatlas von Schubert-Schmidt tab. 7: Tabula Ethnographica secundum Genesin Cap. X nimmt bekanntlich darauf Rücksicht. Zur Belebung der Geschichte des Volkes Israel sollte die eine oder andere Stelle aus dem alten Bunde beigezogen werden; ich möchte da beispielsweise auf Gen. Kap. 14 hinweisen, wo als Zeitgenosse Abrahams der heute so oft genannte Hamurabi (Amraphel) erscheint[1]). Ist es auch in erster Linie die Sache des Religionslehrers, sich mit dem übernatürlichen Charakter dieser Geschichtsquelle zu befassen, so fordert doch dieses heilige Buch auch Berücksichtigung von Seite jedes ernsten Historikers. Als klassische Beweisstelle für die historische Persönlichkeit Christi ist Tacitus, Annales XV 44 von der größten Bedeutung. Für die Geschichte unserer Monarchie in der Zeit der römischen Kaiser wären doch auch ein paar klassische Zeugen anzuführen.

Nun zur Form! Da hätte ich vor allem den ernsten Wunsch, daß die einzelnen Ausschnitte aus den Quellenwerken möglichst genau zitiert würden. Bei einer Quellenangabe muß man immer imstande sein, die betreffende Stelle leicht aus dem Originale zu finden, einerlei, ob man sich wirklich der Mühe unterzieht oder nicht. Für diesen Fall genügt aber z. B. der Name des Autors durchaus nicht.

In Bezug auf die sprachliche Seite ist sofort klar, daß man sich für den besonderen Zweck mit einer Übersetzung der Quelle in die deutsche Sprache begnügen darf. Auch die griechischen und lateinischen Autoren müssen in deutscher Sprache wiedergegeben werden, schon deshalb, da vorliegendes Buch für alle Mittelschulen und verwandte Lehranstalten bestimmt ist. Doch bin ich der Meinung, daß man in nur wenigen Stücken auf das Gymna-

[1]) Daß die neuen Entdeckungen auf dem Boden von Babel und Assur den Bericht der Bibel bestätigen, darf man den Schülern keineswegs vorenthalten.

sium mit seinem Studium der lateinischen Sprache Rücksicht nehmen soll. Es könnte an einem Beispiele der Charakter der älteren lateinischen Sprache dem Schüler vor Augen geführt werden, wie schon Plötz eines enthält; die Verwilderung des klassischen Latein, wie wir sie seit Gregor von Tour bis zum Karolingschen Humanismus finden, sollte auch an ein paar Mustern gezeigt werden[3]). Es ist ein guter Griff des Verf.s, daß er die bekannten Straßburger Eide vom Jahre 842 in die Sammlung aufgenommen hat, die ihre Berühmtheit aber bekanntlich nicht ihrem geschichtlichen Inhalt, sondern der sprachlichen Form verdanken, da sie uns als ältestes Denkmal der romanischen Sprache den Übergang vom Latein ins Französische in charakteristischer Weise vor Augen führe. Ebenso betrachte ich es als nicht unbedeutenden Gewinn, daß der Schüler aus „Wallensteins Absetzungspatent", dem „Amtsbericht über den Sieg von Zenta" usw. das Unnatürliche des Alamodismus kennen lernt, obwohl sich für diese Entartung der deutschen Sprache noch treffendere Beispiele hätten beibringen lassen.

Mein letzter Wunsch sei, daß der Text in reicher Fülle mit erläuternden Anmerkungen versehen werde, um dem Lehrer unnötigen Zeitverlust zu ersparen; die Schulausgaben unserer deutschen Klassiker könnten hiebei als Muster dienen.

Erst nach Absendung dieser Zeilen lernte ich aus dem Begleitworte zum Buche die Grundsätze kennen, die den Verf. bei seiner Arbeit bestimmt haben, mit meinen Wünschen aber im Widerspruche stehen. Doch scheinen mir diese Grundsätze doch zu wenig stichhältig, um von meinen Wünschen abzustehen.

Kremsmünster. Dr. Altmann Altinger.

Pütz W., Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 18., verb. Aufl., bearb. von Prof. Dr. L. Neumann. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905.

Der Bearbeiter der neuen Auflage war, wie er im Vorworte betont, durch die Kürze der Zeit, die ihm zu Gebote stand, gezwungen, lediglich innerhalb der sogenannten allgemeinen Darlegungen einige Erweiterungen platzgreifen zu lassen, im übrigen aber sich auf mehrere Streichungen und Berichtigungen zu beschränken. Er verspricht in künftigen Auflagen „größere Umgestaltungen vorzunehmen, welche neueren methodischen Anschauungen" Rechnung tragen sollen. Hoffentlich fühlt dann nicht bloß

---

[3]) [illegible] nämlich, daß sich hiezu dem Historiker mehr Ge[illegible] Philologen; selbstverständlich muß auch ersterer [illegible]chen.

manche stilistische Härte des Buches die bessernde Hand des Bearbeiters, sondern verschwinden auch alle Unrichtigkeiten, die heute noch stehen geblieben sind. Als Beispiele für letztere Tatsache sei die Angabe angeführt, daß „'Großwien' in 19 Bezirken fast 60 Gemeinden vereinigt enthält" und „unter den Vororten 'außerhalb der Linien (oder Wälle)' Hernals, Ottakring, Währing jedes über 60000 Einwohner haben". Daß der Großglockner in Steiermark nichts zu suchen hat und Eisenerz nicht südöstlich von Mariazell liegt, sei nur nebenbei erwähnt.

Wien. J. Müllner.

Entwurf eines arithmetischen Lehrganges für höhere Schulen von F. Haacke. Leipzig, Teubner 1904.

Durch diesen Entwurf sollen in einzelnen Teilen der Arithmetik Reformen angebahnt werden; es ist daher nur natürlich, daß derselbe von der in den meisten Lehrbüchern üblichen Darstellung weit abweicht. An die Spitze wird die Forderung gestellt, die Arithmetik auf die Größenlehre zu gründen und die Richtigkeit der Gesetze an den Raumgrößen darzutun. Doch ist diese enge Verbindung der Geometrie mit der Arithmetik nicht durchgeführt; auch muß jener Forderung gegenüber die Ansicht hervorgehoben werden, daß die Operationen mit Mengen nur den Ausgangspunkt für die vier Grundrechnungen zu bilden haben.

Die Rechnungsarten derselben Stufe werden unabhängig neben einander gestellt mit der Begründung, daß nur dann den Rechnungsarten der zweiten Stufe genau die der dritten Stufe entsprechen. Allein der einheitliche Aufbau verlangt, daß der Schüler schon von der Addition angefangen klar erkenne, daß aus jeder direkten Rechnungsart zwei Umkehrungen entspringen müssen; hiedurch wird die scharfe Trennung zwischen dem Teilen und Messen geradezu gefordert. Noch mehr würde dieser systematische Aufbau zerstört werden, wenn nach dem Vorgange des Buches die beiden Rechnungsarten der ersten Stufe zu einer einzigen, dem „Aggregieren", verschmolzen würden.

Die so wünschenswerte Einschränkung der Zahl der Rechengesetze und ein einheitlicher Wortlaut wird dadurch zu erreichen gesucht, daß für jede Grundrechnung nur drei Gesetze aufgestellt werden. Das Vertauschungs- und das Gruppierungsgesetz regeln das Rechnen innerhalb derselben Stufe, das Verbindungsgesetz das auf verschiedenen Stufen. Doch können diese Gesetze nur Zusammenfassungen mehrerer Lehrsätze sein, die einzeln begründet werden, aber keinen besonderen Wortlaut erhalten. Ob diese Zusammendrängung nicht auf Kosten des Verständnisses erfolgt, ist

eine berechtigte Frage, zudem manche dieser Gesetze fast den Charakter mechanischer Rechenregeln annehmen.

Eine weitere Vereinfachung soll dadurch erzielt werden, daß auch ein unbenannter erster Faktor eines Produktes als Multiplikator angesehen wird, zu dem man den Multiplikand 1 zu ergänzen hat. Ganz abgesehen von der hiedurch bedingten Erschwerung der Auffassung, liegt der Nachteil dieses Vorganges darin, daß abermals der harmonische Aufbau des Lehrgebäudes gestört wird.

Die Beweise werden stets nur mit besonderen Zahlen geführt. Dies geschieht wohl auf der Unterstufe der österreichischen Gymnasien ohnehin ausnahmslos, doch dürfte es sich auch bei schwierigeren Sätzen in der 5. und 6. Klasse empfehlen.

Die Erweiterung der Rechnungsarten geschieht durch Interpolation der Reihen, die sich durch das Funktionsgesetz ergeben. Diese Methode hat den Vorzug, die neuen Definitionen entsprechend dem Permanzprinzip an das Grundgesetz der Rechnungsart, nicht an einen später auftretenden Lehrsatz anzuknüpfen. Allerdings ist die Erweiterung nach den von Schubert aufgestellten Grundsätzen für den Schüler leichter verständlich.

In Bezug auf die negative Zahl nimmt der Verf. eine Ausnahmsstellung ein. Er hält den Begriff derselben für so schwierig, daß er dieselbe erst an recht später Stelle behandelt. Diese Schwierigkeit aber hat der Autor selbst geschaffen durch eine zwar strenge, aber für den Schüler der Unter-Tertia ganz ungeeignete Behandlungsweise. Die Mehrzahl der Lehrer dürfte wohl bei der alten Ansicht verharren, daß sich auch auf dieser Altersstufe, wenn man von entgegengesetzten konkreten Größen ausgeht und die Darstellung an der Zahlenlinie nicht vernachlässigt, ein Verständnis erzielen läßt. Natürlich muß die Diskussion der allgemeinen Lösung einer Textgleichung in Bezug auf das Vorzeichen ebenso wie die Determination einer höheren Stufe vorbehalten bleiben. Noch viel weniger wäre der Ref. im stande, die Ausführungen des Buches als Basis für die Einführung der imaginären Zahlen zu wählen. Der kurze Überblick über die Gleichungen gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß; die trigonometrische Lösungsmethode in § 24 ist entbehrlich.

Aus diesem Berichte, in dem manche Einzelheit übergangen werden mußte, erhellt zur Genüge, daß diese kleine Schrift die volle Beachtung eines jeden Fachlehrers verdient, insbesondere auch dort, wo der Ref. seine gegenteilige Ansicht zum Ausdruck gebracht hat.

Wien. A. Neumann.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 146 bis 150. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

In dem ersten der vorliegenden Heftchen ist die Arbeit von Lagrange „über die Lösung der unbestimmten Probleme zweiten Grades" von Prof. Eugen Netto aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben worden. Lagrange hat in den gemischten Abhandlungen der Turiner Akademie (4. Band) und dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1767 in sehr scharfsinniger und strenger Weise gezeigt, daß die Gleichung $x^2 - Ay^2 = 1$, mit der sich Fermat und nach diesem der englische Mathematiker Lord Brounker beschäftigte, stets in ganzen Zahlen lösbar ist. Von dieser berühmten Arbeit, die nunmehr in zutreffender deutscher Übersetzung vorliegt, sagt Gauss, daß in ihr das Problem, alle unbestimmten Gleichungen zweiten Grades mit zwei Unbekannten durch ganze Zahlen zu lösen, in seiner ganzen Allgemeinheit erfaßt wurde, und in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt.

In Nr. 147 der Klassiker der exakten Wissenschaften ist der „Beitrag zur physiologischen Optik" von Johann Benedikt Listing von Prof. Dr. Otto Schwarz in Leipzig herausgegeben worden. In diesem Beitrage wird von Listing eine vortreffliche Beschreibung und Erklärung einer Anzahl entoptischer Erscheinungen, besonders jener gegeben, die von der Linse herrühren. In der zu ihrer Erklärung vorausgeschickten dioptrischen Betrachtung wird eine klassische, leicht verständliche geometrische Darstellung der Dioptrik des Auges gegeben. Listing führt dabei mehrere neue Begriffe und Bezeichnungen ein, so z. B. den Begriff der Richtungslinien, der Parallaxe zwischen der scheinbaren Lage der Objekte bei direktem und indirektem Sehen, der relativen entoptischen Parallaxe, die Bezeichnung homozentrisches Licht. Bekanntlich hat auch Listing, dessen Darstellungsweise eine sehr klare ist, die Maße des vereinfachten schematischen Auges in die Wissenschaft eingeführt. Die Arbeit von Listing wird von neuem wieder mit Vorteil von den Physikern und Ophthalmologen gelesen werden.

Das dritte der vorliegenden Hefte enthält den in physiologisch-psychologischer Beziehung sehr bemerkenswerten Vortrag von Ewald Hering „Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie", den dieser Forscher in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Wien am 30. Mai 1870 gehalten hat. In diesem Vortrage wird eine Reihe scheinbar weit auseinander liegenden Erscheinungen, welche teils dem bewußten, teils dem unbewußten Leben des Organischen angehören, unter einen Gesichtspunkt gebracht und als Äußerungen eines und desselben Grundvermögens der organisierten Materie, nämlich ihres Gedächtnisses oder Reproduktionsvermögens zusammenfassend betrachtet.

Prof. Ewald Hering hat in Nr. 149 der Sammlung die Abhandlung von Ernst Heinrich Weber „Tastsinn und Gemeingefühl“ herausgegeben. Diese 1846 erschienene Schrift ist grundlegend und bahnbrechend für die Lehre von den Hautsinnen geworden. Wie vom Herausgeber bemerkt wird, verknüpft ferner den experimentellen Teil dieser Schrift mit dem Fechnerschen psychophysischen Gesetze ein enges Band.

Prof. Arthur v. Oettingen hat in Nr. 150 die Abhandlung von Josef Fraunhofer „Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungs-Vermögens verschiedener Glasarten in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Fernrohre“ herausgegeben. Fraunhofer war es, der durch Berechnung der Linsenformen bahnbrechend in allen Fragen der Achromasie wirkte und auch die in jeder Flamme auftretende gelbe Linie und das nach ihm benannte Spektrum entdeckte. Mit diesen Forschungen beschäftigt sich die vorliegende Abhandlung, die in den Denkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1814 und 1815 herausgegeben wurde. Dem Hefte ist ein zur Abhandlung gehörendes Spektrum beigegeben worden, das, wie der Herausgeber richtig bemerkt, „mit Erstaunen erkennen läßt, mit welch riesigen Schritten Fraunhofer sich das ganze Gebiet erwarb und sofort zu großer Vollkommenheit brachte“. Die Entdeckungen Fraunhofers haben sowohl die formale, als die theoretische Optik wesentlich auf neue Grundlagen gestellt.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Alexander Gleichen, Vorlesungen über photographische Optik. Leipzig 1905.

Das vorliegende Werk gibt eine ziemlich ausführliche, leicht faßliche Darstellung der für die Berechnung von Objektiven nötigen Rechnungen. Ausgehend von der Bilderzeugung im paraxialen Gebiete werden die wichtigsten Sätze über Brennweiten, Haupt- und Knotenpunkte abgeleitet und daran die Bedingung für die Achromasie angeschlossen. Nach dem 5. Kapitel, welches die Seidelschen Fehlergleichungen, vielleicht etwas zu kurz behandelt, schließt sich im 6. Kapitel die allgemeine Theorie, in welcher der Leser, der mit der Theorie der krummen Flächen vertraut ist, fast ohne Schwierigkeit die Bildentstehung verfolgen kann. Daß an vielen Stellen geometrische Überlegungen zu den rein mathematischen Deduktionen hinzutreten, erleichtert wohl die Auffassung, beeinträchtigt aber doch an einzelnen Stellen die Sicherheit des Schlusses. So wird gegenüber dem „anschaulichen System“ das „rationelle System“, in welchem die Allgemeingiltigkeit der Formeln mit Rücksicht auf die Zeichen der Schnittweiten und Kugelhalb-

messer erst hervortritt, erst auf S. 122 eingeführt. Der Verf. meint „Für die Einführung in die geometrische Optik ist das anschauliche, für die Eleganz und Übersichtlichkeit der analytischen Entwicklungen das rationelle System unerläßlich" (S. 192). Ref. ist der Meinung, daß dieses sog. „rationelle System" jedem, selbst demjenigen, der sich nur mit den elementaren Teilen des Buches befassen möchte, genügen würde und daß vielmehr die zu späte Einführung desselben bei den weniger geschulten Lesern einige Verwirrung hervorrufen kann.

Zu den Details möchte Ref. bemerken, daß auf S. 45 die Konstruktion der Blendenbilder, also der Eintritts- und Austrittspupille aus der Aperturblende, sowohl in den Worten als auch in der Zeichnung etwas deutlicher hätte gefaßt werden können, um den Begriff der „Abbildung nach der Objektseite", bezw. „nach der Bildseite hin" dem Leser näher zu bringen.

Für die Durchrechnung eines Systems werden die Formeln auf S. 189 zusammengestellt, wobei sich der Verf. auf Strahlen, die im Hauptschnitte verlaufen und auf Strahlenbündel, deren Achsen im Hauptschnitte liegen, beschränkt. Jedenfalls erscheint es als eine Lücke, daß der Verf. die Formeln für die Rechnung von windschief das System durchsetzenden Bündeln nicht gibt, sondern für diese nur auf die Formeln von Seidel verweist.

Recht interessant sind die Notizen zur Geschichte der photographischen Objektive auf S. 183; ebenso die Zusammenstellung der Konstanten (Brechungsindices, Halbmesser und Linsendicken) für zwölf der wichtigsten Linsenkombinationen.

Der Rechnungsgang wird an zahlreichen Beispielen erläutert; doch möchte Ref. nicht unerwähnt lassen, daß die Bezeichnung des Logarithmus einer negativen Zahl durch ein angehängtes — Zeichen, namentlich wenn wiederholt Übergänge zu den Numeris nötig werden, etwas störend wirkt und die Anhängung eines *n* für die Logarithmen, deren Numeri negativ sind, vorzuziehen ist.

Wien. N. Herz.

Die neuere Entwicklung der Kristallographie. Von Prof. Dr. H. Baumhauer. Aus „Die Wissenschaft", Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Braunschweig, bei Friedrich Vieweg & Sohn 1905.

Unter dem Einflusse der Forschungen über die Entwicklung der Kristallformen, über das Wachsen der Kristalle, sowie über den Zusammenhang zwischen der Form und der chemischen Konstitution des kristallisierten Stoffes hat die Kristallographie in neuerer Zeit eine ganz eigenartige Entwicklung genommen. Es war daher eine dankenswerte Aufgabe, diesen modernen Entwicklungs-

gang der Kristallographie und die heute in dieser Wissenschaft geltenden Anschauungen auf eine übersichtliche Weise zusammenzustellen. Neben dem Physiker und Chemiker wird auch der Lehrer der Naturgeschichte das Werk mit Vorteil benützen können, um sich auf diesem schwierigen Gebiete naturwissenschaftlichen Forschens einigermaßen zu orientieren. Zur Erleichterung des Verständnisses wird überall in Bezug auf Terminologie und Symbole an die früher üblichen Bezeichnungen angeknüpft, um so in die jetzt herrschende Auffassung und Einteilung der Kristallformen einzuführen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen ist der Einteilung der Kristalle in 32 Klassen, der Ermittlung der Symmetrieverhältnisse, der Zwillingsbildung, der Flächenentwicklung, dem Wachstum der Kristalle und der chemischen Kristallographie je ein Abschnitt des Buches gewidmet.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Gustav Ficker, Leitfaden der Mineralogie für die dritte Klasse der Gymnasien. Mit 3 Tafeln u. 99 Abbildungen in Schwarzdruck. 2. Auflage. Wien, Verlag von Franz Deuticke 1905. Preis geh. K 1·50, geb. K 1·90.

Das vorliegende Buch, das in 2. Auflage erschienen ist, empfiehlt sich schon durch seine Ausstattung. Der gegenüber dem Kleindruck vorherrschende Großdruck auf gutem Papier, die prächtigen farbigen Tafeln und die sehr gelungenen Abbildungen in Schwarzdruck sind Erfordernisse, die zu einem guten Lehrbuche der Naturgeschichte gehören. Nicht weniger als durch sein Äußeres wird der Leitfaden durch die Anordnung und Durcharbeitung des Lehrstoffes empfohlen. Der Verf. geht von der Besprechung des Steinsalzes aus. Obzwar beim Unterrichte auf der Unterstufe eine systematische Behandlung der Mineralien nicht verlangt wird, macht sich Dr. Ficker die chemischen Kenntnisse der Schüler zunutze und schließt an das Steinsalz gleich ein anderes Haloidsalz an, den Flußspat. An die Haloidsalze reihen sich die Karbonate (Calcit, Aragonit, Siderit) und Silikate (Orthoklas, Kaolin, Hornblende, Granat, Talk, Kaliglimmer). Der Quarz ist der Vertreter der Oxyde. Hier ist die Gelegenheit gegeben, die einfachen und gemengten Gesteine (Granit, Gneis, Quarzporphyr, Trachyt, Basalt), die verschiedenen Aggregatzustände und Produkte der Tätigkeit des Wassers (Gebirgsschutt, Geröllе, Sand usw.), Sandstein, Tonschiefer und Glimmerschiefer in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Zinnstein, Korund, Hämatit, Brauneisenstein und Magnetit sind die übrigen Oxyde, welche noch eingehender beschrieben werden. Eisenkies, Bleiglanz und Zinkblende bilden die Gruppe der Sulfide. Die Naturgeschichte der Elemente und der Anthrazide macht den Schluß. Malachit, Azurit, Apatit, Topas, Turmalin,

Zinnober und andere für die Unterstufe minder wichtige Mineralien werden weniger ausführlich (in Kleindruck) besprochen.

Einen wunden Punkt bildet in der dritten Klasse der Gymnasien stets die Kristallographie. Der Verf. zeigt daher bei der Besprechung der Kristalle eine sehr große Zurückhaltung, die man nur billigen kann; er betreibt auf dieser Stufe nur Anschauungsunterricht. Die Beschreibung des Kristalles nach seinen Flächen muß genügen; Achsen- und Symmetrieverhältnisse entfallen. Die chemischen Kenntnisse, welche sich die Schüler im 1. Semester erworben haben müssen, werden sehr fleißig aufgefrischt und verwendet. Der technischen Verwertung der Mineralien wird die gebührende Beachtung geschenkt.

Inhaltlich unterscheidet sich die 2. Auflage von der ersten nur sehr wenig; dagegen wurde dem Bilderschmucke eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, indem zwei sehr gelungene farbige Tafeln zu der schon vorhandenen Tafel des Pasterzen-Gletschers dem Buche beigegeben und viele Schwarzdrucktafeln durch neue, bessere ersetzt wurden. Dr. Fickers Leitfaden genügt daher den höchsten Anforderungen, die man an ein Lehrbuch stellen kann.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das Plankton als Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichtes.

Der Schöpfer und Direktor der biologischen Station in Plön, der unermüdliche Pionnier der Planktonforschung auf deutschem Boden und wie die erst kürzlich erfolgte, auf ihn zurückzuführende Gründung einer Station am Lunzersee zeigt, auch für Österreich interessiert, hat in dem eben erschienenen Vierteljahrsheft seines Archives, das sich bald zum Zentralorgane der mächtig aufstrebenden Hydrobiologie gestalten wird, mit einem Aufsatze, der den obigen Titel führt[1]), einen neuen energischen Schritt zur Verwirklichung seiner Bestrebungen getan. Er fordert die Aufnahme des Planktons als Unterrichtsgegenstand in der Schule. Das lehrreiche Schriftchen ist lesenswert und wird viel gelesen werden. Nicht bloß von Fachgenossen und Lehrern, sondern auch in weiteren Kreisen, denn Zacharias versteht es, nicht nur sein reiches Wissen gründlich zur Darstellung zu bringen, sondern mit seinem gewandten, beredten Worte auch die gebildeten Laien zu interessieren und anzuregen. Wer das Glück hatte, dem liebenswürdigen, jederzeit hilfsbereiten Forscher näher zu treten, wird sich freuen, in der Abhandlung einen starken persönlichen Einschlag zu finden; er gibt ihr Reiz, Wärme und Überzeugungskraft.

Die Forderung des Verfassers, daß auch das Plankton in den Bereich des naturgeschichtlichen Unterrichtes einbezogen werde, beruht, wie schon der Titel andeutet, auf der Voraussetzung, daß dieser Unterricht das Biologische betone und für eine solche Einrichtung des Unterrichtes setzt sich Zacharias kräftig ein. Alle Erörterungen nach dieser Seite sind ebenso zutreffend als geistreich, es ist äußerst anziehend, wie der Verf sich auf die Aussprüche bedeutender Denker zu berufen weiß, wie er Be-

---

[1]) Das Plankton als Gegenstand eines zeitgemäßen biologischen Schulunterrichtes. Von Dr. Otto Zacharias. Sonderabdruck aus dem Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde I. 1906. Stuttgart, Nägele 1906. 98 SS. mit 17 Abbildungen.

ziehungen von Huxley bis zum alten Meister Eckhart des XIV. Jahrhunderts findet. Aber all das hat, soweit es sich um praktische Absichten handelt, nur für Preußen Bedeutung, wo der naturgeschichtliche Unterricht aus den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen ausgeschieden ist und die Art des Lehrbetriebes, wie es eben nach Zacharias scheinen muß, es noch notwendig machen mag, für den biologischen Unterricht eine Lanze zu brechen. Für uns Österreicher ist die Frage glücklicherweise und hoffentlich für immer im Sinne des Verf. entschieden.

Ich verweise bloß auf den Aufsatz des Dr. E. Witlaczil in dieser Zeitschrift 1905, S. 59 ff. und auf die Instruktionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich, 5. Aufl. 1899 und für die Gymnasien, 2. Aufl. 1900. Es wird gewiß dem Verf. eine erhebende Genugtuung sein, daß alles, was er für die methodische Ausgestaltung des naturgeschichtlichen Unterrichtes in Deutschland hofft, wünscht und fordert, bei uns bereits seit Jahren die schulbehördliche Approbation genießt und daß es sich zur Wirklichkeit zu werden anschickt. Unsere neuesten Lehrbücher, Der Grundriß der Naturgeschichte des Pflanzenreiches von Dr. G. Beck von Managetta, 2. Aufl., Der Grundriß der Naturgeschichte des Tierreiches von Dr. A. Nalepa, 3. Aufl., der jüngst approbierte Grundriß der Naturgeschichte des Mineralreiches von Dr. J. Gränzer haben instruktionsgemäß das biologische Moment zur Grundlage und ebenso die Neubearbeitungen der älteren Lehrbücher von Pokorny, Latzel usw. Bei uns hat das Unterrichtsministerium den richtigen Weg schon vorgeschrieben, die Lehrbücher und die Lehrer haben ihn nur zu gehen.

Die Instruktionen für Gymnasien sagen S. 212 ff.: Der Naturgeschichtsunterricht muß den Schüler zu einer denkenden Betrachtung der Natur anleiten und als höchstes Ziel ein tieferes Verständnis des Naturlebens anstreben. Er muß von klaren Vorstellungen ausgehen, die nur durch unmittelbare, sinnliche Anschauung und selbständiges Betrachten gewonnen werden können. Nicht die Menge des Lehrstoffes ist entscheidend, sondern vielmehr der Umstand, daß der Lehrstoff vom Schüler in richtiger Weise erworben wird. Es ist die sorgfältigste Auswahl des Lehrstoffes nötig. Für die Auswahl sind maßgebend: die Eignung der Objekte für die direkte Beobachtung, ihre Bedeutung im Haushalte der Natur und für den Menschen und ihr hervorstechend typischer Bau. Überdies ist das unterrichtlich Wertvolle aus der Biologie zu berücksichtigen. Ganz besonders dürfen Tatsachen nicht unberücksichtigt bleiben, welche geeignet sind, das Kausalitätsbedürfnis des Schülers zu befriedigen. Das zu besprechende Objekt muß sich womöglich vor den Augen der Schüler befinden, Naturgegenständen gebührt der Vorzug vor Nachbildungen, dem lebenden Tier vor dem ausgestopften Balge, der lebenden Pflanze vor dem vertrockneten Herbarexemplar. Terrarien und Aquarien bilden daher nicht zu unterschätzende Lehrbehelfe, damit die Tiere mit Muße in ihrem Leben und Treiben betrachtet werden können. „Wenn auch im Klassenunterrichte eine große Reihe biologischer Fragen induktiv behandelt werden kann, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die mannigfachen Wechselbeziehungen der

Lebewesen untereinander und ihre Abhängigkeit von den Existenzbedingungen nur durch einen sachgemäßen Unterricht im Freien aus unmittelbarer Anschauung erkannt werden können. Hierzu geben regelmäßige Exkursionen Gelegenheit". „Keine Gegend ist so arm, daß sie einen Gang ins Freie nicht lohnen würde; jeder Feldrain, jeder Wiesenfleck, eine Wasserlache, ein Steinbruch usw. liefern reiches Beobachtungsmaterial. Unter Umständen bieten Schulgärten Ersatz. Abbildungen und Modelle sind nur als Erinnerungsbehelfe an bereits geschaute ähnliche Dinge zu verwenden. Wandtafeln haben die Naturobjekte in naturgetreuer Darstellung, in natürlicher Stellung, in einer charakteristischen Tätigkeit, an ihrem Aufenthaltsort usw. vorzuführen".

Weiter heißt es S. 216 ff.: Es kommt nicht auf die Gewinnung einer genauen und vollständigen Beschreibung, einer wissenschaftlichen Diagnose an, vielmehr sind nur leicht erkennbare, charakteristische Merkmale und solche Eigentümlichkeiten hervorzuheben, welche in biologischer Beziehung von Bedeutung sind. Der einseitig morphologisch-systematische Unterricht wäre nicht imstande, den regsamen Sinn der Jugend zu befriedigen und Freude an der Naturbetrachtung zu erwecken. Der Lehrer muß vielmehr auf eine denkende Verknüpfung von Organisation und Lebensweise hinarbeiten; er wird sich daher nicht mit dem Aufsuchen und Aufzählen von Merkmalen begnügen, sondern die Beziehungen zwischen dem Gesamtbau, beispielsweise eines Tieres und seiner Lebensweise, zwischen seinen Körperteilen und ihren Leistungen aufsuchen und erkennen lassen, auf die Abhängigkeit der Lebewesen von ihren Existenzbedingungen hinweisen und zeigen, daß ihr Bau in oft bewunderungswürdiger Weise ihrer Lebensweise entspricht. S. 225 und 239 werden biologische Sammlungen verlangt, S. 234 mikroskopische Beobachtungen, S. 235 die Kultivierung frischen Beobachtungsmaterials, wie von Diatomaceen, Pilzen u. dgl. gewünscht. Instruktive mikroskopische Präparate sollen nicht fehlen (S. 237) und im Kabinette soll mit Mikroskop, Lupen, Reagentien, Konservierungsmitteln, Gläsern von Lehrer und Schülern gearbeitet werden (S. 239).

Wenn Zacharias unsere Instruktionen gekannt hätte, hätte er sich's gewiß nicht entgehen lassen, auf sie in der Begründung seiner Forderung des biologischen Unterrichtes hinzuweisen.

Neu ist für uns die Anregung, das Plankton mit einer gewissen Betonung in der Schule für deren Zwecke zu betrachten und zu behandeln. Vom Plankton ist in den Instruktionen nirgends die Rede. Da die Wahl des Lehrstoffes und der Objekte dem Lehrer in weitestgehender Liberalität freigestellt bleibt, so dürften die Instruktionen für ihn wohl kein Hindernis bilden, auch das Plankton in der Schule oder bei Exkursionen zu behandeln. Aber eine Grenze wird ihm durch die verfügbare Stundenzahl gesteckt werden. So heißt es S. 225, wo von dem Lehrstoff der Unterstufe die Rede ist, daß, nachdem in der I. Klasse die Säugetiere und die Insekten abgetan und in der II. etwa 30 Vog[illegible] bis 20 Arten der übrigen Wirbeltiere durchgenommen wor[illegible] noch übrigen Klassen der wirbellosen Tiere in Ant[illegible]

Zeit nur einige wenige Formen berücksichtigt werden können. Auch für die Oberstufe heißt es wohl mit Rücksicht auf die Zeit (S. 238): „Die Anforderungen in systematischer Beziehung müssen aber im Absteigen der Tierreihe immer kleiner werden".

Mit Recht weist Z. darauf hin, daß das Plankton in hohem Grade geeignet ist, das Interesse für Naturbeobachtung zu wecken. Tatsächlich übt das Vorweisen einer *Daphnia*, einer *Leptodora* auf dem Objektträger auf jedes Kind, jeden Laien, der sonst an den Wundern der Natur achtlos vorübergeht, einen starken und nachhaltigen Reiz aus. Z. erwähnt, wie er einst einem neunjährigen Mädchen im Riesengebirge gelegentlich einige Copepoden und Daphniden zeigte und wie nach Jahren die erwachsene Frau ihm von dem unauslöschlichen Eindrucke, den diese Demonstration auf sie gemacht hat, erzählte. Ich kann das bestätigen. Als ich im vorigen Sommer am Hirschberger Großteiche Planktonstudien machte, bat mich einmal einer von den Sommergästen, einen Blick in mein Mikroskop tun zu dürfen. Was er sah, regte ihn geradezu auf, und in den nächsten Tagen verwandelte sich auf allgemeines Verlangen die Gasthausveranda in einen Demonstrationssaal. Es spielt nämlich die Überraschung, in einem oft scheinbar reinen leeren Tropfen Wassers plötzlich reiches Leben voll Formen und Bewegung zu sehen, für die Erregung des Interesses die größte Rolle. Und das wäre auch in der Schule auszunützen. Durch das Plankton würden die Schüler vor allem einen Begriff von der Fülle des Lebens auf kleinem Raume erhalten, ihr biologischer Blick, der bisher nur auf das Makroskopische gerichtet war, würde sich erweitern (S. 26) und ihr Sinn für die Wahrnehmung auch des Winzigen in der Lebewelt, für das Kleine und Unauffällige würde sich schärfen (S. 27 und 91). Der See, der Teich, ein Tümpel würde ihnen im Sinne Junges und Möbius' als eine Lebensgemeinschaft erscheinen, wo sie die zusammenlebenden Organismen in bestimmtem Raume in gegenseitiger Abhängigkeit sehen würden (S. 78 f.). Sie fänden da die schönsten Anpassungserscheinungen, die lehrreichste Ausbildung von Schwebeapparaten, die Umformung von Beinen und Fühlern zu Ruderorganen, die Entstehung von neuen Arten und Varietäten, lokale und temporale Variation, das periodische Erscheinen und Verschwinden der Tierchen, ihre Bedeutung im Haushalte der Natur, wie sie größeren Krebsen, Fischen, mittelbar den Menschen die Nahrung bieten, selbst ernährt von den Algen, die das von der Sonne kommende Leben auch den dunkelsten kalten Tiefen des Wassers vermitteln, ein lebendes Spiegelbild all der Vorgänge, die sich weit und breit auf dem Festlande und im Schoße der Ozeane abspielen. Nicht zu übersehen ist der Gewinn der Jugend bei der Betrachtung der Formen der Algen, Diatomeen, der Rotatorien, der Radiolarien, wie sie uns Haeckel erschlossen hat, in ästhetischer Beziehung. Die Betrachtung dieser wunderbaren Formen ist ein ästhetischer Genuß, der den ästhetischen Sinn bildet. Über alles aber dürfte noch ein Anderes zu setzen sein. Wenn die Natur soviel Schönheit und so viele Wunder verborgen im Schoße von Torfmooren und in vorweltlichen Steinkohlenlagern zeigte, wo sich noch keine fühlende

Menschenbrust an ihnen erfreuen konnte, so muß das den angeborenen Egoismus der jungen Menschenseele an der Wurzel angreifen, seinen anthropozentrischen Standpunkt erschüttern (S. 61). Der Schüler wird den schaffenden Naturmächten sich näher getreten fühlen (S. 53) und sich als Glied der Natur kennen lernen (S. 81).

So hoch und so beredt stellt Z. den Wert des Planktons in der Schule hin. Man kann ihm kaum widersprechen. In der Tat wäre die Beobachtung des Planktons für die Schüler zum Abschluß ihrer naturgeschichtlichen Studien wie eine Zusammenfassung im kleinen all dessen, was diese Studien ihnen für die Ausbildung ihrer Seh- und Denkkraft, ihrer ästhetischen und ethischen Empfindung gebracht haben.

Daß auch nüchterne Lehrer aus der Herbeiziehung des Planktons in den Unterricht Nutzen für ihren Unterrichtsbetrieb ziehen würden, läßt sich leicht zeigen. Ich hebe nur eines hervor und bin sicher, daß Zacharias bei seinen Demonstrationen es verwendet haben wird.

Es wird meist sehr schwer sein, einem Schüler, der mit dem Blutgefäßsystem des Menschen und der höheren Tiere bereits vertraut ist, begreiflich zu machen, wie es bei einem offenen Gefäßsystem oder gar bei gänzlichem Fehlen von Blutadern möglich ist, daß ein regelmäßiger Blutstrom im Körper kreist, der alle Organe rechtzeitig mit frischem, sauerstoffreichem Blute versorgt. Ein naher Verwandter der Daphnien, der *Simocephalus vetulus,* der stets leicht aufzutreiben ist, ist dazu geeignet, dem Schüler einen solchen Kreislauf *ad oculos* zu demonstrieren. Das Blut dieses durchsichtigen Tieres enthält ganz besonders zahlreiche, relativ sehr große weiße Blutkörperchen, die, vom Blutstrom mitgerissen, seine Bahnen bis in die äußersten Teile des Körpers verfolgen lassen. Von Gefäßen ist nur das Herz vorhanden. Dieses besitzt rückwärts zwei Spalten mit Klappen, die nur nach Innen sich öffnen und vorne eine große Öffnung mit einer Klappe, die nur das Ausströmen des Blutes erlaubt. Diese vordere Öffnung ist gegen den Kopf, ziemlich genau nach dem Gehirn gerichtet. Das aus dem Herzen kommende Blut wird direkt zum Gehirn getrieben, umspült dieses und das Auge, wendet sich, von der vorderen Kopfkante aufgehalten, nach hinten, teilt sich hier in drei Ströme, von denen einer den Rumpf, zwei die Innenräume der Schalenklappen durchlaufen. Auf dem Rücken vereinigen sich die drei Hauptströme wieder und gelangen durch die rückwärtigen Klappenöffnungen wieder in das Herz. Wo das Blut an die Muskulatur anstößt, wird der Strom geteilt, ein Teil wird abgelenkt und gelangt längs der Muskel in die Extremitäten. Die Stromrichtungen sind konstant, weil die Ursachen, durch welche sie bedingt werden, sich nicht ändern. Das alles läßt sich an dem erwähnten Tier schon bei mäßiger Vergrößerung deutlich erkennen. Die fehlenden Kiemen werden ersetzt durch die sehr dünne Innenwand der Schalen, die dem Sauerstoff der im Wasser enthaltenen Luft den Durchtritt gestattet.

Weitere Beispiele ließen sich leicht bringen. Die peristaltischen Bewegungen des Darmes, die Entwicklung der Jungen aus den Eiern unter dem Schutze der mütterlichen Schale u. v. a. lassen sich im U[illegible]richt gut verwerten. Ihre Aufzählung würde zu weit führen.

Ich glaube, wenn die Instruktionen das Plankton nicht erwähnt haben, so wird die Erklärung dafür einfach darin zu suchen sein, daß zur Zeit ihrer Abfassung die biologische Erforschung des Planktons erst in den Anfängen war und daher seine Verwertbarkeit in der Schule noch wenig in die Augen sprang. Daß es aber jetzt zur Berücksichtigung komme, liegt ganz im Sinne und im Geiste der Instruktionen und es sollte nicht mehr vernachlässigt werden. Allerdings, und das sagt auch Z. wiederholt, nicht auf strenge morphologische Behandlung des Planktons kommt es an, nicht auf Durcharbeitung seiner unendlich mannigfachen Formen, nicht auf Namen und Gedächtnisballast, nicht auf Erweiterung des naturhistorischen Lehrstoffes. Davor wäre jeder Lehrer zu warnen, aber einige Exkursionen und ein oder die andere Lehrstunde in der Schule verdient das Plankton gewiß und wird sie reichlich lohnen.

Prag. V. Langhans.

Bemerkungen zur 25. Auflage der griechischen Schulgrammatik von Curtius-Hartel.

§ 193, Anm. 1: „Soll durch den Indik. Präs. oder durch das Impf. etwas anderes als die Entwicklung der Handlung bezeichnet werden, müssen Umschreibungen angewandt werden: *εἰς λόγους σοι ἔρχομαι* (*ᾖα*) ich lasse mich (ließ mich) mit dir in eine Unterredung ein (ingressives Präs., bezw. Impf. zu *διαλέγομαι*)".

Diese Bemerkung ist unklar und teilweise unrichtig. Was zunächst die Umschreibung für den Indik. Präs. betrifft, so will die Anm. sagen, daß in einem indikativischen Satze die eintretende Handlung in der Gegenwart nur durch eine Umschreibung ausgedrückt werden könne. Das ist aber nicht richtig. Denn erstens drücken verschiedene Präsentia schon vermöge der punktuellen Bedeutung der Verbalwurzeln die eintretende Handlung aus, z. B. *ὀρνύναι* „in Bewegung setzen" (vgl. Brugmann, Gr. Gr.³ 535). Auch durch Zusammensetzung mit Präpositionen bekommen oft Verba die Bedeutung der eintretenden Aktionsart. Zweitens bedeutet aber auch von anderen Verben oft der Indik. Präs. keineswegs die in der Entwicklung begriffen gedachte, sondern die eintretende Handlung. Die Umschreibungen sind durchaus nicht nötig, sondern werden nur in manchen Fällen angewendet und heben dann den Begriff des Eintrittes der Handlung besonders hervor. Im Lateinischen bezeichnet ja auch das Präsens und das Perfekt oft eine eintretende Handlung[1]) und nur, wenn die ingressive Bedeutung hervorgehoben werden soll, wendet der Lateiner Umschreibungen mit *incipio* u. ä. an. — Was ferner die

[1]) Ein bekanntes Beispiel ist: Cic. Lael. 30: *me dilexit*. — Vielleicht läßt sich dieser Gebrauch auch an folgenden Stellen annehmen: Liv. I 12, 1: *Tenuere tamen arcem Sabini*. — Liv. I 36, 2: *Itaque trepidatum Romae est*.

Anmerkung über das 'ingressive Impf. zu διαλέγομαι' besagt, ist nicht recht verständlich. Wann oder wozu 'soll' durch das Impf. eine eintretende Handlung bezeichnet werden? Wenn in einem indikativischen Satze das Zeitwort eine vergangene, eintretende Handlung bezeichnen soll, so wird eben der Aorist angewendet. Allerdings kann die ingressive Aktion des Aoristes auch durch eine Umschreibung hervorgehoben werden, z. B. εἰς φόβον ἦλθον = ἐφοβήθην (Brugm., Gr. Gr.[3] 529). Übrigens kann man den Ausdruck 'εἰς λόγους ἰέναι' = 'in Unterhandlung treten' nicht einmal so recht als eine bloße Umschreibung der ingressiven Aktion des Zeitwortes διαλέγεσθαι bezeichnen. Dagegen findet sich allerdings oft in diesem Sinne das Impf. ᾖα mit dem Partizip des Futurs verbunden, wo es dann bedeutet 'sich anschicken, etwas zu tun'[1]). Da ist aber zu beachten, daß infolge der punktuellen Bedeutung von εἶμι das Imperfekt ᾖα in der Bedeutung einem Aorist gleichkommt (vgl. Brugm., Gr. Gr.[3], 526 und 544).

§ 194, 1: „Der Indikativ des Präsens steht als Ausdruck der in der Gegenwart sich entwickelnden Handlung besonders in Beschreibung von Zuständen, Schilderungen von Begebenheiten, bei wiederholten Handlungen, in allgemein geltenden Behauptungen“.

An diesem Lehrsatze sind zwei Dinge auszustellen. Erstens bezeichnet der Indikativ des Präsens, wie schon oben erwähnt wurde, nicht bloß die durative, sondern auch die momentane Handlung in der Gegenwart. Zweitens ist der Indikativ des Präsens in allgemein geltenden Behauptungen nicht 'als Ausdruck der in der Gegenwart sich entwickelnden Handlung' gebraucht, sondern in diesem Falle ist er zeitlos. Er bezeichnet eine für alle Zeiten giltige Behauptung. Diese Bedeutung läßt sich den Schülern auch leicht verdeutlichen. Ich habe dies z. B. einmal in einer Klasse auf folgende Weise getan. Ich nahm in die eine Hand einen Bleistift, in die andere einen Bund Schlüssel und sagte zu den Schülern: „Dieser Bleistift schwimmt auf dem Wasser, diese Schlüssel dagegen gehen im Wasser unter“. Darauf fragte ich einen Schüler: „Ist das richtig, was ich gesagt habe?“ Der Schüler erwiderte lächelnd: „Ja!“ Nun lächelte aber ich und sagte: „So! Ich sehe nichts davon, daß dieser Bleistift im Wasser schwimmt und diese Schlüssel im Wasser untergehen“. Ein Schüler erwiderte hierauf: „Jetzt ist dies freilich nicht der Fall, aber es geschieht immer, wenn sich dazu Gelegenheit bietet“. Jetzt machte ich auf den zeitlosen Gebrauch der Präsentia „er schwimmt“ und „sie gehen unter“ aufmerksam und ließ mir von den Schülern ähnliche Beispiele angeben. So wurde noch der Satz vorgebracht: „Unser Kaiser spricht sehr freundlich mit den niedrigsten Untertanen“. Auch hier konnte ich wieder fragen: „Geschieht das gerade jetzt?“ worauf mir der Schüler richtig sagte: „Das weiß ich nicht. Aber der Kaiser tut es immer, wenn er Gelegenheit hat“. Dann folgten allerlei allgemeine Sätze aus den verschiedenen Wissensgebieten, Sprichwörter, Lebensregeln usw.

---

[1]) Z. B. Her. 1, 122: ᾔιε αἰνέων, er hob an zu loben; Plat. Theaet. 180 *C*: ὅπερ ᾖα ἐρῶν.

§ 206, 1: 'Die abhängigen Aussagesätze werden (soweit sie nicht durch den Infinitiv, bezw. acc. c. inf. ausgedrückt werden; § 221, 1) durch einen mit *ὅτι*, *ὡς* daß eingeleiteten vollständigen Satz gegeben'.

Hier sollte es wohl heißen: 'Die deutschen abhängigen Aussagesätze werden im Griechischen .... gegeben'. Denn daß die deutschen abhängigen Aussagesätze gemeint sind, ist nicht selbstverständlich in einem Kapitel, das doch von den griechischen abhängigen Aussagesätzen handelt. Wenn übrigens schon von der Übersetzung deutscher abhängiger Aussagesätze ins Griechische ausgegangen wurde, dann mußte auch auf das prädikative Partizip hingewiesen werden. Richtiger freilich dürfte es sein, zuerst die griechischen abhängigen Aussagesätze (mit *ὅτι* und *ὡς* eingeleitet) zu besprechen und nachträglich in einer Anmerkung aufmerksam zu machen, daß nicht alle deutschen abhängigen Aussagesätze im Griechischen durch einen mit *ὅτι* oder *ὡς* eingeleiteten Satz gegeben werden.

§ 211, 4: 'Die Bedingung wird als eine solche bezeichnet, auf deren Verwirklichung der Sprechende rechnet'.

Statt 'auf deren Verwirklichung' sollte es wohl 'mit deren Verwirklichung' heißen. Denn beim Fall der Eventualität stellt der Sprechende die Bedingung durchaus nicht immer als eine solche hin, auf deren Verwirklichung er rechnet, d. h. deren Verwirklichung er erwartet. Es lassen sich sehr viele Beispiele anführen, die dem widersprechen. Sehr treffend ist folgendes Beispiel, wo der Sprecher sogar ausdrücklich erklärt, daß er das Eintreten der Bedingung durchaus nicht erwarte. *Demosth. de falsa leg.* 45: ... *ἐπειρώμην μὲν ἀντιλέγειν, ὡς δ' ἀκούειν οὐκ ἠθέλετε, ἡσυχίαν ἔσχον, τοσοῦτο μόνον διαμαρτυράμενος (καὶ πρὸς Διὸς καὶ θεῶν ἀναμιμνῄσκεσθε), ὅτι ταῦτ' οὔτ' οἶδ' οὔτε κοινωνῶ, προσέθηκα δ' ὡς οὐδὲ προσδοκῶ. τραχέως δ' ὑμῶν τῷ μηδὲ προσδοκᾶν σχόντων, „καὶ ὅπως γ' ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι“ ἔφην, „ἄν τι τούτων γίγνηται, τούτους ἐπαινέσεσθε καὶ τιμήσετε καὶ στεφανώσετε[, ἐμὲ δὲ μή]“.*

Ähnliche Beispiele sind:

Demosth. de falsa leg. 8: *Ἂν δὲ μὴ δείξω ταῦτ' ἢ μὴ πάντα, ἐμὲ μὲν φαῦλον ἡγεῖσθε, τοῦτον δ' ἄφετε.*

Xen. Hell. 2, 3, 49: *Ἐὰν γὰρ ἐλεγχθῶ ἢ νῦν ταῦτα πράττων ἢ πρότερον πώποτε πεποιηκώς, ὁμολογῶ τὰ πάντων ἔσχατα παθὼν ἂν δικαίως ἀποθνῄσκειν.*

Demosth. de cor. 190: ... *ἂν νῦν ἔχῃ τις δεῖξαί τι βέλτιον, ἀδικεῖν ὁμολογῶ.*

Sehr häufig wird der Fall der Eventualität bei zwei entgegengesetzten Bedingungen angewendet, wo der Sprechende gewiß nicht sagen will, daß er das Eintreten beider Bedingungen erwarte, z. B.: Hom. Il. III 281: *Εἰ κεν Μενέλαον Ἀλέξανδρος καταπέφνῃ, αὐτὸς ἔπειθ' Ἑλένην ἐχέτω καὶ κτήματα πάντα, ἡμεῖς δ' ἐν νήεσσι νεώμεθα ποντοπόροισιν· εἰ δέ κ' Ἀλέξανδρον κτείνῃ ξανθὸς Μενέλαος, Τρῶας ἔπειθ' Ἑλένην καὶ κτήματα πάντ' ἀποδοῦναι* .....

Man kann also nur sagen, daß der Sprechende mit der Eventualität rechnet. So kann z. B. der Arzt zu einem Kranken, dem er eine Arzenei

verordnet hat, sagen: „Wenn sich nach Gebrauch dieser Arzenei Ihr Zustand verschlimmern sollte, so lassen Sie mich rufen, damit ich ein anderes Mittel versuche!“ Der Arzt will gewiß nicht sagen, daß er die Verschlimmerung des Zustandes erwarte, aber er rechnet mit dieser Eventualität.

§ 214. Die Unterscheidung von eigentlichen, kausalen und konsekutiven Relativsätzen halte ich für unnötig, ja unzweckmäßig. So läßt sich in dem unter den konsekutiven Relativsätzen angeführten Beispiele: *οὐ ῥᾴδιόν ἐστιν εὑρεῖν ἔργον, ἐφ' ᾧ οὐκ ἄν τις αἰτίαν ἔχοι* wohl nicht leicht zeigen, daß der Relativsatz die Folge als Tatsache hinstellt, wie er es nach der im Buche gegebenen Erklärung tun müßte. Denn in diesem Beispiele ist doch nur von etwas Vorgestelltem die Rede. — Bezüglich der Relativsätze würden wohl folgende Regeln genügen:

1. Die Relativsätze haben, abgesehen von den unter 2 u. 3 erwähnten Fällen die Modi der Hauptsätze, sowohl der Urteils- als der Begehrungssätze, und die diesen entsprechenden Negationen.

2. In Relativsätzen, welche ausdrücken, daß etwas geschehen kann oder soll (finale Relativsätze), steht der Indikativ des Futurs (Neg. *μή*).

3. Über die hypothetischen Relativsätze s. § 212.

Wozu brauchen wir vom Standpunkte der Grammatik eigentliche, kausale und konsekutive Relativsätze zu unterscheiden? Ein Relativsatz kann freilich ebensogut wie ein Hauptsatz einen Grund oder eine Folge enthalten; wenn dies aber auf die Wahl des Modus keinen Einfluß hat, so geht es die Grammatik nichts an. Steht aber der Indikativ des Futurs in den sogenannten konsekutiven Relativsätzen, so verleiht er diesen einen finalen Charakter[1]) oder er drückt aus, was geschehen kann, was sich erwarten läßt, was bestimmt ist. Diese Bedeutung hat übrigens der Indikativ des Futurs bekanntlich auch in anderen Sätzen, vgl. Xen. Comm. II 1, 17: *Οἱ εἰς τὴν βασιλικὴν τέχνην παιδευόμενοι τί διαφέρουσι τῶν ἐξ ἀνάγκης κακοπαθούντων, εἴ γε πεινήσουσι καὶ διψήσουσι καὶ ἀγρυπνήσουσιν;* (wenn es ihnen bestimmt ist, zu hungern usw.).

Daß die oben angeführten Regeln ausreichen, muß natürlich aus den Beispielen hervorgehen. In diesen kann dann auf den Unterschied zwischen dem Griechischen und Lateinischen hingewiesen werden (siehe § 214, 3, Anm.).

§ 225. In diesem Paragraph wird von dem attributiven Partizip gesagt, daß es „die Geltung eines Adjektivums oder eines Relativsatzes“ habe. Diese Angabe ist nicht verläßlich, da ja im Deutschen auch statt eines Konjunktional- oder Adverbialsatzes oft ein (sogenannter unechter) Relativsatz gebraucht wird, der dann im Griechischen gewiß nicht durch das attributive Partizip gegeben werden könnte[2]).

[1]) In den älteren Auflagen der Curtius-Grammatik hieß es, daß 'der Folgesatz zugleich den Begriff des Zweckes, der Forderung enthält'.

[2]) Vgl. Herod. VI 95: *Πρὸς δὲ καὶ ἡ Νάξος σφέας ἠνάγκαζε πρότερον οὐκ ἁλοῦσα.* 'Außerdem nötigte sie auch Naxos dazu, das (= weil es) vorher nicht eingenommen worden war'.

Die Bemerkung, daß das attributive Partizip dem Substantiv eine feste Eigenschaft beilege, könnte man dem Schüler erst einigermaßen verständlich machen, nachdem man ihm gezeigt hätte, wie das sogenannte appositive Partizip nur eine vorübergehende Eigenschaft bezeichnet. Übrigens wird man nicht an jedem Beispiele den Schülern die Richtigkeit dieser Bemerkung leicht begreiflich machen können. Betrachten wir z. B. die beiden Sätze: *οἱ Ἕλληνες οἱ τὴν τῶν βαρβάρων στρατιὰν ἰδόντες ἔφυγον* und *οἱ Ἕλληνες τὴν τῶν βαρβάρων στρατιὰν ἰδόντες ἔφυγον*! Hier wird man den Schülern nicht leicht zeigen können, daß *ἰδόντες* im ersten Satze eine feste Eigenschaft der *Ἕλληνες* bezeichne und im zweiten Satze nicht.' Dennoch werden die Schüler den wesentlichen Unterschied, der zwischen den beiden Sätzen besteht, leicht begreifen. Sie werden meistens selbst herausfinden, daß im ersten Satze nur gesagt wird: „diejenigen Griechen, welche das Heer der B. erblickten (also ein Teil), flohen", während es im zweiten Satze heißt: „die (= alle) Griechen flohen, als (da) sie das Heer der B. erblickten". Nun werden die Schüler sehen, daß das erste *ἰδόντες* einen Begriff genauer bestimmt oder einschränkt, während das zweite *ἰδόντες* eine nähere (adverbiale) Bestimmung zum Prädikat enthält. Es würde sich also vielleicht folgende Erklärung empfehlen: 'Das attributive Partizip gibt Antwort auf die Frage: was für ein? und hat die Geltung eines Adjektivums oder eines einschränkenden (restriktiven oder determinierenden) Relativsatzes, so daß es sich mit „derjenige (ein solcher), welcher" auflösen läßt'.

Bezüglich des substantivierten Partizips wird auf § 142, 2, Anm. und § 143, 1 verwiesen. Dort finden sich aber nur die Beispiele: *ὁ βουλόμενος, ὁ τυχών* (generell) und *οἱ παρόντες*. Das dürfte zur Erklärung dieses Gebrauches doch zu wenig sein. Die Beispiele, welche in der 22. Auflage standen, konnten ganz gut beibehalten und vielleicht sogar erklärt werden, z. B. *ὁ λέγων* = *a*) der eben jetzt Sprechende, *b*) der Redner = ein Redner, jeder Redner.

§ 226, 1: 'Das appositive Partizipium legt ähnlich wie die Apposition dem Substantivum eine für die vorliegende Handlung in Betracht kommende Eigenschaft bei und vertritt Nebensätze'.

Statt „Nebensätze" sollte es wohl „Konjunktional- oder Adverbialsätze" heißen, damit der echte Relativsatz ausgeschlossen erscheint. Ferner würde statt „für die vorliegende Handlung" deutlicher „für das Prädikat" gesagt, da ja das Partizip selbst auch eine Handlung bezeichnet. — Endlich ist die Bezeichnung „appositives Partizip" nicht empfehlenswert. Denn unsere Schüler lernen in der deutschen Satzlehre, daß die Apposition ein Substantiv ist, das nur bisweilen eine Beziehung zum Prädikate hat (prädikative Apposition). Es könnte also vielleicht dieses Partizip besser, wie es in anderen Lehrbüchern geschieht, '*participium coniunctum*' genannt und dazu bemerkt werden, daß es so heißt, weil es Konjunktionalsätze vertritt, deren Subjekt im Hauptsatz als Subjekt oder als ein abhängiger Kasus vorkommt. Hinzugefügt könnte werden: 'Dieses Partizip legt seinem Beziehungsworte eine nur für das

Prädikat in Betracht kommende Eigenschaft bei so wie im Deutschen gewöhnlich das seinem Beziehungsworte vor- oder nachgestellte flexionslose attributive Partizip'[1]).

§ 226, 4: „Die Beziehung, in welcher das Partizipium zum Satze steht, muß aus dem Zusammenhang erschlossen werden"..

Statt „zum Satze" hieße es wohl besser: „zum Prädikate", da ja zum Satze auch das Partizip selbst gehört.

§ 226, 5 *b.* In dem Beispiele '*Πῶς ἂν μάχωμαι θνητὸς ὢν θεία τύχῃ*' steht *ἂν* fehlerhaft statt *οὖν* (Soph. frgm. 197, Nauck[2]).

§ 226, 5 *d.* Der Satz '*ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*' ist kein Beispiel für das appositive, sondern für das attributive Partizip. Im § 225 hätte eben darauf aufmerksam gemacht werden können, daß das attributive Partizip auch einen hypothetischen Relativsatz vertreten kann, in welchem Falle es dann durch *μή* negiert wird. Dazu konnten Beispiele mit *οὐ* und *μή* einander gegenübergestellt werden, wie es z. B. in Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax geschieht.

Wien. Dr. Heinrich Schärl.

Notwendigkeit und Möglichkeit des pflichtmäßigen Schwimmunterrichtes in der Schule, vornehmlich der Industrie- und Großstadt. Von Heinrich Lotz, Rektor in Elberfeld. Elberfeld, Deutsche Schwimmerschaft 1905.

„Der wohltätige Einfluß des Schwimmens auf die Erhaltung und Stärkung der Körperkraft und der Gesundheit macht es wünschenswert, daß nicht nur den Zöglingen der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sondern auch den Kindern der höheren Klassen der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen Gelegenheit geboten werde, das Schwimmen zu erlernen und fleißig zu üben" (Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 24. März 1904, Z. 30.865). Diese von der höchsten Stelle aus mit solcher Wärme gesprochenen Worte unseres um die leibliche Wohlfahrt der studierenden Jugend so sehr verdienten Unterrichtsministers Sr. Exzellenz R. v. Hartel haben zur Zeit in den weitesten schulfreundlichen Kreisen Österreichs, aber auch darüber hinaus, den lebendigsten Widerhall gefunden.

Einer der wärmsten Vertreter dieses Gegenstandes in Deutschland ist der Elberfelder Rektor Heinrich Lotz. Schon in seinem höchst lesenswerten, in der Zeitschrift 'Körper und Geist' veröffentlichten Aufsatz vom Jahre 1903 tritt er mit einer Begeisterung und Sachkenntnis für die Einführung des verpflichtenden Schwimmunterrichtes an den Schulen ein, die ihm das uneingeschränkte Lob aller um das Wohl der studierenden Jugend ernst bedachten Schulfreunde erworben hat. Seinem umsichtigen

---

[1]) Solche Partizipien bilden eben gewöhnlich eine sogenannte 'Satzbestimmung mit Satzwert' und wurden früher wohl auch als Appositionen bezeichnet (z. B. in der 2. Auflage der Deutschen Schulgrammatik von Dr. Karl Ferd. Kummer, § 265, 2).

Wirken ist es auch zu danken, daß der Schwimmunterricht an den Elberfelder Schulen zur Zeit eine Entwicklungshöhe erreicht hat, über die man bei der Beurteilung der schulerziehlichen Verhältnisse Deutschlands nicht mit Stillschweigen wird hinweggehen können.

In der vorliegenden Schrift werden die in dem genannten Aufsatze niedergelegten Gedanken über die Notwendigkeit und Möglichkeit des pflichtmäßigen Schwimmunterrichtes an den Schulen weiter ausgeführt. Der Verf. nimmt da insbesondere auf die Verhältnisse der deutschen Industrie- und Großstädte Bezug. Was er über die hier herrschenden Übelstände sagt, gilt auch und noch in höherem Maße von unseren Verhältnissen und verdient deswegen volle Beachtung. Mit Recht bezeichnet er die Pflege der Leibesübungen als das wesentlichste und wirksamste Gegengewicht gegen die gerade in großstädtischem Leben in so erschreckendem Maße überhandnehmenden gesundheitlichen Schädlichkeiten. An der Hand reichen statistischen und fachlichen Materiales wird der Nachweis erbracht, daß das Schwimmen eine Leibesübung ist, die der Natur und dem Bedürfnisse des Volkes in ganz besonderem Maß entspricht und deren Ausbreitung und Pflege als Volkserziehungsmittel allerersten Ranges insbesondere der leiblichen Wohlfahrt der Schule zugute kommen sollte. In erster Linie wird die gesundheiterhaltende Wirkung besprochen mit den heilkräftigen Einflüssen auf die Abhärtung, auf die Herzentwicklung, auf das Nervensystem, die Atmungsorgane, schließlich auch auf die Erweckung und Ausbildung der durch das Schwimmen wesentlich geförderten geistigen Eigenschaften, des Mutes, der Entschlossenheit, der Selbstbeherrschung und Ausdauer. In den nachfolgenden Abschnitten wird an der Hand der Darbietung einer Reihe von vortrefflichen, praktisch bewährten Vorschlägen die Möglichkeit erwiesen, den Schwimmunterricht als verpflichtenden Gegenstand an den Schulen einzuführen. Als Beispiel und Muster wird die an den Elberfelder Schulen geübte Einordnung des Schwimmens als Unterrichtsfaches angeführt, sehr zu Danke allen, die der Einführung des Gegenstandes an den Schulen näher treten wollen. Ein günstiges Wort wird auch dem Schulschwimmen der Mädchen gesprochen, wofür man dem Verf. nicht genug Dank sagen kann. Die Schrift ist klar und anschaulich geschrieben und wird auch durch eine Reihe ganz vortrefflicher Abbildungen auf das vorteilhafteste gekennzeichnet; sie kann allen Schulen jedweder Kategorie auf das wärmste empfohlen werden.

Wien. J. Pawel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Eine Antigone-Aufführung in Aussig.

Die am 7. und 8. April d. J. in Aussig vom Gymnasium veranstaltete Aufführung der Antigone des Sophokles hat allenthalben soviel Interesse geweckt, daß ein Bericht über eine derartige in österreichischen Landen nicht gerade häufige Schüleraufführung Schulmännern nicht unwillkommen sein dürfte. Die Gründe und Zwecke anzuführen, denen die Aussiger Antigone-Aufführung ihr Werden verdankt, hieße einen Beitrag schreiben zur Frage, was unter Umständen zur „Einbürgerung" einer humanistischen Anstalt in einer Handelsstadt geschehen könne; doch nicht davon, sondern von der Antigone selbst soll der Bericht Kunde geben.

Ich stellte zunächst im Ausschuß des Unterstützungsvereines und dann im Lehrkörper der Anstalt den Antrag, die Antigone des Sophokles aufzuführen und zwar — die schulbehördliche Genehmigung vorausgesetzt — mit Schülern unseres Gymnasiums und Schülerinnen der im Range einer Mittelschule stehenden städt. höheren Töchterschule, an welcher den Unterricht zum größten Teil Mitglieder des Gymnasiallehrkörpers bestreiten. Alle Bedenken, welche gegen das Vorhaben geltend gemacht werden konnten, wurden überwogen von den zahlreichen und schwerwiegenden Gründen, welche für die Sache sprachen. Der Antrag wurde zum Beschluß erhoben, die Vorarbeiten begannen. Das Wichtigste war die Auswahl der Darsteller; ich kannte die Meinen und so war diese Arbeit rasch getan. Es stand bei mir von vornherein fest, daß das Schicksal der Aufführung nicht durch einen bösen Zufall gefährdet werden dürfe, daher hieß es alle Rollen doppelt besetzen. Die Folge hat die Notwendigkeit dieser Vorsicht wiederholt gerechtfertigt und ihre Nützlichkeit in erfreulicher Weise beweisen. Zur Übernahme der Titelrolle erklärte sich eine unserer besten ehemaligen Schülerinnen (Frl. Edith Walter) bereit, die übrigen Rollen wurden in jene Hände gelegt, in denen sie am besten aufgehoben schienen, und schon nach wenigen Versuchen hatte ich die Überzeugung, daß wir es wagen durften. Der Aussiger M.-G.-V. „Orpheus", dessen Chormeister (Herr Jos. Thienel) Gesangslehrer an unserer Anstalt ist, wurde für die Chorgesänge — in der Mendelssohnschen Komposition — gewonnen und, um bei der zweifelhaften Sicherheit eines materiellen Erfolges — die Kosten betrugen fast 2000 *K* — eine gesicherte Basis zu haben, erklärte sich ein bewährter Gönner der Anstalt bereit, für den Fall der Not einzutreten.

Unter solchen Auspizien konnte um die schulbehördliche Genehmigung der Veranstaltung eingeschritten werden. In der Begründung

wurde darauf hingewiesen, daß es sich bei dieser Aufführung vor allem darum handle, einer des Begriffes „klassisch“ nahezu völlig unkundigen Bevölkerung — Aussig hat noch kein Theater — einmal an einem Beispiele zu zeigen, daß uns das klassische Altertum — zumal das griechische — Werke von unvergänglicher Schönheit und Dauer überliefert hat, und wie es neben anderen eine hohe Aufgabe des Gymnasiums sei, dem Studierenden diese Welt des Schönen zu erschließen und ihn zu befähigen, anderen Führer dahin zu werden. — Nach eingelangter Zustimmung wurde erst mit wahrem Feuereifer an die Verwirklichung des großen Planes gegangen. Eine regelrechte Theaterschule begann, in der Schüler von der VIII. bis zur IV. Klasse und neben der Antigone Schülerinnen des ersten und zweiten Jahrganges der Töchterschule saßen — eine neue Art Koedukation! Eine gründliche Einführung der aus so verschiedenen Elementen gebildeten „Truppe“ war unerläßlich, war doch vor der ersten Leseprobe am 28. Jänner den meisten der Mitwirkenden von der Antigone kaum mehr bekannt als der Name, vom Theaterspielen soviel wie nichts. Aber die helle Begeisterung und Opferwilligkeit der jugendlichen Kunstbeflissenen, die vor keiner Zumutung zurückschreckten, hat den Riesenschritt bis zu einer auch hochgespannte Erwartungen übertreffenden Aufführung ermöglicht. Jede Rolle wurde mit jedem Darsteller — also doppelt — Vers für Vers, Wort für Wort in der eingehendsten Weise durchgenommen und mit solchem Eifer studiert, daß in erstaunlich kurzer Zeit alle ihre Rollen beherrschten und die Sprechproben bald zu Spielproben werden konnten. Auf die allmähliche Gewöhnung an größere Räume und an einen größeren Zuschauerkreis wurde jedesmal Bedacht genommen; erst also wurde geprobt im Lehrzimmer auf dem gewohnten Podium, später in der Aula, endlich im Theaterraum (Aussiger Turnhalle), und zwar anfangs vor mir, dann vor mehreren Kollegen, bald vor Eltern und Angehörigen, schließlich vor dem mitwirkenden Gesangvereine. Als erst die — wohl begreiflichste — Scheu vor den Eltern überwunden war, gab's überhaupt keine Bedenklichkeiten mehr; was Lampenfieber ist, haben wir nicht erfahren. Das Arbeiten mit einer auf die ehrenvolle Berufung stolzen Garde war somit mehr eine Lust denn eine Last. Die guten Folgen der Doppelbesetzung aller Rollen zeigten sich vielfach; keine Verhinderung einzelner konnte eine Unterbrechung oder Störung der Proben bewirken, jede Lücke wurde sofort ausgefüllt — für das Zusammenspiel ein großer Vorteil. Einen ganz unerwartet günstigen Einfluß aber hatte die zweifache Besetzung für die Darstellung jeder Rolle selbst. War schon zwischen den Inhabern der verschiedenen Rollen ein löblicher Wettstreit um's „Ambestenmachen“ entbrannt, so bewirkte die „Konkurrenz“ zwischen den Trägern derselben Rolle geradezu Erstaunliches. Es war den Darstellern von vornherein klar gemacht worden, daß trotz der in Aussicht genommenen zweimaligen Aufführung nur eine Partie auftreten könne, indes die andere als Reserve der Heranziehung zur Mitwirkung jeden Augenblick gewärtig sein mußte. Einstudiert waren beide Partien gleich gut. Hatte ich nun auch — gestützt auf die genaueste Kenntnis der Individualität der Schüler und Schülerinnen — die Rollen von vornherein den gleichsam dafür Prädestinierten übergeben und die Reserve nur der Vorsicht halber heranbilden wollen, so konnte ich in zwei Fällen erfahren, daß der Reservemann den Vormann derart „wegmachte“, daß im Interesse der Sache ein Umstellen stattfinden mußte; und gerade hiebei erlebte ich schöne Züge jugendlicher Charakterstärke, die ein Erzieherherz hoch erfreuen müssen. Neidlos wurde dem Zweiten die erste Stelle eingeräumt, betrübt zwar, aber ohne Mißmut trat der Betroffene zurück und wirkte als Reservemann mit derselben Lust wie vordem. Die an erster Stelle Stehenden oder in der erwähnten Weise ins Vordertreffen Gestellten fühlten sich wiederum verpflichtet, alle Kräfte aufs höchste anzuspannen. Die Gerechtigkeit würde erfordern, daß ich aller Namen nenne, der Theaterzettel hat es

getan! Gewiß ist, daß alle mit der Rolle noch vieles für's Leben gelernt haben; eine Überbürdung der Schüler ist niemals empfunden, ein Rückgang in den Leistungen nicht bemerkt worden, bei einzelnen eher das Gegenteil.

Die Darsteller bis zu absoluter Verläßlichkeit zu schulen, war aber nur der eine Hauptteil der großen Aufgabe; auch der Chor war heranzubilden — nicht nur zum Gesange (das war des Chormeisters Sache), sondern auch zum Spiele. Und die Chorfrage zu lösen war eigentlich die härteste Nuß. Die Art des Chorauftretens hatte ich anfänglich nicht allzu ängstlich erwogen. „Ach, die Herren müssen ihre Partie einfach auswendig lernen, da lass' ich nicht locker", war mir vom Herrn Chormeister siegesgewiß versichert worden; Text und Musik waren nämlich allen ebenso unbekannt wie die ganze Antigone. Ich war skeptisch und erhielt mit meinen Befürchtungen recht; alle Begeisterung zur Mitwirkung an dem großen, „in Aussig nie dagewesenen" Werke konnte über die Schwierigkeit der Chortexte nicht hinweghelfen, der Mut sank, die Teilnahme erlahmte, ein Sängerstreik lag in der Luft, der nur zu beschwichtigen war durch das nach schwerem Entschluß gemachte Zugeständnis: Es darf von Noten gesungen werden! Die Chorlieder, die es mit ihren wunderbaren Melodien den Sängern längst angetan hatten, waren damit gerettet, aber das Chorauftreten schwieriger geworden, ja der Chor als mitspielender Faktor in Frage gestellt. Dutzende von Vorschlägen wurden gemacht, aber kein einziger annehmbarer; des auf der Bühne singenden und mitspielenden Chores konnte und wollte ich unter keinen Umständen entraten. Es bedurfte einer „schweren" oratorischen Leistung, die Herren des Gesangvereines dafür zu gewinnen, daß sie den Anachronismus der Notenhefte zur griechischen Gewandung auf sich nahmen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser Ausweg der einzig richtige war, von allen Übeln das kleinste: eine Äußerlichkeit wurde zediert und das Ganze gerettet. Das Übrige war dann wiederum leichte Arbeit: eine Vereinigung intelligenter Männer brauchte nur über das Wesen und die Aufgabe des von ihnen dargestellten Chores aufgeklärt zu werden und die notwendige Beweglichkeit, der einheitliche Massenwille kam bei wenig Nachhilfe von selbst; und so hat denn auch unser Chor (45 Mann mit ebenso starkem Orchester, in dem auch Lehrer und Schüler der Anstalt mitwirkten) seine Aufgabe in musikalischer und mimischer Hinsicht gleich vorzüglich gelöst.

Noch eine dritte nicht weniger wichtige Aufgabe war die, das Aussiger Publikum, dem ja doch die Antigone in erster Linie zugedacht war, für die Darbietung zu erwärmen. Daß Aussig für klassische Saat hart' Land ist, wußte ich zu gut; den Boden gleichsam aufzulockern, die Bevölkerung fast schulmäßig vorzubereiten, war daher eine unerläßliche Vorarbeit, die mit Hilfe der Lokalpresse gelöst wurde. In richtiger Würdigung des wahrhaft idealen Zweckes der Aufführung hat die gesamte Aussiger Presse in bereitwilligster Weise den zahlreichen Veröffentlichungen Raum gewährt, die für diese Veranstaltung von besonderer Art sein mußten. Abgesehen von den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Nachrichten und Notizen — die Antigone-Aufführung bildete fast zwei Monate eine ständige Rubrik in den Aussiger Blättern und in einigen der Umgebung — ließ ich in gewissen Zeiträumen eine Serie von längeren Aufsätzen erscheinen, hübsch abgestimmt auf den Ton, den die Leser leicht verstehen konnten: Über das griechische Drama, Über die Theaterverhältnisse im alten Athen, Über Sophokles, den Dichter der Antigone, Über die Ödipussage, Über die — unmittelbare — Vorgeschichte der Antigone, dies am Tage vor der Aufführung. Die viele Druckerschwärze war nicht umsonst verdruckt worden, ein großer Teil des Publikums kam wirklich einigermaßen vorbereitet zur Antigone. Auch meine Hinweise auf einschlägige Werke der Aussiger Volksbücherei fanden Gehör und laut buchhändlerischer Versicherung sind seit dem Bestande

Aussigs nicht so viele Antigone-Texte gekauft worden als in den Wochen vor unserer Aufführung. Wir spielten natürlich nach der von Mertens besorgten Schulausgabe der Donnerschen Übersetzung.

Der Grundsatz εἷς κοίρανος ἔστω ist bei der Lösung künstlerischer Aufgaben sehr beherzigenswert; zwar bringt er dem Einen schwere Arbeit u. a., aber das Gelingen ist am besten verbürgt, wenn eine Hand alles leitet, soweit nur möglich. Eine äußerst willkommene Förderung aber war es, daß Kollege Herr Prof. Krause Entwurf und Herstellung eines stilvollen Hintergrundes übernahm; mit seinem Palast des Kreon hat er ein Meisterstück an Plastik und Farbe geschaffen; daß auch Schülerhände daran mitgearbeitet haben, war ebenso pädagogisch als praktisch. — Und die Kostüme? Für die Darstellerinnen enthoben uns dieser Sorge die Mütter, welche den Töchtern die griechischen Gewandungen nach dem großen Werke von Kretschmer-Rohrbach „Die Trachten der Völker“ in stilvoller Pracht herstellen ließen. Für meine Mannen aber und für den Chor stand ich längst in lebhafter Korrespondenz mit der Firma J. Rathschüler in Ried, welche uns, im ganzen genommen, geradezu ideale Kostüme lieferte. Und nun war es eine Freude zu sehen, wie die Kostüme wahrhaft „erhebend“ wirkten: der befürchtete Größenunterschied zwischen Darstellern und Chor war durch geschickte Kostümierung und Stellung der Kostümierten völlig ausgeglichen. Die Orpheiden, die vordem eine heilige Scheu vor der griechischen Tracht gehabt hatten, schlüpften mit Lust in alles, was Ärmel und Beine hatte, und ließen sich mit Wonne in die Umwürfe „wickeln“. Nicht wenige nahmen ihr ganzes Griechentum im Schutze der Dunkelheit mit nach Hause, vorgeblich, um sich zu Hause daran zu gewöhnen, wahrscheinlich aber, um — wie weiland Egmont seinem Klärchen spanisch — einmal ihren Ehehälften „griechisch“ zu kommen. Gerade den ehrwürdigsten Sängergreisen hat die griechische Mode die größte Freude bereitet.

Lokaler Umstände halber konnten wir nur eine Gesamtprobe und eine Kostümprobe — zugleich die Generalprobe — halten; genügte aber, da alles so gut vorbereitet war, daß es klappen mußte. Nur die endgiltige Art den Chor auf die Bühne zu bringen, bereitete Schwierigkeiten, da unsere ganz unzulänglichen Bühnenverhältnisse dem Chor fast nur Einzelauftreten und nur von einer Seite gestatteten. Ich dekretierte also: die thebanischen Ältesten werden vom neuen König durch Heroldsruf zur Versammlung beschieden mit Sonnenaufgang! Eine elektrische Sonne war leicht beschafft, sie ging auf in dem Augenblick, in dem Antigone und Ismene nach der ersten Szene abgingen. Hornstöße hinter der Bühne ertönten, einzeln, paarweise kamen die alten Herren ἐκ πόλεως und füllten nach einem Blick auf die leuchtende Sonnenscheibe den Platz vor dem Königspalaste; die ominösen Noten waren wohl geborgen „in des Mantels purpurnen Falten“. Hatte zunächst alles nur Augen für das sich entwickelnde, prächtig-bunte Bild, so ward alles Ohr, als die ersten kraftvollen Töne des „Strahl des Helios .....“ erklangen. Anfangs wurde übrigens auswendig gesungen, und als später die Noten in diskreter Weise benutzt wurden, fiel es keinem Menschen ein, Anstoß daran zu nehmen; denn: sang der Chor, dann hatte man zu hören und dem gedruckten und leicht kommentierten Text zu folgen; spielte aber der Chor, dann war von einem Notenblatt nichts mehr zu sehen. Außerdem hatte ja das Große — die Verse des Sophokles, die Musik Mendelssohns — die Herzen der massenhaft Erschienenen im Fluge gewonnen, für's Kleine gab's da keine Achtung mehr. Eine wunderbare Stimmung herrschte alsbald auf der Bühne und im Zuschauerraum, man fühlte: es kann nichts mehr mißlingen. Und so war auch unsere Antigone vollkommen gelungen in jeder Hinsicht; das bewies die geradezu andachtsvolle Teilnahme des Publikums während des ganzen Spieles, der nicht endenwollende Beifall nach dem Fallen des Vorhanges; in echt griechischer Weise hatten wir, abgesehen von einer kurzen Pause, ohne Unterbrechung gespielt und das

Aussiger Publikum, das bei den teuersten Künstlerkonzerten Ungeduld zeigt, wenn es über 10 Uhr gehalten wird, ließ sich willig halten bis $^1/_2$12. Der dröhnende und unaufhörliche Beifall galt daher sicherlich nicht nur den Darstellern und dem Veranstalter, sondern war gewiß auch der laute Ausdruck der Freude über das Erhabene, das, aus grauer Vorzeit stammend, doch ewig neu und schön, alles mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen hatte. Womöglich noch tiefer war der Eindruck der „volkstümlichen" Vorstellung am Sonntag Nachmittag. Der schlichtere Teil der Bevölkerung, viel Umgebung und ein stattliches Kontingent Studenten aus den Nachbarstädten füllten das Haus abermals bis auf's letzte Plätzchen. Das war nicht ein *vulgus profanum*, eine unheilige Menge — nein, die waren von vornherein guten Willens und saßen und standen — einzelne rührende Züge wurden beobachtet — trotz drückender Hitze ihre drei Stunden lauschend und mächtig ergriffen, und als der brausende Beifall am Schluß sich legte, konnte man wiederholt hören: „es hätte können immer noch weiter gehen".

Daß nach solchen Erfolgen die berufsmäßige Kritik nicht anders als einstimmig anerkennend lauten konnte, ist selbstverständlich; nicht bloß die Aussiger Blätter, sondern auch die meisten der Umgebung, sogar die großen Prager Zeitungen, welche Vertreter entsandt hatten, brachten spaltenlange Berichte und Artikel voll des Lobes über die Aussiger Antigone-Aufführung.

Aussig. Prof. Josef Martin.

Literarische Miszellen.

Recueil de Synonymes français. Par Gustave Schmidt. Heidelberg 1905, Carl Winter. 46 SS.

In der vorliegenden Sammlung sind die Synonyma nach Redeteilen geordnet. Neben den Synonymen steht die deutsche Bedeutung, hierauf folgt eine Erklärung in französischer Sprache mit Beispielen. Zwei Inhaltsverzeichnisse, ein deutsches und ein französisches, erleichtern den Gebrauch. Diese kleine Synonymik dürfte sich namentlich für jenen Reformunterricht empfehlen, in dem die Lektüre mit Ausschluß der Übersetzung ins Deutsche betrieben wird und sich die Schüler mit Hilfe eines Wörterbuches wie das von Larousse oder Gazier vorbereiten.

Wien. Dr. A. Würzner.

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für die oberen Gymnasialklassen (Neue Folge). Von Direktor Karl Haehnel. Enthalten im 32. Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums zu Landskron 1904. 14 SS.

Die recht ansprechend ausgewählten und disponierten Themen verdienen zur allgemeinen Kenntnis gebracht zu werden. Von den mitgeteilten, für die V. und VI. Klasse bestimmten Entwürfen hebe ich folgende besonders hervor: Inwiefern weisen die Erzählungen von Dornröschen und von der weißen Schlange die charakteristischen Züge des Märchens auf? — Artusritter und Gralritter. — Der Zauber der Alpenwelt (nach Hallers „Alpen" 33—36). — Ein mittelalterliches Gottesgericht (nach „Oberon" I). — Die drei Schiffe in Chamissos „Salas y Gomez". — Mehrmals wird auf Bücher verwandten Inhalts, die Material oder Gedanken vermitteln, verwiesen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Dr. J. Classen, Zwölf Vorlesungen über die Natur des Lichtes. Mit 61 Figuren. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1905. 250 SS.

Der Verf. hat sich schon durch seine zwei der Schubertsammlung einverleibten Bändchen über Elektrizität und Magnetismus nicht nur als fachmännisch, sondern auch didaktisch tüchtigen Autor erwiesen. Während er aber dort mehr die theoretische Behandlung und im Bau seiner physikalischen Apparate seine technische Gewandtheit in den Vordergrund treten läßt, zeigt sich hier seine populär-wissenschaftliche Darstellung im schönsten Lichte. Die Erkenntnis der wechselseitigen Beziehungen zwischen gewissen optischen und elektrischen Erscheinungen ist wohl schon Gemeingut der über Mittelschulbildung verfügenden Gesellschaftskreise, aber sie ist vielfach noch nicht scharf genug gezeichnet und die elementare Behandlung dieses Gegenstandes bereitet noch mancherlei Schwierigkeiten.

Classen bespricht in den sechs ersten Vorlesungen jene Untersuchungen, welche das Licht als eine Wellenbewegung erscheinen lassen. Der Begriff „Wellenbewegung" ist jedoch nicht so einfach, als man sich vielfach vorstellt. Für den vorliegenden Zweck kommt hauptsächlich die Interferenz und Polarisation in Betracht. Die sechs letzten Vorträge beschäftigen sich mit den ebenfalls auf Wellenbewegungen zurückzuführenden Phänomenen der Elektrizitätslehre, die seit einigen Dezennien durch ihre großartigen Erfolge in der Verwendung der Strahlungen allgemeines Interesse erweckt haben. Nebst auffallenden Analogien treten aber auch wesentliche Unterschiede zu Tage, welche die Harmonie stören, und es schwer machen, beide Erscheinungsgebiete in ein einziges zu verschmelzen. Die zur Illustration beigebrachten Versuche sind außerordentlich geschickt und sorgfältig vorbereitet, ohne gerade einen ungewöhnlichen Aufwand von kostbaren Apparaten zu erfordern. Sehr beherzigenswert sind schließlich die Weisungen, in welche der weitblickende Forscher seine Vorträge ausklingen läßt, daß es dem wissenschaftlichen Geiste nicht mehr entsprechen würde, kurzweg zu sagen, daß die Lichtwellen elektrische Wellen seien. Wir sollen uns vielmehr damit begnügen, in den Beziehungen zwischen beiden Erscheinungsformen eine fruchtbare Quelle für eine lange Reihe neuer Probleme zu erblicken, deren Lösungen sich gegenseitig bald fördern, bald widersprechen, dabei aber zu einer immer tieferen Erkenntnis der Natur führen.

Innsbruck. Dr. Al. Lanner.

Maturitätsprüfungsfragen aus der Mathematik von J. Gajdeczka. 2. verb. Aufl. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1905.

Diese zweite Ausgabe der nunmehr ziemlich stark verbreiteten Sammlung ist durch Mitaufnahme von Beispielen aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der sphärischen Trigonometrie auch für die Realschulen verwendbarer gemacht worden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Mineralogie von Prof. Dr. R. Brauns. Dritte, verbesserte Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig 1905.

Gleich allen Bändchen der Sammlung Göschen zeichnet sich auch das vorliegende Bändchen Nr. 29 durch knappe, lichtvolle Darstellung,

sachliche Korrektheit und gute Ausstattung aus. Diese dritte Auflage zeigt eine sorgfältige Revision des Inhaltes; namentlich die elementare Behandlung der Kristallographie ist sehr ansprechend. Literaturangaben ermöglichen dem Leser eine weitere Vertiefung in den Gegenstand.

Wien. Dr. Franz Noë.

Hokusai. Von Fr. Perzyński. Mit 97 Abbildungen und 6 farbigen Einschaltbildern. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Wir haben es hier mit der ersten deutschen Monographie über den japanischen Künstler zu tun. Es erfüllt uns mit einem gewissen kosmopolitischen Stolz, Hokusai in der Reihe jener Künstlermonographien gewürdigt zu sehen, welche bisher seit fast zwei Jahrzehnten nur italienische, spanische, französische und deutsche Künstler aller Richtungen und Zeiten den breitesten Schichten des kunstinteressierten Publikums gebracht haben. Wer kennt sie nicht, die gelben Bände mit dem rotbraunen Rücken, wer hat nicht Stunden reinsten Genusses durch sie erlebt? Und jetzt vermitteln sie uns die erste intime Bekanntschaft mit einem ostasiatischen Künstler ersten Ranges, der einen großen Teil unserer modernen Kunst, namentlich über England und Frankreich her, auf das stärkste beeinflußte. Sowohl die Zeichnung als auch die Farbe des Impressionismus und der auf ihm beruhenden modernen Dekorationskunst gehen in ihren Wurzeln vielfach auf das Wirken Hokusais zurück. Das Buch wird besonders wertvoll dadurch, daß es auch einen Überblick über die gesammte Geschichte der japanischen Malerei auf Grund der neuesten Forschungen enthält. Es sei noch darauf hingewiesen, daß die in Europa geläufige japanische Exportware eine grundfalsche Vorstellung von der japanischen Kunst gibt und daß nur einzelne auserlesene Museen, besonders in Paris, London und Hamburg wirklich einigen richtigen Einblick gewähren; zu Beginn des Jahres 1905 haben wir im österr. Museum in Wien Gelegenheit gehabt, vorzügliche japanische Arbeiten aller Art in einer Ausstellung vereinigt zu finden, ähnlich wie fünf Jahre vorher in der „Sezession“. Der Persönlichkeit Hokusais selbst, der 1849 im Alter von 90 Jahren starb, wird der Autor vollkommen gerecht, indem in Wort und Bild reichlich alle Charakteristika dieser anziehenden Künstlererscheinung zur Darstellung gelangen. Wir lernen den Künstler als Stimmungslandschafter, als Vedutenmaler schlechthin, als Genremaler und Porträtisten und als Phantasten kennen, der uns durch seine unheimlichen Gespensterdarstellungen das Gruseln lehrt. Dann aber finden wir wieder jene liebenswürdige Seite Hokusais betont, die ihn als einen der größten Künstler der dekorativen Richtung erscheinen lassen. Eine glühende Vaterlandsliebe und, wenn wir wollen, ein ebenso glühender Lokalpatriotismus für Tokio erfüllen seine Seele. Eingehende Würdigung finden die 36 Ansichten des Fuji und die andere große Serie der 100 Ansichten des Fuji. Für den Kenner der europäischen Landschaftsmalerei und für denjenigen, der sich für Geschichte und Wesen derselben interessiert, sind die Ausführungen Perzyńskis geradezu unentbehrlich. Besonderen Vorteil und hundertfältige Anregung aber wird der moderne Zeichner und Maler aus dem Werke ziehen.

Wien. Rudolf Boeck.

Programmenschau.

50. Eduard Richter. Sein Leben und seine Arbeit. Von Prof. Dr. Georg Lukas. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz 1905. 28 SS.

Wenn man das Leben und Wirken eines bedeutenden Gelehrten und Schulmannes von einem seiner getreuen Schüler mit Verständnis und Wärme geschildert sieht, so erfüllt es mit wahrer Befriedigung, so schmerzlich auch die wieder erweckte Erinnerung an einen Dahingeschiedenen berührt.

Ist man noch dazu wie der Ref. Altersgenosse und Landsmann des Gefeierten, dem man sogar näher gestanden ist, so wird es zu erwünschter Pflicht, dem Verf. der Lebensbeschreibung dankbare Anerkennung zum Ausdrucke zu bringen. So sei dem Prof. Dr. Lukas für seine schöne und warm empfundene Schilderung herzlich gedankt.

Wie unserem unvergeßlichen Eduard Richter schon in früher Jugend die Lebensverhältnisse den Grund zu seiner tatkräftigen und selbständigen, edlen und doch volkstümlichen Eigenart gelegt, wie seine früh erwachte Neigung und Begeisterung für die Natur, die vielen Wanderungen und Reisen seinem Leben und Streben Inhalt und Richtung gegeben, wie ihm nach vollendetem Gymnasialstudium in Wr.-Neustadt die historischen Studien an der Wiener Universität, namentlich aber der Einfluß seiner Lehrer Ottokar Lorenz und Theodor Sickel den Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Arbeiten geboten, wie ihn dann die Beziehungen zu Friedrich Simony und die intime Bekanntschaft mit den Alpen zum Geographen gemacht haben und wie dieser glückliche Bund mit den beiden Schwester-Wissenschaften ihn vor der einseitigen Richtung bewahrt hat, welche die Geographie nur mehr als reine Naturwissenschaft gelten lassen möchte, das ist lebendig und klar geschildert. Vielleicht hätte der Verf. noch mehr Richters Beziehungen zum Deutschen und österreichischen Alpenverein, namentlich aber den Wert seiner 14jährigen Lehrtätigkeit am Gymnasium in Salzburg hervorheben können. Denn diese war jedenfalls für Richters akademisches Wirken von großer Wichtigkeit; sie gab vor allem dem Gelehrten seine eminente Fähigkeit, wissenschaftliche Ergebnisse klar und bündig und eindringlich vorzutragen, sie verschaffte ihm pädagogische Sicherheit, die nicht jeder Hochschullehrer besitzt. Er war darum wie kaum ein zweiter berufen, der Mittelschule ein Lehrbuch zu geben, sowenig erquicklich ein solches Unternehmen in der Regel ist. Daß er damit einen großen Erfolg erzielt hat, hebt Lukas hervor. Ebenso führt er die gedruckten wissenschaftlichen Arbeiten Richters nicht nur in einem eigenen sorgfältigen Verzeichnisse an, sondern fügt die Erwähnung der bedeutendsten an der rechten Stelle in die Lebensschilderung ein. Die Hauptwerke Richters, die Gletscher- und Seenforschungen sowie die geomorphologischen Studien, hebt er gebührend hervor, ebenso seine Bedeutung für die Landeskunde Bosniens, die ein Hauptwerk Richters werden sollte, und für den historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. Auch von den vielen Reisen Richters, die ihn ebenso an den Bosporus und nach St. Petersburg als an den Niederrhein und in die Westalpen, ebenso nach Norwegen als in den sonnigen Süden von Campanien und der süddalmatinischen Riviera führten, berichtet Lukas in übersichtlicher Kürze.

Freilich die vielen Bergbesteigungen und die Anstrengungen des Reisens überhaupt haben auch Richters krankes Herz verschuldet und er starb vielleicht, weil er die Berge, die Natur zu sehr geliebt hatte.

Schade, daß diese kurze, aber schöne Lebensbeschreibung in einem Realschul-Jahresberichte und nicht als selbständige, weiter ausgeführte Arbeit veröffentlicht ist.

Leoben. Franz d. P. Lang.

51. Engstler Maximilian, k. k. Prof., Die Photographie in natürlichen Farben. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Linz 1904. 39 SS.

Der Verf., welcher augenscheinlich auf dem Gebiete der photographischen Technik eifrig tätig ist, hat es verstanden, innerhalb der ziemlich engen Grenzen eines Programmaufsatzes einen instruktiven Überblick über die bisher erlangten Ergebnisse der Photographie in natürlichen Farben zu geben. Die einzelnen Methoden, welche im Laufe der Jahre benützt wurden und von denen bis nunzu allerdings keine einzige ein nach jeder Richtung zufriedenstellendes Resultat ergeben hat, werden in der vorliegenden Abhandlung ausführlich besprochen und kritisch verglichen. Es fehlt nicht an Winken und Vorschriften, um die einschlägigen Versuche praktisch durchzuführen. Ausgehend von den Versuchen Becquerels und Poitevins widmet der Verf. dem sinnreichen Verfahren Prof. Dr. G. Lippmanns besondere Sorgfalt und gelangt nach einer kritischen Vergleichung der Theorien für die Farbenentstehung bei der direkten Farbenphotographie zu dem von Dr. Neuhauß und Karl Worel begründeten Ausbleichverfahren.

Den Abschluß der anregend und durchwegs sehr klar abgefaßten Schrift bildet eine eingehende Besprechung der Dreifarbenphotographie, welche als indirekte Lösung des Problems gegenwärtig einigen Ersatz bietet für die noch immer ausständigen und sehnsüchtig erwarteten direkten Methoden der Farbenphotographie.

52. Schneider, Prof. Ernest, Über die Wirkungen eines elektrischen Körpers im elektrischen Felde. — Elektrische Wellen. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Pilsen 1904. 28 SS.

Bei der stetig zunehmenden Bedeutung, welche die Faraday-Maxwellsche Theorie der Elektrizität gegenüber den älteren Fernwirkungstheorien gewonnen hat, wird wohl auch der physikalische Unterricht der Mittelschule in nicht allzu ferner Zukunft mindestens die Grundzüge dieser geistreichen Hypothese etwas berücksichtigen müssen. Der Verf. der vorliegenden Abhandlung hat den Versuch gemacht, diese Grundzüge in klarer und faßlicher Weise zusammenzustellen. Der Inhalt umfaßt die Theorie der Kraftlinien und die diëlektrische Polarisation. Der zweite, naturgemäß umfangreichere Teil über „elektrische Wellen" behandelt die glänzenden Experimentaluntersuchungen des großen deutschen Physikers Heinrich Hertz und seiner Nachfolger auf diesem Gebiete, welche Untersuchungen gegenwärtig die sicherste Stütze der elektromagnetischen Lichttheorie bilden.

Dr. Karl Rosenberg.

---

53. Kuchař Karel, Die pädagogische Tätigkeit des Grafen Fr. Jos. Kinsky (čechisch). Progr. der k. k. böhm. Realschule in Königgrätz 1904. 20 SS.

Die Arbeit hat zur Grundlage das Werk W. Eymers „Graf Franz Josef Kinsky als Pädagog" (Prag 1887) und die Ausgabe der pädagogischen Schriften Kinskys von demselben Verf. (Wien 1892). Schön und selbständig schildert Kuchař das Zeitbild, in welchem Kinsky lebte und untersucht seine Beziehungen zu den pädagogischen Vorgängern, von denen besonders Komenský, Locke und Rousseau ausführlicher behandelt werden.

Kinsky prüfte die Bedeutung der leiblichen und der geistigen Erziehung, hat aber weder die eine noch die andere Form zum Prinzipe erhoben; als eigentliches Ziel alles menschlichen Strebens hat er die Bildung eines guten und vollkommenen Charakters aufgestellt. Bilde deinen Verstand zuerst in deiner Muttersprache aus, und in all deinem Tun und Lassen möge wie ein roter Faden der Grundsatz hervortreten: ein Menschenfreund zu sein. Näher werden die drei bekanntesten Arbeiten Kinskys besprochen, u. zw. 1. Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen (1773); 2. Über die Hofmeister (1776); 6. Allgemeine Prinzipien zur öffentlichen und besonders Militär-Erziehung (1787).

54. Šulc Johann, Das gegenwärtige österreichische Gymnasium und sein Wirken (čechisch). Progr. des k. k. böhm. Staats-Gymn. in Tabor 1904. 19 SS.

Der Verf. bringt einen Auszug seiner im Jahre 1902 in der Anstalt abgehaltenen öffentlichen Vorträge, in denen er das gegenwärtige Gymnasium gegen den Vorwurf in Schutz nahm, daß die Bildung, die den Gymnasialschülern zuteil wird, bloß einen formalen Wert besitze, für das praktische Leben jedoch nicht heranbilde.

Seine Ausführungen sind für die Belehrung jener Eltern bestimmt, die ihre Kinder ins Gymnasium schicken, damit dieselben genau erkennen, wozu ihre Kinder daselbst angeleitet werden und wie das Lehrziel erreicht wird. Es handelte sich ihm also nicht darum, neue Gedanken zum Ausdrucke zu bringen, sondern eine richtige und übersichtliche Darstellung jener Fakta zu geben, deren Kern die leitenden Grundsätze des Organisationsentwurfes, der österr. Instruktionen und Weisungen bilden; aus der entsprechenden Literatur sind geeignete Belege ausgewählt. Sein Ziel hat der Autor vollends erreicht; die Arbeit verdient volles Lob, denn er verstand es, das richtige Bild der den Gymnasien in erziehlicher und didaktischer Hinsicht gestellten Aufgabe klar und fesselnd zu entwerfen. An einigen allgemein gehaltenen Stellen wäre eine passendere Ausdrucksweise mehr am Platze. Z. B. (S. 8): „Die humanistischen Elemente, die auch in den Naturwissenschaften in so reichem Maße vortreten, auszunützen, das scheint die Aufgabe der Gegenwart zu sein." Meiner Ansicht nach scheint es nicht zu sein, sondern es ist gerade die Aufgabe der Gegenwart. Direktor Wenzl Křížek (S. 9) war kein Urheber der Realgymnasien; er hat nur den bereits bekannten Gedanken in Böhmen zuerst verwirklicht. Ein bißchen übertrieben ist die Behauptung (S. 16), daß das klassische Studium in Deutschland vornehmlich auf Veranlassung des Kaisers Wilhelm II. einigermaßen in den Hintergrund gedrängt worden ist; in Wirklichkeit wurde nur der lateinische Aufsatz und Lateinschreiben als Selbstzweck beseitigt (vgl. Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen. Halle 1902, S. 148). Die Zahl der Realgymnasien in Böhmen (S. 9) und in Österreich ist nicht richtig; in Böhmen gibt es nur 2 deutsche (Gablonz, Teschen), in Österreich nur 12 Realgymnasien (und zwar 6 böhmische, 2 deutsche in Böhmen; 3 in Niederösterreich; 1 im Küstenlande = 12).

Prag. Johann Šafránek.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlaß des Leiters des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 10. Oktober 1905, Z. 37.560, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Lehrbücher und Lehrmittel für Mittelschulen. Schulmänner und Ärzte haben in letzter Zeit wiederholt darüber geklagt, daß die an den Mittelschulen in Verwendung stehenden Lehrbücher und Lehrmittel in einer durch den Lehrplan und die dazu gehörigen Instruktionen nicht begründeten Art an Umfang und in weiterer Folge auch an materiellem Gewichte zunehmen. Letzterer Umstand habe nicht selten zur Folge, daß die Körperhaltung der Schüler durch das Tragen der schweren Bücher zu und von der Schule nachteilig beeinflußt oder gar Skoliose und andere körperliche Übel hervorgerufen werden. Dies veranlaßt mich, Autoren und Verleger von Lehrbüchern und Lehrmitteln für Mittelschulen neuerdings aufmerksam zu machen, daß der Lehrstoff mit größter Sorgfalt und Umsicht auszuwählen und weiters in kurzer und bündiger Form darzustellen ist. Wo sachliche Gründe nicht widerraten und ohne Preiserhöhung des Buches es durchführbar erscheint, ist der Lehrstoff einer Klasse in einem besonderen Teile zusammenzufassen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch der entsprechenden Zerlegung des Schulatlasses, der nicht selten eine unförmliche Gestalt angenommen und ungewöhnlich schwer geworden ist, das Wort gesprochen werden. So oft aber für einen Lehrgegenstand mehr als ein Buch vorgeschrieben ist, wie dies beispielsweise bei den Sprachgegenständen der Fall ist, hat der Lehrer darauf zu achten, daß er den Schülern angebe, ob für die einzelne Unterrichtsstunde etwa die Grammatik oder das Übungsbuch (Lesebuch), bei schriftlichen Arbeiten auch beides entbehrt werden kann. Der Gebrauch der im Sinne des § 11 der Ministerial-Verordnung vom 17. Juni 1878, Z. 10.523 (Minist.-Vdgsbl. Nr. 77), zulässigen Hilfsbücher und Hilfsmittel ist einzuschränken und deren Verwendung in der Schule nur ausnahmsweise zu gestatten. Auch bezüglich der Zahl und Anlage der verschiedenen Schülerhefte haben Direktoren und Lehrer darauf zu achten, daß nicht ein umfangreicher Apparat von Schreibheften aller Art entstehe. Die in dieser Weise entstehende Entlastung des Schulpackes wird jeder Schüler dankend begrüßen. Was die Ausstattung der Lehrbücher und Lehrmittel anlangt, so muß bei aller Anerkennung des offenkundigen Fortschrittes doch verlangt werden, daß den Forderungen der modernen Schulhygiene auf diesem Gebiete noch mehr als bisher Rechnung getragen werde. Insbesondere sind die Zusätze und Anmerkungen zum Haupttexte in den Lehrbüchern, die in typographischer Hinsicht vielfach nicht entsprechen, entweder ganz zu vermeiden oder in typographisch verbesserter, die Sehkraft der Schüler schonender Art herzustellen. Endlich wird der hierortige Erlaß vom 12. März 1902, Z. 8330 (Minist.-Vdgsbl. Nr. 21), betreffend die Stabilität der Lehrtexte und Lehrmittel, neuerdings in Erinnerung gebracht, nach welchem die zum Lehrgebrauche allgemein zugelassenen, in zweiter oder

dritter Auflage erschienenen und somit wiederholt revidierten Lehr- und Lesebücher in der Regel durch mindestens fünf Jahre in unveränderter Auflage zu erscheinen haben. Insbesondere ist allgemein zu vermeiden, daß die Lehrbücher für die unteren Klassen, die den bestehenden Lehrplänen völlig angepaßt sind, ohne zwingende Gründe eine Änderung erfahren. Bezüglich der Zulässigkeit dieser Bücher wird in Hinkunft mit besonderer Strenge vorgegangen werden.

Verordnung des Leiters des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 5. Februar 1906, Z. 47.945 ex 1905, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Lehrverpflichtung der definitiven Turnlehrer an den staatlichen Mittelschulen. Ich finde mich bestimmt, die Maximal-Lehrverpflichtung der definitiven Turnlehrer an den staatlichen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen), insoweit dieselbe nicht bereits landesgesetzlich geregelt ist, mit 24 wöchentlichen Unterrichtsstunden festzusetzen. Diese Anordnung hat rücksichtlich der Bemessung der Remunerationen für Mehrleistungen bereits im Schuljahre 1905/1906 Anwendung zu finden.

Erlaß des Leiters des Ministerums für Kultus und Unterricht vom 16. Jänner 1906, Z. 47.887 ex 1905, an alle Landesschulbehörden, mit welchem ein teilweise abgeänderter Lehrplan für den katholischen Religionsunterricht in den vier Unterklassen der Gymnasien und Realschulen mitgeteilt wird. Laut einer unter dem 20. Dezember 1905, Z. 881/K., anher gerichteten Mitteilung Seiner Eminenz des Herrn Kardinal-Fürsterzbischofes in Wien als Vorsitzenden der bischöflichen Konferenzen wurde vom österreichischen Episkopate der bestehende Lehrplan für den katholischen Religionsunterricht in den vier Unterklassen der Gymnasien und der Realschulen teilweise abgeändert und werden für die Zukunft die Klassenpensen in nachstehender Weise festgesetzt: I. und II. Klasse: Der Katechismus mit den einschlägigen liturgischen Erklärungen. III. Klasse: 1. Semester: Zusammenfassende Liturgik als besonderer Gegenstand; 2. Semester: Die Offenbarungsgeschichte des Alten Bundes. IV. Klasse: Die Offenbarungsgeschichte des Neuen Bundes. Dieser teilweise abgeänderte Lehrplan hat vom Schuljahre 1906/1907 angefangen sukzessive in Kraft zu treten.

Der Leiter des Ministeriums für Kultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Öffentlichkeitsrecht verliehen, und zwar: I. Auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen: dem fürstbischöflichen Privat-Gymn. am Collegio convitto in Trient. II. Auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: dem Komm.-Gymn. in Rokitzan. III. Für die Schuljahre 1905/6 bis inkl. 1907/8 dem Privat-Untergymn. in Wilhering. IV. Für die Schuljahre 1905/6 bis inkl. 1907/8 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: dem Komm.-Gymn. in Gaya, dem Landes-Realgymn. und der damit verbundenen Landes-Oberrealsch. in Mitterburg. V. Für das Schuljahr 1905/1906: der I.—IV. Klasse der Privat-Realsch. des Marieninstitutes in Graz, der I.—IV. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Towarzystwo prywatnego gimnazyum żeńskiego“

in Lemberg, der I.—VII. Klasse des [illegible] Privat-Gymn. der [illegible] in Mariaschein [illegible] der an öffentliche Schulen eingeschriebenen internen Zöglinge dieser Anstalt, der I.—V. Klasse der Privat-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in [illegible] der [illegible] und VI. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Minerva" in Prag, der I. Klasse des fürstbischöflichen Privat-Gymn. in St. Veit ob Laibach, der I.—V. Klasse der Privat-Realsch. im XIII. Gemeindebezirke in Wien. VI. Für das Schuljahr 1905/1906 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen: der I.—IV. Klasse des Privat-Mädchen-Obergymn. [illegible] VI. Klasse der Privat-Mädchenschule mit gymnasialer Richtung des Dr. [illegible] Brewiez, Johann Czech und Dr. Josef Tretiak in Krakau, der [illegible] I.—VIII. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. VII. Für das Schuljahr 1905/1906 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 28. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: dem Komm.-Real- und Obergymn. in Gablonz a. N. VIII. Für das Schuljahr 1905/1906 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 28. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: der I.—V. Klasse der Komm.-Realsch. in [illegible], der I.—V. Klasse des Landes-Real- und Obergymn. in Klosterneuburg, der I.—V. Klasse der Komm.-Realsch. in Littau, der I.—VII. Klasse des Komm.-Gymn. in Landskron, der I.—III. Klasse der Komm.-Realsch. in Nimburg, der I.—III. Klasse der gymnasialen Abteilung sowie der I. und II. Abteilung der realen Abteilung des vorläufigen Komm.-Oberreal-Gymn. in Tetschen a. d. E., der I.—VI. Klasse der Landes-Realsch. in Waidhofen a. d. Ybbs, der I.—V. Klasse des Komm.-Gymn. in Wels, der I.—V. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums der Helene Kaplinska in Krakau für das Schuljahr 1905/1906, der I. Klasse des städt. Mädchen-Lyzeums in Znaim für das Schuljahr 1905/1906, dem öffentl. Mädchen-Lyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien das Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen und zur Ausstellung staatsgiltiger Reifezeugnisse auf die Schuljahre 1905/1906, 1906/1907 und 1907/1908, dem Mädchen-Lyzeum in Baden für die I.—IV. Klasse auch auf die V. Klasse für das Schuljahr 1905/1906 ausgedehnt, der III. Klasse des Landes-Mädchen-Lyzeums mit italien. Unterrichtssprache in Pola für das Schuljahr 1905/1906 auf die IV. Klasse ausgedehnt, dem Mädchen-Lyzeum der Ursulinerinnen in Innsbruck für die I. Klasse auch auf die II. Klasse für das Schuljahr 1905/1906 ausgedehnt, dem vom Frauenbildungs- und Erwerbsverein „Vesna" in Brünn errichteten Privat-Bildungskurse für Arbeitslehrerinnen in Brünn vom Schuljahre 1905/1906 an erteilt, dem Privat-Mädchen-Lyzeum in Salzburg für die I. und II. Klasse auch auf die III. Klasse für das Schuljahr 1905/1906 ausgedehnt, dem städt. Mädchen-Lyzeum in Klagenfurt für die I. und II. Klasse auch auf die III. Klasse für das Schuljahr 1905/1906 ausgedehnt, der I. Klasse des deutschen Privat-Mädchen-Obergymn. (V. Klasse der gymnasialen Abteilung des deutschen Mädchen-Lyzeums in Prag auch auf die II. Klasse (VI. Klasse der gymnasialen Abteilung) für das Schuljahr 1905/1906 ausgedehnt, der I.—VI. Klasse des Privat-Gymn. in Wischau auch auf die VII. Klasse für das Schuljahr 1905/1906 ausgedehnt, dem Privat-Mädchen-Lyzeum der Marie Zagorska in Lemberg für das Schuljahr 1905/1906 auch das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen verliehen, dem Privat-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mähr.-Ostrau auch das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1905/1906 verliehen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor der in zeitweiliger Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht stehende, mit dem Titel und Charakter eines Regierungsrates ausgezeichnete Prof. am Sophien-Gymn. in Wien Dr. Anton Primožić.

Zum Landesschulinspektor in Steiermark der Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Rosenberg.

Zum Landesschulinspektor in Böhmen der Direktor des Gymn. in Eger Josef Trötscher.

Zum Direktor der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Dr. Engelbert Nader.

Zum Direktor der Realsch. in Bozen der Prof. am Gymn. in Linz Dr. Alois Lechthaler.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Franz Schüller.

Zum Direktor des Gymn. in Eger der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Georg Tauber.

Zum Direktor des Gymn. in Walachisch-Meseritsch der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Viktor Navrátil.

Zum Direktor der Realsch. in Eger der Direktor der Kommunal-Realsch. daselbst August Fieger.

Zum Direktor des Gymn. in Königgrätz der Direktor des Gymn. in Raudnitz Franz Ruth.

Zum Direktor des Gymn. in Pilgram der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Josef Frána.

Zum Direktor des Gymn. in Příbram der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag Dr. Eduard Šarša.

Zum Direktor des Gymn. in Jičín der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Johann Sommer.

Zum Direktor des Gymn. in Raudnitz der Prof. am akad. Gymn. in Prag Dr. Franz Brdlík.

Zum Direktor des Gymn. in Mistek der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Karl Nebuška.

Zum Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Stanislau der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Dr. Michael Jezienicki.

Zum Direktor des II. Gymn. in Lemberg der Prof. am V. Gymn. daselbst Ferdinand Bostel.

Zum Direktor des Gymn. in Brzezany der Prof. am VI. Gymn. in Lemberg Alexander Frączkiewicz.

Zum Direktor des Gymn. in Mielec der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Roman Moskwa.

Zum Direktor des Franz Josephs-Gymn. in Tarnopol der Prof. am akad. Gymn. in Lemberg kais. Rat Dr. Emil Sawicki.

Zum Direktor des V. Gymn. in Krakau der Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Josef Winkowski.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Zaleszczyki der Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. Thaddäus Mandybur.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Alexander Kossowicz.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Krainburg der Supplent an dieser Anstalt Johann Grafenauer.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Rudolfswert der prov. Lehrer an dieser Anstalt Josef Germ.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Nikolsburg der prov. Lehrer an dieser Anstalt Karl Watzger.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Brody der Supplent am VI. Gymn. in Lemberg Marian Młodnicki.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Laibach der prov. Lehrer an dieser Anstalt Friedrich Juvančić.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Görz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Lorenz Tretter.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron der prov. Lehrer an dieser Anstalt Andreas Lutz.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Heinrich Schneider.

Die wirkl. Lehrstelle für griech.-kathol. Religion am akad. Gymn. in Lemberg dem griech.-kathol. Religionslehrer an dieser Anstalt Leonidas Lużnicki.

Die wirkl. Lehrstelle für griech.-kathol. Religion am II. Gymn. in Lemberg dem griech.-kathol. Religionsprof. am akad. Gymn. daselbst Dr. Dionys Doroziński.

Zum wirkl. röm.-kathol. Religionslehrer am IV. Gymn. in Lemberg der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Kasimir Dziurzyński.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Nikolsburg der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Ludwig Kirsch.

Zum griech.-oriental. Religionslehrer am I. Gymn. in Czernowitz der griech.-oriental. Religionslehrer am Gymn. in Sereth Peter Popescul.

Zum griech.-kathol. Religionslehrer am akad. Gymn. in Lemberg der suppl. Religionslehrer am II. Gymn. daselbst Johann Budowicz.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Eger der defin. Turnlehrer an der Komm.-Realsch. daselbst Josef Kautzky.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Adlerkosteletz der defin. Turnlehrer an der Komm.-Realsch. daselbst Leopold Laník.

Eine Lehrstelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien dem Religionsprof. an der Lehrerinnenbildungsanstalt daselbst Dr. Julius Dworak.

Eine Lehrstelle am Maximilian-Gymn. in Wien dem Prof. am Gymn. in Krems Karl Wolletz.

Eine Lehrstelle am VI. Gymn. in Lemberg dem Prof. am Gymn. in Brody Peter Passowicz.

Je eine Lehrstelle an der Komm.-Realsch. in Eger den Proff., bezw. wirkl. Lehrern an der Komm.-Realsch. in Eger August Hauptmann, Josef Schmidt jun., Dr. Johann Stiglmayer, Georg Irgang, Eduard Pulz, Andreas Frank, Heinrich Schuster und Josef Steinbichl.

Eine Lehrstelle am Gymn. in Mistek den Proff., bezw. wirkl. Lehrern am ehemal. Privat-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst Josef Bárta, Josef Hájek, Thomas Havlíček, Wenzel Kůrka, Franz Linhart, Johann Prášek, Johann Schücker und Anton Vaculík.

Eine Lehrstelle an der Realsch. in Adlerkosteletz den Proff., bezw. wirkl. Lehrern an der Komm.-Realsch. daselbst Leon Pixa, Franz Vacek, Franz Uher, Jaromír Knittl, Franz Kostohryz, Albin Polešovský, Adolf Míkousek, Wenzel Mansfeld, Rudolf Bezděkovský, Dr. Josef Svoboda, Anton Kux und Franz Granát.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz der Supplent am II. Gymn. in Tarnopol Roman Cegielski.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Wien und zum Fachexaminator für Geographie auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode, das ist bis Ende des Studienjahres 1905/1906, der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Eugen Oberhummer.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien und zum Fachexaminator für Harmonielehre für die restliche Dauer der laufenden

Funktionsperiode, das ist bis zum Schlusse des Studienjahres 1906/1907, der Prof. am Konservatorium in Wien Dr. Eusebius Mandyczewski.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck und zum Fachexaminator für Mathematik auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode, das ist bis zum Ende des Studienjahres 1905/1906 der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Josef Gmeiner.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Kärnten der Domkapitular Dr. Josef Sommer, der evangel. Pfarrer Robert Johne, der Direktor des Gymn. in Villach Regierungsrat Andreas Zeehe und der Bürgerschuldirektor Rudolf Mattersdorfer in St. Veit für die nächste sechsjährige Funktionsperiode.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Lemberg, und zwar zum Fachexaminator für Mathematik der ord. Prof. an der techn. Hochschule daselbst Dr. Placyd Dziwiński.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten mit böhm. Unterrichtssprache in Prag und zum II. Fachexaminator für das praktische Turnen für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Gerstengasse) Johann Sýkora.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Steiermark der Dompropst der Seckauer Diözese und Direktor des Diözesanpriesterhauses in Graz Dr. Anton Grießl, der Domdechant der Lavanter Diözese und Prodirektor der theolog. Diözesanlehranstalt in Marburg Karl Hribovšek, der Senior und evangel. Pfarrer Karl Eckhardt in Graz, der Direktor des Gymn. in Marburg Julius Głowacki und der Bürgerschuldirektor Hans Trunk in Graz.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck die ord. Proff. an der Universität in Innsbruck Dr. Emil Arleth und Dr. Ottokar Tumlirz, und zwar der Erstgenannte zum Fachexaminator für Philosophie, der Zweitgenannte zum Fachexaminator für Physik; im übrigen aber die Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1905/1906 bestätigt.

Zum Vorsitzenden der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Examinator hinsichtlich der Erprobung des Grades der allgemeinen Bildung der Kandidaten für das Turnlehramt der ord. öffentl. Prof. an der deutschen Universität in Prag Dr. Robert Lendlmayer Ritter v. Lendenfeld; im übrigen die genannte Prüfungskommission für die Studienjahre 1905/1906, 1906/1907 und 1907/1908 in ihrer bisherigen Zusammensetzung bestätigt.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Graz und zu Fachexaminatoren der ord. Prof. an der Universität in Graz Dr. Robert Sieger und der außerord. Prof. daselbst Dr. Karl Štrekelj, und zwar ersteren für Geographie, letzteren für Slowenisch und Serbokroatisch; im übrigen aber diese Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammenstellung für das Studienjahr 1905/1906 bestätigt.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 24. Oktober v. J. den Weihbischof, Dompropst Dr. Balthasar Kaltner, den Domkapitular Alois Winkler, ferner den Direktor der Realsch. in Salzburg Schulrat Dr. Eduard Kunz und den Leiter der Knabenvolksschule zu St. Andrä in Salzburg Direktor Paul Simmerle zu Mitgliedern des Landesschulrates für Salzburg für die nächste sechsjährige Funktionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau und zum Fachexaminator für Geschichte der ord. Universitätsprof. Dr. Stanislaus Krzyzanowski; im übrigen die Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1905/1906 bestätigt.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 9. Februar d. J. den Generalvikariatsrat in Feldkirch Dr. Anton Walter, den Dechant und Stadtpfarrer in Bregenz Georg Prutscher, den Direktor des Gymn. in Feldkirch Schulrat Dr. Viktor Perathoner und den Bürgerschullehrer in Bludenz Johann Thaler zu Mitgliedern des Landesschulrates für Vorarlberg für die gesetzliche Funktionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 26. Jänner d. J. zu Mitgliedern des Landesschulrates für die Bukowina auf die Dauer der nächsten sechsjährigen Funktionsperiode a. g. zu ernennen geruht: den Universitätsprof. Dr. Theodor Tarnawski, den griech.-oriental. Konsistorialrat Georg Hanicki, den röm.-kathol. Pfarrer Dechant und Ehrendomherr Josef Schmid, den evangel. Senior und Pfarrer Josef Fronius, den Präses der israel. Kultusgemeinde in Czernowitz Dr. Benno Straucher, den Direktor der griech.-oriental. Oberrealschule in Czernowitz Konstantin Mandyczewski und den Prof. an der griech.-oriental. Oberrealsch. in Czernowitz Hierotheus Pihuliak.

Zu Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien und zu Fachexaminatoren für das Studienjahr 1905/1906 die ord. öff. Proff. an der Universität in Wien Dr. Josef Seemüller und Dr. Philipp August Becker, und zwar ersteren für Deutsch, letzteren für Französisch und Italienisch.

Der Leiter des Ministeriums für Kultus und Unterricht hat zu Mitgliedern der neu errichteten Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Krakau für die Studienjahre 1905/1906 und 1906/1907 ernannt: zum Direktor den ord. Universitätsprof. Dr. Franz Szwarcenberg-Czerny, zum Direktor-Stellvertreter den Direktor der Kunstakademie Julian Fałat, zu Fachexaminatoren für das figurale Zeichnen die ord. Proff. an der Kunstakademie Theodor Axentowicz und Leo Wyczółkowski, für das ornamentale Zeichnen den ord. Prof. an der Kunstakademie Josef von Mehoffer und den Prof. an der Gewerbesch. Baurat Sławomir Odrzywolski, für das Modellieren den ord. Prof. an der Kunstakademie Konstantin Laszczka, für die Projektionslehre und für allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen den Direktor der Gewerbesch. Regierungsrat Johann Rotter, für die Kunstgeschichte und Stillehre die ord. Universitätsproff. Dr. Peter Bieńkowski und Hofrat Dr. Marian Sokołowski, für die Anatomie des menschlichen Körpers den ord. Universitätsprof. Dr. Kasimir Kostanecki und den Privatdozenten an der Universität Dr. Adam Bochenek, für die deutsche Unterrichtssprache den ord. Universitätsprof. Dr. Wilhelm Creizenach und für die poln. und ruthen. Unterrichtssprache den ord. Universitätsprof. Dr. Josef Tretiak.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 6. Oktober d. J. den Prof. an der Landes-Oberrealschule und Privatdozenten an der deutschen techn. Hochschule in Brünn außerord. Prof. Anton Rzehak zum ord. Prof. der Mineralogie und Geologie an dieser Hochschule a. g. zu ernennen geruht.

Als Privatdozent für Geographie an der philos. Fakultät der Universität in Wien der Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Friedrich Machaček, der wirkl. Lehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Primus Lessiak als Privatdozent für ältere deutsche Sprache und Literatur, Phonetik und moderne Dialektkunde an der philos. Fakultät der deutschen Universität in Prag, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Žižkov

Dr. Franz Slavík als Privatdozent für Mineralogie an der philos. Fakultät der böhm. Universität in Prag, der Prof. an der Realsch. in Tabor Matthias Norbert Vaněček als Privatdozent für Mathematik an der böhm. techn. Hochschule in Prag, der Prof. am St. Anna-Gymn. in Krakau Dr. Kasimir Nitsch als Privatdozent für slavische Sprachwissenschaft an der philos. Fakultät der Universität in Krakau bestätigt.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 10. Dezember 1905 a. g. in die VI. Rangsklasse zu befördern geruht die Direktoren an Staats-Mittelschulen: Wladimir Bańkowski am Gymn. in Sanok, Stanislaus Bednarski am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Wenzel Bursík am Real- und Obergymn. in Neubydžow, Leander Čech an der Realsch. in Neustadtl, Wenzel Eymer am Gymn. in Leitmeritz, Johann Filzi am Gymn. in Rovereto, Alois Fischer am Gymn. in Strażnitz, Josef Grünes am Gymn. in Reichenberg, Josef Heller an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Johann Kny am Gymn. in Oberhollabrunn, Dr. Karl Kreipner am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Johann Krištůfek an der Realsch. in Tabor, Johann Lorenz am Real- und Obergymn. in Klattau, Schulrat Anton Niseteo an der Unterrealsch. in Zara, Dr. Josef Novák am Gymn. in Wittingau, Franz Nowosielski an der Realsch. in Stanislau, Dr. Franz Prosch am Gymn. in Weidenau, Karl Ritter v. Reichenbach am Gymn. in Iglau, Dr. Theodor Stieglitz am Gymn. in Arnau, Franz Terlikowski am Gymn. in Stanislau, Dr. Viktor Thumser am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Wendelin Toischer am Gymn. in Saaz, Eduard Tomanek am Gymn. in Böhm.-Leipa, Johann Vařeka am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Winkowski am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Peter Wolsegger am Untergymn. in Gottschee, Regierungsrat Dr. Friedrich Wrzal an der Realsch. in Troppau und Dr. Alois Würzner an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke.

In die VII. Rangsklasse wurden befördert: der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Rudolf Milan, der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Franz Zerhau.

Zum Konservator der I. Sektion der Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Korrespondent der genannten Zentralkommission Gymnasialdirektor i. R. und Hofmeister des Stiftes Schlägl Dr. Laurenz Pröll in Linz und der Gymnasialprof. Franz Lehner.

Zum Ehrendomherrn des Kathedralkapitels in Triest der wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Capodistria Johann Buttignoni.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel eines Regierungsrates: Der Direktor des Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Josef Zycha, der Direktor des Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Franz Strauch, der Direktor des Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Viktor Thumser, der Direktor der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Johann Spielmann, der Direktor der Realsch. in Salzburg Schulrat Dr. Eduard Kunz, der Direktor der Landesrealsch. in Brünn Paul Strzemcha.

Den Titel eines Schulrates: Der Prof. am Gymn. in Salzburg Anton Simon, der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Franz Neumann, der Prof. am fürstbischöfl. Privat-Gymn. am

Knabenseminar in Graz Viktor Fuchs, der Prof. am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien Theodor Schulz aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Mädchen-Lyzeums des Vereines „Vesna" in Brünn Franz Mareš, der Prof. am Gymn. in Görz Anton Santel, der Prof. am Gymn. in Triest Karl Comparé anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke Ferdinand Dreßler, der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Rudolf Maxa, der Prof. am Gymn. in Krems Josef Wichner, der Prof. am II. Gymn. in Laibach Dr. Johann Bezjak, der Prof. am III. Gymn. in Krakau Stanislaus Puszet, der Prof. am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Norbert Schwaiger anläßlich der Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen Dominik Čipera aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den zeitlichen Ruhestand, der Prof. an der deutschen Gewerbesch. in Brünn Friedrich Markl, der Prof. an der Realsch. in Spalato Richard Gasperini anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. in Laibach August Němeček anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Titel eines kaiserlichen Rates: Der Prof. am II. Gymn. in Graz Franz Ferk anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Titel Professor: Die wirkl. Lehrerinnen am Mädchen Lyzeum des Vereines „Vesna" in Brünn Helene Tuskany und Božena Jiránek, der defin. Turnlehrer am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Markus Salzmann, der Turnlehrer am Maximilian-Gymn. in Wien August Meschkae, der israel. Religionslehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Dr. Isidor Hirsch, der Religionslehrer am Mädchen-Lyzeum des Vereines „Vesna" in Brünn Josef Kašpar.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse: Der Landesschulinspektor Dr. Peter Stornik in Graz aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor am II. Gymn. in Lemberg Regierungsrat Emanuel Wolff anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, die Landesschulinspektoren Dr. Eduard Kastner und Dr. Josef Muhr in Prag.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: Der Prof. an der Realschule im V. Wiener Gemeindebezirke Alois Raimund Hein anläßlich seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Religionsprof. i. R. Ehrendomherr Theodor Wolf in Brünn, der mit der Leitung des städt. Mädchen-Lyzeums in Czernowitz betraute Prof. am I. Gymn. daselbst Dr. Josef. Frank.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]): Karl Ebmer, Gymnasialdirektor in Salzburg, 54 J. alt; Josef Osvald, Gymnasialprof. (L Gb) in Neubydžow, 42 J. alt; Franz Werner, Direktor des Gymn. in Walachisch-Meseritsch (H D), 61 J. alt; Leopold Wajgiel, Gymnasialprof. (Nm nl) in Lemberg, 64 J. alt; Johann Switalski, Gymnasialprof. (L G) in Złoczow, 33 J. alt;

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Stephan Margetić, Gymnasialprof. (M Nl) in Zara, 59 J. alt; Felix Wiesner, Realschulprof. (H) in Leitmeritz, 60 J. alt; Dr. Kaspar Pamer, Gymnasialprof. (H D Ph) in Rudolfswert, 56 J. alt; Wenzel Lacina, Realschulprof. (B D) in Prag, 29 J. alt; Stefan Hanuszak, Supplent am akad. Gymn. in Lemberg, 29 J. alt; Ludwig Mösenbacher, Realschulprof. (Z) in Linz, 58 J. alt; Dr. Ladislaus Fiala, Religionsprof. am Gymn. in Příbram, 43 J. alt; Peter Müller, Gymnasialdirektor (M Nl) in Smichow, 56 J. alt; Josef Biolek, Religionsprof. am Gymn. in Bielitz, 62 J. alt; Adolf Haasbauer, Gymnasialprof. (R) in Kremsmünster, 62 J. alt; Orestes Cesta, wirkl. Lehrer (Ch n nl) an der Realsch. in Rovereto, 32 J. alt; Johann Krożel, Gymnasialprof. (L G p) in Tarnów, 36 J. alt; Samuel Heller, Realschulprof. (Dlg) in Tarnopol, 47 J. alt; Josef Vaneček, Gymnasialprof. (L G) in Budweis, 58 J. alt; Christian Purner, Gymnasialprof. (M Nl Ph) in Innsbruck, 52 J. alt; Johann Christely, Gymnasialprof. (M Nl) in Stockerau, 40 J. alt; Emanuel Feichtinger, Gymnasialprof. (L G) in Wien, 57 J. alt; Richard Horny, Realschulsupplent (m ge) in Wien, 30 J. alt; Ferdinand Banholzer, Gymnasialprof. (H) in Wien, 44 J. alt; Schulrat Ambros Lissner, pens. Gymnasialprof. (L G) in Wien, 72 J. alt.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Unbekannte Besprechungen August Wilhelms und Friedrichs Schlegel.

Heutzutage gibt es besonders zwei Arten von Rezensionen: die eine, in der ganz kurz über Wert oder Unwert neuer Erscheinungen diskutiert wird, die andere, in der der Kritiker über den Gegenstand des neuen Werkes selbständige Untersuchungen anstellt, nicht etwa nur Ergänzungen zu den Ausführungen des Verfassers beibringt, sondern das Thema gleichsam von vorn behandelt, oder zeigt, wie man es anders, als der Verfasser getan, darstellen könnte. Im ersteren Falle beweist der Kritiker seine Liebenswürdigkeit oder Rauhbeinigkeit, die letztere häufiger als die erstere; im zweiten bekundet er seine Gelehrsamkeit und kramt sein Wissen aus, vielleicht mit etwas Unwillen vermischt, daß der Autor des Buches ihm in der Bearbeitung des Themas zuvorgekommen; in beiden Fällen kommt das Publikum zu kurz. Denn sowohl das gelehrte, als das allgemein gebildete Publikum will in erster Linie gar nicht wissen: wie das Buch sei, sondern: was es enthalte, und ein gewissenhafter Kritiker dürfte sich nie für zu gut und zu vornehm halten, ein wirkliches Referat des von ihm kritisierten Buches seinen Lesern vorzulegen. In dieser Art von Kritik waren die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel Meister. Zwar kannten sie auch die beiden anderen Arten, konnten boshaft sein und aufs heftigste tadeln, andererseits auch den wissenschaftlichen Autor belehren und ihm zeigen, wie er es anders, d. h. besser hätte machen können, aber selten versäumten sie, dem Leser kurz anzuzeigen, was er eigentlich in dem neuen Buche zu erwarten hätte.

Derartige Rezensionen lege ich im folgenden den Lesern vor. Ich darf sie mit Fug und Recht als „unbekannt" bezeichnen; denn sie sind vor beinahe 100 Jahren in dem von Friedrich

kommen, allein die schon zu so hoher Vollkommenheit gediehene Erfindung des Steindrucks würde dabey vortreffliche Dienste leisten und man würde alsdann mit Erstaunen sehen, welche Schätze bedeutender Kompositionen wir an jenen alten Holzschnitten haben, wogegen unser ganzes neuere Kupferstichwesen bey Taschenbüchern, Romanen usw. kläglich zu Schanden wird.

Wir kommen auf das Werk selbst zurück. Die Absicht der Herausgeber ist nicht, das alte Buch der Liebe bloß zu wiederhohlen und von neuem abdrucken zu laßen, sondern sie wollen es dem Plane nach erweitern und vervollständigen, in der Ausführung aber berichtigen und haben beydes schon in diesem Bande angefangen. Jene Sammlung enthält 13 Stücke, nicht eben mit der größten Genauigkeit abgedruckt. Die Herausgeber ziehen dagegen in ihren Kreis alle in Prosa abgefaßten Ritter- und Volksromane, welche einen erneuerten oder berichtigten Abdruck verdienen und bedürfen. — Dabey haben sie alle Sorge angewandt, den nicht auf Lesung des Altdeutschen eingeübten Lesern diese Schriften ohne wesentliche Veränderung so nah zu rücken als möglich. Mit Recht bemerken sie, daß die alten Drucke von dergleichen Büchern nicht selten genug sind, um zu einem diplomatisch-genauen Abdrucke zu berechtigen, wie man ihn von einer seltenen Handschrift liefert, um solche vor dem Untergange zu sichern; und daß eigentlich kritische Ausgaben, aus Vergleichung der ältesten mit Angabe der abweichenden Lesearten und Beybehaltung aller veralteten Schreibformen gezogen nur für eine kleine Anzahl von Gelehrten bestimmt seyn könnten. — Ihre Bearbeitung ist daher auf das Populäre und Gemeinverständliche gerichtet, jedoch mit der gehörigen Ehrerbiethung vor alter Eigenthümlichkeit und ohne alles Modernisiren.

Was die ungelehrten Leser von den altdeutschen Büchern abschreckt, ist weit weniger die veraltete Sprache selbst, als die ungewohnte Schreibung und die gänzlich fehlenden oder mangelhaft gesetzten Absonderungszeichen der Sätze. Die deutsche Sprache hat sich bis auf die fremdartigen und angekünstelten Einmischungen, die eigentlich bloße Ausartungen sind, und auch immer von Zeit zu Zeit wieder ausgeworfen werden, im Ganzen weit weniger verändert, als man zu glauben geneigt ist. — Selbst die Minnesänger, die doch ein Alter von fünf- bis sechshundert Jahre haben, würden nicht so lange unerkannt und ungenossen liegen geblieben seyn, seit Bodmer und Andere sie zum Drucke befördert, wenn sie selbige, statt diplomatisch den Handschriften zu folgen, mit der heutigen Rechtschreibung und Interpunction ausgestattet hätten.

Mit einem Worte, die Einrichtung dieser Sammlung, wie sie sich in diesem ersten Bande ankündigt, ist so zweckmäßig, die Herausgeber beweisen dabey so viel Gelehrsamkeit, Sinn, Fleiß und Liebe zur Sache, daß der Beurtheiler fast nichts zu thun hat, als ihr Verdienst anzuerkennen, unserer Literatur zu dieser Erscheinung Glück zu wünschen, und alle Kenner und Liebhaber, alle Vorsteher öffentlicher Bibliotheken dringend aufzufordern, thätig, d. h. durch Abnahme der Exemplare, Herausgeber und Verleger zur Fortsetzung aufzumuntern und solcher Gestalt die Vollendung des schönen Werkes zu sichern. — Ganz einverstanden sind wir mit den Herausgebern, wenn sie sagen: „Der Gewinn, den die Sprache und Darstellung auch aus diesen prosaischen Werken ziehen kann, sey nicht zu übersehen". — Unsere Sprache ist das Palladium unserer Bildung, welches wir jetzt mehr als je sorgsam zu verwahren und heilig zu halten Ursache haben. Sie steht noch unabgetrennt auf ihrer uralten Wurzel und eben dadurch besitzt sie die Fähigkeit, sich durch Rückkehr zu ihrem Ursprunge wieder eigenthümlich zu gestalten. Unter dem eingedrungenen fremden und kauderwelschen Wesen fast erdrückt sammelt sie sich gleichsam von Zeit zu Zeit in ihrem eigenen fruchtbaren Schooß, besinnt sich auf sich selbst und stellt sich dann kühn, hoch und geheimnißvoll in frischer Schönheit wieder dar.

Von den drey Romanen, welche diesen Band ausfüllen, stehen zwey: Tristan und Isalde, und Pontus und Sidonia in der alten Sammlung; der dritte: Fierabras war bloß einzeln in alten Drucken vorhanden; keiner davon ist ein noch im Umlaufe erhaltenes Volksbuch. Durch diese Wahl ist für die Mannigfaltigkeit bestens gesorgt. Tristan ist eine eigentliche Liebesgeschichte und Verwicklung mit traurigem Schluß; Fierabras ein Abenteuer von riesenhaften Kämpfen und Pontus ist ein stilles, heiteres Musterbild feiner Rittersitte, wie es denn auch in den alten Ausgaben die Überschrift führt: Ritter Pontus von adelichen Tugenden. — Tristan ist, wie bekannt, einer der ältesten, vortrefflichsten und im ganzen Mittelalter berühmtesten Romane. Die Minnesinger sind voll von Anspielungen darauf. Heinrich von Seldeck singt:

> Meine Händ ich falte,
> Mit Treuen allgehrend auf ihre Füsse,
> Daß sie, als Isalde,
> Tristanden mich trösten müsse.

Dante setzt den Tristan als eine historische Person in den Kreis der Unterwelt, wo diejenigen wohnen, deren Tod die Liebe verschuldet:

> *Vidi Paris Tristano: e più di mille*
> *Ombre mostrommi, e nominolle a dito,*
> *Ch'amor di nostra vita dipartille*
> Inf. Cant. V, v. 67.

Der Nahme des Fierabras ist uns allen längst durch den Cervantes bekannt, der mit seiner unvergleichlichen Heiterkeit erzählt, wie Don Quixotte sich unterstand, den Balsam des mohrischen Riesen, der ihn unverwundbar machte, nachzubrauen, welches seinem Schildknappen so übel bekam. Hieraus sehen wir also, daß dieser Roman ein bekanntes spanisches Volksbuch war, wiewohl der Nahme des Helden und vieles andere einen französischen Ursprung verräth. Wir finden aber noch eine andere Hinweisung auf diese Dichtung in der spanischen Literatur. Calderon hat eines seiner glänzendsten fantastischen Schauspiele: Die Brücke von Mantible (jetzt im zweyten Bande des spanischen Theaters von A. W. Schlegel übersetzt) darauf gebaut. Der Abdruck des alten Romans gewinnt ein neues Interesse dadurch, daß wir ihn als Stoff mit der durchaus umbildenden Behandlung eines der größten romantischen Künstler vergleichen können.

Welch einen Abstich macht hingegen Pontus, ein Roman aus weit späterer Zeit. — Was uns diesen Roman besonders werth machen muß, ist, daß er im fünfzehnten Jahrhundert von einer edlen Fürstinn Eleenora, gebohrnen Prinzessinn von Schottland, Gemahlinn Erzherzog Sigmund von Österreich ins Deutsche übertragen worden. Die fremde Fürstinn hatte sich also unserer Muttersprache so bemächtigt, daß sie für die damahlige Zeit untadelich und zierlich ein Buch darin abfassen konnte. Fast möchten wir glauben, auch das Original des Pontus rühre von einer weiblichen Hand her, eine so große Zärtlichkeit für die Ehre der Frauen wird darin überall bewiesen, eine so strenge Sittsamkeit beobachtet und das Gefühl vor der leisesten Verletzung bewahrt, so daß die Liebe ganz der Zucht unterthänig kaum noch als eine Leidenschaft auftreten darf und sich nur als die Huldigung des ganzen Lebens stätig und schweigend kund giebt.

Ein Grund, warum es allen Verehrern der vaterländischen Denkmäler umso angelegener seyn muß, solche Unternehmungen, wie das gegenwärtige, zu unterstützen, liegt in den Zeitumständen. Man muß eilen, das noch Vorhandene durch neue Abdrücke zu retten, sonst möchte es zu spät seyn. Durch die Einziehung der Klöster und andere Besitzveränderungen, welche dieses Zeitalter, wo alle bis jetzt bestandenen Einrichtungen eingestürzt oder in ihren Grundfesten erschüttert sind,

herbeyführt, wird Dasjenige, was Jahrhunderte lang in Büchersammlungen sorgfältig verwahrt worden, zerstreut oder versplittert, oder gar ins Ausland entführt, wie es noch neulich den Schätzen der wolfenbüttelschen Bibliothek ergangen ist. Schon in Folge des unseligen Dreißigjährigen Krieges kam der Manessische Codex der Minnesänger nach Paris und über hundert andere in den Vatikan, wo sie für immer ungenutzt verborgen hätten liegen mögen, wenn der Eifer deutscher Gelehrten sie nicht aufgespürt hätte. Denn die auswärtigen Literatoren, welche sich mit solchen Erwerbnissen brüsten wollen, da sie nicht ein Mahl das heutige Deutsch, geschweige denn Altdeutsch verstehn, gemahnen einen gerade wie Harlekin im Lustspiel, der einen Brief entwendet und sich hinterher besinnt, daß er nicht lesen kann.

II.

Die zweite Besprechung ist von Friedrich Schlegel, völlig wert der Anzeige seines Bruders an die Seite gestellt zu werden. Sie steht in der 15. und 16. Beilage des „Österreichischen Beobachters“ 1810. Zu ihrer Erklärung ist nicht viel vorauszuschicken. Man weiß, daß Friedrich Schlegel in dem genannten Jahre vom 19. Februar an historische Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte in Wien hielt. (Die Ankündigung steht bei Raich, Dorothea Schlegel I, 411, Anm.; über den Erfolg der Vorlesungen daselbst S. 418). Gerade diese Beschäftigung mit historischen Gegenständen machte ihn zum Rezensenten des Müllerschen Werkes geeignet. Ihrer Sympathie für Johannes v. Müller hatten die Romantiker mehrfach Ausdruck gegeben. Schon vor Jahren wollte Friedrich seinen Bruder dazu bestimmen, über jenen Historiker einen Aufsatz zu schreiben (vgl. Walzel, Briefe Friedrich Sch.s S. 342 ff.; daselbst 543 ein hartes Urteil über die politische Tätigkeit in Müllers letzten Jahren). — Eine Kritik der im Nachstehenden abgedruckten Rezension soll natürlich hier nicht geliefert werden. Das Bedeutende an der Besprechung scheint mir darin zu liegen, daß sich Schlegel nicht mit einzelnen kleinen Ausstellungen begnügt, sondern in großen Zügen zu entwickeln sucht, was der Verfasser mit seinem Buche gewollt hat.

Bevor nun Friedrich Schlegel das Wort ergreifen soll, sei kurz auf die Darlegung hingewiesen, die ich über den Anteil beider Brüder, besonders Friedrichs an den literarischen Abschnitten des „Österreichischen Beobachters“ in der Abhandlung „Friedrich Schlegels journalistische Anfänge in Wien“ (Grillparzer-Jahrbuch 1906, S. 305 ff.) gegeben habe. Darnach ist der Friedrich zuzuweisende Besitzstand nicht ganz unbedeutend. Ihm ist höchst wahrscheinlich ein größerer, an Goethes Wahlverwandtschaften sich anschließender Aufsatz zuzuschreiben (abgedruckt im Goethe-Jahrbuch, Bd. XXVII, S. 251—254); ziemlich sicher sind von ihm auch eine Anzahl Beurteilungen von Theaterstücken und Rezensionen über dramatische Aufführungen, bei denen eine merk-

würdig günstige Stimmung Schiller gegenüber auffällt. Wieweit die sehr zahlreichen, in den Beilagen abgedruckten kleineren und größeren Bücherbesprechungen ihm zuzuschreiben sind, ließe sich nur durch sehr minutiöse Untersuchungen feststellen; sicher ist er der Redakteur, der die kleinen literarischen Notizen, die fast am Ende jeder Nummer vorkommen, aus anderen Blättern ausgeschnitten und etwas zurechtgestutzt hat. Die Frage nach der Autorschaft der einzelnen Stücke ist deswegen schwer zu entscheiden, weil zahlreiche Beiträge gar nicht oder nur mit einigen, nicht mühelos zu deutenden Buchstaben signiert sind. Mit F. S. und Friedrich Schlegel unterzeichnet sind nur zwei Beiträge: ein kleines Gedicht Schirin (Nr. 21) und die Rezension über Johannes Müller, die folgendermaßen lautet:

Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit
durch Johannes von Müller.
(Herausgegeben durch Johann Georg Müller.)

Um dieses merkwürdige Werk richtig zu beurtheilen, muß man vor allen Dingen den Zweck desselben im Auge behalten, wie der große Verfasser selbst es betrachtete, die Art und Weise wie es entstand und in dem Zeitraum von den Jahren 1782—1806 allmählich zu der Gestalt und in der Stufe ausgebildet ward, wie es der Verstorbene als Bruchstück seines wissenschaftlichen Lebens der Mitwelt und der Nachwelt zurückließ. Eine vorläufige Notiz über diese Entstehungsweise des Werks aus der Vorrede des Herausgebers und der des Verfassers, nebst andern Äußerungen desselben wird die beste Einleitung zu einer prüfenden Beurtheilung des Werkes sein, ja diese selbst zum Theil entbehrlich machen. (Folgen Mitteilungen aus der Vorrede, aus den Bestimmungen des Verfassers, außerdem eine Stelle des ersten Abschnittes der Einleitung; dazwischen steht folgende selbständige Bemerkung des Kritikers:) „Wohl hat der Herausgeber aber Recht gethan, das Ganze zu geben, so ungleichartig auch einzelne Theile desselben bey der unregelmäßigen, so oft unterbrochenen und wieder begonnenen, durchaus fragmentarischen Entstehung und Ausbildung des Werkes untereinander erscheinen müssen. Nicht die Ausarbeitung und der größere oder mindere Reichthum derselben, sondern der Geist, die Seele, die in dem Ganzen herrscht, das ist es, worauf es in diesem Werke ankommt und die hätten bey jeder Zerstückelung nothwendig verschwinden müssen. — In der That kann nicht leicht etwas an Gediegenheit der Schreibart und des Gehalts verschiedener seyn, als der erste Abschnitt der Einleitung nach der angefangenen Umarbeitung des ganzen Werks von 1806 und der dritte Abschnitt derselben Einleitung, die Staatsverfassungen, wo die Schwäche des ersten französischen Originals sich noch deutlich spüren läßt.“ (In der folgenden Nummer, der Beilage 16, führt der Verfasser allein das Wort.)

Auf die Schreibart des Werkes hat der Umstand, daß es ursprünglich französisch geschrieben und aus dieser Sprache erst ins Deutsche übersetzt worden, einen sehr merklichen Einfluß gehabt. Der Styl ist vielleicht nicht überall ganz so reichhaltig und gedankenschwer wie in des Verfassers anderen Werken; dagegen aber ist er ungleich leichter und klarer geordnet, sey es nun, daß dieß von dem Bestreben herrühre seinen Zuhörern faßlich zu seyn, oder auch von der Beschaffenheit der gewählten Sprache. Denn es geht der französische Vortrag seiner Natur nach (nicht bloß die Schriftsteller, sondern die Sprache selbst hat diese

Richtung angenommen) weniger auf die tiefe Wahrheit der Bezeichnung und die Fülle des Gedankens als auf eine schnelle, äußere Deutlichkeit. Die ursprünglich deutsch geschriebenen Werke Johann v. Müllers sind dagegen nicht selten dunkel, durch den allzu voll gedrängten Inhalt und gewaltsame Kürze in den langverwickelten Sätzen. Doch wer ließe sich diese Fehler oder Schwierigkeiten nicht gern gefallen, wenn sie durch solchen Gedankenreichthum ersetzt werden! In dieser letzten Hinsicht kann das gegenwärtige Werk den übrigen wohl stellenweise aber nicht durchgehends an die Seite treten. Nicht selten indeß ist der leichtere und klare Vortrag, den der Verfasser in diesen Vorlesungen wählte, auch mit gedrängter Kürze gepaart, als wohin die Natur und Art seines Geistes ihn leitete; und umso stärker ist alsdann die Wirkung, welche der innere Gedankenreichthum hervorbringt. Eine einzige Stelle dieser Art mag zum Beyspiel dienen. S. 500 des zweiten Theils „in den ersten Tagen Don Fernando II. vollendeten 20000 Franzosen und 6000 Schweizer in wenigen Tagen die Eroberung des neapolitanischen Reichs. Karl durchrannte Italien, welches Ludewig, sein Nachfolger plünderte, der spanische Ferdinand aber dauerhaft eroberte, indeß die Schweizer es nur höhnten". Solche Stellen ließen sich viele anführen.

Von der fragmentarischen Beschaffenheit des ganzen Werkes kann u. A. auch das zum Beweise dienen, daß eine völlig entworfene Umarbeitung des IX. Buches, welches die Geschichte der Religionen enthält, verloren gegangen ist, wir uns statt derselben also mit der früheren Ausführung dieses Gegenstandes, mit welcher er selbst unzufrieden war, begnügen müssen. Indessen auch so enthält dieses Buch manches Belehrende und Merkwürdige. Obwohl hier der Verfasser durchaus nicht als Anhänger eines bestimmten Glaubens spricht, sondern nur als zweifelnder Geschichtsforscher, so scheint er doch der Annahme einer ursprünglichen Offenbarung wie an mehreren Stellen des Werkes, so auch hier nicht abgeneigt; wie denn Gründlichkeit auf diesem bloß historischem Wege der Untersuchung auch den zweifelnden Forscher des ältesten Zeitraums meistens dahin führt. Der Abschnitt von Moses ist beym Verfasser ungleich reichhaltiger und mehr befriedigend, als der von Christus. Die Quellen des ersten allgemeinen Verderbnisses und drohender Ausartung des Christenthums sucht der Verfasser sehr richtig in der dem Geist des Christenthums ganz fremden und entgegengesetzten Lehre der Gnostiker. Destomehr befremdet es, wenn der Verfasser über die großen, allgemeinen Concilien zu Nicaea usw. nicht so urtheilt, wie man es von ihm erwarten sollte, sondern etwa wie Gibbon, als wäre es bloß ein Wortstreit gewesen; denn wenn der vortreffliche Forscher in den Zusammenhang dieser Begebenheiten mehr hätte eingehen wollen, so würde er leicht bemerkt haben, daß es derselbe, noch nicht ganz besiegte Gährungsstoff der gnostischen Irrthümer war, den er selbst als dem Christenthum und der Menschheit äußerst gefährlich und verderblich so richtig geschildert hat, welcher in den Parteyungen des Arius und der anderen christlichen Sectenhäupter der ersten Jahrhunderte nur in verdeckterer und verfeinerter Gestalt wieder aufflammte, daß also zwey in der That ganz entgegengesetzte Parteyen in jenem Streit nicht um leere Worte, sondern um die wichtigsten Grundsätze kämpften. In der verlornen Umarbeitung würde das unstreitig genauer aufgefaßt und berichtigter dargestellt seyn.

Es würde eine unzweckmäßig und übel angewandte Mühe seyn, wenn man alle die Angaben oder Ansichten in dem nachgelassenen Werke des großen Geschichtschreibers aufzählen wollte, die seitdem erweitert, verändert oder berichtigt worden sind, nur muß man sich, um das Ganze richtig zu beurtheilen, stets gegenwärtig erhalten, daß die Grundlage und der größere Theil des Ganzen von dem Jahre 1784 sey. Wenn der Stellen nicht wenige sind, bey denen dem kundigen Freunde der Ge-

schichte zu machende Zusätze oder Abänderungen aus dem reichen Vorrath neuerer Forschungen sich aufdrängen, so erregt es vielmehr ein angenehmes Gefühl, zu erwägen, wie viel in dem kurzen Zeitraum von noch nicht drey Jahrzehnden in diesem Gebiethe von verdienten deutschen Männern gearbeitet, geforscht und geleistet worden ist. Umsomehr, da Johann v. Müllers Äußerungen und Ansichten als Maßstab für den Zustand der Wissenschaft selbst, so wie sie damahls war, gelten können. Denn mit dem ununterbrochenen Lesen der Quellen verband der vortreffliche Forscher stets die aufmerksamste Theilnahme an allem, was in seinem Gebiethe auch von andern gearbeitet wurde, so daß ihm wohl selten etwas Wichtiges und Merkwürdiges der Art entging.

Statt also bey Einwendungen und Einzelnheiten zu verweilen, wollen wir lieber versuchen durch Aushebung einiger der gedankenreichsten und ausdrucksvollsten Stellen, den großen und belehrenden Geist des Werkes unseren Lesern anschaulich zu machen.

Nur über den Plan des Ganzen sey es vergönnt, noch eine Bemerkung hinzuzufügen, um den Gesichtspunkt festzustellen, aus dem er beurtheilt werden muß. Es ist allerdings auch in diesem Entwurfe und der Ausführung des Ganzen eine gewisse Ungleichartigkeit. Zwar daß die ältere Geschichte kürzer abgehandelt, die Darstellung immer ausführlicher wird, je mehr der Verfasser sich den neueren Zeiten nähert, das liegt schon in seinem Zwecke, die europäische Menschheit und ihre Entwicklung darstellend zu erklären. Auch in der Geschichte der Griechen trifft man auf manche neue, dem Verfasser eigene und treffende Ansichten. Aber wie viel reichhaltiger ist nicht schon Rom behandelt; man vergleiche nur den vortrefflichen Abschnitt über Caesar mit dem über Alexander! Die Geschichte der Griechen ist auch darum bey dem Verfasser nicht so befriedigend, weil er Persien und Ägypten fast nur im Vorbeygehen erwähnt, mit deren Zustand und Geschichte die Begebenheiten Griechenlands doch so innig verflochten sind, daß sie abgesondert davon nicht wohl in ihrem ganzen Zusammenhange und Geiste verstanden werden können. Auf diese Weise wäre freilich das westliche Asien und das nördliche Afrika mit in die Geschichte der europäischen Menschheit gezogen worden. Aber das hat der Verfasser ohnehin gethan, da er doch Phönizien und Karthago in der alten Geschichte mit in den Kreis seiner Darstellung aufgenommen hat, in dem mahomedanischen Zeitalter uns sogar altarabische und türkische Dynastien in Asien und Afrika aufzählt. Man würde unstreitig Unrecht haben, dieses als einen Fehler anzusehen, denn wenn nicht die Begebenheiten, die sich in dem Lande Europa zugetragen, sondern die europäische Menschheit, der ganze sittliche und bürgerliche Zustand nach seiner Entwicklung bey den gebildetsten Völkern der Gegenstand der Darstellung oder der Untersuchung ist, so können jene Länder und Nationen der angränzenden Welttheile, des westlichen Asiens in Sonderheit fast in keinem Zeitraume der Geschichte ausgeschlossen werden und es sind die historischen Gränzen der europäischen Welt ganz andere, als die der geographischen.

Allen Republiken, in der alten wie in der neuern Geschichte hat der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit geschenkt; karg dagegen sind meistens die Monarchien abgefertigt, auch solche Charaktere und Begebenheiten derselben, die für die Menschheit Epoche gemacht haben. Die kleine Republik Ragusa wird uns mehrere Blätter hindurch ausführlich und sehr weitläuftig geschildert; der große König Stephan von Ungarn, eine der erhabensten Erscheinungen des Mittelalters, wird nur eben erwähnt. Von Kaiser Konrad II. (dessen Regierung Epoche macht, wie die Karls des Großen) sagt der Verfasser uns nichts, als daß dieser ein vortrefflicher Kaiser und die Macht der Deutschen damahls die größte war! — Nächst der Schweiz ist in der neuern Geschichte Italien und Frankreich (die wichtigsten Nachbarn der Schweiz) am reichhaltigsten und eigenthümlichsten behandelt. Bei allem

was über Spanien vorkommt, fühlt man gleich, daß der Verfasser nicht aus den reichen National-Quellen geschöpft hat, statt dessen oft vielleicht entstellenden ausländischen Darstellungen folgte. Deutschland ist auch nicht selten sehr stiefmütterlich behandelt. Ungleich reichhaltiger England, mit besonderer Aufmerksamkeit auf das Republikanische der Verfassung. Die nordischen und östlichen Reiche und Nationen bilden nur den entfernteren Hintergrund des Gemählde s. Der Standpunkt des Schweizers mit einem Worte ist in dem ganzen Werke durchscheinend und vorherrschend; und man darf es beim Lesen und Beurtheilen nie vergessen, daß es von einem Schweizer geschrieben, ursprünglich zu öffentlichen Vorträgen vor einer Versammlung schweizerischer Zuhörer bestimmt war.

Dieß ist keineswegs als ein Tadel gemeint, sondern es soll nur dienen, den wahren Gesichtspunkt des Werkes zu bestimmen.

Es giebt zwey ganz verschiedene Arten die Weltgeschichte zu behandeln, die rein faktische und die moralische. Unter der ersten Behandelnsart verstehen wir diejenige, welche ohne eingestreute eigne Bemerkungen des Verfassers, ja ohne alle moralischen Beziehungen die bewährten Thatsachen aufzählt, die Geschichte von China mit gleichem Interesse, wie die des eigenen Vaterlandes. In dieser Art ist Gatterer durch unermüdeten Fleiß einzig und der Stammvater der gründlicheren Geschichtsforschung in Deutschland geworden. Auch noch jetzt sind seine Arbeiten unentbehrlich und die seiner Nachfolger meistens nur als Ergänzung dessen, was er geliefert zu empfehlen; am besten leisten dieses durch Hinweisung auf die Quellen Beck, auch Remer, als mannichfaltiger Sammler, wenn er nur nicht so oft ungebührliche eigene Gedanken und Einfälle einmischte.

Gewiß würde auch Johann v. Müller bey seiner Gelehrsamkeit, wenn er diese Behandlungsart der Universalgeschichte sich zum Zwecke gesetzt hätte, durch viele lichtvolle und gediegene Beweise forschenden und sammelnden Fleißes Bewunderung erworben haben. War es aber das was die Welt von ihm erwartete und wünschte oder vielmehr nicht etwas ganz anders? Jene faktischen Bearbeitungen der Weltgeschichte werden mit Recht bey dem Unterricht der Jugend zu Grunde gelegt. Von Johann v. Müller erwartete das Zeitalter ein Werk, wo der denkende Staatsmann, der gebildete Weltbürger, Nahrung und Bereicherung fände; ein solches hat er auch, wenngleich in unvollendeter Gestalt der Welt als ein unschätzbares Erbe hinterlassen. — Der Geist, der Gedanke ist es, was ihm den Werth gibt. In dieser zweyten, moralischen Behandlungsweise der Weltgeschichte darf der Darsteller sich selbst, seine Gesinnungen und Grundsätze, sein Vaterland und seine Überzeugung durchaus nicht verläugnen. Der Standort und Gesichtskreis des Verfassers geht unvermeidlich in sein Werk umsomehr über, je lebendiger, kraft- und geistsvoller dieses selbst ist. Der in Johann von Müllers Allgemeiner Geschichte herrschende Schweizerstandpunkt ist also nicht gerade der einzige oder der beste für die Betrachtung des großen Gemähldes, der Weltgeschichte. Das wäre thöricht zu behaupten, thöricht auch, wenn Andre ihm unberufen darin nachahmen wollten. Aber ihm, dem Schweizer stand jene Ansicht und Gesinnung wohl an, als die ihm natürlich und ganz die seinige war und keine andere soll man von ihm erwarten. F. Schl.

Berlin. Ludwig Geiger.

Rationale Zahlen in der analytischen Geometrie.

Der Aufsatz behandelt die Lösung zweier Aufgaben: 1. wie man bei einem Kegelschnitte beliebig viel Punkte mit rational ausgedrückten Koordinaten bestimmen kann und 2. wie man Fälle findet, bei denen sowohl die Koordinaten eines Punktes außerhalb eines Kegelschnittes, als auch die Koordinaten der Berührungspunkte der von dem Punkte aus an den Kegelschnitt gezogenen Tangenten rationale Zahlen sind.

Es werden behandelt solche Kegelschnittslinien, deren Achsen zu den Koordinatenachsen parallel sind und bei denen

A. die Längen der konstanten Strecken durch rationale Zahlen gegeben sind und

B. die Achsen durch irrationale, die übrigen Strecken aber durch rationale Zahlen ausgedrückt sind aber so, daß wenigstens ein Punkt mit rational ausgedrückten Koordinaten bekannt ist. Diese Bedingung kann leicht erfüllt werden, indem man den Kegelschnitt durch einen gegebenen Punkt gehen läßt und darnach die Gleichung bildet.

I. Ellipse und Kreis.

A. 1. Geht man von der Mittelpunktsgleichung einer Ellipse $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$ aus, so erhält man beliebig viel Punkte mit rational ausgedrückten Koordinaten, wenn man die Gleichung

1. $$\left(\frac{u^2-1}{u^2+1}\right)^2 + \left(\frac{2u}{u^2+1}\right)^2 = 1 \text{ anwendet.}$$

Darnach sind die Koordinaten eines Punktes rational, wenn

2. $$x = \pm \frac{u^2-1}{u^2+1}\, a, \quad y = \pm \frac{2u}{u^2+1}\, b \quad \text{oder}$$
$$x = \pm \frac{2u}{u^2+1}\, a, \quad y = \pm \frac{u^2-1}{u^2+1} \cdot b$$

ist, wobei u eine beliebige rationale Zahl sein kann.

2. Um sowohl die Koordinaten eines Punktes außerhalb der Ellipse, als auch die Koordinaten der Berührungspunkte rational zu erhalten, gehe man umgekehrt vor. Man wähle zwei Punkte einer Ellipse und suche die Koordinaten des Schnittpunktes der durch die gewählten Punkte gelegten Tangenten.

Die Gleichungen zweier solcher Tangenten lauten:

3. $$\pm a b^2 (u^2 - 1)\, x \pm a^2 b . 2 u\, y = a^2 b^2 (u^2 + 1)$$
$$\pm a b^2 (v^2 - 1)\, x \pm a^2 b\; 2 v\, y = a^2 b^2 (v^2 + 1).$$

Bezeichnet man die Koordinaten des Schnittpunktes mit ξ, η, so erhält man außerhalb der Ellipse einen Punkt mit rationalen Koordinaten, wobei die durch den Punkt an die Kurve gelegten Tangenten die Ellipse in zwei Punkten berühren, deren Koordinaten durch rationale Zahlen ausgedrückt sind. Die Größen ξ und η lauten:

4. $$\xi = \pm \frac{u\,v - 1}{u\,v + 1} . a; \quad \eta = \pm \frac{u + v}{u\,v + 1}\, b \qquad \text{oder}$$

$$\xi = \pm \frac{u + v}{u\,v + 1} . a; \quad \eta = \pm \frac{u\,v - 1}{u\,v + 1} . b$$

Sollen ξ und η ganze Zahlen sein ($\xi = r$, $\eta = s$), so geht man folgender Weise vor:

$$\frac{u\,v - 1}{u\,v + 1} . a = r \qquad \frac{u + v}{u\,v + 1} . b = s.$$

Aus diesen zwei Gleichungen findet man:

$$u + v = \frac{2\,a\,s}{b\,(a - r)}; \qquad u\,v = \frac{a + r}{a - r}.$$

Um die Größen u und v auszudrücken, muß man auflösen die Gleichung:

$$z^2 - \frac{2\,a\,s}{b\,(a - r)}\, z + \frac{a + r}{a - r} = 0.$$

Die Diskrimante (D) der Gleichung lautet:

5. $$D = 4\,(b^2\,r^2 + a^2\,s^2 - a^2\,b^2).$$

Sollen alle vier Größen r, s, u, v rational sein, so muß das Trinom $b\,r^2 + a^2\,s^2 - a^2\,b^2$ eine Quadratzahl (t^2) sein oder

6. $$b^2\,r^2 + a^2\,s^2 = a^2\,b^2 + t^2.$$

Diese Gleichung wird nach r, s, t gelöst, wenn man ausgeht von der Gleichung

7. $$(f\,h + k\,l)^2 + (f\,k - h\,l)^2 = (f\,h - k\,l)^2 + (f\,k + h\,l)^2.$$

Setzt man:

$$f\,h - k\,l = a\,b$$
$$f\,h + k\,l = b\,r$$
$$f\,k - h\,l = a\,s,$$

so ist aus den zwei letzten Gleichungen

$$h = \frac{b\,r\,f - a\,s\,l}{f^2 + l^2} \qquad k = \frac{b\,r\,l + a\,s\,f}{f^2 + l^2}.$$

Diese Werte geben in die erste Gleichung eingesetzt:

8. $$b\,r\,(f^2 - l^2) - 2\,a\,s\,f\,l = a\,b\,(f^2 + l^2).$$

Vertauscht man in den zwei letzten Gleichungen $a\,s$ mit $b\,r$, so erhält man:

9. $$a\,s\,(f^2 - l^2) - 2\,b\,r\,f\,l = a\,b\,(f^2 + l^2).$$

Mit Hilfe einer der Gleichungen 8. und 9. kann man bei einer gegebenen Ellipse, wenn man f und l beliebig wählt, die Größe r und s berechnen. Ist z. B. gegeben die Ellipse $9\,x^2 + 25\,y^2 = 225$, und wählt man $f = 2$, $l = 1$, so gibt die Gleichung 8 die Werte:

$$r = 15 + 20\,w, \qquad s = 3 + 9\,w.$$

Die Gleichung 9 gibt für $f = 2 \quad l = 1$ die Werte

$$r = 5\,w; \qquad s = 5 + 4\,w.$$

Wählt man andere Werte von f und l, so erhält man andere Werte für r und s, wobei dann noch w so zu wählen ist, daß der Punkt $P\ (r,\ s)$ außerhalb der Ellipse liegt.

Die Koordinaten ξ und η kann man mittelst der Gleichungen 8, 9 auch dann ganzzahlig erhalten, wenn die Halbachsen der Ellipse Brüche sind.

B. 1. Sind die Halbachsen einer Ellipse durch irrationale Zahlen ausgedrückt aber so, daß man die Koordinaten eines Punktes durch rationale Zahlen gegeben sind, so findet man beliebig viel Punkte mit rational ausgedrückten Koordinaten, wenn man benützt die Gleichung:

$$10.\quad A\,x^2 + B\,y^2 = A.\left[\frac{A\,u_1^2 - B\,u_2^2}{A\,u_1^2 + B\,u_2^2}\,x \pm \frac{2\,B\,u_1\,u_2}{A\,u_1^2 + B\,u_2^2}.y\right]^2 + B.\left[\frac{2\,A\,u_1\,u_2}{A\,u_1^2 + B\,u_2^2}\,x \pm \frac{A\,u_1^2 - B\,u_2^2}{A\,u_1^2 + B\,u_2^2}.y\right]^2$$

Lautet die Gleichung einer Ellipse $A\,x^2 + B\,y^2 = C$, und sind die rational ausgedrückten Koordinaten eines Ellipsenpunktes $(x_0\ y_0)$, so ist allgemein:

$$11.\quad x = \pm\,\frac{(A\,u^2 - B)\,x_0 \pm 2\,B\,u\,y_0}{A\,u^2 + B};\qquad y = \pm\,\frac{2\,A\,u\,y_0 \mp (A\,u^2 - B)\,y_0}{A\,u^2 + B}.$$

B. 2. Um die Koordinaten ξ und η rational zu erhalten, wähle man — wie oben — zwei Berührungspunkte, und suche ihren Schnittpunkt. Die Gleichungen zweier solcher Tangenten lauten:

$$12.\quad A\,[(A\,u^2 - B)\,x_0 + 2\,B\,u\,y_0]\,x + B.[2\,A\,u\,x_0 - (A\,u^2 - B)\,y_0]\,y = C\,(A\,u^2 + B).$$
$$A\,[(A\,v^2 - B)\,x_0 + 2\,B\,v\,y_0]\,x + B.[2\,A\,v\,x_0 - (A\,v^2 - B)\,y_0]\,y = C\,(A\,v^2 + B).$$

Die Koordinaten des Schnittpunktes ξ, η lauten:

$$13.\quad \xi = \frac{(A\,u\,v - B)\,x_0 + B\,(u + u)\,y_0}{A\,u\,v + B};\qquad \eta = \frac{+A\,(u + v)\,x_0 - (A\,u\,v - B)\,y_0}{A\,u\,v + B}.$$

Sollen ξ und η ganze Zahlen r und s sein, so setze man:

$$(A\,u\,r - B)\,x_0 + B\,(u + v)\,y_0 = r\,(A\,u\,v + B);$$
$$A\,(u + v)\,x_0 - (A\,u\,v - B)\,y_0 = s\,(A\,u\,v + B).$$

Daraus ist: $$u + v = \frac{2\,B\,(x_0\,s + y_0\,r)}{C - A\,x_0\,r + B\,y_0\,s}$$
$$u\,v = \frac{B\,[C + A\,x_0\,r - B\,y_0\,s]}{A\,[C - A\,x_0\,r + B\,y_0\,s]},$$

weil $A\,x_0^2 + B\,y_0^2 = C$ ist.

Um die Größen u und v zu berechnen, muß man auflösen die Gleichung:

$$z^2 - \frac{2B(x_0 s + y_0 r)}{C - A x_0 r + B y_0 s} z + \frac{B(C + A y_0 r - B y_0 s)}{A(C - A x_0 r + B y^0 s)} = 0.$$

Die Diskriminante (D) dieser Gleichung lautet:

$$D = 4 A^2 B^2 (x_0 s + y_0 r)^2 - 4 A B [C^2 - (A x_0 r - B y_0 s)]$$

oder

$$D = 4 A B [A x_0^2 (A r^2 + B s^2) + B y_0^2 (A r^2 + B s^2) - C^2]$$
$$D = 4 A B [(A r^2 + B s^2)(A x_0^2 + B y_0^2) - C^2]$$

14. $D = 4 A B C [A r^2 + B s^2 - C]$.

Soll die Diskriminante rational sein, so muß, wenn je zwei der Koeffizienten A, B, C relative Primzahlen sind, das Trinom multipliziert mit ABC die Form haben:

15. $$A r^2 + B s^2 - C = A B C t^2.$$

Sollen z. B. bei der Ellipse $3 x^2 + 5 y^2 = 57$ die Koordinaten ξ und η ganze Zahlen sein (r und s), so ist

16. $D = 4.3.5.57 (A r^2 + B s^2 - C = 4.3^2.5.19 (3 r^2 + + 5 s^2 - 57)$.

Die Diskriminante ist rational, wenn

17. $$3 r^2 + 5 s^2 - 57 = 5.19 t^2,$$

wobei r, s, t ganze Zahlen sein sollen. Um die Gleichung aufzulösen, wähle man einen beliebigen Wert von t z B 1. Es ist dann:

18. $$3 r^2 + 5 s^2 = 152.$$

Diese Gleichung wird befriedigt für $r = 7$, $s = 1$.

Die Gleichung 17 kann man auch allgemein lösen:

19. $$3 r^2 + 5 s^2 = 57 + 95 t^2$$
$$5 s^2 \equiv 57 + 95 t^2 \pmod 3.$$
$$s^2 \equiv t^2 \pmod 3.$$

Daraus ist: $s^2 = t^2 + 3 w$ und $r^2 = 19 + 30 t^2 - 5 w$.
Für $t = 2$: $r^2 = 139 - 5 w$; $s^2 = 4 + 3 w$.
Setzt man $w = 15$, so ist $r^2 = 64$; $s^2 = 49$ oder $r = 8$; $s = 7$.

Für andere Werte von t erhält man andere Werte von r und s; z. B. $r = 3$, $s = 5$ oder $r = 8$, $s = 12$.

Sind die Koordinaten des Ellipsenmittelpunktes k und l und die Achsen der Ellipse zu den Koordinatenachsen parallel, so muß man zu der berechneten Abszisse eines Ellipsenpunktes, dann zu ξ oder r noch k und der berechneten Ordinate (y, η oder s) noch die Größe l hinzuaddieren.

Bei einem Kreise erhält man alle gesuchten Größen, wenn man oben $a = b = r$ oder $A = B$ macht.

II. Hyperbel.

A. 1. Geht man von der Mittelpunktsgleichung einer Hyperbel $\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2} = 1$ aus, so erhält man die Koordinaten eines beliebigen Punktes rational, wenn man benützt die Gleichung:

$$\left(\frac{u_1^2 + u_2^2}{u_1^2 - u_2^2}\right)^2 - \left(\frac{2\,u_1 u_2}{u_1^2 - u_2^2}\right)^2 = 1.$$

Daraus ist

20. $$x = \pm \frac{u^2+1}{u^2-1}.a \qquad y = \pm \frac{2\,u}{u^2-1}.b.$$

A. 2. Die Koordinaten ξ und η erhält man rational nach derselben Methode wie oben. Die Gleichungen zweier Tangenten seien:

$$a\,b^2\,(u^2+1)\,x - a^2\,b.2\,u\,y = a^2\,b^2\,(u^2-1)$$
$$a\,b^2\,(v^2+1)\,x - a^2\,b.2\,v\,y = a^2\,b^2\,(v^2-1).$$

Die Koordinaten des Schnittpunktes sind:

21. $$\xi = \frac{u\,v+1}{u\,v-1}\,.\,a \qquad \eta = \frac{u+v}{u\,v-1}.b.$$

Sollen die Koordinaten ξ und η ganze Zahlen sein (r und s), so erhält man zwei Gleichungen, aus welchen

$$u+v = -\frac{2\,a\,s}{b\,(a-r)}; \qquad u\,v = -\frac{a+r}{a-r} \text{ ist.}$$

Um r und s als ganze Zahlen zu haben, muß man erst die Größen u und v berechnen, zu welchem Zwecke man die Gleichung

22. $$z^2 + \frac{2\,a\,s}{b\,(a-r)}\,z - \frac{a+r}{a-r} = 0$$

auflösen soll. Da alle Größen rational sein sollen, so muß die Diskriminante der Gleichung 22 eine Quadratzahl sein, d. h.

23. $$a^2\,b^2 + a^2\,s^2 - b^2\,r^2 = t^2 \qquad \text{oder}$$
$$b^2\,r^2 - a^2\,s^2 = a^2\,b^2 - t^2.$$

Diese Gleichung kann man zurückführen auf eine andere Gleichung, wenn man in der Relation

$$(f\,h + k\,l)^2 - (f\,k + h\,l)^2 = (f\,h - k\,l)^2 - (f\,k - h\,l)^2$$
$$f\,h - k\,l = a\,b$$
$$f\,h + k\,l = b\,r$$
$$f\,k + h\,l = a\,s \text{ macht.}$$

Aus den letzten Gleichungen ergibt sich

$$h = \frac{b\,r\,f - a\,s\,l}{f^2 - l^2} \text{ und } k = \frac{f\,a\,s - b\,r\,l}{f^2 - l^2}.$$

Werden diese Werte in die erste Relation eingesetzt, so erhält man die Gleichung:

25. $$b\,r\,(f^2 + l^2) - 2\,a\,s\,f\,l = a\,b\,(f^2 - l^2).$$

Diese Gleichung geht bei der Hyperbel $4\,x^2 - 9\,y^2 = 36$ über in

26. $$2\,r\,(f^2 + l^2) - 6\,s\,f\,l = 6\,(f^2 - l^2).$$

Für $f = l$, $l = 2$ ist aufzulösen die Gleichung:

$$13\,r - 18\,s = 15,$$

woraus $r = 15 + 18\,w$, $s = 10 + 13\,w$ ist. Bei der Wahl von w darf der Punkt $(r,\ s)$ nicht innerhalb eines Hyperbelastes liegen.

B. 1. Sind die Halbachsen einer Hyperbel durch irrationale Zahlen gegeben, so daß ihre Gleichung $A x^2 - B y^2 = C$ lautet, und kennt man die rationalen Koordinaten eines Punktes $(x_0\, y_0)$, so findet man beliebig viel Punkte mit rationalen Koordinaten, wenn man anwendet die Gleichung:

$$28.\quad A x_0^2 - B y_0^2 = A\left[\frac{(A u_1^2 + B u_2^2)\, x_0 \pm 2 B u_1 u_2 y_0}{A u_1^2 - B u_2^2}\right]^2 - B\left[\frac{2 A u_1 u_2 x_0 \pm (A u_1^2 + B u_2^2)\, y_0}{A u_1^2 - B u_2^2}\right]^2.$$

Die rational ausgedrückten Koordinaten eines beliebigen Hyperbelpunktes sind daher:

$$29.\quad x = \pm \frac{(A u^2 + B)\, x_0 \pm 2 B u y_0}{A u^2 - B};$$

$$y = \pm \frac{2 A u x_0 \pm (A u^2 + B)\, y_0}{A u^2 - B}.$$

A. 2. Die Koordinaten ξ, η erhält man rational, wenn man die Gleichungen zweier Tangenten, deren Berührungspunkte durch rationale Zahlen gegeben sind, auflöst.

$$A\,[(A u^2 + B)\, x_0 + 2 B u y_0]\, x - B\,[2 A u x_0 + (A u^2 + B)\, y_0]\, y = C\,(A u^2 - B).$$

$$A\,[(A v^2 + B)\, x_0 + 2 B v y_0]\, x - B\,[2 A v x_0 + (A v^2 + B)\, y_0]\, y = C\,(A v^2 - B).$$

$$30.\quad \xi = \frac{(A u v + B)\, x_0 + B\,(u + v)\, y_0}{A u v - B};$$

$$\eta = \frac{(A u v + B)\, y_0 + A\,(u + v)\, x_0}{A u v - B}.$$

Sollen ξ und η ganze Zahlen (r und s) sein, so soll man erst die Größen u und v berechnen. Dazu dienen die Relationen

$$u + v = \frac{2 B\,(x_0 s - y_0 r)}{A x_0 r - B y_0 s - C}; \quad u v = \frac{B\,(A x_0 r - B y_0 s + C}{A\,(A x_0 r - B y_0 s - C},$$

wobei aufzulösen ist die Gleichung:

$$z^2 - \frac{2 B\,(x_0 s - y_0 r)}{A x_0 r - B x_0 s - C}\, z + \frac{B\,(A x_0 r - B y_0 s + C)}{A\,(A x_0 r - B y_0 s - C)} = 0.$$

Die Diskriminante (D) der Gleichung ist:

$$D = 4 A^2 B^2\,[x_0 s - y_0 r)^2 - 4 A B\,[A x_0 r - B y_0 s)^2 - C^2]$$

$$D = 4 A B\,[(A r^2 - B s^2)\,(B y_0^2 - A x_0^2) + C^2]$$

$$D = 4 A B C\,[C - (A r^2 - B s^2)].$$

Sollen alle Größen rational sein, so muß, wenn je zwei der Größen A, B, C relative Primzahlen sind, das Trinom

$$C - (A r^2 - B s^2) = A B C t^2$$

sein oder

$$31.\quad A r^2 - B s^2 = C - A B C t^2.$$

Bei der Hyperbel $3 x^2 - 4 y^2 = 72$ ist $A B C = 3 . 4 . 72 = 12^2 . 6$; die Größe t^2 kann daher nur den Koeffizienten 6 haben, so daß die Gleichung 31 in folgende Relation übergeht:

$$3r^2 - 4s^2 = 72 - 6t^2$$
$$4s^2 \equiv -72 + 6t^2 \pmod{3}$$
$$s^2 \equiv 0.$$

Daraus ist: $r^2 = 24 - 2t^2 + 4w$; $s^2 = 3w$. Für $t = 2$, $w = 12$ ist $r = 8$, $s = 6$ und die Berührungspunkte haben die Koordinaten B_1 (18, 15), B_2 (6, 3). Für andere Werte von t und w findet man folgende Punkte außerhalb der Linie: (4, 0); (2, 3); (10, 9); (0, 6) usw.

Sind die Koordinaten des Hyperbelmittelpunktes k und l, so muß man zur berechneten Abszisse die Größe k und zur Ordinate die Größe l hinzuaddieren.

Ähnliche Ausdrücke findet man, wenn bei der Mittelpunktsgleichung einer Hyperbel die Abszissenachse die Kurve nicht schneidet.

Parabel.

1. Lautet die Gleichung einer Parabel $y^2 = 2px$, so erhält man beliebig viel Punkte, deren Koordinaten durch rationale Zahlen ausgedrückt sind, wenn man

32. $$x = \frac{u^2}{2p} \qquad y = u \quad \text{setzt.}$$

Bei der Gleichung $x^2 = 2py$ ist $x = u \quad y = \frac{u^2}{2p}$.

2. Die Gleichungen zweier Tangenten lauten bei der Form $y^2 = 2px$

$$2uy = u^2 + 2px$$
$$2vy = v^2 + 2px.$$

Daraus ist:

33. $$\xi = \frac{uv}{2p}; \qquad \eta = \frac{u+v}{2}.$$

Bei der Gleichung $x^2 = 2py$ ist

34. $$\xi = \frac{u+v}{2}; \qquad \eta = \frac{uv}{2p}.$$

Sollen ξ und η ganze Zahlen (r und s) sein, so ist aufzulösen die quadratische Gleichung $z^2 - 2sz + 2pr = 0$. Die Diskriminante dieser Gleichung lautet: $D = 4(s^2 - 2pr)$; da die Größen r und s reell sein sollen, so muß

35. $$s^2 - 2pr = t^2$$

sein. Dieser Gleichung kann man die Form geben

36. $$2pr = s^2 - t^2.$$

Wegen der Relation $2pr = \left(\frac{2p+r}{2}\right)^2 - \left(\frac{2p-r}{2}\right)^2$ muß

37. $$s = \frac{2p+r}{2} = p + \frac{r}{2}$$

sein. Ist die Größe p eine ganze ungerade Zahl, so muß r eine gerade Zahl sein. Ist p eine ganze gerade Zahl, so ist wegen der Relation $2pr = \left(\frac{p+2r}{2}\right)^2 - \left(\frac{p-2r}{2}\right)^2$

$$s = \frac{p}{2} + r. \tag{38.}$$

Ist die Größe $2p$ ein Bruch, z. B. $\frac{8}{3}$, so muß die Gleichung 35 mittelst einer Kongruenz aufgelöst werden.

$$s^2 - \tfrac{8}{3}r = t^2$$
$$3s \equiv 3t^2 \pmod 8$$
$$s \equiv t^2 \pmod{8}.$$

Daraus ist: $s^2 = t^2 + 8w$ und $r = 3w$. Für $t = w = 1$ ist $r = 3$, $s = 3$; für $t = 1$, $w = 3$ ist $r = 9$, $s = 5$.

Bei der Gleichung $x^2 = 2py$ geht die Gleichung 35 über in $r^2 - 2ps = t^2$. Sind die Koordinaten des Scheitelpunktes k und l, muß man die berechnete Abszisse um k und die berechnete Ordinate um l vergrößern.

Ist die Länge des Parameters p durch eine irrationale Zahl ausgedrückt, so können die Koordinaten keines Punktes der Kurve und daher auch nicht die Koordinaten der außerhalb der Kurve betrachteten Punkte rational ausgedrückt werden.

Braunau i. B. P. Raimund Fischer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Larne van Hook, The metaphorical terminology of Greek rhetoric and literary criticism (Doktor-Dissertation). Chicago, The University of Chicago Press 1905. 51 SS. 8°.

Diese von Prof. Paul Shorey angeregte Dissertation behandelt in methodischer und sorgfältig durchgeführter Darstellung die Ausdrücke, deren sich die ästhetische Kritik der Alten bedient, insoweit sie aus anderen Gebieten der Natur und des menschlichen Lebens entlehnt sind. Der Verf. ordnet sie nach sachlichen Kategorien und bespricht den allmählichen Bedeutungswandel, wo sich ein solcher noch erkennen läßt, in zumeist überzeugender Weise. Etwas befremdet hat mich die Nichtberücksichtigung der Scholiastenliteratur, die doch so manche ästhetische Werturteile enthält, einerseits und der Metrik anderseits. Ein Terminus wie *συνᾴδειν* ist doch auch als metaphorisch zu bezeichnen.

Graz. Heinrich Schenkl.

Auswahl aus Xenophons Hellenika. Für den Schulgebrauch bearbeitet und in geschichtlichen Zusammenhang gebracht von Dr. C. Bünger. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage (Zweiter Abdruck). Mit 1 Übersichtskarte von Griechenland und der Küste von Kleinasien und 9 Einzelkarten. Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky 1905. XVIII u. 144 SS. 8°. Preis geb. 2 K.

Die erste Auflage der Büngerschen Auswahl glaubt Ref. in dieser Zeitschrift 1893, S. 1038 f. eingehend genug besprochen zu haben, um diesmal von einer näheren Charakteristik des Buches absehen zu können. An der ursprünglichen Einrichtung hat die zweite Auflage so gut wie nichts geändert, wohl aber haben Zusätze und Zugaben stattgefunden, die dem Buche vollends den Charakter eines Tempsky - Freytagschen Verlagsartikels verliehen

haben. Ein Verzeichnis der Eigennamen und eine Reihe von Situationsplänen sowie eine Karte von Griechenland und Kleinasien sind beigefügt worden. In dem Plane von Olympia ist der Versuch gemacht, den Festplatz in der Gestalt zur Anschauung zu bringen, den er zur Zeit des Kampfes gehabt haben mag. 'Durch diese Beigaben hofft das Buch noch mehr als bisher den Anforderungen gerecht zu werden, welche an eine schulmäßige Schriftstellerausgabe gestellt werden können und zuletzt von Hrn. Direktor W. Fries (Lehrproben und Lehrgänge, Novemberheft 1893) gestellt worden sind'. Ref. kann diesen Neuerungen seine Zustimmung nicht versagen, ist aber der Ansicht, daß des Guten nun gerade genug geschehen sei.

Wien. J. Golling.

Griechisches Lese- und Übungsbuch. Von Dr. Otto Kohl. I. Teil. 6. Aufl. Halle a. S. 1904. VIII und 124 SS. 8°.

Ein vortreffliches Buch zur Einführung in die Anfangsgründe der griechischen Sprache tritt da schon in der 6. Auflage uns entgegen. Es bietet 77 griechische Übungsstücke dar, deren Länge und Schwierigkeit sich angemessen von Stufe zu Stufe steigert, und an denen die Formenlehre bis einschließlich der *Verba liquida* eingeübt werden soll; weitere 7 Stücke dienen der Wiederholung. Vom 5. Abschnitte an (*A*-Deklin.) beginnen bereits zusammenhängende Lesestücke, deren Stoff dem griechischen Mythos oder der griechischen Geschichte entnommen ist. Über das Anziehende, das in dieser Art verfaßte Übungsstücke für den Schüler enthalten, braucht kein Wort verloren zu werden. Zu loben ist ferner das Bestreben des Verf., mit einer möglichst geringen Zahl von Vokabeln auszukommen. Jedem einzelnen der griechischen Abschnitte entspricht ein deutsches Stück, das sich meist streng sowohl im Wortschatze als auch in den Wortformen, ja sogar oft im Wortlaute an das zugehörige griechische anschließt. Auffallen muß es nur, daß dem 48. Stücke über die Ordinalia kein deutsches Stück entspricht.

Die Anordnung des einzuübenden grammatischen Stoffes trägt der herrschenden Ansicht von einer praktischen Verteilung der Grammatik vollauf Rechnung. Das Buch beginnt mit der *O*-Dekl., u. zw. dem Masc. und Neutr., läßt dann die *A*-Deklin. folgen, um an diese das Femin. der *O*-Deklin. und die übrigen selteneren Erscheinungen dieser Deklin. anzuschließen. Unter die Übungssätze über die Deklin. werden auch schon nach und nach Formen des Verbums in systematischer Weise zur Einübung gebracht, u. zw. das Praes., Imperf. und Fut. Akt. von den *Verba vocalia non contracta*, ferner der Indik., Inf. und das Partiz. des Aor. I. Akt. Die vorläufige Ausschließung des Dualis, dem später ein eigener

zusammenfassender Abschnitt (64) gewidmet wird, ist vom praktischen Standpunkte aus nur zu begrüßen. Daß aber der Stoff der Pronomina geteilt wurde und die beiden Teile an sehr weit voneinander liegenden Stellen zur Einübung gelangen, erscheint allerdings nicht als notwendig. Bedenklich aber geradezu ist die Vorwegnahme einer großen Fülle des Wissensstoffes in Partien, wo derselbe dem Schüler gewiß Schwierigkeiten bereiten muß und doch wegen der Anforderungen an die Reife des Schülers kaum recht zum Verständnisse und zur ersprießlichen geistigen Verarbeitung seitens des Schülers gelangen kann. In den 27 Paragraphen (12—38) z. B., die sich mit der 3. Deklin. und den Ausnahmen von der regelmäßigen Deklin. befassen, soll der Schüler den Konj. und das Partiz. des Praes. Akt., das Partiz. des Fut. Akt., den Ind., Inf. und das Partiz. des Aor. I. Akt., letzteren von Stämmen auf *υ*, *ευ*, *αυ*, *αι* und auf eine Muta, *ἤγαγον*, *ἔφυγον*, *εἶχον*, *εἶ*, *ὤν*, ferner *μοι* (*σε* kommt in den Vokabeln, aber nicht im Texte vor), *αὐτός*, *ὁ αὐτός*, *ὅς*, *τις*, dann *δύο*, *δέκα*, endlich *μή* in Bedingungssätzen, *ἐάν* mit dem Konj., den Inf. nach *κελεύω*, die Orat. obl., *ὡς* mit dem Partiz. Fut. und den Gen. absol. in sich aufnehmen! Solcher Vorwegnahme begegnet man öfter, so im Abschnitt über die Adv. (45) *ᾔει*, in dem ersten über die Pronom. (49) *ᾔεσαν*, im 53. (Praes. Pass.) *γεγονώς* „alt". Von auffälligen Einzelheiten sei hier hingewiesen auf die Anwendung von *φοβέω* „ich schrecke" und von *τελευτάω* an mehreren Stellen vor der Einübung der *Verba vocalia non contracta*.

Der schöne, deutliche Druck ist nahezu von Fehlern frei.

Linz. E. Sewera.

Dr. H. Luckenbach, Die Akropolis von Athen. Mit 183 in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite, vollständig umgearb. Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905. 53 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Der um den Anschauungsunterricht so wohl verdiente Verf. erfreut uns mit einer neuen, vollständig umgearbeiteten Auflage seiner Erläuterungen zu der Wandtafel „Akropolis von Athen", die S. 11 und 12 im kleinen wiederholt ist. Die Schrift, sinnig gewidmet A. Michaelis zum 70. Geburtstage, will nur ein knapper und zuverlässiger Führer durch die erhaltenen Reste sein und einen Überblick über das bisher Erforschte geben; das Hauptgewicht ist auf die Abbildungen gelegt, der Text tritt zurück. In historischer Reihenfolge enthält sie die Abschnitte: *A*. Die Burg bis zu den Perserkriegen (S. 1—9), *B*. Die Zeit nach den Perserkriegen (S. 10—51) und *C*. Die Zeit des Verfalls (S. 52—53); jeder Abschnitt bringt die Abbildungen der wichtigen Bauten und statuarischen Denkmäler, wobei besonders anzuerkennen ist, daß einzelne Abbildungen manchen schwer zugänglichen Werken (z. B.

Fig. 3—9 dem Werke Wiegands, Archaische Porosarchitektur) entnommen sind. Überall erscheinen die Grundrisse der baulichen Anlagen hinzugefügt. Die Darstellung ist klar und verständlich, so daß auch ein Mittelschüler das Buch mit Vorteil benützen kann. Was den Inhalt betrifft, ist überall das neueste Forschungsergebnis berücksichtigt: daß in einzelnen Fragen noch keine Einigung erzielt wurde, ist bekannt. Dahin gehört die Scheidung des „alten Tempels“ vom Hekatompedon; Ref. sieht mit Dörpfeld in dem Hekatompedon den *ἀρχαῖος νεώς*. Ansprechend werden S. 8 f. die zahlreichen, vorwiegend weiblichen Statuen aus vorpersischer Zeit als Geschenke erklärt, geweiht von Jungfrauen der jungfräulichen Göttin. Der sog. Kalbträger stellt den Stifter, Rhombos mit Namen, dar, wie er der Göttin ein Kalb als Opfergabe bringt. Beachtenswert ist die allgemeine Übersicht des Abschnittes *B* S 12 bis 15: nach der Zerstörung im Jahre 480 wurde die Akropolis zuerst als Burg wiederhergestellt, wobei drei Punkte in Betracht kommen: 1. Die ganze Burg wurde mit mächtigen Stützmauern umgeben und die Ringmauer wesentlich erhöht; 2. wurde die Oberfläche der Burg erweitert und ein einziges großes Plateau hergerichtet; 3. entstanden neue, großartige Bauten, wobei Themistokles, Kimon und besonders Perikles die leitenden Männer waren. Es werden dann die einzelnen Denkmäler in örtlicher Aufeinanderfolge besprochen und durch zahlreiche Abbildungen erläutert. Erwähnenswert ist die Erklärung des bildnerischen Schmuckes am Parthenon: der Fries verherrlichte das höchste Fest der Göttin, die Giebelgruppen verherrlichten die attische Landesgöttin. Fig. 68 bietet die Rekonstruktion des Westgiebels von Schwerzek, die S. 45 mit Recht gegen Bohn in Schutz genommen wird, da sie „trotz einzelner Mißgriffe doch die freie Bewegung der dicht gedrängten Figuren und den malerischen Grundzug der ganzen Anordnung gut erkennen läßt“. In der nächsten Auflage hoffen wir auch die Ergänzung des Ostgiebels von Schwerzek zu finden. Bei der Besprechung des Dionysostheaters wird nach Dörpfeld unterschieden eine Periode, in der die Schauspieler in der Orchestra auftraten, und eine spätere, in der die Schauspieler auf einer hinter der Orchestra gelegenen, schmalen erhöhten Bühne (dem *λογεῖον*) spielten. Interessant ist der Abschnitt über die choregischen Denkmäler mit der Ergänzung des Denkmales des Nikias (Fig. 79) und des Thrasyllos (Fig. 80) sowie Fig. 81, darstellend den Südostabhang der Akropolis mit drei choregischen Denkmälern nach Stuart and Revett, Antiquities of Athens. Die letzte Abbildung (Fig. 83) gibt das Bild des Modells von H. Wenger, welches den heutigen Zustand der Akropolis vor Augen führt. Es wäre zu wünschen, daß dieses Modell für alle Schulen angeschafft werden könnte.

Ausstattung und Preis des Buches machen der rührigen Verlagshandlung Ehre. Mögen recht viele Mittelschulen dies Buch für Lehrer- und Schülerbibliotheken anschaffen!

Hugo Mužik, Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den griechischen Schulklassikern. Wien, Fromme 1906. VIII u. 121 SS. Preis geh. K 4·20 (Mk. 3·50).

Das vorliegende Werk ist ein Seitenstück zu dem 1904 erschienenen Buche desselben Verf.s „Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den lateinischen Klassikern", das mit Recht Anerkennung und Beifall gefunden hat. Die gleiche Anerkennung verdient das vorliegende Buch, in dem der Verf. nach den gleichen Grundsätzen zu den griechischen Schulklassikern in reicher Fülle Lehr- und Anschauungsbehelfe zusammenstellt. Durch die Zusammenstellung der Anschauungsbehelfe bietet der Verf. die Möglichkeit, daß der Lehrer der klassischen Sprachen der modernen Forderung nach Berücksichtigung des Inhalts der Lektüre nachkommen, den Unterricht nach den verschiedensten Seiten vertiefen, anschaulich und anregend gestalten kann. Es soll doch die Zeit vorüber sein, wo der Lehrer aus fünf bis sechs Kommentaren Erklärungen zusammensuchte, um den Schülern möglichst viel zu sagen. Dadurch wird der betreffende Autor am sichersten den Schülern verleidet. Doch droht die Gefahr, daß durch unverstandene Heranziehung von Anschauungsmitteln der eigentliche Inhalt in den Hintergrund gedrängt wird. Der Verf. hat sich in dankenswerter Weise der Mühe unterzogen, die Schulklassiker zu durchmustern und ein alphabetisches Verzeichnis der Begriffe zusammenzustellen, die sich durch ein Bild veranschaulichen lassen. In diesem Verzeichnisse ist der Autor genannt, bei dem sich der Begriff findet, dann sind die am leichtesten zugänglichen Bildwerke zitiert, aus denen eine Abbildung herangezogen werden kann. Das Verzeichnis ist deshalb umfangreicher gehalten, damit jeder Lehrer nach seinem eigenen Ermessen eine Wahl treffen kann.

Durch seine Zusammenstellung hat der Verf. auch die Grundlage für einen brauchbaren archäologischen Schulatlas gelegt, dessen Notwendigkeit allgemein anerkannt und dessen Erscheinen in absehbarer Zeit zu erhoffen ist. In anerkennenswerter Weise ist der Kreis der berücksichtigten Autoren nicht zu enge gezogen: wir finden auch Arrian, Euripides, Lysias und Thukydides aufgenommen, so daß den Forderungen der Privatlektüre einerseits, eines erweiterten Kanons anderseits Rechnung getragen ist. So bietet denn das Buch jedem Lehrer, der guten Willen hat, das notwendige Rüstzeug, um die Lektüre der Klassiker so pflegen zu können, daß der Inhalt zur Geltung kommt, daß der Autor sowohl nach der formalen als auch nach der realen Seite behandelt wird. Der Verf. zeigt, daß er nicht Schlagworten nachjagt und nicht zu denjenigen gehört, die für die klassische Philologie *fortius loquuntur quam pugnant*. Mögen seinem Beispiele recht viele folgen!

Wenn im folgenden ein Nachtrag gegeben wird zu den Anschauungsbehelfen über Topographie und Altertümer, soll dies keineswegs ein Tadel für den Verf. sein, der mit Recht auf das 1904

erschienene Buch verweist. Daß die Kenntnis der Topographie Athens und Roms notwendig sei, braucht nicht erst betont zu werden; die hohe Unterrichtsverwaltung hat durch Schaffung der Reisestipendien einer großen Zahl von Mittelschullehrern die Möglichkeit geboten, die klassischen Länder kennen zu lernen. Es scheint mir aber, wie aus manchen Berichten ersichtlich ist, nicht immer der notwendige Ernst auf eine gründliche Vorbereitung verwendet zu werden; auch bei den Fortbildungskursen sollte die Topographie Berücksichtigung finden. Für Griechenland sind unbedingt wichtig: Luckenbach, Olympia und Delphi. München, Oldenbourg 1904, nebst den zwei Tafeln. Luckenbach, Die Akropolis von Athen. 2. Aufl. München, Oldenbourg 1905. R. Loeper, Das alte Athen. Erklärender Text zu Cybulski, Taf. XIV *a* u. *b*. Leipzig, Koehler 1905. Judeich, Topographie von Athen (Iw. v. Müller, Handbuch d. klass. Altertumsw. III. Bd., 2. Abteil., 2. Teil) 1905. Bezüglich der Altertümer sei auf die betreffenden Bände des Iw. v. Müllerschen Handbuches und die Artikel in der Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa verwiesen; dazu mögen erwähnt werden folgende Handbücher: Tegge A., Kompendium der griechischen und römischen Altertümer. I. Teil. Griechische Altertümer 1899. Wagner-v. Kobilinski, Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer. 2. Aufl. 1900. Dr. J. Hense, Griechisch-römische Altertumskunde. 2. Aufl. 1905.

Die Ausstattung des Buches ist eine gute, der Preis ein mäßiger. Möge das Buch nicht nur in jeder Lehrerbibliothek, sondern auch auf dem Arbeitstische jedes Lehrers der klassischen Philologie einen Platz finden!

Wien. Dr. Johann Oehler.

M. Niedermann, Précis de phonétique historique du Latin. Avec un avant-propos par A. Meillet. Paris, C. Klincksieck 1906. XII u. 151 SS. [Nouvelle collection à l'usage des classes XXVIII.] Preis Frcs. 2·50.

Der erste Theil der vorliegenden Schrift ist bereits im Jahre 1904 als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums von La Chaux-de-Fonds als '*Specimen d'un précis de phonétique historique du Latin à l'usage des gymnases, lycées et athenées*' veröffentlicht worden [1]) und enthält außer allgemein

[1]) Hinzugekommen ist das ausführliche 'Avertissement de l'auteur' (S. V—X) mit einem Hinweis auf Darstellungen verwandten Gepräges aus neuerer und neuester Zeit. An anderen Veränderungen habe ich folgende wahrgenommen: S. 16 ist *situs* nach *cito* gestrichen, S. 30 *separo* hinzugefügt, desgleichen S. 31 *caus(s)a caedo laedo* mit Ableitungen, bezw. Zusammensetzungen, S. 36 *dignus lignum*, S. 38 die Ausführung über *Mesius* und *edus*, S. 62 der Hinweis auf franz. *viens* und *venons*.

orientierenden Bemerkungen über Phonetik, einer Übersicht über die Laute des Lateinischen und einem sehr kurzen Abschnitt über die lateinische Accentuation, in welchem der Verf. die bekannte französische Auffassung vertritt, die Lehre vom Vokalismus (*Évolution des voyelles latines*). Da der Verf. sich auf den lateinischen Lautbestand beschränkt, so ergeben sich ihm als Unterabteilungen sozusagen von selbst *Transformations dues à l'intensité initiale*, wofür wir etwa sagen könnten „Veränderungen der Vokale in nachtonigen Silben und Vokalausfall (Synkope)“, *Transformations indépendantes de l'intensité initiale* (quantitative und qualitative Vokaländerungen mit Ausnahme derer in den Schlußsilben, dieselben Änderungen in Schlußsilben), Kontraktion der Vokale, Vokalablaut. Die Lehre von der *Évolution des consonnes latines* gliedert sich nach den Gruppen *Consonnes simples*, *C. doubles ou géminées*, *Groupes de consonnes*, u. zw. solche von zwei und drei Konsonanten. — In einem Anhange wird über die Teilung und Quantität der Silben gehandelt und zum Schlusse werden für den Lehrer die wichtigsten neueren Gesamtdarstellungen der lateinischen Laut- (und Formen-)lehre und aus dem Gebiete der Lexikographie die beiden Werke von M. Bréal et A. Bailly (*Dictionnaire étymologique latin*. 5e édition, Paris 1902) und A. Walde (Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1905/6) verzeichnet.

In diesem durch Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung ausgezeichneten Abriß der lateinischen Lautlehre, in welchem durchaus die historische Folge der lautlichen Erscheinungen den maßgebenden Faktor bildet, findet der Benützer, d. i. nach der Äußerung des Verf.s im *Avant-propos* der Schüler im Alter von 15—18 Jahren, in lichtvoller Weise die Vorgänge im Gebiete des spontanen und kombinatorischen Lautwandels dargestellt und eingehend erklärt, über deren Auffassung völlige oder wenigstens fast allgemeine Übereinstimmung unter den Sprachforschern herrscht. Ich habe, wenn ich richtig gesehen habe, von wesentlichen Punkten in dem Kapitel über die aus zwei Konsonanten bestehenden Gruppen nur die Verbindung *-sr-* vermißt, die nach jetzt wohl allgemein herrschender Ansicht in *-br-* übergeht (*fūnebris* aus **fūnes-ri-s* usw.). Denn wenn auch S. 180 f. als Entwicklung von *sr*>*str* angeführt und durch *claustrum rastrum tōnstrix* belegt ist, so vermag ich, ebenso wie Sommer, Handbuch 251, hierin nur eine ganz spezifische Entwicklung der Lautgruppe *-tt-* vor *-r-* zu sehen *-tˢtr-* = *-str-*), während die Entwicklung von ursprünglichem *-sr-* durch das oben angeführte *fūnebris* und die entsprechenden anderen

---

S. 46 war hinter *pius doceo* als Beleg für Kürzung eines langen Vokals vor einem folgenden verzeichnet. Es ist jetzt mit Recht gestrichen, da sich doch nur eine Grundform **docéiō* erweisen läßt. Der § 6 hat in dem Abschnitte über die Konsonanten im Vergleich zu früher eine zweckentsprechende Erweiterung erfahren.

Beispiele belegt ist. Auch *hībernus* und *quoniam* erinnere ich mich nicht erwähnt gefunden zu haben.

Belebt wird die Darstellung noch insbesondere dadurch, daß der Verf. sehr häufig die lateinischen Quellen selber sprechen läßt (vgl. S. 23, 27, 33, 35, 38, 41, 43, 44, 46, 51, 52, 64, 66, 73, 75, 83, 87, 95, 99, 104, 145 u. a.) und am geeigneten Platze (vgl. z. B. 82, 90, 92, 105, 132, 139) das Französische zum Vergleich heranzieht. Im übrigen ist das Prinzip, nur das Lateinische allein in der Darstellung zu verwenden und so gewissermaßen die lautlichen Erscheinungen aus der geschichtlichen Entwicklung dieser Sprache allein und für sich zu erklären, so sorgsam gewahrt, daß, abgesehen von den oben erwähnten Verweisungen auf das Französische nur einmal (S. 106) das deutsche Wort 'Hals' zum Vergleich herangezogen ist, weil es eben nur so möglich ist, **colsum* als Grundform für *collum* darzutun, und S. 123 die familiäre Aussprache 'Bapmeister, Mipmensch' angeführt ist zum Belege für die unmittelbare Angleichung von *-d-* und *-t-* an folgendes *-m-* in der Aussprache. Ich halte diese Beschränkung für Ausfluß richtiger pädagogischer Einsicht.

Von den vorgeführten Belegen scheint mir nur *Lĕmūria* aus angeblichem **Rĕmūria* trotz Ovid. Fast. V 479 ff. bedenklich, da die *Lemurēs* doch wohl nichts mit *Remus* zu tun haben (vgl. Wissowa, Religion und Kultus der Römer 189 und Walde, Wörterbuch S. 331).

Am Schlusse dieser kurzen Anzeige will ich nicht unterlassen ausdrücklich hervorzuheben, daß dieser wohlgelungene Abriß der historischen Lautlehre des Lateinischen auch den Philologen gewiß ganz treffliche Dienste leisten kann.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Ciceros Rede für den Sex. Roscius aus Ameria. Textausgabe für den Schulgebrauch von Gustav Landgraf. Leipzig und Berlin, G. Teubner 1905. IV u. 55 SS. 8°.

Abweichungen von dem der vorliegenden Ausgabe im wesentlichen zugrunde gelegten Texte C. F. W. Muellers stimmen zum Teile mit den von dem Herausgeber schon in seiner größeren Ausgabe (Erlangen 1882) aufgenommenen Lesearten, so in § 21 (*bona veneunt*), 24 (*emptio falsa; audere omnia*), 27 (*Nepotis sororem, Balearici filiam*), 90 (*Mammios*), 112 (*quod minime leve videtur*), 113 (*egestate vivum*), 135 (*composito capillo*), 142 (*splendor causae*). Weitere wichtige Abweichungen finden sich nunmehr in § 4 (*haec abs te eius vita*), 77 (*in crimine innocenti saluti esse sole*…), 82 (*ex alia oratione*), 85 (*applicatus*), 86 (*elucet*), 125 (*libent*… *audientur*), 133 (*Palatio ex aedibus; praeconem pronuntia*…

audiebat), 154 (*adimit*). — Dafür ist abweichend von den Lesearten der größeren Ausgabe eine Annäherung an den Muellerschen Text eingetreten § 2 (*si qui istorum*), 15 (*itaque*, früher *atque*), 18 (*ipse autem*, früher *iste*), 25 (*adlegat. qui peterent*), 55 (*huic inimicus*), 56 (*accusatus sit*), 104 (*quid? tu*, früher *quid tu?*), 107 (*indicii partem*, früher *pretium*), 113 (*iudiciumque infamiae*), 140 (*quo iter*, früher *quod iter*), 141 (*hicne*, früher *hicine*). — Von neuen Verbesserungsversuchen ist die am Schlusse von § 11 vorgenommene Änderung *quaestionem — non dimissum iri sperant* nicht besser als die mannigfachen dieser Stelle gewidmeten Konjekturen anderer Herausgeber. In § 129 wird der üblichen Lesart *vitae casum causamque* vorgezogen *vitae discrimen causamque*. Der auch bei Sueton Tib. 6, Cal. 4 belegte Ausdruck *vitae discrimen* faßt allerdings den Sinn der Stelle schärfer als *casum*, gleichwohl dürfte die Änderung unnötig sein. In § 130 will der Herausgeber mit Weglassung des von Madvig vorgeschlagenen und in mehrere Ausgaben aufgenommenen Zusatzes *partim invito* lediglich die überlieferten Worte *partim imprudente Sulla* halten. Doch würde mit letzteren Worten allein wenigstens ein teilweises Einverständnis Sullas mit den Gegnern des Angeklagten ausgesprochen, womit die unmittelbar folgende Verherrlichung Sullas nicht stimmt. — Die Einleitung bedarf, da sie mit Ausnahme der Schilderung der auf den Prozeß bezüglichen Verhältnisse nur Schlagworte bietet, einer weiteren Ausführung durch den Lehrer, womit jedoch kein Mangel der Ausgabe angedeutet werden soll. Der knappe Abriß von Ciceros Leben entspricht nur dem bei der Ausgabe der Teubnerschen Schultexte herrschenden Grundsatze, Einleitung und Anhang möglichst zu beschränken, um nicht der Schule selbst zu viel vorzugreifen.

Gefällige Ausstattung und großer, fehlerfreier Druck machen das Büchlein speziell als Schulausgabe recht empfehlenswert.

Wien. Franz Kunz.

Schülerkommentar zur Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften von Dr. Richard Thiele, kgl. Gymnasialdirektor. Wien, F. Tempsky (Leipzig, G. Freytag) 1905. 214 SS. 8°. Preis geb. 2 K (Mk. 1·60).

Die Erwartung, die ich bei Besprechung des Textbändchens dieser Ausgabe in diesen Blättern ausgesprochen hatte, daß zu demselben auch ein Kommentar für Schülerzwecke ausgearbeitet werden möge, hat sich nunmehr erfüllt. Es war dies aber auch unbedingt notwendig. Denn die Schwierigkeiten dieser Lektüre sind auch für den Schüler der obersten Stufe des Gymnasiums so mannigfache und große, daß er einer ausgiebigen Unterstützung

bei seiner häuslichen Präparation bedarf, wenn er es versuchen soll, dieser Schwierigkeiten in ehrlicher Arbeit Herr zu werden.

Thieles Kommentar nun entspricht allen an einen wirklichen Schülerkommentar zu stellenden Anforderungen in trefflichster Weise. Seine Anmerkungen bieten dem Schüler vor allem ausreichende Belehrung zur Bewältigung der zahllosen sachlichen Schwierigkeiten, von deren Umfang etwa Piderits Kommentar zu den rhetorischen Schriften Ciceros eine Vorstellung gibt. Diesem Zwecke dienen die nicht zu knapp gefaßten literarischen und sachlichen Einzelerklärungen, die, auf alles gelehrte Beiwerk verzichtend, stets nur den Standpunkt des Schülers, freilich der obersten Gymnasialklasse berücksichtigen. — Von grammatischer Erklärung wird nur an verhältnismäßig wenig zahlreichen Stellen Gebrauch gemacht; doch wird an besonders schwierigen Stellen eine Anleitung zum Erfassen der Konstruktion und des Sinnes gegeben.

Die Hauptforderung, die bei der Lektüre dieser gefeiltesten aller Ciceronischen Schriften an die Arbeit in der Schule gestellt werden muß, besteht in der angemessenen Wiedergabe des formvollendeten lateinischen Ausdruckes. Hier besonders war eine zweckentsprechende Anleitung im Kommentar erforderlich, die Thiele in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle dem Schüler in Form von Übersetzungshilfen bietet. Und es muß anerkannt werden, daß Thieles Übersetzungen durchaus treffend und geschmackvoll sind und dem Schüler wirklich als 'Musterübersetzungen' dienen können. Dem etwaigen Einwurf aber, daß in gar zu zahlreichen Fällen von solchen Übersetzungshilfen Gebrauch gemacht worden sei, begegnet Thiele mit Recht mit der Bemerkung, daß dies kaum zu vermeiden war bei der großen Schwierigkeit der Materie, die besonders in den vielen Kunstausdrücken und in der Anwendung sonst leicht verständlicher Worte und Wendungen in ganz bestimmt-technischem Sinne gelegen sei. In der Tat kann sich kaum ein anderer Lektürstoff, der Gymnasiasten vorgelegt wird, an Schwierigkeit mit diesem vergleichen. Durch diese sorgfältige Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Schülers ist es Thiele wirklich gelungen, einen Kommentar zu schaffen, der es nunmehr ermöglicht, diese Schriften Ciceros mit Schülern des Gymnasiums zu lesen, zu welchem Zwecke die Kommentare Piderits, Tischer-Sorofs u. a. nicht ausreichend waren. Nur die textkritischen Bemerkungen, die nicht zu selten begegnen, wie etwa: '...findet sich nur im *cod. Laudensis*', oder 'ist als störender Zusatz zu tilgen' u. v. a. fallen aus dem Rahmen heraus und würden nach meinem Empfinden besser wegbleiben. Freilich erklärt Th. in der Vorrede, er habe geglaubt, Gründe für Abänderungen, Streichungen oder Zusätze auf Grund kritischer Erwägungen den Schülern der obersten Stufe, die sich zum Übergang auf die Universität vorbereiten, nicht vorenthalten zu sollen. Allein es ist und bleibt doch für die Zwecke des Gymnasialunterrichtes förderlicher, de

artige Fragen nicht hereinzuziehen, die das Fortschreiten der Lektüre nur hemmen.

Bei manchen Wörtern wäre, um die Schüler vor einer falschen Aussprache zu bewahren, eine Quantitätsbezeichnung im Kommentar ratsam, so bei *Hesiodīum* (zu Brut. 15), das die Schüler so gut wie sicher unrichtig aussprechen werden, ebenso etwa auch bei *Mancīnus* (De or. II 37). — S. 22 (zu De or. I 49) heißt es: 'Democritus nach seinem Lehrer Leucippus der berühmteste Vertreter der atomistischen Lehre', eine wohl nicht zutreffende Beurteilung, da ja Democritus vielmehr weitaus der berühmteste Vertreter dieser Schule ist und seinen Lehrer Leucippus gänzlich in den Schatten stellte. — S. 86 (zu De or. III 2) *oratione, quae ferebatur habita esse in contione* wäre vielleicht die Bemerkung angebracht, daß die fast durchaus in den lateinischen Grammatiken sich findende Regel, der Nom. c. inf. stehe nur bei den Präsensformen: *traditur, traduntur, fertur* und *feruntur*, wie die Stelle zeigt, unzulänglich ist. — Zu *saeculum* (Brutus § 39) gibt Th. eine sehr passende Erklärung der Wortbedeutung. Hier wäre es wünschenswert, auf die Säkularspiele und Horazens *carmen saeculare* hinzuweisen. — Brut. § 203 wird *splendida* von Th. ganz treffend übersetzt: 'wohlklingende Stimme'. Hier würde ich auf die hübsche Parallelstelle Cato M. § 28 verweisen: *canorum illud in voce splendescit etiam nescio quo pacto in senectute*, wo das in letzter Zeit mit Unrecht angefochtene *splendescit* die gleiche Übertragung einer Bezeichnung von Licht und Farbe auf die Wahrnehmungen des Gehörsinnes zeigt.

Es sei zum Schluß nochmals dieser Schülerkommentar der rhetorischen Schriften Ciceros als der einzig für Gymnasialzwecke brauchbare den Fachgenossen angelegentlich empfohlen. Mit Schülern, die diesen Kommentar als Stütze ihrer häuslichen Präparation verwenden, darf man es getrost unternehmen, diese überaus anregende und lehrreiche, aber besonders schwierige Lektüre im Gymnasium zu pflegen.

Wien. Alois Kornitzer.

Livius Buch I und II, nebst Auswahl aus III und V. Textausgabe für den Schulgebrauch von Dr. W. Heraeus. Mit 2 Karten. Leipzig und Berlin, Teubner 1905. [Bibliotheca Teubneriana: Schultexte]. XLII u. 251 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk.

Fügners Chrestomathie aus Livius ist ein schulmäßig vorzüglich ausgestattetes Buch und, da darin Text und Kommentar gesondert sind, so ist auch den Wünschen jener Lehrer Rechnung getragen, die nur den Text in den Händen ihrer Schüler dulden. Anderseits enthält das dazu gehörige Hilfsbuch das ganze grammatisch-lexikalische, antiquarische und historische Beiwerk, womit

der Herausgeber wiederum den weitest gehenden Forderungen, die man an eine erklärende Schulausgabe stellen kann, gerecht wird. Wenn sich also der opferwillige Verleger durch eine neue Chrestomathie aus Livius selbst Konkurrenz schafft, so erklärt sich dies aus einem neuen Unternehmen, das innerhalb des Teubnerschen Verlags ins Leben treten will. Dem Programm gemäß soll dieses Unternehmen alle Schulschriftsteller 'umfassen, es sollen billige Schultexte mit knapp gehaltenen Einleitungen und angehängten erklärenden Namensverzeichnissen geboten', im übrigen aber der Tätigkeit des Lehrers in keiner Weise vorgegriffen werden.

Das vorliegende Buch enthält außer der Praefatio das I. und II. Buch des Livius ungekürzt und außerdem aus Buch III: 30—55 (Das Dezemvirat) und aus Buch V: 32—49 (Krieg mit den Galliern). Hiegegen ist nur zu erinnern, daß Buch II als Ganzes in keiner Weise eine passende Schullektüre abgibt. Die endlosen, langweiligen Kriegsgeschichten sind entschieden zu streichen, wodurch mindestens ein Drittel des II. Buches in Wegfall käme. So würde Raum geschaffen für manche Partie aus der Geschichte des Ständekampfes, insbesondere aus den Büchern IV und VI, welche bei Heraeus nicht vertreten sind. — Die Zugaben sind ziemlich zahlreich. Nach zwei etwas ärmlichen Abschnitten: 'Die römische Geschichtschreibung vor Livius' und 'T. Livius' (p. V—VII, zusammen also drei Seiten!) folgt ein breit angelegtes Kapitel, 'Staatsaltertümer' überschrieben (mit den beiden Unterabteilungen: *A*. Verfassungsgeschichte bis zum Ende des 2. Jahrhunderts der Republik; *B*. Die Staatsgewalten) p. VIII—XXX. Die Darstellung erfolgt im Anschluß an den vorliegenden Text, aus dem die Belege im einzelnen entlehnt werden. Es folgen noch kleinere Zugaben: Form eines Senatusconsultum, Eingangsformel eines Plebiscitum, Quellenstücke (1. Aus den Zwölftafelgesetzen, 2. Elogium des Diktators *M. Valerius*, 3. Aus den Triumphalfasten), weiterhin eine von 753—390 v. Chr. reichende Zeittafel, eine Liste der Konsuln und Diktatoren von 509—468 v. Chr. und endlich eine ziemlich eingehende Inhaltsübersicht über den aufgenommenen Text. Ob und wie das alles bei der Lektüre könne ausgenützt werden, ist nicht leicht zu sagen: genug, es ist eine Fülle des Guten geboten, aus der jeder Lehrer nach Neigung und Geschmack wählen mag. Über den Text, der mit geringer Änderung aus der Weissenborn - M. Müllerschen Ausgabe entnommen ist, sei nur bemerkt, daß darin eine gewisse Übersicht durch Sperrdruck angestrebt ist. Zum Teil trifft hier H. mit dem Ref. zusammen; es mag übrigens sein, daß er des Ref. Verfahren aus Zingerles Chrestomathie kennt, welche in dieser Beziehung von der des Ref. abhängig ist. Das abschließende Namenverzeichnis S. 180—281 enthält nicht nur sämtliche im Buche vorkommenden Eigennamen nebst eingehender Erklärung, sondern auch zahlreiche andere, meist dem Gebiete der Altertümer angehörige Artikel. Die unter *A* aufgenommenen seien hier mitgeteilt:

accensi, aerarium, agmen quadratum, ala, album, annales, ara, area, asylum, augures, auspicia. Ob der Schüler solche Wörter nicht im Lexikon nachschlägt, bevor er darauf kommt, daß er sie im Namenverzeichnis finden könnte, ist doch recht fraglich. Zwei Kartenskizzen: Rom bis zirka 300 v. Chr. (auch in Fügners Chrestomathie) und Italien sind angehängt.

Wien. J. Golling.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Obersekunda und Prima auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet von Prof. Jakob Loeber, Direktor des Königlichen Gymnasiums in Kiel. Leipzig, G. Freytag 1904. VIII und 176 SS. 8°. Preis 2 Mk. 25 Pf.

Die methodischen Bemerkungen zu den preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892 hatten es durch ihre stilistische Fassung verschuldet, daß die Lehrer bei der Übersetzung ins Lateinische von den Schülern nicht viel mehr als bloße Retroversionen verlangen zu dürfen meinten. Ein geeignetes Mittel zu ernster, geistiger Zucht drohte verloren zu gehen und es bestand auch die Gefahr, daß diese Übungen durch ewiges Wiederholen desselben Stoffes dem Schüler zum Überdrusse würden. Dies veranlaßte den vom Werte des Übersetzens ins Lateinische tief überzeugten Prof. Loeber, in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1898, S. 353 ff. die Frage zu behandeln: „Was heißt 'im Anschluß an Gelesenes' in Bezug auf die lateinischen Übungen?“ Die Antwort gipfelt in dem Satze, daß solche Übungen nicht nahezu Retroversionen sein dürfen, sondern nur aus dem den Schülern durch das Gelesene vertrauten Gedankenkreise zu entnehmen seien, und zwar in einer von der antiken sich nicht zu sehr entfernenden Ausdrucksweise. Nebenbei deutet er für die Herstellung deutscher Übungsvorlagen noch einige Gesichtspunkte an, die zwar nicht neu, aber immer beachtenswert sind. Er empfiehlt, auch nicht gelesene Stellen eines den Schülern bekannten Schriftstellers zu verwerten, dabei diese oder jene grammatische Erscheinung in die Stellen hineinzuarbeiten und der ganzen Übersetzung ein deutsches Gewand zu geben in der Art, daß der Schüler sich vor Germanismen hüten müsse; erfreulich sei es, wenn der Inhalt solcher Stellen an wichtige Abschnitte der römischen oder griechischen Geschichte erinnere oder Episoden aus ihnen mitteile, weil das Interesse erwecke und die Kenntnisse erweitere. Ferner macht er auch die richtige Bemerkung, daß man die Ausarbeitung nicht stets selbst machen dürfe, sondern Abschnitte eines deutschen Schriftstellers wählen müsse, wenn man sich nicht der Gefahr einseitiger Anforderungen an die Schüler aussetzen wolle.

Die angeführten Grundsätze hatte L. bei der Abfassung seines Übungsbuches für die obersten Gymnasialklassen vor Augen und die Arbeit muß im ganzen als gelungen bezeichnet werden. Das Buch enthält 123 Stücke, die in sechs Gruppen unter folgenden Titeln zusammengefaßt sind: Aus der Zeit der Punischen Kriege (darunter auch „Zum Verständnisse der Rede Ciceros für den Dichter Archias“ !); Aus der Zeit des Iugurthinischen Krieges; Aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik; Aus der griechischen Geschichte; Wie sich die Dinge im Osten nach Alexander des Großen Tode gestalteten; Aus der Zeit des römischen Kaisertums. Der Inhalt der Stücke, für die vielfach die Geschichtswerke von Peter und O. Jäger sowie Dahms Feldzüge des Germanicus in Deutschland benützt wurden, hält sich zwar durchweg in der Nähe des aus den alten Autoren und dem historischen Unterrichte Bekannten, erscheint aber doch immer wenigstens teilweise unter einem neuen Gesichtspunkte und ist imstande, die geschichtlichen Kenntnisse zu fördern. Was die formelle Seite der Übersetzungsvorlagen anbelangt, so ist der Verf. in dem Bestreben, alles zu meiden, was die Kraft der Schüler übersteigen könnte, etwas zu weit in ein lateinisch schillerndes Deutsch hineingeraten. Für eine neue Auflage wird er manches im Ausdrucke, in der Wortstellung und im Satzbau dem deutschen Sprachgeiste besser anpassen können, ohne dadurch die Schwierigkeiten merklich zu vergrößern. Auch werden dann gewisse Eigentümlichkeiten in der Interpunktion schwinden und die zahlreichen kleinen Versehen, die sich wohl aus einer überhasteten Herausgabe erklären.

Als Übersetzungshilfen sind zuerst die in den Text eingeschalteten Bemerkungen in Klammern zu erwähnen. Außerdem wird der Schüler durch gesperrten Druck auf eine zu beobachtende Regel aufmerksam gemacht. Doch gilt das nur für die ersten Seiten; für die weiteren Partien bleiben nur die Bemerkungen des Anhanges, stückweise geordnete Wörter und Wendungen, deren Ausmaß ein Wörterbuch nur bei den wenigsten Schülern überflüssig machen wird. Der stilistische Anhang ist knapp; dafür kann die gegebene Rechtfertigung, daß ja eine jede Stilistik nur zum Teil die Mittel des Ausdruckes zeigen kann, welche die lateinische Sprache im Vergleich mit der deutschen bietet, ausreichend erscheinen. Aber ist es in so engen Grenzen notwendig, an eine verloren gegangene transitive Bedeutung von *excellere* zu erinnern? Dagegen hätte für die Übersetzung des deutschen „gleichfalls“, „ebenso“ auf die Angabe von *item* nicht verzichtet werden sollen.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Auswahl aus den Höfischen Epikern des deutschen Mittelalters. Für den Schulgebrauch herausgegeben von P. Hagen und Th. Lenschau. II. Bändchen: Wolfram von Eschenbach. 1. Aufl., zweiter Abdruck. Leipzig u. Wien, Freytag u. Tempsky 1905.

Die Einleitung (S. 3—15) behandelt die dichterische Persönlichkeit Wolframs sowie die Gralsage und gibt eine Kennzeichnung der Parzivaldichtung, das alles in übersichtlicher Darstellung. Ein schweizerisches Geschlecht von Eschenbach, „zu denen einer der Mörder Kaiser Albrechts gehörte", bei der Heimatsbestimmung des Dichters auch nur zu nennen, hat keinen Zweck, da wir über Wolframs wahre Heimat genügend unterrichtet sind. Auch daß der Titurel am wahrscheinlichsten eine Jugendarbeit des Dichters sei (S. 11), ist ganz ausgeschlossen und längst entschieden, daß die Fragmente in die Jahre 1217—18 fallen. Die auf die Einleitung folgenden drei Seiten 16—19 bringen eine Inhaltsübersicht des Parzival und sind der schwächste Teil des Büchleins; sie bietet für den Gedankengehalt viel zu wenig, ist ärmlich und versucht gar nicht, die wechselreiche Handlung und die Entwicklung des Helden vorzuführen. Zudem ist sie nur Stückwerk, da sie die in den Proben gegebenen Abschnitte nicht mit verarbeitet. Mit der schönen Darbietung Uhlands, mit der übrigens die Schüler unserer Mittelschulen meist bekannt gemacht werden, läßt sie sich gar nicht vergleichen und man fragt sich, was ein eigenes Heft für Wolfram von Eschenbach bezwecken will, wenn der Leser in den Inhalt seines Hauptwerkes, das durch Stoff und Idee so berühmt geworden, so unzulänglich eingeführt wird. Als Beispiel hiefür stelle ich den Inhalt des 9. Buches her: „Parzival begegnet zum zweitenmal Sigune, die in einer Klause am Sarg des Geliebten haust. Er besiegt einen Gralsritter und kommt dann an einem Karfreitag zu Trevrizent. Abschnitt 7 der Übersetzung: Bei Trevizent".

Der Hauptteil des Büchleins (S. 23—72) bringt eine Auswahl aus dem Parzival in Übersetzungsproben. Sie trifft die schönsten Stellen der Dichtung, im ganzen 1920 Verse in neun Stücken, also den 15. Teil des ganzen Werkes. Daß das herzlich wenig ist, ist nicht zu leugnen. Die Übersetzung selbst ist im ganzen vortrefflich und gut lesbar. Was auszustellen wäre, ist nicht Schuld der Verff. Jede metrische und gereimte Übertragung eines Textes der höfischen Epik klingt schwerfällig, da ein Ballast von Flickwörtern und Flickversen untergebracht werden soll. Immerhin haben die Übersetzer auch diese nach Möglichkeit vermieden. Daß aber vieles aus dem alten Originale oft nur unter Einbuße der gedanklichen Feinheit in gebundener Form wiedergegeben werden kann und daß die Übertragung nur ein matter Abklatsch des durch sprachliche Färbung und zeitliche Sphäre bedingten Kunstwerkes sein kann, ist bekannt. Die Konsequenz daraus wäre eine gute Prosaübersetzung, die den Gedanken und Ausdruck des Originals

bis in die intimsten Färbungen verfolgen kann, eine dankbare Aufgabe, die dem herkömmlichen Übersetzungswege zuliebe nicht versucht wird. Und doch bleibt für die Zwecke der Jugend, wenn ihr das Original nicht zugänglich wird, kein anderer Ausweg übrig als die Prosaübersetzung oder eine freie dichterische Nachbildung, wie sie Wilh. Hertz so meisterhaft geschaffen hat.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1906. VII und 272 SS. Preis geb. Mk. 4·80.

Ein Schulmann legt die Ergebnisse seiner in ernster Arbeit erworbenen Erfahrung vor. Er pflügt kein Brachfeld, aber er zieht seine Furchen und läßt uns sehen, wie er säete und was er erntete. Das Buch handelt von deutscher Spracherziehung, weil sich diese Erfahrung im deutschen Unterrichte hauptsächlich auf die obersten Klassen erstreckt. Es nimmt innerhalb der einschlägigen Literatur eine selbständige Stellung ein. Wiewohl Laasens Einfluß unverkennbar ist, steht es doch nicht in dessen Bannkreise. Mit ihm teilt Cauer vor allem die Überzeugung, daß der deutsche Aufsatzunterricht in Prima so viel bedeutet wie erste Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten, also einen Grad von produktivem Schaffen erzielen soll. Damit hängt auch die Forderung zusammen, daß die Schüler zu selbständigem Denken erzogen würden, daß man sich nicht auf den Lehrnstoff beschränke. Unverkennbar tritt auch der innige Wunsch hervor, daß der deutsche Aufsatz mehr als in den letzten Jahren sein Stoffgebiet auf die Durcharbeitung der Stoffe ausdehne, welche die Lektüre der altklassischen Autoren herbeischaffe.

In der Lektüre bekämpft Cauer mit Recht „die behagliche Gewöhnung dämmeriger Auffassung“, „das Hinarbeiten auf Stimmung und Eindruck“, die bloß gefühlsmäßige Auffassung. Der Lehrgang, der auch die verstandesmäßige Erfassung sicherstellt und zum bewußten Genießen führt, wird als der richtige erkannt. Fruchtbare Bemerkungen zu Gedichten und zu Dramen geben in diesem Sinne Weisungen. Cauer will durch die Fragen, wer die Hauptperson in einem Drama Shakespeares oder in einem antiken Drama sei, wer unter den Streitenden im Drama recht habe, ins Innere des Dramas führen. Wer aber nachschaffend Phantasie, Gefühl und Verstand zusammenwirken und die Dichtung wiedererstehen läßt, der hat die Schüler in das aus der Dichtung hervordringende Leben geführt. Die Urteile, die Cauer gewinnen will, werden dann wie reife Früchte vom Baume fallen. Wie Lessings, Goethes, Schillers Prosa ausgewertet werden kann, dies schließt den Kreis, den Cauer in diesen Erörterungen zieht.

Das vierte Kapitel behandelt Sprachgeschichte und Sprachrichtigkeit. Es zeigt von der überlegenen Mäßigung, die Cauers Denken überhaupt eigen ist. Doch gibt es keine neuen Anregungen. Den Schulmann wird das sachkundige fünfte Kapitel über den Stil weitaus mehr fesseln. Aber gerade die Sachkenntnis führt C. zu einer so freisinnigen Interpunktionslehre (VI. Kapitel), daß sie für die Schüler gar nicht geeignet erscheint. Seine „Warnung" schlägt den „Regeln" ins Gesicht. Wer Stoff und Form beherrscht, wird auch gut interpungieren, er wird sich manche Freiheit gestatten können. So weit sind aber Schüler nicht.

In dem Abschnitte über das Disponieren sollen nur elementare Regeln und Ratschläge gegeben werden; es ist trotzdem einer der instruktivsten Ausschnitte aus dem Schulleben. Der Gang ist vom Besonderen zum Allgemeinen. „Ein Hauptirrtum, der bekämpft werden muß, ist der, daß man sogleich beim Einteilen anfangen könne, vorher muß doch etwas da sein, was eingeteilt werden soll, der Stoff. Diesen zusammenzubringen ist die erste Aufgabe". Höchst maßvoll werden die Kategorien angewendet. Dispositionsübungen aber an Themen, die nicht schriftlich ausgearbeitet werden sollen, halte ich für unfruchtbar. In den Übungen, die zum Aufsatze führen sollen, sieht man Cauer mit seinen Schülern nach dem Bedürfnisse des einen oder des anderen Themas Grundrisse zeichnen, verwerfen, auswählen, zurechtrücken, aufbauen, bis das Gerüste des Aufsatzes fertiggestellt ist, das dem Bedarfe angemessen und doch gefällig ist.

Als das Hauptgebiet, dem die Themen entnommen werden sollen, gilt die deutsche Lektüre, aber auch die altklassischen Autoren sollen, nach der reichen Zahl derartiger Themen, die vorgelegt werden, und nach dem Schlußworte zu schließen, den Stoff liefern. Unter den für die obersten Klassen gegebenen aber werden, vorausgesetzt daß die Schüler den Stoff von der Schullektüre aus beherrschen, sehr viele unter den festgestellten Gesichtspunkten, allerdings nach der Begabung verschiedenartig bearbeitet werden können. Manches Thema verweist den Schüler auf einen auch bei Einschränkung noch immer zu umfangreichen Stoff (z. B.: Woher nahm Homer den Stoff zu seinen Gleichnissen?); eines oder das andere Thema ist zu hoch gegriffen (z. B.: Bietet das Schicksal des Sokrates geeigneten Stoff für eine Tragödie? Absicht und Wirkung der Homerischen Gleichnisse). Cauer schlägt vor, daß man in der Art der Themen abwechsle, etwa in jedem Semester ein allgemeines, ein historisches, ein literarisches, ein irgendwelchen (!) anderen Gebieten des Unterrichtes entnommenes Thema bearbeiten lasse. Vorsichtig wählt Cauer unter den allgemeinen Themen die aus, welche der Phrase den Nährboden entziehen, und von den Sentenzen läßt er nur die bearbeiten, welche sich so wenden lassen, daß entgegengesetzte Momente abgewogen werden können.

In der Literaturgeschichte fordert Cauer die historische Behandlung, und zwar immer im Anschluß an die Lektüre. Die Schüler sollen nicht fertige Urteile hören, sondern gerecht urteilen lernen. Vollständigkeit ist nicht anzustreben. Die wichtigsten Epochen sind in ihrem Zusammenhange mit dem geistigen Leben der Nation, mit dem überwiegenden Einflusse großer Persönlichkeiten herauszuarbeiten; wo es möglich ist, soll auf die Unterströmungen hingewiesen werden, die zu neuen Epochen hinüberführen. Dürftig skizziert Cauer, wie er die Literatur vor Klopstock behandeln wollte. Denkmal und literarischer Bericht wird da den Schülervorträgen überantwortet. Dem werden wenig Fachmänner zustimmen. Auch Cauer ist überzeugt, daß die deutsche Literatur nach Goethe bis zur Gegenwart in ihren Hauptvertretern den Schülern bekannt sein soll.

Das Motto, das dem Abschnitte über die philosophische Propädeutik vorangestellt ist: „Die Hälfte ist mehr als das Ganze", kennzeichnet den Standpunkt Cauers in dieser Schulfrage. Hier nimmt er die Gelegenheit wahr, die Schüler in Wissenschaft und Leben blicken zu lassen (S. 83 ff.). In das Gebiet der Psychologie werden Streifzüge unternommen. Diese werden die Schüler wohl mit lebhaftem Interesse verfolgen, aber was da angeflogen ist, wird auch bald verflogen sein. Das ist im Unterrichte das Schicksal alles Beiläufigen.

Cauers Buch ist ein Zeugnis seiner Lehrfreude, seiner Selbstständigkeit im beruflichen Wirken. Es gibt reichlich Anregungen.

Wien. Ferdinand Holzner.

Dr. Siegfried Robert Nagel, Maturitätsfragen aus der deutschen Literaturgeschichte. Wien u. Leipzig, Fr. Deutike 1902.

Bei der Maturitätsprüfung aus dem Deutschen wird in der Gegenwart in erfreulicher Weise das Hauptgewicht auf die durch eigene Lektüre gewonnene Bekanntschaft mit den Werken unserer Klassiker gelegt oder sogar an einem noch nicht gelesenen mustergiltigen Gedichte die geistige Reife des Maturanten erprobt, während die rein literargeschichtlichen Kenntnisse nur eine zweite Rolle spielen.

Den literargeschichtlichen Stoff hat nun Dr. Nagel unter sorgfältiger Rücksichtnahme auf die im Gebrauche stehenden Lesebücher und mit besonderer Betonung der Entwicklungsgeschichte in 60 Fragen untergebracht, die an Klarheit nichts vermissen lassen; jedoch wäre für die Frage 48 („Wie gelang es Schiller, sich zur Freundschaft mit Goethe hinaufzuläutern?") eine andere Fassung zu wünschen, wenn auch zugegeben werden muß, daß für Schillers Streben die Anerkennung von Seite Goethes ein bedeutendes Ziel gewesen ist.

Die Urteile über den erzieherischen Wert der „Maturitätsfragen" dürften Zustimmung und Ablehnung enthalten. Daß in unsern Lesebüchern Stoff für die Lektüre und Literaturgeschichte vereinigt sind und letztere auf mehrere Bände sich erstreckt, so daß die Übersicht doppelt erschwert wird, kann sicherlich zu dem Verlangen nach einer einheitlichen Darstellung des gesamten literargeschichtlichen Materiales berechtigen.

Mir persönlich widerstrebt es, daß dem jungen Manne, der in kurzer Zeit der Universität angehören soll, alles gar so mundgerecht geboten werde, wie es in dem vorliegenden Buche geschieht, und ich meine, daß er die Fähigkeit besitzen müsse, in dem aufgenommenen Wissen selbst Ordnung zu schaffen. Was an literargeschichtlichen Kenntnissen von dem Maturanten verlangt wird, ist so wenig, daß die „bange Furcht, etwas vergessen oder übersehen zu haben", den gewissenhaften Schüler nicht zu befallen braucht, und es ist keine zu optimistische Behauptung, daß der normale Schüler in dem Streben, selbst System in sein Wissen zu bringen, eine recht befriedigende Arbeit findet.

Würde endlich das Lesebuch nur in den Dienst der Lektüre gestellt und den Schülern eine Literaturgeschichte in die Hand gegeben, die ihren Zwecken entspricht, so entfiele die Notwendigkeit von Hilfsmitteln, die eine Mechanisierung des deutschen Unterrichtes herbeizuführen drohen, wie sie das Kommentarunwesen auf dem Gebiete des altklassischen Unterrichtes schon herbeigeführt hat — gegen die mahnenden Stimmen begeisterter und berufener Fachmänner.

An dem Werke selbst wurde die geschickte Art der Fragestellung schon hervorgehoben und der Lehrer, der es seinen Schülern vorenthält, findet vielleicht für sich selbst ein recht schätzenswertes Hilfsmittel. Aber neben jenem gewiß maßgebenden Vorzuge zeigen sich doch auch manche Mängel, deren Verbesserung unbedingt nötig erscheint.

So enthält das Buch namentlich für Schüler allzuviel subjektive Kritik, wenn es z. B. S. 10 von Wolfram von Eschenbach sagt: „Als Dichter steht er turmhoch über Hartmann"; oder S. 37 von Lessings 'Emilie Galotti': „Das Stück leidet nur darunter, daß es zu sehr Musterdrama ist"; oder wenn es S. 57 Jean Paul „das Genie der Mittelmäßigkeit" und den „Abgott der Mittelmäßigen" nennt und S. 71 erklärt, daß Kleist eine Dichterlaufbahn endigte, „die ihn unmittelbar neben Schiller oder über diesen gestellt hätte".

Auch sachlich läßt sich manches einwenden. Der Untergang des Rittertums war längst besiegelt, eine durch die Entstehung des Bürgertums herbeigeführte Tatsache, so daß die Erfindung des Schießpulvers ihm gar nicht mehr schaden konnte. Goethe ist in Leipzig nicht vom Kupferstechen krank geworden und hier sei auch bemerkt, daß das Suchen nach persönlichen Beziehungen dieses Dichters zu den Gestalten seiner Dichtung zu auffällig betrieben wird.

Das Wesen der Romantik wäre vor allem aus den politischen Verhältnissen zu erklären; denn diese schaffen den Zeitgeist. Barthel deckt die kräftigste Wurzel der Romantik auf, wenn er sagt: „Da (nämlich in den traurigen Zeitverhältnissen nach der französischen Revolution) blieb denn für solche edlere Naturen nichts anderes übrig, als aus der beengenden Atmosphäre der Gegenwart im Geiste sich in eine Vergangenheit zu flüchten, die die Ideale der Freiheit und Nationalität aufwies".

Zu wünschen wäre, daß Luther auch als Dichter des volkstümlich geistlichen Liedes gebührend genannt und daß die Blüte des Volksliedes überhaupt vor und in der Zeit der Reformation berücksichtigt würde.

Manche Ausdrücke sind zu mildern: z. B. S. 47 „doch ist die Geschichte vielfach vernachlässigt worden" (in Goethes Götz von Berlichingen), S. 51 „die Leitung der Bühne und der Bergwerke behielt er (Goethe), um seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen fröhnen zu können", S. 55 Don Carlos ist zu einem wahren Ungeheuer an Länge geworden". Auf S. 68 fällt das Gefüge auf: „Friedrich Schlegel trat in österreichische Dienste, wobei er es zu hohen Ehren brachte und auf einer Reise in Dresden starb".

Die Setzung von Satzzeichen ist öfters übersehen worden und endlich haben sich auch mehrere Druckfehler eingeschlichen: Academia della Crusea (S. 14), asiatische Banse (S.23), Grafen Thoranc (S. 44), Iphigenia (S. 49), Amalie (S. 53).

Olmütz. Franz Ingrisch.

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda. Von Dr. Ernst Ziegeler. II. Heft. 4., verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1905. VIII u. 137 SS.

Lange Zeit ist die Zweckmäßigkeit des sog. Lektüre-Aufsatzes unangefochten geblieben. Man mußte sich eben sagen, daß zwar auch diese Aufsatzart ihr Mißliches habe, aber immerhin nicht so viel Nachteile zeige wie etwa die freien Themen. Nun tritt Oberlehrer Anthes auf den Plan und erklärt in seinem rasch bekannt gewordenen Büchlein „Der papierene Drache. Vom deutschen Aufsatz. 1905" dem Lektüre-Aufsatz oder, wie er sagt, dem Literaturaufsatz den Krieg.

Manches, was er gegen die bisher üblichen Aufsätze vorbringt, läßt sich hören, ist aber kaum geeignet, eine Änderung in den Verhältnissen herbeizuführen. Denn mit den von den Schülern selbstgewählten und aus der Wirklichkeit geschöpften Aufsätzen, wie sie Anthes will, käme man ganz sicher vom Regen in die Traufe.

Wenn nun Ziegeler in dem Vorwort zur vorliegenden vierten Auflage mit einiger Gereiztheit sich gegen den Ketzer Anthes wendet, so ist es leicht begreiflich, hat man es doch in Ziegelers Sammlung durchwegs mit hausbackenen Lektürethemen zu tun.

Hausbackene Lektürethemen — damit soll keineswegs ein Tadel ausgesprochen werden, Ref. will vielmehr damit andeuten, daß es Themen guten, alten Schlages sind, frei von aller Verstiegenheit. Solche Themen werden wohl kaum die Gefahr des Kritikasterns heraufbeschwören, wie Anthes von den Lektürethemen im allgemeinen befürchtet.

Manche Themen scheinen allerdings unserem gegenwärtigen Geschmack nicht mehr zu entsprechen, so die seinerzeit beliebten „Briefe“ oder „Berichte“ von Augen- und Ohrenzeugen oder fingierte Reden und manche etwas gezwungene Vergleiche.

Von den 196 Nummern der Sammlung entfallen 19 auf Livius, 9 auf Ciceros Reden, 19 auf Vergils Äneis, 15 auf Xenophons Anabasis, 14 auf die Hellenika, 2 auf die Memorabilien, 80 auf die Odyssee, 21 auf Schillers Tell, 8 auf Maria Stuart, 24 auf die Jungfrau von Orleans, 2 auf Wallensteins Lager, 4 auf den Abfall der Niederlande, 14 auf Goethes Hermann und Dorothea, 8 auf Dichtung und Wahrheit, 5 auf Lessings Minna von Barnhelm, 8 auf Scheffels Ekkehard und 4 auf das Nibelungenlied.

Die Dispositionen selbst sind im allgemeinen frei von Künstelei und dem jeweiligen Gegenstand in der Weise angepaßt, daß die Gliederung bald einfacher, bald eingehender ist. Gliederungen vierten oder fünften Grades (nach dem Schema I, 1, *a*, *α*, *αα*) erscheinen nur ausnahmsweise und das ist zu billigen.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Meyer Erich, Die Gräfin von Lafayette. Ein Frauenbildnis aus dem XVII. Jahrhundert Frankreichs. Verlag von F. Haberland, Leipzig-R. (das Verlagsjahr fehlt). 256 SS.

Das Leben und Wirken der Gräfin von Lafayette fällt in die Zeit des Hôtel de Rambouillet und des Preciösentumes mit seiner Unnatur und seinen erlogenen Gefühlen. Über dem Bestreben, das Gewöhnliche und das Gemeine zu vermeiden, in der Absicht, den feinen Ton zu bewahren, wurde man geziert und büßte das Gefühl für Wahrheit und Schönheit ein. Das erotische Leben, welches das Dasein der Menschen jener Zeit in ungebührlichem Maße ausfüllte, sollte aus einem wilden Gießbache zu einem obrigkeitlich regulierten Bächlein umgestaltet, die Liebe sollte unter der nivellierenden Walze der Mode auf bestimmte Formen gezogen werden und die Leidenschaften sollten sich nur mit gebundener Marschroute auf der „Landkarte der Liebe“ in der dünnen Luft metaphysischer

Abstraktionen und Allegorien fortbewegen dürfen. Der zu erreichende Hafen war gar nicht die Ehe, sondern der Frau war das Kokettieren mit schöner Seelenhaftigkeit Selbstzweck, während die Männer neben diesen galanten Spielereien, neben diesen Liebeständeleien sich berechtigt hielten, jede Frauengunst rücksichtslos zu genießen, wo immer sie sich ihnen darbot. Nach dem Muster der feinsten Schule der provençalischen Liebeshöfe galt noch immer der Grundsatz, daß sich die Liebe mit dem Ehestande nicht vertrage, daß im Gegensatze zur Ehe, die begehrt, um zu besitzen, die echte Minne nur begehren dürfe, um zu entsagen.

Inmitten dieser geschraubten sophistischen Welt der Verstiegenheiten hatte es die Lafayette gewagt, nicht nur den berüchtigten heroisch-galanten und allegorischen, vielbändigen Romanfregatten eines La Calprénède und einer Scudéry Dichtungen von wahrer und echter Empfindung entgegenzustellen, sondern auch in ihrem Leben der Stimme und dem Zuge ihres Herzens zu folgen. Auch sie hatte eine Zeitlang im seichten Gewässer des Hôtel de Rambouillet herumgeplätschert, ihm aber nach dessen Entartung durch das Preciösentum den Rücken gekehrt. Aus schweren Seelenkämpfen hat sie sich zu einem Innenleben durchgerungen, in dessen Feuer die Gestalten ihrer Phantasie fest geschmiedet und geglüht wurden. Aus tiefem Drange, nicht um Schreibgelüste zu befriedigen, hat sie nach Stoffen gegriffen, die mit ihrem Temperamente übereinstimmten, in die sie ihre Seele hineinlegen und ausgeben konnte, nach Stoffen, die aber auch aus dem Leben und den Ereignissen herausgeschrieben sind und darum die Tonschwingungen der Zeit und ihrer Umgebung wiedergeben. Auch sie gehörte zu den „*forçats de mariage*“ und wie alle von der herkömmlichen Lebensbahn entgleisten Frauen, war sie eine Idealistin und hat sie Glaube und Liebe in ihre Werke gegossen. Trotz ihres bewegten Gefühlslebens blieb sie doch die fest in sich ruhende Natur, die ein angeborener Takt an allen Klippen vorbeisteuert und die infolge einer inneren Nötigung ihr Wollen und Handeln nach Maßstab der von ihr als Verpflichtung vorgefundenen Normen richtet.

Der Verf. hat es verstanden, das Bild der Lafayette in kräftigen Zügen auf dem großen Hintergrunde zu geben, auf dem ihr Leben sich abgespielt hat, und hiedurch von der allgemeinen Entwicklung zum Werdegang des Einzellebens die Brücke zu schlagen. Er weiß auch das Verwickelte und Verschlungene eines Charakters vor uns aufzurollen und, so bestimmt seine Art zu zeichnen ist, so zart und duftig erscheint zuweilen sein Kolorit und so wird seine Arbeit als vollreife Frucht in dem jetzt besonders gepflegten Garten der deutschen Biographien bezeichnet werden können.

Im einzelnen dürften die folgenden Bemerkungen nicht ganz unangebracht sein. Daß die „bedeutenden Frauen in Frankreich nie danach getrachtet haben, die Rolle der Männer zu spielen“ dürfte etwas zuviel gesagt sein; man denke doch nur an die Jung-

frau von Orleans im guten und an Katharina v. Medici im schlechten Sinne. Hat man doch sogar den Ausspruch getan, die französischen Buhldirnen hätten dafür Revanche genommen, daß das salische Gesetz den Frauen verbot, das Land auf dem Throne zu beherrschen! — Ludwig XIII. starb nicht 1648, sondern 1643 (welche irrige Angabe wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen sein dürfte). — Gegen das Wörtchen *„car"* (S. 18) hatte nicht nur „ein gewisser Baro Einspruch erheben", sondern auch Thalassias Basilides von Gombreville hatte dagegen eine tiefe Abneigung. — Der Ausfall gegen Cicero, gegen dessen „philosophische Schriften mit ihrer fadenscheinigen Aufgeblasenheit" entspricht dem heutigen wissenschaftlichen Standpunkte nicht mehr. — Recht gelungen scheint uns Meyers Darstellung des Preciösentums und besonders charakteristisch die Erwähnung des vielleicht nicht so allgemein bekannten Details, daß „die Preciösen aus lauter Prüderie den nackten Beinen ihrer Möbel Umhüllungen gaben" und den obersten Unterrock als „den Bescheidenen", den zweiten als „den Schelm" und den untersten als „den Geheimen" bezeichneten, um nur die Nennung dieses ihnen widerlichen Wortes zu umgehen. — Was die angebliche Krankheit und Hinfälligkeit der Lafayette betrifft, die ihr sogar den Übernamen *„Brouillard"* eintrug, so bezweifelt Gourville beide unter Hinweis auf ihre große Rührigkeit und Beweglichkeit auch in rein praktischen Dingen. — Was das Liebesverhältnis zwischen der Gräfin von Lafayette und dem berühmten *médailleur des pensées* Larochefoucauld angeht, so wird man, ohne gerade dem skandalsüchtigen Bussy zuzustimmen, diese Beziehungen nicht in jene ideale Höhe wie die von Abelard und Heloise, Paolo und Francesca de Rimini und anderen gleich berühmten Liebespaaren rücken dürfen. Am wahrscheinlichsten klingt noch bei aller zynischen Naivetät des Ausdruckes, was die Scudéry an Bussy hierüber berichtet: Larochefoucauld und die Lafayette hätten zusammen einen Roman *(La Princesse de Clèves)* verfaßt, *„ils ne sont pas en âge de faire autre chose ensemble"*. Daß die Gräfin sich gelegentlich eines Besuches des Grafen von Saint-Paul, als dieser auf ihre Neigung zu Larochefoucauld anspielte, zu allzu weitgehenden, sie später reuenden Bekenntnissen „aus Necklust" (S. 145) verleiten ließ, wird man füglich bezweifeln und eher ihre weibliche Eitelkeit in Anschlag bringen dürfen. Wenn man weiß, daß (wie d'Haussonville entdeckt hat) die Ehe der Lafayette mit ihrem legitimen, allerdings sehr unbedeutenden Gemahl 28 Jahre gewährt hat und der letztere Larochefoucauld überlebte, so wird man ihre Seelengemeinschaft mit diesem nur damit entschuldigen können, daß niemand gutstehen könne für seine Empfindungen, nur für seine Handlungen. — Recht ansprechend und verdienstlich ist die Feststellung Meyers, daß der Brief der Lafayette an die Sevigné, in dem auf den bisher nicht beachteten Gegensatz zwischen der ersteren und der *„grande Mademoiselle"* hingewiesen ist und den man

bisher nur mit „nicht später als 1675“ datierte, aus dem Jahre 1657 oder 1658 herrührt (S. 120). Auch die Auslegung einer Stelle in einem Briefe der Lafayette an Frau v. Sablé in dem Sinne, daß Larochefoucauld ein rechter Schlemmer gewesen sei und sich daher sein Gichtleiden zugezogen habe, hat viel für sich. Der Hinweis darauf, daß unter den schriftlichen Quellen, die die Lafayette für ihren Roman der „*Princesse de Montpensier*“ herangezogen hat, auch die noch heute in der *Bibliothèque nationale* ungedruckt liegende „Geschichte des Hauses Guise“ Oudins von ihr benützt worden sei, verdient Beachtung. Hervorzuheben war, daß die Lafayette auch diesen Roman unter dem Namen Segrais' veröffentlichte. — Larochefoucaulds „*Maximes*“ sind recht gut charakterisiert; wir hätten nur noch mehr hervorgehoben, daß dieser Selbst- und Weltling den Genuß erst verwarf, nachdem er ihn erschöpft hatte; daß er erst, nachdem seine eigenen Zähne stumpf geworden waren, um Wildpret zu beißen, die armen Rehe vor den Jägern warnte; daß der größte Fehler seines Werkes darin besteht, die Züge des Höflings zum Begriffe des Menschen überhaupt zu erweitern; daß der Pessimismus immer ein überlegeneres Aussehen verleiht als der Glaube an alles Bessere in der menschlichen Natur. Beim Lesen der „*Maximes*“ erinnert man sich unwillkürlich an die Worte Mephistos:

„Der ganze Kerl, dem es vor sich selber graut
Und triumphiert, wenn er sich ganz durchschaut“

oder an Goethes:

„Erkenne Dich! — was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon!“

Die Handschrift der „Prinzessin von Clèves“ war schon lange vor dem im Jahre 1678 erfolgten Erscheinen des Romans bekannt. — Der Herzog von Nemours erscheint in den Quellen als ein Hauptwüstling. — Mit der angeblichen fanatischen Wahrheitsliebe der Lafayette, die ihr sogar von Seiten Larochefoucaulds den Namen „*la vraie*“ eintrug, steht es im schlechten Einklang, daß sie mit wahrhaft eherner Stirne hartnäckig ihre Autorschaft auch des Romans „*La Princesse de Clèves*“ verleugnete; auch ihre „Memoiren des französischen Hofes für die Jahre 1688 und 1689“ sind mindestens sehr subjektiv gefärbt. Übrigens ist die von der Lafayette nach dem Tode Larochefoucaulds abgefaßte Erzählung die „*Comtesse de Tende*“ im Gegensatze zu ihren früheren Romanen auch recht pikant, ja frivol. — Daß die Gräfin Lafayette, nachdem sie eine Zeitlang nach dem Tode Larochefoucaulds ganz in Schmerz aufgelöst schien, sich bald im Interesse der Herzogin von Savoyen einer intensiv agitatorischen und für materiellen Gewinn nicht ganz unempfindlichen Tätigkeit zuwandte, wollen wir nicht mit dem italienischen Gelehrten Perero dahin auslegen, „daß sie das ganze Bild der Lafayette verändern müsse“. Wir wollen sie vielmehr zu ihren Gunsten damit entschuldigen, dem Leid könne man

nur durch Handeln begegnen, das sei das Gesetz aller Tröstung. Die Art und Weise aber, wie Meyer alles zu beschönigen sucht, erinnert uns doch an die Erfahrung, daß die Biographen in der Regel für ihre Helden allzu sehr eingenommen sind. — Stilistisch aufgefallen sind uns (S. 179): „sie entzückte sich“ und (S. 248): „Die reformatorisch Gesonnenen“. Im ganzen ist das Buch bestens zu empfehlen.

Wien. Josef Frank.

Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschluß der Untersekunda von Dr. Wilhelm Ricken. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Chemnitz, Leipzig, Verlag von Wilhelm Gronau 1905. 208 SS.

Das auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 für gymnasiale Lehranstalten mit deutscher Unterrichtssprache bearbeitete Buch enthält fünf Teile. Den Anfang machen französische Sprachstoffe nebst Sprachübungen in unmittelbarem Anschluß daran (S. 1—52); über Teilung und Abgrenzung des Stoffes nach den einzelnen Klassen orientiert das Vorwort. Dieser Abschnitt ist fast ganz französisch geschrieben. Die Erzählungen, Gespräche, Beschreibungen, die der Sphäre des täglichen Lebens, endlich die der Geographie und Geschichte Frankreichs entnommenen Stücke sind durchwegs dem Gesichts- und Interessenkreise der bezüglichen Stufe angepaßt und zum Teil sehr geschickt gewählt. Die sich daran anschließenden Übungen suchen in Verbindung mit der systematischen Durchnahme des vorgeschriebenen grammatischen Lehrstoffes durch zahlreiche und mannigfaltige Umformungen sowie durch unablässige Wiederholungen die Sprachgewandtheit zu entwickeln und zu steigern und den schon zu Anfang reichlich gebotenen Wortschatz zu sichern.

Gleiches gilt auch von den deutschen, nach Klassen geordneten Übersetzungsstoffen (S. 58—97); sie beruhen auf dem französischen Teil und ergänzen ihn. Die größtenteils kurzen, inhaltlich besonders gewöhnlichere Gesprächsstoffe, formell namentlich die wichtigen fragenden und verneinenden Fügungen berücksichtigenden Übungssätze entsprechen ihrem Zweck vortrefflich; nur selten begegnet ein nichtssagender Satz. Der Ausdruck ist mehrfach für die Übersetzung zurecht gemacht, ohne undeutsch zu werden, die Sprache trägt manchmal spezifisch norddeutsches Gepräge („schütte ein“ = „schenke ein“, „anreichte“ = „reichte“).

Der dritte, absichtlich kurz gefaßte Teil umfaßt die Grammatik (S. 98—145), Lautlehre, Formenlehre, Syntax auf zusammen 48 Seiten. Doch gerade die Knappheit der Darstellung zeigt in der gewandten, die Entwicklung und den Wandel der Sprache betonenden Behandlung der Laut- und Formenlehre, in der klaren und bündigen Fassung der aus vorangeschickten kurzen Beispielen

unmittelbar abzuleitenden syntaktischen Regeln den tüchtigen Fachmann und erfahrenen Lehrer. — Es folgen (S. 146—198) die Wörterverzeichnisse zu den französischen Stoffen, zu den deutschen Übungen und ein auf dem Vokabelschatz beider fußendes etymologisch gruppiertes alphabetisches Wörterverzeichnis, „das zu denkender Befestigung und Ergänzung des Wortschatzes und zur Einführung in die Wortkunde und Wortbildungslehre dienen kann". Ich halte die Aufnahme des letzteren für einen glücklichen Gedanken; es wird dem Lateinschüler unvermutete Beziehungen aufdecken und Anlaß zu vergleichender Beobachtung bieten. — Den Schlußteil (S. 199—203) bilden einige Gedichte mit Wörterverzeichnis; es ist dies eine Bereicherung gegenüber der ersten Auflage, wohl mit Rücksicht auf die Lehrpläne, die in U.-II auch die Lektüre mehrerer Gedichte verlangen.

Die Ausstattung des Buches ist gut; die sparsame Raumausnützung schont das Auge und die reichliche Anwendung typographischer Behelfe erleichtert das Erfassen und Einprägen der sprachlichen Erscheinungen. Die Drucklegung ist sehr sorgfältig; nur selten ist ein Buchstabe undeutlich oder verschoben. Folgende Druckfehler fielen mir auf: S. 8 Mitte ist zu lesen *broutent*, S. 43 unten *Il a* (getrennt), S. 140 Mitte *il* st. *it*, S. 156 herfliegen, S. 193 *occupé*, S. 201 unten *j'aime*.

Man darf die Hoffnung des Verf. teilen, daß das Buch trotz der geringen Stundenzahl, die dem Französischen am Gymnasium zur Verfügung steht, „bereits bis zum Abschlusse der U.-II zu guten und sicheren Ergebnissen" führe, und den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß es an den preußischen und deutschen Schulen, für die es eingerichtet ist, recht viele Freunde finden möge.

Wien. J. Mesk.

Rede auf Petrarca von Giosuè Carducci, bearbeitet von Franz Sandvoß (Xanthippus). Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1905.

Zur Erinnerung an den 500. Todestag Petrarcas (18. Juli 1874) hielt Giosuè Carducci, „selber der gefeiertste Dichter Italiens und der gelehrteste Kenner seiner älteren Literatur", an dessen Grabe in Arquà[1]) jene begeisterte Rede, welche Sandvoß dem wesentlichen Inhalte nach in freier Übertragung mitteilt, wobei er seine persönliche Empfindung und Erfahrung zum Ausdruck bringen will, ohne jedoch die Vorlage zu fälschen. Das Original ist abgedruckt: *Opere di Giosuè Carducci Discorsi Letterari e Storici* I, Bologna, Nicola Zanichelli 1889, p. 238 ff. Zur Bearbeitung

[1]) Arquà bei Padua; dort befindet sich eine Wohnung und das Grab Petrarcas.

bewog Sandvoß der Wunsch, das „klassische Weimar", welches den 500. Todestag und den 600. Geburtstag (20. Juli 1904) des Dichters spurlos an sich vorübergehen ließ, sowie andere Kreise Deutschlands zur Pflege italienischer Literatur anzuregen, welche in den Tagen des Palmenordens so hoch gehalten wurde und seitdem bei den Deutschen so sehr an Interesse einbüßte, daß Goethe „von Petrarca so gut wie gar nichts weiß" und gegen Dantes „Modergrün" (Xenion, Löper III 152) einen unüberwindlichen Widerwillen empfindet.

Indessen ist gerade diese Broschüre weniger geeignet, das literarisch-ästhetische Interesse zu befriedigen, als vielmehr zu zeigen, wie die großen Schriftsteller der Vergangenheit politischen Zwecken der Gegenwart dienstbar gemacht werden. Denn sie führt uns nicht vor die auf ihrem festen Sockel in erhabener Ruhe stehende Statue des Wiedererweckers des klassischen Altertums, damit wir ihm den schuldigen Tribut der Bewunderung zollen, sondern in das heißeste Kampfgewühle der Politik, in welchem Carducci, wie Aias im 17. Gesange der Iliade[1]) den Leib des toten Patroklos für die Griechen zu retten sucht, mit der ihm eigenen Energie die Manen Petrarcas in das Lager der Extremliberalen und Ultranationalen zu entführen sich bemüht, ein Unternehmen, welches ja bei „dem Verächter der liberalen katholischen Philosophie"[2]), bei „dem Gegner alles dessen, was man in der liberalen Partei Mäßigung und Klugheit nannte"[2]), ich füge hinzu, bei dem Verfasser des *Inno a Satana* nur selbstverständlich erscheinen muß.

Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß Carducci, von seiner Parteileidenschaft verblendet, alles andere als eine geschichtliche Persönlichkeit, schließlich nicht Petrarca, sondern sich selbst schildert.

Er macht diesen zunächst zum antiken Heiden, als welcher C. selbst im Konversations-Lexikon zu figurieren pflegt. Petrarca muß vor einem „elegant aufgebauten Tempel" in der Elegie seine Klagen entsenden, die Engel müssen die neuangekommene Laura „ohne Hosianna" empfangen; in seinen Reimen erscheint die Himmelskönigin fast als „christliche Venus", „wie in den lateinischen Gedichten Christus zum Apollo wird"; die Jungfrau von Jesse steigt mitleidig aus Giottos Bilde hinab, um die Tränen des christlichen Dichters zu trocknen, wie Aphrodite bei den Anrufungen der Dichterin von Lesbos von ihrem Wagen.

Mag sich auch „der Erzvater des italienischen Volkes und Vater des Rinascimento", wie ihn Card. S. 10 nennt, in das heid-

---

[1]) Ilias XVII 132 ff.

Αἴας δ' ἀμφὶ Μενοιτιάδῃ σάκος εὐρὺ καλύψας
ἑστήκει ὥς τίς τε λέων περὶ οἷσι τέκεσσιν...

[2]) Geschichte der italienischen Literatur von Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Pèrcopo. Leipzig und Wien 1899. S. 608.

nische Altertum so eingelebt haben, daß er an die berühmten Vorfahren Briefe schrieb und seinen vertrautesten Freunden klassische Namen gab, so hat er sich doch sein Leben lang von mittelalterlicher Denkweise nie ganz befreien können und war trotz der gegenteiligen Behauptung C.s, er sei kein Eremit der Kirche, sondern eine Art Werthernatur gewesen, asketischen Anschauungen ergeben, die sich besonders in seinem Alter geltend machten und in seinen Schriften *De contemptu mundi, De remediis utriusque fortunae* und *De otio religiosorum* (Lobpreisung des Klosterlebens) ihren Ausdruck fanden, wenn auch mit humanistischen Anschauungen seltsam gemischt. Haben indessen Streben nach Ruhm und Lebensgenuß nach klassischen Mustern in seinem Leben die Oberhand gewonnen, so ist doch wenigstens in der Schlußkanzone an die heilige Jungfrau jeder Zweifel an die echt christliche Reue des Dichters ausgeschlossen und C. begeht ein großes Unrecht, ihre Gestalt zu paganisieren. Aber mögen beglaubigte Tatsachen in dem Panegyricus sich wie in einem Zylinderspiegel abspiegeln, C. braucht einen Mauerbrecher gegen „muffige Klostermauern und feudale Mauertürme“ S. 13 und glaubt, ihn in P. gefunden zu haben, der „das Mittelalter verraten“ S. 17. Zu diesem Zwecke muß P., in Wahrheit C. selbst, der hellenischen Schönheit voll sein, obwohl er, der Sprache der Griechen unkundig, ihre Werke nur aus Übersetzungen kennt und von der lateinischen Prosaübersetzung Homers (von Leontius Pilatus) in seinem Gedankenkreise offenbar nicht beeinflußt wird.

Muß schon also dieser Versuch, P. in das Gewand eines antiken Hellenen und Freidenkers zu hüllen, als mißlungen bezeichnet werden, so erst recht der, ihn als Politiker von großer Tragweite, ja sogar als den Urheber der neuen Einheitsbestrebungen Italiens (1847—1859) hinzustellen. Statt sich nämlich auf das angeschlagene Leitmotiv *„Salve, pulchra parens, terrarum gloria, salve!“* aus P.s Apostrophe Italiens, auf die Vaterlandsliebe zu beschränken, läßt sich „der Vorkämpfer der demokratischen Schule“ soweit fortreißen, daß er im Widerspruche zu sich selbst P. als Anhänger der Diktatur der Signorien preist, der Geschlechterherrschaften, welche mit Hilfe gemieteter Soldaten die Freiheit der Kommunen unterdrückten und ein Regiment der Furcht und Heuchelei einführten: *„Ed ecco perchè il re Roberto di Napoli, vero tipo dei Signori di quei dì, dopo averlo esaminato teatralmente per tre giorni, lo proclama degno di quell' alloro, di cui nessuno avea pensato a cinger la fronte dell' Alighieri“* (Cesare Fenini, Letteratura Italiana, IV. edizione. Hoepli, Milano 1892, p. 79). Dieser Lorbeer war der Lohn für eine Kunst, die den Herren diente und in anachronistischer Auffassung der politischen Verhältnisse wohl nicht ein Augusteisches Zeitalter, von dem P. träumte, sondern eine unwahre, konventionelle Mode hervorgebracht hätte. Zudem sind seine politischen Ideen ganz unklar.

Wie weit steht da P. hinter Dante zurück („*immensamente al di sotto*“ Fenini a. a. O. S. 81)! Jener denkt allen Ernstes daran, die lateinische Sprache zur lebenden zu machen, dieser erkennt sofort die Wahrheit und schreibt sein unsterbliches Werk italienisch. Die Zeit hat gerichtet. P.s gelehrtes Werk *Africa*, in lateinischer Sprache abgefaßt, des Dichters höchster Stolz, für welches er am Ostersonntage, den 8. April 1341, auf dem Kapitol zum Dichter gekrönt wurde, war für die Nachwelt leerer Schall. Schon diese Zurücksetzung seiner Muttersprache beweist den Mangel an Verständnis für die Lebensbedingungen der nationalen Entwicklung. Es ist also ein fruchtloses Wagnis, ihn zum nationalen Heros erheben zu wollen. Dagegen bringt es der Anlaß der Rede mit sich, die literarischen Eigenschaften und Leistungen des großen Dichters und ersten modernen Lyrikers ins hellste Licht zu setzen, wenn wir auch heute die *elegantia sermonis*, den stilistischen Schmuck, in welchem die Humanisten ihre klassischen Vorbilder zu überbieten trachteten, nicht mehr als Selbstzweck anstreben. Über diese einseitige Freude an der Form auf Kosten des Inhaltes vgl. Prof. Ernst Hora, Österr. Mittelschule, XIX. Jahrg. 1905, I. Heft, S. 8 ff.[1]). So ist auch der von C. angeführte Brief P.s S. 22 und 23 unnatürlich und geziert.

Trotzdem gibt sein Lobredner der Wahrheit nur die volle Ehre, wenn er erklärt, daß durch dessen lateinische Schriften „eine neue Weltmacht“, „die Republik der Wissenschaften“, geschaffen worden sei.

Die Übertragung ist voll Kraft und Schwung; gelegentlich sind ihr Anmerkungen hinzugesetzt. Von den übergangenen Stellen des Originals ist der Gedanke oder Inhalt kurz angegeben.

Zu verbessern ist: S. 17 statt herabsteigt und herabsteige „hinabsteigt, hinabsteige“ Z. 2 und 6. S. 20 st. zujauchtzte „zujauchzte“ Z. 7. S. 22 st. Volkstribün „Volkstribun“ Z. 1. S. 24 st. Carl „Karl“ Z. 15. Die deutsche Flugschrift umfaßt 25 Seiten.

Bielitz. Eduard Stettner.

Englische Lesebücher.

Methodisches Irving-Macaulay-Lesebuch mit Vorstufen, Anmerkungen, Karten und Anhang herausgegeben von Prof. Dr. Karl Deutschbein. 5., verb. und verm. Auflage. Cöthen, Otto Schulze 1905. VII, 88 und 232 SS. Ausgabe *A* mit Vorstufen ungeb. Mk. 2·50, Ausgabe *B* ohne Vorstufen ungeb. 2 Mk.

Das vorliegende Buch heißt „Irving-Macaulay-Lesebuch“, weil der Kern desselben, nämlich 189 Seiten, eine Auswahl aus

---

[1]) Zur Geschichte des Latein-Unterrichtes. Vortrag, gehalten im Vereine der „Bukowinaer Mittelschule“.

dem *Sketchbook* von Irving und aus dem I. Bande der *History of England* von Macaulay enthält. Der „Anhang“ (S. 190—227) ist Shakespeare gewidmet; hier finden wir zunächst Zitate und längere berühmte Stellen aus seinen Stücken, sodann ganze Szenen aus *King John, Henry IV.*, Second Part, *Julius Caesar* und *Macbeth*. Alle Texte werden von fortlaufenden Fußnoten begleitet, worin Übersetzungen von schwierigen Wörtern und Wendungen, Erklärungen ungewöhnlicher englischer Ausdrücke durch allgemein geläufige und sachliche Anmerkungen gegeben werden. Den Schluß des Buches bilden: *A Short View of the Origin of the English Language, View of the Chief Events in English History, Genealogical Tree of the English Kings since the Norman Conquest.*

Zu diesen Irving-Macaulay-Shakespeareschen Texten führen zwei Vorstufen, von denen die eine aus Fabeln, Anekdoten und Gedichten (S. 1—13), die andere aus zwei Gesprächen, einer geographischen Beschreibung Großbritanniens, einigen längeren Erzählungen über König Alfred, Macbeth und Mary Stuart, einigen Briefen Macaulays und Irvings und einigen längeren Gedichten besteht (S. 14—72). Auch diese Stücke sind von erklärenden Fußnoten begleitet; außerdem sind zu allen Stücken Vokabeln beigegeben.

Der Verf. schreibt in der Vorrede: „Das vorliegende Buch ist für reifere Schüler, namentlich für Gymnasiasten, bestimmt, die nach kurzer Zeit und mit verhältnismäßig wenig Zeitaufwand einen nach Form und Inhalt gediegenen Stoff unter besonderer Berücksichtigung der englischen Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart lesen sollen“. Dazu muß man bemerken, daß sämtliche Stücke auf die Vergangenheit Englands hinweisen, so daß, außer etwa in der geographischen Beschreibung Großbritanniens, die Gegenwart gar nicht zur Geltung kommt.

Die Aussprache wird durch diakritische Zeichen über und unter den Buchstaben der betreffenden Wörter bezeichnet. Unrichtig ist die Aussprache angegeben p. 22 in *St. Hĕlena* (st. *Helēna*), und unsicher in *A'den*.

Das hübsch ausgestattete und korrekt gedruckte Buch wird sich in der neuen Auflage wohl auch neue Freunde erwerben.

New English Reading Book for the use of Middle Forms in German High-Schools by Dr. Hubert H. Wingerath, Headmaster of the Ober-Realschule at Strasburg (Elsass). Second Edition, revised and enlarged. With a Map of Great Britain and Ireland. Cologne, M. Dumont-Schauberg 1905. XII und 367 SS. Preis geb. Mk. 3·50.

Dieses Lesebuch, dessen erste Auflage in dieser Zeitschrift 1895, S. 629 angezeigt wurde, ist in der zweiten Auflage beinahe unverändert geblieben. Hinzugefügt wurden nur einige Lesestücke über Nationalökonomie und eine Karte von Großbritannien und Irland. Das geschickt zusammengestellte Lesebuch wird neuerdings bestens empfohlen.

Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit Wörterbuch. Von Dr. Wilhelm Steuerwald, Prof. am kgl. Realgymn. in München. 3. Aufl. Stuttgart, Muth 1906. VIII und 390 SS.

Der Stoff des vorliegenden Lesebuches ist in folgende Gruppen gegliedert: I. *Human Life, Nature, God* (S. 1—54), II. *History, Mythology, Tradition* (S. 55—120), III. *History of English Literature* (S. 121—163), IV. *Geography, England and the English* (S. 164—199), V. *Rhetorical Passages* (S. 200—205), VI. *Letters* (S. 206—218), VII. *Materials for Conversation, Dialogues* (S. 219—251), VIII. *Poetry* (S. 252—286). Auf diese Texte folgen „Vokabeln" zur Gruppe VII (S. 287—310) und ein „englisch-deutsches Wörterbuch" zu den übrigen Gruppen (S. 312—390). An der Auswahl des Lesestoffes fällt vor allem auf, daß, wenn man von einer kleinen Probe aus den „*Pickwick Papers*" absieht, die belletristische Prosa-Literatur gar nicht berücksichtigt wurde. Wenn dies vielleicht deswegen geschah, um den Umfang des Lesebuches nicht allzusehr anschwellen zu lassen und um auch die Lektüre ganzer Werke neben der Durchnahme des Lesebuches zu ermöglichen, so wären diese Gründe nicht stichhältig genug; denn es hätte leicht durch Entfernung des Überflüssigen in den drei ersten Gruppen ein genügender Raum für ein paar Proben aus der modernen erzählenden Literatur geschaffen werden können. Dagegen ist es zu billigen, daß so viele Stücke aufgenommen wurden, welche die britische Nation, ihre Geschichte, Sprache und Literatur, ihr Land, ihre Sitten und Eigentümlichkeiten zum Gegenstande haben, denn der Hauptzweck eines englischen Lesebuches ist ja der, die Kenntnis Englands und der Engländer zu vermitteln.

Statt der in einer Chrestomathie üblichen „Anmerkungen" hat der Verf. ein vollständiges alphabetisches Wörterbuch zu den Lesestücken ausgearbeitet. Um zu sehen, ob wirklich alle Wörter des Lesebuches im „Wörterbuche" vertreten sind, habe ich den Wortschatz der Stücke I. *Mr. Pickwick and his Companions at a Review*, II. *Rural Life in England*, III. *The Dignity of Labour*, IV. *Farewell to England*, V. *The Ocean*, VI. *The Three Fishers* mit den Angaben des Wörterbuches verglichen. Das Ergebnis meiner Untersuchung ist folgendes: I. S. 21, Z. 34 ff. Über die Verfolgung eines vom Winde weggenommenen Hutes sagt Dickens: „*The best way is, to keep gently up with the object of pursuit, to be wary and cautious, to watch your opportunity well, get gradually before it, then make a rapid d i v e, seize it by the c r o w n, and stick it firmly on your head*". *Dive* heißt hier nicht „Kopfsprung" oder „Erhaschen", sondern etwa „tiefer Griff", und „Krone" ist auch keine passende Übersetzung für *crown (of a hat)*. — S. 22, Z. 13 *a carriage, which w a s d r a w n u p in a line with half a dozen other vehicles. Drawn up* kann hier nicht „in Schlachtordnung aufgestellt" heißen. — II. S. 187, Z. 5 *(they) return again to the apparently more c o n g e n i a l habits of rural*

life. Das Wörterbuch gibt für *congenial* die Bedeutung „verwandt, gleichartig"; es heißt aber hier offenbar „zusagend, sympathisch". — Z. 25 *the pheasant, suddenly bursting upon the wing.* Die Redensart *to burst upon the wing* „auffliegen" fehlt im Wörterbuche. — S. 188, Z. 4 *These hardy exercises;* auf *hardy* paßt keine der angegebenen Bedeutungen „hart, fest, tapfer, kühn"; es handelt sich vielmehr um „abhärtende Leibesübungen", wie Jagd und andere ländliche Sports. — Z. 17 ff. *A spray could not tremble in the breeze .... a fragrance could not exhale from the humble violet, nor a daisy unfold its crimson tints to the morning; but it has been noticed by these observers, and wrought up into some beautiful morality.* Diese Stelle ist dadurch verunglückt, daß zwischen *morning* und *but* ein Strichpunkt gesetzt wurde; es gehört ein Beistrich hin und *but* heißt dann nicht „aber", sondern „daß nicht" oder „ohne daß". — III. S. 202, Z. 32 *Labour spans majestic rivers; to span* fehlt im Wörterbuche. — IV. S. 266, Z. 33 *My spouse and boys dwell near thy hall; hall* ist hier nicht „Halle", sondern „Herrenhaus, Schloß". — V. S. 272, Z. 24 *thou goest forth, dread, fathomless, alone;* im Wörterbuche fehlt das Adjektiv *dread* „fürchterlich". — VI. S. 282, Z. 2 *And the night-rack came rolling up, ragged and brown.* Diese Stelle hat Verf. ganz mißverstanden, da er im Wörterbuche schreibt: „*night-wrack (sic!)* Trümmer, während der Nacht an den Strand getrieben". Es handelt sich hier um „das ziehende Nachtgewölk"!

Der Druck des Buches ist gut überwacht; mir sind an Druckfehlern nur folgende aufgefallen: S. 21, Z. 35 *cautions* (st. *cautious*), S. 202, Z. 30 *fragánt* (st. *fragrant*), S. 234, Z. 9 *phisicians (physicians),* S. 286, Z. 5 *judgement.*

Das Buch, das zum Gebrauche an den Mittelschulen Bayerns zugelassen ist, sei den Fachgenossen bestens empfohlen.

A Short History of English Literature by A. E. H. Swaen, Lecturer in the University of Groningen. Second Edition. Groningen, P. Noordhoff 1906. 59 SS. Preis: *F* 0·50, Mk. 0·80.

Die zweite Auflage der kleinen Schrift, die in ihrer ersten Auflage (1900) in dieser Zeitschrift 1901, S. 532 besprochen wurde, unterscheidet sich von der ersten nur durch einige kleine Änderungen und Ergänzungen. So sind z. B. dem Wunsche des Ref. gemäß Bemerkungen über Sir Thomas Malorys *Morte Arthur* (p. 21), über den Dichter Thomas Campbell (p. 53), über die Romanschriftsteller Miss Maria Edgeworth und Marryat (p. 56) eingeschaltet worden. Ein Register fehlt aber leider noch immer.

Die kleine, aber gediegene und praktische Literaturgeschichte eignet sich trefflich zum Schulgebrauche.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Dr. Th. Deimel, Illustriertes liturgisches Lehr- und Lesebuch für den Unterricht in der katholischen Liturgik an österreichischen Mittelschulen und höheren Lehranstalten. Mit 51 Abbildungen. 60 und 50 SS. gr.-8°. Wien, Pichlers Wtwe. & Sohn. 1905. Preis 1 K 60 h.

Das kurz und klar geschriebene Büchlein beweist, daß auch auf dem Gebiete der Katechetik ein erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen ist. Nicht nur in der planmäßig getroffenen Auswahl, in der weisen Beschränkung des Gebotenen zeigt sich die neuere Richtung: auch die ganze Technik des Verfahrens bei der Drucklegung des Manuskriptes sucht gleichen Schritt mit den Lehrbüchern der anderen Fächer zu halten. Zahlreiche Illustrationen, auf die wir noch später zurückkommen, tragen entsprechend zur Veranschaulichung des Textes bei, während sich im „Liturgischen Lesebuche" anregende Stücke über Katakomben, Basiliken, Altäre u. a. finden. Sehr instruktiv ist Fig. 48 auf S. 106, welche eine Darstellung der beweglichen und unbeweglichen Feste nach dem frühesten und spätesten Ostertermine bringt. Der Verfasser leistete mit der Publikation dieses Lehrbuches dem Religionsunterrichte einen sehr anerkennenswerten Dienst und es wäre nur zu wünschen, daß das Büchlein bald weitere Verbreitung fände. Wenn wir uns erlauben, kleinere Bemerkungen zu machen, so soll dadurch dessen Wert nicht geschmälert werden. S. 2 wäre zu erwähnen gewesen, daß sich Basiliken ausschließlich in den Häusern der Großen befanden, da man hier umfangreiche Räume zu Versammlungen der Schutzbefohlenen und Parteigenossen brauchte. Da nun gleich anfangs auch vornehme Römer für das Christentum gewonnen wurden, so öffneten diese die Säle ihren Glaubensgenossen. — S. 7. Gewöhnlich wird die Evangelienseite als die rechte und die Epistelseite als die linke Seite des Altars bezeichnet. — S. 9. Die Schreibung „das Tabernakel" ist gebräuchlicher als „der Tabernakel". — S. 11. Die Fenster als Bestandteile des Kirchenschiffes hätten füglich weggelassen werden können, da ja auch die Säulen, Pfeiler, Wände und Decken nicht zur Einrichtung gehören, die doch der Verf. mit den Worten aufzählen wollte: „Im Schiffe befinden sich folgende Gegenstände." Auch die Oratorien und Empore dürften nicht unter den Begriff „Gegenstände" gehören, sondern sind „Kirchenräume". Gleiches gilt vom Musik- und Sängerchor. — S. 15. Der Ausdruck „heidnische Staatsgesetze" ist ungenau, weil der Begriff zu weit ist; besser wäre es gewesen, von „römischen" Staatsgesetzen zu sprechen. „Coemeterium", d. i. „Schlummerstätte"; richtiger: „Schlafkammer". — S. 16. Da das Wort „Frithof" schon im Altdeutschen vorkommt, so ist das moderne „Friedhof" sicherlich aus dem Altdeutschen abzuleiten. — S. 28. Ausgelassen wurde die Präfation. Weshalb die Reihenfolge der gesungenen Meßteile verschoben wurde, ist nicht einleuchtend; daß „Psalmen" bei der Messe gesungen werden,

dürfte auf einem Versehen beruhen; das Humerale wurde nicht um den Kopf des messelesenden Priesters „gewunden", sondern wie ein Kopftuch getragen, um es dann beim Beginne der Messe vom Kopfe auf den Nacken hinabzustreifen. — S. 29. Übersehen wurde die Angabe über das Aussehen und die Verwendung des Pluviales; die landläufige Bezeichnung „Vespermantel" hätte beigesetzt werden sollen. Wenn unter der sub Nr. 4 genannten „Tunizella" nicht die dem Bischofe zukommende Tunizella gemeint ist, von der der Verf. S. 30 sub Nr. 1 spricht, so ist uns ein anderes Kleidungsstück, das diesen Namen führt, überhaupt unbekannt. — S. 30. „Eine Tunizella und Dalmatika aus Seide" würde zwei Kleidungsstücke bedeuten; es wäre daher zu setzen: „auch Dalmatika genannt". Bei der Wahl der Illustration zeigte der Verf. eine besondere Vorliebe für kirchliche Bauten, obwohl die Baustile überall eher hingehören als in ein liturgisches Lehr- und Lesebuch. Ebenso unerwartet ist die Aufnahme der Illustrationen: „Panorama von Rom, von der St. Peters-Kuppel aus gesehen," „der Thronsaal des Papstes im Vatikan," „die Stephanskrone im Kronschatze zu Ofen," „Kapitelsaal im Stifte Hohenfurth" und „Bibliothekssaal des Stiftes Admont". Hingegen werden Illustrationen vermißt, welche zweifellos in einem „illustrierten" Lehr- und Lesebuch hätten Aufnahme finden sollen. Hieher gehören die Bilder folgender liturgischen Gegenstände: Infel, Pastorale, Meßkelch samt allen Bestandteilen, Rauchfaß, Weihrauchschiffchen, Velum, Stola, Manipel, Kasel, Dalmatika, Birett u. a. m. Einige Illustrationen sind entschieden mißlungen, z. B. Fig. 12, Katholischer Bischof mit Assistenz; Fig. 17, Sixtinische Kapelle im Vatikan; Fig. 32, Choransicht des St. Veitsdomes zu Prag; Fig. 42, Löwenportal des Domes in Trient; Fig. 43, Innenansicht der Jesuitenkirche in Olmütz. Es wäre zu wünschen, daß die Illustrationen gesondert in einem eigenen Heftchen, gedruckt auf Kunstpapier, beigegeben würden, da die Erfahrung lehrt, daß Bilder auf den Textseiten des Buches nicht selten Anlaß zu Zerstreutheit der Schüler geben. Wir sind überzeugt, dem Lehrbuche bald in einer zweiten und verbesserten Auflage zu begegnen.

Pilsen. G. Juritsch.

Filek-Wittinghausen E. v., Maturitätsfragen aus Geschichte und Vaterlandskunde. Wien und Leipzig, Fr. Deuticke 1905. 127 SS.

Der Verf. bezweckt mit diesem Buche, dem Maturanden „gewisse Leitlinien und Hilfen an die Hand zu geben, die ihm die Wiederholung" des aus Geographie und Geschichte geforderten Wissensstoffes erleichtern sollen. Er will seine Arbeit als Lernbuch angesehen wissen, das den Stoff nach bestimmten Gesichts-

punkten gruppiert und an die Stelle des gedächtnismäßigen eine verstandesmäßige Aneignung des Wissens setzt. Die allgemeine Geschichte wird in 49, die österreichische in 11 Fragen behandelt. Der geographischen Vaterlandskunde sind 20 gewidmet. Unter den Fragen fallen einige auf, die ob der Unbestimmtheit des Frageinhalts nicht gebilligt werden können. Fragen wie: „Was ist über den Verlauf der Perserkriege zu sagen?“ oder: „Was ist über die Alpenländer in hydrographischer Hinsicht zu sagen?“ lassen mindestens eine mehrseitige Beantwortung zu. Dazu kommt, daß in die zweite Frage zuviele Momente hineingelegt wurden, als daß überhaupt eine befriedigende Antwort darauf gegeben werden kann. Daß es ferner von einem Abiturienten zuviel verlangen heißt, wenn man von ihm darüber Rechenschaft fordert, was wir über die Anfänge des römischen Gemeinwesens, über die Kultur der Germanen oder über Ursprung, Verlauf und Ergebnis der Kreuzzüge wissen, dürfte ohne weiters klar sein. Inhaltlich ist das Buch ein Auszug aus den Lehrbüchern, wie ihn sich jeder Abiturient ohne Schwierigkeiten machen können muß, sofern er darauf Anspruch erhebt, die zum Besuche der Universität nötige geistige Reife zu besitzen.

Wien. J. Müllner.

Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für höhere Schulen und Lehrerbildungsanstalten. Von Dr. Michael Geistbeck. 26. verbesserte und 27. Auflage mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905.

Daß eine Doppelauflage des vorliegenden Werkchens, das erst 1904 in 25. Auflage erschienen ist, nach so kurzer Zeit nötig wurde, beweist zunächst seine große Verbreitung. Es ist aber erfreulich zu sagen, daß diese Verbreitung eine wohlverdiente ist. Der ungemein vielseitige Stoff ist so übersichtlich gruppiert, die Darstellung durchgängig eine so klare, dabei anregend und gut lesbar, daß in der Tat nur wenig zu wünschen übrig bleibt. Dahin gehört aber eine vornehmere Ausstattung, insbesondere was die beigegebenen Bilder und Kärtchen betrifft. Freilich müßte darunter die Wohlfeilheit leiden. Besonders lobenswert scheint mir die Behandlung der mathematischen Geographie und der Geologie. Was hier geboten wird, ist ja nicht viel, aber es entspricht den Zwecken des Büchleins vollauf. Für unsere Mittelschulen hat das hübsche Werkchen insoferne weniger Bedeutung, da es die allgemeine Erdkunde als ein geschlossenes Ganzes zusammenfaßt, wofür unser Lehrplan, wie mir dünkt, mit Recht, keinen Raum läßt, indem er vielmehr diesen Stoff als organischen Bestandteil dem Ganzen des erdkundlichen Unterrichtes einfügt. Aber gleichviel: reifere Schüler und nicht wenige Lehrer, die sich über ein-

zelne Fragen der allgemeinen Geographie rasch und bequem, dabei in verläßlicher Weise orientieren wollen, werden Geistbecks Buch selten vergeblich befragen. Manchem Lehrer dürfte auch die geschickt zusammengestellte Sammlung geographischer Aufgaben recht willkommen sein. Der Literaturnachweis ist zwar recht übersichtlich und umfassend genug, nur scheinen mir die kritischen, ohnehin ausschließlich lobenden, Bemerkungen zumeist recht überflüssig zu sein.

Wien. B. Imendörffer.

J. Horn, Gewöhnliche Differentialgleichungen beliebiger Ordnung. Sammlung Schubert, Bd. 50. Leipzig 1905.

Das Buch gibt nicht eigentlich eine Andeutung für die Lösung von Differentialgleichungen im älteren Sinne; wenn auch im X. Abschnitt (S. 253) die elementaren Integrationsmethoden für gewisse Klassen von Differentialgleichungen, die Theorie des Eulerschen und Jacobischen Multiplikators kurz aber doch in genügender Ausführlichkeit besprochen werden, so handelt es sich in dem vorliegenden Werke wesentlich um eine strenge Begründung der Theorie der Differentialgleichungen auf Grund der Funktionentheorie. So wie seit Riemann und Weierstraß allgemeine Eigenschaften der Funktionen eigentlich erst durch die Untersuchungen im komplexen Gebiete gewonnen werden konnten, so ist man auch seit den bahnbrechenden Untersuchungen von Fuchs in der Theorie der Differentialgleichungen bestrebt, aus der Art der in den Differentialgleichungen auftretenden Funktionen auf die Eigenschaften der Integrale zu schließen. Die zahlreichen, hervorragenden, in den letzten Dezennien auf diesem Gebiete veröffentlichten Arbeiten gesammelt und in möglichst kondensierter Form dargestellt zu haben, ist ein wesentliches Verdienst dieses für den reichen Inhalt eigentlich recht kompendiösen Werkes.

In seiner streng wissenschaftlichen Darstellung setzt es schon bedeutende Kenntnisse aus der Funktionentheorie, natürlich auch der elementaren Sätze über Differentialgleichungen voraus. Allerdings finden sich auch an einzelnen Stellen mehr elementare Erörterungen, wie z. B. in den §§ 12 und 13 des II. Abschnittes, dann der schon erwähnte X. Abschnitt; doch würde Ref. auch diese Teile nicht gern vermissen und eher auch an anderen Stellen mitunter eine etwas ausführlichere Darstellung für erwünscht halten.

Naturgemäß mußte sich der Verf. auf die Durchführung weniger Beispiele beschränken; liefern ja doch manche der allgemeinen Ableitungen, so z. B. über die Herleitung der kanonischen Fundamentalsysteme in der Umgebung von singulären Stellen (S. 126) vorläufig nur Existenzbeweise, während die wirkliche Be-

rechnung derselben noch unmöglich ist. Das Beispiel auf S. 67, welches auf eine Differentialgleichung dritter Ordnung führt, für welche $t = o$ eine singuläre Stelle der Bestimmtheit ist, liefert übrigens eine Illustration zu den theoretischen Erörterungen auf S. 137. Da jedoch die diesem Systeme anhaftende Eigentümlichkeit stets eintritt, wenn die Entwicklung der Integrale in der Umgebung einer Nullstelle der Funktionaldeterminante $\Sigma \pm A_{11}(x) A_{22}(x) \ldots A_{nn}(x)$ der Funktionen $A_{\alpha}(x)$ des Systems (B) S. 61 (welche selbstverständlich mit der „Determinante des Fundamentalsystemes" nicht identisch ist) erfolgt, so würde dieser Fall wohl einer allgemeinen Untersuchung bedürfen.

Von besonders wichtigen allgemeinen Beispielen wären zu erwähnen: Die Integrationsmethode mittels unendlicher Determinanten, welche zuerst Hill in der Mondtheorie benützte (S. 229); die von Gyldén in seiner Theorie der absoluten Bahnen betrachtete Lamé-Hermitesche Differentialgleichung mit doppeltperiodischen Koeffizienten (S. 248); die Untersuchungen über asymptetische Darstellungen nach Poincaré (S. 188).

Eine Bemerkung möchte sich Ref. bezüglich der Anwendung der gewonnenen mathematischen Resultate auf die theoretische Astronomie erlauben. Sind ja doch manche dieser Untersuchungen speziell aus dem Bestreben der sichereren Fundierung der astronomischen Resultate hervorgegangen.

In § 4 (S. 15) wird der Beweis gegeben, daß sich jedes System von Differentialgleichungen erster Ordnung (und auf ein solches lassen sich ja die Differentialgleichungen höherer Ordnung zurückführen), bei denen die Differentialquotienten durch analytische Funktionen der Variabeln ausgedrückt sind, welche sich in der Umgebung einer gegebenen Stelle für einen gewissen Bereich regulär verhalten, mittels sukzessiver Annäherungen durch unbedingt und gleichmäßig konvergente Reihen integrieren läßt. Im § 68 (S. 307) werden die für die Astronomie so wichtigen periodischen Lösungen erörtert. Unter der Voraussetzung, daß die die Differentialquotienten definierenden Funktionen sämtlich dieselbe Periode haben und als Lösungssystem eine Gruppe von periodischen Funktionen mit derselben Periode auftritt, wird bewiesen, daß die Lösungen sich nach Potenzen eines kleinen Parameters (der störenden Masse in der Astronomie) entwickeln lassen, deren Koeffizienten periodische Funktionen mit derselben Periode sind. Der nicht besonders erwähnte Fall, daß die in der Differentialgleichung auftretenden Funktionen verschiedene Perioden haben, läßt sich im allgemeinen auf den vorliegenden zurückführen; denn man kann stets ein Vielfaches der sämtlichen gegebenen Perioden angeben, welches als Periode des Systems angesehen und daher auch als Periode der Lösungen aufgefaßt werden kann. In der Ausführung zerfallen denn die Integrale wieder in Gruppen von

Gliedern, welche verschiedene Perioden haben, die aber sämtlich aliquote Teile der Gesamtperiode sind.

Allerdings bleibt nach dem zweiten Falle des Differentialsystems (S. 310), bei welchem die unabhängige Variable (die Zeit) nicht explizit in dem Differentialsystem auftritt, die Periode $T + \tau$ selbst unbestimmt, und es zeigt sich, daß auch τ sich als eine Potenzreihe von dem Parameter μ darstellt. Wie man sieht, haben diese Sätze jedoch für die Praxis nur die Bedeutung, daß man die nach Potenzen der störenden Massen μ auftretenden Reihen als gleichmäßig konvergent anzusehen berechtigt wäre, wenn es gelingen würde, die Koeffizienten der verschiedenen Potenzen von μ in geschlossener Form oder als summierbare oder doch wenigstens in sich konvergente Fouriersche Reihen darzustellen. Allein es ist bisher nicht gelungen, die Koeffizienten von μ, μ^2, μ^3 . . . in dieser Weise zu erhalten.

Betrachtet man nur das Resultat des Beispieles auf S. 106, die Theorie der erzwungenen Schwingungen, welche ja im großen und ganzen dem Problem der Störungen nahe verwandt ist, so zeigt sich, daß, obzwar theoretisch die Reihe x als „unbedingt und gleichmäßig konvergent" erklärt werden kann, schon die hier auftretenden Glieder je nach dem Werte des Nenners $\varkappa^2 - n^2 \alpha^2$ zu Störungen in der theoretisch gleichmäßigen Konvergenz Anlaß geben, eine Erscheinung, die ja schon Clairaut bekannt war und welche auch in der Gyldenschen Theorie in den elementären und hyperelementären Gliedern wieder auftritt. Übrigens gibt die praktische Durchführung für den Fall der „vollständigen Kommensurabilität" eine Lösung, bei welcher die Zeit vor den periodischen Funktionen heraustritt, wie dieses auch in dem Beispiele S. 106 und dann in den Integralen der allgemeinen Gleichungen auf S. 236 angeführt ist.

Hiezu kommt dann noch die Schwierigkeit, welche aus der Unbestimmtheit gewisser Integrationskonstanten (der mittleren Bewegungen) resultiert. Mathematisch ausgedrückt, gibt dieses ja einen Wechsel in der „Stelle" der Entwicklung und es kann damit unter Umständen ein Wechsel in der Entwicklung selbst verbunden sein.

Wenn wir aber hiernach auch gegenwärtig von endgiltigen Resultaten noch sehr weit entfernt sind, so scheinen die Verhältnisse oder doch wenigstens die Fragestellungen schon so weit geklärt, daß sie in einem Werke wie das vorliegende, welches diesen Untersuchungen allgemeinere Verbreitung zu geben bezweckt, jedem Leser willkommen wären.

Wien. N. Herz.

Die Entwicklung der elektrischen Messungen von Dr. O. Fröhlich. Mit 124 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1905. Preis 6 Mk.

Das vorliegende Buch bildet das 5. Heft der im Verlage von Vieweg seit einiger Zeit erscheinenden Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Der Verf., der sich lange Zeit mit elektrischen Meßinstrumenten und Meßmethoden beschäftigt hat, schien berufen zu sein, über die Geschichte dieses Gegenstandes zu schreiben. Mit Recht betont er, daß für den Physiker und Techniker einerseits, für den Lehrer der Physik anderseits die Darstellung des Werdeganges auf einem Gebiete der Physik von großem Belange ist, insoferne der Geist, der dem betreffenden Gebiete innewohnt, erst klargelegt und richtig empfunden wird, wenn wir die Entwicklung des Gebietes überblicken. Eine derartige Schrift wird aber erst dann besonders fruchtbringend sein, wenn die Menge des Gebotenen maßvoll ist und wenn nur die Linien der Entwicklung angegeben und nur die wesentlicheren Erscheinungen charakterisiert werden. Gerade aus diesem Grunde erschien es wichtig, aus der Fülle von elektrischen Meßinstrumenten und Meßmethoden nur jene auszuwählen, welche auf die Entwicklung der elektrischen Messungen einen erheblichen Einfluß ausgeübt haben.

Unter den Meßinstrumenten, deren Werdegang dargelegt wird, finden wir die Strommesser, dann die Spannungsmesser, die Widerstandsapparate, die Selbstinduktionsskalen, die Apparate zur Messung magnetischer Eigenschaften, die elektrischen Wärmemesser, die Elektrizitätszähler, die elektrischen Registrierapparate und die elektrischen Geschwindigkeitsmesser. Dabei ist sowie in dem zweiten Teile, der von den Meßmethoden handelt, ebenso auf die wissenschaftlichen Apparate des Physikers wie auf jene des Elektrotechnikers die gebührende Rücksicht genommen worden.

Von Meßmethoden werden die der Strommessung, der Spannungsmessung, der Widerstandsmessung, die zur Bestimmung der Selbstinduktion und jene der Wechselstrommessung besprochen.

Die Darstellung des Gebotenen ist eine sehr klare und in jeder Beziehung gelungene. Der Verf. hat es meisterhaft verstanden, in den ungeheuern Stoff Ordnung und Übersicht zu bringen; er hat auch, um den Fortschritt auf dem Gebiete der elektrischen Meßkunde darzulegen, der Kritik, die er an Meßinstrumente und Meßmethoden anlegte, nicht entraten können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

James Walker, Elementare anorganische Chemie. Mit Genehmigung des Verf. ins Deutsche übersetzt von Margarete Egebrecht und Emil Bose. Mit 42 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg. 1903. 326 SS. 8°.

„Es sind in dem Buche allgemeine Grundsätze hervorgehoben, die den Studierenden (an Hochschulen) befähigen werden, seine ersten Laboratoriumserfahrungen auf verschiedene Gebiete auszudehnen und scheinbar lose Tatsachen zu verbinden und aufeinander zu beziehen.“ Vorw. VI.

Das durchaus vom Gesichtspunkte moderner Theorie aus geschriebene Buch übt auf den Leser einen eigentümlichen Reiz aus nach Form und Inhalt.

Auf Beispiele und Bedingungen chemischer Einwirkung folgt eine Betrachtung über Lösungen und Löslichkeit, über Symbole, Formeln und Gleichungen, über Verbrennung und Flammen. Daran schließt sich eine Erörterung über Neutralisation, über die gewöhnlichen Säuren und Basen, über Oxyde, Bildung und Zerfall von Salzen, positive und negative Radikale, doppelte Umsetzung, Zonenbildung und Austausch von Radikalen und über Elektrolyse. Beispiele chemischer Umsetzung, Oxydation und Reduktion, die allgemeinen Gasgesetze, Mischungen von Gasen und die atmosphärische Luft sind die Gegenstände der darauf folgenden Abschnitte.

Damit endigt auf S. 149 eigentlich erst der allgemeine Teil des Buches; der sich nicht nur durch großen Umfang, sondern auch durch Gediegenheit vorteilhaft auszeichnet.

Im zweiten Teile werden behandelt: Sauerstoff, Wasser, Kohlenstoff, Stickstoff, Chlor, Brom und Jod, Schwefel, Phosphor, Silber, Kupfer und Quecksilber, Zink und Aluminium, Eisen, Calcium und Baryum, Natrium, Kalium und Ammonium.

Alle genannten Themen des sehr interessanten Buches sind in leicht faßlicher Form behandelt; das auf dem Titelblatte stehende „elementare anorg. Chemie“ darf aber nicht in dem Sinne genommen werden, als ob der Leser ganz ohne Fachkenntnisse mit Erfolg an die Arbeit gehen könnte.

Die Überführung des Calciumkarbonates in Calciumoxyd bildet den Ausgangspunkt der Erörterungen über chemische Erscheinungen.

Nirgends werden Behauptungen aufgestellt, die nicht auch ausgiebig begründet würden. An manchen Stellen findet sich eine ganze Reihe von reizenden Aufgaben, die zum Denken anregen und gleichzeitig das positive Fachwissen selbst wesentlich fördern (so z. B. S. 110—116). Im speziellen Teile hat nur sicher Erkanntes, u. zw. in guter Auswahl, Aufnahme gefunden. Die Fortschritte der Wissenschaft auf jeglichem Gebiete der Chemie sind in recht anerkennenswerter Weise berücksichtigt und recht genießbar verarbeitet worden. Bei technischen Angaben, die mit

großem Geschicke behandelt werden, wird nur das Wesentliche gebracht, jedes die Hauptsache verhüllende Detail wird weggelassen. In didaktischer Beziehung kann der aufmerksame Leser gute Ausbeute machen.

Die Abbildungen sind sehr einfach gehalten und durchaus richtig. Einige von ihnen sind geradezu originell. Jedem einzelnen Bilde sind kurze Erklärungen beigedruckt worden. Nicht ganz klar ist Fig. 27 auf S. 160; auch die beigegebene Beschreibung läßt zu wünschen übrig.

Betreffs der im Buch enthaltenen, meist klaren und genügend scharfen Definitionen kann fast nur Lobenswertes gesagt werden. Die Definitionen von „Kristallwasser" (S. 22) und von Verbindungsgewicht (S. 25) könnten geändert werden!

In sachlicher Beziehung wäre zu verbessern: S. 56, Anm. 2: „Fast alle anderen Säuren werden aus ihr (der Schwefelsäure) durch ihre Einwirkung auf gewisse Salze bereitet." S. 59, Anm. 3: „Verdünnte Chlorwasserstoffsäure enthält nicht mehr als 20 Prozent." S. 61 werden Calciumhydroxyd, ebenso Strontium- und Baryumhydroxyd „alkalische Erden" genannt. S. 112, Anm. 3 wäre anstatt „Karbonate der Alkalien" zu setzen: „Karbonate der Alkalimetalle", analog „Karbonate der Schwermetalle". S. 113, Anm. 2 ist darauf aufmerksam zu machen, daß bei Zugabe von Lauge zur Zinksulfatlösung ein Überschuß des Fällungsmittels zu vermeiden ist, weil sonst Lösung des eben entstandenen Niederschlages eintreten würde. Das an sich ungemein interessante Kapitel über Ozon, S. 160—163. S. 174, Anm. 4 die Bemerkung: „Lampenruß ... ist einfach kondensierter Rauch." S. 183, Anm. 1: „Leitet man Wasserdampf über rotglühende Kohle" .... so erhält man ein „Gasgemenge" von „Stickstoff, Kohlenoxyd und Wasserstoff". S. 203, Anm. 3: „$Fe + H_2O = FeO = H_2$." S. 243, Anm. 3: „Das Ferrosulfat ... gibt beim Erhitzen neben anderen Produkten auch Schwefelsäure ab." S. 247, Anm. 1: Beim Behandeln mit verdünnter Chlorwasserstoffsäure oder Schwefelsäure zersetzt sich das Ferrosulfid folgendermaßen: $FeS + H_2SO_4 = H_2S + FeSO_4$." S. 260, Anm. 4: „Bei Einwirkung von Wasser bilden sie phosphorige Säure, resp. Phosphorsäure und Bromwasserstoffsäure, die hier an Stelle (!) der Chlorwasserstoffsäure auftritt." S. 247, Anm. 3.: ... H_2S ... „ist die Luftzufuhr aber nicht ausreichend, so verbrennt vorzugsweise Wasserstoff statt Schwefel." S. 248, Anm. 3: „Das Hydroxyd" (des *Ca*! Ref.) ist „kaum löslich". S. 270, letzte Anm.: „Sulfidniederschläge mit vielen metallischen Salzen." S. 271, Anm. 2: „Die Schwefelsäure ... kann leicht zu Schwefeldioxyd reduziert werden, wenn sie nicht mit Wasser vermischt wird." S. 274, Anm. 3: „Das metallische Kupfer findet sich frei in der Natur in der Nähe des Oberen Sees". Das ist doch eine allzu dürftige



Angabe! S. 286, letzte Anm.: „Bleisuperoxyd . . . bleibt als schwarzer Rückstand übrig." S. 294, Anm. 1: „Feuerfester Ton besteht aus gewöhnlicher Tonerde (!) und Quarz. Porzellanerde ist farblos, Pfeifenton ist fast farblos." S. 303, letzte Anm.: „$FeCl_3$ sublimiert in Gestalt von schwarzen Schuppen", und weiter: „Beim Lösen bildet dieses Salz ($FeCl_3$) eine gelbe Lösung." S. 304, Anm. 4: „Der aus einer gewöhnlichen Ferrosalzlösung (mit $NaOH$) erhaltene Niederschlag ist immer von dunkelgrüner Färbung." S. 306, Anm. 1: „Undurchsichtig kennt man es als Gips und (!) Alabaster; wenn es durchsichtig und deutlich kristallinisch (!) ist wie Kalkspat (!), nennt man es Marienglas."

Die anzustellenden Versuche sind nicht separat beschrieben. „Jeder Lehrer", sagt diesbezüglich der Verf., „kann leicht diejenigen Experimente, welche am besten die Grundsätze, auf die Bezug genommen ist, veranschaulichen, aus den vielen vortrefflichen Handbüchern . . . aussuchen."

Die befolgte Namengebung ist lobenswert, die fremden Ausdrücke sind sehr gut erklärt. S. 243 wäre der Ausdruck „Bisulfat" zu vermeiden, S. 300 hieße es anstatt „Kohlensäure" besser: „Kohlendioyyd", S. 306 soll für „anhydrisch" das deutsche „wasserfrei" gesetzt werden. Zum Trocknen von Gasen wird übrigens das wasserfreie Calciumchlorid nicht verwendet.

Der Stil, in dem das Buch geschrieben, ist sehr hübsch; die schöne Schreibart, eine erzählende Vortragsweise, läßt das Werkchen geradezu als ein „Lesebuch für vorgeschrittene Schüler" erscheinen. Man fühlt beim Durcharbeiten des Ganzen fast keine Ermüdung.

Kleine Verstöße können leicht verbessert werden, so z. B.: S. 18, Anm. 3: „$CaCO_3$ praktisch unlöslich." S. 9, Anm. 2: „Chemische Substanzen." S. 14, Anm. 2: „Schwacher Dampf." S. 20, letzte Anm.: „Amorphe Substanzen sind formlos." S. 22, Anm. 2: „Mechanische Trennung praktisch unmöglich." S. 61, Anm. 1: „Praktisch geruchlos." S. 86, Anm. 4: „(Vergl. in denen bei Natriumthiosulfat. Kap. 27.)" S. 110, letzte Anm.: „Worauf" ist durch „wobei" zu ersetzen. S. 116, Anm. 3: In „Der H_2S, der gleichzeitig gewonnen wird, entweicht als Gas" hieße es besser „entsteht" oder „sich bildet". S. 171, Anm. 1: „Als Tinte benützt, trocknet sie zu einem praktisch farblosen Hydrat ein"; da wäre „fast" mehr am Platz als „praktisch". S. 189, Anm. 2 soll in „bis das Gas praktisch undurchsichtig wird" das beliebte Wort „praktisch" einfach weggelassen werden. S. 196, Anm. 1: „Dieses Oxyd . . . ist sehr unstabil." S. 201, Anm. 2 steht „hellbrennender Schwefel" statt „lebhaft . . ." S. 202, letzte Anm.: „Wasser ist praktisch die einzige Quelle des Wasserstoffs." S. 203, Anm. 1: „Beide in den zur Wasserbildung notwendigen Verhältnissen."

S. 204, Anm. 4: „Bei dieser Temperatur werden alle anderen Gase außer dem seltenen Helium praktisch zu einer festen Masse kondensirt." S. 215, Anm. 3: „Diese Substanz gleicht dem Chloroxyd in vieler Weise." S. 242, Anm. 2: „Die Elemente des ungebildeten (!) Wassers." S. 263, Anm. 4: „. . . in Orthophosphorsäure verwandelt, d. h. in derartige Form, die bei ihrer Zusammensetzung den größten Wasserbetrag enthält." S. 264, letzte Anm.: „Orthophosphat . . . in Wasser praktisch unlöslich, etwa „fast" oder „beinahe"! Ref. S. 269, letzte Anm.: „Die Ähnlichkeit . . . beschränkt sich auf eine praktisch formale Ähnlichkeit im Falle einiger Verbindungen." S. 273, Anm. 2: „Das Ag ist so weich, daß es praktisch unmöglich ist . . ." S. 273, Anm. 3: „HCl und verdünnte H_2SO_4 sind auch praktisch ohne Einwirkung auf Ag." S. 273, Anm. 4: „Das hauptsächlichste lösliche Silbersalz." S. 281, Anm. 4: „In Wasser und verdünnten Säuren praktisch unlöslich." S. 293: zu $ZnCl_2$ „. . . und häufig zum Entfernen von Wasserspuren in gewissen chemischen Prozessen gebraucht werden", würde logisch lauten: „. . . und bei gewissen chemischen Prozessen häufig zum Entfernen von Wasserspuren gebraucht werden." S. 200, Anm. 2 sollte das Wort „nicht" durch den Druck hervorgehoben werden; dasselbe gilt S. 202, Anm. 2 für „Sauerstoffmenge". S. 313, Anm. 2: „Eine frischgeschnittene Oberfläche (des Na) . . . verdunkelt sich . . . an der Luft sofort." S. 314, letzte Anm.: „Auf einem natürlichen Boden, wo die Pflanzen auf derselben Stelle zerfallen." S. 314, Anm. 3: „Aus den Staßfurter Salzlagern bei Magdeburg." S. 315, Anm. 2: „K_2CO_3 wurde früher beinahe ausschließlich aus Pflanzenasche dargestellt und das rohe Karbonat führt daher (?) jetzt noch den Namen Pottasche." S. 317, Anm. 4: „Ein Gemenge von Ammonium, Karbonat und einer Substanz Ammoniumkarbonat."

Die angegebenen kleinen Mängel des Buches lassen sich leicht korrigieren. Gelegenheit hiezu dürfte eine baldige Neuauflage geben, die gewiß nicht allzu lange auf sich warten lassen wird. Dieser Erfolg wäre wünschenswert, denn es handelt sich da um ein gutes Buch.

Wien. Joh. A. Kail.

Mineralkunde. Von Prof. Dr. A. Sauer. Mit 26 farbigen Tafeln und mehreren hundert Textbildern. I. und II. Abteilung; vollständig in sechs Abteilungen. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Preis per Abteilung Mk. 1·85.

In den letzten Jahren zeigte sich das Bestreben, auch die Mineralogie zu popularisieren. Das größte Hindernis, das dem entgegenstand, war die Schwierigkeit der Herstellung naturgetreuer

farbiger Mineralbilder. In Sauers Mineralkunde ist es gelungen, mit Hilfe der modernen Farbentechnik einen mineralogischen Bilderatlas zu schaffen, der allen billigen Anforderungen entspricht, ja vielfach die gehegten Erwartungen übertrifft. Mit Recht hebt übrigens der Verf. hervor, daß diese Bilder keineswegs die Beschäftigung mit den Naturobjekten ersetzen sollen, sondern bestimmt sind, die in der Natur geschauten Dinge in die Erinnerung zurückzurufen. Deshalb wurden nicht besondere, seltene Schaustücke abgebildet, sondern die Objekte wurden so ausgewählt, wie sie in jeder größeren Sammlung vertreten sind. Auch der Text verdient alles Lob hinsichtlich der geschickten Verarbeitung des immerhin etwas spröden Stoffes aus der Kristallographie und Mineralphysik, so daß diese Mineralkunde wirklich jeder gebildete Laie verstehen kann. Für den speziellen Teil verspricht der Verf. vornehmlich die geologische und technische Bedeutung der Mineralien zu berücksichtigen. Wir wünschen dem schönen Werke einen guten Fortgang. An Abnehmern wird es bei seiner Gediegenheit und bei dem billigen Preise gewiß nicht fehlen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Ökologisch-ethologische Wandtafeln zur Zoologie. Herausg. von Dr. C. Matzdorff. Esslingen, Verlag von J. F. Schreiber. Preis einer Tafel unaufgezogen Mk. 4, auf Leinwand mit Stäben Mk. 6.

In allen Schulen werden heute die zahlreichen Wechselbeziehungen, in denen die Tiere zu der sie umgebenden leblosen und lebenden Natur stehen, hervorgehoben; in allen wird auf die mannigfachen, aus jenen sich ergebenden Lebensgewohnheiten hingewiesen. Nun mangelt es aber auf dem Gebiete der Ökologie und Ethologie der Tiere an Anschauungsstoff. Dr. C. Matzdorff hat sich daher entschlossen, ökologisch-ethologische Tafeln herauszugeben, welche Erscheinungen der Anpassung der Tiere an die leblose Natur, Beziehungen zu den Artgenossen, zu anderen Tierarten, zu Pflanzen und zum Menschen behandeln. Ref. liegen zwei Tafeln in neun- und zehnfachem Farbendrucke nach Originalen von Paul Flandesky (Format 92 : 123 *cm*) vor. Taf. 1 bringt Schutzfärbung und Schutzform, Nachahmung von Blättern, Rinde und Früchten zur Anschauung. Die Unterseite der Flügel von *Vanessa C-album* (Fig. 1) ist vertrockneten Blättern sehr ähnlich. Die geschlossenen Flügel von *Kallima inachis* (Fig. 3 und Fig. 4) ähneln braunen Blättern. Die Moderholzeule verschwindet mit zusammengelegten Flügeln zwischen Holzstückchen und der Rüsselkäfer, *Cionus scrophulariae,* heftet seine Puppenkokons zwischen die Früchte von *Scrophularia nodosa.* Taf. 2 zeigt an mehreren Beispielen (*Moma orion*, Raupe von *Boarmia lichenaria*, *Epeira parvula*, *Ancylo-*

nathus tribulus und *Palophus centaurus*), daß die Nachahmung von Flechten und dürren Zweigen den Tieren Schutz gewährt.

Die bildliche Darstellung, Naturtreue und der Farbenton sind so vortrefflich, daß man dem Erscheinen der übrigen Tafeln mit Spannung entgegensehen kann.

Wien. H. Vieltorf.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit E. von Schenckendorff und Dr. med. F. A. Schmidt herausgegeben von Professor H. Wickenhagen. Vierzehnter Jahrgang 1905. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1905.

Der XIV. Band des alljährlich vom Zentralauschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele herausgegebenen Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele liegt vor uns. Nur ein flüchtiger Blick in das stattliche Buch beweist aufs neue die volklich und erziehlich wohltätigen Ziele und Wirkungen der nun über ganz Deutschland verbreiteten Einrichtungen des Zentralausschusses und zeigt, was wiederum während des abgelaufenen Jahres Dank der überaus fürsorglichen Förderung des genannten Ausschusses für die Verbreitung und Vertiefung dieses der Volks- und Jugendwohlfahrt gleich unentbehrlichen Erziehungsgegenstandes in reicher Fülle erstrebt und erzielt worden ist. Freudig überrascht es zunächst, daß das Bewegungsspiel, so insbesondere in den dichtbevölkerten Industriestädten, die seiner doch am notwendigsten haben, eine immer tiefer in das Leben des Volkes und der Jugend eingreifende Kulturarbeit übernommen und tatsächlich auch geleistet hat. Darüber geben uns die Abschnitte 'Aus der Praxis für die Praxis' und 'Die Spielkurse' mit ihrem überreichen statistischen Material ein glänzendes Zeugnis. Die Bemerkung des Herausgebers, daß die Ausbildung der Lauftüchtigkeit nicht allein für die geistige und leibliche Gesundung unserer Jugend, sondern auch für ihre Wehrbarmachung von unschätzbarem Werte sei, wird auch bei uns allerorten in Kreisen der Behörden und Fachgenossen nur volle Zustimmung erfahren. Aber auch die Berichte über das Wandern, Schwimmen und Rudern zeigen deutlich, daß der Sinn für eine gesunde Pflege der Leibesübungen überhaupt in stetem Wachsen begriffen ist und sich allmählich zur wahren Volks- und Schulangelegenheit herangebildet hat. Von den trefflichen zehn Abhandlungen des Jahrbuches nennen wir den Bericht des Berliner Stadtschulrates Dr. Neufert über die Einrichtungen der Charlottenburger Waldschule, die auch unseren Großstädten zum wahren Vorbilde dienen kann, an erster Stelle. Der Wunsch des Berichterstatters, daß auch andere Orte auf dem betretenen Wege folgen mögen, sei auch für uns gesprochen. Eine besondere Erwähnung verdienen die Aufsätze des bekannten Bonner Sanitäterates Dr. A. F. Schmidt

über das Spiel und die Leibesübungen auf der Weltausstellung in St. Louis im Jahre 1904, wo er sehr zur Freude aller Spiel- und Turnfreunde eine Reihe unterrichtlich und erziehlich wertvoller Einzelheiten aus seinen daselbst persönlich gemachten Erfahrungen mitteilt, und des Berliner Oberlehrers Dr. A. Gruhn über die leiblichen Erziehungsverhältnisse Japans. Den spielwissenschaftlichen Teil des Buches bildet eine Arbeit des Eisenacher Oberlehrers Dr. Koch über die Ballspielanschauungen der alten griechischen Ärzte, während uns der Braunschweiger Professor Dr. Konrad Koch einen interessanten Aufschluß über Wohnungsgesetze und Spielplatzfragen gibt. Nicht ohne Bedeutung ist die vom Wegesacker Gymnasialdirektor Dr. Johann Vollert aufgeworfene Frage, wie die Freude am deutschen Volksliede bei unserer Jugend gefördert werden könne, ein Aufsatz, der auch für unsere Verhältnisse als recht lesenswert empfohlen werden kann. Einen statistisch interessanten Beitrag liefert der Turnlehrer am kgl. Wilhelm-Gymnasium in Berlin, K. Rossow, über die Leibesübungen an den preußischen Seminaren, der einen wertwollen Beitrag zur Schulturnstatistik überhaupt bildet. Schließlich nennen wir noch Dr. Gerstenbergs zeitgemäßen Aufsatz über die Leibesübung im Dienste der sozialen Arbeit in Hamburg mit seinen wertvollen Mitteilungen über das Volksheim und das Lehrlingswesen in Hamburg.

Diese wenigen Inhaltsbemerkungen werden genügen, den Leser zu überzeugen, daß auch der vorliegende Band des Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele hinter der Trefflichkeit der bereits herausgegebenen Bände in keiner Weise zurücksteht und daß alle Fachgenossen mit dem, was ihnen vorgelegt worden ist, in vollem Ausmaße, wie es der rührige und um das Turnwesen verdiente Herausgeber wünscht, auch zufrieden sein können.

Den Bibliotheken unserer Unterrichtsanstalten und allen Freunden der leiblichen Erziehung unserer Jugend sei auch dieser Band des Jahrbuches auf das wärmste empfohlen.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bemerkungen zur deutschen Schulgrammatik.

Die deutsche Schulgrammatik bedient sich, um den Schüler mit den Gesetzen des deutschen Satzbaues vertraut zu machen, im allgemeinen der aus der philologischen Wissenschaft entlehnten Methode der analytischen Beobachtung des gegebenen Sprachmaterials; ein als Beispiel vorgeführtes sprachliches Gebilde wird durch Abfragen zerlegt, die gewonnenen Einheiten werden nach ihren wechselseitigen Beziehungen bestimmt und benannt, die Charakteristika gleichartiger Erscheinungen in Regeln, in Lehrsätze zusammengefaßt. Wird diese Methode gut angewendet, so wird sie dem Schüler einen klaren Einblick in das Gefüge des deutschen Periodenbaues verschaffen; er wird umfangreiche sprachliche Gebilde in ihre Teile zerfällen und diese Teile in die richtigen Schubfächer legen können; er wird für das Verständnis der Grammatik fremder Sprachen entsprechend gerüstet sein.

Wenn wir aber mit Spengler [1]) den Hauptzweck des grammatischen Unterrichtes darin erblicken, den richtigen Gebrauch der Sprache zu vermitteln, also lebendiges, bewußtes Sprachgefühl zu erzeugen, so wird uns als Lehrziel nicht das Zerlegen, sondern das Zusammensetzen, d. h. bewußt richtig sprechen und schreiben zu lernen, vorschweben. Sollte sich zur Erreichung dieses Zweckes nicht mitunter die der analytischen Methode entgegengesetzte synthetische empfehlen, nach welcher man von Vorstellungen ausginge und — mit Schülern, die sich ihrer Muttersprache doch schon mit einer gewissen Gewandtheit bedienen — die verschiedenen Möglichkeiten suchte, diese Vorstellungen sprachlich auszudrücken?

Dem Gymnasiasten der Mittelstufe, den sein deutsches Schularbeitenthema ein Bild beschreiben, einen Spaziergang schildern, ein Sprichwort erklären heißt, wird auch eine hoch entwickelte Analysierfertigkeit

---

[1]) Dr. Franz Spengler, Deutsche Schulgrammatik für österreichische Mittelschulen. Wien, k. k. Schulbücher-Verlag 1905.

in seinen Nöten wenig helfen. Er hat den Kopf voller Vorstellungen. Diese soll er kraft ihrer gegenseitigen Beziehungen zu Sätzen verbinden, er soll Abwechslung in den Ausdruck bringen, soll von einem Gedanken zum anderen überleiten usw. Der deutsche Grammatikunterricht könnte hier manche nutzbringende Anregung geben, wenn neben (manchmal statt) der Analyse auch die Synthese geübt würde.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen eine Reihe von Erörterungen einleiten, die an Lehrsätze aus den Schulgrammatiken von Willomitzer[1]), Kummer[2]), Tumlirz[3]) und Spengler angeknüpft werden.

Die Einteilung des syntaktischen Lehrstoffes ist in den Lehrbüchern ungefähr gleich: *a*) allgemeines über den einfachen Satz und seine Glieder; *b*) spezielle Behandlung der beiden Haupt-, sodann der drei Nebensatzglieder; *c*) allgemeines über den zusammengesetzten Satz; *d*) die Arten der Satzverbindung; *e*) die Nebensätze in der dem Punkte *b*) entsprechenden Reihenfolge; *f*) der mehrfach zusammengesetzte Satz.

Diese Anordnung erscheint einfach und selbstverständlich. Die Lehrsätze werden auf Grund der Beobachtung ausreichenden Materials gewonnen. Sämtliche für die schulmäßige Analyse in Betracht kommenden Satzformen sind nach Inhalt und Form bestimmt — freilich gehen die Ansichten über das wechselseitige logische Verhältnis sprachlicher Gebilde oft weit auseinander.

Aber auch gegen übereinstimmende Anschauungen wird sich manches erinnern lassen; und schließlich ist die Frage nicht abzuweisen, ob nicht durch eine andere Anordnung des Stoffes der Hauptzweck des grammatischen Unterrichtes besser erreicht werden könnte. Um zu sicheren Ergebnissen zu kommen, scheint es nötig, über das Wesen der Grundbegriffe der schulmäßigen Syntax — es ist hier nur von dieser die Rede! — Satz, Haupt- und Nebensatz, Satzverbindung und Satzgefüge vollständige Klarheit zu gewinnen.

Satz.

Die erste These der Syntax lautet bei Willomitzer § 96: Ein Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens mit Zuhilfenahme eines *verbum finitum*. Ähnlich bei Kummer und Tumlirz. Bei Spengler § 49: Wir sprechen in Sätzen...... Jeder vollkommene und vollständige Satz enthält ein *verbum finitum*. — Dann heißt es weiter: Die wichtigsten Bestandteile des Satzes sind Subjekt und Prädikat. — Die vorausgehenden Beispiele (Mustersätze) fordern notwendig diesen ersten Lehrsatz. — Warum geht man von Schulbeispielen aus? Wäre es nicht naturgemäßer, von der Betrachtung des wirklichen Lebens auszugehen? Man fixiere ein in der gebildeten Umgangssprache gehaltenes ruhiges Gespräch, man notiere ein Schülerexamen, man untersuche eine Szene aus einem mustergiltigen Prosadrama — „statt der papierenen Perioden abgerissene Fragen

---

[1]) 9. Auflage. Wien, Manz 1902.
[2]) 5. Auflage. Wien, Tempsky 1902.
[3]) 4. Auflage. Wien, Tempsky 1903. — Die reichste Beispielsammlung bietet E. Hermanns Leitfaden, Wien, Hölder.

und Rufe, die flackernde Syntax der mit sich allein beschäftigten Aufregung" so charakterisiert Erich Schmidt einen Monolog der Marwood — und der Schüler wird sehen, wie mannigfaltige sprachliche Formen zur Gedankenmitteilung verwendet werden können. Und da sich die Analyse doch nur mit dem lebendigen Materiale zu beschäftigen hat, so scheint uns die Auskunft unzulässig, man könne sich solche „unvollständige, elliptische Sätze" durch Hinzufügung der entsprechenden Satzglieder leicht zu Vollsätzen ergänzen. Dies setzt voraus, daß wir in Sätzen denken, daß der in einem Wort hingeworfene Gedanke, um verstanden zu werden, notwendig die Form des Vollsatzes zu passieren habe. Es ist freilich nicht Aufgabe der Schulgrammatik, die außerhalb der Form des Vollsatzes liegenden sprachlichen Mitteilungen in ein System zu bringen. Aber einleitend müßte darauf aufmerksam gemacht werden; womit uns die Schulgrammatik schon von vornherein die notwendige Versicherung gäbe, daß sie auch die gesprochene und gehörte, nicht bloß die geschriebene Sprache zum Gegenstande ihrer Betrachtungen machen will.

Das erste Kapitel der Syntax sähe demnach ungefähr so aus:

§ 1. Ein Schulgespräch — oder besser eine Szene aus „Minna von Barnhelm" (laut zu lesen!).

§ 2. Unsere Gedanken und Empfindungen vermögen wir durch die Sprache (dem Ohre) oder durch die Gebärde (dem Auge) unmittelbar mitzuteilen[1]). Hinweis auf den Taubstummenunterricht. Die Sprache kann von Gebärden begleitet sein; außerdem hat man auf die Tonstärke, auf den Tonfall (Melodie, Accente) und auf das Tempo zu achten. Untersuchung über die Satzpausen im kleinen Kreise elementarer Beobachtungen.

§ 3. Die sprachlichen Mitteilungen zeigen vom Naturlaut, dem Empfindungswort (Erdmann, Grundzüge I, § 129: Die Interjektion ist die unvollkommenste und primitivste Form eines Satzes) bis zur zusammenhängenden, gegliederten Rede die mannigfachsten Formen. — Beispiele aus der vorausgehenden Szene oder aus Erdmann I.

Eine bestimmte Form der sprachlichen Mitteilung nennen wir Satz. Unter Satz verstehen wir im allgemeinen jene Form der sprachlichen Mitteilung, durch welche von einem Gegenstande (Satzgegenstand oder Subjekt — wer? was? — Nominativ!) mit Hilfe eines finiten Verbums etwas ausgesagt wird (Satzaussage — Prädikat). Die Aussage kann eine Behauptung, eine Frage, eine Begehrung sein.

Der zusammengesetzte Satz.

Die Lehre vom zusammengesetzten Satz wird durch allgemeine Bemerkungen über das Wesen des Haupt- und des Nebensatzes eingeleitet. Der Hauptsatz ist das unabhängige, übergeordnete, wichtigere Glied (Willomitzer); ist ein selbständiger Satz, der für sich allein stehen kann (Kummer); wird nicht als Glied eines anderen Satzes aufgefaßt (Spengler). Der Nebensatz ist untergeordnet (W.), abhängig, nur in Verbindung mit einem Hauptsatze möglich (K.), ist stets das Glied eines anderen Satzes

[1]) Vgl. auch § 1 von Spenglers Schulgrammatik.

(Sp.). Nur Tumlirz nähert sich der Auffassung, daß der Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz im allgemeinen nur ein formaler ist, wenn er sagt (§ 167): „Koordiniert erscheinen zwei Glieder eines zusammengesetzten Satzes, wenn sie dem Sinne nach in einer gegenseitigen Beziehung stehen, aber der grammatischen Form nach voneinander unabhängig (Hauptsätze) sind. Subordiniert ist dasjenige Glied eines mehrfachen Satzes, das lediglich eine Ergänzung oder Bestimmung des Hauptsatzes enthält und grammatisch die Form der Abhängigkeit an sich trägt". Freilich folgt auf diese überzeugende Erörterung auch hier der mißliche Lehrsatz: „Der einfache Satz, der den Hauptgedanken enthält, ist der Hauptsatz; alle ihm subordinierten einfachen Sätze heißen Nebensätze".

Von der Selbständigkeit, Unabhängigkeit des Hauptsatzes wird sich der Schüler schwer überzeugen lassen. Sobald eine Gedankenmitteilung in der sprachlichen Form des zusammengesetzten Satzes erfolgt, stehen dessen Glieder, was den Inhalt angeht, in gegenseitiger Beziehung, sind also abhängig voneinander[1]). — Treten die beiden selbständigen Gedanken „Die Ernte war schlecht. Die Leute litten Not" in ein kausales Verhältnis oder, anders ausgedrückt, will ich die Vorstellung: 'Not im Lande — Grund: schlechte Ernte' in der sprachlichen Form einer 'kausalen Satzverbindung' ausdrücken: 'die Leute litten Not, denn die Ernte war schlecht', so sind die beiden Hauptsätze inhaltlich, als Teilgedanken abhängig, unselbständig. Und formal unabhängig sind sie nur fürs Auge. Zur Form des Satzes gehört ja auch der Satzton — den die Grammatik der Unterrichtssprache nicht völlig unbeachtet lassen sollte. Sobald beim letzten Wort eines Behauptungssatzes die Stimme sich nur unmerklich hebt, wird dieser Satz nicht mehr als selbständig empfunden.

Wie will man vollends dem Schüler glaubhaft machen, daß der Hauptsatz den Hauptgedanken enthalte! Der Hauptgedanke — das ist ein Begriff, mit dem die Schulgrammatik nichts anfangen kann; der genannte Lehrsatz aber ist geeignet, das Stilgefühl zu verwirren. Ich kann auf jedes Satzglied, ja auf jedes Wort im Satze einen logischen oder emphatischen Accent legen, der dann natürlich auch bleibt, wenn jenes zu einem Nebensatze erweitert wurde; ich kann dem Nebensatz auch die äußere Gestalt des Hauptsatzes geben und wo ist der Hauptgedanke, wenn ich aus dem Satzgefüge eine Satzverbindung mache? Wo ist in einem Satzgefüge der Hauptgedanke, wenn ich eine durch Umfang oder Neuheit bedeutsame Mitteilung mittelst des Wörtchens „daß" an die Zerdehnung eines Aussageadverbiums (bekanntlich — es ist bekannt, daß; ihr wisset, daß .....) oder eines Temporaladverbiums (vor kurzem = es ist noch nicht lange her, daß) knüpfe? Seltsamerweise wird immer nur bei dem sogenannten *cum inversum* die Gleichung von Haupt- und Nebensatz = Haupt- und Nebengedanke als unrichtig empfunden. Eine kleine Übung

[1]) Vgl. *timor ac voces* (furchtsames Gerede).

in der Synthese dürfte dem Schüler das Wesen des zusammengesetzten Satzes klarer machen.

Ich habe zwei Vorstellungen: 'Schlechte Ernte — Notleidende Leute' und lasse ihr kausales Verhältnis sprachlich ausdrücken. Ich wähle aus den erhaltenen Antworten: Die Leute litten wegen der schlechten Ernte Not — und lasse nun 'wegen der schlechten Ernte' zu einem Satze erweitern. Resultat: *a*) Die Leute litten Not, weil die Ernte schlecht war. *b*) Die Leute litten Not; denn die Ernte war schlecht. Zwei Sätze vereinigen sich, um einen Gedanken auszudrücken; sie sind wechselseitig voneinander abhängig und durcheinander bedingt. Doch kann ihre Vereinigung loser oder fester sein. Im Beispiele *a*) werde ich bei dem Worte 'Not' die Stimme mehr heben und hierauf eine kürzere Pause eintreten lassen als in dem Beispiele *b*), wo die längere Satzpause zwischen den beiden Gliedern auf die losere Vereinigung hinweist.

Ferner: Die beiden Glieder des Beispieles *a*) können durch ein zweifaches Band miteinander verbunden werden, das 'weil' kann in ein 'deshalb' eingreifen. Im Falle *b*) ist dies nicht möglich. Endlich: Nach 'weil' folgt die Wortstellung Schema III, Verbum am Ende. Die satzeinleitenden Wörter, welche diese Wortstellung fordern, nennt man subordinierende, es sind entweder Konjunktionen oder Relativa oder Interrogativa. Jenes Glied eines zusammengesetzen Satzes, das nach jenem einleitenden Wort die Wortstellung Schema III hat, wird Nebensatz genannt. Er vereinigt sich mit seinem Hauptsatze zum Satzgefüge. Die losere Vereinigung, in welcher kein Teil jene Wortstellung hat, heißt Satzverbindung.

Die Arten der Satzverbindung.

Die Schulgrammatik scheidet die asyndetische Satzverbindung von der syndetischen als jener, deren zweites Glied an das erste mittelst koordinierender Konjunktionen angereiht wird. Die syndetische Satzverbindung teilt Willomitzer (und ähnlich Spengler) in die kopulative (und; auch; erstens, ferner, endlich), adversative (eher, trotzdem; nur; oder, entweder — oder, sonst), in die kausale und konsekutive (denn; deshalb). Ähnlich bei Kummer; nur erscheint hier neben der kopulativen noch die komparative (so, ebenso) und die Abart der adversativen (entweder — oder, sonst) wird disjunktive genannt. Tumlirz, dessen Auffassung auch hier wieder tiefer gründet, unterscheidet, was das gegenseitige Verhältnis der koordinierten Glieder einer Satzverbindung angeht, das kopulative, das adversative, das explikative und das konklusive Verhältnis, in welchen Verhältnissen syndetische und asyndetische Satzverbindungen ihre Stelle finden.

Diese verschiedenen Einteilungen erschöpfen bei weitem nicht die möglichen Beziehungen zwischen zwei durch den Sinn zu einer Einheit verbundenen Hauptsätzen. Wenn die Anreihung mit 'daher, darum, deshalb' eine konsekutive, die mit 'ebenso' eine komparative Satzverbindung gibt, warum nennt man jene, deren erstes Glied durch das verbindende 'dort' als Lokal-, durch 'damals' als Temporal-, durch 'trotzdem' als Konzessivbestimmung usw. auf- und zusammengefaßt wird, nicht eine

lokale, temporale, konzessive usw. Satzverbindung? Ob das überleitende Wort heute mehr als Konjunktion oder noch als Adverbium gefühlt wird, käme dabei ja nur dann in Betracht, wenn auch auf die Wortfolge des zweiten Hauptsatzes Rücksicht genommen würde.

Wenn man die reichen Beispielsammlungen der genannten Lehrbücher durchgeht, so kommt man betreffs der Einteilung der Satzverbindung zu einem anderen Ergebnisse. Die möglichen Beziehungen zwischen den beiden Teilen einer Satzverbindung können entweder auch in der sprachlichen Form eines Satzgefüges zum Ausdruck gebracht werden — oder nicht. Einige Beispiele aus Spenglers Buch werden dies verdeutlichen.

1. Kopulative Satzverbindung: Erst wäg's, dann wag's (temporales Verhältnis).

2. Adversative Satzverbindung: Er liebt mich, trotzdem hat er mich gekränkt (konzessives Verhältnis). — Entweder du gehorchst, oder du verläßt das Haus (kondizionales Verhältnis). — Mische dich nicht unter die Wölfe, sonst wirst du von ihnen gefressen (kondizionales Verhältnis).

3. Kausale (konsekutive) Satzverbindung: Du beugtest dich, drum hat er dich erhoben (kausales Verhältnis). Ferner: Es war ein Kind, das wollte nie zur Kirche sich bequemen (Attribut). Lügen haben kurze Beine, das lehrt jeder Tag (Objekt). — Nach Kummer: Der Wirt empfing uns auf das freundlichste; so (ebenso) taten seine Gäste (komparatives Verhältnis).

Diese Arten der Satzverbindungen sind von jenen, wo diese Umwandlung nicht möglich ist (bei 'und, weder — noch, teils — teils, einerseits — anderseits, auch, aber' usw.), zu trennen und können, wie noch zu zeigen sein wird, in der Lehre von den Satzgliedern behandelt werden. Die letzteren erfordern als Satzverbindungen in engerem Sinne eine gesonderte Betrachtung. Analog finden auch die sogenannten deklarativen Relativsätze in der Lehre von den Nebensätzen als Satzgliedern keine Stelle. Willomitzer behandelt sie als adjektivische Attributsätze, eine Auffassung, die ebenso ungrammatisch als stilwidrig ist. Wie viel falsche Relativsätze in Schülerarbeiten sind durch diesen § 160, 2 nicht schon verschuldet worden! Diese Relativsätze, bezw. Satzgefüge gehören zur Satzverbindung im engeren Sinne. Haben viele Nebensätze die Gepflogenheit, in der Form von Hauptsätzen zu erscheinen, so gibt es auch Hauptsätze — zweite Glieder einer kopulativen oder adversativen Satzverbindung — die einleitendes Wort und Wortstellung ändern, um die Form von Nebensätzen anzunehmen.

Tumlirz trägt § 177 eine ähnliche Ansicht vor. Indes rechnet er auch Relativsätze hieher, die kausalen oder konsekutiven Sinn haben. Diese sind zwar Hauptsätze, vertreten aber als solche die Stelle von Satzgliedern; solche Satzverbindungen gehören zur I. Gruppe.

Satzbestimmung mit Satzwert.

Spengler sagt § 85: „Wenn der Infinitiv mit zu oder das unflektierte Partizip als Glieder eines Satzes selbst wieder nähere Bestimmungen

bei sich haben, werden sie von den übrigen Satzteilen durch einen Beistrich getrennt. Sie gewinnen dann die Bedeutung eines Nebensatzes und werden als Satzbestimmungen mit Satzwert bezeichnet. Umgekehrt können auch Nebensätze in eine Satzbestimmung mit Satzwert verwandelt (verkürzt) werden".

Diese Erörterung ist zunächst unvollständig (vollständiger bei Kummer, § 262). Auch Adjektiva können als „Satzbestimmung mit Satzwert" fungieren: 'der Geizhals, dem Anscheine nach reich, ist eigentlich arm' (aus Willomitzer); desgleichen die Accusative: Uhland: 'Nicht verschmäh' ich auszugehen, Kleistens Frühling in der Tasche'. Schiller, Maria Stuart 1, 2: 'Da kommt sie, den Christus in der Hand, die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen' (vgl. Erdmann, Grundzüge I, § 105); desgleichen die Satzappositionen: Schiller, 30jähr. Krieg: Pappenheim starb, ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Herr (Erdmann I, § 104).

Aber es ist nicht nötig, zwischen Satzglied (im engeren Sinne) und Satz einen neuen Begriff einzuschieben; in der Interpunktionslehre mag das attributive Partizip vom appositiven, der präpositionale Infinitiv mit näheren Bestimmungen von dem ohne solche unterschieden werden, in die Schulsyntax gehört dieser Unterschied nicht. Ob beispielsweise der Verbalbegriff des Objektsinfinitivs nach Umständen des Ortes, der Weise usw. ('Er wagte es nicht, vor mich mit leeren Versprechungen hinzutreten') oder hinsichtlich seines Inhaltes ('Er wagte es nicht, zu gestehen, daß er mich wissentlich getäuscht habe') näher bestimmt wird oder ob er ohne solche Bestimmungen erscheint ('Er wagt es, nicht zu kommen'. 'Er wagt es nicht zu kommen'), ist doch für die syntaktische Bedeutung des Infinitivs mit zu nicht in Betracht zu ziehen. Die Schulgrammatik sage einfach: Ein Satzglied (in weiterem Sinne) kann entweder durch ein Wort oder durch eine Wortverbindung ohne flektiertes Verbum (Präpositionalausdruck usw.) ausgedrückt werden — oder durch einen ganzen Satz. Und füge hinzu: Der Schüler halte sich, wo es angeht, an den sparsameren Ausdruck.

Denn der oben angeführte Lehrsatz ist auch vom Standpunkte des Stiles anfechtbar. Die beiden Möglichkeiten, ein Satzglied durch „Satzbestimmung mit Satzwert" oder durch einen Satz auszudrücken, mit anderen Worten, den Nebensatz zu verkürzen oder nicht, sind stilistisch nicht gleichwertig. „Man spricht vergebens viel, um zu versagen" kann unmöglich durch „Man spricht vergebens viel, damit man versage" ersetzt werden. Auch hier würden synthetische Übungen von Nutzen sein. Sie werden dem Schüler einerseits die grammatischen Gleichungen vor Augen führen, anderseits klar machen, daß es nicht immer einerlei ist, welches sprachlichen Ausdruckes man sich bedient.

Aus dem Gesagten ergibt sich folgende

Anordnung des syntaktischen Lehrstoffes:

I. Allgemeiner Teil.

Dem einleitenden Kapitel (1) (s. oben) folgt eine kurze, allgemein gehaltene Behandlung der fünf Satzglieder (2), die nur das richtige Ab-

fragen vermitteln soll. Daran schließt sich — statt der jetzt üblichen Betrachtung der Arten des einfachen Satzes und der Wortfolge im einfachen Satze — eine möglichst eingehende Beobachtung *a*) der deutschen Wortfolge (3 *a*), etwa mit entsprechender Aus- und Umgestaltung der betreffenden Paragraphe in Pauls mhd. Syntax oder in Erdmanns Grundzügen, *b*) der Bedeutung des deutschen Konjunktivs (3 *b*). Übungen in der Synthese gewinnen hierauf den Begriff des zusammengesetzten Satzes und seiner Teile, Haupt- und Nebensatz (4).

II. Besonderer Teil.

Nun folgt die spezielle Behandlung eines jeden der fünf Satzglieder, wie sie durch Worte, Wortverbindungen ohne finites Verbum als Präpositionalausdrücke, adverbiale oder prädikative Appositionen (Willomitzer, § 178 Anm.), Partizipien mit näheren Bestimmungen usw., endlich durch Sätze mit verschiedener Wortstellung (Para- und Hypotaxe) ausgedrückt werden können (5—9). Die Behandlung brauchte nicht überall die gleiche zu sein: Je nachdem es dem Zwecke besser entspräche, könnte von Musterbeispielen (analytisch) oder von der Verbindung von Vorstellungen (synthetisch) ausgegangen werden. Der letzteren Methode wird man sich vielleicht bequem bei der Behandlung der adverbialen Bestimmungen bedienen. Mit diesen fünf Kapiteln wäre die Lehre von den Nebensätzen und der Hauptteil der Lehre von der Satzverbindung erschöpft. Eine gesonderte Betrachtung erforderten dann noch die Satzverbindung im engeren Sinne (s. oben) und die hieher gehörigen sogenannten unechten Relativsätze (10).

Von den abverbialen Bestimmungen sind die der Art und Weise und von diesen wieder die komparativen zuletzt zu behandeln. An die Komparativsätze schlösse sich ein Abriß der Tropenlehre (Zusatz zu 9 *d*).

Einige Proben mögen diese Ausführungen überzeugender machen.

Wortfolge.

(S = Subjekt, x, y, z ... = andere nominale Satzbestandteile, v = verbum finitum.)

I *a*. $S.\ v.\ x,\ y,\ z \ldots$

1. Du kennst ihn nicht — Behauptung.

2. α) Wer hat es getan? — Wortfrage; Frage nach dem Subjekt.

2. β) Du kennst ihn nicht? — Verwunderte Frage.

Der Sprechende sagt eine Handlung als geschehen aus und erwartet dann erst die Bestätigung oder Widerlegung von Seiten des Angeredeten (Erdmann I, § 210).

3. α) [Es ist kein Zweifel,] Du kenn(e)st ihn nicht — Subjektsatz in Parataxe.

β) [Ich weiß,] Du kennst ihn nicht — Objektsatz in Parataxe.

γ) [Deine Behauptung,] Du kenn(e)st ihn nicht, [....] — Attributsatz in Parataxe.

4. Du magst ihn kennen (oder nicht) — konzessive Bestimmung, gewöhnlich in disjunktiver Form.

5. ... Hauptsatz, und / aber (allein) / oder / denn / sondern } Du kennst ihn nicht.

Die echten Konjunktionen, d. i. jene, die, lediglich als Bindeglieder dienend, keinem der verbundenen Sätze als Glieder angehören, üben keinen Einfluß auf die Wortfolge.

6. Wahrlich, / Ja, / Nein, / Ach, } Du kennst ihn nicht.

Ohne Einfluß auf die Wortstellung bleiben die Interjektionen und jene Beteuerungspartikeln (Adverbien der Aussage), die noch als Interjektionen gefühlt werden.

Anmerkung: Der Vokativ kann an beliebiger Stelle eingeschaltet werden.

I *b*. *x*. *v*. *S*. *y*, *z* ....

Überall als Modifikation von I *a* zulässig (Paul § 184, 3).

1. Auch / Darum / Vermutlich } kennst Du ihn nicht.

x = unechte Konjunktion (adverbiale Bedeutung noch nicht erloschen) oder Demonstrativadverb, das als (beiordnende) Konjunktion dient, oder Adverb der Aussage.

2. α) Warum kennst Du ihn nicht? — Wortfrage.

x = Frageadverb.

β) Wen kennst Du nicht? — Wortfrage.

x = Fragepronomen in obliquem Kasus.

3. x kann jede nominale Satzbestimmung sein.

Zum Beispiel α) Objekt.

Ihn kennst Du nicht.

Daß er es ist, weißt Du nicht.

Daß er es ist, das weißt Du nicht?

Bemerkung: 'Das' ist Zusammenfassung des Objektes.

Beachte: Was ich ohne Dich wäre, ich weiß es nicht.

„Schäfer, wie gefällt Dir mein Pelz?" fragte der Wolf.

Bemerkung: So erklärt sich die Wortfolge des eingeschobenen oder angehängten *inquit* + Subjekt, als dessen Objekt die direkte Rede aufzufassen ist (vgl. Erdmann I, § 208).

β) Temporalbestimmung.

Im Mai erwachen die Lieder.

Wenn der Mai kommt, erwachen die Lieder.

Wenn der Mai kommt, dann erwachen die Lieder.

Bemerkung: 'Dann' ist Zusammenfassung der Temporalbestimmung.

Die nominale Satzbestimmung kann mehrgliedrig, ja aus verschiedenartigen Teilen zusammengesetzt sein. Doch müssen diese als eine Einheit betrachtet werden (vgl. Erdmann § 206[1]). 'Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm'.

Lehrsatz: Maßgebend für die Wortstellung I ist: Verbum an zweiter Stelle.

II. *v. S. x, y, z ....*

1. α) Kennst du mich nicht? — Satzfrage.

β) (Ich weiß nicht,) kennst du ihn oder nicht. — Indirekte Frage in Parataxis. Gewöhnlich disjunktiv.

2. Lerne ihn kennen! — Imperativ.

Anmerkung: Selten wird ein besonders betontes nominales Satzglied dem Imperativ vorangestellt (*x, v. S. y, z ....*): Die Kette gib den Rittern! Die Rede lasset bleiben!

3. α) (Und kommt aus lindem Süden der Frühling über's Land, so) webt er Dir aus Blüten ein schimmernd Brautgewand. — Temporale Bestimmung in Form einer Satzfrage.

β) Hättest Du ihn nur gekannt, (du würdest anders über ihn urteilen). — Kondizionale Bestimmung in Wortstellung einer Satzfrage.

γ) (Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl, und) säß er gleich auf gold'nem Stuhl. — Konzessive Bestimmung in Form einer Satzfrage.

δ) (Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,) als dächt' er vergangener Zeiten. — Mit vorausgehendem 'als' komparative Bestimmung in Form einer Satzfrage.

4. α) Lerne ihn erst kennen und du wirst anders von ihm denken! — Kondizionale (temporale?) Bestimmung in Form eines Imperativs.

β) Sei noch so klug, dem Schmeichler bist du nicht klug genug. — Konzessive Bestimmung in Form eines Imperativs.

5. Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben! — Ausruf (Einfluß des doch!).

6. Wär'st du doch der alte Besen! — Wunsch.

7. Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus. Es lebe der Tyrann! — Notwendig folgt diese Wortstellung *v. S. x, y, z ....* nach dem satzeröffnenden 'es' (Erdmann I, § 94). Das Wörtchen kann auch fehlen: Sah ein Knab' ein Röslein steh'n (Erdmann I, § 211).

III. *x, S. y, z .... v.*

1. α) (Ich vermute,) daß du ihn nicht kennst.

β) Daß du ihn kenntest!

2. α) (Ich zweifle,) ob du ihn kennst. (Ich weiß nicht,) wie ich es nennen soll. Wie er dahinrast!

3. Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n? Wo meine Knechte bleiben! (Erdmann).

x ist entweder (subordinierende) Konjunktion oder Fragewort oder Relativpronomen, bezw. = adverb. — Die damit eingeleiteten Sätze sind entweder Ausrufsätze, also selbständig, oder sie drücken ein Satzglied des mit ihnen verbundenen Satzes aus (Hypotaxis). Die zwei möglichen Ausnahmen behandelt Willomitzer § 143, Anm. 1.

Das Subjekt.

1. Die Abendglocken klangen. Wir saßen im Grünen. Und ist ein Bindewort. K ist der harte Kehllaut.

Das Subjekt ist 1. ein Substantiv, Pronomen oder irgend ein substantivisch gebrauchtes Wort.

2. Irren ist menschlich. Gefährlich ist's, den Leu zu wecken.

Das Subjekt ist 2. ein Infinitiv ohne oder mit Präposition.

3. Ganz unleidlich ist's, was wir erdulden.

Das Subjekt ist 3. ein Satz (Subjektsatz). — Die beiden Gedanken „Was wir erdulden!" (klagender Ausruf) und 'Es ist ganz unleidlich' (Urteil; hat nicht die Form eines Vollsatzes) vereinigen sich zu einer grammatischen Einheit, in der der frühere Ausruf als Subjekt zur Satzaussage, dem Urteil, tritt. Man wird also nicht sagen, der Subjektsatz ist der Nebensatz eines Satzgefüges, sondern: Ein in der Form eines Satzes auftretender Satzgegenstand verbindet sich mit einer Satzaussage zu e i n e m Satze.

Zusatz 1. Der Subjektsatz hat gewöhnlich die Wortstellung III (Hypotaxis). Wodurch wird er also eingeleitet? Ist das Prädikat ein Ausdruck der Gewißheit oder Ungewißheit, so kann auch die Wortstellung I (Parataxis) eintreten. Es ist mir nun klar, Du kennst ihn nicht. Es ist ungewiß, kommt er oder kommt er nicht.

Zusatz 2. Fehlt das Subjekt, dann haben wir nicht die sprachliche Form eines Satzes (Vollsatzes) vor uns.

a) Es blitzt. Unter der Linde wird getanzt: Hier wird nur ein Geschehen mitgeteilt.

b) Mich dürstet. Von den Unsrigen wurde tapfer Widerstand geleistet: Hier wird ein Geschehen mitgeteilt. Der Träger der Empfindung oder der Handlung (das logische Subjekt) ist zwar genannt, steht aber in einem obliquen Kasus. Das grammatische Subjekt fehlt.

c) Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran. In der Tiefe nur brauset es hohl: Das grammatische Subjekt wird absichtlich nicht ausgedrückt, da die Ungewißheit bestimmte (poetische) Wirkungen in uns erzeugt.

d) So ist's. Das war's. Das ist kein Zweifel: Urteil in knapper Form.

Diesen Proben mögen noch einige *Anmerkungen* folgen:

Das Prädikat.

In der Aufzählung der möglichen Fälle, wodurch das Prädikatsnomen ausgedrückt werden kann, erscheint als letzter der Prädikatsatz.

Was ich gewesen, werd' ich wieder [: Johann, der muntere Seifensieder]. Die beiden Gedanken „Was bin ich gewesen!“ (sehnender Ausruf Johanns) und „Ich werd' es wieder!“ (Entschluß) vereinigen sich:

Ich werde wieder der Frühere.
Subjekt Kopula Prädikatsnomen.
Ich werde wieder, was ich gewesen bin.

Das Prädikatsnomen erscheint hier in der Form eines Satzes (Relativsatzes), der sich dann mit Subjekt und Kopula zu einem neuen Satze verbindet.

Das Objekt.

Analog zu behandeln wie das Subjekt. Hier nur eine

Anmerkung: Statt in hypotaktischer erscheint der Objektsatz in parataktischer Form, wenn das Objekt (Daßsatz) eine Behauptung, eine Satzfrage, eine Begehrung enthält. 'Du kommst, fürchte ich, zu spät'. Vgl. *timeo, ne sero venias* (Parataxe). Parataktisch erscheinen solche Objektsätze gewöhnlich in der *oratio obliqua*.

Das Attribut.

1. Die substantivischen Attributsätze geben den Objektsinhalt, die adjektivischen eine Eigenschaft (Beschreibung) des Beziehungswortes an.

2. Also sind nur jene Relativsätze Attributsätze, die eine Eigenschaft des Beziehungswortes ausführen. Unterscheide demnach (Beispiele aus Kummer und Spengler):

a) Droben bringt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Tal: Relativsatz — Objektsatz.

b) So darf ich nicht Dein Haus zum Obdach wählen, dem selbst beim Reichtum gute Freunde fehlen (Attributsatz).

c) Niemand ist, der ihn vor Unglimpf schütze (Prädikatsatz).

Anmerkungen zu den adverbialen Bestimmungen.

1. Die Lokalbestimmung.

(Synthese.)

Stifterdenkmal — Felswand am Plöckensteiner See. Die erste Vorstellung wird durch die zweite nach räumlichen Umständen (Wo befindet es sich?) bestimmt. Das kann man auf folgende Weise ausdrücken:

α) Am Rande der zum Plöckensteiner See jäh abstürzenden Felswand erhebt sich das Stifterdenkmal.

β) (Dort,) wo die Felswand jäh zum Plöckensteiner See abstürzt, erhebt sich das Stifterdenkmal.

γ) Jäh stürzt die Felswand zum See ab; an ihrem Rande (dort) erhebt sich das Stifterdenkmal.

Die Lokalbestimmung ist ausgedrückt durch α) eine Präpositionalverbindung (attributiv bestimmt), β) einen Satz mit Wortstellung III (Nebensatz), γ) einen Satz mit Wortstellung I (Hauptsatz).

2. Die Temporalbestimmung.

A. Frage: wann?

Zustände in Gallien — (zur Zeit von) — Cäsars Ankunft in Gallien. Die erste Vorstellung wird durch die zweite nach zeitlichen Umständen bestimmt.

a) Verhältnis der Gleichzeitigkeit.

Bei Cäsars Ankunft in Gallien (im Frühjahre 58) war die Ostgrenze von den Helvetiern bedroht.

Als Cäsar (im Frühjahre 58) nach Gallien kam, war die Ostgrenze von den Helvetiern bedroht.

Cäsar kam (im Frühjahre 58) nach Gallien; da (damals)[1]) war die Ostgrenze von den Helvetiern bedroht.

b) Verhältnis der Vorzeitigkeit.

Der Zeitpunkt der Temporalbestimmung liegt vor dem der bestimmten Handlung.

Kurz nach seiner Ankunft in Gallien (im Frühjahre 58) empfing er (Cäsar) die Gesandten der Helvetier.

Bald nachdem Cäsar (im Frühjahre 58) nach Gallien gekommen war, empfing er (Cäsar) die Gesandten der Helvetier.

Cäsar war (im Frühjahre 58) nach Gallien gekommen; bald darauf[2]) empfing er (Cäsar) die Gesandten der Helvetier.

c) Verhältnis der Nachzeitigkeit.

Der Zeitpunkt der Temporalbestimmung fällt nach dem der bestimmten Handlung.

(Einige Jahre) vor Cäsars Ankunft in Gallien (im Frühjahre 58) faßten die Helvetier den Beschluß (hatten .... gefaßt) auszuwandern.

(Einige Jahre) bevor Cäsar nach Gallien kam, faßten die Helvetier den Beschluß (hatten .... gefaßt) auszuwandern.

Cäsar kam (im Frühjahre 58) nach Gallien; (einige Jahre) vorher faßten die Helvetier den Beschluß (hatten .... gefaßt) auszuwandern.

Temporale Bestimmungen können in Form von α) Präpositionalausdrücken, β) Nebensätzen oder γ) Hauptsätzen erscheinen. Die letzteren werden zur temporalen Bestimmung durch das zurückweisende und zusammenfassende Temporaladverb. Das relative Zeitverhältnis wird in α) durch die Präposition, in β) durch Konjunktion und Tempus, in γ) durch Temporaladverb und (gewöhnlich) Tempus ausgedrückt.

Zusatz 1. Beachte die temporale Bedeutung der Subjektsprädikative: Hannibal lebte als junger Mensch in Spanien[3]). Erst zwanzig Jahre alt, bestieg Alexander den väterlichen Ton. Sterbend reichte er mir die Hand. Kaum einer Gefahr entronnen, stürzt er sich in eine andere.

---

[1]) Vgl.: Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor.
[2]) Vgl.: Erst wäge, dann wage.
[3]) Beispiele aus Hermanns Lehrbuch.

Zusatz 2. Gewisse Zeitpartikeln (eben, kaum, schon, noch nicht) erscheinen nur in dem ersten, die temporale Bestimmung enthaltenden Hauptsatz. Der zweite, die temporal bestimmte Handlung enthaltende Hauptsatz kann entweder hypotaktisch (Einleitungspartikel 'als') oder parataktisch (Einleitungspartikel 'und, so da') angereiht werden: Kaum hatte er mich erblickt, da schrie er laut auf — als er laut aufschrie. Ähnlich (Frage 'seit wann?') sind Sätze zu betrachten, wie: Es sind schon viele Jahre vergangen, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe — daß ich nicht mehr gesehen habe.

Zusatz 3. Während wir lernten, spieltet ihr. Die Gleichzeitigkeit zweier Handlungen hat zur Folge, daß man auf ihre Verschiedenheit aufmerksam wird, so daß 'während' ein adversatives Verhältnis bezeichnet. Parataktisch: Wir lernten, ihr aber spieltet.

So können sich aus dem ursprünglich temporalen Verhältnis zweier Vorstellungen modale, komparative, kausale, kondizionale Verhältnisse entwickeln.

Korneuburg. Dr. Rudolf Latzke.

Budde Gerhard, Bildung und Fertigkeit. Gesammelte Aufsätze zur neusprachlichen Methodik. C. Mayer, Hannover 1905. Preis geh. Mk. 1·25.

Es dürfte die Methodik keines Unterrichtsfaches an den höheren Schulen im letzten Vierteljahrhundert tiefer greifendere Änderungen erfahren haben als die des neusprachlichen Unterrichtes. Budde schätzt die Zahl der Schriften, welche in den Jahren 1876—1898 der herrschenden grammatischen, den alten Sprachen entnommenen Methode den Garaus machen wollten, auf ca. 800. Wieviele sind aber seit 1898 noch hinzugekommen! Wenn nun aus diesem Arsenal von Streitschriften die vorliegende herausgehoben und besprochen wird, so ist der Grund hiefür der, daß Budde in einer Anzahl von gesammelten Aufsätzen die ganze Reformfrage noch einmal von Anfang an durchnimmt und alle Vorschläge um die Leitbegriffe „Bildung“ und „Fertigkeit“ so gruppiert, daß man sie leichter zu überschauen imstande ist. Schließlich drehte sich ja auch der ganze Streit um diesen Angelpunkt: Sollen die modernen Sprachen so gelehrt werden, daß der Schüler es vor allem zu einer bestimmten Fertigkeit im Gebrauche derselben bringe (materiales Prinzip) oder handelt es sich in erster Linie um Erzielung einer allgemein geistigen Bildung des Schülers (formales Prinzip)? Wenn man es genau nimmt, dreht sich eigentlich die Unterrichtsreform jedes Gegenstandes um diese Achse, wie ich seinerzeit in meiner Abhandlung „Material und Formal, die didaktischen Leitbegriffe der neuen Instruktionen ...“ nachgewiesen habe. Freilich in der Frage des neusprachlichen Unterrichtes ist dieser Gegensatz schärfer hervorgetreten, zum mindesten schärfer formuliert worden und die Anzahl der zwischen die beiden Pole der konträren Reihe eingeschobenen Glieder ist ziemlich groß geworden. Diese Glieder sind die

Ansatzpunkte der verschiedenen Reformvorschläge geworden, von denen die einen mehr gegen den Endpunkt Fertigkeit, die anderen mehr gegen den Endpunkt „allgemeine Bildung“ gelegen sind. Paulsen neigt durchaus mehr nach der letzteren Richtung, wenn er behauptet: „Der Gebrauch einer fremden Sprache hat überall die Gefahr bei sich, zu formaler Virtuosität bei innerer Hohlheit zu führen“. Münch, anfänglich fast ganz derselben Ansicht, hat in der 2. Auflage seiner „Methodik“ eine starke Schwenkung gegen den materialen Gesichtspunkt hin gemacht, wenn er sagt: „Alles in allem kann ich nicht umhin, einen französischen Unterricht, der dem Sprechen der fremden Sprache eine solche breite Rolle einräumt (daß nämlich die Muttersprache ausgeschieden werde), für den vollkommeneren zu erklären“. Freilich will Münch immer dabei den nötigen Tiefgang des Unterrichtes gewahrt wissen und erklärt an einer anderen Stelle (Methodik, 2. Aufl., S. 46) ganz ausdrücklich: „... ein ganz natürliches Ziel der Beschäftigung mit einer fremden Sprache ist doch für jeden Gebildeten das Verständnis der bedeutendsten Schriftsteller der fremden Nation und damit Einführung in eine neue Kultur- und Gedankenwelt. Dieses Ziel erscheint mir für eine höhere Schule eigentlich viel natürlicher als die Sprechfertigkeit und hat vor dieser den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß es erreichbar ist. Bezüglich des Französischen am Gymnasium hat Münch in einem neueren Aufsatze der „Monatsschrift für höhere Schulen“ erklärt, er fände es an humanistischen Gymnasien ganz denkbar und erträglich, wenn die neueren Sprachen dort wesentlich nur als Fertigkeiten gelehrt würden. Diese Veränderung des Standpunktes läßt sich doch nur so erklären, daß Münch annimmt, es werde am Gymnasium für formale Bildungszwecke ohnehin von anderer Seite her, namentlich durch die antiken Sprachen, so viel geleistet, daß im Französischen lediglich das Utilitarische ins Auge gefaßt zu werden brauche. Man sieht schon aus diesem Hin und Her auch bei einem Wortführer im Streite, daß die bisher mit der sogenannten neueren Methode gemachten Erfahrungen noch nicht hinreichen, endgiltig die Richtung zu bezeichnen, welche man beim modern-sprachlichen Unterrichte in Zukunft zu gehen haben wird. Schließlich wird es doch wieder auch in diesem Unterrichtsfache auf die *aurea mediocratis* hinauskommen, auf den goldenen Mittelweg, den auch die neueren Instruktionen für den Unterricht an den österr. Realschulen vorzeichnen, der aber, wie es scheint, noch nicht allerwärts gegangen wird, namentlich nicht von den jüngeren Lehrern, den Lehrern der neueren Schule, welche sich vielfach mit Wonne auf die parlierende Methode warfen, weil sie dabei ihre eigenen Kräfte besser betätigen and bei den Schülern rascher und mehr zutage tretende Erfolge zeitigen konnten. Und es muß in der Tat zugestanden werden, daß eine von einem begeisterten Neuphilologen in modernem Sinne geführte Schulklasse einen herzerquickenden Anblick bietet: ein wahres *fervet opus,* Einzel-, Chorsprechen der Schüler, Fragen und Antworten in rascher Folge, Diktieren, Schreiben, Singen u. s. f. Kurz, es werden alle Kräfte ausgelöst, im Lehrer und in den Schülern; und wer das mit ansieht, kann leicht über den wirklichen Wert der

neueren Methode getäuscht werden. Einige der Besonneren haben allerdings jetzt schon die Bemerkung gemacht, daß man sich in dem Streben, der Methode des Unterrichtes in den alten Sprachen möglichst weit aus dem Wege zu gehen, eigentlich auf eine schiefe Ebene begeben habe. Der Unterzeichnete konnte selbst öfter die Beobachtung machen, daß es in den oberen Klassen der Realschule oft ganz bedenklich nicht bloß an rascher Erfassung des grammatischen Zusammenhanges, sondern namentlich an dem entsprechenden Wortvorrate für die Übersetzung mangelte, was wohl mit auf Rechnung des Umstandes kommt, daß die Schüler auf den Unterstufen sich zumeist im Umkreise der Vorstellungen und Ausdrücke des täglichen Lebens tummeln und mehr darin geübt werden, auf an sie in der Fremdsprache gestellte Fragen rasch und sicher zu antworten, als sich mit dem Auffinden des grammatischen und sachlichen Gehaltes und des Lektürestoffes abzumühen. Und wenn ich sagen sollte, daß mir bei den Reifeprüfungen eine dem Aufwande von Zeit und Mühe durchschnittlich entsprechende Fertigkeit im Gebrauche des Französischen begegnet wäre, so müßte ich lügen. Das Wenige, worin wir in dieser Hinsicht vorwärts gekommen sind, entspricht nicht dem Ausfalle von anders gearteter Schulung der Abiturienten. Und auch in Preußen scheint man in dieser Beziehung trotz oder seit der neuen Reform keine anderen Erfahrungen gemacht zu haben. Wenigstens schreibt Münch: „Daß im ganzen ein sehr großer Bruchteil unserer Abiturienten nach wie vor ohne irgend welches lebendige Können der lebenden Sprache geblieben ist und daß dem gebildeten Publikum weithin von einer praktischen Wendung der Dinge noch gar nichts bemerklich geworden ist, habe ich in den letzten Jahren zu meiner großen Überraschung und Enttäuschung feststellen müssen".

Budde, welcher als Leiter der neusprachlichen Abteilung des mit dem Lyzeum I in Hannover verbundenen pädagogischen Seminars reiche Erfahrungen auf dem Gebiete des modern-sprachlichen Unterrichtes machen konnte, zeigt sich gleichfalls als Gegner des neusprachlichen Radikalismus. Durch alle seine neun Vorträge zieht sich wie ein roter Faden die Warnung, daß man ja nicht Sprechfertigkeit als oberstes Unterrichtsziel aufstellen möge. Erstes Ziel müsse vielmehr auch im Unterrichte der modernen Sprachen allgemeine geistige Bildung besonders durch passende Lektüre sein. Soweit es aber unbeschadet dieses Zieles möglich sei, sollen Sprechübungen im Anschluß an Gelesenes vorgestellt werden, das übrigens nicht immer abstrakten und allgemein ethischen Inhalts zu sein brauche, sondern auch Vorgänge und Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens betreffen könne. Wie sehr Budde von der Wichtigkeit und Richtigkeit dieses Formalprinzips überzeugt zu sein scheint, geht auch daraus hervor, daß er geradezu das Schicksal der Oberrealschule davon abhängig macht, wie sie sich zu diesem Prinzip verhalten werde. Übrigens sind die Reformer der Ansicht, daß es vielfach nur Bequemlichkeitsrücksichten seien, weshalb sich ein Teil der neusprachlichen Lehrer nicht dazu entschließen könne, andere Ziele hintanzusetzen und lediglich auf das *Fari posse* hinzuarbeiten. Diesen gegenüber hat Budde

wohl die richtige Antwort gefunden, wenn er sagt: „...es ist sicherlich schwerer, mit Hilfe einer tüchtigen Vorbildung und gewissenhaften Weiterbildung den Schülern eine ästhetische, historische und philologische Bildung zu übermitteln, als in geistvoller Konversation über Salzfaß und Pfefferbüchse dem Zeitgeist zu huldigen".

Das Gesagte dürfte genügen, um zu zeigen, welche Stellung im allgemeinen Budde zu den Forderungen der Reformer einnimmt. Dies noch weiter auszuführen, kann ich hier unterlassen, da ich ja doch wünsche, daß Buddes Abhandlungen zum mindesten von seinen Fachkollegen gelesen werden. Zur vorläufigen Orientierung setze ich noch deren Titel hieher, wenn die Aufsätze auch schon mehrfach bekannt sein dürften, da sie ja bereits einzeln in verschiedenen Fachblättern veröffentlicht worden sind. Sie lauten: 1. Der neue Kurs im höheren Schulwesen; 2. Die neusprachliche Reformbewegung in kulturhistorischer Betrachtung; 3. Die Grenzen einer Reform des neusprachlichen Unterrichts; 4. W. Münchs Stellung zur neusprachlichen Reformbewegung; 5. Die Zukunft der Oberrealschule; 6. Die historisch-literarische Vorbildung der Neusprachler; 7. Randglossen zum Kölner Neuphilologentage; 8. Organisation und Methodik des neusprachlichen Unterrichtes am preußischen Gymnasium; 9. Entwurf eines Lehrplanes für das Englische am Gymnasium.

Linz. Dr. J. Loos.

Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias.

Von Karl Wotke, k. k. Gymnasialprofessor in Wien. 1. Band. Berlin, Hofmann & Komp. 1905. 615 SS. (30. Band von Kehrbachs Monumenta Germaniae Paedagogica).

Das Buch Wotkes füllt eine Lücke in der Geschichte der Pädagogik aus. Auf dem Gebiete der Geschichte des Gymnasialwesens wurde nämlich bisher wenig gearbeitet. Wir besitzen bloß die treffliche Arbeit Fickers über das Unterrichtswesen in Österreich in Schmids Enzyklopädie, ferner: Beer und Hochegger, Fortschritte des Unterrichtswesens. Wien, Gerold 1867—68; Dr. Toischer, Die ältesten Schulen Österreichs. Progr. des Prag-Neustädter Gymn. 1900. Benützen konnte Wotke besonders die verdienstvollen Forschungen Peinlichs, der in sieben Programmen 1864 bis 1874 neben der Geschichte des von ihm geleiteten 1. Grazer Staatsgymnasiums Ausblicke auf die österreichische Gymnasialgeschichte überhaupt bietet. Wir haben die Literatur über diesen Gegenstand erschöpft, wenn wir noch die geistreich geschriebenen Arbeiten des Hofrates Dr. Kelle erwähnen: Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873 und die Erwiderung auf Ebners Buch, die 1874 in München erschienen ist. — Der Verf. trägt zugleich eine Ehrenschuld ab, die wir der großen Kaiserin Maria Theresia, die an allen Schulfragen persönlich lebhaften Anteil nahm, noch immer nicht erstattet haben. Daß auch die Schulgeschichte unter Kaiser Josef II. und Leopold II. mit aufgenommen wurde, kann nur gebilligt werden, da sie bloß eine Fortsetzung des unter Maria Theresia begonnenen Neubaues ist.

Zunächst wird das Hofdekret vom Jahre 1752 erwähnt, das dem Jesuitenorden aufträgt, zur „Tradierung der *Studia humaniora* keine jungen Magistri, sondern ‚gestandene', in *pura et recta latinitate* sowohl als auch in der deutschen Orthographie hinlänglich fundierte *Patres* in allen sechs Schulen anzustellen". Dasselbe Dekret verbietet den fortwährenden Lehrerwechsel und die Belastung der Schulen mit unfähigen, besonders mittellosen Knaben, fordert strenge Prüfungen für die Kandidaten des Lehramtes, alljährliche Schulvisitationen, bei denen die Kalkulation der Schüler vorgelegt werden solle. Endlich wird noch angeordnet, daß die Schüler der obersten Klassen auch in der deutschen Grammatik, besonders im Briefstile, unterrichtet werden. Es folgen dann noch Weisungen, daß in der fünften Klasse Geographie, in der sechsten die Arithmetik gelehrt und die griechische Sprache in den unteren Klassen betrieben werde. — Der Hauptinhalt der Schrift befaßt sich aber mit den Piaristenschulen und der durch den Piaristenrektor Gratian Marx durchgeführten Gymnasialreform (S. 29—587). Österreich war der erste Staat, der das gesamte Unterrichtswesen durch seine Organe einheitlich gestaltete. Den ersten staatlichen Reformversuch vom Jahre 1752 haben wir bereits erwähnt. Er hatte zur Folge, daß der Unterricht allmählich an den Piaristenorden überging. Als Quelle bei Behandlung der Piaristenschulen benützte der Verf. die Konstitutionen dieses Ordens selbst, u. zw. die Kapitel VIII—XIV: *De Gymnasiis fundandis — de gubernatione Gymnasiorum — de methodo seu ratione studiorum* . . . . . Eine interessante Ergänzung bilden die Briefe des Ordensstifters, die betreffs der Gründung einzelner Kollegien in Mähren an die Ordensvorsteher gerichtet sind. Eine Anzahl derselben, die ein allgemeines Interesse haben, wurden in den *Ephemerides Calasanctianae* (Senis, Florentiae, Romae) 1903—1905 veröffentlicht.

Wotke bespricht sodann den Versuch einer Studienreform vom Jahre 1763 durch den Provinzial der österreichischen Piaristenprovinz Nicephorus Deltl (S. 72 ff.), in welcher der in den einzelnen Klassen (*Parva schola, Principia, Grammatica media et suprema, Poesis* und *Rhetorica*) einzuhaltende methodische Vorgang vorgeschrieben wird. — Der ganze dritte und vierte Abschnitt des Buches behandelt die Reform des Jahres 1775 und die Durchführung derselben. Hiemit beginnt die Schilderung der Tätigkeit des Vertrauensmannes der Kaiserin, des Piaristen Gratian Marx, der zuerst Rektor, dann Provinzial der österreichischen Ordensprovinz war, die sich im Jahre 1751 von der böhmisch-mährischen Provinz getrennt hatte. Die erste und dritte Verordnung wendet sich an die Lehrer der ersten Klasse und schärft ihnen jene Mittel ein, die ein Festhalten des mitgeteilten Lehrstoffes verbürgen, besonders oftmaliges Examinieren; daneben wird aber auch empfohlen, den Schülern die Einsicht der Anwendung der gelernten Regel beizubringen und ihnen zu zeigen, wie sie sich zu verhalten haben, wenn ihnen in Zukunft die Übung und Anwendung allein überlassen wird. In der vierten Verordnung finden wir bereits die Forderung des Anschauungsunterrichtes; man solle die vorgetragene Lehre auf einer schwarzen Schultafel und durch

alle erdenklichen bescheidenen Mittel der Jugend sinnlich machen (S. 305). Ferner wird auf Abwechslung im Unterrichte gedrungen, um dem Ekel der Einförmigkeit zu steuern. „Viel Übung im Analysieren und Übersetzen, wenig trockene, ‚abgezogene‘ Regeln ist das Hauptgesetz der analytischen Methode.“ — Das Notwendige, das jeder Professor am Anfange des Schuljahres tun muß, sei die kurze, aber doch gründliche Wiederholung der Hauptgegenstände des vorigen Schuljahres (S. 307 und 351). Besonders sind es aber drei Punkte, in denen der neue Entwurf des Gratian Marx alle vorausgehenden weit überragt und die bisher noch nicht hinreichend gewürdigt wurden; nämlich seine Ansicht über die Muttersprache, seine Wertschätzung des Griechischen und die Betonung der Realien. Waren doch dem Griechischen bis zum Jahre 1735 wöchentlich bloß drei halbe Stunden zugewiesen! Marx dagegen äußert sich in der siebenten Verordnung folgendermaßen: „Der Unterricht in der griechischen Sprache kann bei der Jugend nicht verabsäumt werden, ohne daß man diesen Mangel späterhin fühlte und beklagte. Dem Theologen, dem Mediziner, dem Philologen, ja sogar dem Juristen ist diese Sprache unentbehrlich, wenn sie in ihrem Fache etwas Vorzügliches leisten und über den gemeinsten Haufen erhoben sein wollen“ (S. 346). Als Lehrziel stellt er auf: Das Verstehen der besten griechischen Schriftsteller. Kein Schüler konnte ein Prämium oder Stipendium erhalten, wenn er nicht in der griechischen Sprache die erste Klasse hatte. Die Schulprämien bestanden nicht mehr in Büchern, sondern in Medaillen mit dem Bildnisse der Kaiserin. Der Schüler, der ein solches Prämium an der Brust trägt, müsse sich sagen, daß er unter den Augen der Landesmutter seine Pflicht erfülle.

Der Verf. hat sich einer äußerst mühevollen Arbeit unterzogen. Die einzelnen Hofdekrete und Verordnungen mußten in den verschiedensten Archiven zusammengesucht werden; ein großer Teil derselben (Verordnung 27—36, S. 279—354) erscheint hier überhaupt zum ersten Male im Druck. Die österreichische Lehrerschaft und wer sich überhaupt dafür interessiert, zu erfahren, wie die innere Gestaltung des Gymnasiums sich entwickelt hat, wird dem Verf. Dank wissen.

Prag. Emil Gschwind.

Die Geisteskrankheiten des Kindesalters mit besonderer Berücksichtigung des schulpflichtigen Alters. 2. Heft. Von Dr. Th. Ziehen, Prof. an der Universität Utrecht. Berlin, Verlag von Reuther und Reichard 1904. 94 SS. 8° (Samml. von Abhandl. aus dem Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie, herausgeg. von Ziegler und Ziehen. VII. Bd., 1. Heft). Einzelpreis 2 Mk.

Das erste Heft der „Geisteskrankheiten des Kindesalters“ wurde in dieser Zeitschrift (1902, S. 1029—1030) ausführlich besprochen. Ref. begnügt sich daher unter Hinweis auf jene Besprechung mit der Bemerkung, daß das vorliegende zweite Heft die Besprechung der Defektspsychosen abschließt und von den einfachen Psychosen abhandelt: Manie, Melancholie, Stupidität, Amentia, chronische Paranoia, Dämmerzustände, Begleitdelirien verschiedener Erkrankungen wie Infektionskrankheiten, Vergiftungen mit organischen Giften usw.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache. Teil II. Deutsch-Lateinisch. Zusammengestellt von Prof. Dr. H. Menge. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung o. J. IV und 548 SS. kl.-8°. Preis geb. 2 Mk.

Unsere lateinischen Übungsbücher für die oberen Gymnasialklassen sind in der Regel mit dem nötigen lexikalischen Material ausgestattet, Hintner-Neubauer haben sogar ein sehr gut gearbeitetes selbständiges Vokabular. Nur Süpfle ist auch in dieser Beziehung mangelhaft. Insofern also ist für ein deutsch-lateinisches Wörterbuch an unseren Gymnasien nur ein recht bescheidenes Plätzchen vorhanden. Dennoch sollte sich ein solches in der Hand jedes Schülers befinden, da sich außer seinen regelmäßig wiederkehrenden Pensen Gelegenheiten genug ergeben, die sein Interesse für lateinische Wiedergabe eines deutschen Ausdruckes anregen: man denke nur an die nachträgliche Kontrolle, die der Schüler an seinen Kompositionen zu üben pflegt. Für solche Zwecke ist ihm ein Behelf an die Hand zu geben, worin er sich in Kürze Rats erholen kann. In Kürze: denn umfangreiche deutsch-lateinische Wörterbücher verwirren ihn und jeder Lehrer weiß von Mißverständnissen zu erzählen, die selbst durch den Gebrauch eines Georges und Heinichen hervorgerufen werden. Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung steht seit jeher in dem Ruf, für ihre lexikalischen Werke die besten Kräfte ausfindig zu machen und hat auch diesmal gut gewählt. Menge bietet ein Taschenwörterbuch. Dies ist jedoch nicht mit jenen Hilfsbüchelchen zu verwechseln, die ihren ausschließlichen Vorzug in der Kürze sehen und wenn es gut geht, den Suchenden im Stiche lassen, in der Regel aber mehr schaden als nützen: Menge entwickelt nötigenfalls die Bedeutungswandlungen eines Wortes mit bündigen Erläuterungen und man muß staunen, welch relativ vollständiges Material auf kleinem Raume zusammengedrängt ist.

Daß viele Artikel fehlen, die bei Georges zu finden sind, ist erklärlich: gleichwohl reicht der gebotene Vokabelschatz noch weit über den hinaus, der regelmäßig in den Übungsbüchern vertreten ist. — Ref. schließt mit einigen für eine künftige Neuauflage vielleicht verwendbaren Notizen. Unter 'leiden' heißt es: '3) = Gefallen an etwas finden, angenehm sein'. Das ist doch sehr unklar. Der Verf. denkt wohl an Wendungen wie 'etwas leiden können', 'etwas gut oder wohl leiden können', 'bei jemanden wohl gelitten sein'. — 'Vorderdeck' fehlt, während 'Hinterdeck'

aufgenommen ist. — Der Artikel 'zahlen' ist wohl infolge Haplographie neben 'Zahlen = Bezahlung' ausgefallen. — Längezeichen finden sich, wo sie vielleicht entbehrlich sind wie bei *persōna* (Marke); unbedingt nötig wäre die Quantitätsbezeichnung bei *malus* 'Mast'. Unter 'Apfelbaum' steht richtig *mālus*.

Wien. J. Golling.

Dr. Kurt Taubner, Sprachwurzel — Bildungsgesetz und harmonische Weltanschauung. Berlin, W. H. Kühl 1905. 36 SS.

Ohne mich auf die tiefsinnigen Auseinandersetzungen des Verf. über ein-, zwei- und dreikonsonantige Wurzeln und die Gleichsetzung der Liquidä, Zahn- und Gaumenlaute, und Lippenlaute einerseits, mit der (babylonischen) Himmels-, Erd- und Wasserstufe (nach H. Winckler) anderseits, worin ein sozusagen notwendiger Ausfluß der harmonischen Weltanschauung zu sehen sein soll, näher einzulassen, genügt es wohl an einem Satze, die sprachliche Tiefe des Verf. unserer Schrift klarzulegen. S. 23 lesen wir: „Durch Zusammentreten von zwei 1-konsonantigen Wurzeln aus benachbarten Stufen bilden sich — reguläre — 2-konsonantige Wurzeln z. B.: aus *ra* und *uch* ... Rauch, aus *wo* und *da* *woda* (Wasser)". Es wäre überflüssige Zeitverschwendung, dieser absonderlichen Weisheit harmonischer Wurzelbildung noch weiter nachzugehen, da für die Wissenschaft aus solcher Betrachtungsweise sich ganz und gar kein Gewinn ergibt.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Kleine Syntax der französischen Sprache. Von Georg Stier. Cöthen, Verlag von Otto Schulze 1904. XII und 135 SS. 8°. Preis geb. Mk. 1·70.

Die „Kleine französische Syntax" ist ein Auszug aus dem größeren Buche desselben Verfassers: „Französische Syntax, mit Berücksichtigung der älteren Sprache" (Wolfenbüttel, bei Julius Zwißler). Doch ist dieser Auszug noch immer reichhaltiger als der syntaktische Abschnitt in unseren gangbaren Schulgrammatiken. Deshalb und wegen der knappen übersichtlichen Anordnung kann das Buch unseren Lehrern der französischen Sprache zum Handgebrauche empfohlen werden. Ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis am Schlusse erhöht seine Brauchbarkeit.

Wien. Dr. A. Würzner.

Jean Gümpell, Ins Land der Herero. Erinnerungen eines jungen Deutschen. Erzählung für die reifere Jugend. Berlin, Wilh. Süsserott 1904. Preis 4 Mk.

In schlichter, einfacher Sprache schildert der Verf., streng auf dem Boden der Wahrheit bleibend, die Erlebnisse eines jungen Deutschen, der nach Deutsch-Südwestafrika zu seinem dort als Farmer ansässigen Bruder reist. Seine Erlebnisse daselbst im Frieden und während des Hereroaufstandes werden höchst anregend und fesselnd erzählt. Das Buch enthält eine Fülle sehr lehrreicher Angaben über Hamburg, die Überfahrt auf dem „Hans Wörmann", Las Palmas usw. Die Landung erfolgt in

Swakopmund, von dort geht es nach Okahandja und von dort mit Ochsenwagen zur Farm. Friedlich verläuft hier das Leben, die Leser lernen Land und Leute, Pflanzen- und Tierwelt genau kennen. Doch da bricht der Aufstand aus mit seinen Greueltaten, die wohlbestellten Farmen werden niedergebrannt, zahlreiche Ansiedler mit ihren Familien hingemordet. Auch der Held der Erzählung und sein Bruder werden stark in Mitleidenschaft gezogen. Sehr viele gelungene Bilder (nach photographischen Aufnahmen) gereichen dem Buche zur besonderen Zierde, namentlich lernen wir daraus die südwestafrikanische Eisenbahn an den wichtigsten Punkten kennen. Auch die Karte des Hererolandes muß als willkommene Beigabe bezeichnet werden. Das auch sonst vornehm ausgestattete Buch verdient also die wärmste Empfehlung, namentlich für unsere Schülerbibliotheken.

Spemanns Kunst-Kalender 1906. Verlag von Spemann in Berlin und Stuttgart. Preis 2 Mk.

„Jeden Tag einen anderen künstlerischen Eindruck, jeden Tag eine andere künstlerische Erinnerung, jeden Tag einen anderen künstlerischen Nachweis“. Mit diesen Worten ist das künstlerisch gehaltene Titelblatt versehen. Was auf den folgenden Kalenderblättern an Wiedergabe von Kunstwerken aller Zeiten und aller Arten geboten wird, muß jeden Kunstfreund befriedigen. Antike, Mittelalter (Hildesheim!), Renaissance usw., alles ist glänzend vertreten. Die deutsche Kunst kommt dabei nicht zu kurz, Dürer, Holbein, Kranach usw. werden uns vorgeführt. Jedes Kalenderblatt gibt nicht nur die notwendigsten Angaben über das gebrachte Bild, sondern auch Anmerkungen aus der Kunstgeschichte, die sich auf den betreffenden Tag beziehen. Der Kalender eignet sich vorzüglich für jedes historische Kabinet und für jeden Zeichensaal. Wer die einzelnen Blätter sammelt, dürfte im Laufe der Zeit eine vollständige Geschichte der Kunst zur Verfügung haben.

Graz. Julius Miklau.

Mathematische Aufgaben für die Prima der höheren Lehranstalten. Teil II. Herausgegeben von Dr. A. Köhler. Berlin, Verlag von Leonhard Simon Nf. 1904.

Schnell genug hat der Verf. die Zusage erfüllt, die er in der Vorrede der von ihm herausgegebenen und hier kürzlich besprochenen Sammlung „Arithmetischer Aufgaben“ gemacht hat, eine Ergänzung letzterer bestimmt für die Prima höherer Lehranstalten in Bälde erscheinen zu lassen. Obwohl nur 73 Seiten umfassend, bringt diese Ergänzungssammlung eine Fülle von Aufgaben über diophantische Gleichungen ersten Grades, den Moivreschen Lehrsatz, kubische Gleichungen, die Kombinatorik und Wahrscheinlichkeitsrechnung, den binomischen Lehrsatz, unendliche Reihen, über Maxima und Minima und Grenzwerte der Brüche $\frac{0}{0}$. Auf diese Aufgaben folgen in einem zweiten Abschnitte solche aus der sphärischen Trigonometrie und in einem dritten aus der analytischen Geometrie. Auf die letzteren sei besonders hingewiesen, weil sie vortreffliche, ganz neue Angaben für geometrische Örter enthalten.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

R. Börnstein und W. Marckwald, Sichtbare und unsichtbare Strahlen (Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen). Leipzig, B. G. Teubner. VI und 142 SS. Preis geh. 1 Mk., geb. 1 Mk. 25 Pf.

Diese in gedrängter Kürze gegebene Darstellung enthält in leicht verständlicher Weise das Wichtigste, das gegenwärtig über diejenigen Naturerscheinungen bekannt ist, welche sich als Wellenbewegungen darbieten.

Vorangeschickt wird im ersten Kapitel das Wichtigste über die Wellenbewegung selbst: Fortschreitende und stehende Wellen, Reflexion, Brechung, Interferenz und Beugung. Hierauf folgt im zweiten Kapitel der Schall: die Entstehung desselben, Tonhöhe und ihre Abhängigkeit von den Schwingungszahlen, Mitschwingen, Interferenzerscheinungen, Schwebungen.

Das dritte Kapitel handelt vom Lichte: die geradlinige Fortpflanzung, Schatten, Lichtgeschwindigkeit, Strahlenbrechung, Linsen, das Auge; das kontinuierliche und Linienspektrum, Umkehrung des letzteren, die Beugungserscheinungen im Gitter, Wellenlängen der Lichtarten, Nikolsche Prismen und Turmalinzange.

Im vierten Kapitel wird das unsichtbare Spektrum beschrieben: die Wärmestrahlen und die elektrischen Strahlen; die Photographie und der Dreifarbendruck. Durch die Fluoreszenz wird der Leser auf die Geißlerschen Röhren und hiedurch zu den Kathoden- und Röntgenstrahlen übergeleitet, denen sich im fünften Kapitel die elektrischen Erscheinungen der Induktion, die Teslaschen Versuche mit hochgespannten Strömen, die Hertzschen Wellen und die Funkentelegraphie anreihen. Auch die Reflexion, Brechung, Interferenz und Polarisation der elektrischen Wellen werden behandelt.

Den Abschluß bilden im sechsten Kapitel die radioaktiven Substanzen: die Becquerel-Strahlen. Das Radium und Polonium, das Radiotellur, α- und β-Strahlen und deren chemische und physiologische Wirkungen; endlich wird die Emanation und deren Beziehungen zum Helium erwähnt.

Die Darstellung ist eine völlig elementare, in fesselnder, leicht verständlicher Form geschrieben, durch zahlreiche Figuren im Texte anschaulich gemacht, kann das kleine, aber inhaltsreiche Werkchen allen jenen, welche ohne mathematisches Studium die verschiedenen Formen der Wellenbewegungen und deren Beziehungen zueinander kennen lernen wollen, wärmstens empfohlen werden.

Wien. N. Herz.

Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Ausgewählt und zusammengestellt von E. Lemp. V. Aus Natur und Leben. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1904.

Unter dem Titel „Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben“ wurde bereits eine Reihe von Bänden veröffentlicht, welche die Werke hervorragender neuer Erzähler enthalten. Jetzt macht man den Versuch, auch die neuere wissenschaftliche Prosa in abgerundeten Aufsätzen aus der Feder hervorragender Schriftsteller den oberen Klassen höherer Schulen zuzuführen. Der 109. Band dieser Sammlung enthält Aufsätze von Roßmäßler (Wald und Forst), Budde (Kampf der Blätter um das Licht), Hesdörffer (Fremdländische Nadelhölzer als deutsche Waldbäume), Marshall (Die Gans), Masius (Das Pferd, Die Hand), Bölsche (Ende der Tierwelt, Küche der Urzeit), Stinde (Aus der Welt des Wassertropfens) u. a. Den Aufsätzen ist eine kurze Lebensbeschreibung der Autoren vorangestellt.

Wien. H. Vieltorf.

Dr. J. Loewenberg, Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. 3. verbesserte Auflage. Hamburg, im Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze 1906. 201 SS. 8°. Preis Mk. 1·50.

Ein sehr erfreuliches Büchlein, das eine Reihe kerngesunder und zeitgemäßer Betrachtungen über allerlei Unzukömmlichkeiten und Unzuträglichkeiten der modernen Erziehung enthält, in einer bilderfrischen aber auch bildersicheren, aus dem Stoffe selbst herausblühenden Diktion, die sich von aller schönrednerischen Pose, von jedem Versuche, die äußere Form über die Bedeutung des Inhaltes zu erheben, fernzuhalten weiß. Im Vorwort sagt der Autor: „Dies Buch macht nicht den Anspruch, neue, schwere Ernten heimzubringen. Wissenschaft und Gründlichkeit sind nicht darin verstaut. Es möchte nur als ein kleiner Kahn den mitfahrenden Leser in die Nebenarme des großen Heerstromes Pädagogik tragen". Abgesehen davon, daß man in gewissen Fällen nichts Besseres tun kann als schon Gesagtes zur rechten Zeit zu wiederholen, hat der Verf. auch Bekanntem durch selbständiges Überdenken und originelle Darbietung derart sein Prägezeichen aufgedrückt, daß uns dasselbe wie Neues anmutet.

Der erste Aufsatz „Geheime Miterzieher" (der dem ganzen Buche seinen Namen verliehen hat) bespricht alle Einflüsse und Einwirkungen, die neben den berufenen legalen und normalen Erziehern den Geist und Charakter des Schülers mitbilden helfen, „manchmal in der Tarnkappe unsichtbare Stöße führend, manchmal mit offenem Visier", und die meist nicht gewürdigt werden, so: die Großeltern, die alten Tanten, die Dienstboten, die Mitschüler, der Stand und der Geldbeutel, die Kinderbälle und die Theater, der zoologische Garten usw. Es wird da nachdrücklich auf manchen Umstand hingewiesen, der dem flüchtigen Beobachter leicht entgeht. Aber auch die folgenden Aufsätze enthalten eine Fülle anregender Bemerkungen. Wer möchte dem Verf. z. B. nicht aus voller Seele beistimmen, wenn er als das wirksamste Erziehungsmittel „Gewöhnung, Gewöhnung und abermals Gewöhnung" anpreist, die viel mehr fruchte als alle moralischen Ratschläge, da diese zu dem einen Ohre hinein- und zum anderen hinausgehen! Wer möchte es nicht mit ihm dem Lehrer anempfehlen, daß er bei den verschiedenen Betätigungen, die den Schülern auferlegt werden, auch sich selbst „an die Reihe nehme"! Ganz richtig finden wir auch die Wahrnehmung, daß unsere Erziehung meist viel zu milde sei, für den harten Kampf im Leben zu wenig vorbereite und besonders das Pflichtgefühl nicht genug einpräge. Die strenge Zucht (das sei ja zugegeben) macht den Menschen nicht gerade edler und liebenswürdiger, aber sie kräftigt und befähigt ihn zur Freiheit, die falsche Humanität und Sentimentalität aber züchtet nur Hätschelhänse und eine Generation, die so wehleidig ist wie gebadete Mäuse.

Auch sein Ruf „Erziehe so wenig als möglich", der anfänglich verblüfft, erscheint nicht so unberechtigt, wenn man sich an die Fabel erinnert von dem Manne, der an seinem Bogen so lange bosselte und schnitzelte, daß er zerbrach. Die Hervorhebung der Wahrheit, daß ein tüchtiger Unterricht schon an und für sich in hohem Grade erziehlich wirke, ist sicherlich nicht überflüssig. Besonders beachtenswert scheint uns, was über die Gerechtigkeit des Lehrers, und im Anschlusse daran, über die Berechtigung und den Wert der Schulzeugnisse gesagt ist; beides hängt ja so innig mit der ja auch bei uns jetzt in lebhaften Fluß gekommenen Frage von der Klassifikation zusammen. „Nicht aus Lust und Liebe zur Sache, nur für den Lehrer allein ... lernt das Kind." „Ja, muß es denn Zeugnisse geben? Gewiß ... selbst, wenn wir erwachsen und gereift sind, streben wir alle, Mann wie Weib, nach Ehrung und Anerkennung, d. h. nach einem Zeugnis, mag nun einer eine gute Suppe gekocht, ein Drama geschrieben oder eine Schlacht gewonnen haben."

Es hieße also aller psychologischen Erfahrung entgegenhandeln, wenn man dieses Moment bei der Beurteilung über die Zulässigkeit der Klassifikation außeracht ließe. Schädlich wirken die Zwischenzeugnisse (meint unser Autor weiter) „wo sie sich nicht damit begnügen, die Fortschritte im allgemeinen anzugeben, auf einzelne Mängel hinzuweisen, sondern wo sie die Leistung wie eine Krämerrechnung nach Punkten und Strichen summieren und subtrahieren und am Ende auch noch per Platz und Rang bestimmen", oder wie wir kurz sagen möchten, wo die Klassifikation atomisiert und mechanisiert. Treffend sind auch die Ansichten des Verf. über den erziehlichen Wert der Volksmärchen, dieses Bornes echter Poesie. Den schalkhaften Ansatz, den manche Märchen am Schlusse angehängt tragen („Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute") möchten wir lieber als eine Art Selbstpersiflage, als einen wahrscheinlich erst später hinzugefügten Zusatz, vergleichbar der grimassierenden Pointe am Ende so vieler Heinescher Gedichte, bezeichnen. Auch die Anschauungen des Verf. über die Jugendlektüre, besonders seine Warnungen vor falscher Prüderie (welche letztere er als größte Feindin der Sittlichkeit bezeichnet) und allzu großer Ängstlichkeit haben uns sehr gefallen. Doch fällt es uns nicht ein, hier den Inhalt des Buches auszuschöpfen; er wäre auch viel zu reich, um in diese enge Zelle getragen werden zu können; wir wollten demselben nur einen zahlreichen Leserkreis verschaffen.

Wien. Josef Frank.

Heinr. Mann, Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen. Roman. München 1905, Alb. Langen, Verlag für Literatur und Kunst. 279 SS. Preis 3 Mk.

Prof. Raat, sozusagen ein alter, menschenscheuer Junggeselle, der seine Lebensaufgabe darin sieht, immer nur nachzuspüren, wie er seine Schüler „fassen" und so unmöglich machen könnte, und der geneigt ist, nach einem Sprößling über eine ganze Familie den Stab zu brechen und sie bis in das zweite und dritte Glied zu verdammen, weshalb er im ganzen Städtchen nur als „Professor Unrat" bekannt ist, gerät auf seinen Spionagewegen selbst in die Netze einer Chansonette, der Favoritin eines seiner Schüler, aus denen er sich nicht mehr zu befreien vermag. Er heiratet sogar die „Künstlerin" und beginnt ein offenes Haus zu führen, das allmählich zum Sammelpunkte der ganzen „besseren Gesellschaft" des Landstädtchens und zum Anstoß des Kleinbürgers wird. Schließlich bedroht Prof. Unrat, von Eifersucht gequält, seine Frau am Leben, wird, von finanziellen Sorgen gepeinigt, an einem seiner ehemaligen Schüler zum Räuber und verfällt dadurch, von der Bevölkerung der ganzen Stadt verachtet, verspottet und verhöhnt, dem Arme der irdischen Gerechtigkeit.

So wäre denn Prof. Unrat ein würdiges Mitglied des Lehrkörpers eines „Flachsmannes". Die besondere Tendenz dieses Romanes geht aber dahin, zu zeigen, wie ein Mittelschullehrer nur deshalb vor menschlichen Verirrungen bewahrt bleibt, weil er das Leben gar nicht kennen gelernt hat, wie es in Wirklichkeit sei, während er sich an dem Schaum des Lebensgenusses, den seine Schüler leichtlebig schlürfen, aber ebenso leicht missen können, unersättlich berauscht trotz seiner klassischen Ideale. Prof. Unrat ist nämlich Altphilologe!

Wir sehen, ein Buch, ebenso unwahr als passend für unsere Zeit!

Unwillkürlich drängt sich einem nur die Frage auf, wie man mit der Behandlung eines solchen Themas nahezu 300 Seiten füllen und wie sich ein Verleger finden kann, der, mit dem schlechten Geschmack des Publikums rechnend, bei solchen Werken auf seine Kosten zu kommen hofft.

Artur Bonus, Vom Kulturwert der deutschen Schule. Jena-Leipzig 1904. 71 SS. Preis Mk. 1·50.

Der Verf. übt in einem eigenartig aphoristischen Stil strenge Kritik an der Volks- und Mittelschule Deutschlands. Die Schule habe einen ganz unnatürlichen Entwicklungsgang genommen und so sei es dahin gekommen, daß jede Disziplin eben durch die „Verschulung" von ihrem natürlichen Interesse soviel einbüßt, daß sie den Schüler nur noch mit Ekel und Widerwillen zu erfüllen vermag. Den einzigen Trost findet der Verf. darin, daß der Deutsche noch keine Kultur besitze, sondern sich zu derselben emporarbeiten könne und werde, bis er sich von der „Unkultur", der Folge der bisher gepflegten „Fremdkultur", befreit habe.

Am beachtenswertesten erscheint mir zur Zeit die Betonung folgendes Übelstandes (S. 39 f. unter dem Schlagworte „Vom Kulturmädchen für alles"): „Man klagt über mangelndes Kunstverständnis im Publikum. Was ist zu tun, um es zu heben? Für solche Fälle hat der Deutsche einen Götzen, der alles kann: die Schule, ein Allheilmittel: den Lehrplan, und einen Schuldigen für den Fall, daß es nicht gelingt: den Schulmeister".

„Nicht genug Kunstverständnis? Also Kunst in die Schule! Die Schule kann doch nicht noch mehr bewältigen! Weshalb nicht? Es ist noch viel Platz in den Lehrplänen! Was nützt es im Lehrplan, wenn es nicht geleistet werden kann? Nicht geleistet werden kann? Da soll der Teufel den Lehrer holen".

„Wenn ein Nationalökonom ausrechnet, daß zuviel Pilze im Walde verderben — die Schule! Eine Pilzstunde! Die Obstzucht könnte mehr Gewinn abwerfen — die Schule! Eine Obstbaustunde! Die Wahlen sind schlecht — eine Stunde soziale Frage! Die Missionskollekten geben nicht genug Ertrag — Mission in die Schule! Die Frechheit nimmt überhand — eine Stunde gegen die Frechheit!"

„Jeder Kongreß für irgend eine gute Sache, jedes bedeutendere Ereignis gebiert neue Forderungen an die Schule."

Aussig. Dr. G. Hergel.

Bibliothek für Knaben. Herausgegeben von Robert Münchgesang. — Wer ist glücklich? — Demokedes. Zwei kulturhistorische Jugenderzählungen von R. Münchgesang. Mit 3 Farbendruckbildern von W. Rohm. Würzburg, F. X. Buchersche Verlagsbuchhandlung. XIII und 132 SS.

Als Vorrede wurde eine theoretische Erörterung „Was wir wollen" vorangeschickt, in der der Herausgeber den Gedanken entwickelt, daß für 12—16jährige Knaben historische Erzählungen allen anderen vorzuziehen seien. Auch die Eigenschaften einer guten historischen Erzählung werden untersucht. Die erste Erzählung: „Wer ist glücklich?" ist die wohlbekannte Geschichte von Krösus, Kyros und Solon nach dem Berichte des Herodot, natürlich entsprechend erweitert und ausgeschmückt. Ich besorge, daß die Erzählung in dieser Form unseren Jungen nicht spannend genug sein werde. Gelungen von diesem Gesichtspunkt aus ist die folgende Erzählung „Demokedes", gleichfalls dem Altertum entnommen, von der wieder das erste Kapitel besonders zu rühmen ist. Drei dem kindlichen Geschmacke genügende Farbendruckbilder sind beigegeben. Einige Druck- (vielleicht auch Schreib-) Fehler hätten vermieden werden können.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

55. Dr. Mauritius Schuster, De C. Sollii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis. Progr. des Kaiser Franz Joseph I.-Kommunalgymn. in Mähr.-Ostrau 1905. 20 SS.

Während bisher unter den auf den bunten Stil des Apollinaris Sidonius Einfluß nehmenden Dichtern Horaz (von Mohr) die vorletzte oder (von Geisler) die 4. Stelle angewiesen wurde, will der Verf. der vorliegenden Abhandlung den Dichter in dieser Hinsicht mit Statius und Claudian auf gleiche Linie stellen. Einstweilen liegen zwei Abschnitte der ganzen Untersuchung vor. Im ersten (7—10) werden diejenigen Stellen behandelt, an denen der Name des Horaz genannt oder eine Stelle aus seinen Gedichten mit Beifügung seines Namens angeführt wird. Der zweite, doppelt gegliederte (11—38 und dann bis 44), betrifft jene Stellen, an denen längere Partien der Horazschen Gedichte in Bezug auf Form oder Gedanken berücksichtigt sind. Weitere Teile nebst einer zusammenfassenden Übersicht sind noch in Aussicht gestellt.

So viel kann man nach den fleißigen Sammlungen des Verf.s ohne weiteres zugeben, daß Sidonius eine viel intimere Vertrautheit mit Horaz zeigt, als man bisher angenommen zu haben scheint. Wenn trotzdem der Einfluß der dichterischen Eigenart des Vorbildes nicht so augenfällig in die Erscheinung tritt wie der des Statius und Claudian, so ist eben zu bedenken, daß die von Sidonius in seinen größeren Gedichten behandelten Stoffe und die im Zusammenhange damit gewählte metrische Form des heroischen Versmaßes ein viel engeres Anschmiegen gerade an epische Dichtungen in Sprache und Vers gestatteten. Leider ist die ganze Anordnung und Darstellung nicht übersichtlich. Mit einfacher Gegenüberstellung der zu vergleichenden Stücke wäre mehr gewonnen als mit nochmaliger Wiederholung und eindringlicher Betonung der Ähnlichkeiten. Die Latinität weist einige Flüchtigkeiten auf. Unter den Druckfehlern sind mehrere recht störend.

Wien. R. Bitschofsky.

---

56. Prof. Mich. Neuhöfer, Zum Akkusativ. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Eger 1904. 22 SS.

Wie das Wesen des Accusativs im Lichte der gelehrten Forschung von Apollonius Dyskolos bis in die neueste Zeit erscheint, das ist die Frage, die im ersten Teile der formgewandten Darstellung behandelt wird. Was hier geboten wird, ist in jeder Beziehung vollständig, mag man nun die vorgeführten Theorien oder deren hervorragendste Vertreter ins Auge fassen. Die S. 5 erwähnte Ansicht, daß *αἰτιατική* eigentlich mit 'Verursachungskasus' zu übersetzen wäre, ist nicht erst von Trendelenburg, sondern schon von Scaliger ausgesprochen worden. Vgl. den Ref. in Landgrafs Historischer lateinischer Grammatik III, S. 52. Im zweiten Teile kommt der Verf. auf dem Wege seiner mit logischer Schärfe geführten Untersuchung zu dem Ergebnis: der Accusativ ist der Träger der eigentlichen und übertragenen Wohinbedeutung. Daß der Verf. fast sämtliche Gebrauchsweisen namentlich des griechischen Accusativs mit seiner Theorie wohl in Einklang zu bringen weiß, muß man ihm zugeben. Übersehen jedoch hat er die Wendungen, welche Aug. Grotefend in der *Epistula ad Hartungium* (Göttingen 1835) gegen Hartung vorgebracht hat.

Wien. J. Golling.

---

57. **Riegler Richard, Über den metaphorischen Gebrauch von Vogelnamen in den modernen Kultursprachen.** Progr. der k. und k. Marine-Unterrealschule in Pola 1905. 43 SS.

Vorliegende Abhandlung bildet eine Art Ergänzung zu Brinkmanns unvollendet gebliebenem Werke „Die Metaphern, Studien über den Geist der modernen Sprachen". Brinkmann hat die Tierbilder der Sprache mit Beschränkung auf die Haustiere behandelt. Der Verf. zieht die Namen der Vögel, insofern sie phraseologisch von Interesse sind, in den Kreis seiner Betrachtung. Indem er sich dabei auf das Wesentliche beschränkt und wie Brinkmann von den modernen Kultursprachen das Deutsche, Englische, Französische, Italienische, von den antiken Sprachen das Lateinische gelegentlich berücksichtigt, bespricht er die einzelnen Vögel vom Adler bis zum Strauß in der von der Naturgeschichte beobachteten Reihenfolge, wobei nur die Kapitel „Kuckuck" und „Sperling" aus pädagogischen Rücksichten weggelassen wurden.

Hoffentlich hält der Verf. dieser interessanten Abhandlung sein Versprechen und wird an anderer Stelle auch die übrigen Tiernamen behandeln.

58. **Binder Franz, Der Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Garnier.** Progr. der k. k. Staats-Realschule in Dornbirn 1905. 36 SS.

Der Verf., der schon 1902 im Programme der Landes-Realschule in Zwittau den „Gebrauch des Konjunktivs und des Infinitivs bei La Fontaine" behandelt hat, liefert hier abermals einen mit großem Fleiße zusammengestellten Beitrag zur historischen Syntax des Französischen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

59. **Franz Zatloukal, Die Kämpfe um das Prinzip der böhmischen Prosodie in der Renaissancezeit der böhmischen Literatur.** Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1905. 16 SS.

Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, auf dem knappsten Raum eine Darstellung des prosodischen Streites in Böhmen zu liefern. Weder der Raum noch das Wissen des Verf. noch sein Darstellungsvermögen reichten für die Lösung der Aufgabe hin. Mit einem möglichst dürren Auszug aus Králs großer Arbeit ist es nicht getan, auch wenn oder vielmehr gerade wenn dieses Verhältnis durch die Art, wie er Král zitiert, verdunkelt wird. Dem Autor ist die große Bedeutung von Králs Aufsätzen so wenig aufgegangen, daß er gleich im Eingange versichert, der Kampf habe mit der Anerkennung der Gleichberechtigung beider Prinzipe geendigt. „Dieser Standpunkt wird bis jetzt fast allgemein gebilligt". Längst nicht mehr! Nur eine ganz kleine Minorität hält an der Zulässigkeit quantitativer Verse im Böhmischen fest, sonst gilt die Accentprosodie als die einzig mögliche. Aber diese Behauptung ist nicht die einzige, welche Kopfschütteln erregt. Auf S. 11 lesen wir: „Auch darin gehen sie zu weit, wenn sie behaupten, daß die Griechen ihren natürlichen Accent im Vers nicht beachteten, da ja gerade das Gegenteil richtig ist, und derjenige griechische Verse schlecht lesen würde, wer sie nur nach der Quantität lesen wollte". Der Autor vermag griechische Verse nach Accent und Quantität zugleich zu lesen? Nicht einmal die Fakta sind verläßlich aufgezählt, so heißt es auf S. 13: „In den ersten zwei Jahren

nach Erscheinen der Počátkové haben also mehrere Männer ihre Stimme gegen dieselben erhoben, allein entweder war ihre Kritik gänzlich unsachlich (Raymann) oder sind ihre Schriften aus verschiedenen Gründen öffentlich nicht erschienen (Puchmayer, V. Nejedlý)". Aber Raymann ward doch umgekehrt durch die genannte Schrift bewogen, den Accent aufzugeben! Es soll vielleicht *Štěpnička* heißen. Die Gegenschrift von Puchmayer ist in der Einleitung seiner Fialky erschienen, aber freilich erst viel später. Die literarhistorischen Angaben beruhen meist auf veralteten Quellen, die von Vlček herausgegebene „Literatura česká XIX století" ist nirgends benutzt.

Prag. Ernst Kraus.

---

60. Prof. Franz Vojtíšek, Die pädagogische Bedeutung der Schülerausflüge (čechisch). Progr. der Böhm. Staatsrealschule in Prag (Kleinseite) 1902. 8 SS.

Ausgehend von dem Philanthropinismus des XVIII. Jahrhunderts kommt Prof. V. auf die „Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand" des Grafen Franz Josef Kinsky vom Jahre 1773 zu sprechen, der schon damals zur Förderung der wissenschaftlichen Ausbildung der Schüler „die Durchführung häufiger Reisen, so weit als möglich zu Fuß" befürwortet hatte. Und ich glaube, wenn er heute leben würde, dann würde er nicht weniger warm für die Benützung des Fahrrades zur Förderung der Schülerreisen eintreten. Nur Voreingenommenheit kann behaupten, daß ein Naturgenuß zu Rad unmöglich sei. Freilich muß der Radfahrer in erster Linie den Weg beobachten. Aber dank behördlicher Einflußnahme sind nicht nur die Hauptstraßen, sondern auch die Bezirksstraßen mit besonderen Wegstreifen zur ausschließlichen Benützung für Radfahrer und Fußgänger versehen, die sehr gut erhalten, ein sicheres Fahren gestatten und dem Radfahrer die zeitweilige Beobachtung der Umgebung ermöglichen. Dann wird ein vernünftiger Radler auf steileren Straßen nicht führen, um Lunge und Herz vor Überanstrengung zu bewahren. Und mit dem Rade an der Hand kann sich der Wanderer völlig dem Naturgenuß hingeben, namentlich nach Erreichung der Höhe. Besonders der „Wiener Wald" mit seinen ausgezeichneten Straßen, dann die Gegend nördlich der Donau; Kreutzenstein mit der außerordentlich reichen Waffensammlung Sr. Exc. des Grafen Hans Wilczek, Korneuburg mit seiner Schiffswerfte und gelegentlichem Stapellauf eines fertig gestellten Schleppers, der Löwe von Aspern, Groß-Enzersdorf mit noch erhaltener Umfassungsmauer und Stadtgraben und ganz besonders die Ausgrabungen von Carnuntum (Petronell, Deutsch-Altenburg) sind äußerst lohnende Ausflüge für radfahrende Mittelschüler Wiens und Niederösterreichs.

Wie alle modernen Schulmänner erblickt auch Prof. V. die Aufgabe der Erziehung in der Ausbildung des ganzen ungeteilten Menschen, in der zielbewußten, harmonischen Ausbildung von Leib und Seele.

Zur Lösung dieser hohen Aufgabe tragen Wanderungen ganz wesentlich bei. Sie helfen den Körper abhärten, bereichern die Seele mit Kenntnissen, liefern zur Entwicklung des Charakters unschätzbare Bausteine und bieten die passendste Gelegenheit, in ungesuchter Weise die in der Schule erworbenen Kenntnisse aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Zeichnen, Mathematik, Geometrie usw. zu verwerten. Das wird mit viel Wärme behandelt und die Literatur fast vollständig angeführt. Sonderbarerweise fehlt Dir. Gallinas vortreffliche Schrift „Ferialreisen mit Studenten", 1896; und die pädagogische Bedeutung der Schülerwanderungen ist meines Wissens in der vom württembergischen Schulinspektor J. W. Klumpp besorgten 4. Auflage von Guts Muths „Gymnastik für die Jugend", 1840, in unübertrefflicher Schönheit und Vollendung dargestellt.

Von demselben Verf.:

Überblick über die von Schülern der Anstalt in den Ferien 1901 ausgeführten Reisen (čechisch). 6 SS.

Wie im Jahresbericht 1900/1, so wurden auch in diesem die von den Schülern der böhmischen Staatsrealschule auf der Kleinseite in Prag in den Ferien 1901 ausgeführten Ferialreisen verzeichnet. Darnach haben 134 Schüler (27% aller) in Begleitung ihrer Eltern, Geschwister, Verwandten oder mehrere Mitschüler zusammen 221 Wanderungen ausgeführt, davon 2 mittelst Fahrrades über einen und über zwei Tage.

Mehr als die Hälfte aller Ausflüge waren eintägige, 38 erstreckten sich über zwei Tage, 16 auf drei Tage, 7 auf vier Tage, 9 auf fünf Tage 3 auf sieben, 2 auf acht, 1 auf neun, 3 auf zehn, je 2 auf eilf und zwölf Tage, je 1 auf dreizehn, vierzehn, ja sogar auf sechzehn Tage. Wenn man noch bedenkt, daß diese Anstalt schon innerhalb eines Schuljahres 34 Ausflüge, darunter 18 ganztägige absolviert, so muß man zugeben, daß dieser Zweig der Erziehung und des Unterrichtes sich dort einer hohen Blüte erfreut.

Um aber den Überblick über die durchgeführten Ferialreisen noch fruchtbarer und anregender zu gestalten, müßten bei jedem Ausfluge die Länge und Dauer der Fußwanderung, bei mehrtägigen Ausflügen auch die Unterkunftsverhältnisse und namentlich die dem Einzelnen erwachsenen Auslagen zu entnehmen sein, da es doch darauf ankommt, mit den geringsten Mitteln und in einfachster Weise möglichst viel zu erreichen. In dieser Beziehung ist die von Prof. Sallač in dem Programm des Staatsgymnasiums in Reichenau in Böhmen entworfene Tabelle geeignet, den Einblick wesentlich zu erleichtern. Das könnte übrigens auch im Anschluß an die „Tabelle für körperliche Ausbildung und Gesundheitspflege“ („Tělesný výcvik a zdraví žáků“), S. 48 des Jahresberichtes der Böhm. Staatsrealschule in Prag-Kleinseite untergebracht werden.

Wien. Max Guttmann.

Eingesendet.

Das Deutsche Rechtswörterbuch.

In den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtet Heinrich Brunner alljährlich über den Stand der Arbeiten am Wörterbuch der deutschen Rechtssprache. Da dieses Unternehmen nicht nur für Rechtshistoriker und Philologen, sondern auch für die allgemeine Geschichte, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte von der größten Bedeutung ist, so sind einige Worte hierüber an dieser Stelle vielleicht von Interesse.

Das Bedürfnis nach einem Werke, in dem die deutschen Rechtsausdrücke aller Zeiten und Mundarten gesammelt und erklärt sind, wird wohl bei allen Studien auf historischem Gebiete lebhaft empfunden. Die bereits vorhandenen Glossare und Wörterbücher sind teils veraltet und lückenhaft, oder sie berücksichtigen die rechtliche Bedeutung der Ausdrücke zu wenig; andere bringen überhaupt keine Erklärungen oder sie beschränken sich der Natur der Sache nach zeitlich, örtlich oder sachlich auf ein begrenztes Gebiet, wie z. B. die oft vorzüglichen Register der Urkundenausgaben. Du Cange berücksichtigt das deutsche Sprachgut erst in zweiter Linie.

Bereits 1893 hat Brunner dargelegt, welche Förderung der historischen Forschungen durch ein derartiges Unternehmen zu erwarten sei.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften nahm sich dieses Planes an, das Kuratorium der Hermann und Elise, geb. Heckmann Wentzel-Stiftung stellte Mittel hiezu zur Verfügung und 1896 bildete sich eine Kommission. Heute sind in dieser die Professoren Brunner, Gierke, Frensdorff, Huber (Bern, als Vorsitzender der seit 1900 bestehenden Schweizer Kommission), Roethe (Berlin), Schroeder (Heidelberg) und Freih. v. Schwind (Wien, als Vorsitzender der 1903 ins Leben getretenen österreichischen Kommission). Den Vorsitz führt Geheimrat Brunner, die Leitung der praktischen Arbeiten liegt in den Händen Geheimrat Schroeders.

Die leitenden Grundsätze bei der Arbeit sind kurz folgende: Es werden alle Rechtsausdrücke (als solche gelten auch Rechtssymbole, Münzen und Maße) des deutschen Sprachgebietes vom Beginn der Aufzeichnungen bis um das Jahre 1750 gesammelt. Auch die angelsächsischen, friesischen und longobardischen Wörter werden aufgenommen; der skandinavische Wortschatz wird nur zur Etymologie gemein-germanischer Ausdrücke herangezogen. Aufzeichnungen in lateinischer Sprache werden ebenfalls verwertet, jedoch daraus bloß die eingestreuten germanischen Wörter notiert: z. B. *ius quod vulgaritur dicitur spitzreht*, oder *gualdemannus*. Vor allem gilt es, die gesamten Rechtsaufzeichnungen älterer Zeit zu exzerpieren, weiters werden aber auch Urkunden und andere Nebenquellen der Rechtserkenntnis verarbeitet.

Die Fülle des Materiales erfordert eine große Zahl von Mitarbeitern und es sind auch erfreulicherweise Juristen, Historiker und Philologen im Deutschen Reich, in Österreich, in der Schweiz, in den Niederlanden und in Belgien dafür gewonnen worden. Bereits sind sehr viele Quellen erledigt, doch ist begreiflicherweise noch ein reichlicher Stoff zu bewältigen, sodaß weitere Meldungen zur Mitarbeit sehr willkommen sind. Diesbezügliche Zuschriften wollen an Geheimrat Prof. Dr. Richard Schroeder, Heidelberg, gerichtet werden, worauf Zusendung einer Instruktion und Zuteilung einer Quelle erfolgt. Betreffs österreichischer Quellen wolle man sich an Prof. Dr. Ernst Freih. v. Schwind, Wien XIII., Penzingerstraße 66 wenden. Forscher, die dem Werke Interesse schenken, aber infolge Berufspflichten und anderer Arbeiten nicht in der Lage sind, in größerem Umfange mitzuarbeiten, können der allgemeinen Sache dadurch außerordentlich schätzenswerte Dienste leisten, daß sie gelegentliche Funde dem Rechtswörterbuche zukommen lassen. Für diese Mitteilung von Notizen handelt es sich vornehmlich um solche deutsche Rechtsausdrücke und formelhafte Wendungen der Rechtssprache, die entweder überhaupt oder doch in dieser Zeit und Gegend selten vorkommen; insbesondere sind aber jene Ausdrücke sehr willkommen, die in den landläufigen Glossarien und Wörterbüchern nicht oder nicht in der gefundenen Bedeutung für jene Zeit und Gegend verzeichnet sind. Hiebei kommt gedrucktes und ungedrucktes Material in Betracht. Namentlich wird sich Anlaß bieten zu solchen gelegentlichen Beiträgen bei Archivstudien, Urkundenausgaben, lokalgeschichtlichen Untersuchungen u. dgl. Auf diese Weise kommen Kenntnisse des Spezialforschers der Allgemeinheit in weitestem Maße zugute: Die zeitliche und räumliche Verbreitung von Rechtsausdrücken und Rechtseinrichtungen kann genauer festgestellt werden, viele bisher nicht genügend erklärte Wörter werden in ihrer Bedeutung erkannt, und der reiche Schatz unserer deutschen Rechtssprache erhält weiteren Zuwachs. Auf Wunsch werden gedruckte Zettelformulare, wie sie im Archive des Rechtswörterbuches (Heidelberg, Universitätsbibliothek) verwendet werden, jederzeit unentgeltlich zugeschickt. Abgesehen von solchen buchstabengetreuen Quellenexzerpten wird sich unter Umständen Gelegenheit zu einer wertvollen Bereicherung des gesammelten Materiales dadurch ergeben, daß Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu bereits vorhandenen Wörterbüchern dem Archive des Rechtswörterbuches bekanntgegeben werden.

Von der künftigen Einrichtung des Wörterbuches geben Probeartikel, die von Kommissionsmitgliedern verfaßt werden, ein anschauliches Bild; so der Artikel Weichbild (von R. Schroeder) in der Festschrift für den 26. deutschen Juristentag 1902, dann Makler (von F. Frensdorff), Pflege (von O. Gierke), Walraub (von H. Brunner), *wîse* (von G. Roethe) in dem Sitzungsber. der Berliner Akademie der Wissensch., philos.-hist. Kl. 1902.

Einfaches Mittel zur Auffindung geographischer Namen im Atlas.

Wenn ich heute z. B. im Handatlas Andrees einen Ortsnamen aufsuchen will, brauche ich einige Zeit, um mich auf eine Fläche von meistens über 15—20 *cm*² zu orientieren. Wird aber die obere Randlinie der Karte (nicht die der geographischen Längen) mit einer Einteilung von etwa $^1/_2$ *mm* versehen und mit laufenden Ziffern numeriert, ferner jedem Atlas ein aus weißem Karton hergestelltes T-förmiges Instrument beigegeben, dessen langer, senkrechter Teil auf gleiche Weise mit $^1/_2$ *mm* Einteilung versehen und numeriert wird, so ergibt sich alles Weitere von selbst.

Ich lese z. B. im Namenregister: Thalgau 40, 15, 10; stelle ich den wagrechten Kopf des Instruments auf die benannte obere Linie der 40. Karte so, daß die rechte Seite auf die Ziffer 15 zu liegen kommt, und sehe ich auf dem senkrechten Teile die Ziffer 10 nach, so habe ich den Namen. Das sei in Hinkunft den Atlas-Herausgebern zur Aufmerksamkeit empfohlen.

Somogy-Csurgó (Ungarn). Gabriel Varga.

Walter Simon-Preisaufgabe.

Auf Anregung ihres Ehrenmitgliedes, des bekannten Mäcens Stadtrat Prof. Dr. Walter Simon in Königsberg i. Pr., schreibt die „Kant-Gesellschaft“ einen Preis von Eintausend Mark aus für die beste Bearbeitung des Themas: „Das Problem der Theodicee in der Philisophie und Literatur des XVIII. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller“. Der zweite und dritte Preis beträgt 400, bezw. 300 Mark. Die näheren Bedingungen finden sich in dem soeben erscheinenden neuesten Hefte (XI 2) der „Kantstudien“ und sind auch separat zu beziehen durch den Geschäftsführer der „Kant-Gesellschaft“ Prof. Dr. Vaihinger an der Universität Halle a. S. Derselbe versendet auch die Satzungen der „Kant-Gesellschaft“ zum Zweck von eventuellen Beitrittserklärungen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Ein neues Meraner Fragment des „Buch der Veter".

In dieser Zeitschrift konnte ich 1904 (S. 901—908) ein neues Fragment der in Meran zerschnittenen Handschrift des „Buches der Veter" mitteilen. Nun hat der unermüdliche Korrespondent der Zentralkommission, Herr Direktor Alois Menghin, abermals in Meran ein Fragment derselben Handschrift als Einband eines Urbars des Clarissinnenklosters vom Jahre 1686 entdeckt, mit Genehmigung der Meraner Stadtvertretung sorgfältig im Stadtarchiv abgelöst und mir zur Publikation überlassen. Ich sage ihm auch öffentlich meinen besten Dank für sein freundliches Entgegenkommen.

Das neue Fragment ist ein unzerschnittenes Doppelblatt, das nur an den Ecken etwas gelitten und schon auf dem Einband durch Ausreißen einer Initiale ein kleines Stück eingebüßt hat. Dank der Meraner Museumsleitung (Herr Dr. F. Innerhofer) konnte ich während der Osterferien dieses Jahres das neugefundene mit dem früher veröffentlichten Fragmente vergleichen, wobei sich die vollständige Identität beider ergab, obwohl das neue Fragment zufolge seiner besseren Erhaltung auf den ersten Blick etwas anders erscheint, so lassen sich z. B. besonders in der linken Spalte jeder Seite bei verschiedenen Versen die Reimpunkte noch erkennen, die man auf dem früheren Fragment nicht mehr sieht. Aber sonst ist die Zeilenzahl in beiden Spalten, Schrift, Ausstattung (rote Initialen mit blauer Verzierung, rote Striche durch die herausgerückten Anfangsbuchstaben der ungeraden Verse, Zeilenabstand und Größe der beiden Spalten) durchaus gleich. Das neue Blatt mißt 36 *cm* in der Höhe, 24 in der Breite, der obere Rand etwas über 2·5, der untere 7·5, der Seitenrand 3·5. Zwischen den beiden Spalten I *a* 2 und II *b* 1 steht die Urbaraufschrift = 1686 =, auch sieht man auf dem Klebestoff Spuren einer Urkunde, die jedesfalls zur Herstellung des Pappendeckels verwertet worden war; durch den

Spiegel konnte ich den Namen Ferdinandus und die Jahreszahl 1679 lesen, weiteres zu entziffern gelang mir mit meinen geringen Meraner Hilfsmitteln nicht.

Ich lasse im folgenden wieder den ergänzenden Text der Leipziger Handschrift (*L*) nach Diemers Abschrift kursiv abdrucken, den Text der Fragmente Antiqua mit den Lesarten von L. Der Beginn der Legende von Johannes liegt in dem einen von Zingerle aufgefundenen Meraner Fragment vor (Wiener Sitzungsberichte LV, S. 638 f.) vom dortigen Vers 65 an. Nach Franke wären es die Verse 4585 ff. des Buches der Veter. Das Zingerlesche Fragment endet mit Vers 4648, zwischen ihm und dem ersten Teil des neuen Doppelblattes bietet der Text von *L* 128 Verse, also gerade zwei Seiten mit je zwei Spalten à 32 Zeilen der Meraner Handschrift. Zwischen I und II des neuen Fragmentes fehlen 354 Verse, das ist ein Doppelblatt, so daß wir in dem Zingerleschen und dem unten abgedruckten Blatt Teile derselben Lage haben dürften, von der wir besitzen Blatt 1. 3.. 6.., während das übrige bisher nicht wiedergefunden wurde. Da Zingerles Doppelblatt *F* (Wiener Sitzungsberichte LXIV, S. 177—183) die Verse 28.645—28.900 umfaßt, also das innerste Blatt einer Lage war, bestand die Meraner Handschrift wohl aus Quaternionen, Lagen zu vier Doppelblättern.

Ausdrücklich bemerke ich zum Schluß, daß auch Zingerles Fragmente zum größten Teil von Urbaren des Clarissinnenklosters herrühren, dieser Umstand demnach gleichfalls für die Zusammengehörigkeit des neuen Doppelblattes mit der von Franke *H* genannten Handschrift spricht, die zwischen 1679 und 1686 in Meran vom Buchbinder zerschnitten wurde.

Im wortgetreuen Abdruck der Fragmente wurde nur gleichmäßig *s* für *s* und *ſ* gesetzt.

[23 *d*] *Ez was bi vns ein reiner man*
Got gentzelich vnder tan
Der in mit tvgenden also zoch
Daz er vz der werlde vloch
195 *Verre in die wste hin*
Sin beger sines herzen sin
Legete er an gotes minne
Damit vnd dar inne
In einem brvnden geiste er vaht
200 *Den tac vil gar vnd ovch die naht*
[24 *a*] *Wachen weinen vnd gebet*
Mit kuslicher vaste er tet
Swaz von tvgenden ist genant
Des hete an im der wigant
5 *Vil von den genaden gotes*

194 vz] von *Z* 2 chevschleicher *Z*

Wan er den willen sines gebotes
In der liebe zv im trvc
Do er des vil vnd genvc
Manigen tac al da getreib
10 *Vnd ie stete dar an beleib*
Daz er behielt gotes gebot
Do wolte im vnser herre got
Wisen vf der erden
Wie riche er solte werden
15 *Vor im in himelriche*
Bistvnde er reinecliche
Vntz an sines ende zil
Siner tvgende was so vil
Daz er niht hete menschen leben
20 *Im was an tvgenden gegeben*
Engelische leben hie
Dvrch reinekeit die er begie
Do wolde in got der wise
Mit engelischer spise
25 *Ovch vf der erden spisen*
Vnd im dar an bewisen
Swer mit rehter kvscheit
Gottes willen ist bereit
Den wil er ovch besorgen
30 *Immer nach dem morgen*
Hin vmbe ienen vesper tac
Als sin ezzens zit gelac
Vnd er sin gebet gesprach
Daz mit innekeit geschach
35 *Vnd an im zv got was risch*
Do wart in braht vf einen tisch
Ein brot schon vnd sne wiz
Gote hete sin vil grozen vliz
Wan er ez im da wvgete
40 *Er az daz im genvgete*
Von dem brot daz im phlac
Grozer svzekeite smac
Mit aller demvte
Dancke er gotes gvte
45 *Vmbe die edele spise*
An tvgentlichem prise
Wart im von gotes wisheit

---

6 Wan der willen *Z* 17 Piz *Z* endes *Z* 21 Engelischez leben alhie *Z* 31 vesper] mitten *Z* 32 sines *Z* 35 was zv gote ::isch *Z* 36 So *Z* einen] seinen *Z* 39 fvgte *Z* 41 phlac] wach *Z* 42 gesmach *Z* 44 Danchte *Z*

Kvmftiger dinge vil geseit
Nv diz bestvnt nv manigen tac
50 *Daz sin vnser herre phlac.*
[24 b] *Mit grozer genaden kvmft*
In alle dirre zv nvmpft
Kvnde er sich niht enthalten
Sin begonden walten
55 *Gedancken vnd in seren*
Ein teil zv iteln eren
Die an in hefte iren stift
Als ob er der genaden gift
Von sinen tvgenden solte haben
60 *Als das an im wart entsaben*
Der tuvel trat im zv baz
Ein teil wart im sine herzen laz
Der lazheit vberwege
Machte in ein teil ovch trege
65 *An sime gebet des er phlac*
Vil schiere er mvde gelac
Vnd hvb sich vbir sinen tisch
Da vant er sin brot vrisch
Nach ezzene sprach er sin gebet
70 *Daz er doch niht so heiz tet*
Als er da vor was gewon
Mit innekeit vnd davon
Enphie sin herze einen vlec
Do dem tuvel wart der wec
75 *Er rvcte im aber zv baz*
Hin vnd her ienez daz
Began er dar bedenken
Sin lehen wart sich crenken
Dar inne w°hs im die gelvst
80 *Nach brodeclicher akvst*
Began er mit gedanken stegen
Idoch liez er niht vnder wegen
Ern sprach sin gebet
Rehte als ein schif er tet
85 *Daz wol bervget sere gat*
Als man daz rvgen bliben lat
So get ez von dem swange
Doch weret daz get niht lange
Ez get abe vntz ez gelit
90 *Dem wol ein eben maze git*
Des selben einsidelen leben

---

49 **Do diz gestvnt manigen** *Z* 53 **niht** *fehlt Z* 54 *bis her reicht Z*
62 *lies* **sin herze** 88 *l.* **gen**

Genade die im was gegeben ·
Zoch in an inneclich gebet
Daz gebet er aber tet
95 *Idoch was innekeit enzogen*
Dvrch daz wan er waz gebogen
In tiefez tal von hoher stat
Binnen des im zv trat
Vleischlicher gelvst mit grozer maht
100 *Als daz gebet was volbraht*
[24 c] *Do qvam er vmbe sin ezzens zit*
Zv tische vnd siht was da lit
Daz brot nach der gewonheit
Niht doch mit rehter reinkeit
105 *Wan ez vnvletic was ein teil*
Er marchte wol diz vnheil
Daz dvrch sin missetat
Daz brot dar qvam mit vnvlat
Er began ein teil forhten daz
110 *Doch nam er daz brot vnd az*
Des dritten tages im sich bot
Mit drivalteger grozer not
Der bekorunge strit
In virdroz vil gar der zit ·
115 *Wan si was im vnnutze*
Vz sines herzen phvtze
Roch nv manic vbel stanc
Der in nach vnkvscheit twanc
Doch gienc er hin zv sine gebet
120 *Daz er nv svmelichen tet*
Vor was ez heiz vnd balt
No waz ez laz vnd kalt
Binnen des gebetes zit
Waren im die ovgen wit
125 *In die werlt her vnd dar*
Geheftet warn sie im vil gar
Vf brodecliche bosheit
Dar nach was sin herze breit
In snellicher rische
130 *Dar nach qvam er zv tische*
Hin vmbe die vesper stvnde
Do was ein dvtvnge
An sime brote irzeiget
Wan er was geneiget
135 *In vnvlat vz reinekeit*
Ein svlch brot was im geleit
Er sach daz brot vor im ligen
Aller schonde virzigen

In der forme dar getragen
140 *Als es were gar benagen*
Von hvnden vnd von mvsen
Dvrch holret als die rvsen
Vnd als vz eime hor gezogen
Er sach wol wie im was betrogen
145 *Des svftzete er vnd weinte*
Daz in doch niht enreinte
Wan er die zeher niht engoz
Von rehter ruwe also groz
Daz sie mit wiser witze
150 *An des fvres hitze*
[24 *d*] *Heten vber hant genvmen*
Daz also starc was an in kvmen
Doch az er ein teil da von
Vnd niht so vil er was gewon
155 *Dvrch des brotes vnvlat*
Do quam des tuvels rat
Mit also starker maht vf in
Daz im wancte der' sin
Siner wider warten stric
160 *Behabete an im vil gar den sic*
Daz er sin cellen bliben lie
Vnd des nahtes dar vz gie
Der stvrme iagete sinen sin
Daz er zv sunden wolte hin
165 *Dvrch daz er gie gein einer stat*
Als der morgen vf trat
Vnd er noch in der wste lief
Als ein torehter gief
Er sach beide her vnd dar
170 *Ob er indert da gewar*
Wrde keiner celle
In der selben snelle
Sach er dort ein hvselin
Da dvrch got war enkomen in
175 *Etteliche brvdere gvt*
Der sin der herze vnd der mvt
Sich gentzlich zv got brach
Als er die wonvnge sach
Da kerte er hin dvrch sin rv
180 *Do man in sach kvmen zv*
Gein im die brudere giengen
Als sie in enphiengen

Erstes Blatt.

W ol nach frevden gepot
rehte als ein engel von got
185 W ære zv in dar gesant
als daz gepet was volant
N ach rehter gewonheit
do was ein wazzer bereit
D az si her fvr trvgen
190 vnd im die fvzze twngen
W an daz was der væter sit
liepleich teilten si im mit
I r trinchen vnd ir ezzen
avch wart des niht vergezzen
195 S i paten sagen in von got
vnd wie man gen des tiefels spot
Z estreite solte manleich treten
vnd wie man avz solde ieten
D er bechorvnge vnzvht
200 vnd wie man tvgentleiche frvht
[25 *a*] I n daz hertze mohte poten
vnd von den gotes gepoten
H iezzen si sich leren
er was gestalt nach eren
5 G ra weisleich vnd alt
swie im daz hertze wære chalt
D och twanch in sein alter name.
vnd vor den prvdern die schame.
D az er in sagte von der schrift.
10 wie man des tiefels vergift
S ol meiden vnd sein stricke
wie avch geschiht vil dicke
A n den gotes chnechten
daz in ir anvehten.

15 V il nvtzleichen avz gat
da man dem tiefel wider stat
D er sick ist reiche von lone.
vnd zieret wol die chrone
D o er solher lere
20 genvch mit weiser chere.
D en prvdern gesagte.
den si gar wol hehagte.
V nd sich pezzerten da mit
do chomen im der leide snit
25 I n sein hertze er wart vnfro.
er dahte in im selbe also
O dv verlorner alde.
nv warte waz dein walde
D v lerest die andern sein gezogen.
30 vnd pist selber gar betrogen.
D v pezzerst die andern
vnd wilt doch selber wandern
Z v der ewigen erge.
in des tiefels herwerge.
35 H ey dvrftiger sich dar an.
dv pist ein als graber man
L erne daz dv lerest.
daz dv dich niht vnerest
M it der ewigen verlvst
40 alsein hertze in seiner prvst
W as in rewe in vngemach.
do er sein iamer svs besach.
W ie er von gote was gezogen
vnd mit dem tiefel betrogen.
45 D az im die sinne waren tavp
vil snelleich nam er vrlavp.

---

183 f. gebote : gote *L* 191 f. site : mite *L* 195 in sagen *L* 195 f. gote : spote *L* 198 solte vz geieten *L* 25 *a* 2 gotes] gotlichen *L* 10 Vnd wie *L* 11 Solte virmiden *L* 12 ovch gesiget dicke *L* 23 f. mite : snite *L* 36 als] alte *L* 40 Als sin *L* 41 mit ruwe ein *L* 42 svs *fehlt L*

Rückseite.

A ne savmen was er palt.
eilende heim dvrch den walt
L ief er als im wol gezam.
50 do er in sein celle cham
[25 *b*] V or gote er weinte vnd schrei.
alle sein frevde was enzwei.
D ie er ze der werlt ie gewan.
diser travrige man.
55 I n weinens geberden
lach weinent auf der erden
W an im enzogen was sein prot
daz im got e dvrch gvt pot
E r schrei dicke herre got
60 deiner trewe gepot.
H et mich daz niht auf gehaben
so wære ich in die helle begraben
J etzv gar versvnchen.
vnd darinne ertrvnchen.
65 A lle frevde was im tot.
vil grozze not er im pot.
M it chestigvnge der er phlach.
er weinte naht vnd tach
M it prinnender rewe.
70 piz got mit seiner trewe
I n enpfiench mit seiner pvzze.
mit einem reinen grvzze.
D ar nach vber manigen tach.
do er an seiner rv̊ lach.
75 C hom ein engel von got.
der getrewe gotes pot
S prach zv dem rewesære.
laz von deiner swære.
E z ist dir wol ergangen.
80 Got der hat enpfangen
D ein pvzze vnd idoch.
hv̊te dein mit fleizze noch
W ildv besten also gvt
daz dich niht neige hoher mvt
85 S o wil dir got zelone geben
mit frevden dort ein ewich leben
D a mit schiet der engel hin
der gvte cherte seinen sin
F vrbaz fleizzichleich zv got
90 vnd bestvnt wol in seinem gepot
D itz han ich ev gemachet chvnt.
daz ir bechennet alle stvnt
W ie stæte demvt wesen sal.
vnd auch wie nahen sei der val
95 D er aufzvckenden hoffart
swer sich da vor niht bewart
D em ist vallen næher pei
denne er wænent sei.
D urch daz lobet alle schrift
100 demvt mit so hoher gift
[25 *c*] D az ane si niht tvgende
in alter vnd in ivgende
F vrbaz mach wesen lobesam.
Got ist allen vntugenden gram.
105 O b ez tugende mohten sein
swa demvt selber iren schein
V nd sich niht vber ir frvht
mit senften siten vnd mit zvht
D er tiefel leit ir manigen strick.
110 doch gewinnet si den sick.

---

50 Als er *L* 52 was] brach *L* 55 In iamers *L* 62 graben *L* 64 dar inne ovch virtrvnken *L* 68 vnd ovch den *L* 70 piz] Vntz *L* mit] nach *L* 71 Enphienc sine bvze *L* 73 *Initiale mit roter und blauer Verzierung M* nach doch *L* 75 gote : bote *L* 80 G *in* Got *rot durchstrichen M* 84 dich hie neige homvt *L* 88 gvte man karte allen sin *L* 89 Fvrwart *L* 95 vf ziehenden *L* 98 weinende *L* 99 alle di schrifte *L* 100 gifte *L* 103 Fvrwart *L* 104 G *in* Got *rot durchstrichen M* ist ioch *L* 106 selwet irne *L* 107 sich vbet niht ir *L*

Mit getruwer vrochte gotes
Nach der liebe sines gebotes
Die svlte ir stete halten
In vres herzen valten
115 *Mit genaden volleiste*
So enmvgen die bosen geiste
Vch nach ir willen niht geschaden
Sit er wol mit in vber laden
Diz ist niht arc svnder gvt
120 *Die wile da bi ist die demvt.*
Do vns der reine gotes kneht
Mit gvten leren an worten sleht
Die selen wol gespisete
Den rehten wec gewisete
125 *Wol dri tage in gvter kvnst*
Gein siner vrvnlichen gvnst
Wir do vrlovb namen
Er sprach ir svlt des ramen
Daz ir mit ganzem vride gat
130 *Vnd lieb gein ein ander hat*
Damit gab der gotes degen
In gote vns allen sinen segen
Mit vrovde schieden wir von dan
Wan wir den gotes gvten man
135 *Gesahen wol nach vnserm vrvmen*
Dvrch daz wir waren vz kvmen
Der wisete vns got an im vil
Dar nach niht vbir langes zil
Brvedere zv vns qvamen
140 *Von den wir virnamen*
Daz tot Johannes were
Si sageten ovch die mere
Wie sin tot was getan
Der seldenriche gotes man
145 *Do er mit dem tode vaht*
Dri tage vnd dri naht
Kniete er an sime gebete
Die hende er vf gerecket hete
Dar inne er sinen geist vf liez
150 *In den himelischen geniez*
[25 *d*] *Fvrten in mit vrovden groz*
Die engel in der selden schoz
Got helfe vns ovch daz wir dar kvmen
In den seldenrichen vrvmen
155 *Zv der engel kvnne*
In der vrovden wnne
Da nieman inne veiget

Da vil gar ist gesweget [sic]
Swaz dem vride wider saget
160 *Maria div reine maget*
Helfe vns gein irme kinde
Daz wir sin gesinde
Hie sin vnd ewicliche
Mit vride lvterliche
165 *Wir qvamen do hin wrbaz*
Da ein reiner vater saz
Der was appellen genant
Vil wit was sine name irkant
Wan er mit tugentlichen siten
170 *Hete menlich gestritten*
Gein dem tuvel manigen strit
In einer wstenvnge wit
Saz er vnd was ein smit
Vil dicke hete er mvde lit
175 *Die im daz hantwerc irbot*
Swes den veteren was not
Sie sezen verre oder na
Die zv im mohten kvmen da
Den machte er swaz sie wolten
180 *Den selben gotes holden*
Der tuvel wolt irslichen
Zeimal heimelichen
Mit einem vremdem bilde
In der wste wilde
185 *Eines wibes forme er nam*
Dar inne er zv den alten qvam
Diz geschach in einer naht
Der alte stvnt vf vnd vaht
Vber den amboze
190 *Do sach der tugende groze*
Wie dort her gie ein wibes nam
In der forme sie dar qvam
Als er im machen solde waz
Diz treib der tuvel ot dvrch daz
195 *Daz er mit den geberden*
Im heimeliche wolde werden
Der gvte man was tugende vol
Wan er die trvgeheit wol
An dem tuvel wesse
200 *Vor im in der ezze.*
[26 *a*] *Ein isen lac vnde glvete*
So gahens sine gemvte
Vf des tuvel spil enpran
Daz der tugende riche man

5 *Mit nihte also drate*
Eniwolle der vnvlate
Sinen zorn bewisen
Daz dvrch glvente isen
Nam er in sine bloze hant
10 *Der tuwerliche wigant*
Warf menlich an iene
Vnd traf sie rehte fvr die zene
Daz im doch niht enwar zvr hant
Do svs der tuvel was geschant
15 *Von dem menlichen smide*
Do liez er in al da in vride
Sin vlvch was von im hart balt
Al hvlende hin dvrch den walt
Wart sin geschrei ioch so groz
20 *Daz ez den veteren irdoz*
Vil wit in der wilde
Alsvs verswant daz bilde
Do wir zv dem qvamen
Der gvte man wart ramen
25 *Wie er mit aller demvt*
Geschvfe swaz vns were gvt
Nach des weges mvdekeit
Do wir von der arbeit
Wol geriuwet haten
30 *Dvrch got wir in baten*
Daz er die sele vns spisete
Etliche tvgende bewisete
Von im vnd von den andern
Dar nach was vnser wandern
35 *Lieben brvdere sprach er do*
Ich bin leider mazen ho
Vf tugende kvmen in minen tagen
Da von kan ich iv niht gesagen
Von mir da iht an si
40 *Svnder einer ist hie bi*
In dirre selben wilde
Der an der tvgende bilde
Mit rehter zvht vor manigen gat
Wie sich daz irhaben hat
45 *An im daz mache ich iv bekant*
Johannes ist er genant
Do er zvm ersten her beqvam
Vnd vz der werlde sich genam
Do was er dem vleische also gram
50 *Daz er ez wolde machen zam*
[26 *b*] *Menlich began er des do*

Vnder einer steinrvschen ho
An die want vf die wze er trat
Vnd stvnt also an einer stat
55 *Manigen tac daz er nie*
Sich zvr erden nider lie
Daz er gelege dvrch gemach
Do got vnser herre sach
Sines herzen stete
60 *In dem vngerete*
Strecte er im libe vnd willen
Daz er sich mohte villen
Er ensaz niht noch enlac
Swaz er slafens phlag
65 *Also stende er den nam*
Je des svntages qvam
Ein prister dvrch got lvterlich
Der vber in irbarmet sich
In dem svzen gotes namen
70 *Brahte er im cristes lichamen*
Den enphienc er von im da
Vngezzen bleib er ie dar na
Vntz im des gotes licham
Zv einer spise abir qvam
75 *Got der wnderliche got*
Der dvrch der minnen gebot
Wnders vil hat gestalt
Dem was niht zv vil gezalt
Ob er dvrch tvgende wise
80 *Craft vnd spise*
Disem menschen konde geben
Daz er mohte also geleben
Sin darf nieman wnder han
Got hat ez selbe an im getan
85 *Nach menschlicher crancheit*
Mohte er wol sin da hin geleit
In zwein tagen oder in drin
Got sach an sinem heizen sin
Vnd liez in bvzen an der stat
90 *Gar siner svnden vnvlat*
Wan im harte we geschach
Dvrch daz stete vngemach
An stetekeit er doch was
Der arge tuvel satanas
95 *Des gvten mannes selde neit*
Vnd irdahte ein trvgeheit
Er began sich schaffen
Nach ienem gvten phaffen

Der dvrch got zv disem qvam
100 *Ein svlche bilde er an sich nam.*
[26 c] *Vnd qvam in der wise*
Als er die gotes spise
Nach gewonheit brehte
Vnd in dvrch gote bedehte
105 *Idoch qvam er zv vrv ein teil*
Daz trvgenliche vnheil
Irkante wol der gotes kneht
Daz vil groz vnreht
Began in sere an im mven
110 *Vnd sinen haz an im irgluen*
O sprach er dv virflvchtez vaz
Aller selicheit ein haz
Dv vater der vntruwe
Den ich von rehte schuwe
115 *O alles leides ein vrhab*
Dv virflvchter geisel stab
Mit alles iamers swere
Dv virtvmeter wizenere
Dv arge kvnst dv bose list
120 *Genvget dir niht daz dv bist*
Mit dinen leiden hvten
Ein irrer der gvten
Als vil din erge tar vor gote
Wie tarstv tuvel tuvels bote
125 *Dich gewgen in den namen*
Als ob dv cristus lichamen
Her zv mir soltes tragen
Wie torstes dv mir ie gesagen
In der wise ein sulhe lvge
130 *Tuvel tv dich abe der trvge*
Mit den sacramenten gotes
Sie svllen vri sin alles spotes
Wan aller creaturen leben
Svlen sich dar engein geben
135 *Mit vorhte vnd mit vorhte bliben* [sic]
Der tuvel sprach ich han ez getriben
Dvrch daz ob ich mit der art
Mohte han dich virkart
Als ich nvlich virkarte
140 *Einen den ich larte*
Vntz er dvrch mich wart vnrein
Diner brvdere was er ein
Vnd volget minem rate
Dar nach leider drate
145 *Got genade im aber tet*

Dvrch gvter brvdere gebet
Die getrvlich fvr in baten
Do sie mir den haten
Entwirret do kart ich zv dir
150 *Var sprach er hin von mir*
[26 *d*] *Aller bosheit vnrein*
Al zv hant er virswein
Do dirre selbe gvte man
So lange hete al da gestan
155 *Daz im vulten sine bein*
Gotes truwe an im irschein
Wan er sin gerndez herze an sach
Ein engel qvam der zv im sprach
Got dem dv gedienet hast
160 *Vnd dvrch den dv hie stast*
Hat dine gebet wol virnvmen
Dvrch die sache bin ich kvmen
Dv bist von svnden reine
Er wil ovch dine beine

Zweites Blatt.

[164 *a*] H eil machen vnd wol gesvnt
er wil dein hertze vnd deinen mvnt
I m ze einem preise.
mit himlischer speise
F vllen an gvter weisheit
als ditz hete vollenseit
D er gotes engel reine.
[164 *h*] er rvrte im seine peine.
165 D es was er do vnd nach der stvnt
weise vnd wol gesvnt.
D er engel sprach dv pist nv reich.
vnd den andern vngeleich
A n grozzer genaden sin.
170 gench nv zv den prvdern hin.
L ere vnd troste si an got
ze behalten fleizzich sein gepot
D az tet der reine Johan
sein leben ist got so getan.
175 D az ez got wol gezimet.
vnd nv maniger von im nimet
d rehte lere
vol hat ere.

en
ewart.
180 s getrvch vnser vart.
F le die wir sahen
die alt væter iahen
D en man gelauben solde wol
wan si waren tugende vol.
185 W ie da gesezzen wære ein man.
Got gæntzleich vndertan.

M it tugenden svnder alle scham
Pafvncius was sein nam.
D o er lebte sprachen si
190 vnd wonte in dieser zelle hi
S ein leben was vil tugenthaft
wan er sich mit grozzer chraft
[27*a*] Z e tugentleichen dingen prach
sein fleisch machte er an im swach
M it des gepresten herticheit
des er vil dvrch got leit
5 D o er ditze lange zeit getreip
mit gvtem fleizze stæte beleip
A n der sælicheit begvnst.
vnd er mit geistleicher chvnst
A n haldvnge gotes gepot
10 ietzo wart heimleichen got.
A n einem tage ez do geschach
daz er alsus ze gote sprach
I n seinem gepete herre christ
wan dv so rehte gvt pist
15 D az dv gern wilt gewern
deine holden swes si gern
H erre got so pit auch ich
daz dv wellest gewern mich
W elhem ich geleiche sei.
20 vnder den die dir wonen pei
V nd mit tugenden vmme gan.
do dise pete was getan
E in engel chom alsus sprach er
in der stat get ein pfeiffer.
25 D er sein notdurft beiaget
mit pfeiffen als ich han gesaget.

---

164 *a*—164 *h fehlen L* 166 Vfrichze vnd *L* 170 Ganc *L* 171 f. gote : gebote *L* 172 halden *L* 174 so gvte *L* 175 er *L* 177—181 *hier ein Loch im Pergament, am Rande Spuren der Initiale M. Die Verse lauten in L:* Gvte bilde rehte lere Daz sin got wol hat ere. Wir giengen aber wrbart Biz vns getrvc vnser vart Vur ein cellen die wir sahen 182 alten *L* 188 Pafuncius *rot durchstrichen M* 190 dirre cellen *L* *Bl.* 27 *a* 1 braht *L* 3 gepresten] gebrechen *L* 18 dv berihten wellest mich *L* 23 er] der *L* 25 f. beiagete : gesagete *L*

Rückseite.

D em pist dv wol geleich
do erschrach grozleich
D er gvte man Pafuncius
30 daz er so drate was alsus
G eweiset auf den wilden man
den wech greif er zehant an
V nd suchte in piz er in vant
do er in eben het erchant
35 D az er der selbe wære
er fragte in der mære.
D urch got sprach er sage mir
ob dv iht gvtes hast an dir.
T ugende oder wol tat.
40 die got an dir liep hat
Z war ich sag dir wol den sin.
sprach do iener wider in.
M ein leben ist aller svnden vol.
daz sich leider weiset wol.
45 M ein ampt ist schamleich daz mich nert.
dar an sich mein leben zert
W az mohte an mir haben liep
ia was ich neweleich ein diep.
E in raubær ein schacher
50 da von pin ich chomen her
[2 7*b*] A n ditz ampt daz ich nv habe.
Pafuncius erschrach dar abe
I m argeten die mære.
swie si wæren swære.
55 F vrbaz fragte er in idoch
dvrch got sprach er sag mir noch
H ie vor do dv wære.
mit fræfel ein schachbære.
B egienge dv ie iht gvtes.
60 dar an dv dich mvtes.
G ot liebe han getan.
do sprach zv im der spilman
W ærleich mein hertze vnd mein mvt
begriffen an mir chein gvt
65 A n daz zeimal geschach.
do man in dem walde sach
M ein gvmpaneie vnd mich wvten.
die armen leute strvten
V nd also chranchleichen leben
70 ein ivnchfrawe was begeben
G ewesen lange zeit durch got
nv schvf des leidigen tiefels spot
D az wir si genamen.
do wir zehavse chamen.
75 D o wolden meine gvmpane.
die gotes vndertane
G ezogen haben ze vnflat.
als ich vernam an in den rat.
I ch trat fvr si mit holdes h
80 als mein sin was gev
W ie si behielte ir chevsch
die got an si het geleit
I n meiner hvte si do bele
piz si die naht hin vertrei
85 I n ir lavffe wol enmiten.
mit vil diemvtichleichen siten
D az den andern was verdagt
nam ich die reine gotes magt.
D ie fvrt ich in ir havs gemach
90 D az nie wart ir cheuscheit swach

28 erschrac vil grobeliche *L* 29 panfvncius *L* 33 piz] vntz daz *L* 34 het] was *L* 35 ez *L* 38 hast] habest *L* 41 *versierte Initiale M fehlt L* 42 gener wer ich bin *L* 47 mohte got *L* 49 rovber vnd *L* 50 bekvmen *L* 51 nv *fehlt L* 54 sie im *L* 61 lieb haben *L* 67 kvmpane *L* 72 des leiden *L* 79—84 *dem Loch im Pergament fielen die Schlußbuchstaben zum Opfer M* 79 helfes hant *L* 80 Al min sin was gewant *L* 81 Wie ich bewart ir kvscheit *L* 82 hete an sie *L* 84 piz si] Vntz sich *L* 86 demvtlichen *L* 90 wart] was *L*

Ein anderz mir ouch geschach
Die wile man mich bi in sach
Vz vnser mortbvden
Gienge wir zeimal lvden
95 *Des weges ich alein qvam*
Ein truric schone wibes nam
Wider wur mir al da
In der wsten irra
Ich vragete sie der mere
100 *Wannen sie kvmen were*
[27 c] *Sie sprach mit grozer iamers phliht*
Dvrch gote vrage mich nihtes niht
Mich vngeluckez wip
Mir ist vor leide leit der lip.
105 *Wan ich bin der veigen*
Wiltv mich han vor eigen
Oder virkovfen anders wo
Zwar daz wige ich vnho
Sage an was hat betrvbet dich
110 *O we herre da han ich*
Einen man vnd driv kint
Die alle nv gevangen sint
Vmbe schvlt mit grozer swere
An dem kerchere
115 *Ligen sie gebvnden*
Vnd in swelhen stvnden
Man sie dar vz wuren wil
Daz ist ir ivngestez zil
Dar an man sie wil toten
120 *Zv den selben noten*
Svchet man mich vnselic wip
Wan ez mir get an den lip
Ob sie mich indert vinden
Min craft beginnet swinden
125 *Wan ich dri tage vngezzen bin*
Do vurt ich sie mit mir hin
Wan sie mich irbarmede
Do sie wol irwarmede
In vnser bvden da nam ich
130 *Vnd gab ir hart williclich*
Daz sie getranc vnd gaz
Ich gab ir dar nach vurbaz
Der gvten phenninge
Wol driv hvndert schillinge
135 *Ich sprach dine man vnd dine kint*

97 *so statt* vur 117 *l.* vuren

Die aldort gevangen sint
Lose mit dem gvte
Ich hete ir reine hvte
Vntz sie mit eren heim qvam
140 *Do pafvncius virnam*
Die rede er was ir harte vro
An svlhe tvgende sprach er do
Bin ich nindert bekvmen
Nu wene ich wie dv hast virnvmen
145 *Pafvncius des mvnches name*
Wie breit vnd wie lobesame
Er ist hie vnd da nv sich
Der pafvncius bin ich
In gotes dienest an arbeit
150 *Han ich vil miner zit geleit*
[27 *d*] *Izv da her lange stvnt*
Doch hat mir got gemachet kvnt
Von dir daz dv vor gote hast
In dime leben als dv gast
155 *So groze werdikeit als ich*
Eya brvdere min nv sich
Sit dv so verre bist bekvmen
Waz dv noch grozeren vrvmen
Von got schiere mahte beiagen
160 *Wiltv vf dir sin ioch tragen*
Dvrch sine groze gvte
Samne vf din gemvte
Volge mir la bleiben hie
Swaz dich zv der werlde zie
165 *Gotes riche ist vns offen*
Wir svln stete hoffen
Daz wir im ie neher kvmen
Do iener hete gar virnvmen
Swaz im dirre vor gelas
170 *Sine herze starc enprant was*
Vf dise gvte lere
Die werlt began im sere
Vnd ir vrovde abe slifen
Alle sine phifen
175 *Warf er von im vf der stat*
Mit willeger vrovde er do trat
Vf den wec nach pafvncio
Der ovch der hervart was vro
An des spilmannes rovb
180 *Wan er zvr werlde nam vrlovb*

---

165 offen] hoffen *L*

Pafvncius der reine
Ein cellen machete aleine
Hin von im bisit ein teil
Dvrch daz ewicliche heil
185 *Fvr iener gvte man dar in*
An den leben wart do schin
Mit ganzes herzen triwe
Heiz clagende ruwe
Alles sines herzen sin
190 *Want er ie zv gote hin*
In eime gerendem mvte
Pafvncius der gvte
Began ovch sime leben
Do ein teil zv gebene
195 *Swa er mohte an tvgenden me*
Her hielt sich herter vil danne ê
Dvrch got zv tvgentlicher art
Da bi sin geselle ovch wart
Zv tvgentlichem rvme
200 *Des lebens gar ein blvme*
[28 *a*] *In dem er kvrtzlichen starb*
Sin sele vur dar nach er warb
Mit vrovden in der heiligen schar
Pafvncius hvb sich dar
5 *Als er tot sin entsvb*
Vil liepliche er in begrvb
Nach siner maht mit werde
Bestatte er in zvr erde.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Weiteres zu dem Artikel „Sprachpsychologische Spähne“.

Im Jahrgang LIV (1903), S. 491—498 und im folgenden S. 203—205 habe ich einige Bemerkungen veröffentlicht, welche in das Gebiet der Sprachpsychologie gehörten und unter anderem besonders die Erklärung des Vorganges der sogenannten Haplologie auf Grundlage meiner Beobachtungen über Haplographie zum Gegenstande hatten. Wenn ich nochmals auf den Gegenstand zurückkomme, so geschieht dies einmal deswegen, weil ich nicht unterlassen möchte, auf neues Material aufmerksam zu machen, und zweitens, weil im Jahre 1904 eine längere Abhandlung erschienen ist, welche unter dem Titel „Zur Psychologie der Schreibfehler“ (28. Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Karo-

linenthal) die verschiedenen Kategorien der Schreibfehler einer eingehenden Prüfung unterzieht und ihr Wesen und ihre Entstehung in scharfsinniger Weise erörtert. Fälle wie die von mir a. a. O. erwähnten *dissere* für *disserere, δυνατάτους* für *δυνατωτάτους*, *insula* für *in insula* u. a., welche nach der oben zitierten Abhandlung von Seifert auf Rechnung der intermittierenden Aufmerksamkeit zu setzen sind, hervorgerufen durch eine „Störung der Koordination zwischen dem Schriftbilde und motorischen Zentrum", veranlassen den Verfasser zur Frage (S. 52): „Könnte nicht die Erscheinung der intermittierenden Aufmerksamkeit auch zur Erklärung des Silbenschwundes herangezogen werden?" Ich brauche wohl nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß es sich um die bekannten Fälle von der Art wie griech. *ἡμέδιμνος*, lat. *sēmodius* usw. handelt. Die Beantwortung der von S. gestellten Frage muß m. E. vorläufig offen gelassen werden, da die Tatsache doch nicht unberücksichtigt bleiben darf, daß in den betreffenden „Beispielen aus der indogermanischen Grammatik" fast ausnahmslos ganz bestimmte Bedingungen obwalten, ohne deren Vorhandensein die Erscheinung des Silbenschwundes nicht einzutreten pflegt. Diese Bedingungen sind von Brugmann, Kurze vergl. Gramm. S. 244 folgendermaßen formuliert: „Zwei Silben, die, entweder unmittelbar aufeinander folgend oder durch eine Silbe ungleicher Lautung getrennt, den gleichen oder sehr ähnlichen konsonantischen Anlaut haben, oder von denen die zweite denselben Konsonanten im An- und im Auslaut hat, werden bei simultaner Assoziation in eine verschmolzen". Gegen die Formulierung der zweiten Bedingung hat Niedermann Einspruch erhoben, der in seinen '*Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines*' (Academie de Neuchatel, Recueil de traveaux publiés par la faculté des lettres I, 1905) die ganze Erscheinung der „Silbenschichtung" einer zusammenfassenden Erörterung unterzogen hat. Nach Niedermann S. 28 handelt es sich in einem Falle, wie griech. *Μελάνθιος* aus **Μελανάνθιος* nicht um eine Silbenteilung **Μελα-νανθιος*, wie sie nach Brugmanns oben wiedergegebenen Worten anzusetzen wäre, sondern vielmehr um die Silbenteilung **Μελαν-ανθιος* **Μελ[αν]άνθιος*[1]), wobei

[1]) „*Quelque chose d'analogue à l'élimination dissimilatoire de la première de deux syllabes commençant par la même consonne se passe lorsque deux voyelles identiques placées dans deux syllabes consécutives ou séparées sont suivies de la même consonne, que cette consonne d'ailleurs appartienne à la même syllabe que la voyelle ou non. C'est alors la première voyelle avec la consonne subséquente qui tombe. Exemples: 1⁰ Les deux voyelles font partie de deux syllabes consécutives: véd.* **vanta** *3e pers. du plur. de* **vanate** *«obtenir, gagner»* **v[an]anta**; *gr.* **Μελάνθιος** *de* ***Μελ[αν]άνθιος**, *et, dans les sandhi,* **βάλλ' ὄνυχας** *(Hesiode, Ἀσπ. Ἡρ. 254) pour* **βάλλον ὄνυχας** *(Schwyzer IF. XIV 24 et suiv.). 2⁰ Les deux voyelles font partie de deux syllabes séparées par une tranche intermediaire: alb.* **kúmbulε** *«prune» de* ***kulúmbulε** *(comp.* **kulumbrí** *«prunelle»).*

die Teilung in dem Sinne aufzufassen ist, daß nach -*αν*- die Silbengrenze fällt, nicht aber, wie dies offenbar bei Brugmann a. a. O. gemeint ist, durch die Schreibung **Μελαν-άνθιος* nur die beiden Kompositionsglieder auseinander gehalten werden sollen. Etwas anders verhält es sich mit dem von Schwyzer, Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumsw. CCXX 49 bei Besprechung von H. Stuart-Jones, *The division of syllables in Greek* (Class. Rev. XV 390—401) erwähnten *ἀνεωσάμην* für *ἀνενεωσάμην*, welches eine Silbenteilung *ἀ-νε-νε-* vorauszusetzen scheint, so daß demnach in diesem Falle die Silbengrenze nach dem anlautenden *ἀ-* fällt. Mit Niedermanns oben erwähnter Annahme steht dies nicht im Widerspruch, da es sich ja um die Lautfolge *ἀνε(ν)*-, nicht aber *ἀνα(ν)*- handelt. Oder aber — und vielleicht klingt dies wahrscheinlicher — erklärt sich die besprochene Festsetzung der Silbengrenze aus der Stellung im Anlaut. Im übrigen liegt es durchaus nicht in meiner Absicht, näher auf die Sache einzugehen; es schien mir nur zweckentsprechend, nachdem ich einmal in diesen Blättern die Frage zur Sprache gebracht hatte, auch auf diese neuere Entwicklungsphase aufmerksam zu machen. Nochmals betone ich, daß das Vorhandensein gewisser Bedingungen, wenn diese Erscheinung des Silbenverlustes eintreten soll, doch auch bei der Erklärung der Erscheinung im Auge behalten werden muß. Vielleicht ist es also mit Bezugnahme auf meine Ausführungen namentlich im ersten auf den Gegenstand bezüglichen Artikel auch in Zukunft noch gestattet, von einer Antizipation der zweiten Silbe zu sprechen, und so den Verlust der vorausgehenden mit dem gleichen Konsonanten, bezw. Vokal anlautenden Silbe zu erklären oder mit Brugmann von einer Verschmelzung der beiden Silben bei simultaner Assoziation zu sprechen, die doch wohl auch nur auf dem früher angegebenen Wege der Antizipation zustande kommen könnte, indem beim Aussprechen des als Ganzen vorschwebenden Wortbildes die zweite gleichlautende Silbe die Unterdrückung der ersten bewirkt.

Wenn Löwe, Germanische Sprachwissenschaft S. 126 (Sammlung Göschen) unter den Beispielen für Haplologie auch ngr. *δάσκαλος*, und die neugriechischen Part. perf. pass., wie *βλαμμένος μαθημένος* aufführt, so möchte ich gegen diese Erklärung meine entschiedenen Zweifel vorbringen. Denn in diesen Fällen handelt es sich doch wohl sicher um Abfall der ersten Silbe infolge ihrer Unbetontheit, und sie sind daher nicht anders zu beurteilen als *γούμενος* „Abt" aus *ἡγούμενος*, *μέρα* „Tag", und andere Fälle bei Thumb, Handbuch § 8.

Wenn ich oben von neuem Material gesprochen habe, so hatte ich dabei das Lexikon *Graecum suppletorium* von van Herwerden im Auge gehabt, in welchem p. 829 s. v. '*τριμίσκον*' eine Reihe von haplologischen Formen aus dem Bereiche der grie-

chischen Sprache zusammengestellt ist, von denen allerdings nicht alle als sicher gelten können.

Betreffs des pränestinischen *Painsscos*, das ich nach dem Vorgange Jordans Kritische Beiträge 27 als *Paniscos* gedeutet habe (Jahrg. LIV [1903], S. 494), während Ernaut in *Mém. d. l. soc. d. lingu.* XIII 7 es wieder für '*Painiscos ou Painisscos*' stehen läßt (vgl. Schneider, *Exempla* Nr. 50), bemerke ich, daß die erstere Deutung eine gewiß nicht zu verachtende Stütze erhält an griech. inschr. ΚΤΕΙΣΘΟΝ (Collitz-Bechtel, Sammlung der griech. Dialektinschr. 5345, III 2, S. 546[1]), das natürlich *Κτη-σιφῶν* zu lesen ist, wie schon Hoffmann, Griech. Dialekte III 426 richtig vermutet hatte. Wenigstens liegt in dem griechischen Beispiele genau dieselbe irrtümliche Voraussnahme des *ι* vor, wie sie auch für den pränestinischen Beleg angenommen worden ist.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

De codicis Dioscuridei Aniciae Iulianae nunc Vindobonensis Med. Gr. I historia forma scriptura picturis moderante Iosepho de Karabacek scripserunt Antonius de Premerstein, Carolus Wessely, Iosephus Mantuani. Leiden, Sijthoff 1906. 490 SS. gr. 8°. Preis 17 Mark.

Die Wiener Hofbibliothek besitzt zwei illustrierte Dioskurides-Handschriften, die eine wurde beiläufig im Jahre 512 für Juliana, die Enkelin Valentinians III., angefertigt, 1569 durch Augerius von Busbecke in Konstantinopel *(„penes Iudaeum Hamonis, dum viveret Suleimani medici filium")* erworben und wird daher mit *C* oder *K* bezeichnet; die andere (die ins 7. Jahrhundert gesetzt wird) kam 1718 aus dem Kloster *S. Ioannis de Carbonaria* in Neapel (daher mit *N* bezeichnet) nach Wien.

Die photographische Reproduktion von *C* bildet nun den 10. Band der *Codices graeci et latini photographice depicti duce Scatone de Vries*[1]. Da sich der Preis des in zwei Teile zerlegten Bandes auf 610 Mark beläuft, wurde die von drei Beamten der Wiener Hofbibliothek verfaßte Einleitung auch besonders aus-

---

[1]) Da diese Sammlung in dieser Zeitschrift jetzt — bei der Vervielfältigung einer österreichischen Handschrift — zur Besprechung gelangt, scheint es angemessen, über den Inhalt der früheren Bände zu orientieren. Im 1. Bande wurde — unter Du Rieus Leitung — eine griechische Handschrift des Alten Testaments reproduziert, der *Sarravianus-Colbertinus*, dessen Reste sich in Leiden, Paris und Petersburg befinden. Es folgten eine Miszellan-Hs. (*Bernensis* 363; Horaz, Ovid, Servius, Augustin, De dial. et de rhetor.; Beda), der *Clarkianus* des Plato, der *Palatinus C* des Plautus, der *Venetus A* der Ilias, die *Medicei* des Tacitus, ein *Ambrosianus* des Terenz (dessen übrige Bilderhss. in der Einleitung besprochen werden) und der *Ravennas* des Aristophanes. Die drei Supplementbände enthalten außer *Hieronymi Chronicorum codicis Floriacensis fragmenta Leidensia Parisina Vaticana* zwei in Leiden befindliche illustrierte Handschriften: den Psalter Ludwigs des Heiligen und einen lateinischen Äsop.

gegeben; als Proben sind die Lichtdruckbilder von f. 6 b (Widmungsbild) und 73[b] (*ἀκτῆ*) beigefügt. Premerstein, der seither zum Sekretär des österreichischen archäologischen Instituts in Athen befördert worden ist, berichtet über Geschichte, Bestand und Benützung der Handschrift; der sehr genaue *conspectus codicis* (S. 193 ff.) ersetzt auch einigermaßen den fehlenden Index. Wessely fügt (S. 229—352) paläographische Beobachtungen und eine Tafel mit Alphabeten aus *C* und aus fünf Wiener Papyri des 6. oder 7. Jahrhunderts hinzu. Nicht nur die Interpunktionszeichen, sondern auch das Häkchen, ein oder zwei Punkte und der Strich über Vokalen dienen vornehmlich der Wort-, bezw. der Silbentrennung[1]). Abkürzungen kommen vor für *ἄνθρωπος, δραχμή, κύαθος, ξέστης, καί,* für die Endsilbe *αι* und der Strich statt *ν*, ebenso einige Ligaturen. Mantuani beschreibt (S. 353—400) — in deutscher Sprache[2]) — die dem Texte vorangehenden Miniaturen und einige Repräsentanten der Pflanzen- und Tierbilder, erläutert sie (S. 400—488) durch zahlreiche Analogien[3]) und hält sich schließlich auf Grund der orientalischen, im griechischen Geiste geläuterten Elemente und der weit zahlreicheren Analogien in der hellenistischen Kunst für berechtigt, die Illustrationen der Hs. — mit Vermeidung des Wortes 'byzantinisch' — der christlich-griechischen Übergangskunst zuzuweisen. Ein Katalog sämtlicher Pflanzen- und Tierbilder wird angekündigt. Wenn so auch über die Farben Aufschluß geboten wird, werden sich auch Botaniker über die meist bestrittene, aber eigentlich nie gründlich untersuchte Naturtreue dieser Bilder äußern können. Bei allen weiteren Forschungen wird zu beachten sein, daß M. die Abweichungen von seinen Vorgängern (namentlich von Diez, Die Miniaturen des Wiener Dioskurides; Strzygowkis Byzantinische Denkmäler III — 1903 — 1—61) nicht immer ausdrücklich hervorhebt.

Einige dieser Abweichungen werden uns beschäftigen, wenn wir uns den Bildern im Eingange von *C* zuwenden. Auf f. 2 b sind die Ärzte Cheiron, Machaon, Pamphilos, Xenokrates, Nigros, Herakleides, Mantias dargestellt ('Cheirongruppe'), f. 3 b Galenos, Krateuas, Apollonios, Andreas, Dioskurides, Nikandros, Ruphos ('Galengruppe'). Es folgen zwei Bilder, welche Dioskurides

---

[1]) Es hätte also S. 279 von Fällen wie *εᾶρος γευōμενω* nicht gesagt werden sollen: *multo maior est numerus eorum vocabulorum in quibus mediarum syllabarum vocales signo spiritus distinctae sunt, etiamsi ab iis altera pars vocabuli non incipit.* — Für *ι adscriptum* wird S. 350 ein Beispiel angeführt; drei andere sind S. 264 erwähnt.

[2]) Leider nicht ohne eine Anzahl von Druckfehlern; gegen 40 sind in den *Corrigenda* verzeichnet. — Im lateinischen Teil ist mir in der Art nur S. 68 *adritit* st. *traditi* aufgefallen; S. 222 fehlt (unter Schema II) bei *H* der Stern, der die Unvollständigkeit der Lage bezeichnet.

[3]) Von der hiebei erwähnten *Ilias Ambrosiana* und der Josuarolle sind kürzlich in Höplis Verlag Reproduktionen erschienen, die mir noch nicht vorgelegen haben.

mit der Mandragora (Alraunpflanze) beschäftigt zeigen; auf dem ersten ist die allegorische Figur der *Εὕρεσις*, auf dem zweiten die der *Ἐπίνοια* beigegeben. Die beiden Dioskuridesbilder sind grundverschieden; bei dem zweiten findet P. (S. 72 u. 113) Ähnlichkeit mit Krateuas, M. (S. 413) mit Nigros. Das Widmungsbild, auf dem *Anicia Iuliana* von *Μεγαλοψυχία* und *Φρόνησις* umgeben erscheint, ist von P., der die akrostichische Inschrift zuerst gelesen und für die Datierung (512 n. Chr.) verwertet hat, 1903 im 24. Bande des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses unter Beigabe einer täuschend ähnlichen farbigen Reproduktion erläutert worden. Die Beischrift des Flügelknaben, der *Iuliana* den Dioskurides-Kodex überreicht, *Πόθος τῆς φιλοκτίστου*, bezog er auf den Wunsch der Kunstgönnerin; jetzt übernimmt er aus Jüthners Anzeige (diese Zeitschr. 1904, 314) die Deutung: 'Liebe der Bevölkerung zur Gründerin'. M. meint zwar (S. 465), daß der Unterschied für die Gesamtdeutung kein wesentlicher sei; doch spricht in seinen Darlegungen manches gegen Jüthner. Er deutet die Behältnisse vor dem Postamente, bei denen P. an Meßgefäße für Getreide denkt, als Geldgefäße (wofür die Geldsäcke der *Liberalitas*-Bilder sprechen) und findet auf der Fläche von Julianas rechter Hand die Spuren von zwei Goldmünzen, auf der einen Seite der geöffneten Hs. die von vier Goldstücken. Der Künstler habe die zwei verschiedenen Kunstkreisen angehörigen Typen des Pothos und der geldstreuenden Figur nebeneinandergestellt; die Überreichung gerade eines Pflanzenbuches weise auf einen Wunsch Julianas hin.

Nebst den genannten Bildern fehlt auch das Titelbild wenigstens jetzt in *N*, der zu Anfang verstümmelt ist. Ebenso fehlen in *N* die Schriften, für die *C* der Archetypus aller erhaltenen Handschriften zu sein scheint. Wir haben nämlich f. 388—485 ein Fragment des Gedichtes *de viribus herbarum* (mit einem Bilde der Koralle), des Euteknios' Paraphrasen zu Nikandros' Theriaka (15 Pflanzen-, 52 Tierbilder) und Alexipharmaka, eine ungedruckte Paraphrase zu Oppians Halieutika (von Euteknios?) und eine Paraphrase zu Dionysios' Ornithiaka (24 Einzelbilder, von denen das Pfauenbild bei der Restaurierung im Jahre 1406 an den Anfang der Handschrift gestellt wurde, und eine Sammeltafel mit 24 Vogelfiguren), endlich f. 486—491 dem 10. oder 11. Jahrhundert angehörige Fragmente eines Menäums.

In diesem Teile von *C* können Lücken entweder durch den mangelnden Zusammenhang oder durch die (von P. 41 ff., 221 ff. genau untersuchten) Lagen der Handschrift nachgewiesen werden. Es ist gewiß interessant, daß von 63 Lagen nur fünf mit der Haarseite beginnen (vgl. Bursians Jahresbericht CVI 184); bei den mit *Α*, *Β* und *Γ* bezeichneten kommt wohl in Betracht, daß die erste Seite von *Α* frei blieb. Auch Störungen der üblichen Aufeinanderfolge je zweier Haar- oder Fleischseiten (vgl. diese Zeitschrift 1901, 41) kommen nur in fünf Lagen vor.

Beim *Herbarium Dioscurideum* aber, das den Hauptinhalt von *C* bildet, kommen für die Ergänzung von Lücken *N* und die Apographa in Betracht. Von den letzteren möchte ich hier den *Paris.* 2286 (14. Jahrh.; ohne Bilder) hervorheben, der aus dem Prodromos-Kloster in Konstantinopel stammt; in diesem, bezw. in dem damit verbundenen (von Stephan Urosch II. von Serbien gestifteten) *ξενὼν τοῦ Κράλη* diente *C* während des 14. und 15. Jahrhunderts pharmakopöischen Zwecken. Der Besprechung des Verhältnisses von *C* und *N* müssen einige Bemerkungen über die Einrichtung des Herbariums vorausgeschickt werden. Den Bildern sind zunächst Synonyma beigegeben, die auf Pamphilos *Περὶ βοτανῶν* (1. Jahrh. n. Chr.) zurückzugehen scheinen. Außer griechischen und lateinischen Bezeichnungen finden wir '*nomina, quibus Aegyptii Afri Armenii Barbari Bessi Daci Dardani Galli Hispani Itali Lucani Mysi Persae Siculi Syri Tusci, deinde prophetae, Zoroaster, Pythagoras, Osthanes utebantur* (P. S. 83). Diese sind sprachwissenschaftlich großenteils noch nicht ausgenutzt; auch die lateinischen, vulgärgriechischen, arabischen (vgl. S. 225 f.) und hebräischen Bezeichnungen, die im 13., 14. und 15. Jahrhundert beigeschrieben wurden, erscheinen beachtenswert. Auf die Synonyma folgen die Beschreibungen, die mit vereinzelten Ausnahmen aus des Dioskurides (eines Zeitgenossen Neros) Werk *Περὶ ὕλης ἰατρικῆς* genommen sind. Für dieses Werk und für den gleich zu erwähnenden Kratenas, der Leibarzt Mithridates' VI. Eupator (120—63 n. Chr.) war, ist auf die Arbeiten von Wellmann[1]) zu verweisen; dessen kritische Ausgabe der *materia medica*, die kürzlich bei Weidmann mit dem 2. Bande zu erscheinen begonnen hat, wird auch für das Verhältnis von *C* und *N* heranzuziehen sein.

Es sind nämlich in *C* (nicht aber in *N*) mehreren Pflanzen, deren Namen mit *A* und *B* beginnen, und der *γεντιανή* Angaben über die Wirkungen aus Galens 6. Buch *Περὶ κράσεως καὶ δυνάμεως τῶν ἁπλῶν φαρμάκων*[2]) beigesetzt, bei *A* auch Fragmente des Krateuas, aber nur solchen Pflanzen, die im *Index vetustus* (f. 8—10) verzeichnet sind. P. teilt nun die Pflanzen in zwei Gruppen, je nachdem sie in diesem Index vorkommen oder nicht. Diese beiden Gruppen sind in *C* deutlich erkennbar; manche Pflanzen kommen (zumeist infolge orthographischer Verschiedenheiten) in beiden Gruppen vor, während diese Wiederholungen in *N* bei Änderung der Anordnung beseitigt wurden. Für eine geringere Treue des *N* in der Wiedergabe seiner Vorlage spricht auch P.s Annahme (S. 100), daß in einigen wenigen Fällen, wo der Arche-

---

[1]) Göttinger Abhandlungen phil.-hist. Kl. N. S. II 1; Hermes XXXIII und Artikel 'Dioskurides' bei Pauly-Wissowa (V 1, 1131 ff.).

[2]) Daß die Lesarten von *C* wertlos scheinen, darf uns bei einer Exzerptenhandschrift trotz ihres hohen Alters nicht gerade wundernehmen.

typus unrichtige oder minder entsprechende (jetzt in *C* erhaltene) Bilder hatte, in *N* bessere eingesetzt worden seien; anderseits werden *N* bessere und vollständigere Lesarten nachgerühmt.

P. behauptet ferner (S. 106 ff.), daß die Bilder der ersten Gruppe besser ausgeführt seien, als die der zweiten. Dem widerspricht M., der (S. 387 ff.) die Pflanzenbilder zumeist nach technischen Kriterien in 62 gute und 322 mindere teilt, die letzteren, je nachdem die Vorzüge der Vorlage noch erkennbar sind, in 153 bessere und 169 schlechtere; von den 169 können 29 als die schlechteste Abstufung zusammengefaßt werden. Auf die 265 Pflanzen von P.s erster Gruppe entfallen darnach 55 gute Bilder, auf die übrigen 119 nur 7; unter den 29 schlechtesten gehören allerdings 20 zu der von P. bevorzugten Gruppe. Aber auch wenn wir uns bei der Beurteilung der einzelnen Bilder durchaus an M. halten, kann es kaum als Zufall betrachtet werden, daß der beste Künstler bei *Α—Γ* gerade die Bilder der ersten Gruppe (bis auf drei Ausnahmen[1]): f. 70^v, 71^v, 76^v) und bei *E* die erste Pflanze dieser Gruppe übernommen hat[2]); schon dadurch scheint eine besondere Vorlage für die von P. ausgesonderte Gruppe erwiesen. Seine Behauptung, *C* und *N* seien auf denselben Archetypus zurückzuführen (vgl. dagegen Mant. S. 476), könnte vielleicht dadurch modifiziert werden, daß wir uns genötigt sähen, für *C* selbst Kontamination zweier Vorlagen anzunehmen.

Somit sind einige von den sprach- und naturwissenschaftlichen, paläographischen, textkritischen, literar- und kunsthistorischen Problemen angedeutet worden, die durch den Dioskurides-Kodex und sein Faksimile aufgeworfen werden. Möge durch eifrige Behandlung dieser Fragen den Verfassern der Einleitung der Lohn für ihre ebenso hingebende als ertragreiche Arbeit werden!

Iglau. Wilh. Weinberger.

W. Schreiber, Praktische Grammatik der altgriechischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung des attischen Dialektes. Für den Selbstunterricht. 2. Auflage. Wien und Pest, A. Hartleben (25. Teil von „Die Kunst der Polyglottie"). 198 SS.

Die erste Auflage dieser praktischen Grammatik hat der Unterzeichnete im Jahrg. XLII (1891) S. 754 f. einer kurzen Besprechung unterzogen. Die neue Auflage unterscheidet sich von

---

[1]) Ebenso sind es innerhalb der Buchstaben *Α—Γ* nur fünf Pflanzen der zweiten Gruppe, deren Bilder M. zu den guten rechnet: 56^v, 57^v, 58^v, 59^v, 90^r.

[2]) Auch bei *H* wird das erste Bild, bei *Σ* das erste erhaltene von M. den guten Bildern zugezählt; doch beginnen diese beiden Buchstaben mit der ersten Gruppe.

der ersten nur in sehr geringfügigem Maße, indem sich der neue Bearbeiter, wie im Vorwort angegeben ist, darauf beschränkte, offenkundig Unrichtiges zu verbessern, Überflüssiges zu streichen, Fehlendes zu ergänzen. Von Abänderungen bemerke ich, daß die §§ 18—20 der ersten Auflage (Gebrauch des Artikels) in der zweiten ihren Platz in der Satzlehre (§ 178—180) gefunden haben. Die „Übungsstücke zur Moduslehre" sind wesentlich verkürzt, das Stück aus der Tragödie „Antigone" des Sophokles ist vollständig weggelassen worden. Störend ist in der neuen Auflage die Weglassung der Paragraphennummern 33, 34, 35 an richtiger Stelle, sowie die Einschaltung der Nummern 34, 35, 36 nach § 36, der also zweimal erscheint. Mit § 37 (= § 40 der ersten Auflage) beginnt wieder die regelrechte Numerierung der Paragraphe, die von § 181 ab (nach Einschaltung der drei früher gestrichenen §§ 18, 19, 20) wieder mit der ersten Auflage übereinstimmt. Der größere Umfang der neuen Bearbeitung (198 gegen 186 SS.) ist auf Rechnung des Umstandes zu schreiben, daß für den Text in dankenswerter Weise größere Lettern zur Verwendung gekommen sind, während leider für die Paradigmata und Wörterverzeichnisse (jetzt durchaus dreispaltig auf jeder Seite) die Petit-Lettern beibehalten wurden, welche auch für die Anmerkungen verwendet sind.

Vorstehende Bemerkungen genügen, um den Leser über das Verhältnis der zweiten Auflage zur ersten zu orientieren, da meritorische Änderungen nicht vorgenommen worden sind.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Griechisches Verbal-Verzeichnis. Von Dr. W. Hensell. 4. Aufl., bearb. von Dr. H. Schmitt. Wien, F. Tempsky 1903. 103 SS. 8°.

Das schön ausgestattete Büchlein verfolgt einen höchst praktischen Zweck. So paradox es nämlich klingen mag, so ist es doch nicht zu bestreiten, daß gerade dasjenige, was die altgriechische Sprache in hohem Grade auszeichnet, nämlich der Formenreichtum, nicht zuletzt an den Klagen Schuld trägt, die gegen das Griechische als Unterrichtsgegenstand erhoben werden. Diesem Umstand hat nun das Büchlein seine Entstehung zu verdanken. Der Schüler, zu dessen starken Seiten das Griechische gerade nicht gehört, findet darin vor allem für die Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische einen erwünschten Behelf, und daß dieser auch häufig benützt wird, ergibt sich aus dem Umstande, daß das Büchlein bereits zum viertenmale aufgelegt werden mußte. Als erfahrener Lehrer muß aber Ref. den Schüler bedauern, der sich nach Absolvierung jener Klassen, in denen ihm die Verbalformen geläufig werden sollten, dieses Hilfsmittels bedienen muß. Freilich steht es, was die Ehrlichkeit in der Benützung von Hilfsmitteln

betrifft, hoch über gewissen anderen verbotenen Behelfen; aber im Grunde genommen verrichtet es dieselben Dienste. Ob das Büchlein auch bei der „Herübersetzung" benützt werden kann, läßt sich aus dem Vorworte nicht ersehen; aber eine oberflächliche Durchsicht desselben lehrt schon, daß es für diesen Zweck nicht ausreicht; fehlen ja doch vor allem die homerischen und eine Reihe von Formen, die dem Schüler bei der Lektüre Xenophons begegnen. Ist diese Annahme des Zweckes richtig, so läßt sich, streng genommen, nicht ersehen, warum die aufgenommenen Verba und Formen durch den Druck unterschieden sind. Dies beweist schon auch Punkt 1 der Vorbemerkung, der lautet: „Die klein gedruckten Formen (soll heißen: Verba und Formen) sind zu vermeiden". Sie wären also überhaupt auszuscheiden gewesen. Am klarsten zeigt dies Nr. 380 [*φράζω*]. Das Buch schließt sich, wie es auf den ersten Blick als geboten für ein solches Werk erscheint, an eine Reihe von Schulgrammatiken an, die in dem Titel namhaft gemacht sind. Wenn man aber den oben angedeuteten Zweck desselben tiefer zu erfassen sucht, so wird man doch dabei etwas vermissen. Die deutschen Übungsstücke nämlich müssen sich — und das ist so vernünftig, daß man sich nur wundern müßte, wenn es nicht der Fall wäre — enge an den gelesenen griechischen Text anschließen; denn der Schüler soll durch das „Hinübersetzen" einerseits nur wiederholen und sein Wissen in den Formen und syntaktischen Erscheinungen festigen, anderseits zeigen, wo es ihm an dem nötigen einschlägigen Verständnis fehlt. Dann muß aber ein solcher Behelf, wie es das vorliegende Verbalverzeichnis ist, auch nur jene Autoren berücksichtigen, die die Lektüre jener Schulen bilden, für deren Schüler es bestimmt ist. Die Berücksichtigung der Autoren wird sogar hie und da wichtiger sein, als die allzu strenge Anlehnung an die Grammatiken, die manches mitschleppen, was dem Schüler selten begegnet. Die Entfernung einiger seltenen Verben und Formen aus dem Verzeichnisse möchte Ref. jedoch nicht empfehlen, da gerade mit Rücksicht auf den angeführten Zweck der Kreis der zu gebrauchenden Verba nicht zu enge gezogen werden darf. Ref. wünschte eher, es möchte der große Druck auch ausgedehnt werden auf die Verba *βλέπω, διψάω, ἐνοχλέω, ἐρίζω, ἑστιάω, καθεύδω* (was soll bei diesem die Verweisung auf *καταδαρθάνω*, das, auch klein gedruckt, wieder auf *καθεύδω* verweist?), *ζώννυμι, κερδαίνω, κλέπτω, κρούω, κρύπτω, μεθύσκω, ἐπανορθόω, πεινάω, πλάττω, πλέκω, πκήττὼ, πτήσσω, σαλπίζω, σβέννυμι, σέπω,* 'ferner auf die Formen von *μαίνομαι, ὀνίνημι, ὁρμάω* (akt.), *πήγνυμι, ῥήγνυμι* und endlich auf die einzelnen Formen *ἠφίειν, ὀφειλήσω, ὀφλήσω, ὦφλον, ὤφληκα, πέπταμαι.* Ebenso sollten die Verba *ἀλαλάζω, ἀλέξω* samt den Formen und die Form *οἰχήσομαι* nicht fehlen.

Ein alphabetisch geordnetes Verbalverzeichnis dient dem Zweck eines leichten und raschen Aufsuchens der Verba. Dieses

Vorzuges erfreut sich nicht durchgehends das vorliegende Verzeichnis. Die Komposita sind nämlich bald nach dem Anfangsbuchstaben der Simplicia, bald nach dem der Präpositionen eingereiht. Diese Ungleichheit hat es verschuldet, daß *ἐπιθυμέω* zweimal, unter 120 und 157, vorkommt. (Auffallenderweise zeigt die syntaktische Bemerkung nicht an beiden Stellen denselben Wortlaut.) Naturgemäß hätte ausnahmslos das erstere beobachtet werden sollen. Wenn ferner unter *ἐσθίω* auch *καταβιβρώσκω*, unter *πιπράσκω* auch *πωλέω*, *ἀποδίδωμι*, unter *πλήττω* auch *παίω*, *τύπτω*, *πατάσσω* aufgenommen wurden, so hätten doch auch die an zweiter Stelle stehenden Verba für sich eigens noch an dem ihnen zukommenden Platze in der alphabetischen Ordnung mit einer Verweisung genannt werden sollen; nur bei *τύπτω* findet sich dies beobachtet. Vielfach fällt auch eine ungleiche Behandlung der Verba auf. Es sind bei einzelnen Kompositis die Präpositionen von dem Verbum durch einen Bindestrich getrennt, bei anderen nicht; ähnlich verhält es sich mit dem das Präsens bildenden Suffix, so *ἅπ-τω*, aber *βλάπτω*, *κόπτω*, *κρύπτω*, *τύπτω*. Eine ähnliche Ungleichheit tritt bei der Anführung der einzelnen Formen auf; während nämlich bei einzelnen regelmäßigen Verben, wie z. B. bei *ἀγγέλλω* alle Formen namhaft gemacht sind, werden andere ähnliche Verba nur im Präsens angeführt, statt der Angabe der Formen aber liest man unter den Bemerkungen „regelm." oder „sonst regelm.". Man vgl. mit dem angeführten Verbum Nr. 293 oder Nr. 188 mit 236 und 240 oder Nr. 197 und 216 mit 303. Daß *ἐῤῥύην* und *ἐχάρην* in der Kolumne „Aor. A. M." verzeichnet erscheinen, muß man wohl ebenso für ein Versehen halten, wie das Pf. *κατακέκονα* von *κατακαίνω*.

Unter der letzten mit „Bemerkungen" bezeichneten Rubrik sind die syntaktischen Gebrauchsweisen der Verba angeführt. Diese syntaktischen Bemerkungen erhöhen wesentlich die Verwendbarkeit des Büchleins, besonders da sie, was Vollständigkeit und Güte derselben betrifft, nichts zu wünschen übrig lassen.

Linz. Ernst Sewera.

The Plan and Scope of a Vergil Lexicon. With specimen articles. By Monroe Nichols Wetmore, Ph. D. A thesis presented to the faculty of the graduate school of Yale University in candidacy for the degree of doctor of philosophy. Published by the author. New Haven, Conn. 1904. 128 SS. 8°.

Mit den Vorarbeiten zu einem Virgil-Lexikon beschäftigt, veröffentlicht hiemit Wetmore vorläufig einige Probeartikel mit Erörterungen über die Aufgabe, die nach des Verf. Ansicht dem Bearbeiter eines Spezialwörterbuches durch die neuesten lexikographischen Arbeiten nahegelegt ist. Nach einigen, mit besonderer Be-

ziehung auf Virgil vorgebrachten Bemerkungen über die in das Lexikon aufzunehmenden handschriftlichen Lesearten, über die Berücksichtigung von Konjekturen und Ausgaben, über die zu wählende Orthographie, über die Länge von Zitaten u. ä. kommt der Verf. auf die Kapitalfrage jeder lexikalischen Arbeit, ob die einzelnen Artikel nach dem logischen oder formalen Prinzip zu ordnen seien. Der bisher zumeist beliebten logischen Anordnung (nach der Bedeutung) hafte, meint der Verf., etwas Subjektives an. Aber nicht bloß darum sei sie abzulehnen: auch angesichts der Tatsache, daß der Gebrauch des Lexikons für die historische Grammatik und die Textkritik von hervorragender Wichtigkeit sei, scheine es am besten, die formale Anordnung vorzuziehen, welche sofort belehrt, ob ein bestimmtes Wort, eine Wortverbindung oder eine Wortform vorkomme, und wenn, mit welcher Frequenzzahl. Um die Schwierigkeit, ja die Undurchführbarkeit der logischen Gruppierung im Virgil-Lexikon nachzuweisen, führt der Verf. den Artikel *fluvius* logisch geordnet vor. Im Anschluß an diesen Artikel weist nun der Verf. auf Stellen hin, wo *fluvius* in seiner Bedeutung — ob 'fluß', 'fließendes Wasser' oder überhaupt 'Wasser' völlig unklar ist; so z. B. G. IV 442, wo es von Proteus heißt: *transformat sese in miracula rerum, | ipsamque horribilemque feram fluviumque liquentem.* Wie kann man, so ruft der Verf. aus, den Wortvorrat Virgils, dessen Streben gar nicht nach Präzision geht, nach der Bedeutung ordnen wollen? Merguet geht in seinen lexikalischen Arbeiten nach formalen Gesichtspunkten vor und im Anschluß an ihn bearbeitet nun W. den Artikel *fluvius* ein zweitesmal. Die Hauptrubriken sind: *A*. Singular: I. Subjekt. II. Verbindung mit Verben. 1. Akkusativ (bei *dico, induco, inno, buio, peto, relinquo*). 2. Dativ. 3. Verbindung mit Präpositionen. III. Prädikatsnominativ. IV. Verbindung mit Substantiven (Genetiv). V. Umstand (Ablativ). *B*. Plural: Wie im Singular. — Doch auch Merguets Vorgang genügt nach W. nicht. Die Rubrik IV (Verbindung mit Substantiven) würde nicht nur die Fälle des attributiven Genetivs — der prädikative würde wieder anders unterzubringen sein — in sich vereinigen, sondern auch präpositionale Verbindungen wie *pastor ab Amphryso* G. III 2. Auch ist Merguet häufig gezwungen, Fälle des einfachen Ablativs und des Ablativs mit einer Präposition nebeneinander unter V (Umstand) anzuführen. Wie steht es aber alsdann mit II 3 (Verbindung mit Präpositionen)? Diese und ähnliche Bedenken veranlassen W., den Artikel *fluvius* ein drittesmal zu bearbeiten. W. disponiert: I. Die vorkommenden Kasusformen: Fundstellen nach den einzelnen Kasus geordnet. II. Metrisches: Die Verwendung der Kasusform an den verschiedenen Versstellen ziffermäßig nachgewiesen. III. Gebrauch: *A*. Singular. 1. Nomin. 2. Adnominaler Gen. 3. Dativ bei Verben. 4. Ak. (auch in Verbindung mit Präpositionen). 5. Abl. Unter *B* (Plural) teilt sich 5. (Abl.) in *a*) Verbindung mit Verben und *b*) Verbindung mit Präpositionen.

IV. Attributiv bestimmt *a*) durch den Gen., *b*) durch Adjektiven (*altus*, *amoenus*, *corniger* usw.).

Im folgenden legt nun der Verf. einige weitere Probeartikel vor, u. zw. zunächst von *a (ab)* als derjenigen Präposition, welche unter allen in subjektiver Beziehung am schwersten zu behandeln sei. Gelänge diese Probe, meint der Verf., so könnten die übrigen Präpositionen keinerlei Schwierigkeiten bieten. Weiterhin werden *herba* und *gramen* einer-, *amnis*, *flumen* und *rivus* anderseits behandelt, zwei Gruppen von Synonymen, die Material genug böten, um daran alle an das Substantiv sich knüpfenden lexikalischen Probleme aufzuzeigen. Die lexikalische Behandlung des Adjektivs birgt keinerlei Schwierigkeit in sich. W.s Probeartikel ist *gratus*. An Verben führt W. vor *scindere, proscindere* und *videre: scindere* als Vertreter einer großen Klasse von Verben, die bei Virgil einfache Verbindungen eingehen, *proscindere* als Kompositum von *scindere:* zudem lasse sich hier die Art, wie ein Wort von geringer Verwendung zu behandeln sei, veranschaulichen. Was endlich *videre* betrifft, so war für seine Wahl die Mannigfaltigkeit der Konstruktionen, in denen es erscheint und seine hohe Frequenzzahl bei Virgil (296) maßgebend. Es erübrigt nur noch, auch von W.s formaler Behandlung der Präposition und des Verbs eine Vorstellung zu geben, was durch einige Bemerkungen über seine Artikel *a (ab)* und *videre* geschehen mag. Der Artikel *a (ab)* wird zunächst nach formalen und alsdann nach logischen Gesichtspunkten bearbeitet. Bei der formalen Bearbeitung geht voran I die Form: Verwendung von *a* und *ab*. Es folgt II Gebrauch. Dieser Abschnitt ist alphabetisch nach den von *a (ab)* abhängigen Wörtern geordnet. Für die Subdivision sind die den präpositionalen Ausdruck regierenden Redeteile (Verbum, Adjektiv, Substantiv, Pronomen) maßgebend, dort findet sich auch eventuell ein Schlußglied 'Phrasen', z. B. unter *annus*, '*primis ab annis*', unter *origo* '*ab origine*'. Der Artikel *videre* zerfällt in die beiden großen Gruppen Aktivum und Passivum. Unter dem Aktivum erscheinen als Unterabteilungen: *A*. Absoluter Gebrauch und *B*. Ergänzung 1. durch *de c. abl.*, 2 durch eine indirekte Frage, 3. durch *ut c. indic.*, 4. durch einen Relativsatz, 5. durch einen *Acc. c. i.*, 6. durch *Acc. c. partic.*, 7. durch ein Objekt... und so geht es fort bis 19). Alsdann folgt *C*. Particip. — Das Passivum wird in analoger Weise geordnet.

Was W. mit einer verbesserten Merguetischen Gruppierungsmethode anstrebt, das erreicht er vollkommen, nämlich Übersichtlichkeit und leichte Benutzbarkeit der nach dieser Methode gearbeiteten Artikel und gewissen gelehrten Zwecken mag damit vorzüglich gedient sein. Ein Schulwörterbuch in dieser Weise einzurichten, wäre ein pädagogischer Mißgriff. Übrigens versteht Ref. nicht, warum der Verf., der sich ja nun einmal für die formale Gruppierung entschieden und die Unzulänglichkeit der logischen an

dem Artikel *fluvius* nachgewiesen hat, doch *a (ab)* nach beiden Arten herbeiführt. Auf S. 62 findet sich eine eigenartige Interpretation. In der Stelle *ab rupe Cyclopas prospicio A.* III 647 soll *ab rupe* eine Bestimmung zu dem in *prospicio* liegenden Subjekte bilden, ähnlich der griechischen Verbindung *ὁ ἐκεῖ*. Allein wie erklärt sich alsdann der Terminus a quo in *prospectus ab rupe* und *unde longe ac late prospectus erat?*

Wien. J. Golling.

Quinti Septimi Florentis Tertulliani opera ex recensione Aemilii Kroymann. Pars III. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae litterarum Caesareae Vindobonensis, vol. XXXXVII. Vindobonae, F. Tempsky MDCCCCVI.

Nach den gründlichen Studien, die E. Kroymann über die Tertullian-Handschriften und -Ausgaben im Jahre 1901 in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften [1]) veröffentlicht hat, ließ sich wohl erwarten, daß der leider so früh heimgegangene Reifferscheid einen ebenbürtigen Nachfolger in der Herausgabe Tertullians gefunden habe. Der nunmehr vorliegende III. Band rechtfertigt die gehegten Erwartungen. Es liegen Tertullians Traktate: *De patientia, de carnis resurrectione, adversus Hermogenem, adversus Valentinianos, adversus omnes haereses, adversus Praxean* und *adversus Marcionem libri quinque,* also die Schriften vor, welche in zwei Handschriften aus dem XI. Jahrhundert, dem *Montepessulanus* 54 [M] und dem *Paterniacensis* 439 [P] (jetzt in Schlettstadt) enthalten sind. Außer diesen beiden Handschriften, die die Grundlage der Rezension des Textes bilden, zieht K. die erste Ausgabe des Beatus Rhenanus, in der ein heute verloren gegangener Kodex des Klosters Hirsau, und die dritte Ausgabe desselben Herausgebers, in der von K. die Benützung eines heute ebenfalls verlornen *Codex Gorziensis* nachgewiesen ist, oft mit Nutzen zur Richtigstellung des Textes heran. Die benützten Handschriften und Ausgaben finden in der Einleitung zum III. Bande eine eingehende Würdigung. Ich möchte an dieser Stelle besonders auf die gerechte Beurteilung aufmerksam machen, welche die Ausgabe von F. Oehler (Leipzig 1853—1854) hier im Gegensatze zu anderen Kritikern findet. Es wirkt wohltuend, daß endlich einmal der Fleiß, den Oehler aufgewendet hat, anerkannt, und daß dem emsigen Bemühen dieses Herausgebers nicht kurzerhand jede Bedeutung abgesprochen wird, wie man es bisher zu tun gewohnt war.

---

[1]) Kritische Vorarbeiten für den III. und IV. Band der neuen Tertullian-Ausgabe CXLIII 6.

Dieser angeführten Mittel der Kritik bedient sich K. bei der Herstellung des Textes und weicht von der Überlieferung nur ab, wenn er sich dazu gezwungen glaubt. Einigemal scheint mir allerdings K. ohne gehörigen Grund an der Richtigkeit der Überlieferung zu zweifeln.

Eine solche Stelle ist *De carn. res. 42* (p. 86, 123). Die Handschriften bieten hier in vollständiger Übereinstimmung untereinander: *Horum demutationem ad Corinthios reddit dicens : omnes quidem resurgemus, non omnes autem demutabimur, in atomo, in momentaneo motu oculi, in novissima tuba, sed illi scilicet, qui inveniuntur in carne: et mortui inquit, resurgent, nos demutabimur. Hac ergo prius positione perspecta reliqua revocabis ad superiorem sensum....* Dafür schreibt K.: *Horum demutationem ad* ⟨o m n e s i n p r i m a a d⟩ *Corinthios r. d.: n o n o m n e s q u i d e m r e s u r g e m u s, o m n e s a u t e m...* Die Worte *sed illi — demutabimur* streicht er als Glosse mit folgender Begründung: *Totum hunc locum ob eam rem consulto et depravatum et interpolatum esse, quia quae afferebantur apostoli verba non concordabant cum Vulgatae recensione, ex eis cognosci licet quae infra* p. 87, 7 ss. *leguntur.* An dieser Stelle schreibt nämlich Tertullian: *ceterum demutationem etiam post resurrectionem consecuturus est inferiam expertus. Abhinc enim definimus carnem omnimodo resurrecturam atque illa ex demutatione superventura habitum angelicum suscepturam.* K. muß auch an dieser Stelle in Konsequenz seiner obigen Änderung die Worte *resurrecturam atque* aus dem Texte entfernen.

Wir müssen zuerst, um uns ein richtiges Urteil bilden zu können, die Stelle aus dem ersten Korintherbriefe (15, 51 s) näher ins Auge fassen. Der Text dieser Stelle wird verschieden überliefert[1]), doch so viel auch der Varianten sein mögen, der von K. aufgenommene Text der Stelle findet sich n i r g e n d s. Die Negation

---

[1]) Ich gebe hier die Varianten nach F. Brandscheid, *Novum testamentum Graece et Latine*, Friburgi MCMI, II, p. 781: *κοιμηθησόμεθα, οὐ πάντες δὲ* (autem omnes Hier. I, 794c, 810) *ἀλλαγησόμεθα* L a c C G g Orig. 2, 552bc *item Graeci codices apud* Hier. I 794e, 810e *et Didymus apud eum* I 795d *idque secundum Acacium Caesareae episcopum magis in plurimis codicibus invenitur ibidem* I 798b; *non omnes autem immutabantur Diodorus Tarsensis apud Hier.* I 795e. — *ἀναστησόμεθα resurgunt* Hil. 315 *οὐ πάντες δὲ* (*non omnes autem* Hier., *sed non omnes* Hil. Vulg.) *ἀλλαγησόμεθα* (*immutabuntur* Hil. 315) D f Vulg. Hil. 91, 315 (110) *et Latini codices* (*non Graeci*) *apud Hier.* I 810e; *οἱ πάντες μὲν* (*add. οὐ pr.*) *κοιμηθησόμεθα, οἱ* (*οὐ pr. corr.*) *πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα A. πάντες οὐ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα B et Orig. apud Hier.* 804e, *πάντες μὲν οἱ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα 5 item Theodorus Heracleotes et Apollinaris apud Hier.* I 794d, 795e; *οὐ πάντες κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα* Orig. I 789 s. *Et quaedam exemplaria Graeca apud Hier.* I 794e, 810e, *non quidem omnes dormiemus, omnes autem immutabimur nonnulli codices Didymi et Acacii apud eundem* I 795e, 799b.

τησόμεθα, aus welchem die Übersetzung der Vulgata und nischen Väter offenbar geflossen ist, fehlt überall und das rfte die Rezension K.s schon bedenklich erscheinen lassen, n von den übrigen Änderungen, die K. seiner Konjektur ornehmen muß. Es frägt sich nun, ob denn der Sinn erung der Überlieferung gebiete. Ich glaube, auch diese ei zu verneinen. Im unmittelbar Vorausgehenden führt die Stelle aus dem Briefe an die Thessaler (4, 15—17) uferstehung an: *et mortui in Christo resurgent primi. os cum ipsis simul rapimur in nubibus obviam Christo mper cum domino erimus.* Daran anschließend beant- die Frage, wie die, die noch im Fleische wandeln, mit eingehen werden. Die Antwort lautet: *demutabimur; tenim corruptivum istud induere incorruptelam et mortale luere immortalitatem* (= I. Cor. 53). Nach einer weiteren ing dieser *demutatio* fügt er dann an: *ceterum demuta- etiam post resurrectionem consecuturus est inferos iam Abhinc enim definimus carnem omnimodo resurrec- que . . . illa ex demutatione superventura habitum ange- scepturam.* Auch die schon Verstorbenen werden dieser g teilhaftig werden. Hier scheint ein Widerspruch mit en der Vulgata zu liegen: *n o n o m n e s demutabimur.* Ich drücklich 'scheint', denn in Wirklichkeit ist der Wider- icht da, weil Tertullian hier nur von den Auserwählten *qui semper cum domino erunt.* Es weist darauf sowohl e Ausführung über die *demutatio* der Lebenden, wie ins- der Ausdruck *habitus angelicus* hin, den Tertullian von ammten nicht gebrauchen kann. Unter dem Ausdrucke önnen wir folgerichtig nur den Reinigungsort verstehen. eifel, daß nur diese Auffassung möglich ist, schwindet, Tertullians Auseinandersetzung im Kapitel 50 mit unserer rgleichen. Dort sagt er ausdrücklich p. 103, 22: *Non urrectio carni et sanguini*[1]) *directo negatur, sed Dei quod obvenit resurrectioni — e s t a u t e m e t i n i n d i c i u m ctio — i m m o e t c o n f i r m a t u r c a r n i s r e s u r r e c t i o i s, c u m s p e c i a l i s e x c i p i t u r. Dum enim in quem on resurgat edicitur, in quem resurgat subauditur;* 104, *unt itaque ex aequo o m n i s c a r o e t s a n g u i s in qu a- . S e d q u o r u m a d i r e r e g n u m D e i, i n d u e r e o p o r- m i n c o r r u p t i b i l i t a t i s e t i m m o r t a l i t a t i s, s i n e n u m D e i a d i r e n o n p o s s u n t, antequam consequi int . . . . p o s t r e s u r r e c t i o n e m e x d e m u t a t i o n e, d e m u t a t a e t d e v o r a t a c a r o e t s a n g u i s r e g n u m e d i t a t e p o s s i d e r e p o s s u n t, n o n t a m e n n o n r e-*

[1]) Er sagt es mit Bezug auf die Stelle I. Cor. 15, 50: *quod caro s regnum Dei hereditate possidere non possunt.*

suscitata. Damit halte ich die Leseart der Handschriften für vollständig gerechtfertigt und möchte K.s Konjektur verwerfen.

Ähnlich verhält es sich mit der Stelle adv. Val. 2 (178, 28; 179, 1 ff.): *Deinde infantes testimonium Christi sanguine litaverunt. Pueros vocem, qui crucem clamant? Nec pueri erant nec infantes, id est simplices non erant. Repuerescere nos et apostolus iubet secundum dominum, ut malitia infantes per simplicitatem ita demum sapientes sensibus, simul dedit sapientiae ordinem de simplicitate manandi.* K. nimmt an dieser Stelle nach *Christi* eine Lücke an, streicht die Worte von *sanguine — simplices non erant,* schreibt für das *iubet* der Handschriften *iubens* und statt *simul* vielmehr *simu⟨s, semel⟩.* Seine Gründe faßt er in folgenden Worten zusammen: *lacunam signavi: habent, quod soli regnum Dei hereditate habebunt intercidisse iudico; horum autem verborum iactura librario vel lectori cuidam, sane satis insulso, locum dedit interpolandi quae abhinc in libris manuscriptis leguntur, decepto videlicet verbis testimonium Christi, quod pro martyrum testimonio accepit.* Ich glaube, unter dem *testimonium Christi* sei hier nicht das *testimonium martyrum* im allgemeinen, wie K. annimmt, zu verstehen, sondern nur das *testimonium infantium* der „Unschuldigen Kinder". Wie geläufig der Gedanke an das Zeugnis dieser Kinder für Christus den Gläubigen der ersten Jahrhunderte war, geht aus zahlreichen Stellen der Väter hervor. Nur eine sei aus dem hl. Augustinus hier angeführt, die mit unserer Stelle fast den gleichen Gedanken zum Ausdruck bringt: Aug. Serm. 219, 1 (Migne. XXXIX 2151) *Nascente domino luctus coepit non caelo sed mundo: indicitur matribus lamentatio, angelis exultatio, infantibus transmigratio. Deus est, qui natus est: Innocentes illi debentur victima, qui venit damnare mundi malitiam, agnelli debent immolari, quia agnus futurus est crucifigi . . .* Wenn wir Tertullians Ausspruch von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, dann dürften wir wohl keinen Grund zur Änderung des Textes finden. Nicht einmal *simus, semel* möchte ich mit K. schreiben. *Simul dedit sapientiae ordinem . . .* ist wohl dieselbe Folgerung, die auch Augustinus (Serm. 221, 4: Migne das. 2155) mit den Worten zieht: *Unde oportet, fratres carissimi, ut qui primitias martyrum hodierna festivitate veneramur, . . . eorum vestigia in quantum possumus, sequendo et ipsi eiusdem festivitatis supernae participes existere curemus.*

Auch an anderen Stellen ist K. mit der Konstatierung von Lücken nicht immer glücklich. So möchte ich mit Engelbrecht p. 147, 8 und 277, 20 den Text für korrekt halten und nicht mit K. lückenhafte Überlieferung annehmen.

Im übrigen sei zum Schlusse nochmals wiederholt, daß die Ausgabe K. trefflich gelungen ist.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Ciceros ausgewählte Reden erklärt von Karl Halm. VI. Band. Die erste und zweite Philippische Rede. 8. umgearbeitete Auflage, besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann 1905. 138 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Seit dem Erscheinen der letzten Auflage ist ein Zeitraum von 18 Jahren verstrichen und Laubmann hat mit gewissenhaftester Sorgfalt alles, was mittlerweile für die Kritik und Exegese dieser beiden Reden geschehen ist, für die neue Ausgabe verwertet, die mit vollem Rechte als eine umgearbeitete bezeichnet wird. Äußerlich ist der Umfang des Bändchens nur um wenige Seiten gewachsen. Aber zahlreiche Stellen auch in der Einleitung zeigen die emsig nachbessernde und berichtigende Hand des Herausgebers, der bemüht war, diese mustergiltige Einleitung Halms, die mit ihrer Fülle literarischer Nachweise auch gelehrten Ansprüchen genügt, durch Verwertung der neuesten Ergebnisse der Literatur auf die Höhe des gegenwärtigen Standes der Kenntnisse zu heben. Vor allem wurden Gröbes wichtige Zusätze zur 2. Auflage von Drumanns „Geschichte von Rom“ und desselben Autors erschöpfende Darstellung in dem Artikel Antonius in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie gewissenhaft zurate gezogen. Vollends aber der Kommentar ist einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen worden. Erweiterungen, Änderungen und Berichtigungen sind fast auf jeder Seite zu finden und diese sind ausnahmslos als Besserungen zu bezeichnen. Wem immer daher um ein gründliches Verständnis dieser Reden zu tun ist, insbesondere der Studierende der Philologie und der diese Reden interpretierende Lehrer vermöchte keinen trefflicheren Behelf hiefür zu finden als den Kommentar Halms in seiner gegenwärtigen Gestalt. Für die heutigen Bedürfnisse der Gymnasiasten freilich bietet der Kommentar zu viel und in gewisser Beziehung wieder zu wenig. Für deren Zweck hat sich ja bekanntlich das System der sogenanten Schülerkommentare herausgebildet, über das zu urteilen hier nicht der Ort ist.

Zu Phil. I 2 *reperiebatur*, das mehrfach ohne Grund verdächtigt worden ist, möchte ich bezüglich der absichtlichen Unbestimmtheit des Ausdruckes gegenüber dem *deferebat* und *respondebat* der Umgebung hinweisen auf pro Milone § 66, wo es auch ähnlich mit gesuchter Unbestimmtheit heißt: *nemo audierat tam celebri loco, tamen audiebatur* = 'man wollte es gehört haben'. — Phil. II 31 würde zu der Stelle *atqui haec acta per te: non igitur homicidas* die Bemerkung nützlich sein, daß wir es hier mit einem instruktiven Beispiel für die Verwendung der Partikeln *atqui* und *igitur* im dialektischen Schluß (Syllogismus) zu tun haben: der Untersatz wird eingeleitet mit *atqui* „nun aber“, worauf dann der Schlußsatz mit *igitur* oder *ergo* angeknüpft wird. — Zu Phil. II 91 *incendisti faces, quibus semustilatus ille est* wäre unbedingt ein Hinweis auf pro Milone § 33 geboten, wo, wie hier von der Leiche Cäsars, mit ähnlicher Gehässigkeit von einer

unvollkommenen Verbrennung der Leiche des Clodius gesprochen wird: *tu, P. Clodi, cruentum cadaver infelicissimis lignis semustilatum nocturnis canibus dilaniandum tradidisti.*

Hinsichtlich der Textesgestaltung zeigt Laubmann wieder dasselbe besonnene, sorgfältig abwägende Urteil, das ihn als Kritiker auszeichnet. Von der Überschätzung der Bedeutung der Lesearten V^1, die einst der Hauptfehler der Halmschen Textrezension war, ist er gänzlich abgekommen. An einer ganzen Reihe von Stellen werden von Laubmann einzelne Wörter oder Wortgruppen und ganze Sätzchen, die in V^1 fehlen, nach den Schreibungen 2. oder 3. Hand in dieser Handschrift oder nach der sonstigen Überlieferung ergänzt. Nur Phil I, § 27, möchte er auch mit der Mehrzahl der Herausgeber die in V^1 hinter *consuetudinem meam* fehlenden Worte *quam in re publica habui* als interpoliert ansehen. Doch kaum mit Recht, wie ich in diesen Blättern nachzuweisen gedenke. Vielmehr steckt nach meiner Überzeugung der Fehler in *meam*, und wenn wir mit überaus leichter Änderung *consuetudinem* e a m, *quam in r. p. habui* schreiben, ist nicht der geringste Anstoß mehr vorhanden. In der Aufnahme von Konjekturen verfährt Laubmann überaus sparsam, eigener Vermutungen enthält er sich vollständig. Den größten Nutzen hinsichtlich einer richtigen Einschätzung der Handschrift zog Laubmann, wie sich von selbst versteht, aus der vortrefflichen Ausgabe A. C. Clarks Oxford 1901, die einen so bedeutenden Fortschritt unserer kritischen Erkenntnis gegenüber der Ausgabe C. W. Müllers repräsentiert. Aber auch Clark gegenüber bewahrt sich Laubmann die Selbständigkeit des eigenen Urteils.

Ich möchte daher zum Schlusse noch einmal mit allem Nachdruck auf die großen Vorzüge dieser Ausgabe hinweisen.

Wien. Alois Kornitzer.

De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius für die Quarta höherer Lehranstalten, herausg. von Prof. Dr. Hans Müller. 6., verb. Auflage. Hannover-Berlin, Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior) 1905. XI u. 157 SS. gr. 8°. Preis br. Mk. 1·20, geb. Mk. 1·50.

Die erste zusammenhängende Lektüre wird bei uns, sowie draußen im Reiche, am Gymnasium im 3. Jahreskursus gepflegt. Über den Autor, der da zunächst in Betracht käme, gab es lange Zeit unter den Schulmännern verschiedene Ansichten. Ich las als Tertianer die damals in Österreich allgemein eingeführten *Historiae antiquae* von Em. Hoffmann, ein, so viel ich mich zu erinnern glaube, nicht sonderlich leicht verständliches *mixtum compositum* vornehmlich aus Trogus-Justinus, Florus, Eutropius und vielleicht anderen Historikern späterer Marke. Während aber nunmehr bei

uns Nepos und Curtius für die genannte Stufe lehrplanmäßig festgelegt sind, erfreut sich Deutschland in dieser Beziehung einer größeren Freiheit. Neben den genannten Autoren gibt es eine Anzahl Bücher, die wie der bekannte *Nepos plenior* oder das vorliegende Buch Zusammenstellungen mehr oder weniger eigener Arbeit der betreffenden Herausgeber zum Inhalt haben.

Die Sache hat ja eine prinzipielle Bedeutung. Auch ich bin mit zahlreichen Schulmännern der Meinung, daß man den Schülern auf der 3. Unterrichtsstufe einen Originalautor in die Hände geben muß. Zwei Jahre *ad hoc* in gewisser Absichtlichkeit fabrizierter Sätze oder Lesestückchen sind wahrlich genug. Die *vitae*, die unter Nepos' Namen gehen, werden für diese erste Lektüre für ganz außerordentlich zweckmäßig angesehen. Ich bin derselben Meinung und dazu mit vielen andern der Überzeugung, daß diese *vitae* in der überlieferten Form aus formellen und sachlichen Gründen ganz unmöglich sind. Was also tun? Bezüglich des Stofflichen herrscht allgemeines Einverständnis, nur bezüglich der Form gehen die Meinungen schroff auseinander, so zwar, daß die einen am Nepos festhalten, aber ändern, was nach den angedeuteten Richtungen zu ändern ist, andere dagegen nur stofflich an Nepos anknüpfen, sonst aber volle Freiheit für sich in Anspruch nehmen. zu den Verfechtern der letzteren Ansicht gehört unser Verf. Mit dieser Tatsache muß man sich abfinden, um seine Arbeit gerecht würdigen zu können. Ich muß wohl sagen, daß andere Möglichkeiten denkbar wären, zumal man ja in unseren Zeiten von der einseitigen Betonung einer bestimmten Latinität Umgang genommen hat. Ich nenne beispielsweise den *Liber memorialis* des Ampelius, ferner S. Aurelius Victor, *De viris illustribus urbis Romae* und *De Caesaribus*[1]), Sammlungen, die manchen Ertrag für eine Chrestomathie der 3. Unterrichtsstufe liefern könnten, dazu etwa aus den Fabelsammlungen die eine oder die andere Fabel, wobei man auch auf den trefflichen Abstemius greifen könnte, aus den Sentenzen des Syrus die eine oder die andere und endlich auch aus den sonstigen Schulschriftstellern: Cicero, Livius, selbst Cäsar würden sich so manche Stückchen herausschälen lassen, die eine treffliche Kost dem Tertianer formell und, was hier mehr ist, stofflich bieten würden. Doch das nur nebenbei.

Müller hat aus Nepos folgende Biographien entnommen: Milt., Them., Arist., Paus., Cim., Lys., Alcib., Epam., Pelop., Hamilc. und Hannib. Hiebei hielt er sich durchaus nicht an die Vorlage, sondern versuchte jedesmal ein auch historisch sichergestelltes Bild samt zugehörigen Jahreszahlen zu geben. Überdies bearbeitete er Alexander, Camillus, die Decii, Pyrrhus und Scipio

---

[1]) So hat für polnische Gymnasien Muczkowski, Posen 1822, eine Schulausgabe samt Wörterbuch veranstaltet.

in Anlehnung an Curtius und Livius mit Zuhilfenahme anderer hergehöriger Schriftsteller.

Der Satzbau ist klar und durchsichtig, leicht verständlich und korrekt. Selten, daß einem etwas aufstoßt, so z. B. *quo in proelio Athenienses — vicerunt* Milt. 7, 22. Die leichte Lesbarkeit des Textes erleidet nur selten einen Stoß bei fehlendem Übergang, wie z. B. Them. von 3 auf 4. Vermieden hätte ich lieber den so seltenen Inf. Fut. Pass. Milt. 4, 20 *expulsum iri.* Die *oratio obl.*, als zu schwierig auf dieser Stufe, ist stets durch die *recta* ersetzt. Von der relativen Anknüpfung hätte mehr Gebrauch gemacht werden können, z. B. XVI, 1, 16 *hae virtutes.* Ich hätte auch lieber *quadragies* und *millies* drucken lassen statt *-iens* Scip. 19, 29 f. Auch hätte ich z. B. die unästhetische Geschichte mit Ödipus und seiner Mutter und *Orestem et Alcmaeŏnem matricīdas* Ep. 6 lieber ganz gestrichen. Daß da ursprünglich mehr zu lesen war, verrät die angehängte Phrasensammlung, wo noch stehen blieb *liberos procreare* Kinder zeugen, obwohl davon im Texte nichts mehr zu lesen ist.

Wo nötig, ist im Texte auch die Quantität bezeichnet. Die Kapitel sind manchmal etwas zu lang geraten, z. B. Han. 11, 13 u. f. Daß das nicht so unwesentlich ist, geht daraus hervor, daß es Klassikersammlungen gibt, wo die Unterteilung von zu lang geratenen Kapiteln zum Sammlungsprinzip gemacht wird.

An die 97 Textseiten Großoktav schließen sich Phrasensammlung und Vokabeln an, die kapitelweise zu jedem Stücke beigegeben sind. Abweichungen gegenüber dem deutschen Ausdruck sind in der lateinischen Phrase durch Druck hervorgehoben. Leider hat der Verf. der Entwicklung der Phrase aus der Grund-, bezw., falls die Konstruktionen in beiden Sprachen nicht stimmen, aus der Konstruktionsbedeutung nicht die durchaus notwendige Beachtung geschenkt. Hie und da sieht man einen Anlauf, z. B. Epam. 6: „*verbis in aliquem invehi* — in der Rede jemand hart mitnehmen (ausfallende Worte gegen jemand schleudern)" statt 'mit Worten gegen einen losfahren = ihn anfahren', was zugleich auch deutlich ist — man vgl. dazu die eingeklammerte, ganz untadelige Papierphrase — und zur Grundbedeutung stimmt. In dieser Beziehung wäre vieles zu tun übrig.

Auch mit dem zum Schlusse angefügten Wörterverzeichnis bin ich wenig einverstanden. Zunächst ist es unvollständig, das leitende Prinzip ist da nicht ohneweiters verständlich. Dann fehlt gerade alles das, was die Erlernung der Vokabeln dem Schüler erleichtert, die Grundbedeutung und Etymologie, wozu ich auch Anknüpfungen ans deutsche Fremd- und Lehnwort rechne. Demnach sind auch die einzelnen Bestandteile bei den Komposita nicht kenntlich gemacht. Das sind nach meiner Ansicht, besonders auf der vorausgesetzten Unterrichtsstufe, schwere Nachteile.

Prŏpĕre heißt doch nicht 'schleunigst', *proditio* nicht zunächst und immer 'Hochverrat'. Der denkende Schüler wird stutzig, wenn das nächste Vokabel *proditor* statt 'Hochverräter' nur 'Verräter' heißt. *Sed haec hactenus.*

Papier, Druck und Ausstattung befriedigen durchaus.

C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ignaz Prammer. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen von Ernst Kalinka. Mit 1 Titelbild, 1 Farbendrucktafel, 39 Textabbildungen und 11 Karten. 9. Auflage. Leipzig-Wien, Freytag-Tempsky 1906. XIV u. 291 SS. kl. 8°. Preis geb. 2 Mk. = 2 K 40 h.

Die 4. Auflage dieses Buches wurde seinerzeit von mir ausführlich in diesen Blättern besprochen (1892, S. 126—130), worauf ich wohl verweisen darf. An der äußeren Einrichtung hat sich seither nichts geändert, ich meine die Inhaltsangaben der Kapitel sind noch immer auf dem Rande zu lesen. Sonst ist das Buch allerdings überall durchgearbeitet, in der Einleitung, textlich, im Index und im Anhang. Selbst die Karte von Gallien ist neu gezeichnet und macht nun einen recht günstigen Eindruck.

Bezüglich des Textes kam Pr. meinen Wünschen, die ich gelegentlich der Besprechung seiner und auch anderer Ausgaben äußerte, sehr entgegen, setzte auch den einen oder den andern meiner Vorschläge in den Text, wie vor ihm schon andere,

In der Berücksichtigung der Lesearten der β-Klasse ging er also recht ersichtlich weiter; er tat dasselbe, was alle tun, die das *bell. Gall.* für die Schule bearbeiten. Denn wenn man als oberstes Prinzip einer Schulausgabe die leichte Lesbarkeit hinstellt, dann muß die α-Klasse recht oft zurückstehen. Hiedurch hat sich seine Ausgabe der Meuselschen erheblich genähert. — Klammern finden sich im Texte nicht. Pr. hat, wie auch andere Herausgeber von Schulschriftstellern, eben solche Stellen, die anderweitig als verdächtig eingeklammert werden, nicht drucken lassen. Wenn ich auch zugebe, daß die Sauberkeit der Ausgabe durch ein solches Verfahren nur gewinnen kann, so kann ich mich doch des Gefühls nicht erwehren, daß man da nach zwei Richtungen fehlt: man schädigt den Käufer materiell, weil er genötigt ist, ein zweites, vollständiges Exemplar zu kaufen, wenn er genaue Einsicht in seinen Schriftsteller gewinnen will, und zweitens, was vielleicht wichtiger ist, man schädigt ihn ethisch, denn er wird irre geführt.

Meusels Schulausgabe weist auch hier, wie ich meine, den richtigen Weg.

Pr. ist nun bezüglich der Auslassungen in dieser Auflage bedeutend weiter gegangen als in der 4. Ein paar Stellen will ich besprechen. Gleich im ersten Buche wird gestrichen, I 16, extr.: *multo etiam gravius, quod sit destitutus, queritur.* Um einen

triftigen Grund dürfte Pr. selbst verlegen sein. Die richtige Erklärung für das '*quod sit destitutus*' ist schon bei Chr. Schneider in seiner Ausgabe zu lesen. Wenn 38, 1 nach dem Beginne des Kapitels '*cum tridui viam processisset*' das in der 4. Zeile wiederkehrende *triduique viam a suis finibus processisse* (4. Aufl. *profecisse*) beseitigt wird, so ist das zwar begreiflich, nach meinen Darlegungen über die Wiederholungen stilistischer Art bei Cäsar (vgl. besonders N ph R 1904, S. 474 f.) ist aber dieses Auskunftsmittel nicht mehr ohneweiters angängig. Denn in den Wiederholungen einzelner Wörter, Phrasen und Sätze ist eine stilistische Eigenart Cäsars zu erblicken, die ich a. a. O. als Flüchtigkeit zu bezeichnen mich bemüssigt fand. Daß also I 42, 5 der für die X. Legion so ehrende und hier besonders markante, wenn auch aus 40, 14 bereits bekannte Zusatz '*cui quam maxime confidebat*' dem Rotstift zum Opfer fallen mußte, ist für mich trotz Paul, Hellwig und Meusel nicht so ausgemacht.

Diese Beispiele mögen genügen. Sie zeigen wohl, daß bei fortschreitender Einsicht in die Sprache und die Arbeitsweise unseres Autors die Kritik immer schwieriger wird; jedenfalls darf sie nur mit peinlich abwägender Vorsicht gehandhabt werden.

Es ist daher begreiflich, daß man dort, wo der Herausgeber eigene Vermutungen aufnahm, ihm nicht immer wird beistimmen können. Gleich in dem Satze I 51, 2 '*ne qua spes fugae relinqueretur*' scheint mir doch die handschriftliche Lesart *in fuga* das richtigere zu sein. Denn trotz der Eigentümlichkeit des Cäsarianischen Stils, der in der Wort- und Phrasen-, ja Satzwiederholung auf manchmal sehr engem Raume besteht, und trotz der Behauptung Ciceros, daß Cäsars Kommentare *nudi — sunt — omni ornatu orationis tamquam veste detracta* (Brut. 262), habe ich in meinen Studien zur grammatischen Topik im *Corpus Caesarianum* (Floridsdorf 1902, Pr., S. 4 f.) den Nachweis geführt, daß Cäsar sich der Figur der *variatio* recht wohl befliß. Ich meine nun, daß in dem angeführten Satze I 51, 2 das *relinqueretur* ganz den Sinn von *poneretur* habe, nur hat Cäsar, weil fast unmittelbar darauf das Verbum *ponere* (*eo mulieres imposuerunt*) folgte, *variandi causa* '*relinqueretur*' verwendet. Es mag das sehr subjektiv sein, was ich sage, aber jedenfalls ist ein zwingender Grund, die handschriftliche Überlieferung zu beanstanden, nicht vorhanden.

I 52, 6 schreibt Pr. *in acie* für *inter* (α, bezw. *intra* β) *aciem*. Die handschriftliche Überlieferung weist jedenfalls nicht auf *in acie*. Auch wenn man den Satz liest: *id* (nämlich die Bedrängnis der Römer) *cum animad vertisset Publius Crassus adulescens, qui equitatui praeerat, quod expeditior erat, quam ii, qui inter aciem versabantur, tertiam aciem laborantibus nostris subsidio misit*, so ist ein fühlbarer Unterschied zwischen *in acie* und *inter aciem* vorhanden; denn die *in acie* sind, die haben dort zu tun, die könnten, ohne ihren Posten reglementwidrig verlassen zu

haben, gar nicht weg, dagegen *intra aciem* bedeutet, daß sie nicht gerade dort sein müssen, z. B. Cäsar selbst, der als Oberbefehlshaber seine Aufstellung nach Bedürfnis wählen kann (vgl. Chr. Schneider z. St.). — V 44, 6 wäre mit *β progrediendi* zu schreiben gewesen statt *regrediendi* (vgl. meine Bemerkung hiezu 789, 1891, 1078).

Das nun folgende Namensverzeichnis ist gegenüber dem der 4. Auflage, das nur eine Auswahl sachlich oder bezüglich der Quantität bemerkenswerter Namen enthielt, vollständig und reicher an Bemerkungen geworden. In der Quantität mancher Fremdnamen geht Pr. eigene Wege.

Der Anhang behandelt das römische Kriegswesen in Cäsars gallischen Kämpfen. Auch Kal. hat vielfach sachlich und stilistisch an seinem ersten Entwurfe gebessert; die Bilder wurden vermehrt, neue aufgenommen, andere neu gezeichnet. Über den einen oder den andern Punkt Bedenken zu äußern, so z. B. über das entschieden zu geringe Gewicht des Pilums (1 Kg.) und die Gründe seiner Verbiegung, oder über die *centuriones primorum ordinum*, die doch nicht die Centurionen der ersten Kohorte sein mußten, hätte doch nur theoretischen Wert, daher unterlasse ich es lieber. Jedenfalls enthält aber dieser Absatz alles, was dem Quartaner zu wissen von nöten ist, in übersichtlicher Form mit schönem Anschauungsmaterial.

Druck und Ausstattung verdienen alles Lob; somit gehört die Prammersche zu den besten Schulausgaben; sie kann daher neuerdings nur wärmstens empfohlen werden.

Wien. A. Polaschek.

Wortbildung und Wortbedeutung. Eine Untersuchung ihrer Grundsätze von Dr. Jan v. Rozwadowski, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Krakau. Heidelberg, Winter 1904. VIII und 109 SS. 8°. 3 M.

Wieder eine Schrift, die durch Wundts sprachpsychologische Untersuchungen angeregt ist! — Der Verf. führt im I. Kap. 'Benennung der Gegenstände' aus, daß 'die Gegenstände nach einem einzelnen Merkmale benannt werden' und bringt Wundts psychologische Formulierung dieser Tatsache bei. Gegen diesen weist er darauf hin, daß bei einer Benennung nicht nur das dominierende Element zum Ausdruck kommt. Denn dieses 'ist ja doch nur in dem Grundelement des Wortes enthalten und das Wort hat noch ein sogenanntes formatives Element': 'Gesetz der Zweigliedrigkeit'. — Das II. Kap. ist dem Nachweis gewidmet, daß ein sogenanntes Simplex grundsätzlich mit einem Kompositum identisch ist: 'der ganze Unterschied ist ein relativer, bildungsgeschichtlicher'. Auch Wortgruppen, die durch präpositionale Verbindungen entstehen

('Gefäß zum Trinken') seien im Prinzip mit einem Kompositum identisch. — Kap. III enthält eine 'zusammenfassende Betrachtung der sogenannten Wurzelnomina, Simplicia, Komposita und Wortgruppen als entwicklungsgeschichtliche Bildungstypen, bezw. Benennungstypen der Gegenstände'. — Kap. IV beschäftigt sich mit dem sogenannten 'Bedeutungswandel der Substantiva'. Auch hier betont Ref. das Gesetz der Zweigliedrigkeit, insofern der Bedeutungswandel auf relativer Identifikation beruhe. Wenn wir von den Füßen eines Tisches sprechen, so findet nach R. neben der Identifikation ('Füße') zugleich eine Unterscheidung statt ('Tisch'); daraus ergibt sich: 'Jede neu apperzipierte Vorstellung wird dadurch, daß sie auf eine frühere oder eine Reihe früherer bezogen wird, gegliedert, u. zw. ist es Zweigliedrigkeit, die wir auch von diesem Gesichtspunkte aus konstatieren. Das eine Glied nennen wir das identifizierende, das andere das unterscheidende'. Daß auch hier Wundt den Sachverhalt nicht erkannt hat, weist R. des genaueren nach. Daran schließen sich Betrachtungen über 'die verschiedenen Phasen der Zergliederung, bezw. der Zweigliedrigkeit von der absoluten Identifikation an bis zur absoluten Unterscheidung' und über 'regelmäßige Fälle des scheinbar eingliedrigen Bedeutungswandels'. Insbesondere kommen 'typische Fälle der aus einem Bedeutungswandel resultierenden Eingliederigkeit', für welche Wundt den Terminus assoziative Verdichtung der Bedeutung in Anwendung bringt, in Frage. Hieher gehören die französischen Negationen, die aus Wörtern positiver Bedeutung hervorgegangen sind: *pas (= passum), point (= punctum), rien (= rem):* Begriffsverdichtungen durch syntaktische Assoziation, anderseits Fälle wie 'Gift' ursp. = Gabe; ähnlich franz. *poison* aus *potio:* Begriffsverdichtungen durch Verwendungsassoziation. R. findet nun in Wundts Formulierung dieser Fälle 'eine höchst äußerliche Beschreibung im Stile der alten Grammatik'; Wundts prinzipieller Fehler sei, daß er das Gesetz der Zweigliedrigkeit nicht kenne. Dieses liege beispielweise vor in 'Gift', wo das identifizierte Glied 'Gabe', 'bestimmte Dosis', das unterscheidende Glied 'Giftmittel" sei. — Nachdem nun in Kap. V 'Allgemeines Verhältnis von Wortbildung und Wortbedeutung' für 'Benennung' und 'Bedeutungswandel' mehrere andere Termini vorgeschlagen und die verschiedenen, in der bisherigen Erörterung angedeuteten Hauptphasen, die ein Wortbegriff theoretisch durchlaufen kann, aufgezählt sind, gelangt der Verf. zu dem umfangreichen VI. Kap. 'Wort und Satz'. An die alte Doktorfrage, ob die Henne oder das Ei zuerst dagewesen, erinnert R.s unter steter polemischer Bezugnahme auf Wundt geführte Untersuchung, ob sich das Substantiv aus dem Satze oder der Satz aus dem Worte entwickelt hat. R. entscheidet sich für die Ansicht, daß an den relativen Anfang unserer Sprachentwicklung der zweigliedrige Satz zu stellen sei. Auch andere wichtige Streitfragen, wie die nach der Existenz von eingliedrigen

Sätzen — R. spricht von 'resultativ eingliedrigen, aus zweigliedrigen verdichteten Sätzen' — finden hier Behandlung. Am wichtigsten aber ist in diesem Kapitel der Versuch einer neuen Definition des Satzes. Die kürzere Fassung — er bringt auch eine breitere — sei hier vorgeführt; sie lautet (S. 81): 'Der Satz ist der sprachliche Ausdruck der zweigliederigen Apperzeption einer Gesamtvorstellung'. Diese Definition unterscheidet sich von der Wundts nur dadurch, daß in dieser das Epitheton 'zweigliedrig' fehlt. Indem Ref. die beiden folgenden Kapitel (VII. Adjektiv und Verb; VIII. Regelungs- und Gattungswörter) übergeht, wendet er sich mit einem Worte zum letzten Abschnitte des Schlußkapitels (IX. Phonetische Vorgänge. Zur Theorie der Grammatik), wo sich der Abriß eines grammatischen Systems findet. Ref. hat gegen diesen Versuch einzuwenden, daß hier wieder der von Ries gerügte Sprung von Wort zum Satz vollzogen und das Wortgefüge eliminiert ist: von psychologischem Standpunkte ist letzteres entbehrlich, nicht vom grammatischen.

Um abzuschließen, so bekommt man aus den gegen Wundt gerichteteten Bemerkungen den Eindruck, daß bei Wundt bisweilen recht Mittelmäßiges und Laienhaftes mit unterläuft und daß dessen 'Völkerpsychologie' einer rückhaltlosen, eingehenden Kritik bedarf, wenn sie nicht mehr schaden als nützen soll. Vgl. auch diese Zs. 1903 S. 609 f. Anderseits bedeuten R.s positive Ausführungen, das Resultat mühevollen Nachdenkens, einen achtenswerten Fortschritt auf dem Gebiete psychologischer Sprachbetrachtung, wie sie durch Wundt angebahnt ist.

Wien. J. Golling.

Michaelis Adolf, Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Seemann 1906. VII und 325 SS. Preis geh. Mk. 5·20 (K 6·24).

Wie der Verf. im Vorworte bescheiden erklärt, bilden den Gegenstand des Buches die Ergebnisse der „Archäologie des Spatens“, welche diese Eroberungswissenschaft durch Eifer und Zielbewußtsein in der Arbeit im XIX. Jahrh. erreichte; der Verf. will nur als Garbenbinder hinter den Schnittern seines bescheidenen Amtes walten und hat sein Buch nicht für Archäologen von Beruf bestimmt, sondern für Studenten der Altertumswissenschaft und den größeren Kreis aller, die sich ein Interesse für antike Kunst bewahrt haben. Er hat die Aufgabe in glänzender Weise gelöst, indem er den Stoff in lebendiger, fesselnder Form behandelt; Ref. konnte sich dem Eindrucke des Buches als ganzen so recht hingeben, da er dasselbe zu Beginn der Osterferien erhielt, die ihm die Lektüre des Buches im Zusammenhange, unbeirrt durch

rufliche Arbeiten, ermöglichten. Das Buch bietet keine trockene Aufzählung von Namen und Daten; unser Interesse wird geweckt und rege erhalten dadurch, daß überall die Persönlichkeiten, die an den Entdeckungen beteiligt waren, kurz und richtig gewürdigt werden, daß wir auch über die Geschichte und Bedeutung der Museen, in denen die betreffenden Entdeckungen und Funde ihre Aufstellung fanden, Aufschluß erhalten. Wir erfahren, welcher Anteil an den Entdeckungen den einzelnen Kulturstaaten zukommt, welch bedeutende Rolle deutsche Arbeit auf diesem Gebiete spielt, und freuen uns, daß auch unser Vaterland Österreich ein Ehrenblatt darin erhalten hat. Der Stoff ist in folgende 11 Abschnitte gegliedert: I. Unsere Kenntnis antiker Kunstwerke bis zum Schlusse des XVIII. Jahrhunderts. II. Die napoleonische Zeit. III. Die Wiedergewinnung Griechenlands. IV. Grabstätten. V. Entdeckungen im Osten. VI. Griechische Kultstätten. VII. Antike Stadtanlagen. VIII. Prähistorie und griechische Vorzeit. IX. Die klassischen Länder seit 1870. X. Die Außenländer seit 1870. XI. Entdeckungen und Wissenschaft. Eine chronologische Übersicht, eine Quellenangabe und ein Register sind erwünschte Beigaben, die die Benützung des Buches noch erleichtern Wie die Inhaltsangabe erkennen läßt, beschränkt sich der Verf. nicht auf die klassischen Länder und die klassische Zeit im engeren Sinne: eine Glanzleistung ist Abschnitt VIII, der als Einführung zu Homer treffliche Dienste leistet. Die Darstellung ist gehaltvoll, klar und einfach: überall werden die Probleme, die durch eine Entdeckung gestellt wurden, hervorgehoben, die verschiedenen Ansichten übersichtlich angeführt. Jeder Abschnitt bietet reichliche Belehrung für den gebildeten Leser; wir sehen, wie immer größere Aufgaben gestellt wurden, wie die Grabungen dem Ganzen zustrebten und die Ausgrabungen zugleich zur Rekonstruktion des verlorenen Ganzen gemacht wurden: vgl. Abschn. VI und VII; zu VI sei erwähnt Lermann, Les sanctuaires de la Grèce. Notes de voyage. Musée Belge VIII 404 f. und IX 292 f. und 379 f. Jeder, der Museen besucht hat, wird dem Verf. dankbar sein für die Zusammenfassung des so oft nach Ort und Zeit getrennten Materiales; jeder, der sich über antike Kunst unterrichten will, wird kurze, klare Belehrung finden, vgl. z. B. S. 61 über die vier Hauptgruppen der Vasenmalerei. Doch auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort: das Buch ist so recht geschaffen, das Interesse für das Altertum, dessen Schwinden Verf. mit Recht beklagt, zu wecken wenigstens für die antike Kunst. Es enthält im letzten Abschnitte beherzigenswerte Worte der Mahnung an die junge Generation; als ganzes scheint es dem Ref. eine Mahnung an die Lehrer der klassischen Philologie zu sein. Verf. hebt hervor, welche Dienste die Philologie der Archäologie im XIX. Jahrh. geleistet hat; sollte nicht im XX. Jahrh. die Archäologie ihrerseits der Philologie Nutzen bringen? Es bedarf der Schlagworte Pädagogik, Kunsterziehung usw. nicht; der

Philologe und Historiker möge nur die Hilfsmittel benützen, die ihm die Archäologie bietet, um das Interesse der Schüler für die klassischen Autoren und das Altertum zu erwecken, dann werden die Klagen verstummen, Schülerkommentare und Schulausgaben überflüssig sein. Das Buch von Michaelis kann jedem Lehrer aufs angelegentlichste empfohlen werden zur eigenen Belehrung; es wird auch für Vorträge über antike Kunst, die ja bereits häufig mit Lichtbildern gehalten werden, gute Dienste leisten. Mögen nicht bloß alle Lehrerbibliotheken, sondern auch möglichst viele Lehrer dies treffliche Buch anschaffen, dessen Ausstattung eine gute und dessen Preis ein angemessener ist.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Goethes „Werther“ in der Niederländischen Literatur. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte von Dr. Karl Menne (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte von Max Koch und G. Sarrazin, VI.). Leipzig, M. Hesses Verlag 1905. 94 SS. gr.-8°. Preis Mk. 2·50.

Als eine notwendige Ergänzung zu Appells Buch „Werther und seine Zeit“ bezeichnet der Verfasser selbst im Vorworte seine reichhaltige Studie, die zu dem dort über die niederländische Wertherliteratur Vermerkten zahlreiche Ergänzungen und Nachträge bringt. Aber nicht bloß dieser Umstand trifft zu, Menne hat auch den Stoff ganz neu geordnet und die Sache ins richtige Licht gerückt.

Goethes „Werther“ bedeutete mit allem, was drum und dran war, eine neue Periode in der bisher ziemlich armen niederländischen Literatur. Hier traten nämlich sehr rasch nach dem Erscheinen des „Werther“ Nachahmer auf, zunächst R. Feith, der die geistige Wechselbeziehung zwischen der deutschen und niederländischen Literatur herstellte und zwei Briefromane schrieb. Seine Nachahmungen sind jedoch oft recht schwach, weil er nur nachempfindet. In Zwolle fehlten eben jene Vorbedingungen, die in Frankfurt und Wetzlar reichlich vorhanden waren. Neben Goethes „Werther“ machten auf Feith noch andere ausländische Werke starken Eindruck. Außer „Hamlet“ und Rousseaus Schriften wirkten Klopstocks Dichtungen und Millers „Siegwart“ ein und der letztere erscheint geradezu von der schwäbischen (nicht oberbayerischen!) Erde in die holländische verpflanzt. Eine vergleichende Untersuchung über die gebrauchten Motive beweist dies. Interessant ist es, daß der Mondkult bei Feith am stärksten hervortritt, er übertreibt, weil er eben ein Nachahmer ist, und kann sich nirgends mit bloßer Nachbildung der Vorlagen begnügen. Klopstocks Einfluß auf die sentimentale Dichtung erhält eine neue Beleuchtung durch Mennes vergleichende Motivenforschung. Goethes „Werther“

und Millers „Siegwart“ sind auch von anderen Niederländern behandelt, übersetzt und nachgeahmt worden, so daß im Lande der Kanäle die Schleußen einer großen Tränenflut eröffnet wurden, bis endlich die Reaktion einsetzte — und hier schärfer als in Deutschland, weil die Sentimentalität nicht bodenständig war und der Holländer im ganzen ein kühl und praktisch denkender Mensch ist. Man verglich den Sentimentalen mit dem Dudelsack, der sich auch erst in seiner Herrlichkeit zeigt, wenn er voll Wind ist, und nannte den Mond einen alten Kuppler. Es folgten Schriften und Bühnenstücke in Menge, die das Wertherfieber verspotteten und Menne teilt darüber eine große Zahl von Nummern aus niederländischen Bibliotheken mit. Zu dieser negativen Tätigkeit kam aber bald die positive, als die beiden Frauen Elisabet Wolff und Agathe Decken, die nach Richardson und Wieland gebildet waren, ihre Briefromane schrieben, die eine „wahre Natur“ und „reales Leben“ darstellten und noch heute gelesen werden. Müller von Itzehoe hat sie sogar verdeutscht. Im Anhange seiner wertvollen Schrift gedenkt Menne noch der Nachahmung des „Geheimen Tagebuches“ von Lavater und der Cronegkschen „Einsamkeiten“ durch Rhijnvis Feith, der nach einem glücklich und tätig verbrachten Leben 1824 in Zwolle gestorben ist.

Graz. Dr. S. M. Prem.

Edwin Zellweker, Prolog und Epilog im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Dichtung. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1906. VIII und 102 SS. Gr.-8°. Preis K 3·60.

Die Lektüre des vorliegenden, schön ausgestatteten Büchleins, wahrscheinlich einer Doktordissertation, hinterläßt einen beklemmenden Eindruck. Da plagt sich ein junger Mann an einem öden Thema, mit dem er so gut wie gar nichts anzufangen weiß, verschwendet Zeit und Kraft, vermutlich auch Geld zum Herbeischaffen der keineswegs leicht zugänglichen Literatur, das Resultat aber ist wissenschaftelnder Stumpfsinn. Nur zum Teil darf man ihm selbst die Schuld beimessen, die größere Schuld trifft die Wahl der Aufgabe, die ihn zu einem bloßen Sammeln des Materials verführte und seiner Individualität nicht entsprach. Schon der Titel trifft nicht zu, denn es wird der Prolog und Epilog nur im älteren deutschen Drama bis zum XVII. Jahrhundert betrachtet, während die weitere Entwicklung im „Schlußwort“ kaum gestreift erscheint und selbst die englischen Komödianten nicht einmal genannt sind. Der Verf. dürfte so gearbeitet haben, daß er in Goedekes Grundriß die Paragraphen über das Drama durchnahm, sich jene Werke auf Prolog und Epilog ansah, die ihm zugänglich waren, alles andere aber außeracht ließ. Nun hat Goedeke bekanntlich das Drama des XVI. Jahrhunderts nach Landschaften geordnet,

innerhalb dieser landschaftlichen Gruppen aber chronologisch nach Werken oder Autoren; das hat gewiß die Übersicht erleichtert, ist jedoch so äußerlich, daß feinere Untersuchungen, wie sie Wilhelm Scherer und Erich Schmidt selbst durchführten oder anregten, von dieser Gliederung absahen und nach einer innerlichen, den Kern der Sache treffenden griffen. Unser Verf. aber begnügte sich mit der rein zufälligen Aufeinanderfolge im Grundriß und hat deshalb Zusammengehörendes auseinandergerissen oder die Nachahmung vor dem Original behandelt. So wissen wir aus Bächtolds Nachweis (Geschichtsfreund XXXVI, S. 85 f.), daß Josias Murer, den Zellweker übrigens Jodokus nennt, in seinem „Der jungen Mannen Spiegel" den „verlorenen Sohn" von Hans Sachs wörtlich ausschrieb (vgl. F. Spengler S. 158), trotzdem nimmt Zellweker darauf keine Rücksicht, sondern bespricht S. 55 Murer, ohne Hans Sachs zu nennen, und dann erst (S. 77 ff.) Hans Sachs. Oder S. 59, weil er bei Goedeke voransteht, zuerst Hans Ackermann und hierauf S. 60 Paul Rebhun, weil er bei Goedeke folgt, obwohl ihn der Verf. selbst „den Anreger Ackermanns" nennt. Es wird also ganz mechanisch und äußerlich verfahren, was der wissenschaftlichen Methode des Autors kein gutes Zeugnis ausstellt. Überdies hat er das Material natürlich nicht erschöpft; daraus kann man ihm keinen Vorwurf machen, da viele Dramen älterer Zeit eben nur in ganz wenigen Exemplaren erhalten und darum so gut wie unzugänglich sind. Aber er hätte weiterkommen können, wenn er die literarhistorischen Arbeiten neuerer Zeit gekannt und ausgenutzt hätte, so Spenglers Verlorenen Sohn, Weilens Aegyptischen Joseph, Aufsätze in Zeitschriften oder Sammelwerken, wie Allgemeine Deutsche Biographie. Nach Th. Odinga (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte II, S. 230) findet sich in Christian Zyrls „Salomon" zu Beginn des ersten Teiles: Narr, dann Prolog und Argument, zum Schluß Epilog, beim zweiten Teil wieder Prolog und Epilog — Zyrl ist aber gar nicht erwähnt. Nach Scherer, Allgem. Deutsche Biogr. X, S. 680 wäre Andreas Hartmanns „Luther" anzuführen gewesen, es ist nicht geschehen. So klaffen allenthalben Lücken im Materiale und machen die Grundlage der Arbeit verdächtig [1]). Zudem darf man den apodiktischen Behauptungen des Verf. nicht immer trauen. Er sagt z. B. (S. 1), in den Osterfeiern fehlte jede Art von Prolog und Epilog, ebenso in den Weihnachtsspielen und bezieht sich u. a. ausdrücklich auf die St. Lambrechter Osterfeier und auf das Freisinger Weihnachtsspiel. Jene beginnt (Zs. XX, S. 132): *Cum transisset sabbatum, Maria Magdalena et Maria Jacobi et Salome emerant aromata, ut venientes ungerent Ihesum. Alleluja. Et valde mane ana sabbatorum*

[1]) Unbekannt scheint dem Verf. auch Heinzels „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter" (Beiträge zur Ästhetik IV) geblieben zu sein, obwohl er z. B. Sammlungen über das „silete" (S. 27 f.) darin hätte finden können, über Prologe und Epiloge (S. 63 ff.).

veniunt ad monumentum orto iam sole. Ut venientes: Gloria patri. Cum transisset sabbatum: Ave. Der Chor singet. Was ist dies anderes, als ein Prolog, durchsetzt mit Gesang? Und in „*Herodes sive Magorum adoratio*" bei Weinhold (Weihnachtsspiele und -lieder S. 56) wurden die ersten Verse, „welche die szenische Anordnung und außerdem das Argument enthalten", gesungen, dann erst beginnt das Drama. Auch im „*Ordo Rachelis*" (Weinhold S. 62) gleicht die erste Rede des „*Angelus*" einem Prolog. Wie der Verf. hier irrt, so kann es auch an anderen Stellen, die ich nicht nachprüfte, der Fall sein. Für das Fastnachtsspiel gilt das gewiß. So behauptet er (S. 31), daß „in diesen Heimstätten tollen Frohsinns" die Moral wenig Platz findet, aber bei Keller Nr. 38:

Lieb ist laides anfang
Leid ist liebes ausgang

oder Nr. 40: „*die grösteu puoß ist nimmer thuon*". Unzureichend ist seine Charakteristik des Epilogs im Fastnachtspiel, der wiederholt (z. B. Nr. 2, 3) verkündigt, daß sie ins nächste Haus ziehen, oder (Nr. 9, 12), sie wollen „*zu Erlestegen*" (zum Namen vgl. etwa Nr. 10 und 18) oder (Nr. 14) „*gen Poppelreut*" oder (Nr. 39) „*gen Tripzstrill*". Gar zu leicht geht er (S. 31) an der Neuerung vorbei, daß der „*Ausschreier*" im Epilog den Namen des Dichters nennt, so (Nr. 7, 43) Hans Folz; gerade wegen Hans Sachs hätte davon gehandelt werden sollen. Bei Wickram heißt es (S. 72) vom „Narrengießen", es enthalte „als Fastnachtspiel keinen Epilog", während doch tatsächlich der Narr ganz konventionell den Epilog spricht und Zellwecker (S. 73) diese Tatsache auch konstatiert. In diesem Falle dürfen wir wohl nur Flüchtigkeit der Revision sehen, die wiederholt auffällt und Verwechslung von Prolog und Epilog verschuldet hat (z. B. S. 30) und Mängel im Titel (z. B. S. 54, 56, 70, 77), in Zitaten (z. B. S. 32 „derzeit" statt „der Zeit", S. 48 „sindt" st. „findt", S. 52 „Wundersitz" st. „Wunderfitz") oder in positiven Angaben (z. B. S. 58: Baumgart war zuerst auch Schulmeister). Sehr viel zu wünschen läßt der Stil des Verf.; unpraktisch ist die Anführung der Anmerkungen am Schluß des Buches, bedauerlich der Mangel eines Registers.

Ich kann in der Arbeit Zellwekers weder eine Bereicherung unserer Literatur noch auch nur eine Probe wissenschaftlicher Reife sehen, denn selbst die statistische Anordnung bei Hans Sachs, auf die gewiß viel Mühe verwendet wurde, ist Banausentum, Zeitvergeudung und unfreiwillige Karikatur [1]).

Lemberg. Richard Maria Werner.

---

[1]) Ich bemerke, daß meine Anzeige am 6. Juni 1906 der Redaktion eingesandt wurde, daß mir daher damals Michels' Besprechung in der „Deutschen Literaturzeitung" noch unbekannt war; meine Übereinstimmung mit Michels ist also nur die Folge gleichen Urteils. (Zusatz bei der Korrektur).

Die Fruchtschale. Eine Sammlung. Bd. I: Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart in deutscher Übersetzung, mit Einl. und Anm. von Hans Heilmann. Bd. II: August Graf von Platen, Tagebücher, im Auszuge herausg. von Dr. Erich Petzet. Bd. III: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen, herausg. von Dr. Franz Deibel. Bd. IV: Henri Frédéric Amiel, Tagebücher, deutsch von Dr. Rosa Schapire. (LII 159, XX 400, XXVIII 290, VIII 362 SS.) München u. Leipzig, R. Piper & Komp. 1905.

In einer Zeit, in der ein Neudruck den andern jagt, in der die verschiedensten Werke älterer Literaturperioden mit mehr oder weniger Berechtigung, mit größerer oder geringerer Sorgfalt und Geschicklichkeit aus dem Staube der Vergessenheit ans Licht gezogen werden, bald für Bibliophile, bald für wissenschaftliche Zwecke bestimmt, trat im Juni 1905 auch ein Münchener Verlag mit der ersten Reihe einer Sammlung hervor, die den symbolischen, heute etwas preziös klingenden Titel „Die Fruchtschale" trägt. Auf die Aufstellung eines eigentlichen Programms verzichtend „will sie auf schöner Schale reife Früchte bieten". Beide Versprechen werden durch die vorliegenden Stücke vollauf gerechtfertigt. Denn die typographische Ausstattung der Bändchen, die sich in eleganten, biegsamen Leinendecken im Taschenformat präsentieren, ist vornehm zu nennen und die dargebotenen Werke selbst sind durchaus von Interesse und Bedeutung. Im Vordergrunde stehen Erzeugnisse der Romantik, die unsere Zeit besonders anzieht. Ruft ja schon der Titel der Sammlung die Erinnerung an die ungezählten Scharen von Taschenbüchern und Zeitschriften jener Epoche wach, unter deren Titeln wir neben den verschiedensten Blumen- und Blütenbezeichnungen Aufschriften wie Pomona, Hesperiden, Iduna u. ä. finden.

Freilich die erste Nummer führt uns auf ein Gebiet, das erst in neuester Zeit von besonders aktuellem Interesse geworden ist, indem sie uns eine Auswahl chinesischer Lyrik bietet. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß gerade die Begründung der Orientalistik und die Verwirklichung der Goetheschen Idee einer Weltliteratur von der Romantik ausgeht. Ungleich mehr Aufmerksamkeit als den sich verschließenden Chinesen wird natürlich ihren Nachbarn, den Japanern, zuteil und eben jetzt beginnt ein Frankfurter Verlag die höchst eigenartigen Werke Lafcadio Hearns durch eine Übersetzung dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Aber auch ein gewisser Kulturdünkel der Europäer und die Geringschätzung chinesischen Geisteslebens trägt viel dazu bei, daß man von diesem Volke weniger Notiz nimmt.

Mit Recht tritt daher der Herausgeber des genanten Bändchens einer solchen ungerechtfertigten Gepflogenheit in der sehr instruktiven literarhistorischen Einleitung entgegen, die uns die Entwicklung der chinesischen Lyrik vor Augen führt. Zu den einzelnen Gedichten, die uns oft in die Tiefen der chinesischen Volksseele blicken lassen, geben umfangreiche Anmerkungen am Schlusse

des Buches die nötigen Erläuterungen. Und in der Tat sind ja auch die unserem Empfinden vielfach so fremdartigen Gedichte eingehender Erklärung bedürftig. Mit seiner Verdeutschung bezweckte der Herausgeber zunächst, „möglichst getreue Bilder von den Gedanken und Stimmungselementen der chinesischen Lieder zu geben und, soweit es angeht, auch von dem Parallelismus ihrer Struktur". Deshalb war ihm die möglichst genaue Anlehnung an die Vorlage geboten und so erscheint es auch als gerechtfertigt, daß er nicht Verse, sondern eine poetische Prosa wählte. Freilich gibt er selbst zu, daß er damit aus der Not eine Tugend machte und eine Probe wie das in der Einleitung abgedruckte, prächtige chinesische Trinklied Richard Dehmels (nach Li-Tai-Pe) zeigt den Weg, den ein kongenial nachschaffender Übersetzer gehen könnte und müßte. Etwas mehr gegenüber dieser kleinen Mißlichkeit scheint es mir zu bedeuten, daß die Übertragungen nicht aus dem Urtext, sondern aus mittelbaren Quellen, aus englischen und französischen Werken geschöpft wurden.

Eine willkommene Gabe sind auch Platens Tagebücher von Erich Petzet, der heute als eine Autorität auf dem Gebiete der Platenforschung gelten kann. Denn schon seit längerer Zeit mit der Ausnützung des handschriftlichen Nachlasses beschäftigt, den die Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrt, hat er durch die mustergiltige Ausgabe des dramatischen Nachlasses (DLD Nr. 124, 1902) ein abschließendes Urteil über diese Seite von Platens dichterischer Fähigkeit ermöglicht und die von ihm im Verein mit Max Koch bearbeitete, in kurzem zu gewärtigende Gesamtausgabe (Max Hesse, Leipzig) wird zum erstenmale ein lückenloses Bild von Platens dichterischer Entwicklung und von seinem arbeitsvollen Ringen ergeben.

Zum vollen Verständnisse des Dichters und des Menschen aber — und wir können hinzufügen: zu seiner Ehrenrettung — hat nichts mehr beigetragen, als die endlich erfolgte vollständige Veröffentlichung der umfangreichen Tagebücher[1]), die von 1813 bis zum Lebensende Platens (1835) reichen, durchaus unter dem unmittelbaren Eindrucke der jeweiligen Stimmung entstanden und nur für die Jahre 1813—1816 einer späteren Redaktion unterzogen. Sie haben den edlen, namentlich seit Heines berüchtigten, im Schmutze wühlenden Angriffen (in den „Bädern von Lucca") so sehr kompromittierten Mann vollständig rehabilitiert. Und gerade deshalb ist es zu bedauern, daß die von den Freunden geübte Verschleierung der Unsicherheit der Beurteilung immer neue Nahrung geben konnte. Dies gilt besonders von den ersten Herausgebern der Tagebücher, Engelhardt und Pfeufer (1860), die es nicht

[1]) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausg. von L. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Stuttgart, Cotta 1896 und 1900. XVI, 875 u. X, 1024 SS. 8°.

wagten, die unseligen Seelenkämpfe des Verfassers zu enthüllen, sondern nur „das kahle Tatsachenmaterial und die überreichen Lesefrüchte darboten" und diesen Auszügen noch dazu durch Überarbeitung das Charakteristische nahmen.

Nun ist es infolge der unbedingten Aufrichtigkeit der Tagebücher, einer Eigenschaft, von der allein der Autor selbst die Existenzberechtigung derartiger Aufzeichnungen ableitet (z. B. 6. Juni 1816), klar geworden, daß die vielgeschmähte homosexuelle Veranlagung Tatsache war, Tatsache aber auch, daß Platen in dem tragischen Kampf mit seinem Verhängnisse ethisch als Sieger hervorging. Die Schilderung dieser „Krankheitsgeschichte in all ihren Leiden" nimmt beiläufig bis zur ersten Reise nach Italien den breitesten Raum ein; später werden die Eintragungen überhaupt sparsamer und beschäftigen sich mehr mit Äußerem, ein Zeichen der fortschreitenden psychischen Gesundung, der Einkehr der Ruhe und Abklärung in sein Herz, die er dem Gebote des Todes folgend nicht mehr genießen sollte.

Die Tagebücher geben uns aber auch Aufschlüsse über seine geistige und dichterische Entwicklung, über seine umfassenden Studien, seine ungeheuere Belesenheit, seine stupenden Sprachkenntnisse.

Alles, was für Rundung des Gesamtbildes wesentlich war, hat Petzet aus der Fülle des Materials herausgehoben, eine Änderung des Wortlautes im Interesse der Kürzung oder Hervorhebung aber durchaus vermieden. Der Text selbst beruht auf neuer Vergleichung mit den Handschriften.

Und so möge das Buch, das mit Porträt, Abbildung des Grabmals und einem Faksimile der beiden letzten Tagebuchseiten geschmückt ist, den Zweck erfüllen, „dazu beizutragen, daß wenigstens die Nachwelt Platen in seinem wahren Wesen und Wert erkenne und ihm die ersehnte Gerechtigkeit widerfahren lasse"!

Ist Platen aus der Romantik hervorgegangen, gegen die er freilich später in einigen Werken Stellung nahm, so führt der III. Band der „Fruchtschale" eine Sammlung vor, die gewissermaßen die Quintessenz der ganzen romantischen Doktrinen darstellt: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen. In fortlaufender Zählung (Nr. 1—738) sind hier an die Lyzeumsfragmente (1797) die Athenäumsfragmente (1798), an diese die Ideen aus dem Athenäum (1800) angereiht, woran sich noch die wenigen Bruchstücke schließen, die aus der dem Abschlusse des Lessingaufsatzes beigegebenen Auswahl von Fragmenten entstammen. Den Beschluß macht der ironische Aufsatz „Über die Unverständlichkeit", in dem Schlegel die ihm so oft vorgeworfene Dunkelheit durch den Unverstand des Lesers erklärt.

Dem vorliegenden Neudrucke, dem das Porträt Schlegels mit seinem charakteristischen Epikureergesicht von seinem Stiefsoh Philipp Veit und eine Handschriftprobe beigegeben ist, geht

treffliche Einleitung voran, die den Leser in die so bizarre Gedankenwelt des proteusartig sich entwickelnden Romantikers einführt und die offenbar die Frucht längerer, intensiver Beschäftigung mit diesem Stoffkreise ist; ein Register erleichtert die Benützung des Buches. Nichtsdestoweniger ist die Frage nicht ganz abzuweisen, ob denn für die Neuausgabe wirklich ein Bedürfnis vorhanden war, da wir doch die mustergiltige, 1905 in zweiter Auflage erschienene Sammlung der prosaischen Jugendschriften Friedrich Schlegels (1794—1802) von Minor (Wien, Konegen) besitzen, deren Text auch dem Münchener Neudruck zugrunde liegt. Zudem hat von der Leyen die Fragmente 1904 in der Sammlung „Erzieher zur deutschen Bildung" (Jena und Leipzig, Diederichs) herausgegeben und neuestens Fritz Baader im „Museum" (Berlin 1905) die Athenäumsfragmente zum Abdruck gebracht. Sollte Friedrich Schlegel wirklich heute auf einen so weiten Leserkreis rechnen können?

Wie Platens Tagebücher, so zeichnen sich auch die des französisch-schweizerischen Schriftstellers und Philosophen Henri Frédéric Amiel, der von 1849 bis zu seinem Tode (1881) an der Akademie seiner Vaterstadt Genf als Professor der Ästhetik wirkte, durch rückhaltlose Aufrichtigkeit aus; denn der Verf. hat sie ohne Gedanken an den späteren Leser nur aus dem Bedürfnis heraus geschrieben, sich selbst über sein Inneres Rechenschaft und Klarheit zu geben. Und gerade dieser Eigenschaft verdanken diese gedankenschweren Aufzeichnungen ihre Bedeutung, darum haben die Auszüge, die nach seinem Tode unter dem Titel „Fragment d'un journal intime" (1884, 2 Bände, 6. Aufl. 1893) erschienen, berechtigtes Aufsehen gemacht, während seine Gedichtsammlungen und Essais gequält wirken, weil sein freies Schaffen durch die stete Rücksicht auf den Eindruck beim lesenden Publikum, durch das fast krankhafte Verantwortlichkeitsgefühl gehemmt wurde. Und darin besteht eigentlich die Tragik seines Lebens, die in den Tagebüchern neben der tief religiösen Grundstimmung so ergreifend zum Ausdruck kommt. Dem heißen Streben nach literarischem Ruhm, nach Fortdauer des Namens über den Tod hinaus steht die Erkenntnis unzulänglicher Kräfte, das Ausbleiben des Erfolges seiner Veröffentlichungen, die Enttäuschung der hochgespannte Erwartungen hegenden Freunde gegenüber. Als Überwundener ist er in diesem Konflikte gestorben, dem das Leben äußerlich in materieller Unabhängigkeit und einer früh erreichten hervorragenden Stellung so viel gegeben zu haben schien. Nun hat ihm sein Tagebuch den ersehnten Nachruhm gesichert und gerade in Deutschland wird es, nunmehr durch die Übersetzung leichter zugänglich gemacht, Anklang finden. Denn das Wesen des einer Refugiéfamilie entsprossenen Mannes war trotz seiner Abstammung mehr von deutscher Art, was wohl auf seine Studienzeit in Heidelberg und namentlich in Berlin (1844—1848) zurückzuführen ist, und daher wurde er

von seinen Landsleuten in Frankreich nicht verstanden und zum Teil sehr abfällig beurteilt.

Die Übersetzerin, ihrer schweren Aufgabe, das Werk eines Sprachkünstlers zu übertragen, vollkommen bewußt, hat auch in der deutschen Ausgabe nur eine Auswahl geboten, in der „nichts unberücksichtigt geblieben, was zur Erkenntnis von Amiels Wesen dient". Über den Verfasser, dessen schwermütige Gesichtszüge uns zwei beigegebene Porträts zeigen, hat sie nur wenige Worte in knapper Einleitung vorausgeschickt. Das Tagebuch sollte für sich selbst sprechen.

Ried. Dr. Jos. Gaismaier.

Deutsches Pseudonymen-Lexikon. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Michael Holzmann und Dr. Hanns Bohatta. Akademischer Verlag, Wien und Leipzig 1906.

Bei der Unsicherheit der Grenzbestimmung zwischen anonym und pseudonym lag es den Verfassern des deutschen Anonymen-Lexikons, dessen 3. Band wir vor Jahresfrist in dieser Zeitschrift besprochen, nahe, auch an die Ausarbeitung eines deutschen Pseudonymen-Lexikons zu schreiten, umsomehr, als das einzige vorhandene deutsche Pseudonymen-Lexikon von Emil Oskar Weller schon vor zwanzig Jahren erschienen ist und gewisse, noch zu erörternde Mängel aufweist. Eben diese Unsicherheit in der Begriffsbestimmung von anonym und pseudonym hatte die Verf. schon veranlaßt, in ihr deutsches Anonymen-Lexikon auch die durch bloße Buchstaben oder mit unbestimmter Bezeichnung, z. B. „Von einem Bürger" versehene Schriften in die Reihe der Anonymen aufzunehmen.

Das vorliegende Pseudonymen-Lexikon bringt nicht bloß für Bibliotheken und die Gelehrtenwelt ein unentbehrliches Hilfsmittel bei literarischen Arbeiten, sondern jedem Literaturfreunde eine willkommene Gabe. Welches Interesse brachte man seinerzeit bei dem Tode Charles Sealsfields der Aufdeckung seines wahren Namens entgegen, wie in unseren Tagen dem echten Namen Leo Taxils! Kennt doch das große Publikum manche Schriftsteller und Dichter nur nach ihrem Pseudonym; wir erinnern an Börne, Anastasius Grün, Halm, Lenau, Märzroth, Milow u. a.

Die Aufdeckung neuerer Pseudonymen ist seit Weller durch biographische Lexika und Kürschners Literaturkalender ungemein gefördert worden; es wäre daher schon ein Verdienst unseres Pseudonymen-Lexikons, alle diese Ergebnisse handlich zusammengestellt zu haben, die Verf. bringen aber selbst manches Neue bei, teils aus ihrer Berufstätigkeit als Bibliotheksbeamte, teils aus anderwärtigen Beiträgen, so für die gräzisierten und latinisierten Gelehrtennamen, für die Gesellschaftsnamen des 17. und 18. Jahrhunderts, die Frauennamen jener Schriftstellerinnen, die als solche

ihren Mädchennamen führten u. ä. Ein wesentlicher Forschritt gegen Weller ist das reichhaltige, 7 Blätter umfassende Verzeichnis der Quellen und die Angabe von Jahreszahlen zur Erleichterung der Identifizierung, da manche Pseudonymen, wie Berg, Stein, Demokrit, Sincerus u. dgl., von verschiedenen Autoren gleich gebraucht werden, manche Autoren auch mehrere Pseudonymen führten. Die Wahl der Pseudonymen selbst zu erörtern, wäre eine nicht unwerte Aufgabe eines Kulturgeschichtsschreibers für das Kapitel Geschmack und Geschmacklosigkeiten in der Literatur. Namen, wie Menschenschreck, Plappermaul, Schaafskopf muten jedenfalls seltsam an.

Die Verf. haben sich gegenüber der reichen Literatur über ausländische Pseudonymen auf die deutsche beschränkt, dafür aber, in erfreulichem Gegensatze zu ihrem Anonymen-Lexikon, das nur bis zum Jahre 1850 reicht, die Pseudonymen bis auf die neueste Zeit herauf so sorgfältig gesammelt, daß ihnen kaum ein Name von Bedeutung entgangen sein dürfte. Daß dessenungeachtet manche Namen noch nicht aufgedeckt und nur Mutmaßungen möglich sind, zeigt z. B. der Name des Pamphletisten Vitus Blauröckelius im Lager Gottscheds (1745), für den unser Lexikon vier Namen von Zeitgenossen als mutmaßliche Träger angibt.

Aus Rücksicht auf den Raum mußten die Verfasser leider zwei wichtige Ergänzungen unterlassen: die Titelangabe der pseudonymen Schriften und, was noch bedauerlicher, ein alphabetisches Verzeichnis der wirklichen Verfassernamen mit Hinweis auf ihre Hehlnamen.

Für die Sorgfalt der langjährigen und mühevollen Arbeit an diesem Werke mit XXIV + 323 Seiten zeugt, daß angesichts der vielen Namen kein Druckfehlerverzeichnis angehängt werden mußte. Bei sorgfältiger Durchsicht fand der Berichterstatter nur zwei: bei Hans Seebach die Angabe See*t*ach, wahrscheinlich ein Druckfehler der Quelle, und bei Rackl irrig „Vößl" statt „Vöstl" (Sylvester).

So bildet der schmucke Band als Ergänzung zu dem der Vollendung entgegengehenden Anonymen-Lexikon abermals eine wertvolle Bereicherung der deutschen Literatur und ein ehrendes Zeugnis für die unverdrossene Arbeitslust österreichischer Bibliotheksbeamten, freilich oft mit dem Opfer der Gesundheit erkauft; doch wollen wir hoffen, daß die trübseligen Abschiedsworte Dr. Holzmanns nicht in Erfüllung gehen!

Klosterneuburg. H. F. Wagner.

Aufsätze aus Oberklassen. Gesammelt von Dr. Theodor Matthias. Leipzig, B. G. Teubner 1905. VI und 322 SS.

Also zur Abwechslung in der reichen Flut von Aufsätze-Sammlungen einmal eine Sammlung aus Oberklassen, nicht für Oberklassen, Aufsätze von Schülern, nicht für Schüler.

Die Sammlung ist eine Gelegenheits-Publikation und vom Herausgeber „Dem Realgymnasium in Zittau bei der Feier seines fünfzigjährigen Bestehens am 7. und 8. Juni 1905 in dankbarer Erinnerung an achtzehneinhalb Jahre beglückter Tätigkeit an dieser Schule gewidmet". M. verfolgt übrigens mit der Sammlung noch einen anderen Zweck, er will ein sehr abfälliges Urteil des sächsischen Justizministers Dr. Otto widerlegen, welcher am 23. März 1904 in der Zweiten Kammer über die Realgymnasiasten-Aufsätze in folgender Weise sich ausgesprochen hatte: „Damit hängt es auch zusammen, daß, wie mir berichtet worden ist, die deutschen Arbeiten auf den Realgymnasien eine starke Neigung zur Wiedergabe, zu schwungloser Wiedergabe eingeprägten Gedächtnisstoffes nicht verkennen lassen, während die deutschen Arbeiten auf den humanistischen Gymnasien mehr Freiheit in der Behandlung, mehr Reflexion, mehr eigenes Urteil bekunden sollen".

Die vom Herausgeber versuchte Ehrenrettung müßte nun jedenfalls als geglückt betrachtet werden, wenn — an allen Realgymnasien Sachsens der deutsche Unterricht auch nur annähernd von demselben Erfolge begleitet ist, wie er in der vorliegenden Sammlung von Schüleraufsätzen zutage tritt. Denn die meisten dieser Aufsätze zeigen eine solche Reife des Denkens, einen solchen Reichtum an Gedanken und eine solche Gewandtheit der Sprache, daß auch ein grundsätzlicher Gegner des Realgymnasiums befriedigt sein müßte. Aber jedenfalls sind auch im Königreich Sachsen die Schülerleistungen von Anstalt zu Anstalt verschieden, da der Erfolg von gar zu vielen Umständen — ganz abgesehen vom Lehrer — abhängt. Wenn nun aus den Arbeiten der Schüler des Herausgebers in Zittau und in Zwickau, wo er gegenwärtig wirkt, sich eine Reihe von Musteraufsätzen hat auslesen lassen, so beweist dies noch nichts für die Leistungsfähigkeit aller Realgymnasiasten. Man kann ja nur in einem gegebenen Falle sagen, „diese oder jene Arbeit ist gut"; wie sie zustande gekommen ist, das entzieht sich der Beurteilung, insbesondere läßt sich nicht angeben, wie viel in einem Aufsatze ausschließlich geistiges Eigentum des Schülers und wie viel auf Rechnung des vorbereitenden Unterrichtes zu setzen ist.

Die zur Bearbeitung vorgelegten 55 Themen zeichnen sich durch bunte Mannigfaltigkeit des Inhalts aus, erstrecken sich auf Obersekunda, Unterprima und Oberprima und sind teils Prüfungsaufsätze, teils Skizzen, die für die nächste Stunde zu entwerfen waren. Manchem der österreichischen Deutschlehrer an Gymnasien oder Realschulen dürfte es vielleicht auffallen, daß einzelne dieser Schüleraufsätze einen Umfang von zehn Druckseiten erreichen. Doch man muß sich vor Augen halten, daß das Aufsatzwesen in Sachsen wie in Preußen anders organisiert und insbesondere mehr auf das *multum* als auf das *multa* gerichtet ist, d. h. die Zahl der Themen

im Jahre ist geringer, dafür können sie eingehender und umfassender sein.

Ob solche Sammlungen wie die vorliegende auch einen praktischen Wert haben, läßt sich füglich bezweifeln; denn im allgemeinen kann man wohl behaupten, daß für einen bestimmten Aufsatz nur der Lehrer, der ihn gegeben hat, und die Schüler, von denen er bearbeitet worden ist, ein recht lebhaftes natürliches Interesse haben werden, und in diesem Sinne ist wohl folgende, vom Herausgeber zitierte Stelle Münchs zu verstehen: „Wertvoller als der vorbildliche Aufsatz, den etwa der Lehrer ausgearbeitet hat und mit dem er hinlänglich auf die Stufe der Schüler hinabgestiegen zu sein meint, ist doch der gelungene Schüleraufsatz, der wirklich aus dem natürlichen Boden erwachsen ist und die Schülernatur nie ganz verleugnet“. Aber daß Schüleraufsätze aus irgend einer Schule, und mögen sie noch besser sein als die des vorliegenden Buches, ohne weiteres das Interesse ferner Stehender erwecken werden, das läßt sich kaum erwarten. Höchstens wird der eine oder der andere Fachlehrer den Themen selbst seine Aufmerksamkeit zuwenden und dabei ganz absehen von der Art der Durchführung. Auf alle Fälle aber bleibt das Buch eine sehr hübsche Festgabe für das Zittauer Realgymnasium.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Elementarbuch des gesprochenen Französisch. Von Franz Beyer und Paul Passy. Zweite, völlig neu bearb. Aufl. Cöthen, Verlag von Otto Schulze 1905. XI und 191 SS. Preis geb. Mk. 2·80. — Ergänzungsheft dazu. Preis 80 Pf.

Dieses Buch erschien in erster Auflage 1893 und machte damals durch seine konsequente Verwirklichung der radikalen Reformgrundsätze Aufsehen. Wir erfahren aus dem Vorworte, daß an der zweiten Auflage F. Beyer nur mehr in geringem Maße beteiligt ist.

Wie in der ersten Auflage stehen die Texte in Lautschrift voran, aber sie sind jetzt um 27 Stücke für den Anschauungsunterricht vermehrt, ferner liegt ihnen eine etwas gewähltere Form der französischen Lautsprache zugrunde. Hierauf folgt wieder eine kurze Grammatik auf lautlicher Grundlage und den Schluß bildet das natürlich in Lautschrift abgefaßte Glossar.

Das Ergänzungsheft enthält sämtliche Lauttexte in gebräuchlicher Rechtschreibung, „um die praktische Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen“.

Zwölf Jahre hat es gebraucht, bis dieses interessante und in seiner Art vortreffliche Büchlein in zweiter Auflage erscheinen konnte. Wird es jetzt rascher diesen Weg machen? Wir möchten daran zweifeln, da allem Anscheine nach jene Lehrer und Schulen, die bei dem französischen Anfangsunterricht, die Grammatik inbegriffen, von der Lautschrift ausgehen, noch immer sehr in der

Minderzahl sind. Anderseits welcher Kategorie von Schulen soll dieses Elementarbuch entsprechen? Für unsere Mittelschulen wäre z. B. die Mehrzahl der Texte zu kindlich, während die ungewöhnliche Art in der Behandlung der Grammatik mehr für eine höhere Stufe des Unterrichtes passen würde. Doch wenn diese Einführung in die französische Sprache auch in unseren Schulen selbst nur wenig zur Verwendung kommen sollte, ist es doch ein Buch, von dem jeder Lehrer des Französischen Kenntnis haben sollte und das ihm bei seinem Unterrichte wesentliche Dienste leisten könnte.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Herausgegeben von J. Schipper. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller 1905. XX. Bd. John Hookham Frere. Von Dr. Albert Eichler. 182 SS. — XXI. Bd. Die Fassungen der Alexiuslegende. Von Dr. Margarete Rösler. 197 SS.

Die letzten zwei Bände der „Wiener Beiträge zur englischen Philologie" sind sehr beachtenswerte Leistungen der Wiener Anglistenschule. Die nachstehende kurze Anzeige verfolgt nur den Zweck, die Fachlehrer an unseren Schulen auf dieselben aufmerksam zu machen.

Der XX. Band enthält die erste ausführliche kritische Darstellung des Lebens und der Werke Freres, der in der Literaturgeschichte als Verf. der Burleske *„Monks and Giants"* und Zeitgenosse Byrons bekannt ist. Zuerst werden sein Leben und seine kleineren Originalwerke, dann seine Übersetzungsarbeiten behandelt. Hierauf folgt eine Prosa-Übersetzung von Freres Hauptwerk und eine Untersuchung des Inhalts und der metrischen Form dieser Dichtung. Zum Schlusse werden die Beziehungen Byrons zu Frere, namentlich der Einfluß des letzteren auf „Beppo" und „Don Juan" aufgehellt.

Die Arbeit fällt nicht nur durch die Gründlichkeit der Forschung, sondern auch durch die gewandte glänzende Darstellung auf.

Im XXI. Bande werden zunächst die Quellen der Alexiuslegende, dann die Formen behandelt, welche die Einzelheiten derselben in den verschiedenen Texten angenommen haben. Hierauf werden die gemeinsamen Züge der sechs mittelenglischen Versionen, ihr Verhältnis zu den Quellen und ihre Beziehungen untereinander besprochen. Ein Anhang enthält den Abdruck einiger Texte und und die Korrekturen der Verfasserin zu Maßmanns Ausgabe der Wiener Handschrift LIII.

Die ganze Abhandlung ist ein wertvoller Beitrag zur mittelalterlichen Literaturgeschichte, der von dem gediegenen philologischen Wissen der Verfasserin ein beredtes Zeugnis gibt.

Wien. Dr. A. Würzner.

George Mason's Grammaire Angloise. Nach den Drucken von 1622 und 1633 herausgegeben von Dr. Rudolf Brotanek, Privatdozent. Halle a. S., Max Niemeyer 1905. LII und 117 SS. (Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken, herausgeg. von R. Brotanek, Heft 1).

Diese neue, von Brotanek begründete Sammlung soll den Erforschern der älteren Gestalt des Neuenglischen Behelfe zugänglich machen, die in deutschen Bibliotheken mit sehr wenigen Ausnahmen gar nicht vertreten sind. In dem ersten Hefte wurde die „*Grammaire Angloise*" von George Mason, einem in London ansässigen französischen Kaufmanne, nach einem 1622 datierten Exemplar der Wiener Hofbibliothek abgedruckt. In einem Anhang wurden abweichende Lesarten der Ausgabe von 1633, die sich im Besitze der kgl. Bayrischen Hof- und Staatsbibliothek in München befindet, zusammengestellt. Die Grammatik ist für Franzosen bestimmt und gibt Regeln über Aussprache, Schreibung und Formenlehre sowie eine Anzahl englischer Gespräche mit französischer Übersetzung. Was dieses Buch besonders wertvoll macht, sind erstens die zahlreichen Umschriften mittels französischer Lautzeichen, zweitens der Umstand, daß der Ausländer Mason im Gegensatz zu den englischen Grammatikern und Orthoëpisten seiner Zeit, welche ihrer Umgangssprache gern einen höfischen oder gelehrten Anstrich gaben, die Sprache des geselligen und Geschäftslebens unbefangen so wiedergab, wie er sie fand. Da nun die Sprache der kleinbürgerlichen Kreise Londons jederzeit fortschrittlicher war als das Idiom der höheren Gesellschaftsklassen, so finden wir bei Mason mehrmals Lautwandlungen, die wir bisher um einige Jahrzehnte später anzusetzen gewohnt waren.

Gemäß dem Plane, den der Herausgeber für die Bearbeitung der „Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken" entworfen hat, stellt er an die Spitze des Buches eine ausführliche Darstellung der dem Verfasser desselben geläufigen Laute, die er mit den von anderen gleichzeitigen Grammatikern überlieferten Angaben sorgfältig vergleicht. Bei dieser Zusammenstellung dienten dem Herausgeber nebst anderen einschlägigen Arbeiten besonders die „Untersuchungen" und „Studien zur englischen Lautgeschichte" von K. Luick. Interessant sind die stark abgeschliffenen und zusammengezogenen Redewendungen *Godi goden (God give you good evening)*, *God bouï (God be with you)*, *lackî (lack you)*, auf welche Brotanek p. IX hinweist. Dazu ist noch *Ile pledge you (I will = I'll)* p. 92 zu erwähnen. In Bezug auf Formenlehre ist das starke Partizip *bestowen* auffallend (p. 104: *It would be well bestowen, if they were throughly beaten for their labour*). Auch für den Syntaktiker bieten die von Mason mitgeteilten Proben manches Neue. So sieht man z. B., daß für den Konjunktiv oder Optativ in der damaligen Umgangssprache meist der Indikativ verwendet wurde: p. 33 *God graunt that hee drinketh*, p. 47 *God graunt*

he hath usw. Der Imperativ wird stets mit dem entsprechenden Subjektspronomen gebraucht: p. 32 *drinke thou*, p. 58 *be thou*. Die mit *do* umschriebenen Formen in der fragenden und verneinenden Form fangen an, die nicht umschriebenen Formen zu verdrängen: p. 64 *Doe you mock me?*, p. 94 *Doe you thinke that we be Englishmen?*, p. 96 *We doe not runne away, doe you not see that we sit still?*, p. 98 *where did you learne it?* Natürlich findet sich nach dem damaligen Sprachgebrauch *to do* auch in der bejahenden Form *(I doe drinke)* und in Fragen wie *who did scowre?* — Eigentümlich ist der Infinitiv mit *to* in dem Satze p. 80: *I had rather to buy*. Wie sind die Wendungen *I am a cold* (p. 74), *what is a clocke?* (p. 66) zu erklären?

Durch die Gründung der neuen schönen Sammlung und durch die Herausgabe des 1. Heftes derselben hat sich Brotanek ein großes Verdienst um die Anglistik erworben.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. V. Band. Südosteuropa und Osteuropa. Mit 5 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut.

Mit besonderer Genugtuung wird man das Erscheinen des vorliegenden Bandes begrüßen dürfen, da er sich über Materien verbreitet, die den meisten wenig geläufig sind und über die eine Belehrung in hohem Grade erwünscht ist; umsomehr als sich eben jetzt erst, was man z. B. aus der erst jüngstens erschienenen Geschichte der Rumänen von N. Jorga oder den neueren Arbeiten zur Geschichte der Südslaven entnehmen wird, das Interesse an der Geschichte dieser Völker und Länder zu heben beginnt. In die Arbeit des vorliegenden Bandes haben sich ausgezeichnete Kenner der ihnen zugewiesenen Partien geteilt. Rudolf v. Scala schildert in trefflicher Weise unter guter Gliederung des Stoffes und Hervorhebung des sachlich Bedeutenden, wobei die Kulturgeschichte scharf in den Vordergrund geschoben wird, die Entwicklung des Griechentums seit Alexander dem Großen: den Hellenismus, das byzantinische Reich und den neugriechischen Staat. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, den gewaltigen Stoff in eine Form zu zwingen, daß man mit einigen Bogen sein Auslangen findet, man wird aber finden, daß sich der Verf. seiner schwierigen Aufgabe mit Geschick entledigt hat. Die Geschichte der europäischen Türkei und Armeniens stammt aus der Feder des Prof. Heinrich Zimmerers; ihre Vorgeschichte, die erste Zeitperiode ihres Wirkens in Europa (1360—1454), der Höhepunkt ihrer Geschichte 1454—1566 und die einzelnen Phasen der späteren Entwicklung sind übersichtlich und sachgemäß erörtert worden. Mit Recht ist der neueren Geschichte ein breiterer Raum zugewiesen worden.

Sehr gelungen scheinen uns die Ausführungen über die armenische Geschichte zu sein. Da Prof. Dr. Karl Pauli am 7. August 1901 starb, unterzog sich der Herausgeber der Vollendung, bezw. Ergänzung der Arbeit Paulis, und so liegt uns nun auch die Geschichte der Albanesen in einer freilich sehr gedrängten Skizze vor, die bei der Wichtigkeit, die die albanesische Frage besitzt, trotzdem recht willkommen ist. Die Geschichte Böhmens, Mährens und Schlesiens (enthaltend: Geographische Vorbemerkungen, Vorgeschichtliches, das mährische Reich der Moimariden, das Reich der Přemysliden, die Luxemburger, die Habsburger Albrecht und Ladislaus, Georg Podiebrad und die Jagellonen auf dem böhmischen Thron) ist von dem mährischen Landesarchivar nicht ganz gleichmäßig dargestellt worden, die Geschichte des slovenischen und des serbokroatischen Slavenstammes legt Prof. Milkowicz vor, dem auch die verhältnismäßig größte Arbeit in dem vorliegenden Bande, die Geschichte Osteuropas, zugewiesen wurde. Daß der Verf. mit der glänzenden Arbeit Schiemanns in Wettbewerb zu treten vermochte, spricht für seine Darstellung, die in manchen Partien in überraschender Weise neue Gesichtspunkte aufdeckt und in zwölf gehaltvollen Kapiteln die Gesamtgeschichte Rußlands, Polens, des deutschen Ordens, Litthauens und der Kosaken zur Darstellung bringt. So verlockend es wäre, hier nähere Ausführungen zu bringen, müssen wir angesichts des knappen zur Verfügung gestellten Raumes darauf verzichten und weisen nur auf das letzte Kapitel: Rußland seit seinem Eintritt in die europäische Staatenwelt noch besonders hin. Auch die Geschichte der Slovenen, Kroaten und Serben desselben Verfassers bietet eine gut übersichtliche Zusammenfassung des ziemlich spröden Materials. Zwischen die beiden Arbeiten Milkowicz' ist die Geschichte der Donauvölker von B. von Wlislocki, dem wir bereits manchen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Zigeuner u. a. verdanken, eingeschoben. Da der Verf. seit 1899 schwerer Erkrankung verfallen ist, hat sich der Herausgeber auch dieser Partien annehmen müssen und gibt uns eine ansprechende Geschichte der Hunnen, Bulgaren, Rumänen, Magyaren und Zigeuner. Dankenswert ist die gute Hervorhebung des deutschen Elementes in Ungarn. Dem ganzen Bande sind treffliche Bilder und Karten beigegeben.

Graz. J. Loserth.

Karl Ludwig Roth, Römische Geschichte nach den Quellen erzählt. In zweiter Auflage herausgegeben von Dr. Adolf Westermayer. Dritte neu bearbeitete Auflage. Mit 16 Tafeln Porträts, 8 Tafeln Rekonstruktionen und Münzen, 3 Karten. München. Oskar Beck 1905. 667 SS. 8°. Preis geb. 6 Mk.

Wilhelm Wägner, Rom. Geschichte des römischen Volkes und seiner Kultur. In achter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. O. E. Schmidt. Mit 322 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig. Otto Spamer 1905. 846 SS. 8°. Preis geb. 12 Mk.

Zwei Lieblingsbücher der deutschen Jugend liegen in schön ausgestatteten neuen Auflagen vor. Beide haben sich ihren Hauptvorzug auch in dieser Bearbeitung erhalten: die herzliche Freude am Gegenstand, das liebevolle Interesse am Römervolk, seiner einzig großen Geschichte, seinen Persönlichkeiten und seiner politischen und kulturellen Mission. Dieser Vorzug der beiden Bücher erklärt ihren Erfolg. Nur wo echte Liebe zum Leser spricht, erklingen die verwandten Saiten in der menschlichen Seele.

Das Buch Roths ist in anziehendem Erzählerton, schlicht und doch nicht ohne Wirkung geschrieben; den Vorzügen der Wägnerschen Darstellung, der warmen, oft poesievollen Erzählung, dem Schwung seiner Sprache, paßt sich Schmidts ruhigere, exaktere Schreibweise ohne Mißklang an. Ein wesentlicher Unterschied liegt in der Art, wie in den beiden Büchern die Zeit des Königtums und der frühen Republik behandelt wird. Bei Roth wird die altrömische Geschichte nach Livius und Dionysius erzählt, es wird ihr sagenhafter Charakter nicht verschwiegen, aber versäumt, den antiken Legenden auch die wissenschaftliche Kombination unserer Zeit an die Seite zu setzen. So fesselnd und wirkungsvoll, selbst erhebend und anregend in Kunst und Dichtung die Erzählungen von Brutus und Coriolan, von den Fabiern und Claudiern immer noch sind und bleiben werden, noch förderlicher ist es für die Jugend, zur unbefangenen Prüfung des Überlieferten, zur methodisch geschulten Kritik erzogen zu werden, und auf keinem Gebiete der Geschichte ist dies mit größerem Nutzen durchzuführen als auf dem der römischen. Dementsprechend hebt der Bearbeiter des Wägnerschen Werkes in seinem Vorwort hervor, daß er „die von den Römern selbst geglaubte Überlieferung über ihre ältere Geschichte als ein wertvolles Erzeugnis ihres Geistes schonend behandelt“ habe, „doch so, daß überall auch die moderne historische Kritik, soweit sie sich als berechtigt erwiesen hat, zu Wort gekommen ist“. Daher folgt in Schmidt-Wägners Buche der Erzählung der Sagen immer die Darlegung des heutigen Standes der Wissenschaft, die, ohne in den trockenen Ton der gelehrten Abhandlung zu verfallen, die Ergebnisse der neuen Forschungen wiedergibt. So sind z. B. die jüngsten Ausgrabungen am Forum (*lapis niger*, Heiligtum der Iuturna usw.) besprochen und durch Abbildungen erläutert.

Schmidt hat den Text des Wägnerschen Buches durch eine Reihe neuer Abschnitte vermehrt, bezw. einzelne Kapitel vollständig umgearbeitet, so über das Villenwesen der Römer (S. 552 ff.), über Pompeji (S. 664 ff.), über römische Kultur auf deutschem Boden (S. 732 ff.). Den Stoff zu seinen Zusätzen und Umarbeitungen boten ihm — von seiner eigenen rühmlich bekannten Forschertätigkeit natürlich abgesehen — die Erscheinungen der neueren wissenschaftlichen Literatur, von denen er die bedeutsamsten im Vorwort anführt, und Studienreisen nach Italien, in die Rhein-, Donau- und Moselgebiete. Die letzteren kamen in erster Linie der Darstellung der Kaiserzeit zugute, die in der neuen Fassung weit mehr zu ihrem Rechte kommt als in den früheren Auflagen von Wägners „Rom". Auch in Roths römischer Geschichte ist der Kaiserzeit der ihr gebührende Raum (fast ein Drittel des Buches) zugestanden und die bei aller äußerlichen Anspruchslosigkeit sorgsame Ausarbeitung, die oft bestechende Charakteristik politischer und literarischer Individualitäten verdient volles Lob.

Eine sehr reichliche Illustration begleitet den Schmidt-Wägnerschen Text; man merkt es ihr an, daß es dem Verfasser und Verleger nicht allein um Bilderschmuck zu tun war, sondern daß eine wohlüberlegte Auswahl aus der reichen Fülle getroffen wurde. Zum größten Teil beruhen die Illustrationen auf photographischen Aufnahmen; italienische Landschaften und römische Baudenkmäler, Büsten, Wandgemälde, Reliefs, Rekonstruktionen, Münzen wechseln miteinander ab. Die Gleichsetzung antiker Büsten mit Porträts bestimmter historischer Persönlichkeiten ist allerdings zuweilen mehr als problematisch (z. B. Cato Uticensis, Fig. 158. Agrippina d. Ä. 207. Caligula 211. Poppaea 217. Diocletian 306). Auch die besser gemeinten als gelungenen „historischen" Gemälde Maccaris im Senatorenpalast könnten meiner Empfindung nach ohne Nachteil wegbleiben. Dem billigeren Preise entsprechend repräsentiert sich das andere vorliegende Buch in schlichterer Ausstattung, aber durchaus angemessen und solid; die dem Werk beigegebenen Tafeln geben nach photographischen Aufnahmen der Originale Porträt-Büsten und Statuen, Reliefs und Wandgemälde, ferner Rekonstruktionen und Münzen wieder und sind von Sieveking in kurzen Worten erläutert.

Alles in allem können die beiden Bücher, die hauptsächlich im Deutschen Reich verbreitet sind, auch der österreichischen Jugend aufs beste empfohlen werden; denn noch mehr als den Reichsdeutschen tut uns Österreichern not, daß wir unseren Jungen, — wie es in dem Vorwort zu Karl Ludwig Roths römischer Geschichte heißt — „in den alten Römern ein neues Ideal" vor Augen stellen: „den unerbittlichen römischen Willen zur Macht".

Wien. Edmund Groag.

Sturmhoefel Konrad, Kurfürstin Anna von Sachsen. Ein politisches und sittengeschichtliches Lebensbild aus dem XVI. Jahrhundert. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R. (Das Verlagsjahr fehlt). 299 SS. 8°.

Man kann an diesem trefflichen Buche abermals ersehen, daß nur der im guten Sinne populär schreiben könne, der ein Tatsachengebiet völlig beherrscht und allseitig durchforscht hat. Wenn sich damit, wie im vorliegenden Falle, eine frische und lebendige Erfassung des Gegenstandes, die Fähigkeit, ihn uns nahe zu rücken, eine klare und anschauliche Schilderung und ein großes Geschick der Anordnung verbinden, so wird eine tüchtige Leistung zustande kommen. Bei aller Würdigung des Kleinlebens in der Geschichte vermeidet es der Verf. doch glücklich, den Stoff in Anekdoten aufzulösen, bei aller behaglichen Zurichtung des Gegenstandes hält er sich doch von jener banalen Auffassungsform ferne, durch welche das Volk sich gewöhnlich große Ereignisse verständlich macht.

Es ließe sich allerdings darüber rechten, ob der Titel im Hinblick auf den Inhalt des Buches nicht richtiger „Vater August und Mutter Anna" lauten sollte. Ja, man könnte sogar darüber Bedenken erheben, ob die Persönlichkeit der Kurfürstin Anna eine genug bedeutende gewesen sei, um ihr eine so eingehende Lebensbeschreibung zu widmen. Ihre Vorzüge waren nämlich mehr interner, häuslicher Natur, als sie sich durch hervorragende Herrschertugenden auszeichnete. Ihr Einfluß auf die Regierungstätigkeit des Gemals war durchaus kein tiefgreifender, und wenn man von ihrer selbstlosen, hingebungsvollen Liebe zu ihrem Gatten absieht, so weist ihr Charakter mehr harte, abstoßende und fremdartige Züge auf, als zarte Weiblichkeit oder gewinnenden Seelenadel. Der Wert des Buches scheint uns hauptsächlich in der trefflichen, überaus fesselnden Darstellung des kulturgeschichtlichen Milieus zu beruhen, das so viele interessante Details enthält und die förmlich des Kulturhistorikers harren, der die farbigen Mosaikstifte zu einem Gesamtbilde vereinigen wird. Nur manchmal sind die allgemeinen politischen Verhältnisse und besonders die religiösen Weiterungen mit so peinlicher Ausführlichkeit behandelt, daß sie durch ihre Breite auch einen delischen Schwimmer ermüden könnten.

Es sei nur noch auf einige besonders beachtenswerte Teile des Werkes hingewiesen. Daß an dem im Mai 1551 durch Augusts Vermittlung zwischen seinem Schwiegervater Christian von Dänemark und Moritz von Sachsen zustande gekommenen Bündnisse auch der Einfluß Annas Anteil gehabt habe, könnte noch immer [illegible] erscheinen. Auch daß der „geistliche Vorbehalt mit [illegible] endgiltige Entscheidung umgehenden Kniflichkeit viel [illegible] weiblicher Eingebung (Annas) als nach männlicher [illegible]

heit“ aussehe, dünkt uns sehr zweifelhaft. Dagegen ist es sicher, daß die Kurfürstin auf die schonungslose Behandlung Johann Friedrichs durch den Kaiser (er hielt ihn in 28jähriger Haft) stark eingewirkt hatte. Johann Friedrich hatte sie allerdings sehr gereizt, indem er sie in blindem Hasse beschuldigte, sie habe seine erste Gemalin durch Gift aus dem Wege geräumt. Ebenso wohlbegründet wird es sein, wenn in den Briefen der von August so schnöde mißhandelten Theologen Peucer, Cracow und Stössel wiederholt von Weiberhof und Weiberregiment die Rede ist, denn dieselbe Anna, die bei Kaiser Rudolf II. um Schonung für Andersgläubige einschritt, behandelte solche im eigenen Lande mit erbarmungslosem Fanatismus. Besonders gegen Cracow hegte sie eine unerbittliche Feindschaft. Recht naiv erscheint es, wenn sie dem Erzbischof von Salzburg eine „illuminierte“ Lutherische Bibel schickt und an ihm Bekehrungsversuche zur Reformation macht. Besonders anwidernd aber erscheint uns der Charakter des Kurfürsten August. Obzwar Anna in Liebe und Aufopferung für ihn aufgeht, obzwar sie seine Leibwäsche eigenhändig wäscht und sich sogar mit dem Studium des Katers und der Erfindung eines Hauptwassers gegen seine Trunksucht und deren Folgen befaßt, wird er zuweilen gegen sie handgreiflich und verlobt sich schon wenige Wochen nach ihrem Ableben mit einer anderen. Diesem Verhalten gegenüber tritt sogar sein Betragen fremden Personen gegenüber zurück, so wenn er einem Grafen Thun, der ihn feierlichst zu der Hochzeit seiner Tochter einlädt, seine Teilnahme mit großem Gefolge verspricht (was dem Grafen bedeutende Vorauslagen verursacht) und einem Vertrauten gleichzeitig mitteilt, es falle ihm gar nicht ein, bei dem Feste zu erscheinen; oder wenn er eine Bitte Georgs von Schönburg um Überlassung einigen Wildprets zur Hochzeit seines Sohnes dahin beantwortet, daß er ihm einen krepierten eingepökelten Esel anbietet.

Besonders lehrreich sind, wie schon angedeutet, die Sittenschilderungen jener Zeit. Da fallen vor allem die (S. 38) beschriebenen Hochzeitsbräuche, die unseren Begriffen von Schamhaftigkeit Hohn sprechen, auf. Aber auch die Völlerei an den damaligen Fürstenhöfen überschreitet alle unsere Begriffe. Es sei hier nur erwähnt, daß eine Gräfin von Mannsfeld an die Kurfürstin Anna berichtet, daß ihr Sohn angeblich in acht Tagen 50 Eimer Wein ausgetrunken habe; das sei, meint sie allerdings, böse Verleumdung, denn er habe täglich nur 30 Liter konsumiert! Ein Herzog Albrecht von Holstein verbraucht v o r d e r M a h l z e i t auf seinem Zimmer 9 Liter! Selbst eine Äbtissin von Quedlinburg, eine alte, gebrechliche Dame, trinkt täglich 7 Liter! Daß sich die Künstler in diesen Leistungen besonders hervortun, wird weniger auffallen.

Sehr anziehend ist auch, was über Annas Vorliebe für Ehestiftungen und Kurpfuscherei und über Augusts Beschäftigung mit

astrologischen Spielereien, Physiognomik, dem „Punktieren" und anderem Aberglauben mitgeteilt ist. Dagegen diente August der Erweiterung der anatomischen Kenntnisse, wenn er 1557 anordnete, sein nur wenige Monate altgewordenes Söhnchen Joachim zu sezieren.

Wien. Josef Frank.

Willy Scheel, Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der Geschichte für Schule und Haus. B. G. Teubner 1906. 174 SS.

Als Seitenstück zu dem vor Jahresfrist erschienenen Lampeschen Buche stellt der Verf. Bruchstücke aus den Werken von 15 Geschichtsschreibern zusammen, „um dem reiferen Schüler eine Anleitung" zu geben, „historische Werke mit Verständnis zu lesen und zu beurteilen". Mommsens Römischer Geschichte wurde der Abschnitt über die Kelten und Germanen vor Cäsar entnommen. Heinrich Brunner dient als Gewährsmann für Kriegswesen und Gefolgschaft. Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit entstammt die Biographie Karls des Großen. Neben Wilhelm v. Giesebrecht, der über die Gründung des deutschen Reiches durch Heinrich I. berichtet, gelangen zu Worte: Bernhard v. Kugler (der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I.), Georg v. Below (die Stadtverwaltung in ihrer Beziehung zu Handel und Gewerbe), Dietrich Schäfer (die Hanse), Karl Lamprecht (Entwicklung der ritterlichen Gesellschaft), Heinrich v. Treitschke (Luther und die deutsche Nation), Leopold v. Ranke (Epoche der Reformation und der Religionskriege), Friedrich Schiller (die Schlacht bei Lützen), Joh. Gust. Droysen (Fehrbellin), Rudolf Friederich (Blücher und Gneisenau), Helmut Graf v. Moltke (Schlacht bei Vionville-Mars la Tour) und Erich Marcks (Kaiser Wilhelm I.). Wie aus den aufgezählten Aufsätzen erhellt, ist der Begriff Deutsche Geschichte ziemlich enge gefaßt. Diese Tatsache wird man sich vor Augen halten müssen, wenn man das Buch auch im Unterrichte unserer Schulen wird verwenden wollen.

Dr. A. Grund, Landeskunde von Österreich-Ungarn. Mit 10 Textillustrationen und einer Karte. Sammlung Göschen 1905.

Das Büchlein steht nicht bloß durchaus auf dem Boden der neuesten Forschungen, es ist auch ein Muster für die Gliederung und Verwebung des erdkundlichen Stoffes, dem der Unterricht mit Rücksicht auf die zu Gebote stehende Zeit nur bis zu einem gewissen Grade sich zu nähern vermag. Immerhin hat sich der Verf. durch sein treffliches Werk die Lehrer der Vaterlandskunde zu großem Danke verpflichtet.

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Aufl. Lieferung 10. Glogau. K. Flemming.

Von den drei in der vorliegenden Lieferung enthaltenen Blättern zeigen zwei, die Karte des Deutschen Reiches und die Übersicht von Südamerika, physikalische Färbung. Während die erstgenannte mehrmals wenig durchsichtig ist und auch durch den gelblichgrünen Ton des Tieflandes etwas von dem bisher angewendeten Kolorit abweicht, gewährt die Karte von Südamerika einen guten Einblick in die mannigfachen Bodenformen dieses Erdteiles. Der Übergang vom Orange zum Rot des Hochgebirges ist jedoch ein zu unvermittelter, als daß ein ruhiges Bild zustande käme. Das dritte Blatt bildet die westliche Fortsetzung der bereits besprochenen schönen Karte von Italien. Es enthält Sardinien und einen Teil der Nordküste Afrikas im Maßstabe 1 : 1,500.000. Von den in Aussicht genommenen 84 Karten sind nunmehr 27 erschienen.

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der mathematischen Geographie. Von Dr. Norbert Herz, Professor an der Franz Joseph-Realschule und Privatdozent an der Universität Wien. Mit 4 Tafeln und 90 Abbildungen im Text. Wien u. Leipzig, Verlag von Karl Fromme 1906. Preis Mk. 12.

In dem vorliegenden Buche wird zunächst der astronomische Teil der mathematischen Geographie, dann die Physik der Erde mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Geographen behandelt. In der ersten Abteilung (Die Erde als Weltkörper) werden die scheinbaren und wahren Bewegungen der Gestirne, dann das Weltsystem und die Zeitrechnung sowie der Kalender betrachtet. Im zweiten Abschnitte (Physik der Erde) erörtert der Verf. die Erscheinungen der Geophysik, ferner die wichtigsten Ergebnisse der Ozeanographie und der Meteorologie sowie die Grundlagen der Klimatologie, wobei auf die wesentlichen Forschungsergebnisse auf dem Gebiete des Erdmagnetismus aufmerksam gemacht wird.

In der dritten Abteilung (die geographische Ortsbestimmung) werden die Instrumente der mathematischen Geographie und Astronomie, dann die Reduktionselemente, die Beobachtungen und deren Reduktion eingehend besprochen. Den Anhang des Buches bildet eine sehr klare und einfache Ableitung der Formeln der sphärischen Trigonometrie.

Die Elemente des höheren Kalküls wurden bei der Behandlung des Stoffes ausgeschlossen; nur in den ergänzenden Fußnoten mußten diesbezügliche Erweiterungen des Textes gegeben werden.

Die mehrfachen, dem Buche beigegebenen Beispiele werden dessen Gebrauch sicherlich fördern.

Beim Übergange von den scheinbaren auf die wahren Bewegungen der Gestirne ist der Verf. den historischen Weg der Erkenntnis gegangen.

Beachtenswert ist der über die Zeitrechnung und das Kalenderwesen handelnde Abschnitt, in dem in übersichtlicher Weise die Arbeiten auf diesem Gebiete seit den ältesten Zeiten zusammengestellt werden.

Nicht minder beachtenswert sind die Ausführungen in dem von der geographischen Ortsbestimmung handelnden Abschnitte, die vielfache Anregung und Belehrung bieten werden. Selbstverständlich mußte der Verf., um den bedeutenden Stoff in einem halbwegs nicht zu umfangreichen Buche aufzunehmen, sich der möglichsten Kürze bedienen, wobei aber anerkennend hervorgehoben werden muß, daß durch die gebotene Kürze die Klarheit in der Darstellung keinen Schaden erlitt. Die Fußnoten enthalten vielfach Angaben von Quellen, auf die der Studierende, der weiter gehen will, als das Buch bietet, eingehen kann. An vielfachen originellen Erörterungen fehlt es in dem Buche nicht, hat sich ja der Verf. auf dem Felde der Astronomie und Geodäsie als eifriger Forscher betätigt.

Die dem Texte beigegebenen Figuren, die meist schematischer Natur sind, können als recht instruktiv ausgeführt bezeichnet werden.

So begrüßen wir das Erscheinen des vorliegenden Lehrbuches der mathematischen Geographie aufs beste; es reiht sich jenen Büchern ebenbürtig an, die der Verf. schon früher über Geodäsie und Landkartenprojektionen verfaßt hat.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Kurt Geißler, Die Kegelschnitte und ihr Zusammenhang durch die Kontinuität der Weitenbehaftungen mit einer Einführung in die Lehre von den Weitenbehaftungen. Für Selbstudium und Unterricht. Mit 50 Figuren auf 19 Tafeln. VIII und 201 SS. Jena, H. W. Schmidt (Gustav Tauscher) 1905.

Der Verf. des vorliegenden Werkes findet die bisherigen Ergebnisse der nach verschiedenen Methoden durchgeführten Untersuchungen über die Kegelschnittslinien nicht vollkommen befriedigend, hauptsächlich deshalb, weil sie seines Erachtens den innigen Zusammenhang dieser Kurven nicht mit genügender Deutlichkeit hervortreten lassen. Diesem Mangel sucht er durch seine neue Auffassung des Unendlichen und durch die Berücksichtigung der sogenannten Kontinuität der Weitenbehaftungen abzuhelfen, welcher Theorie er zugleich die vorzügliche Eignung vindiziert, „einer voraussichtlich recht großen Zahl ähnlicher Arbeiten“ als Grundlage oder wenigstens als Wegweiser dienen zu können.

Nach einer ziemlich langen „Einleitung“ erkenntnistheoretischen Inhalts, in welcher mehrere metaphysische und metamathematische Anschauungen zwar sehr breitspurig, aber nicht immer klar und auch nicht immer richtig erörtert werden, gelangt zunächst die Abhängigkeit des Charakters der Kegelschnittslinien von dem Winkel, den die Schnittebene mit der Kegelachse bildet, zu ausführlicher Darstellung. Es wird ferner die vollkommene Übereinstimmung dieser Linien mit den Leitkreiskurven dargetan, welch letztere als geometrische Orte aller Punkte definiert werden können, deren Entfernungen von einem fixen Punkte und einem gegebenen Kreise, bezw. einer gegebenen Geraden sich in einem bestimmten Verhältnisse befinden. — Aus der Lehre über die perspektivischen und projektivischen Strahlenbüschel werden u. a. alle jene Sätze angeführt, die bei der Theorie der Kegelschnitte vielfache Verwendung finden, namentlich betreffs der Entstehung dieser Linien durch die Schnitte je zweier entsprechender Strahlen von zwei projektivischen Strahlenbüscheln, und es wird auch die sich hierbei darbietende Frage nach der Existenz von Asymptoten klar und erschöpfend beantwortet. Originell und sehr interessant ist der Nachweis, daß sich sämtliche Kegelschnittsformen aus zwei kongruenten „kugeligen Ellipsen“, dem „allgemeinen kugeligen Kegelschnitt“, d. i. genau gesprochen, aus zwei auf einer Kugeloberfläche (vom Radius ∞^2) unter Verwendung von vier Leitkreisen und vier Brennpunkten sich ergebenden Kurven leicht ableiten lassen, welche die Eigenschaften der Ellipse wie der Hyperbel besitzen. — In der analytischen Geometrie werden bei ausschließlicher Benützung von Cartesischen Koordinaten jene elementaren Lehrsätze in ziemlich breiter Weise auseinandergesetzt, welche mit der Kegelschnittstheorie in unmittelbarem Zusammenhange stehen; dabei werden dem Leser zur Erleichterung seines Studiums „Gedächtnisregeln“ in oft allzu kühnen Versen dargeboten, die in einem mathematischen Lehrbuche wohl etwas fremdartig klingen und die sich überdies als rein mechanische, nicht ingeniöse Gedächtnishilfen erweisen, welch letztere in mathematischen Werken allein zulässig erscheinen.

Ref. vermißt in diesem Werke, das sich ja die Darstellung des innigen Zusammenhanges der Kegelschnittslinien zur Hauptaufgabe machte, die analytische Zusammenfassung derselben in eine einzige Gleichung, welche nämlich den geometrischen Ort von Punkten präzisiert, deren Distanzen von einem gegebenen Punkte und einer gegebenen Geraden in einem konstanten Verhältnisse zu einander stehen; durch Diskussion dieser Gleichung lassen sich bekanntlich die einzelnen Spezialfälle (Hyperbel, Parabel, Ellipse) am leichtesten und bündigsten gewinnen. Es fehlt auch der notwendige Hinweis auf die Tatsache, daß jede Gleichung zweiten Grades in Parallelkoordinaten, welche überhaupt eine geometrische Bedeutung besitzt, eine Kegelschnittslinie darstellt, bezw. die durch

deren Degeneration entstehenden geometrischen Gebilde, und daß außer den Kegelschnittslinien keine krummen Linien zweiten Grades existieren. Sämtlichen Kapiteln des Buches wurden zahlreiche, im ganzen recht sorgfältig ausgewählte Beispiele und Aufgaben beigefügt und die schwierigeren derselben mit kurzen, zweckmäßigen Anleitungen zu deren Lösung versehen. Fünfzig mit großem Fleiße entworfene Figuren dienen zur Erläuterung des gesamten Lehrmaterials.

Nicht zu billigen hingegen ist die ganz überflüssige, ja fast gewaltsame Verquickung der im allgemeinen ziemlich klar vorgetragenen „Euklidischen“ Lehren mit einigen mystischen und zum Teil unrichtigen „philosophischen“ Erwägungen, deren Inbegriff der Verf. mit dem wenig ansprechenden Terminus „die Lehre von den Weitenbehaftungen“ bezeichnet. Insofern diese angeblich neue geometrische Lehre einen logisch zulässigen und mathematisch richtigen und brauchbaren Inhalt besitzt, ist sie mit der Theorie der infinitesimalen Größen verschiedener Ordnungen, die der Verf. untersinnlich vorstellbare Größen nennt, identisch. Der Rest dieser „neuen Theorie“ ist ein buntes Gemenge von bekannten pangeometrischen und sensualistischen Behauptungen, die mit den gewöhnlichen Kegelschnittslinien unseres gewöhnlichen „homaloiden“ Raumes nichts gemein haben. Der Verf. wandelt mit großer Zuversicht die widerspruchsvollen Pfade Buckles, indem er den mathematischen Punkt nicht als ausdehnungslos anerkennt und der Linie als Begrenzung einer Fläche sogar drei Dimensionen beilegt, von welchen zwei als „grenzenlos klein von niederer Behaftung“ zu betrachten seien. Die Begrenzung eines „endlichen Körperelementes“ werde bewirkt durch die Vorstellung von unendlich kleinen oder „untersinnlich vorstellbaren“ Größen der betreffenden Dimension; absolut parallele Ebenen gebe es nicht, auch absolute Gerade könne es nicht geben, sondern nur Gerade und Ebenen ersten, zweiten, dritten Grades usf., je nach ihrer Weitenbehaftung, es gebe demgemäß keine absoluten Parallelen in der Ebene, „für das Unendlichgroße können zwei endliche Parallelen auch gekrümmt sein“ u. dgl. m.

Den Sinn dieser letzteren verworrenen Ausdrucksweise wird der Mathematiker wohl leicht zu eruieren vermögen; was fängt aber der Schüler damit an, für den doch das Buch vornehmlich bestimmt ist! Aber auch viele jener Lehren, die sich mit den vollkommen klaren Gesetzen der euklidischen Geometrie im Einklange befinden und sich mit wenigen Worten streng wissenschaftlich erledigen lassen, erscheinen in einer sprachlich vielfach mangelhaften und trotz des hiebei aufgewandten Wortreichtums der nötigen Deutlichkeit und Präzision entbehrenden Darstellung.

Der Verf. hat also gewiß sehr klug gehandelt, indem er diesen zahlreiche Ungereimtheiten von mancherlei Art enthaltenden metaphysischen Ballast, nämlich seine „neue Auffassung mittelst

des Unendlichen" als solche durch „kleinere Schrift" kennzeichnete und es so dem Leser ermöglichte, die durch „größere Schriftart angedeuteten Resultate der verschiedenen Auffassungen", von allen Weitenbehaftungen unbeirrt, verfolgen und die vielen wissenschaftlichen Anregungen und schätzenswerten Winke zur Lösung theoretisch und praktisch wichtiger Aufgaben nach Gebühr verwerten zu können.

Wien. Dr. K. Zahradníček.

Leitfaden und Aufgabensammlung zur höheren Mathematik. Für technische Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Robert Geigenmüller, Oberlehrer am Technikum Mittweida. I. Bd.: Analytische Geometrie der Ebene und algebraische Analysis. 6. Aufl. VII u. 306 SS. II. Bd.: Differential- und Integralrechnung. 5. Aufl. XV. u. 334 SS. Mittweida, Verlag der polytechnischen Buchhandlung (R. Schulze).

Wenn man alles das, was im Lehrstoff der österreichischen und deutschen Mittelschulen, bisher wenigstens, nicht untergebracht werden kann, als höhere Mathematik bezeichnet, dann darf der Titel des Buches wohl gerechtfertigt erscheinen. Sonst aber ist das Werk ziemlich elementar gehalten, was sich aus der Bestimmung, der es dienen soll, unschwer erklärt. Nach des Verfassers Angabe ist das Buch aus seiner Lehrpraxis am Polytechnikum Mittweida hervorgewachsen und behandelt daher vornehmlich jene Partien aus den Elementen der höheren Mathematik, welche für den angehenden Techniker unentbehrlich sind. Demgemäß zerfällt das Werk in zwei nahezu gleich umfangreiche Teile: den einführenden Teil, der im ersten Bande enthalten ist, und die Infinitesimalrechnung im zweiten Bande. — Der erste Band selbst gliedert sich in zwei Abschnitte: Die analytische Geometrie der Ebene, welche in acht Kapiteln die folgenden Gegenstände behandelt: Punkt, Gerade, Kegelschnitte, einige Linien höherer Ordnung und transzendente Kurven; ferner Polarkoordinaten und Polarkurven, Spiralen und Rollinien. — Der zweite Teil des ersten Bandes: „Die algebraische Analysis" behandelt in sechs Kapiteln die Lehre von den Funktionen im reellen Zahlengebiete, Grenzwerte, Stetigkeit und Unstetigkeit der Funktionen; außerdem die näherungsweise Auflösung numerischer Gleichungen; schließlich das Wichtigste aus der Theorie der unendlichen Reihen und die Umformung algebraisch-rationaler Funktionen, speziell die Faktorenzerlegung ganzer Funktionen und Zerlegung rational gebrochener Funktionen in Partialbrüche.

Die Darstellung ist durchwegs klar und leichtfaßlich und zeugt von hohem pädagogischen Geschick des Verf., der es in ausgezeichneter Weise versteht, Schwierigkeiten tunlichst zu vermeiden. Die Ableitung der Theoreme ist nicht immer die strengste,

aber stets die kürzeste und für den Studierenden bequemste. Auch dieser Umstand erscheint durch den Zweck des Werkes vollauf gerechtfertigt. Nichtsdestoweniger sind die der Analysis angehörigen Untersuchungen und Herleitungen auf einem durchaus unanfechtbaren Fundament aufgebaut, indem sich der Verf. dabei auf Grenzbetrachtungen stützt.

Auch bei der Gruppierung und Begrenzung des Stoffes sind pädagogische Gründe über die Gründe der Systematik u. dgl. gestellt worden. Dem Verf. kommt es eben sichtlich darauf an, dem angehenden Techniker, der die Mathematik nicht um ihrer selbst willen studiert, sondern sie nur als unentbehrliches Hilfsmittel zum Studium der Mechanik und der Naturwissenschaften ansieht, die Erlangung der notwendigsten Lehren aus der höheren Mathematik so einfach zu gestalten, als es der Gegenstand nur irgend zuläßt.

Der Zug ins Praktische, den das Werk anstrebt und den es auch unverkennbar an sich trägt, wird u. a. durch einen umfangreichen Übungsstoff von mehr als 1000 Aufgaben gekennzeichnet. Dem Drange nach Vereinfachung entspricht es dagegen, daß der Verf. rein theoretischen Auseinandersetzungen, die nicht auch zu einer praktischen Anwendung führen, aus dem Wege geht und daß er abstrakte Begriffe durch passende Vergleiche erläutert. — Geometrische Sätze sind in anschaulicher Weise dargestellt und den bezüglichen Entwicklungen sehr sorgfältig ausgeführte Abbildungen beigegeben. Auch sonst ist die äußere Ausstattung des Werkes in jeder Hinsicht musterhaft.

Das Buch war früher unter dem Titel: „Elemente der höheren Mathematik“ erschienen und der Verf. glaubt, die Abänderung des Titels in „Leitfaden und Aufgabensammlung der höheren Mathematik“ mit der Vermehrung der Aufgaben und Verminderung des theoretischen Teils begründen zu müssen. Wenn nun auch nach der Ansicht des Ref. der ursprüngliche Titel noch immer der zutreffendere ist, so kann diese Äußerlichkeit doch dem inneren Werte des Buches keinen Eintrag tun. Daß das Werk aber tatsächlich geeignet ist, für den studierenden und ausübenden Techniker als ausgezeichneter Behelf zu dienen, darüber kann für denjenigen, der es nur einigermaßen kennt, kein Zweifel bestehen.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

Experimentelle Untersuchung von Gasen. Von Prof. Dr. Morris W. Travers, Professor am University College in Bristol, Mitglied der Royal Society und des University College in London. Mit einem Vorworte von Sir Will. Ramsay. Deutsch von Tadeusz Estreicher, Privatdozent an der k. k. Jagellonischen Universität in Krakau. Nach

der englischen Auflage vom Verfasser unter Mitwirkung des Übersetzers neu bearbeitet und erweitert. Mit 1 Tafel und 144 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1905.

Prof. Travers ist viele Jahre hindurch Mitarbeiter von Sir William Ramsay gewesen und diesen beiden Forschern ist die Entdeckung der drei Gase Neon, Krypton und Xenon zu danken.

In dem Buche werden die beim Studium der Gase angewendeten experimentellen Methoden beschrieben, auch wird auf die wichtigsten Untersuchungen hingewiesen, die im Hinblicke auf die Feststellung der Eigenschaften von Gasen ausgeführt wurden. Mit Rücksicht auf die bedeutende Ausdehnung der Studien über die Gase mußte sich der Verf. auf die Darstellung jener Methoden beschränken, die bei den Forschungen angewendet werden können, sowie auf die Beschreibung solcher Untersuchungen, die entweder neue Prinzipien involvieren oder aber zu Ergebnissen von Bedeutung führen. Seit dem Erscheinen der „gasometrischen Methoden“ von Bunsen ist das vorliegende Buch jedenfalls das bedeutendste auf dem Gebiete der Studien über Gase.

Nach einer kurzen Skizzierung der fundamentalen Gasgesetze werden die älteren und derzeit gebräuchlichen Quecksilberluftpumpen beschrieben, die Handhabung der Gase (Gebrauch von Metall- und Glasröhren, Hähnen, Vorrichtungen zum Sammeln und Aufbewahren der Gase) dargestellt, die Gewinnung von reinen Gasen ziemlich eingehend erörtert. Dem folgen noch weitere Erläuterungen über das Ablesen von Instrumenten, das Messen der Gasvolumina und über Gasanalyse. Von hohem Interesse ist der Abschnitt, der von den Gasen der Heliumgruppe handelt.

Die Bestimmung der Dichte der Gase, der Zusammenhang zwischen Temperatur, Druck und Volumen der Gase über beschränkte Druckgebiete, dann über weite Druck- und Temperaturgebiete wird im folgenden gelehrt. Im Abschnitte über die Verflüssigung von Gasen wird u. a. auf die Anwendung des Prinzipes der freien Expansion von Hampson und Linde eingegangen und die Darstellung der flüssigen Luft mittelst des Verflüssigers von Hampson gelehrt. Die Verflüssigung von Wasserstoff mittelst der Apparate von Travers und Olszewski wird eingehend beschrieben, ebenso auf die technische Verwertung tiefer Temperaturen und auf die Handhabung der verflüssigten Gase aufmerksam gemacht.

Weitere Ausführungen beziehen sich auf den Dampfdruck und die kritischen Größen der Gase, auf die Löslichkeit von Gasen in Flüssigkeiten, die spezifische und Verdampfungswärme derselben, deren Effusion, Transpiration und Diffusion und auf das optische Verhalten der Gase (bezüglich ihres Brechungsvermögens und ihrer spektralanalytischen Eigenschaften). In einem Anhange wird über die Herstellung und Erhaltung konstanter Temperaturen gesprochen.

Das Buch kann vermöge seines sehr reichen Inhaltes, der originellen und klaren Darstellung des Vorgeführten als ein wichtiges und vorzügliches Hand- und Nachschlagebuch angesehen werden, das sowohl in rein wissenschaftlichen als auch in technischen Laboratorien ausgedehnte Verwendung finden soll.

Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 12. Die Fortschritte der kinetischen Gastheorie. Von Dr. G. Jäger, Professor der Physik an der technischen Hochschule in Wien. Mit 8 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1906. Preis Mk. 3·50.

Der Verf. war bestrebt, die Ergebnisse der kinetischen Gastheorie so darzustellen, daß er dadurch die Leser seines Buches zur Weiterforschung anregt und anleitet. Als Einleitung hat der Verf. in ganz zweckentsprechender Weise eine kurze Darstellung der älteren Resultate der kinetischen Gastheorie gegeben, um auf dieser die neueren und neuesten Forschungen theoretischer Natur auf diesem Wissensfelde aufbauen zu können.

Der Darstellung wurde jene Theorie zugrunde gelegt, nach welcher die Gasmoleküle als vollkommen elastische Kugeln angenommen werden, welche Anziehungskräfte aufeinander ausüben, Annahmen, die nach der Ansicht des Verf. für die Physik nicht idealer Gase und Flüssigkeiten am ehesten einen Fortschritt versprechen.

In der Einleitung wird zunächst das Boyle-Charlessche Gesetz, dann die Gesetze von Avogadro, Gay-Lussac und Dalton abgeleitet und aus diesen theoretischen Folgerungen der Zahlenwert der Geschwindigkeiten der Moleküle erschlossen. In sehr einfacher Weise wird dann das Verteilungsgesetz der Geschwindigkeit, das von Maxwell aufgestellt wurde, deduziert. Daran anschließend wird die mittlere Weglänge und die Stoßzahl der Moleküle berechnet, u. zw. unter der Annahme, daß sämtliche Moleküle dieselbe Geschwindigkeit besitzen und unter jener, daß das Maxwellsche Verteilungsgesetz gelte. Weitere Erörterungen in der Einleitung beziehen sich auf die spezifische Wärme von Gasen, die innere Reibung, die Wärmeleitung und Diffusion derselben. Wie aus der mittleren Weglänge die Größe der Moleküle (nach Loschmid) erschlossen werden kann, wird im folgenden gezeigt. Schließlich werden die Abweichungen angegeben, welche die wirklichen Gase vom Boyle-Charlesschen Gesetze zeigen.

Aus dem Virial der Kräfte, welche auf das System der Massenpunkte wirken, einer Funktion, welche die Eigenschaft hat, daß dasselbe vermehrt um die doppelte kinetische Energie des Systems gleich Null ist, wird in einfacher Weise die Gleichung abgeleitet, durch welche das Gesetz von Boyle-Charles dargestellt

ist. In den folgenden Entwicklungen wird das von Boltzmann angegebene H.-Theorem deduziert, aus dem erhellt, daß die Eigenschaft der Entropie, einem Maximum beständig zuzustreben, als ein Streben des Gases erscheint, von einem weniger wahrscheinlichen zu einem wahrscheinlichen Verteilungszustande zu gelangen.

Sehr elegant ist die nun folgende Ableitung des Maxwell-Boltzmannschen Gesetzes der Verteilung der Geschwindigkeiten der Gasmoleküle bei Berücksichtigung des Einflusses äußerer Kräfte. Diese Ableitung, bei der die hydrostatischen Grundgleichungen gebraucht werden, hat der Verf. des vorliegenden Buches gegeben. Daß das Maxwell-Boltzmannsche Gesetz für beliebig kleine Kraftfelder giltig bleibt, wird im folgenden dargetan. Unter Zugrundelegung der Virialgleichung betrachtet der Verf. die Zustandsgleichung schwach komprimierter Gase, wobei er den Entwicklungen von Reinganum folgt und schließlich aus der von diesem Forscher aufgestellten Gleichung zur Gleichung von van der Waals gelangt.

Weiters wird gezeigt, wie die Anziehungskräfte der Moleküle bei Berechnung der mittleren Weglänge in Betracht zu ziehen sind; daraus ergibt sich eine Formel, welche die Abhängigkeit der inneren Reibung der Gase von der Temperatur angibt, eine Formel, die auch experimentell verifiziert wurde.

Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen bespricht der Verf. noch den Temperatursprung bei der Wärmeleitung, also jene Erscheinnng, daß — wenn Wärme vom Gas an einen festen Körper oder umgekehrt abgegeben wird — an der Oberfläche des festen Körpers eine tiefere, bezw. höhere Temperatur herrschen müsse, als in der unmittelbar daran stoßenden Grenzschichte des Gases.

Die Theorie der idealen Flüssigkeit, wie sie von Jäger vor drei Jahren aufgestellt wurde, wird mit Berücksichtigung des inneren Druckes einer solchen Flüssigkeit und der inneren Reibung derselben in den Schlußabschnitten des Buches dargestellt. Von großem Interesse ist die aus dieser Betrachtung gezogene Folgerung bezüglich des Durchmessers der Flüssigkeitsmoleküle. So wird die Größe des Durchmessers der Quecksilbermoleküle zu $0{\cdot}3.10^{-6}$ *mm* bestimmt.

Wer sich über die Fortschritte auf dem Gebiete der kinetischen Gastheorie, namentlich in theoretischer Hinsicht, rasch orientieren will, wird mit Vorteil sich dieser sehr klar geschriebenen Schrift bedienen. Das Buch ist dem Meister der gastheoretischen Forschung Prof. Boltzmann gewidmet.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Grundzüge der Naturlehre für die unteren Klassen der Realschulen. Von Regierungsrat Dr. Ign. G. Wallentin, k. k. Landesschulinspektor. 4. geänderte Auflage. Wien 1905. Pichlers Witwe & Sohn. Preis geb. 2 K 20 h.

Die letzte (3.) Auflage dieses W.schen Buches folgte als unveränderte im Jahre 1901 der 2. veränderten aus dem Jahre 1900. Auch die Änderungen der neuen Auflage sind nicht wesentlich und mehr äußerlich, so daß dieselbe unbedenklich neben der alten gebraucht werden kann, zumal auch der Autor in dieser Absicht die Zahl der Paragraphen nicht geändert und nur die überflüssigen §-Zeichen durchaus weggelassen hat. Wetteifernd mit den übrigen beliebten Lehrbüchern gleicher Kategorie von Krist-Wagner, Mach-Habart, Höfler-Maiß, präsentiert sich die neue Auflage in eleganterer Ausstattung und ist nun denselben in bezug auf Papier, Druck und Ausführung der Holzschnitte nicht nur ebenbürtig, sondern teilweise sogar überlegen. Die Inhaltsangabe ist vom Anfange an das Ende des Buches verlegt und um ein, gewiß recht erwünschtes, alphabetisches Sachregister vermehrt worden.

Die Zahl der Holzschnitte ist von 210 auf 216 gestiegen. Neu aufgenommen sind die Figuren: 50 (Versuch über das Dichtemaximum des Wassers), 99 (Uhrzeigerregel), 150 (Chladnis Versuch mit unrichtiger Haltung des Violinbogens!), 172 (Bild im Hohlspiegel aus Hauptstrahl und achsenparallelem Strahl), 178 (Brechungsgesetz), 180 (totale Reflexion), 214 (farbloser[!] Farbenkreisel); ausgefallen ist das leicht entbehrliche Bild der Lichtenbergschen Staubfiguren.

Mehrere Holzschnitte erscheinen nun reiner ausgeführt oder vergrößert, andere sind verdeutlicht oder verbessert worden; so die Kompressionsluftpumpe, der Siedepunktsbestimmungsapparat, das Elektroskop, Elektrische Influenz, wo der veraltete Rießsche Apparat durch den Versuch mit dem Elektroskoppaar ersetzt ist, Wintersche Maschine, Reflexionsgesetz, Planspiegel, Brennpunkt der Sammellinse, Brechung des Lichtes im Auge. Allerdings könnte die Zahl der Figuren zum Vorteile des Buches noch etwas vermehrt werden, wie dies in den obgenannten anderen Büchern in richtiger Würdigung des großen Wertes der Anschauung für den Unterricht auf der Unterstufe geschehen ist (Krist hat 239, Höfler 290, Mach 349 Abbildungen). So wäre z. B. eine Veranschaulichung des Aneroidbarometers, der Feuerspritze, eines Photometers, der elektrischen Spitzenwirkung, eines Induktionsapparates, der Luftspiegelung und eine Spektraltafel gewiß recht willkommen.

An Inhalt und Form der Darstellung hat sich im Buche wenig geändert und sind dieselben bekanntlich derart, daß es mit den genannten gleichstrebenden Lehrbüchern recht wohl konkurrieren kann. Gleichwohl läßt sich nicht verhehlen, daß gerade diesmal gelegentlich der Durchführung der neuen Orthographie der richtige Zeitpunkt gewesen wäre, das Büchlein einer gründlichen

Revision auf Grund der Erfahrungen der letzten fünf Jahre zu unterziehen, da ja nach dem Schuljahre 1906/7 die vorausgehenden Auflagen wegen der alten Orthographie ohnedies ausgeschlossen werden müssen. In unserer schnellebigen Zeit ist ein Zeitraum von fünf Jahren für ein Lehrbuch, namentlich für ein naturwissenschaftliches, lang genug, um in sachlicher und methodischer Beziehung wieder einmal ernstlich Inventur zu machen, wenn es nicht dem Wahrworte verfallen soll: „Wer rastet, der rostet".

Was an Sachlichem neu aufgenommen wurde, ist nicht hoch anzuschlagen, zumal das Buch, so lange nicht Veraltetes Platz macht, gerade genug des Stoffes enthält, um ohne Hasten damit fertig zu werden, nach dem Grundsatze der Instruktionen: „Lieber weniger, aber das Wenige gründlich und methodisch".

Der neu eingeführte Begriff des magnetischen Feldes steht ganz vereinzelt und findet keine weitere Verwertung.

Das trotz der Mahnung der Instruktionen, die Brechungserscheinungen nur in qualitativer Weise zu behandeln, aufgenommene Snelliussche Brechungsgesetz mit dem Begriff des Brechungsexponenten ist zwar (nach dem Beispiele Machs und Habarts) konstruktiv erläutert, bleibt aber für den Schüler ganz steril. Wertvoller und dem Verständnisse leichter zugänglich ist die Aufnahme der Erscheinung der totalen Reflexion; doch ist dazu der Begriff des Brechungsexponenten nicht notwendig. Zwecklos ist es hingegen, die Luftspiegelung und die Fata morgana nur dem Namen nach einzuführen.

Vermißt wird in 62. die Anführung der Elektrizität als Wärmequelle, mit der heutzutage schon jedes Kind vertraut ist. Etwas stiefmütterlich ist ferner die Behandlung der mathematischen Geographie, die im neuen Lehrplane fast ausnahmslos dem Lehrer der Physik in der Unterrealschule zufällt und bei der bloß gelegentlichen Behandlung in der Wärmelehre, bei der Zentralbewegung und allenfalls in der Optik bei den Finsternissen etwas zu kurz kommt.

Der Preis des Buches ist trotz der musterhaften Ausstattung etwas niedriger als der der anderen Lehrbücher gleicher Stufe.

Im folgenden möchte Ref. im einzelnen auf einige sachliche und sprachliche Schwächen des Buches hinweisen, die eine verbessernde Abänderung zuließen.

1. „Naturkörper" ist für den Tertianer ebenso pleonastisch wie später „physischer Hebel", „physisches Pendel". In 2 wird „Kreide" als Beispiel eines amorphen Körpers angeführt, obwohl dieselbe der Schüler zumeist in regelmäßiger Gestalt zu sehen bekommt. In 8 wären die Aggregatzustände induktiv einzuführen. 5. „Ändert sich die Richtung der Bewegung fortwährend, so ist die Bewegung krummlinig. Zieht man in einem Punkte der krummlinigen Bahn die Tangente, so gibt uns dieselbe die Richtung der Bewegung an", ist ein Hysteron proteron. In 6 wird der Begriff der

Trägheit aus einem einzigen, dazu noch erkünstelten, Beispiele induziert, wo es doch so viele naheliegende, natürliche gibt. 8. „Stein“ und „Kugel“ sind nicht zu koordinieren. 10 und weiter durchwegs werden „Gewicht“ und „Schwere“ zum Schaden der Klarheit promiscue gebraucht. Wirkung der Kraft und Kraft sollten doch auseinander gehalten werden. Auch ist der Begriff des Schwerpunktes ohne eine beiläufige Vorstellung von „Resultierender“ nicht klar zu machen und mit dem geheimnisvollen „Bestreben“ des Schwerpunktes, immer die möglich tiefste Lage einzunehmen, wird gar nichts erklärt. — Die Behauptung, daß ein auf der Mantelfläche ruhender Kegel im indifferenten Gleichgewicht ist, enthält ebenso nur die halbe Wahrheit, wie, daß ein auf der Basis stehender im stabilen Gleichgewichte ist. In 13 wird der Begriff „Drehungsmoment“ vorausgesetzt, ohne daß vorher desselben Erwähnung geschehen ist. 14. „Befindet sich die Wage im Gleichgewichte, so nimmt der Wagebalken die horizontale Lage an“ (!). — Die Schnellwage hat nur ein „Meßgewicht“! 15. „Man stellt sich vor, daß die Massenteilchen in einem Stücke Eisen siebenmal so nahe zusammengedrängt sind als in einem eben so großen (!) Wasservolumen“. 16. Warum den Begriff der „Teilbarkeit“ an Extremen erläutern? — „Wir müssen annehmen, daß die Teilbarkeit nicht ins unendliche geht“, warum? 27. „Dieser Versuch lehrt, daß jeder Körper in einer Flüssigkeit so viel von seinem Gewichte verliert“ soll doch wohl lauten: „scheinbar verliert“. 30 wäre in oder an 26. zu reihen. 36. „Der gekrümmte Heber besteht aus einer gebogenen, an beiden Enden offenen Röhre, deren einer Arm länger (?) als der andere ist.“ 43. „Der Fundamentalabstand wird nach Celsius in 100 Teile geteilt“ statt ist 100 gleiche Teile! — „Der Weingeist dehnt sich für höhere Temperaturen nicht mehr regelmäßig aus“ und 45. „Die Flüssigkeiten dehnen sich im allgemeinen nicht der Temperaturänderung proportional aus“ heißt für den Schüler doch wohl nur: Sie dehnen sich nach einem anderen Gesetze aus als das Quecksilber! — Was soll aber dann heißen: „Die Ausdehnung des Quecksilbers (wenigstens bis 100°) erfolgt der Temperaturänderung proportional“? Für den Schüler, der kein Luftthermometer kennt, ist dies, wenn er denkt, doch die nackteste Tautologie: Erst die Temperaturänderung an der Ausdehnung des Quecksilbers messen und ablesen und hinterher behaupten, die Ausdehnung des Quecksilbers erfolge der Temperaturänderung proportional! 46. Was soll nach dem Vorausgehenden der denkende Schüler mit dem Satze anfangen: „Die Ausdehnung der Gase steht im gleichen Verhältnis mit der Erwärmung“? 49. Der Begriff der spezifischen Wärme wird nicht induziert. 54. Trotz der Versicherung, daß der Erstarrungspunkt mit dem Schmelzpunkte zusammenfalle, wird der Erstarrungspunkt des Schwefels mit 109° angegeben, der Schmelzpunkt mit 111°. 59. Der Ver-

auch beweist nicht, was er soll. 63. Nach der Definition des künstlichen Magneten wird durch einen Versuch erwiesen, daß ein künstlicher Magnet dieselbe Erscheinung zeigt wie ein natürlicher! In 68 wird der Doppelstrich gelehrt, ohne den einfachen Strich zu erwähnen. 69. „Je nachdem die Deklinationsnadel (!) vom astronomischen Meridian abweicht, spricht man von einer östlichen oder westlichen Deklination!“ 74. Wenn in 73. Potential, wie gewöhnlich, mit Elektrizitätsgrad übersetzt wird, so darf es nicht heißen, daß an den Oberflächenstellen eines Konduktors, welche stärker gekrümmt sind, die Elektrizität sich in höherem Grade als an den Stellen mit geringerer Krümmung ansammelt. — Den Versuch mit der „quadratisch zu einem beweglichen Rahmen verbundenen Pappscheibe“ (!) kann sich der Schüler erstens ohne Zeichnung nicht vorstellen; außerdem ist er ganz besonders geeignet, den Schüler über die Begriffe Elektrizitätsmenge und Elektrizitätsgrad zu verwirren. — Auch wäre zu wünschen, daß zur Versinnlichung der elektrischen Dichte eine um die Oberfläche des Leiters punktierte Schichte verwendet wird, wie es die Instruktionen empfehlen. 75. Vor dem immerhin etwas künstlichen Versuch über elektrische Influenz mit dem Elektroskoppaar wäre wohl durch einen einfachen Versuch die Grunderscheinung der elektrischen Verteilung zu zeigen. Übrigens muß bemerkt werden, daß der scheinbar elegante Versuch bei den im Buche gewählten Dimensionen und gegenseitigen Stellungen der Elektroskope und der influenzierenden Kugel überhaupt nicht gelingt. 78. Die verbesserte perspektivische Darstellung der Winterschen Maschine trägt abweichende Bezeichnungen von denen der Durchschnittsfigur; trotzdem wird auf Fig. 80 verwiesen. 83. Was soll der Schüler mit der leider auch sonst üblichen Definition von Stromstärke als Elektrizitätsmenge, die in der Sekunde durch einen beliebigen Querschnitt des Schließungsbogens geht, anders anfangen, als auswendig lernen? 84. lehrt, daß mit Schwefelsäure angesäuertes Wasser die Elektrizität besser leitet, als gewöhnliches Wasser, wohingegen der Schüler in 85. erfährt, daß Wasser durch Zusatz von Schwefelsäure leitend gemacht wird, und in 71. gelernt hat, daß Wasser zu den guten Elektrizitätsleitern gehört! — Elektrolyse = Wasserzersetzung! — Mit der hergebrachten Nomenklatur der Elektrolyse wird, wie gewöhnlich, Staat gemacht, ohne jemals wieder auf sie zurückzukommen. — Dem Schüler wäre näher gelegen zu sagen: „Je mehr der Strom Knallgas erzeugt, desto stärker ist er“ als: „Je stärker er ist, desto mehr erzeugt er Knallgas“, da ja das zersetzte Knallgas für ihn das Proteron ist. In 86. wird von „galvanoplastischem Wege“ gesprochen, ohne daß das Wort Galvanoplastik erklärt oder auch nur erwähnt wäre. 89. Die Wickelung des Elektromagneten in Fig. 100 ist unrichtig und liefert einen Magneten mit zwei Südpolen. 91. Für die elektrische Klingel und den Wagnerschen Hammer sind zwei Figuren aufgenommen,

ohne daß der Schüler auf deren Wesensgleichheit aufmerksam gemacht wird. 93. Die Wickelung am Telephon I ist unrichtig. 97 macht sich einer *Quaternio terminorum* schuldig, indem S. 99 eine Bewegung, bei welcher die Beschleunigung immer dieselbe ist, eine gleichförmig beschleunigte Bewegung genannt wird, und zwar mit Berufung auf 95., wo jedoch eine Bewegung gleichförmig beschleunigt genannt wurde, wenn die in gleichen aufeinander folgenden Zeiten zurückgelegten Wege stets um dieselbe Strecke größer werden. 100. m und n waren in Fig. 112 Gewichte und nicht Schälchen! 105. Der Titel stimmt nicht zum Inhalte (4.). Auch ist es ein vergebliches Bemühen, dem Schüler nachweisen zu wollen, daß 10 g + 12 g + 28 g dieselbe Wirkung hervorbringen wie 50 g. 110. Wird der Schüler, der in 108. gehört hat, daß in Wirklichkeit mathematische Pendel nicht existieren, nicht stutzig werden, wenn er jetzt von der Anwendung des mathematischen Pendels zur Zeitmessung hört? 116 vermengt wieder Gewicht mit Schwerkraft und lehrt, daß der Schwerpunkt eines Körpers im Innern (!) desselben liegt. 119. Es ist zu viel behauptet, wenn gesagt wird, daß die Richtung der Kraft, welche das Herabgleiten eines Körpers über eine schiefe Ebene hindert, „ganz beliebig" sein kann. 121. Der Begriff der Arbeit wird mit einem einzigen Beispiele induziert. 122. Zweiter Versuch: horizontale (?) und elastische Wand! 133. Das Wort „longitudinale" Schwingungen kennt der Schüler nicht; auch ist nirgends vom Gegenstück, den „transversalen" Schwingungen, die Rede. In 140 wird der Schüler erst am Schlusse mit dem Begriffe „Knoten der Mond- und Erdbahn" bekannt, nachdem schon im Vorausgehenden davon Anwendung gemacht worden. 146. Beim Konvexspiegel wird der Scheitel des Spiegels „optischer Mittelpunkt" genannt. 149. Warum wird denn bei planparallelen Platten und Prismen immer nur der Gang eines einzigen Strahles verfolgt? Es wäre doch konsequent, auch hier, wie bei den Spiegeln und Linsen, das Bild eines Punktes aus ein paar Strahlen entstehen zu lassen. In 150. wird das erstemal die empfehlenswerte Bezeichnung objektives und subjektives Bild eingeführt; daneben aber auch noch von virtuellen Bildern gesprochen. 151. Die photographische Camera erzeugt doch verkleinerte Bilder! 154. Die Figuren 203 und 204 zur Illustration der Brillenwirkung tragen zur Erklärung gar nichts bei. 158. In Fig. 211 ist die brechende Kante oben, in der Erklärung wird von einem Prisma gesprochen, welches die brechende Kante unten hat. 161. Der Gang der Strahlen in den Regentropfen beim Hauptregenbogen ist unrichtig.

An Sprachwidrigkeiten, sprachlichen Härten und Versehen sind dem Ref. aufgefallen: S. 19, Z. 19 v. u.: „Zwischen welchem und einer Widerlage sich der Körper befindet". S. 38, Z. 11 v. o.: „Wir nennen die [illegible] Volumsveränderungen der letzteren

entsprechenden Temperaturänderungen gleich" ist eine für den Schüler zu schwere Diktion. S. 44, Z. 3 v. o. muß es statt: „Diese Versuche führen darauf, daß zur Erwärmung von je 1 *kg* Wasser um 1° nahezu (?) dieselbe Wassermenge erforderlich ist" (was mit Hinweglassung des „nahezu" selbstverständlich wäre), heißen: „Diese Versuche führen darauf, daß zur Erwärmung von 1 *kg* Wasser um je 1° C. nahezu dieselbe Wassermenge notwendig ist". S. 70, Z. 7 v. o.: „Dadurch, daß, wenn...."! S. 77, Z. 6 v. u.: „Eine derartige Anordnung bezeichnet man einen elektrischen Verstärkungsapparat". S. 85, Z. 19 v. o.: „Die Galvanoplastik wurde von Jacobi und Spencer unabhängig voneinander erfunden". S. 100, Z. 6 v. u.: „Der Versuch mit der Fallröhre, einer langen, ziemlich weiten Röhre, aus der die Luft entfernt worden ist, welche eine Flaumfeder, ein Stückchen Papier... in gleicher Zeit durchfallen, zeigt..." ist undeutsch. S. 144, Z. 16 v. o.: „Wenn wir auch die Erde mit der Mondbahn zusammenfallend annehmen". S. 156, Z. 23 v. o.: „Die ein Prisma schräg treffenden Lichtstrahlen werden durch das Prisma um so stärker abgelenkt, je größer der brechende Winkel und der Brechungsexponent des Prismas ist, weil Lichtstrahlen um so stärker gebrochen werden, je größer der Einfallswinkel ist" enthält eine schiefe Begründung. Druckfehler sind zu verbessern auf S. 33, Z. 10 v. u. S. 51, Z. 14 v. o., S. 61, Z. 20 v. u., S. 66, Z. 14 v. u., S. 75, Z. 2 v. o., S. 103, Z. 16 v. o., S. 113, Z. 6 v. u., S. 159, Fig. 191, S. 160, Fig. 194 und 196, S. 162, Fig. 200 u. a.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Dr. H. Ross und H. Morin, Botanische Wandtafeln. Eine Sammlung kolorierter, zu Unterrichtszwecken bestimmter Tafeln. Stuttgart, Verlag von Eugen Ulmer 1904.

Die vorliegenden Wandtafeln haben den Zweck, den Unterricht in der Botanik durch Anschauung zu unterstützen. Sie bringen Darstellungen aus allen Teilen der Pflanzenkunde, selbst solche anatomischer Einzelheiten nach mikroskopischen Präparaten, soweit dieselben für den Unterricht notwendig sind. Zur Darstellung werden Vertreter unserer einheimischen Pflanzenwelt oder bekannte Kulturpflanzen gewählt. Die Tafeln tragen, dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend, der biologischen Richtung Rechnung und sind, damit sie auch von den hintersten Sitzreihen des Schulzimmers aus noch deutlich wahrgenommen werden, in tunlichster Größe gezeichnet (80 : 100 *cm*). Die Auswahl der darzustellenden Gegenstände besorgte Dr. H. Ross, die Zeichnungen und Kolorierungen Gymnasiallehrer H. Morin. Jeder Tafel liegt ein Text bei, welcher von Dr. H. Ross bearbeitet ist und eine ausführliche Be-

sprechung der dargestellten Gegenstände bringt. In demselben werden auch Versuche, die ohne besondere Schwierigkeit im Schulzimmer ausgeführt werden können, beschrieben.

Ref. liegen drei dieser prachtvoll kolorierten Tafeln vor. Tafel 1 enthält die Biologie der Blüte (Bestäubung durch Insekten). Blütenteile vom blutroten Storchschnabel, Wiesensalbei und Aronstab veranschaulichen die Bestäubung. Auf der zweiten Tafel sehen wir die Feuerbohne und Teile dieser Pflanze. Die dritte bringt Blätter, Blüten und Früchte des Apfels und der Kirsche zur Anschauung. Der Preis einer Tafel stellt sich auf Mk. 2·80. Mit Rücksicht auf die genaue und schöne Darstellung und die prachtvolle Kolorierung können diese Tafeln zur Anschaffung wärmstens empfohlen werden.

Wien. H. Vieltorf.

Mineralkunde. Von Prof. Dr. A. Sauer. Sechs Abteilungen in Großquart. III. Abteilung. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Preis Mk. 1·85.

Wir haben vor kurzem an dieser Stelle über die I. und II. Abteilung dieses Tafelwerkes und dessen Vorzüge referiert. Die vorliegende III. Abteilung enthält die Farbendrucktafeln X—XIII mit Abbildungen des Aragonit, Anhydrit, Gips, Flußspat, Apatit, Dolomit, Baryt, Coelestin, Beryll und Quarz. Der begleitende Text bringt den Abschluß der Mineralphysik, wobei naturgemäß den optischen Eigenschaften der breiteste Raum gewährt ist. Vortrefflich ist die elementare Behandlung der Lichtbrechungs-Erscheinungen und ihrer Beobachtungsmethoden; zahlreiche instruktive Zeichnungen sind beigegeben. Sodann folgt der Anfang der Mineralchemie. Die farbigen Bilder sind im allgemeinen sehr gut, nur wäre bei einzelnen Objekten, z. B. beim Flußspat, Amethyst eine etwas lebhaftere Farbengebung wünschenswert.

Wien. Dr. Franz Noë.

Philosophische Probleme. Von Harald Höffding. Leipzig, Reisland 1903.

Wenn auch die philosophische Literatur, welche die historisch-kritische Darstellung der Philosophie zum Gegenstande hat, zunächst den Zweck verfolgt, in übersichtlicher Weise über die geschichtliche Entwicklung der einzelnen philosophischen Richtungen zu orientieren und sie aus den letzten Bedingungen abzuleiten, so spiegelt nichts so sehr die Eigenart des Autors ab als die Fassung der Probleme und das Urteil über ihre Lösungsversuche. Dies wird

so recht klar, wenn man z. B. vorliegendes Buch mit dem des Herbartianers O. Flügel „Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen" vergleicht. Doch muß Ref. es sich versagen, diesen Vergleich auch wirklich durchzuführen, und sich damit begnügen, darauf hingewiesen zu haben.

Die vier Hauptprobleme, welche Höffding formuliert und deren Zusammenhang er zu geben versucht, nachdem er sie in seiner „Geschichte der neueren Philosophie" in rein historischer Darstellung konstatiert hat, sind: I. das Problem von der Natur des Bewußtseinslebens (psychologisches Problem); II. das Problem von der Giltigkeit der Erkenntnis (logisches Problem); III. das Problem von der Natur des Daseins (kosmologisches Problem) und IV. das Wertungsproblem (das ethisch-religiöse Problem). Schon die Art und Weise, wie sich der Verf. zu diesen Problemen stellt, verrät die Eigenart seiner Denkweise. Der von ihm ausgesprochenen Analogie zwischen der Persönlichkeit, die vor allen Dingen in der inneren Einheit der psychischen Phänomene besteht, und der Wissenschaft, die ebenfalls nach Einheit und Zusammenhang strebt, ist zunächst die Reihenfolge der Probleme angepaßt, aber auch die Zusammenfassung dieser einzelnen Probleme in einem und demselben Grundprobleme begründet. Er findet das letztere in der Bedeutung des Verhältnisses der Kontinuität und der Diskontinuität. Einerseits sei die Diskontinuität in der Wissenschaft und im Leben ein der Einheit entgegenstehendes Hindernis, anderseits bringt sie auf beiden Gebieten neuen Inhalt. Das sind die Leitlinien für die Behandlung der Probleme durch den Verf.

Die Behandlung des Bewußtseinsproblems leitet der Verf. mit einer kritischen Beurteilung der verschiedenen Ansichten über die Stellung der Psychologie ein. Psychologie sei nicht mit Philosophie überhaupt zu identifizieren, da das persönliche Leben, das sie behandelt, nur einer der Stoffe der Philosophie ist. Sicher gehöre sie zur Philosophie, da diese einen Persönlichkeitsbegriff voraussetzt, der allerdings durch Zusammenarbeiten der verschiedenen Methoden der Psychologie gewonnen wird.

Das erste Problem liegt für den Verf. in der Frage, ob sich der Persönlichkeitsbegriff auf dem Wege der Erfahrung gewinnen lasse. Die Analyse der psychischen Erfahrungen lasse das Bewußtsein sozusagen als ein Aggregat von Blitzstrahlen und nicht als Kontinuum erscheinen. Dagegen verweist der Verf. darauf, daß die psychischen Elemente nur durch den Zusammenhang bestimmt sind, während Abstraktion ihnen außerhalb dieses Zusammenhanges Eigenschaften beilege. Dies sucht er auf dem ganzen Gebiete der psychischen Phänomene darzulegen. Es zeige sich dabei die dem Persönlichkeitsbegriffe eigentümliche Antinomie, daß die Persönlichkeit nicht als Produkt vorher gegebener Elemente aufgefaßt werden kann, während sie doch durch fortgesetztes Zusammenfassen gegebener Elemente zutage tritt. Gegenüber dem formalen Zusammen-

hang, dem Geist, zeige das Bewußtsein eine Tendenz zu einem Ziele, ein Interesse, welches „die Seele“ konstituiere. Jedenfalls ist der Persönlichkeitsbegriff der zentrale Gedanke der Psychologie. Der Persönlichkeitsbegriff sei aber nichts Abgeschlossenes, sondern ein Ideal, ein fortwährendes Problem, dem alle speziellen Methoden dienen. Das Verhältnis der deskriptiven und der experimentellen Psychologie sei das der Abhängigkeit der letzteren von der ersteren, daß jene dieser das Korrektiv, diese jener größere Genauigkeit gibt. Jene sei Kunst, diese Naturwissenschaft, nicht aber, wie Münsterberg will, jene „Wertwissenschaft“, welche mit dem Freiheitsbegriffe, diese „Naturwissenschaft“, welche mit dem Kausalitätsbegriffe operiere. Das Ideal der Psychologie zu erreichen, nämlich die Kontinuität der psychologischen Prozesse vollständig nachzuweisen, daran werde man durch die Diskontinuitäten des Bewußtseins (Ohnmachten u. ä.) verhindert, auch durch die Diskontinuität der verschiedenen individuellen Bewußtseine. Bei den verschiedenen Philosophen trete die Behauptung des Gegensatzes zwischen psychischer Diskontinuität und physischer Kontinuität auf, so schon bei den Alten, bei Descartes; nur mystisch werde auch eine Kontinuität des Seelenlebens bei Spinoza und Hegel behauptet. In neuerer Zeit seit dem Aufblühen der Physiologie, welche Erklärung jedes psychischen Zustandes durch einen Vorgang im Gehirne fordert, wird mehr der Diskontinuität innerhalb desselben Bewußtseins die Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser physiologischen Methode steht eine erkenntnistheoretische zur Seite. Man behauptet nämlich den idealen Kausalitätsbegriff als Gegensatz des empirischen Kausalitätsbegriffes. Man verlangt, so besonders Avenarius und Münsterberg, die Reduktion der Psychologie auf Physiologie, man solle die physiologischen Erscheinungen den psychologischen substituieren, um einen steigenden Kausalitätszusammenhang durchführen zu können. Dafür ist wohl die Diskontinuität und die qualitative Verschiedenheit der psychischen Erscheinungen unterstützend. Aber die Methode involviere den Widerspruch, daß sie bereits vollkommene Definitionen der Psychologie voraussetze, für welche die Physiologie Erklärungen im Gehirne suche, dies gelte für den Begriff „Seele“ bei Descartes und Lotze, der „Assoziation“ bei Flechsig. Die psychologischen Definitionen seien aber unfertig. Wären aber auch diese Definitionen fertig, so bleibt, noch schärfer hervortretend, das Rätsel, wie auf psychischem Gebiete die Diskontinuität und die qualitativen Unterschiede entstehen.

Es sei aber nicht widersprechend, wenn man wie auf physiologischem, so auch auf psychologischem Gebiete eine Gesetzmäßigkeit anerkennt. Die Kontinuität des Bewußtseinslebens läßt sich weiter führen, als man gewöhnlich annimmt, die qualitativen Unterschiede durch Auffindung reicherer und feinerer Nuancen vermindern. Allerdings erreicht man da eine Grenze, aber bis zu dieser Grenze ist Arbeit genug zu verrichten.

Dieses Arbeitsgebiet bieten die verschiedenen Stufen von Verschmelzungen und Zusammensetzungen, ein Objekt edelster Art, die Abhängigkeit der seelischen Regungen von einem Zwecke im Bewußtseinsleben charakterfester Persönlichkeiten. Wo die Kontinuität sich nicht nachweisen läßt, sei man nach Analogie der Naturwissenschaft berechtigt, den Begriff der potentiellen psychischen Energie als Anerkennung der Grenze ohne Aufgeben der bisher gefundenen Kontinuität aufzustellen, daher auch die Begriffe Disposition, Spur, Möglichkeit usw. Für das Verhältnis der Psychologie zur Physiologie ist es zu empfehlen, die Identitätshypothese (ungeeignet „Parallelismus" genannt) als Arbeitshypothese zu verwenden und die Glieder bald der psychologischen, bald der physiologischen Reihe als Symptome der anderen aufzufassen. Welche Gesichtspunkte dabei in Betracht kommen, zeigt der Verf. in ausführlicher Weise. Der Verf. spricht dann von dem Willensbegriff im Vergleiche zum Energiebegriff. Der Wille erstreckt sich als fortwährende Voraussetzung über alle Zustände und Formen des Bewußtseinslebens, darum ist er auch nicht Objekt unserer Selbstbeobachtung und wir können nur einen psychischen Energiebegriff bilden, indem überall, wo eine psychische Erscheinung auftritt, eine psychische Arbeit verrichtet wird. Wir haben also einen psychischen und einen naturwissenschaftlichen Begriff der Energie. Das Rätsel wäre gelöst, wenn sich ein Energiebegriff fände, aus dem sich beide ableiten ließen. Dies ist aber nicht der Fall.

Zum Erkenntnisproblem übergehend unterscheidet der Verf. zunächst drei Hauptformen des Verständnisses, den verschiedenen Arten der Wissenschaften entsprechend. Die spekulative Art desselben, wie sie uns die beschreibende und begriffsbildende Forschung bietet, beruht auf dem Wiedererkennen und ist bei Plato besonders entwickelt. Die rationale Art aber beruht auf dem Verhältnisse zwischen Grund und Folge, dem Schlusse, und ist durch die formalen Wissenschaften gewonnen. In der 3. Art des Verständnisses ist der Kausalitätsbegriff der herrschende, der exakten Realwissenschaft charakteristisch, und beschäftigt seit Hume und Kant die Erkenntnistheorie; das Problem beginnt mit der Frage nach der Giltigkeit des Verständnisses und beruht auch hier auf dem Verhältnisse der Kontinuität und Diskontinuität. Die spekulative Theorie bei Plato schreibt den Ideen Ursprung aus einem höheren Dasein, die Theorie der neueren Philosophie aus einer ursprünglichen Intuition zu, die arbiträre Theorie eines Hobbe, Fichte u. a. betont das Willkürliche bei der ersten Aufstellung der Prinzipien. Der Empirismus, von Stuart Mill und Herbert Spencer vertreten, behauptet, daß bestimmte empirische Veranlassungen die Intuitionen oder die Postulate hervorrufen. Da aber diese Theorie nicht zu erklären vermag, daß die Prinzipien erst die Erfahrung erzeugen, betrachtet die ökonomische seit Avenarius und Mach die Prinzipien als die Begriffsreaktionen, die auf kürzestem Wege anschau-

liche Auffassung und Übersicht ermöglichen. Dem schließt sich annähernd Maxwell und Herz an. Alle diese vier Theorien setzen Kants analytische oder regressive Erkenntnistheorie voraus. Was entsprechend den drei ersten Theorien dem Objekt der Intuition des Postulates und der Generalisation und was in der vierten dem ökonomischen Bedarf entspricht, kann nur durch Rückwärtsschließen aus den von der Erfahrung gebotenen Daten, in denen die Voraussetzungen für deren Verständnis liegen, gefunden werden. Der Verf. geht nun auf eine Kritik der ökonomischen Theorie besonders ein. Diese Theorie betone erstens zu wenig diejenigen Formen, durch die das intellektuelle Bedürfnis mit der Natur des Bewußtseins zusammenhänge. Man müsse hier wieder auf das Bedürfnis der Einheit und Kontinuität zurückkommen. Das Bedürfnis der Übereinstimmung mit sich selbst sei nicht durch die Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit allein zu erklären. Zweitens dürfen die Prinzipien, wie es bei der ökonomischen Theorie der Fall ist, nicht als in Beziehung zu dem Dasein, das wir durch sie verstehen wollen, durchaus zufällig oder willkürlich gefaßt sein, durch diese Betrachtung sei der Zusammenhang des Erkenntnisproblems mit dem an nächster Stelle besprochenen Daseinsproblem gewonnen.

Der Verf. bespricht dann den von der arbiträren wie von der ökonomischen Theorie aufgestellten dynamischen Begriff der Wahrheit der Prinzipien, die in ihrer Giltigkeit bestehen; während diese wieder in ihrem Arbeitswerte besteht. Er tritt an die Stelle des „statischen" Wahrheitsbegriffes, wie er genannt wurde, der die „Wirklichkeit" abbilden sollte. Sind damit auch Arbeitshypothesen gewonnen, so zeigt die folgende Erörterung, daß doch das Dasein nicht restlos wiedergegeben wird, sondern ein irrationales Verhältnis zwischen den Prinzipien unseres Bewußtseins und dem Dasein selbst, aus dem unsere Erfahrungen herrühren, besteht. Sie zeigt diese Irrationalität in historisch-kritischer Weise an der Beziehung der Qualität zur Quantität, des Zeitverhältnisses zur Kausalität, des Subjekts zum Objekt.

Weil das Bewußtseinsleben ein Teil des Daseins ist, die Aufgabe der Erkenntnis aber, das Dasein zu verstehen, so wird man zum Daseinsproblem geführt, zu der Frage, welchen Platz im Dasein nimmt das Bewußtseinsleben ein, und welches Bild vermag die Erkenntnis vom Dasein zu geben. Bei der Behandlung dieses Problems treten formale und reale Motive der Spekulation auf. Die formalen liegen in dem Bedürfnisse der Kontinuität, in dem Streben nach dem Ideale einer vollkommenen Harmonie unserer Erfahrungen. Das Irrationale aber stellt sich auch hier wieder ein, nämlich die Antinomie, daß die Erkenntnis durch Vergleichen wirkt, es aber zur Erreichung des Ideals dann ein von einer Totalität Verschiedenes geben müßte. Das reale Motiv liegt darin, daß durch die Rolle, die eine Seite des Daseins für uns spielen kann, die Neigung entsteht, die anderen Seiten abzuleiten. Hier wird

also ein einzelnes Gebiet benützt, um das Dasein als Totalität auszudrücken. Dabei spielt die Analogie eine große Rolle, aber ganz besonders die Frage, wo die Analogie hergenommen wird. Die Erscheinung, woher die Analogie genommen wird, ist nun nach einer Goetheschen Bezeichnung das Urphänomen; der Verf. führt nun nach einer Darlegung der kosmologischen Deutung, welche die wichtigsten Urphänomene in ihre Dienste genommen hat, diese selbst an, u. zw. als erstes die Kausalität, als zweites den Unterschied zwischen dem Geistigen und Materiellen, als drittes den Unterschied zwischen Beharrung und Entwicklung (Sein und Werden). Auch hier weist der Verf. das Irrationale nach; bei dem ersten Urphänomen bedinge die Zeit das Irrationale. Solange die Erkenntnis nicht fertig sei, könne das Dasein, von dem die Erkenntnis ein Teil sei, nicht fertig sein. Dann könne also das strebende und arbeitende Denken nicht erklärt werden. Doch kann der kritische Monismus in seiner Weltanschauung sehr wohl die Kausalität und Rationalität als Urphänomene zur Basis nehmen. Auch bei der Unterscheidung des Materiellen und Geistigen zeige sich das Irrationale, das in dem Gedanken liegt, daß der Reichtum des Daseins größer ist als die Möglichkeiten unserer Erfahrung. Die Unlöslichkeit des Problems könnte daher rühren, daß wir eine Grundeigenschaft des Daseins nicht kennen, aus der sowohl Geist als Materie entsprängen. Auch bei dem Begriff der Entwicklung zeige sich das Irrationale wieder in der Unmöglichkeit, einen abgeschlossenen Begriff vom Dasein als Totalität zu bilden, und in dem wesentlichen Charakterzug des Daseins, dem Streit zwischen Elementen und Totalität, einem Charakterzug, der nur in begrenzten Ausschnitten, nicht in der Totalität des Daseins zu finden ist. Gerade aber dieses Ergebnis hinsichtlich des Daseinsproblems ermögliche einen Übergang zum letzten Probleme, dem Wertungsprobleme, das Arbeit involviere; Arbeit würde aber unmöglich sein, wenn alles in ewiger und aktueller Vollkommenheit bestünde.

Beim Wertungsprobleme, zu dem der Verf. dann übergeht, spiele der Grundwert dieselbe Rolle, wie die Urphänomene im Daseinsproblem. Wenn nämlich Wert alles ist, was Befriedigung herbeiführt, so ist eine große Verschiedenheit der Werte für die Individuen und für das Individuum zu verschiedener Zeit anzunehmen. Die Rangfolge dieser verschiedenen Werte muß sich also nach einem Grundwerte feststellen lassen. Der Verf. unterscheidet nun *a*) das ethische und *b*) das religiöse Problem. Die ethische Arbeit, für die nach dem über das Daseinproblem oben Gesagten Raum bleibt, läßt sich als ein Streben nach größerer Kontinuität teils der einzelnen Persönlichkeit, teils unter den verschiedenen Persönlichkeiten bezeichnen.

In ausführlicher Auseinandersetzung zeigt der Verf., wie der Einzelne bestrebt ist, die einzelnen Lebenselemente, die Augenblicke und speziellen Triebe auf harmonische Weise der Lebens-

totalität der einzelnen Persönlichkeit unterzuordnen, wie aber auch die einzelnen Persönlichkeiten sich in gegenseitiger Harmonie entwickeln und so eine soziale Lebenstotalität entsteht. Doch zeige sich hier wieder das Irrationale in der Schwierigkeit, welche die Frage kennzeichnet, ob alle diese Standpunkte der isolierten Persönlichkeit und der sozialen Lebenstotalität in Harmonie gebracht werden können. Es stellt sich da heraus, daß ein Kampf der Grundwerte, so z. B. der Selbstaufopferung und der Hingebung stattfinde; diese einander widerstreitenden Grundwerte werden nun bei verschiedenen Individuen und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Verhältnissen auftreten, daher die Harmonie in verschiedener Klangfarbe auftritt. Eine andere Schwierigkeit ergibt sich aus der Verschiedenheit der äußeren und inneren individuellen Bedingungen für die Erfüllung der Forderungen, die sich aus den aus einem Grundwerte gezogenen Schlüssen ergeben. Es muß eine durchgängige Individualisierung der ethischen Forderungen platzgreifen, damit die Persönlichkeit stets Zweck, nicht bloß Mittel sei.

Zum religiösen Probleme übergehend stellt der Verf. es als Aufgabe der Religionsphilosophie hin, die am tiefsten liegenden Tendenzen der Religion aufzusuchen. Diese Aufgabe löst sie, indem sie einen Vergleich zwischen der Religion und dem übrigen Geistesleben anstellt und so den psychologischen Ort der Religion zu bestimmen sucht und indem sie einen Vergleich unter den wichtigsten Religionsformen anstellt. Indem der Verf. diese beiden Untersuchungen anstellt, sucht er zu zeigen, daß das Kontinuitätsprinzip zum Aufstellen des Religionsproblems bewegt, aber auch daß der Begriff der Religion mit diesem Prinzipe in engster Verbindung steht. Diese Verbindung wird herbeigeführt durch den religiösen Kontinuitätsglauben. Die Erhaltung und Entwicklung des Lebens, die Wahrheit, die Schönheit, die Güte sind Werte. Wenn es sich zeigt, daß diese Werte kämpfen müssen, um zu bestehen, so stellt sich durch diese Erfahrungen ein Bedürfnis des Glaubens ein, daß diese Werte bestehen bleiben, wenn sie nicht mehr unter denselben Formen auftreten. Das Zentrale der Religion ist nicht eine intellektuelle Befriedigung, sondern ein Gefühls- und Willensinteresse. An zweiter Stelle zeigt noch der Verf., wie sich die Verschiedenheit der Religionen erklären läßt durch die Verschiedenheiten der Werte, deren Erhaltung geglaubt wird, die Verschiedenheit dessen, was, wie Plato sagt, Gott göttlich macht, aber auch durch die Verschiedenheit der Auffassung der Wirklichkeit, so daß die Religion rezeptiv sich verhält dem Animismus der Sternkunde, der neueren Naturwissenschaft und Philosophie gegenüber, und endlich durch das Verhältnis der Werte und der Wirklichkeiten. So beruht der Unterschied zwischen dem indisch-griechischen und dem persisch-christlichen Religionstypus darauf, daß das höchst Wertvolle als ewig bestehend, über alles Werden erhaben gedacht wird, so daß das zeitliche Leben nur eine Illusion ist,

oder daß das Wertvolle sich im Laufe der Zeiten entwickelt und während der Veränderungen für seine Erhaltung kämpft. So ist das religiöse Problem im engsten Zusammenhange mit dem Bedürfnisse der Kontinuität, mit dem Zeitbegriffe, mit den ethischen Werten.

Wien. Gustav Spengler.

Prof. Dr. Wilh. Jerusalem, Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüllers Verlag 1906. XVIII und 250 SS. Preis geb. 5 K.

— — Wege und Ziele der Ästhetik. Sonderabdruck aus obigem Werke. Preis 1 K.

Die rasche Folge der drei Auflagen beweist am besten, welcher Beliebtheit sich das vorliegende Werk zur Einführung in die Philosophie erfreut. Seine Vorzüge beruhen auf der ebenso knappen wie klaren Diktion, die mit wenigen charakteristischen Strichen ein Bild der Hauptrichtungen philosophischer Bestrebungen zeichnet, sowie auf der systematischen Anordnung und dem modern-wissenschaftlichen Standpunkte des Verfassers. Der erste Abschnitt orientiert über die Bedeutung und Stellung der Philosophie, der zweite ist den propädeutischen Disziplinen (Psychologie und Logik) gewidmet, der dritte der Erkenntniskritik und Erkenntnistheorie, der vierte der Metaphysik, der fünfte der Ästhetik, der sechste der Ethik und Soziologie. Ein Schlußwort faßt die prinzipiellen Anschauungen des Verf.s sowie seine Ansichten über die künftige Weiterentwicklung der Philosophie zusammen. Auch im übrigen Teile des Buches tritt die eigene Ansicht des Verf.s zumeist in den Schlußparagraphen der einzelnen Abschnitte hervor. Unter diesen möchte ich ganz besonders hervorheben den § 26, mit der Überschrift „Genetische und biologische Erkenntnistheorie“, der eine wahrhaft musterhafte Darstellung des Erkenntnisprozesses in seiner allmählichen Entwicklung enthält und sachlich unanfechtbar ist. Insbesondere wäre hier die treffliche, bündige Charakterisierung der Kantschen Erkenntnistheorie zu nennen, deren richtiger Kern erkannt und aus der Masse wertloser, irreführender Hüllen mit großem Geschick herausgeschält erscheint; fener die Erörterung über die fundamentale Apperzeption, einem vom Verf. eingeführten und noch viel zu wenig gewürdigten Begriff, der für die Erkenntnistheorie von höchster Bedeutung ist.

Neu ist in der neuen Auflage der Abschnitt über Ästhetik. Der Verf. gründet das Gefallen am Kunstwerk auf die Funktionslust und unterscheidet drei Stufen: das sensuelle, intellektuelle und emotionelle Funktionsbedürfnis, die durch die Aufnahme eines Kunstwerkes Befriedigung finden, und von denen dem letztgenannten der meiste Einfluß zukommt. Auf diese Weise wird dem biologischen

Moment auch auf dem Gebiete der Ästhetik Rechnung getragen und es scheint, als ob ihm tatsächlich die ausschlaggebende Bedeutung zukommen würde. Von ausübenden Künstlern hat sich Hermann Bahr im „Dialog vom Tragischen" (Berlin, Fischer 1904) in ähnlichem Sinne geäußert.

Sonst findet man überall die neueste, seit der vorletzten Auflage erschienene Literatur berücksichtigt. Ein längerer Zusatz ist z. B. dem neuen Werke von Mach ‚Erkenntnis und Irrtum' gewidmet. In der Ethik hätte wohl noch Anton Menger genannt werden können. Jevons ‚Principles of science' ist keine bloß mathematische Logik, sondern ein Werk etwa von der Anlage des Wundtschen. Machs populär-wissenschaftliche Vorlesungen gehören wohl besser in die Literaturübersicht zur Erkenntnistheorie als zur Metaphysik. Auch dürfte es empfehlenswert sein, einige Schriften der philosophischen Klassiker mit in die Literaturübersichten aufzunehmen, soweit sie in handlichen deutschen Ausgaben vorhanden sind und sich zur weiteren Einführung in das Studium der Philosophie eignen (etwa von Descartes, Locke, Leibniz, Hume, Berkeley, Kant).

Gmunden. Dr. Hans Kleinpeter.

Salomon Reinach, Apollo, histoire générale des arts plastiques. Professée en 1902—1903 à l'École du Louvre. 2. Auflage. Paris, Hachette & Cie. 1905. XI u. 336 SS. 8°.

Reinachs Apollo dürfte, wie das vom selben Verf. stammende Gegenstück *Minerva, introduction aux classiques grecs et latins* (5. Aufl. 1905), eine weite Verbreitung finden und ebenfalls eine Anzahl Auflagen erleben. Ist doch schon seit seinem Erscheinen 1904 eine zweite Auflage notwendig geworden! Entstanden ist das Buch, ein kleiner Leitfaden der gesamten Kunstgeschichte, aus 25 Vorträgen, die der Verf. wohl nach Art unserer volkstümlichen Hochschulkurse in der Zeit vom Dezember 1902 bis Juni 1903 an der *École du Louvre* gehalten hat. Behandelt ist die Kunst bei allen Völkern von ihrem Entstehen bis auf unsere Zeit; auch die Kunst der Chinesen und Japaner ist, soweit sie für den modernen Stil in Betracht kommt, am Schlusse des letzten Vortrages kurz erwähnt.

In den meisten Vorträgen sind größere Partien der Kunstgeschichte im Zusammenhange dargestellt, andere schildern wieder das Kunstschaffen einzelner bedeutender Meister (des Phidias, des Leonardo da Vinci und des Rafael, des Michel Angelo und Correggio) oder bieten Bilder von der Tätigkeit wichtiger Kunstschulen (venezianische, Sieneser und Florentiner Schule u. a.). Da die Vorträge geringen Umfang haben (7—20 Druckseiten; nur der letzte: „Die Kunst im 19. Jahrhundert" hat 33 SS.), außerdem

auch die zahlreichen Abbildungen ein gutes Stück Raum brauchen, so konnte natürlich auf Einzelheiten oder Streitfragen wenig eingegangen werden. Die Vorträge aber über die antike Kunst — der Verf. ist ja einer der bedeutendsten französischen Archäologen — haben gediegenen, wertvollen Inhalt trotz aller Kürze und staunenswert ist die Meisterschaft, auf so engem Raume so vieles gut zu bringen. Man vgl. z. B. die Beschreibung des griechischen Tempels, der Säulenordnungen (S. 48 ff.) oder sehe, wie treffend im 7. Vortrage mit wenigen Worten die Werke des Praxiteles, Skopas und Lysippus charakterisiert und unterschieden sind, oder erfreue sich an der von reichem Bilderschmucke unterstützten Schilderung der etruskischen und römischen Kunst im 10. Vortrage. — Auch von der Kunst des Mittelalters wird ein trotz aller Kürze sehr anschauliches Bild entworfen, so besonders die romanische Bildhauerkunst, die Einwirkung der verschiedenen Einflüsse (des Altrömischen, Byzantinischen und Nordischen) auf sie und ihr Mangel an Naturbeobachtung und Naturstudium klar dargelegt. Die gotische Skulptur findet in Reinach einen warmen Verteidiger gegen oft gehörte Vorurteile (vgl. S. 120 ff.).

Der 14. Vortrag bietet einen Überblick über die Geschichte der Baukunst von Brunellesco an bis in die jüngste Zeit. Wahrhaftig, man sollte glauben, es könne auf den 17 Seiten dieses Vortrages, der doch eine gewaltig lange Periode der Kunst behandelt, nichts gebracht werden als eine bloße Namenaufzählung, und wie reich ist gerade dieser Vortrag an charakterisierendem Detail (Definition des Begriffes „Renaissance", S. 126 ff.; Bedeutung der Rustica für die Lichtwirkung an der Fassade, S. 129; Unterscheidung der einzelnen Perioden der Renaissance und ihr Übergang in das Barock; Zentren der Renaissance in Italien, Frankreich, Deutschland; Baugeschichte des Louvre; Bedeutung des Rokoko mehr für den Bauschmuck als den Bauplan; der Stil unserer jüngsten Zeit ein *style anglo-austro-belge*). Der letztgenannte Name ist der des Österreichers Otto Wagner. — Nur der jüngste Aufschwung der Architektur in Schweden, der sich an die Namen J. Clason und F. Boberg knüpft und schöne öffentliche und private Bauten hervorgebracht hat (Hallwyl-Palast in Stockholm; Rathaus in Arboga; Elektrizitätsgebäude in Stockholm u. a.), ist nicht mehr erwähnt (vgl. hiezu G. Uppmark, Architektur der schwed. Renaissance, Berlin 1900 und Dr. H. Pudors Aufsatz: „Die moderne bildende Kunst in Schweden" in „Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel", 2. Jahrgang 1902, besonders S. 139 ff.).

Hingegen dürften wohl nicht alle kunstkritischen Urteile und Bemerkungen Reinachs, die im 20. Vortrage über die sog. deutsche Renaissance zu lesen sind, allgemeine Zustimmung finden. Es scheint mir nämlich ein sehr wichtiger Standpunkt für die Beurteilung dieses Abschnittes deutscher Kunst nicht genügend betont, wenn er auch im ersten Satze des Vortrages (und auch sonst

mehrmals) gestreift wird. Man verbindet mit dem Worte Renaissance immer die Erinnerung an das antike Element, das in der italienischen Kunst eine so entscheidende Rolle spielte. Die deutsche Kunst — wenigstens im 15. Jahrhundert — gewann im wesentlichen aber gar keine Formen und Gedanken aus der Antike, sie wurde nur ganz äußerlich davon berührt; insbesonders gilt dies von der Malerei. Der Name „deutsche Renaissance“ kennzeichnet daher nur eine bestimmte Zeitperiode der deutschen Kunst, aber durchaus nicht das künstlerische Wesen dieses Zeitabschnittes und man tut der deutschen Kunst dieser Zeit unrecht, wenn man sie nach dem Grade der Einwirkung der Antike mit der gleichzeitigen Kunstentwicklung in Italien, Frankreich, Flandern vergleicht, darnach allein ihre Fehler und Vorzüge beurteilt, nicht aber auch auf den nationalen Zug in ihrer Entwicklung Rücksicht nimmt.

Ganz aktuelles Interesse hat aber der Schlußvortrag: „Die Kunst im 19. Jahrhundert“. Da findet sich manches geistvolle Wort, so die Definition des Impressionismus (*est une sorte de sténographie picturale, dédaigneuse des détails, que la vision rapide et synthétique ne peut saisir*, p. 308) und der Freilichtmalerei (auf derselben Seite). Von den 33 Seiten dieses Vortrages sind mehr als 20 der Darstellung der französischen Kunst im 19. Jahrhundert gewidmet. Das ist in Anbetracht des landsmännischen Publikums, vor dem der Verf. sprach und für das er schrieb, begreiflich und bei der Bedeutung, die der französischen Kunst zu allen Zeiten zukommt, auch gerechtfertigt. Für die Besprechung der Kunst in den andern Ländern ist aber der Platz sehr schmal zugemessen, für die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts blieb gar nur eine Seite. Es konnten daher nur die Namen recht weniger deutscher Meister angeführt und ihr künstlerisches Schaffen nur mit wenigen Worten charakterisiert werden. Doch gerade hier ist, wie mir wenigstens vorkommt, Reinachs Urteil, für das er bei der Knappheit des Textes auch keine Begründung geben konnte, oft sehr subjektiv und gewiß nicht einwandfrei. Man vgl. die Bemerkungen zur Schule der Nazarener, zu Lenbach, Böcklin, Klinger. — Auf den letzten zwei Seiten will Reinach endlich einen Ausblick in die Zukunft der Kunst wagen — oder soll man sagen, in die Kunst der Zukunft? — und spricht da den hoffnungsfrohen Satz aus: „*La rivalité ne sera plus entre pays, mais entre principes*“. Er glaubt auch, daß im 20. Jahrhundert der Kunstunterricht eine wachsende Bedeutung für die Erziehung erlangen werde.

Jedem Vortrage ist ferner eine reichhaltige Bibliographie angehängt, in der auch die deutsche Literatur ausgiebige Beachtung findet.

Ein köstlicher Schmuck des Buches, aber nicht bloßer Buchschmuck, sondern wesentlicher Bestandteil des Buches, das ohne diesen an Wert und Brauchbarkeit viel einbüßte, ist das reiche

Bilderbeiwerk. Die 601, meist im Text stehenden Autotypien, häufig 2—3 auf einer Seite, fast alle wohl gelungen, reichen trotz ihres kleinen Formates (oft nur 5 × 6 groß oder auch darunter) für den Zweck der Anschauung bei der Lektüre vollständig aus. Für das Buch aber schuldet auch der deutsche Leser dem Verf. Dank.

Linz. Franz X. Lehner.

Turnspiele, nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Von Dr. E. Kohlrausch, Gymnasialprofessor, und A. Marten, Seminarlehrer. Mit 19 in den Text gedruckten Figuren. 7., verm. u. verb. Auflage. 22. bis 25. Tausend. Hannover und Berlin, Verlag von Karl Meyer (G. Prior) 1905. Preis 1 Mk.

Die erste Ausgabe des uns in neuer Auflage vorliegenden Spielbüchleins der auch bei uns in Österreich bestbekannten Hannoveranischen Fachgenossen wurde durch den Erlaß des königl. Preuß. Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 27. Oktober 1882 veranlaßt. Seit dieser Zeit sind nun mehr denn zwanzig Jahre verflossen und das Büchlein hat in allen seinen Ausgaben bis zur heutigen siebenten, vermehrten und verbesserten Auflage einer übergroßen Zahl von Lehrern und Schülern treffliche Dienste getan und hat auch an unseren Schulen für die Einführung und Verbreitung dieses so wichtigen Erziehungszweiges im Schulleben der Jugend wie kein Schriftchen dieser Art erfolg- und segensreich gewirkt.

Eine lobenswerte Neuerung der vorliegenden siebenten Auflage ist das bei allen Spielbeschreibungen beobachtete Verfahren der Herausgeber, die Spielweise mit den in Deutschland, aber auch bei uns in Österreich allgemein geltenden Regeln des technischen Ausschusses in volle Übereinstimmung zu bringen. Damit hat die Fassung der Regeln bei einer Reihe von Spielen, deren Betrieb auch an unseren Anstalten immer allgemeiner wird, eine erhebliche Änderung erfahren. Dieses gewiß nicht mühelose Streben der Herausgeber nach möglichst einheitlicher Betriebsweise der Spiele dürfte auch bei uns, wo Spielauffassung und Ausführung noch vielfachen Schwankungen unterworfen ist, von allen Spielleitern und Ordnern im Interesse der Sache nur willkommen geheißen werden. Die Spiele 'Grenzrollball' und 'Hohlballschlagen', deren Betrieb im Spielleben sich bis jetzt nur wenig einzubürgern vermochte, wurden aus der neuen Auflage dieses Spielbuches mit gutem Rechte ausgeschieden; dafür wurde das 'Tamburinballspiel', das sich auch in unseren Kreisen bei jung und alt einer immer größern und nachhaltigern Beliebtheit erfreut, neu aufgenommen. Damit ist insbesondere den Mädchenspielen ein wesentlicher Dienst getan. Auch die sonstigen Veränderungen des Buches erweisen sich durchweg als löbliche Verbesserungen, so daß die jetzige Auflage, deren Äußeres auch diesmal von der rührigen Verlagsbuchhandlung sehr geschmackvoll ausgestattet ist, dem Spiele und seinem Betriebe, so insbesondere an unseren Schulen gewiß eine Reihe von neuen Freunden erwerben dürfte.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den IX. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

Wien, 9., 10. und 11. April 1906.

Die Befürchtung, daß die Zahl der Teilnehmer am IX. Mittelschultage weit hinter der des VIII. zurückbleiben werde, war unbegründet. 645 Lehrer aus allen Gegenden, wo es deutsche Mittelschulen gibt, waren in der Osterwoche in dem Prachtbau des akademischen Gymnasiums versammelt. Und wiederum sind auch Vertreter von Mittelschulen mit nicht deutscher Unterrichtssprache erschienen. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß das bisher vielfach noch schlummernde Standesbewußtsein sich zu regen beginnt und daß die Erkenntnis von der Bedeutung der Mittelschultage in immer weitere Kreise dringt. Und sie sind in der Tat von nachhaltiger Wirkung nicht bloß bei den Teilnehmern, die aus den Verhandlungen neue Anregungen und Begeisterung für ihren Beruf schöpfen, sondern auch für die Öffentlichkeit, die mit lebendigem Interesse die Ergebnisse der Tagungen aufnimmt und entsprechend verwertet.

Erster Verhandlungstag (Montag, 9. April 1906).

A. **Erste Vollversammlung.**

Die Vollversammlung wird um 8 Uhr 15 Minuten von dem Geschäftsführer Prof. Feodor Hoppe eröffnet mit einer Begrüßung der Vertreter der Regierung (Hofrat Dr. Johann Huemer, Sektionsrat Dr. F. Krappel), des Landesschulrates (Vizepräsident Dr. v. Marenzeller), aller erschienenen Landesschulinspektoren und der Vertreter der Universitäten (Hofrat Dr. Eugen Bormann, Hofrat Dr. Schipper, Prof. Dr. v. Arnim, Hauler, Schenkl, Martinak, Höfler, Kukula) und einem dreimaligen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser, in das die Versammlung begeistert einstimmt.

Zum Vorsitzenden wird Dir. Dr. Otto Adamek aus [illegible]
Dieser nimmt den Präsidentenplatz ein, dankt der Versam[illegible]

ihm durch die Wahl entgegengebrachte Vertrauen, hebt in längerer Rede die Wichtigkeit der Aufgaben der Mittelschule hervor und empfiehlt als zweiten Vorsitzenden Dir. Hans Huber aus Wien und als dritten Vorsitzenden Prof. Ernst Sewera aus Linz zur Wahl. Die Vorgeschlagenen werden samt den vorgeschlagenen Schriftführern unter Beifall der Versammlung gewählt.

Nach erfolgter Konstituierung begrüßt der Präsident den inzwischen erschienenen Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien Dr. Karl Lueger und erteilt dem Vertreter der Regierung das Wort.

Hofrat Dr. Johann Huemer: Hochgeehrte Versammlung! Mir ist die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden, im Namen der Unterrichtsverwaltung auf dem IX. deutsch-österreichischen Mittelschultage zu erscheinen und die geehrten Teilnehmer an demselben zu begrüßen.

Se. Exzellenz der Herr Leiter des Unterrichtsministeriums wollte durch Absendung eines Vertreters nicht nur seinem Danke für die an ihn ergangene Einladung Ausdruck geben, sondern auch seine Teilnahme und sein Wohlwollen gegenüber den Bestrebungen der Mittelschultage bekunden.

Je widerstreitender, je ungeklärter die Anschauungen des Tages über Unterrichts- und Erziehungsfragen im allgemeinen und speziell über die Weiterentwicklung der Mittelschule sind, um so mehr muß und wird es die Unterrichtsverwaltung begrüßen, wenn die Lehrerschaft aus ihren Erfahrungen heraus Vorschläge für die Weiterbildung des Bestehenden auf die Tagesordnung bringt und durch ihr Votum die Lösung schwebender Schulfragen fördern will.

Ihre Tagungen, meine Herren, bilden eine wertvolle Ergänzung zu den Direktorenkonferenzen, die nunmehr in verschiedenen Teilen unseres weiten Vaterlandes auch schon in regelmäßigen Intervallen abgehalten werden, ferner zu den gemeinsamen Beratungen der Landesschulinspektoren, die nach Bedarf seitens der Unterrichtsverwaltung veranlaßt werden. Alle diese Veranstaltungen geben zweifelsohne Zeugnis von dem lebhaften Interesse, von dem die berufenen Kreise für die Mittelschulen erfüllt sind.

Und betrachten wir das reichhaltige Programm des diesjährigen Mittelschultages speziell in seinem pädagogisch-didaktischen Teile und und dazu die mannigfachen aufgestellten Thesen, so muß der objektive Beurteiler zugeben, daß ein moderner Geist das Ganze durchweht.

Das besagte Interesse in Verbindung mit dem nach Fortschritt ringenden Streben hat nun zu jener Beweglichkeit geführt, die der heutigen Schule das Gepräge gibt. Während unser Mittelschulwesen durch Dezennien auf zwei Typen beschränkt war, haben sich nun am alten Stamme neue Schößlinge angesetzt in der Form des Oberrealgymnasiums mit seiner humanistischen und realistischen Abteilung, ferner die Verbindung des Realgymnasiums mit einer Oberrealschule, wozu weiter das Mädchenlyzeum als neuer Mittelschultypus gezählt werden kann.

Aber noch größer ist die Bewegungsfreiheit innerhalb der verschiedenen Schulformen selbst geworden. An den Gymnasien

gemischtsprachiger Länder werden mehr als sonst die Landessprachen als obligate oder relativ-obligate Gegenstände gelehrt, an Gymnasien einsprachiger Gebiete werden in wachsender Zahl die modernen Sprachen eingeführt, der Kanon der Schulautoren in den klassischen Sprachen ist in der Erweiterung begriffen; Geographie wird in den unteren, Naturgeschichte in den oberen Klassen an nicht wenigen Gymnasien in erhöhter Stundenzahl gelehrt, vereinzelt wird Zeichnen als obligater Gegenstand auch am Obergymnasium betrieben, ebenso die darstellende Geometrie und an der Realschule mehren sich die Kurse für Latein, es bürgern sich die praktischen Schülerübungen in Physik und Naturgeschichte ein, um von anderen kleineren Abweichungen der Lehrpläne zu schweigen.

Hierin zeigt sich zweifelsohne das Bestreben der Mittelschule, sich lokalen Verhältnissen, aber auch allgemeinen Forderungen der Gegenwart anzubequemen.

Doch alle Lehrpläne und Verbesserungen in der Organisation würden nicht zu dem erwünschten Ziele führen, wäre nicht die Lehrerschaft fortwährend auf ihre Weiterbildung in fachlicher und schultechnischer Hinsicht bedacht.

Der Mittelschule Blüte, meine Herren, ist in Ihre Hand gegeben, seien Sie sich dessen allzeit bewußt. In diesem Sinne wünsche ich namens der Unterrichtsverwaltung den Verhandlungen des IX. deutsch-österreichischen Mittelschultages den besten Erfolg. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Nachdem sich der Beifall gelegt hatte, erteilt der Vorsitzende dem Vertreter des k. k. n. ö. Landesschulrates das Wort.

Vizepräsident Dr. v. Marenzeller: Hochansehnliche Versammlung! Wiewohl mein hochverehrter Herr Vorredner Sie bereits im Namen der staatlichen Unterrichtsverwaltung begrüßt und Ziel und Aufgabe der Mittelschultage so treffend gekennzeichnet hat, möchte ich doch bitten, auch meinerseits die allerherzlichsten Willkommgrüße entgegenzunehmen, die ich im Namen des niederösterreichischen Landesschulrates sowie auch im eigenen Namen an Sie richte.

Ich bin Ihrer freundlichen Einladung, an der Eröffnung des IX. deutsch-österreichischen Mittelschultages teilzunehmen, mit herzlicher Freude gefolgt, weil ich ein alter, aufrichtiger Freund unserer Mittelschule bin und für ihre Aufgaben und Bestrebungen das wärmste Interesse hege.

Wenn mir auch in meiner Stellung eine entscheidende Mitwirkung in allen ernsten und wichtigen Fragen nicht zusteht, die Sie hier zusammengeführt haben, so mögen Sie doch die Überzeugung mit sich nehmen, daß ich innerhalb meines Wirkungskreises mich stets aufrichtig freue, wenn es mir vergönnt ist, Ihre Aufgaben und Bestrebungen zu fördern. Von diesen Gesinnungen geleitet, wünsche ich Ihren Beratungen den besten Erfolg. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Bürgermeister Dr. Karl Lueger: Meine sehr geehrten Herren! In meiner Eigenschaft als Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien fühle ich mich verpflichtet, Sie auf das herzlichste zu be-

grüßen und Sie der vollen Anteilnahme der leitenden Kreise zu versichern. Wir werden Ihren Beratungen mit der größten Aufmerksamkeit folgen, und soweit es der Gemeinde möglich ist, irgendwie helfend beizuspringen, wird es auch geschehen.

Jetzt sind Ferien und da werden sie es begreiflich finden, daß nicht alle, die hier erscheinen sollten, auch wirklich erscheinen. Die Ferien sind so eine Art Heiligtum und Sie können nicht von jedem verlangen, daß er dieses verletze. (Heiterkeit.) Darum bin ich für Niederösterreich ganz allein anwesend und Sie müssen damit vorlieb nehmen, wenn ich Sie auch im Namen des Landes Niederösterreich herzlichst begrüße und Ihnen die Versicherung gebe, daß das Land an der Entwicklung der Mittelschule den größten Anteil nimmt. Es ist dies auch seitens des Landes jederzeit bewiesen worden.

Ich kann mich nicht einlassen auf die verschiedenen — wie soll ich sagen — Erörterungspunkte, die Sie dem Tage vorlegen werden; das würde mich zu weit führen, dies ist auch nicht meine Aufgabe. Ich kann nur sagen: Wir alle wünschen, daß endlich einmal eine Mittelschule geschaffen werde, welche so viel als möglich allen Anforderungen entspricht, die an eine solche Mittelschule gestellt werden können und gestellt werden sollen, und wir wünschen auch, daß der alte Streit: Realschule—Gymnasium—Realgymnasium und weiß Gott, wie alle diese Mittelschulen heißen, daß dieser Streit nicht in der Weise ausarte, daß dadurch die Mittelschule selbst gefährdet wird, sondern daß dieser Streit in der Weise geführt werde, daß die Mittelschule gefördert wird. (Lebhafter Beifall.)

Die Hauptsache ist, daß derjenige, der die Schule besucht, etwas lerne. Das ist so meine Meinung; es gibt freilich Menschen, die auch eine andere Meinung haben mögen. Von noch höheren Schulen habe ich selbst schon die Überzeugung gewonnen, daß sie nicht so sehr zum Lernen da sind, als dazu, irgend welche andere Geschäfte zu besorgen. (Heiterkeit.)

Die Mittelschule ist für die weitere Fortbildung einer der wesentlichsten Bestandteile des Unterrichtes, und wer deren Bedeutung verkennt, wäre überhaupt gar nicht würdig, an der Leitung öffentlicher Angelegenheiten teilzunehmen. (Beifall.)

Ich begrüße es daher auf das allerfreundlichste, daß, wie ich an der Teilnahme der Damen sehe, die Mädchenlyzeen schon einen gedeihlichen Aufschwung genommen haben dürften. (Heiterkeit.) Ich glaube, es wird Sie, geehrte Herren, dies nicht weiter in Schrecken versetzen, wenn Damen hier sind, denn alle Stellen können sie Ihnen doch nicht wegnehmen, etwas müssen sie Ihnen übrig lassen.

Im ganzen und großen ist es nur mit Freude zu begrüßen, daß auch auf diesem Gebiete in Österreich ein Fortschritt zu verzeichnen ist.

Ich entbiete Ihnen herzliche Grüße nicht nur seitens meiner Person, sondern ich kann sagen seitens der ganzen Bevölkerung Wiens, mit dem herzlichsten Danke, daß Sie aus allen Kreisen Österreichs gekommen sind, um Ihre Angelegenheiten zu beraten, und zum Schlusse die besten Wünsche

[illegible]

[illegible] für die [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] zu seinem Vortrage: [illegible]

Der Vortragende vertritt die These:

[illegible] ist [illegible]

Von der Beobachtung ausgehend, daß die Mittelschule immer häufiger Gegenstand öffentlicher Angriffe wird, [illegible] führt der Vortragende folgendes aus: [illegible] Spannung [illegible] und Öffentlichkeit wird erstens die Verschiedenheit des Bildungsideals, dort ein edler Charakter, hier der „Amerikanismus“, der alles nach dem Maßstabe des „Nützlichen“ bewertet, zweitens der Niedergang des Familienlebens, herbeigeführt durch das [illegible] Ringen nach Geld und Gut, durch [illegible] im niederen und höheren Sinne, endlich durch den Vergesellschaftlichungsgang unserer Zeit, drittens das mangelnde Verständnis für die schwierige Aufgabe des Mittelschullehrers, deren Resultate durch viele außerhalb des Wirkungskreises der

Schule liegende Faktoren (Selbstliebe, Eitelkeit, Mangel an zielbewußter und konsequenter häuslicher Erziehung, körperliche und geistige Verweichlichung, Lesewut, Modetorheiten, selbstsüchtigen Geschäftsgeist) arg gefährdet erscheinen; viertens einseitige Beurteilung der Vorgänge und übereilte Verallgemeinerung etwaiger Mißgriffe in der Schule, endlich unberechtigte Überhäufung der höheren Schule mit der universellen Verantwortlichkeit für das gesamte Tun und Lassen der dieselbe besuchenden Jugend; fünftens das mangelnde Verständnis für die Qualifikation des Mittelschullehrers auf Grund folgender tatsächlich bestehender Verhältnisse: *a*) Trotz durchgängig akademischer Bildung steht er hinsichtlich seiner Bezüge den Lehrern an Staats-Gewerbeschulen empfindlich nach und ist von einem weiteren Avancement als bis in die VI. Rangklasse rundweg ausgeschlossen, in welchem er aber von minder qualifizierten Lehrkräften erreicht werden kann; *b*) war die Schulverwaltung seit jeher die Domäne der Juristen, so dringt jetzt auch der Arzt bis in den tatsächlichen Unterricht vor, so daß die wichtigste Qualifikation des Lehrers vom Beruf, die pädagogisch-didaktische, die doch auch durch gründliches Studium erworben werden muß, seitens des Laienpublikums leicht eine starke Unterschätzung erfährt; *c*) der Professorentitel ist nicht mehr ein den Mittelschullehrer auszeichnendes Prädikat, andere Titel aber werden ihm ebensowenig wie sonstige Ehrenzeichen während seiner Aktivität seltener verliehen als Lehrern an Staats-Gewerbeschulen (das Verhältnis ist 4 : 16); *d*) die Unsicherheit der Stellung des Supplenten.

Daß der Mittelschullehrer selbst sich hinsichtlich Arbeitslust und Arbeitskraft mit jedem anderen Stande messen kann, erhellt aus der Tatsache, daß von 1675 an deutschen oder utraquistischen Gymnasien wirkenden Lehrkräften 602 (36%) die Doktorswürde erworben haben, wiewohl dieselbe für den Mittelschullehrer keinerlei Vorteil mit sich bringt, 499 (29·8%) eine umfangreichere Approbation aufweisen können, als zur Erlangung des Definitivums notwendig ist.

Zur Sanierung des zwischen Mittelschule und Öffentlichkeit entstandenen Gegensatzes bedarf es also vielseitiger Besserung. Wird nun einerseits der Mittelschullehrer unentwegt an seiner Vervollkommnung fortarbeiten, so wird es anderseits Sache verschiedener Faktoren sein, durch besonnene Reorganisation des Mittelschulwesens — vielleicht des gesamten Unterrichtswesens — durch Schaffung gesünderer, einfacherer und natürlicherer gesellschaftlicher Verhältnisse im weitesten Sinne des Wortes, die dann auch wieder läuternd auf die Anschauungen im „sicher bergenden Heim" rückwirken werden, zunächst aber auch hinreichenden Schutz gegen ungerechte öffentliche Angriffe und Pauschalverdächtigungen des Mittelschullehrerstandes, welcher still wirkend und schaffend die wichtigsten Staats- und Kulturinteressen fördert, wenigstens einigermaßen wieder ein gemeinsames Vorgehen aller Erziehungsfaktoren anzubahnen in der höheren Aufgabe der Jugenderziehung, des nie versiegenden Bornes wahren Glückes des einzelnen, der zuverlässigsten Stütze einer frohen Zukunft des Staates und des sichersten Unterpfandes wahren Fortschrittes der Menschheit. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Der laute Beifall, der den Ausführungen des Herrn Referenten zuteil geworden ist, wird ihm, glaube ich, hinlänglich beweisen, welche Anerkennung sein Vortrag gefunden hat, so daß ich mich enthoben erachte, ihm besonders zu danken.

Bevor ich die Debatte eröffne, erlaube ich mir, zwei Herren zu begrüßen, die uns heute durch ihren Besuch auszeichnen, es sind die Herren Schulrat Dr. Karl Schwippel und Hofrat Dr. Ferdinand Maurer. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Nunmehr eröffne ich die Debatte über das eben gehörte Referat.

Dir. Dr. Anton Frank: Hochverehrte Anwesende! Die Frage, welche der erste Vortrag an unserem Mittelschultage berührt hat, ist eine brennende Frage und läßt uns unserer Arbeit nicht froh werden.

Der Herr Vortragende hat hingewiesen auf die Ursachen und gemeint, der Mittelschultag solle auf Mittel bedacht sein, abzuhelfen. Erlauben sie mir zu bemerken, daß die Ursachen, welche der Vortragende berührt hat, äußere und innere sind, aber die innereren Ursachen erscheinen mir wichtiger als die äußeren. Ich will einige äußere Ursachen berühren. Der Vortragende hat erwähnt, daß diejenigen Lehrer, welche an der Gewerbeschule wirken, an der Schule, welche mit dem Leben mehr zusammenhängt, vom Staate, den Behörden und der Öffentlichkeit mehr geehrt und anerkannt werden als wir. Und warum geschieht dies? Die Herren, welche an den Staats-Gewerbeschulen wirken, kommen mit dem wirklichen Leben durch ihre Lehrtätigkeit mehr in Berührung. Sie lernen die Verhältnisse des täglichen Lebens kennen, sie treten mit verschiedenen Kreisen der Bevölkerung in näheren Verkehr, ihre Arbeit wird mehr anerkannt und auch durch äußere Zeichen geehrt. Ist dies auch bei uns der Fall? Wir gehen — ich glaube nicht unrichtig zu sprechen, wenn ich sage: — wir gehen Tag für Tag vom Studierzimmer zur Schule und von der Schule ins Studierzimmer, wir sehen nicht, was um uns herum vorgeht. (Zustimmung.) Das ist die Ursache, weshalb wir so schlecht eingeschätzt werden; unsere Arbeit greift wohl nicht nach außen, aber sie will den Geist von innen heben, das müssen wir uns bekennen.

Ein zweiter Grund, den der Vortragende berührt hat, ist die leidige Sucht, an uns zu kritisieren und zu nörgeln. Wenn solche Fälle in die Öffentlichkeit kommen, dann heißt es mit Recht: Wenn die Herren mit sich selbst nicht zufrieden sind, wie muß es da in Wirklichkeit unter ihnen aussehen? Das ist ein Krebsschaden, der in uns liegt. (Beifall.) Ein drittes kommt dazu und das ist das Wichtigste: Der verehrte Herr Bürgermeister hat in seiner Begrüßung unter anderem auch bemerkt: Diejenigen, welche hier erscheinen sollten, können auch erscheinen, sie haben die schönen Ferien. Ich will das Wortspiel umkehren: Diejenigen, die erscheinen können, weil uns die Unterrichtsverwaltung Ferien gegeben hat, die sollten auch erscheinen, sie sollten zeigen, daß wir einen Willen haben und einen Weg suchen, um solchen Schäden selbst abzuhelfen.

Was uns schädigt, sollen wir lassen, was Stand und Beruf fördert, müssen wir tun. Da gilt es vor allem, die Jugend empor zu führen zu demjenigen, was so wertvoll ist, zu einer Schätzung der geistigen Arbeit. Diese soll dann selbst in der Öffentlichkeit sagen, was an uns wert ist. Wenn wir so unsere Arbeit einschätzen, werden wir uns auch zusammenfinden, um als einheitlicher Körper mit einheitlichem Willen zu erscheinen, dann wird es nicht notwendig sein, nach einem öffentlichen Rechtsschutz auszusehen. Niemand wird sich erkühnen, uns solche Invektiven anzuwerfen, wie dies unlängst in Böhmen geschehen ist. Wir sind in einem Blatte die blinden, die faulen, die stummen Wächter der Jugend genannt worden. Wäre der Fall — es handelte sich um den Selbstmord eines Schülers — sofort, als er in den Zeitungen aufgebauscht und unrichtig dargestellt wurde, vom Lehrkörper oder von der Direktion der betreffenden Anstalt berichtigt worden, so wäre es nicht soweit gekommen. Aber es wurde zugewartet.

Wenn wir als Mittelschullehrer uns vollständig einigen und der Öffentlichkeit zeigen, was für eine Verantwortung wir haben, was wir für eine Arbeit leisten, dann werden derartige Angriffe nicht so häufig erscheinen als bisher. Wir müssen anfangen, der Öffentlichkeit gegenüber unsere Standesehre hochzuhalten, das Standesbewußtsein in der rechten Art zu betätigen; denn die Öffentlichkeit schätzt uns nur in der Weise ein, wie wir uns selbst einschätzen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Prof. Dr. Ludwig Singer: Ich möchte auf einen wichtigen Faktor aufmerksam machen, der sehr unterschätzt wird. Wer die literarischen Erzeugnisse der Zeit seit Mitte der 80er Jahre verfolgt, wird wahrnehmen, daß in Deutschland und Österreich der Mittelschullehrer in der Literatur im ganzen überaus schlecht abschneidet. Im vorigen Jahre hat unter anderem ein Roman großes Aufsehen erregt: Die Buddenbrook. Wie erscheinen die Mittelschullehrer in diesem Romane? Als eine Reihe von Unfähigen und Strebern, als eine Reihe von Leuten, die nach Auszeichnungen jagen, die nichts tun als prüfen und klassifizieren, als eine Reihe von Leuten, bei denen — und ebenso bei den Schülern — das Interesse in dem Augenblicke aufhört, wo der Katalog geschlossen ist. Aber nicht bloß Werke, die für den Tag geschrieben sind, sondern selbst solche, die mit Recht in der Literatur einen hohen Rang einnehmen, sind den Mittelschullehrern feindselig gesinnt. Ich erinnere an Gottfried Kellers „Grünen Heinrich“, an die Episode der Ausschließung, wo er sein eigenes Erlebnis geschildert hat.

Ich glaube, daß wir da etwas tun könnten, daß diejenigen, die dazu befähigt sind, versuchen sollten, so oft solche Attentate auf uns gemacht werden, sachgemäße Abwehr anzuwenden, insbesondere gegen falsche Generalisierungen einzutreten. Es ist eine Tatsache, daß viele Leute aus ihren Erinnerungen schöpfen und aus der Vergangenheit, die von uns selbst überwunden ist, die ihrerzeit vielleicht ganz gut war, den Maßstab für die gänzlich veränderte Gegenwart nehmen. Den Ruf nach dem Staatsanwalte möchte ich überhaupt vermieden wissen. Aber viel-

leicht wird, wenn wir selbst in der Öffentlichkeit das Wort ergreifen und das Publikum belehren, ein richtigeres Urteil Raum finden. (Lebhafter Beifall.)

Regierungsrat Dr. Gustav Waniek: Seit Aristophanes über Sokrates hergefallen ist, ist es immer Brauch gewesen, daß die Literatur nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Stände angegriffen hat. Ich bitte daran zu denken, daß Molière die Ärzte, daß unser Burckhart die Juristen, daß ein anderer in Flachsmann die Volksschullehrer hergenommen hat. Warum sollen nicht wir auch in einem Roman hergenommen werden? (Heiterkeit.) Viele Kollegen werden dies ruhig zur Kenntnis nehmen und sich freuen, wenn dies in ruhiger, geschmackvoller Weise geschieht. (Zustimmung.) Ich glaube nur als Literarhistoriker gegen den Vorschlag Einsprache erheben zu müssen und betonen zu sollen, daß wir nie und nimmer uns werden einverstanden erklären können, zum literarischen Krieg von diesem Standpunkte aufzufordern. (Beifall.) In dieser Richtung muß dem Dichter Freiheit gewährt werden (Zustimmung) und ich finde nicht, daß eine derartige Auffassung unseres Standes in der Poesie uns in unserer Ehre irgendwie nahetritt. (Beifall.) Ich kenne den Fall aus Böhmen nicht. Ich glaube aber, daß das, was der Herr Vortragende vorgeschlagen hat, vollkommen genügt für den Schutz unserer Würde, und unterstütze daher den Vorschlag des Herrn Vortragenden. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Dir. Alois Schwarz (Mähr.-Ostrau): Ich kann den Ausführungen des Herrn Regierungsrates Waniek nur zustimmen. In den vielseitigen Ausführungen ist vielleicht nur eines vergessen worden. Als Grund dieser merkwürdigen Bewegung gegen die Mittelschule kann wohl ein gewisser eingefleischter Haß bezeichnet werden, der sich in einer großen Anzahl von Familien gegen die Mittelschule entwickelt hat. Man hat sich gewöhnt, die Mittelschullehrer als Feinde der Schüler und der Familie zu betrachten. In den letzten Jahren wurde versucht, innigere Beziehungen zu den Familien anzuknüpfen und die letzteren daran zu gewöhnen, den Mittelschullehrer als Freund zu betrachten. Der Arzt tut doch viel weniger für die Familie und wird doch nicht als Feind angesehen. Vielleicht wird dies auch bei uns möglich sein, wenn nicht, wie es manchmal der Fall ist — wir müssen diese Kritik an uns versuchen — im Verkehre mit den Familien schroffe Abweisungen erfolgen. Wenn wir in dieser Richtung mit uns selbst zurate gehen und uns gewöhnen, alle Eltern, die zu uns kommen, als trostbedürftige und bittende zu betrachten und wie Ärzte mit äußerster Schonung über den Zustand der Schüler uns zu äußern, so werden auch die Eltern in uns Freunde erblicken. Auch in dieser Richtung ist eine Agitation notwendig und diese soll bestehen im wohlwollenden Verkehre mit den Eltern. Dieser wird dazu beitragen, um eingefleischten Vorurteilen entgegenzutreten. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Nachdem niemand mehr zum Worte gemeldet ist, schreite ich zur Abstimmung und bitte diejenigen Herren, welche mit den Ausführungen des Herren Vortragenden prinzipiell einverstanden

sind, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe. (Nach einer Pause:) Einstimmig angenommen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Ich ersuche nun Herrn Prof. Karl Mendl (Brünn), sein Referat zu erstatten über: „Die Supplentenfrage mit besonderer Berücksichtigung der Besetzung der Hauptlehrerstellen an Lehrerbildungsanstalten".

Prof. Karl Mendl (Brünn). Redner erinnert daran, daß er bereits am achten Mittelschultage für die Verbesserung der Lage der Supplenten eingetreten sei, und seit dieser Zeit habe sich dieselbe nicht nur nicht gebessert, sondern sei in ein solches Stadium getreten, daß das Gespenst des vielbesprochenen Supplentenelends in seiner ganzen Größe wieder aufzutauchen beginnt. Redner verweist auf die unwürdige Stellung der Supplenten. Abgesehen davon, daß er nach seiner Prüfung ein Probejahr ablegen muß, steht er nach letzterem auf dem Standpunkte, sich eine Existenz suchen zu müssen. In keinem Dienstzweige des Staates findet man eine solch unwürdige Behandlung eines akademisch gebildeten Mannes. Der Supplent ist angestellt wie ein Taglöhner, bezahlt wie ein Stückarbeiter. Gelingt es ihm, eine Anstellung zu erhalten, muß er viele wöchentliche Stunden übernehmen, um halbwegs standesgemäß leben zu können. Dadurch leidet aber der Unterricht ganz besonders. Es ist daher geboten, daß die Supplenten bestimmte Bezüge (X. Rangsklasse) erhalten und definitiv angestellt werden. Im Zusammenhange mit der definitiven Anstellung der Supplenten ist auch die Anrechnung sämtlicher im Staatsdienste verbrachten Dienstjahre bei der Ernennung in die IX. Rangsklasse. Redner verlangt, daß die Hauptlehrerstellen an Lehrerbildungsanstalten mit akademisch gebildeten Lehrern besetzt werden, und wendet sich schließlich gegen das Probetriennium, das nicht mehr zeitgemäß sei. In der neuen Lehrerinnenzeitung vom März 1906 heiße es bezüglich Besetzung der Hauptlehrerstellen an Lehrerinnenbildungsanstalten: „Der Herr Professor wird mit anderen Augen angesehen als die Frau Professor und — was schlimmer ist — der Herr Professor sieht auch die junge, blühende Mädchenschar mit anderen Augen an, als das die Frau Professor tut". In diesen Worten liege ein derartiger Angriff gegen die Ehre des Standes, daß er auf das entschiedenste zurückgewiesen werden müsse. (Beifall.) Redner stellte sodann folgende 8 Anträge.

Weil nur der erste und zweite Antrag Anlaß zu einer Debatte bieten, mögen der leichteren Übersicht wegen zuerst die folgenden nach dem Stimmenverhältnis hier Aufnahme finden.

3. „Anrechnung der Supplentenjahre — auch der vor abgelegter Prüfung — zur Erlangung der Quinquennalzulagen im Sinne des Gesetzes vom 19. September 1898 sowie überhaupt Anrechnung aller im Staatsdienste vollbrachten Dienstjahre, insbesondere der Dienstjahre als Konstrukteure und Assistenten an Hoch- und Mittelschulen bei der definitiven Anstellung in der IX. Rangsklasse an der Mittelschule." (Mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.)

4. „Verleihung des Titels Gymnasial-, Realschullehrer usw. anstatt des Titels ‚Supplent', Aufhebung des Probetrienniums und Verleihung des Titels ‚Professor' bei der Ernennung in die IX. Rangklasse." (Einstimmig angenommen.)

5. „Definitive Bestellung der Bezirkschulinspektoren." (Mit allen gegen 12 Stimmen angenommen.)

6. „Definitive Besetzung erledigter systemisierter Lehrstellen durch Lehrkräfte der IX. Rangklasse längstens nach Ablauf eines halben Jahrès." (Einstimmig angenommen.)

7. „Definitive Besetzung der Lehrstellen für voraussichtlich dauernde Parallelklassen." (Einstimmig angenommen.)

8. „Besetzung der Hauptlehrerstellen an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten durch akademisch gebildete Lehrkräfte." (Mit allen gegen drei Stimmen angenommen. „Oho!"-Rufe.)

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden mit der Bemerkung, der ihm gewordene Beifall habe gezeigt, welch lebhafte Resonanz seine Ausführungen gefunden hätten, und eröffnet die Debatte über die ersten zwei Anträge, welche folgendermaßen lauten:

1. „Einrechnung des Probejahres in die definitive Dienstzeit oder Einfügung der Probepraxis in das dritte oder vierte Studienjahr."

2. „Definitive Anstellung der Supplenten und Zuerkennung der Bezüge der X. Rangklasse."

Zum ersten Punkte ergreift Prof. Dr. Josef Perkmann das Wort. Er müsse gegen den Punkt entschieden auftreten, daß das Probejahr ausfallen solle. (Widerspruch. Rufe: „Das ist ein Irrtum!")

Vorsitzender: Es heißt: „Einfügung des Probejahres in das dritte oder vierte Studienjahr."

Prof. Dr. Perkmann: Es ist gesagt worden, daß ein Hörer der Hochschule mit drei, bezw. vier Jahren die pädagogischen und wissenschaftlichen Kenntnisse erlangen soll. Das ist unmöglich. Ich behalte mir vor, an anderer Stelle darauf zurückzukommen; hier will ich nur darauf hingewiesen haben. Es muß entweder an der Hochschule an eine Erweiterung gedacht werden oder es muß das Probejahr bleiben.

Dir. Dr. Anton Frank: Entschuldigen Sie, wenn ich mich wieder zum Worte gemeldet habe; aber ich glaube, der Vortragende hat uns einen reichen Wunschzettel vorgelegt. Gegen eins muß ich mich entschieden aussprechen. In dem Vortrage ist nicht erwähnt worden, daß das Vorgehen, wie es jetzt gehandhabt wird, indem Bürgerschullehrer an den Pädagogien ernannt werden, eigentlich durch die Verhältnisse mitbedingt ist. Vor fünf Jahren war das Angebot an akademischen Lehrern nicht so zahlreich wie jetzt und die Bürgerschullehrer, welche ihr Interesse wahrnahmen, erscheinen jetzt als *beati possidentes*. Das hat sich so eingebürgert. Es kommt nur darauf an, was man vom Unterrichte eines Lehrers am Pädagogium verlangt, das ist eine andere Frage. Wenn der Herr Vorredner sich gegen die eine These gewendet hat, daß die Probepraxis ins dritte oder vierte Studienjahr verlegt werden soll,

müßte ich mich ebenso gegen den Vorschlag aussprechen. Denn das ist der Grund, weshalb die Bürgerschullehrer sagen: „Ja, ein Herr, der von den akademischen Studien kommt, ist eigentlich nicht geeignet, am Pädagogium zu wirken, weil ihm die Praxis fehlt. Der Lehrer an einem Pädagogium muß von unten an die Praxis kennen lernen, er muß in sie eingeführt werden". Sie haben nicht Unrecht, wenn sie die Sache so äußerlich nehmen. Wir aber sagen: „Haben wir die höhere Bildung durch die akademischen Studien an der Universität erreicht, so werden wir uns auch die Anpassungsfähigkeit erworben haben, uns in die Praxis hineinzufinden". Ich halte aber die Einfügung der Probopraxis in das dritte oder vierte Studienjahr für ausgeschlossen, weil der Kandidat in den letzten Jahren, abgesehen von den fachwissenschaftlichen Studien, noch an andere notwendige Dinge zu denken hat. Die Prüfung steht vor ihm, was soll da geschehen an pädagogischer Praxis? Wir können doch halbwegs aus Erfahrung sprechen. Wir haben in Prag ein Seminar, wo die Kandidaten, die noch nicht die Lehrbefähigung besitzen, in die Praxis eingeführt werden. Was kommt da heraus? Die Kandidaten sind froh, wenn sie einmal ein Praktikum hinter sich haben. Es kommt allerdings darauf an, was für eine Arbeit verlangt wird. Es kann eine Arbeit sein, deren Vorbereitung den Kandidaten einige Wochen in Anspruch nimmt, er kann aber auch ein Thema zu behandeln haben, für dessen Vorarbeit eine Woche mehr als genug ist. Allerdings haben wir eine zureichendere Einrichtung für die praktische Ausbildung der Kandidaten, die bereits die Lehrbefähigung erworben haben. Es ist dies das Gymnasialseminar am Maximilian-Gymnasium in Wien, der „Zirkus Loos", wie man es genannt hat (Heiterkeit), denn hier werden die Kandidaten ordentlich hergenommen. Wenn die Kandidaten unmittelbar nach der Prüfung in das praktische Lehramt eintreten, haben sie noch so viel zu tun, daß ihnen vielleicht die Zeit mangelt zum fachwissenschaftlichen Studium. Sie verlangen aber, daß sie im dritten und vierten Jahre der Universitätsstudien noch Pädagogik treiben. Wir müssen die Sache von unten anfassen und zwar ordentlich, da der Kandidat am besten in die Pädagogik eingeführt wird, nachdem er sein Lehrbefähigungszeugnis erworben hat. (Beifall.) Es handelt sich nicht nur um die bloße Praxis, sondern auch um die wissenschaftlichen Doktrinen der Pädagogik, d. i. eine schwere und weitgreifende Arbeit.

Dir. Alois Schwarz: Ich möchte zu erwägen geben, ob wir mit dem Wunschzettel nicht den Studenten einen schlechten Dienst erweisen. Wir verlangen die definitive Anstellung. Was liegt näher, als daß der Staat sagen wird: Wir haben keinen Grund, es hier anders zu machen als mit den Juristen. Die werden zuerst als Praktikanten angestellt ohne Gehalt, ohne Adjutum. Nach drei bis vier Jahren kommt ein Adjutum von 1000 *K* und mit diesem müssen sie so lange bleiben, bis eine Stelle frei wird. Ob das nicht ein sehr bedenklicher Weg ist, den wir einschlagen, ist zu erwägen. Dazu kommt der voraussichtliche Überfluß der Bewerber. Im Laufe von vier bis fünf Jahren haben Sie so viel geprüfte Kandidaten, daß die Unterrichtsverwaltung in der Lage sein

wird, genau so vorzugehen wie die Justizverwaltung mit den Juristen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß nicht alle Lehranstalten unter einer Verwaltung stehen, daß auch zahlreiche Kommunal- und Privatlehranstalten in Rücksicht kommen und daß in erster Linie in Bezug auf die Besetzung der Supplentenstellen neue Normen erforderlich sind.

Referent Prof. Karl Mendl: Ich möchte zur Aufklärung des ersten Redners, der die Zeit der Ausbildung zu kurz findet, eine Bemerkung machen. Meines Wissens ist er noch aus der Zeit, in der man nur drei Jahre Philosophie studiert und nach den drei Jahren die Hausarbeit eingegeben hat. Wenn also längere Zeit hindurch eine dreijährige Ausbildung an der Hochschule hinreichte und das Probejahr als viertes Jahr hinzugekommen ist, warum soll das nicht mehr möglich sein, warum soll man unbedingt für die Hochschule vier Jahre benötigen, um erst im fünften Jahre sich praktisch auszubilden? Wenn anderseits bemerkt wurde, daß der Lehramtskandidat mit der Hausarbeit und der Vorbereitung für die Prüfung usw. im vierten Jahre beschäftigt sei, so erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß im vierten Jahre er noch nicht mit der Hausarbeit beschäftigt ist. (Widerspruch.) Ich bitte zu entschuldigen, im siebten Semester. Die praktische Ausbildung ist nicht unmöglich und wenn ein Vergleich mit den Bürgerschullehrern angeführt wird, so können diese uns den Vorwurf machen, daß die ganze praktische Ausbildung auch während der Studienzeit erfolgt.

Was die Gefahr für die Supplenten betrifft, wenn sie definitiv werden, so ist übersehen worden, daß ausdrücklich gesagt wurde, daß die systemisierten Stellen durch definitive Lehrstellen der IX. Rangsklasse ersetzt werden müssen. Dann bleiben für die Supplenten nur so viel Stellen, als tatsächlich bloß vorübergehend zu besetzen sind. Daher erfolgt auch keine Verkürzung dadurch, daß man die Bezüge einer bestimmten Rangsklasse gewährt.

Dir. Dr. Anton Frank: Ich möchte mir erlauben, um getrennte Abstimmung über die einzelnen Punkte zu bitten.

Gegenüber dem Herrn Kollegen Mendl möchte ich eine Bemerkung vorbringen. Wenn er sagt, es könnte so viel Zeit erübrigt werden, daß die jungen Lehrer in die Pädagogik eingeführt werden, so bitte ich zu bedenken, daß seit 30 Jahren die Anforderungen gewaltig sich gesteigert haben. Wir haben jetzt Seminare, wo gearbeitet werden muß, der Stoff ist im einzelnen viel mehr ausgearbeitet, da glaube ich, wird die fachwissenschaftliche Bildung das vierte Jahr vollauf in Anspruch nehmen.

Vorsitzender: Ich schreite nun zur Abstimmung über die einzelnen Punkte.

Der erste Punkt lautet:

„Einrechnung des Probejahres in die definitive Dienstzeit oder Einfügung der Probepraxis in das dritte oder vierte Studienjahr."

(Rufe: „Das sind zwei Anträge!")

Also bringe ich zuerst den ersten Teil zur Abstimmung:

„Einrechnung des Probejahres in die definitive Dienstzeit.“ (Einstimmig angenommen.)

Der zweite Teil lautet:

„oder Einfügung der Probepraxis in das dritte oder vierte Studienjahr.“

(Rufe: „Das oder hat zu entfallen!“)

Ich bitte also um die Abstimmung über den Satz „Einfügung... Studienjahr“. (Abgelehnt.)

2. „Definitive Anstellung der Supplenten und Zuerkennung der Bezüge der X. Rangsklasse.“

(Rufe: „Teilen!“)

Also stimmen wir ab über den Satz: „Definitive Anstellung der Supplenten“. (Mit allen gegen 14 Stimmen angenommen.)

„Zuerkennung der Bezüge der X. Rangsklasse.“ (Mit allen gegen 16 Stimmen angenommen.)

Nach einer Pause von 15 Minuten erhält Prof. Ernst Sewera das Wort zu seinem Referate: „Über den Termin der Ausschreibungen und Besetzungen erledigter Lehrerstellen“.

Die herrschende, stets zunehmende Teuerung auf der einen Seite, auf der anderen die Aussichtslosigkeit jeder Hoffnung auf eine Gehaltserhöhung in absehbarer Zeit rückt den Wunsch in greifbare Nähe, es möchten doch wenigstens die außerordentlichen Auslagen von bedeutender Höhe, die besonders den Familienvater hart treffen, auf ein Mindestmaß herabgedrückt werden. Solche außerordentliche Auslagen verursachen die Ernennungen (Übersetzungen), wenn sie eine Übersiedlung an einen anderen Ort bedingen. Denn diese Auslagen beschränken sich nicht bloß auf die Bedeckung der Übersiedlungskosten, die an sich schon hoch genug sind — haben ja doch die Verwaltungen der Eisenbahnen die früher den Beamten gewährte fünfzigprozentige Ermäßigung für den Möbeltransport zurückgezogen — sondern sie werden noch bedeutend erhöht durch die dem Ernannten erwachsende Pflicht, an zwei Orten zugleich durch ein Vierteljahr (bei der Ernennung im Julitermine) oder gar durch ein halbes Jahr (bei der Ernennung im September) je eine Wohnungsmiete zu bezahlen. Bei den hohen Mietpreisen der Gegenwart ist diese Mehrbelastung für den Betroffenen gewiß empfindlich, sie ist aber auch höchst unangenehm, weil sie durch nichts kompensiert wird. Unter den Bewerbern, die sich bereits in definitiver Stellung befinden, streben viele eine Übersetzung aus der kleinen Landstadt in eine größere Stadt, in die Landeshaupt- oder gar Reichshauptstadt an, teils getrieben von dem Bedürfnisse nach einem mit ihrer Standesehre verträglichen Nebeneinkommen, ohne das sie die heranwachsenden Kinder nicht mehr standesgemäß erhalten können, teils infolge des Wunsches, den Kindern eine standesgemäße Bildung vermitteln zu lassen, die sie ihnen sonst wegen Mangels an geeigneten Unterrichtsanstalten in der kleinen Landstadt versagen müßten. Für diese sowohl wie auch für die verheirateten Supplenten, die auch durch die Ernennung in der Regel zu einem Ortswechsel gezwungen werden, erscheint eine Umlegung der Ernennungstermine im

Sinne der aufgestellten These als wünschenswert, selbst unter Würdigung des Umstandes, daß die Landesschulbehörden in berücksichtigungswürdigen Fällen von Übersiedlungen den Betroffenen Unterstützungen zu gewähren pflegen.

Die gegenwärtige Verteilung der Termine führt zu einer gewöhnlich recht langen Reihe von Ausschreibungen während der Ferien. Dadurch werden aber die Ferien für so manchen ihrer eigentlichen Bestimmung, derzufolge sie eben nur als eine notwendige Einrichtung erscheinen können, entzogen. Führt schon die Bewerbung, die in die Ferien fällt, eine empfindliche Störung der Ferialruhe herbei, so ist sie noch obendrein besonders geeignet, im Falle einer Enttäuschung eine große Unzufriedenheit zu erzeugen. Daß unter diesen Bewerbungen auch die oft karg bemessene Urlaubszeit der Direktoren eine Einbuße erleidet, läßt sich ebensowenig leugnen, als daß die Landesschulinspektoren und Referenten im Ministerium infolge der Arbeitslast, die ihnen durch die Erledigung einer Unzahl von Gesuchen und die Besetzung einer ansehnlichen Reihe von erledigten Lehrstellen zweifellos erwächst, von dem Genusse der schönsten Zeit des Jahres ausgeschlossen sind. Sollen also die Ferien das sein, wozu sie bestimmt sind, dann erscheint die beantragte Umlegung der Ernennungstermine geradezu als geboten.

Ob man aber der Möglichkeit, erledigte Stellen auch in den Ferien zur Ausschreibung zu bringen, ausnahmslos wird entraten können, ist eine andere Frage. In Fällen von unfreiwilligen Pensionierungen werden nach wie vor die durch sie freigewordenen Stellen erst nach erfolgter Pensionierung, d. i. also gewöhnlich in den Ferien, ausgeschrieben werden müssen. Aber die Rücksicht auf diese Fälle darf schon wegen der Seltenheit derselben auf die Festsetzung der Ernennungstermine nicht einen entscheidenden Einfluß nehmen. Sie nötigt bloß zu der Einschiebung der Worte „von Ausnahmen abgesehen“ nach dem Worte „sollen“ in der vorliegenden These. Denn die genannten Fälle darf man doch wohl als Ausnahmen bezeichnen.

Andere Bedenken lassen sich leicht zerstreuen. So erwächst dem Grundsatze, jede erledigte Stelle zur Ausschreibung zu bringen, durch die beantragte Umlegung der Ernennungstermine keinerlei Hindernis, da die Frist von dem einen zu dem anderen Termine in der vorgeschlagenen Fassung um einen Monat länger ist als gegenwärtig. Unbedenklich ist es ferner, dem Ernannten die vollzogene Ernennung schon Ende April statt Ende Juni bekanntzugeben, ebenso wie es unbedenklich ist, eine Stelle schon einen oder zwei Monate vor der Erledigung auszuschreiben, vorausgesetzt, daß letztere außer Frage steht. Denn in den beiden eben genannten Fällen hat man an der „Rechtswirksamkeit“ ein geeignetes Mittel, die Bezüge des Ernannten, besonders mit Rücksicht auf die des Ruhebedürftigen, zu regeln. Endlich würden bei Annahme und Durchführung der These Ernennungen, die in die ersten Monate des bereits begonnenen Schuljahres fallen und einen den Unterrichtsbetrieb tief schädigenden Personalwechsel bedingen, zu den größten Seltenheiten gehören.

Vorsitzender: Ich danke dem Vortragenden für seine Ausführungen. Der Beifall, den diese gefunden, zeigt, daß die Versammlung dem Vortrage beistimmt.

Ich eröffne nunmehr die Debatte.

Hofrat Dr. Johann Huemer: Ich bedaure auch, daß die Besetzungstermine, wie sie üblich sind, mit den Zinsterminen nicht zusammenfallen, und wäre, soweit ich dabei mitzureden habe, bereit, eine Änderung eintreten zu lassen. Ob der Vorschlag, wie er gemacht wurde, praktisch ist, weiß ich nicht. Ich möchte nur den Herren einige Bemerkungen zur Erwägung anheimstellen.

Wenn man in Zukunft anfangs April die Besetzung vornehmen würde, so kämen in diesem Termine jene Stellen zur Besetzung, welche im Herbsttermine aus Mangel an Kandidaten nicht besetzt werden konnten. Das wird aber in Zukunft anders werden, da nämlich jetzt schon in den realistischen Gegenständen genügend Kandidaten zur Verfügung stehen und zu hoffen ist, daß in nicht ferner Zeit auch in den humanistischen Fächern dieser Fall eintreten wird. Es werden dann im Herbste nicht viel Stellen übrig bleiben. Übrig bleiben an den Realschulen diejenigen, die im Herbsttermine infolge gesetzlicher Bestimmung nicht besetzt werden durften. Die Zahl der Professoren, die im ersten Semester in Pension gehen, ist eine minimale, es sind meist nur solche, die sich aus Krankheitsrücksichten pensionieren lassen. Daß aber diejenigen, die die Absicht haben, das ganze Jahr noch zu bleiben, sich schon im ersten Semester um die Pensionierung bewerben, ist mir unerhört. Die Herren wollen erst am Ende des zweiten Semesters austreten und ich muß oft die Herren ersuchen, dies früher zu tun.

Größer würde die Zahl der Besetzungen im zweiten Termine sein, das wäre anfangs Juli. Es herrscht aber jetzt die Strömung für die Verlegung der Ferien auf den 1. Juli bis 1. September; es müßte dann Ende Juni alles erledigt sein. Ich mache nun auf folgendes aufmerksam. Jene Herren, welche im Julitermine die Prüfung ablegen, erhalten vielfach noch im September ihre Anstellung; diese würden bei der vorgeschlagenen Änderung ein ganzes Jahr verlieren. Es sind jetzt — im Februar — in Wien für Philologie vier Kandidaten approbiert worden. Die reichen weder für April noch Juli zur Besetzung aus. Es haben sich aber für den Julitermin, wie es heißt, 20 Kandidaten gemeldet, und wenn auch einige durchfielen, so blieben doch etwa 15 übrig, die im September sicher eine Anstellung finden. Es wäre also zu überlegen, ob es vom Vorteil ist, daß die Anstellbarkeit für die jüngeren Herren hinausgerückt werde. Das ist meine Erfahrung. Ich will aber dem Vortragenden nicht widersprechen. Wenn es einen Ausweg gäbe — der Vortragende hat ihn übrigens angedeutet — könnte man sich mit dem Vorschlage, wie er gestellt wurde, eher befreunden, sonst müßten viele Stellen unbesetzt bleiben. Im verflossenen Jahre wurden im Septembertermine 145 Stellen besetzt.

Nach eingehender Debatte, an der sich Dir. Heller, die Proff. Weinberger, Tesař, v. Gratzy und der Referent beteiligte, wird zur Abstimmung geschritten.

Vorsitzender: Da der Herr Referent mit dem Zusatze „nach Tunlichkeit" einverstanden ist, so würde die These lauten:

„Die beiden Ende Juni oder anfangs Juli, bezw. Ende August oder anfangs September fallenden Besetzungstermine sollen nach Tunlichkeit dahin eine Änderung erfahren, daß der erstere an das Ende des Monats April oder in die erste Woche des Mai, der letztere in den Juli oder spätestens in die erste Woche des August verlegt werde."

(Einstimmig angenommen.)

B. Sektionssitzungen.

1. Philologische Sektion.

Auf Vorschlag des Dir. Josef Zycha, der in Vertretung des erkrankten Regierungsrates Leopold Eysert die zahlreich erschienenen Anwesenden begrüßt, wird Dir. Dr. Gustav Hergel (Aussig) zum Vorsitzenden gewählt. Schriftführer: Dr. Johann Penzl (Wien).

Dir. Hergel erteilt dem Prof. Dr. Wilhelm Weinberger (Iglau) das Wort zu seinem angekündigten Vortrage: „Zum griechischen Elementarunterrichte".

Nach der einleitenden Versicherung, daß der zu enge Titel: „Zum griechischen Elementarunterrichte" ohne sein Verschulden in die „Tagesordnung" gekommen sei, empfiehlt der Vortragende die Annahme folgender Leitsätze:

1. Bei der ersten Durchnahme der Formen ist die Rücksicht auf die praktische Einübung wichtiger als die sprachwissenschaftliche Erklärung; darauf soll die Einrichtung der Schulgrammatik Bedacht nehmen.

2. Der Elementarunterricht ist durch Beschränkung auf das notwendigste und durch zweckmäßige Anordnung so zu gestalten, daß schon im zweiten Semester der IV. Klasse mit der Xenophon-Lektüre begonnen werden kann.

3. Durch diesen früheren Beginn der Xenophon- und durch Beschränkung der Herodot-Lektüre auf drei Monate ist es zu ermöglichen, daß alle für die Komposition wichtigen Partien der Ilias gelesen werden.

4. Ebenso ist durch Beschränkung der Demosthenes-Lektüre auf eine oder zwei Reden Raum für eine Erweiterung der Odyssee-Lektüre zu schaffen; mindestens bei guten Klassen soll ein sophokleisches Drama in der VII. (statt in der VIII.) Klasse gelesen werden.

5. Vorbereitete und unvorbereitete Lektüre ist in zweckmäßiger Weise zu verbinden.

6. Grammatikstunden und deutsch-griechische Schularbeiten sind im Obergymnasium (die letzteren etwa mit Ausnahme des zweiten Semesters der VIII. Klasse) beizubehalten.

An den Vortrag schließt sich folgende Debatte:

Prof. Dr. E. Löw (Wien) findet in den Ausführungen des Referenten drei Gesichtspunkte vorherrschend: 1. Die Einschränkung des grammatischen Unterrichtes im Untergymnasium, 2. die Auswahl der Lektüre und 3. die schriftlichen Arbeiten in den obersten Klassen des Gymnasiums.

Eine weitere Einschränkung des grammatischen Unterrichtes sei absolut unzulässig, daher empfehle er statt der These 2 des Vortragenden folgenden Antrag zur Annahme: „Der gegenwärtige Unterrichtsbetrieb im Griechischen sucht den Schülern jenes Mindestmaß von grammatischem Wissen zu ermitteln, welches als unerläßliche Voraussetzung einer fruchtbringenden Lektüre griechischer Autoren bezeichnet werden muß".

Was den vierten Punkt betreffe, so sei es ein Herzenswunsch aller, daß den Philologen ein größerer Spielraum in der Auswahl griechischer Autoren gelassen werde.

Bei den schriftlichen Arbeiten endlich solle es dem Lehrer der VII. Klasse gestattet sein, nach eigenem Ermessen zu bestimmen, ob deutsch-griechische oder griechisch-deutsche Themen zur Bearbeitung gegeben werden sollten; in der VIII. Klasse hätte man in der Regel nur griechisch-deutsche Themen zu stellen. Bei den Aufnahms- und Privatistenprüfungen solle man für die V. und VI. Klasse deutsch-griechische, für die VII. und VIII. Klasse nur griechisch-deutsche Arbeiten geben.

Landesschulinspektor Dr. August Scheindler erinnert daran, daß die Ankündigung des Vortrages gelautet habe: „Zum griechischen Elementarunterrichte", und stellt den Antrag, nur diesen zum Gegenstande der Debatte zu machen.

Prof. Dr. K. Klement spricht sich mit aller Entschiedenheit gegen eine weitere Einschränkung des grammatischen Unterrichtes aus. Es sei unmöglich, im Elementarunterrichte noch Zeit zu gewinnen, um nebenbei Lektüre betreiben zu können. Nur durch intensives Arbeiten auf der Unterstufe sei es möglich, die Grundlage zu schaffen, daß die Lektüre das werde, was sie sein solle, daß der griechische Unterricht überhaupt existenzberechtigt sei. Er sei mit der Darstellung in den Weigelschen Büchern nicht in allem einverstanden, aber das müsse hervorgehoben werden, daß sie die unterste Grenze dessen bezeichneten, was überhaupt gefordert werden müsse.

Prof. E. Sewera (Linz) vermißt in den Ausführungen des Vortragenden die Erörterung der Frage, wie man den Angriffen der angeblich überzeugten Gegner des griechischen Unterrichtes den Boden entziehen könne. Die Worte seines unmittelbaren Vorredners seien gewiß unanfechtbar, aber es werde anderseits niemand leugnen, daß gerade die strengen Forderungen, die bezüglich des Vokabellernens an die Schüler gestellt werden, die Zahl der Gegner des Griechischen von Tag zu Tag vermehren. Ein gewisser Vokabelschatz sei für den Schüler unbedingt notwendig, aber man dürfe nicht übersehen, daß die Vokabeln immer nur Mittel zum Zwecke seien.

Dr. Anton Stitz (Wien) hält die erste These für so selbstverständlich, daß man von einer Abstimmung absehen könne. Allerdings dürfe diese sprachwissenschaftliche Erklärung nicht vernachlässigt werden, wenn sie als Stütze für das Gedächtnis des Schülers erscheine.

Dir. Dr. Viktor Thumser ist der Ansicht, daß die auf der Unterstufe etwa gewonnene Zeit zum Drill, nicht zur Lektüre eines Autors

verwendet werde. Übrigens könnten ja auch in das Übungsbuch zusammenhängende Stücke aus einem Autor aufgenommen werden. Verfehlt sei die Ansicht, daß man auf das Vokabellernen nicht das strengste Gewicht legen solle. Der Zweck des Studiums sei nicht, der Bequemlichkeit zu dienen, der Schüler solle etwas lernen.

Auch Dir. Moritz Strach (Prachatitz) tritt für ein sorgfältiges Vokabellernen ein. Erfahrungsgemäß machten diese den Schülern die geringste Schwierigkeit, die eigentliche Schwierigkeit bilde die Anwendung der Grammatik.

Prof. Dr. Florian Weigel (Wien) hält ebenfalls einen gründlichen grammatischen Unterricht für die unerläßliche Voraussetzung einer fruchtbringenden Lektüre, sowie anderseits eine gründliche Lektüre nur möglich sei, wenn der Schüler über einen reichen Vokabelschatz verfüge. Im Elementarbuche seien allerdings einzelne Aoristformen vorausgenommen worden, aber nur solche, deren Verständnis keine Schwierigkeit mache. Es sei zu dem Zwecke geschehen, um zusammenhängende Stücke erzählenden Inhalts aufnehmen zu können. Übrigens enthielten entsprechende Anmerkungen die Erklärung dieser Formen. Wenn bezüglich der Grammatik darauf verwiesen werde, daß die *Verba liquida* von den übrigen Stämmen nicht hätten getrennt werden sollen, so seien die Meinungen darüber geteilt. Viele Rezensenten hätten sich für die Trennung ausgesprochen. Der Hauptgrund aber sei der gewesen, weil unmittelbar vor dem Erscheinen der Grammatik von der Unterrichtsbehörde die Frage ventiliert worden sei, ob nicht diese Verba der IV. Klasse vorbehalten sein sollten. Es sei ferner gerügt worden, daß der starke Aorist so frühzeitig genommen werde. Es handle sich aber nur um sechs oder sieben Formen. Auch die Regeln über das starke Perfekt seien jetzt viel einfacher und verständlicher gefaßt.

Im Schlußworte erklärt der Vortragende, er sei einverstanden, daß die Abstimmung über die erste These entfalle. Er habe sie zu einer Zeit aufgestellt, da ihm die Neuauflage der Grammatik noch nicht zugänglich gewesen sei. Bezüglich der zweiten These sei er mißverstanden worden. Er wolle keineswegs die Gründlichkeit des Elementarunterrichtes einschränken, glaube aber, daß durch eine Änderung in der Anordnung des Stoffes eine vollkommenere Einübung erzielt werden könne. An dem Lehrstoffe der III. Klasse habe er nichts geändert, in der IV. Klasse habe er nur die große Masse des Gedächtnisstoffes bekämpft. Ob man die Anabasis lese oder einzelne Partien derselben in das Übungsbuch aufnehme, sei irrelevant.

Bei der Abstimmung über die aufgestellten Themen bemerkt der Vorsitzende, auf die erste These habe der Referent selbst verzichtet, die Thesen 3 bis 6 seien durch den Antrag des Landesschulinspektors Dr. Scheindler gefallen. Die Abstimmung über die zweite These ergibt die Ablehnung derselben; dagegen wird der obenerwähnte Antrag des Prof. Dr. Löw zum Beschlusse erhoben.

2. Historisch-geographische Sektion.

Dir. Anton Rebhann eröffnet um 3 Uhr die Versammlung und schlägt vor, zum Vorsitzenden Regierungsrat Dir. Dr. Gustav Waniek (Wien), zum Schriftführer Prof. Dr. Karl Partisch (Wien) zu wählen. (Angenommen.)

Regierungsrat Dr. Waniek übernimmt nun den Vorsitz und erteilt das Wort Prof. Dr. Anton Becker (Wien) zu dem angekündigten Vortrage über die „Verteilung des Lehrstoffes aus der Geschichte und Geographie am Obergymnasium".

Es wurde zunächst auf die Nachteile hingewiesen, welche sich aus der gegenwärtigen Lehrstoffverteilung der Geschichte an Obergymnasien, namentlich aus der Überbürdung der VI. Klasse ergeben und die ihren Grund teils im Stoffe, teils in der zur Verfügung stehenden Zeit haben. Für die gründliche Durchnahme der Geschichte des Mittelalters vom XIII. Jahrhundert an, die durch das Hervortreten der Wirtschaftsgeschichte bei dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, durch die Bedeutung der Städte, durch die vielen territorialen Änderungen infolge von Teilungen und Verträgen sehr schwierig wird, ist ebenso großer Zeitaufwand nötig, wie für das Zeitalter der Entdeckungen, des Humanismus und der Renaissance und des der Reformation, wo einerseits die durch Anschauungsmittel zu vermittelnde Kunstgeschichte ebenso zeitraubend ist, wie die Gründlichkeit, mit der eine Epoche behandelt werden muß, die zum Teil grundlegend ist für die soziale, wirtschaftliche und politische Entwicklung der Neuzeit.

Daher kommt man trotz der 4 Stunden in der VI. Klasse nicht aus. Es wurde daher vorgeschlagen, den Lehrstoff in der V. Klasse, der durch die klassische Lektüre teilweise unterstützt wird, bis zum Prinzipat zu erweitern, zumal der gegenwärtige Abschluß mit dem J. 133 nicht ganz glücklich gewählt ist oder das Zeitalter der Reformation in die VII. Klasse zu verlegen.

Nach einer längeren Debatte wird die Lehrstoffverteilung in der Weise vorgeschlagen, daß in der V. Kl. das Altertum bis zum Prinzipat, in der VI. Kl. die Zeit von 30 v. Chr. bis 1555 n. Chr. behandelt werden soll und der Rest der VII. Kl. zufällt.

Bezüglich der Verteilung des geographischen Lehrstoffes im Obergymnasium wird nur ein Vorschlag gemacht, wie ein einheitlicher Modus gefunden werden könnte, den geographischen Lehrstoff methodisch an den geschichtlichen anzugliedern.

Bei der darauf folgenden Debatte wird der Antrag des Prof. Dr. Becker: V. Klasse — 30 v. Chr., VI. Klasse — 1555, VII. Klasse — Gegenwart angenommen.

3. Mathematische Sektion.

Hier hält Schulrat Prof. Dr. K. Zahradníček seinen Vortrag „Zur Frage der Einführung der Infinitesimalrechnung an den österreichischen Mittelschulen".

Schulrat Dr. Zahradníček betont zunächst die Reformbedürftigkeit des mathematisch-physikalischen Unterrichtes an der österreichischen Mittelschule im allgemeinen und erörtert sodann insbesondere die Notwendigkeit der Verwendung der Elemente der Infinitesimalrechnung zur wissenschaftlich korrekten und auch didaktisch empfehlenswerten Erledigung derjenigen Partien der Mathematik und Physik, die mit den bisher üblichen, mehr oder weniger gekünstelten und unbefriedigenden sogenannten elementaren Methoden behandelt zu werden pflegen.

Redner gelangt zu folgenden Leitsätzen:

1. Es ist sehr wünschenswert, daß in den Lehrplan der österreichischen Mittelschulen der Funktionsbegriff und jene Elemente der Differential- und Integralrechnung aufgenommen werden, welche zu einer korrekten Darstellung der mathematischen und physikalischen Lehrsätze unbedingt notwendig sind.

2. An die hohe Unterrichtsverwaltung möge die Bitte gerichtet werden, jenen Lehrern, die von der Notwendigkeit einer in der angegebenen Richtung durchzuführenden Reform des mathematischen Unterrichtes überzeugt sind, die Erlaubnis zu gewähren, bei ihrem Unterrichte die Methoden der Analysis innerhalb der vom mathematischen Sonderausschusse der beiden Wiener Vereine „Mittelschule“ und „Realschule“ abgesteckten Grenzen (Österr. Mittelschule XIX, S. 298 ff. und S. 390 ff.) nach freiem Ermessen in Anwendung zu bringen. Die hiebei gewonnenen Erfahrungen werden bei dem Entwurfe eines neuen Lehrplanes sowie bei der Abfassung der für den Unterrichtsgebrauch bestimmten Lehrbücher der Mathematik so viel als möglich zu berücksichtigen sein.

Dem gegenüber stellt Dir. Januschke folgende Leitsätze auf:

1. Es möge die durch reichsdeutsche Gelehrte und Schulmänner in kräftigen Fluß gebrachte Bewegung und die gleichzeitige und wesentlich gleichgerichtete Reformarbeit der österreichischen Mittelschullehrervereine auch in unseren Schulen Eingang umso eher finden, als der realistische Unterricht in Österreich — wie auch von reichsdeutscher Seite wiederholt bereitwilligst anerkannt worden ist — seit dem Organisationsentwurfe von 1849 ein sehr vorgeschrittener war.

2. Die hohe Unterrichtsverwaltung wird gebeten, daß den Lehrern gestattet werde, über „die Vertiefung und Vereinfachung des mathematischen Unterrichtes“ eigene Erfahrungen sich zu sammeln. Hierauf eröffnet Prof. Dr. Höfler die Debatte. Landesschulinspektor Dr. J. G. Wallentin erklärt, er stehe noch immer auf dem Standpunkte, den er schon früher eingenommen und wiederholt präzisiert habe. Er habe, den Verhandlungen folgend, gefunden, daß die Männer aus Deutschland bezüglich der angeregten Frage noch geradeso unklar sind wie wir selber. Um eine so tiefgehende Reform durchzuführen mit Erfolg, gehöre ein ganz anderes reiferes Schülermaterial dazu als wir es in unseren Gymnasial- und Realschülern finden. Es sei Durchtränkung des mathematischen Lehrstoffes mit dem Funktionsbegriff und Erweiterung des räumlichen Anschauungsvermögens anzustreben. Die Forderungen aber seien zu hohe, die Schüler seien ohnehin schon überbürdet und jetzt noch Infinitesimal-

rechnung, an deren Vertiefung ja gar nicht zu glauben sei. Es sei ja notwendig, daß der Lehrstoff revidiert werde, da sich vieles wiederhole; es müssen Reduktionen eintreten, um Raum für das funktionelle Denken zu gewinnen. Gefährlich sei der zweite Leitsatz in seiner Allgemeinheit. Ein junger Lehrer, der gerade von der Universität gekommen sei, könnte großes Unheil anstiften, wenn er nach seinem Ermessen unterrichten wollte. Das Äußerste wäre, an die Unterrichtsverwaltung die Bitte zu richten, alte, erfahrene Lehrer diesbezügliche Erfahrungen sammeln zu lassen. Diese Erfahrungen sollten dann in einer Kommission das Substrat für die weitere Behandlung bilden, um dann ein ausgearbeitetes Elaborat vorlegen zu können. (Sehr richtig!) Es müsse ferner auch Rücksicht genommen werden auf die anderen Fächer; er bittet um Vorsicht in dieser wichtigen Angelegenheit und schließt mit den Worten: „*Videant consules*".

Schulrat Prof. Anton Neumann: Es handle sich hier um vielmehr als die bloße Einführung des Funktionsbegriffes. Das Durchdringen mit demselben sei die Hauptsache und die hier gestellten Forderungen sollten vorderhand in den Hintergrund gestellt werden. Denn schon die Erklärung der abhängig Veränderlichen, die Erklärung des Koordinatensystems nehme viel Zeit in Anspruch. Dann käme die mathematische und geometrische Untersuchung und Diskussion der Gleichung $y = ax + b$ schon in den Bereich der V. Klasse. Die Untersuchung und Diskussion der Parallelgleichung zum Beispiel wäre Stoff der VI. Klasse. Solche Forderungen würden zu schweren Mißerfolgen führen. Es sei ja schon das Durchdringen des mathematischen Unterrichtes mit dem Funktionsbegriffe eine gewaltige Reform.

Prof. L. Volderauer: Er befürworte den Vorschlag des Landesschulinspektors Dr. Wallentin, daß nämlich reifere Männer solche Versuche anstellen sollten. Die Praxis sei ausschlaggebend und nicht das vorher schon geschriebene Lehrbuch. Denn man täusche sich, wie er selbst erfahren, nur zu oft mit der Auffassungsgabe der Schüler. Er stelle daher den Antrag, es mögen bewährte Lehrer beauftragt werden, an ihrer Anstalt Versuche in dieser Richtung anzustellen.

Univ.-Prof. Dr. Höfler: Er erinnere daran, daß in Preußen die Unterrichtsverwaltung die Anstellung von derartigen Versuchen schon angeordnet habe.

Landesschulinspektor Dr. Wallentin stimmt der ersten These (Prager „Deutsche Mittelschule" S. 15) zu mit der Erweiterung:

„.... in kräftigen Fluß gebrachte Bewegung bezüglich des funktionalen Denkens und des räumlichen Anschauungsvermögens und ...."
ebenso der zweiten These (Zahradníček) mit der Einschaltung:

„.... jenen bewährten Lehrern, die...."

Univ.-Prof. Dr. Höfler stimmt dieser Fassung der Thesen zu.

Prof. Schuscik will die Worte „nach freiem Ermessen" in der zweiten These nicht weggelassen wissen, weil das ein Mißtrauen gegenüber den „bewährten Lehrern" wäre.

Landesschulinspektor Wallentin erklärt sich damit einverstanden. Nach dieser erfolgten Debatte werden beide Themen einstimmig angenommen in folgender Fassung:

1. Es möge die durch reichsdeutsche Gelehrte und Schulmänner in kräftigen Fluß gebrachte Bewegung bezüglich des funktionalen Denkens und des räumlichen Anschauungsvermögens und die gleichzeitige und wesentlich gleichgerichtete Reformarbeit der österreichischen Mittelschullehrervereine auch in unseren Schulen Eingang umso eher finden, als der realistische Unterricht in Österreich — wie auch von reichsdeutscher Seite wiederholt bereitwilligst anerkannt worden ist — seit dem Organisationsentwurfe von 1849 ein sehr vorgeschrittener war.

II. An die hohe Unterrichtsverwaltung möge die Bitte gerichtet werden, bewährten Lehrern, die von der Notwendigkeit einer in der angegebenen Richtung durchzuführenden Reform des mathematischen Unterrichtes überzeugt sind, die Erlaubnis zu gewähren, bei ihrem Unterrichte die Methoden der Analysis innerhalb der von dem mathematischen Sonderausschusse der beiden Wiener Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" abgesteckten Grenzen nach freiem Ermessen in Anwendung zu bringen. Die dabei gewonnenen Erfahrungen werden bei dem Entwurfe eines neuen Lehrplanes sowie bei der Abfassung der für den Unterrichtsgebrauch bestimmten Lehrbücher der Mathematik so viel als möglich zu berücksichtigen sein.

3. Mathematische Sektion.

Der zweite Vorsitzende Dir. F. Schiffner (Wien) erteilt dem Prof. Theodor Hartwig (Steyr) das Wort zu seinem Vortrage: „Über die Verwendung von Schrägbildern".

Der Vortragende gibt einen elementaren, der Unterstufe unserer Mittelschule angepaßten Weg an, Schrägbilder (das sind parallelperspektivische Bilder) zu konstruieren, und zeigt an einigen Beispielen, wie durch korrekte Ausführung solcher Zeichnungen das räumliche Vorstellungsvermögen der Schüler geweckt und angeregt werden kann. Unter Hinweis auf seine Broschüre: „Leitfaden der konstruierenden Stereometrie. Wien 1906, Carl Fromme", welche er unter den Anwesenden zur Verteilung bringt, zeigt er, wie leicht es möglich wäre, auch ohne „darstellende Geometrie" an den Gymnasien „zeichnende Stereometrie" zur Belebung des Unterrichtes in der theoretischen und rechnenden Stereometrie zu treiben.

Da sich niemand zum Worte meldet, dankt der Vorsitzende dem Vortragenden für die klaren Ausführungen und der Versammlung für den zahlreichen Besuch.

4. Naturhistorische Sektion.

In dieser Sektion hielt Prof. Dr. Ludwig Linsbauer einen Vortrag mit dem Titel: „Vorführung neuer naturgeschichtlicher, besonders botanischer Lehrmittel".

Der Vortragende weist darauf hin, daß durch die Bevorzugung der biologisch-physiologischen Richtung im naturgeschichtlichen Unterrichte sich die Notwendigkeit ergäbe, dementsprechend neue Lehrmittel anzuschaffen. Teilweise seien solche Lehrmittel schon hergestellt worden, so namentlich die Apparate von Prof. Scholz. Die vom Referenten vorgeführten Apparate, die teilweise von ihm und seinem Bruder Universitätsdozenten Dr. Karl Linsbauer angefertigt, bezw. verbessert wurden, mögen eine Ergänzung der ersteren bilden.

Vorgeführt wurden nachstehende Apparate:

A. Physiologische Apparate für den botanischen Unterricht:

1. Klinostat neuerer Konstruktion zur Ausschaltung der Einwirkung des Heliotropismus und Geotropismus bei Untersuchungen mit dem

2. Auxanometer zur Konstatierung und graphischen Darstellung des Längenwachstums.

3. Apparat zum Nachweis der Transpiration mittels eigenen Hebelwerkes.

4. Apparat zum Nachweis der Assimilation. Nachweis des Sauerstoffes mit Hilfe einer Reaktion desselben auf eine mit Natriumbisulfid und Zinkstaub versetzte Lösung von Indigokarmin.

5. Apparat zum Nachweis der Atmung. Nachweis der Kohlensäure durch Kalkwasser und Nilblaubase.

B. Physiologische Apparate zum Nachweis der Blutbewegung.

C. Stereoskopbilder von seltenen Objekten, wie Gehörknöchelchen, Furchungsstadium, Augenschnitt.

D. Skioptikonsbilder, vorzugsweise von Samenanlagen, Querschnitten verschiedener Hölzer, einiger Algen und Protozoen.

Die Ausführungen des Vortragenden fanden reichen Beifall.

5. Germanistische Sektion.

Prof. Dr. Valentin Pollak (Wien) erhält das Wort zu dem angekündigten Vortrage: „Zum Betriebe der deutschen Literaturgeschichte an Mittelschulen".

Der Vortragende führt aus, daß nach dem Lehrplan, insbesondere aber nach den Instruktionen unserer Mittelschulen der literarhistorische Unterricht sich auf ein Minimum beschränkt, während die Lektüre ausschließlich den beiden Blütezeiten, genauer gesagt, nur den Werken der bedeutendsten Autoren entnommen ist. Dadurch fehlt es gänzlich an der Ausbildung einer historischen Betrachtungsweise; die Schüler müssen das Dogma von der Existenz zweier allein wertvoller Blüteperioden blindlings hinnehmen, ohne Einsicht in die historischen und kulturellen Bedingungen. Dadurch wird auch das Verhältnis der Schüler zu der gegenwärtigen Literatur ungünstig beeinflußt.

Eine Abhilfe sieht der Vortragende in der synthetischen Darbietung der Literaturgeschichte, gegen die wesentliche Bedenken nicht vorgebracht werden könnten. Die Behandlung hätte das genetische Moment in den Vordergrund zu stellen, die allgemeinen kulturellen und historischen Bedingungen und die Hauptrichtungen darzulegen, das Biographi-

sche zurückzudrängen. Die Anschauung ist zu gewinnen durch eine auf breiter Grundlage organisierte Lektüre, die vor allem das Charakteristische der einzelnen Richtungen hervorhebt und dabei eine gewisse Gleichmäßigkeit anstrebt; die häusliche Lektüre ist ausgiebig heranzuziehen. Die Lehrmittel wären nach diesen Grundsätzen umzugestalten.

Nach einer längeren Debatte werden nachstehende Thesen nahezu einstimmig angenommen:

1. Die Mittelschule hat ihren Schülern die Kenntnis der Entwicklung der deutschen Literatur als einer wichtigen Seite des deutschen Geisteslebens zu vermitteln.

2. Dies kann nur auf dem Wege der systematischen Darlegung geschehen, wobei das Hauptgewicht auf die Darlegung des Werdens, d. h. der wirkenden Kräfte, der Zustände und Richtungen zu legen ist, biographische Details, Namen und Zahlen nach Tunlichkeit zu vermeiden sind.

3. Die notwendige Anschauung ist zu gewinnen durch eine auf breiter Grundlage organisierte Lektüre, welche die verschiedenen Richtungen möglichst gleichmäßig berücksichtigen und charakteristische Proben davon geben soll; die häusliche Lektüre ist in ausgiebiger Weise zu verwerten.

4. Die Lehrbehelfe sind nach diesen Grundsätzen einzurichten, bezw. umzugestalten.

6. Pädagogische Sektion.

Prof. Rudolf Boeck spricht über: „Kunsterziehung und Kunstunterricht in der Mittelschule“.

Der mit lebhaftem Beifalle aufgenommene Vortrag ist in der „Zeitschrift für Zeichen- und Kunstunterricht“, Jahrgang 1906, abgedruckt und gipfelt in folgenden Leitsätzen:

I. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die sogenannte „Kunsterziehung“ in jeder Disziplin in mehr oder minder ausgedehnter Weise dem Gegenstande und der Individualität des Lehrers sowie dem allgemeinbildenden Charakter der Mittelschule entsprechend, wie bisher schon einen Platz finden kann, ohne jedoch etwa eine selbständige Disziplin bilden zu müssen.

II. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag glaubt die Möglichkeit für eine besondere Berücksichtigung der „Kunsterziehung“ in allen philologischen und historisch-geographischen Disziplinen gegeben (beim Lesen von Autoren der alten und modernen Sprachen durch diesbezügliche Hinweise, wie dies ja auch bisher geschah, ebenso wie in Geographie und Geschichte bei Städte-, Landschafts- und Kulturbildern). Doch ist auch im Religionsunterrichte (Liturgik, Kirchengeschichte, Biblische Geschichte), ebenso in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen oft die Möglichkeit gegeben, durch wenn auch kurze Hinweise aller Art den Kunstsinn anzuregen, bezw. zu fördern, also „kunsterzieherisch“ zu wirken.

III. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag empfiehlt die Abhaltung von „Kursen zur Einführung in die Materie der Kunsterziehung" in der Art der schon bestehenden Kurse.

IV. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag gibt der Überzeugung Ausdruck, daß im Interesse der „Kunsterziehung" der an der Mittelschule schon längst gepflegte „Kunstunterricht" im Freihandzeichnen der stärksten Förderung im Sinne der Bedürfnisse einer allgemeinbildenden Schule bedarf. Die beste Gewähr für diese intensive Förderung sieht die Versammlung darin, daß in Erfüllung eines alten Wunsches der betreffenden Fachlehrer nunmehr endgiltig sämtliche auf das Freihandzeichnen bezüglichen Agenden im Mittelschuldepartement vereinigt sind.

V. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag sieht in der Wahl eines aus Vertretern aller Mittelschuldisziplinen bestehenden Ausschusses, der sich dauernd tätig erklärt bis zum Abschlusse der notwendigen Vorarbeiten (Aufstellung einer Liste der die einzelnen Gegenstände betreffenden Wünsche usw.), das geeignete Mittel, der Unterrichtsverwaltung konkrete Vorschläge über das zunächst notwendige, den modernen Anforderungen entsprechende Ausmaß von „Kunsterziehung und Kunstunterricht in der Mittelschule" machen zu können.

Die Debatte eröffnete Prof. Dr. Falbrecht (Freistadt): Diese Frage betrifft nicht nur die Zeichner, die Berufsmänner, sondern die Pädagogen überhaupt. Zur ersten These wäre zu bemerken, daß sich im Obergymnasium oder in der Oberrealschule eine Art systematischen Kunstunterrichtes wohl denken läßt: Es besteht ja tatsachlich schon derzeit in Freistadt ein solcher Kurs, die freie Leistung des Prof. Sommer. Zu II: Prof. Friedrich hat in den Jahrbüchern des Vereines für wissenschaftliche Pädagogik 1903—1905 die Bedeutung aller Lehrgegenstände für den Kunstunterricht erschöpfend und glänzend behandelt. Zu III gibt Prof. Boeck die verlangte Aufklärung, daß Kurse in der Art der bereits bestehenden archäologisch-epigraphischen gemeint seien.

Zu IV bemerkt Dr. Falbrecht: Anschauungsunterricht und Kunstunterricht sind zu trennen. Nur der fachmännisch durchgebildete „Zeichenlehrer", wie er jetzt noch in Österreich heißt, kann den Kunstunterricht auf sich nehmen. Der Lehrer, der das Forum, die Akropolis zur Veranschaulichung einer Lektürestelle heranzieht, strebt ganz andere Ergebnisse an als jener, der die Kunst um ihrer selbst willen vorführt.

Zu V: Kommissionen sind Friedhöfe der Anregungen. Viel besser ist es, wenn gleich jetzt die Lehrer aller Schulen frisch in *medias res* hineinspringen.

Der Vorsitzende fragt, ob die Debatte über Kunsterziehung im allgemeinsten Sinne, über Bildung des Gemütslebens geführt werden solle oder über Kunst, im engeren Sinne über bildende Kunst. Es könnten die Wege oder die Bedeutung der Erziehung zur bildenden Kunst besprochen werden. Dann möge bestimmt werden, ob man Erziehung zum Genießen oder zum eigenen Können verlangt.

Prof. Falbrecht beantragt, nur von der bildenden Kunst zu sprechen. (Zustimmung.)

Prof. Dr. Singer: Als ich vor 17 Jahren verlangte, daß die Lehrer der Geschichte ein paar Kurse Kunstgeschichte hören, stieß ich auf Widerspruch. Heute sind wir eher in der Gefahr, daß die Schüler eigentliche Kunstgeschichte lernen. Die eigentliche Aufgabe aber ist: 1. Sehen und genießen lernen, 2. soviel zeichnen lernen, daß man dadurch die Fähigkeit des Genießens schärft und mehrt.

An der Schule bietet sich eine Fülle von Möglichkeiten, die Schüler sehen und genießen zu lehren. Ich habe oft mit den Schülern Museen und Kunstwerke besucht und das Gesehene beschreiben lassen. Es ist sehr interessant, was da alles nicht gesehen wird. Unendlich oft hindert die überlieferte Phrase an der Erfassung der dargestellten Vorgänge. Die Deutung einfacher Bewegungen, die Beschreibung des einfachsten landschaftlichen Hintergrundes eines Bildes macht die größten Schwierigkeiten. Mit Interesse folgen die Schüler der Besprechung etwa einer Kirche oder eines Hauses, das ihnen im Bilde gezeigt wird und sind dann doch nicht imstande, in der Wirklichkeit das Wesentliche zu sehen. Anschauung im allerelementarsten Sinne muß also zuerst gelehrt werden.

Dann dürfen die Schüler nicht in bestimmte Kunstrichtungen hineingedrängt werden. Wie sich an den verschiedenen Orten Gelegenheit bietet, den Schülern große Kunstwerke zu zeigen, so soll sie jederzeit ausgenutzt werden, damit die Schüler tatsächlich sehen lernen. Die Schüler — vielleicht ist das zuviel gesagt. Vielleicht nur ein Teil der Schüler. Es gibt auch kunstblinde Menschen. Aber auch sie können einigermaßen gefördert werden, so gut wie man auch recht mittelmäßige Leute allmählich zum Genusse der Musik bringt. Nicht in einem besonderen Kunstunterrichte soll das geschehen, sondern unter möglichster Benutzung aller Gelegenheiten, die sich in allen Gegenständen bieten, vor allem in der deutschen Literatur (Laokoon, Italienische Reise), im Geschichtsunterrichte. Die Schüler müssen sehen lernen. (Lebhafter Beifall.)

Der Vorsitzende stellt fest, daß sich die Debatte auf die bildende Kunst eingeschränkt habe und ersucht die folgenden Redner, an dieser Begrenzung festzuhalten.

Prof. Boeck: Zur Verwirklichung der ersten drei Thesen sind schon vielversprechende Anfänge vorhanden. Der letzte Punkt wird in der morgigen Vollversammlung gelegentlich des Kleinpeterschen Reformentwurfes wohl besprochen werden. Die Bedenken des Prof. Falbrecht gegen Ausschüsse teile ich nicht; die Wahl eines Ausschusses ist vielmehr der einzig mögliche Weg. Der Verein „Mittelschule" in Wien wirkt ja in gleichem Sinne.

Zum Kunstgenusse ist praktischer Kunstunterricht fast notwendige Voraussetzung. Erfahrungen auf musikalischem Gebiete, im öffentlichen und privaten Unterrichte bestätigen mir das.

Den Schulen, aber auch dem einzelnen steht heute ein ungeheuer reiches Material zu Gebote. An erster Stelle sind da die großartigen

Reproduktionen des Seemannschen Verlages zu erwähnen: Alte Meister, die Galerien Europas, Meister der Farbe, Hundert Meister der Gegenwart. Wir haben eine große Auswahl trefflicher Wandbilder. — Das Jahrbuch für Zeichen- und Kunstunterricht bringt viele wertvolle Ratschläge. Ich erwähne besonders aus dem zweiten Jahrgange Flinzers Aufsatz: „Was uns Menzel lehrt".

Keineswegs darf darauf hingearbeitet werden, daß man nur gewisse Schüler heranzieht.

Dir. Dr. Hergel befürwortet den Schlußsatz der ersten These, der das Schreckgespenst der Überbürdung abwehrt. Alle Gegenstände müssen zusammenwirken. Manuelle Fertigkeit des Lehrers sei vielleicht wünschenswert, aber durchaus nicht unerläßlich.

Ein Gegenstand ist ganz übergangen worden, der für die Kunsterziehung sehr viel bedeuten kann, wenn der Lehrer seine Sache versteht: das Turnen und die Jugendspiele.

Beim Ankaufe der Anschauungsmittel soll man besonnen zu Werke gehen. Vieles aus der früheren Zeit, was behördlich empfohlen und an sehr vielen Anstalten gekauft worden ist, ist von einem hervorragenden Kunstkenner als unbrauchbar bezeichnet worden.

Dr. Engel: In vielen Ländern muß der Mittelschullehrer in Sachen der Kunsterziehung ganz von unten anfangen. Die Schüler gehen an ausgestellten Bildern ganz kalt vorüber. 200 Schüler des akademischen Gymnasiums wissen von der Schönheit des Gebäudes gar nichts. Zu I: Die Pausen und Supplierungen sollen vor allem benutzt werden. (Zwischenrufe.) — Kurse zur Einführung in die Kunsterziehung sind wertlos; wer sich einen Monat in Italien aufhält, lernt mehr als in vier Jahren archäologischen Studiums. An Stelle der These III werden Kurse von zwei bis drei Monaten mit Reisen nach den berühmtesten Kunststätten beantragt.

Zu V: Es darf kein Kanon festgesetzt werden. Nicht an jeder Anstalt sind die Bedürfnisse die gleichen. — Bei den Anschauungsmitteln der letzten Zeit haben heimische Künstler gar nicht mitgewirkt. Sie sollten auf die äußere und innere Ausschmückung der Schulen hingewiesen werden.

Dr. Gutscher: Auf der unteren Stufe gibt es ein eigentliches Interesse für Kunstwerke nicht. Dies ist eigentlich sehr überraschend, weil das eigene Können noch nicht verbildet ist. Jedes Kind hat die Gabe, die Natur — oft überraschend scharf — zu beobachten, aber es kann die fertigen Kunstwerke nicht aufnehmen. Erst das Selbstschaffen gibt ihm die Anleitung. Ein Bild, das irgend einen Stimmungsgehalt ausdrückt, wird vielfach nicht verstanden; bei einem ähnlichen Eindruck in der Natur ist das Kind entzückt und sucht ihn, wenn es einige Übung hat, festzuhalten.

Der Zeichenlehrer muß zuerst wirklich anschauliche Vorstellungen wecken. Dann erst zeigt er, wie in künstlerischer Weise ausgestaltet wurde, was dem Schüler in rohen Formen vorschwebte. Der Naturhistoriker, vielleicht bei Lesestücken auch der Lehrer des Deutschen,

wird den Stimmungsinhalt der Natur ebenfalls zeigen können, aber auch auf die Verschiedenheit der künstlerischen Verwendung hinweisen. Seine Heimat soll der Schüler kennen lernen, und nicht im Geschichtsunterricht allein. In der Architektur lehre man ihn wirkliche Kunst von jenem spielerischen Übermaß dekorativer Teile unterscheiden, mit dem die Bauhandwerker arbeiten. All das ist nicht Kunstgeschichte, aber es öffnet die Augen für das, was vorhanden ist.

Die Tätigkeit der einzusetzenden Kommission wird vor allem für die Gewinnung entsprechender Anschauungsmittel sorgen müssen. Man soll nicht alle Wände mit Bildern vollhängen: wenig, aber nur Mustergiltiges muß verlangt werden. Die Grabstelle der Hegeso ist uns nun schon in vollwertigen Reproduktionen zugänglich. Für die antike Malerei dagegen ist noch gar nichts geschehen; Künstler, Gelehrte und jemand, der die Geldmittel beistellt, müßten sich vereinigen, hier bald Ersatz zu schaffen.

Dr. Falbrecht beantragt eine Änderung der ersten These. (Siehe Abstimmung.)

Dr. Fritsch: Über diesen ersten Punkt konnte man beim Archäologenkongreß in Athen die verschiedensten Äußerungen hören. Die Franzosen und Engländer forderten unter lebhaftem Widerspruche der Deutschen die Einführung einer besonderen Disziplin und eines eigenen Lehrplanes. Dir. Rzepiński brachte einen ganzen Kanon zum Vorschlage. Geheimrat Conze sagte im Schlußworte: „Aus allem geht nur das eine mit Sicherheit hervor, daß man namentlich den Lehrer geeignet machen muß. Man muß ihn in Kursen anleiten und muß ihm Gelegenheit geben, Kunstwerke zu sehen“. Darum wären in III auch Studienreisen nach Italien, Griechenland, Deutschland zu verlangen.

Dr. Hanslick verlangt die Hintansetzung der grammatischen Interpretation der Klassiker zu Gunsten der ästhetischen.

Der Vorsitzende ersucht im Interesse eines ungestörten Fortganges der Debatte, daß sich die Redner an das Übereinkommen, nur von der bildenden Kunst zu sprechen, binden möchten.

Dir. Stitz: Die erste These ist besonders glücklich, weil sie maßvoll ist. Wenn wir entgegenkommen, werden wir gewaltsameren Eingriffen vorgreifen. Die Öffentlichkeit wird noch mit ganz anderen Postulaten kommen, wenn wir einmal das Tor öffnen. Deshalb wollen wir uns bescheiden, den ästhetischen Sinn zu wecken und den Schüler auf Grund unserer reichen Anschauungsmittel in das Verständnis der Stilformen einzuführen. Denn das halte ich aus fester Überzeugung für das Wesentlichste. Dadurch wird auch gegenüber den modernen Bewegungen der Jugend ein heilsamer Zügel angelegt werden, daß sie nicht vergessen auf die ewigen Gesetze des Maßvollen und Schönen, die wir dem Hellenentum verdanken.

Dir. Hergel weist darauf hin, wie viel bisher schon gerade die Philologen für Kunsterziehung getan haben; Philologen sind es vor allem, die in den Lehrerkonferenzen die notwendigen Anschaffungen beantragen.

Prof. Singer: Diejenigen, die einen gesonderten Kunstunterricht verlangen, meinen in der Regel ihre Kunst. Es sind jene Richtungen, die irgendwo bekämpft werden. Aber jeder derartig systematische Unterricht hätte dieselben Folgen wie jeder systematische Unterricht in der Politik. Sowenig sich der Patriotismus vorschriftsmäßig eintrichtern läßt — man kann nur zeigen, wie viele geistig hochstehende Leute ihr Vaterland hochgeschätzt haben — sowenig läßt sich Kunstbegeisterung predigen, am wenigsten im Sinne einer bestimmten Richtung. Mit einem noch nicht veralteten Wort Herbarts: Selbsttätiges Interesse wollen wir in unseren Schülern erwecken. Die Kunst, diese große Kulturerscheinung, ist zum Verständnisse der verschiedenen Epochen notwendig.

Ich wünschte, daß die Sorge unserer Unterrichtsverwaltung für die italienischen Reisen anerkannt werde. Freilich finden sich nicht einmal jedes Jahr zehn Lehrer. (Widerspruch. Zwischenruf: „Aus einem anderen Grunde".) Ich habe unter Franz Winters trefflicher Führung sehr viel gelernt.

Dr. Perkmann: Gewiß ist der Besuch der klassischen Kunststätten sehr anregend. Aber daß wir alle erst nach Italien gehen müßten, um Liebe zur Kunst hegen und fördern zu können, das ist eine Übertreibung. Auch in Wien könnten unsere Mittelschullehrer in Ferialkursen, etwa unter der Leitung eines Leisching oder Frimmel, sehr viel lernen. Leider gilt dem Deutschen etwas nur dann, wenn es „weit her" ist.

Da die Zeit vorgeschritten ist, anderseits die verschiedenen Ansichten hinreichend deutlich ausgesprochen wurden, wird ein Antrag auf Schluß der Debatte angenommen.

Bei der Abstimmung werden die Leitsätze I, II und IV unverändert, die Leitsätze III und IV in folgender vom Referenten vorgeschlagenen Fassung angenommen:

III. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag empfiehlt die Abhaltung von Kursen zur Einführung in die Materie der „Kunsterziehung" in der Art der schon bestehenden Fortbildungskurse für Mittelschullehrer.

IV. Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag gibt der Überzeugung Ausdruck, daß im Interesse der „Kunsterziehung" der an der Mittelschule schon längst gepflegte „Kunstunterricht" im Freihandzeichnen der stärksten Förderung im Sinne einer allgemein bildenden Schule bedarf.

Zweiter Verhandlungstag (Dienstag, 10. April).

1. Germanistische Sektion.

Prof. Dr. Alfred Nathansky (Triest) erhält das Wort zu seinem Vortrage: „Zum Deutschunterricht an Mittelschulen mit gemischtsprachigem Schülermaterial".

Der Vortragende hebt die Schwierigkeiten dieses Unterrichtes hervor. Der Fehler liege darin, daß die Schüler solcher Anstalten nach demselben Plane unterrichtet werden wie solche, deren Muttersprache

[illegible]

[illegible] mit [illegible] Beifalle aufgenommen, [illegible]

2. Physikalische Sektion.

Der Einladung des Vorsitzenden folgt Prof. Dr. Rudol. [illegible] Wien seinen Apparat zum „Nachweis der Fallgesetze und zur Bestimmung der Schwerebeschleunigung“ vor. Die Beschreibung desselben findet sich in den „Vierteljahrsberichten des Wiener Vereines zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes“, X. Jahrg., 1905, S. [illegible].

3. Naturhistorische Sektion.

Prof. Dr. Emanuel Witlacil erhält das Wort zu seinem Vortrage: „Naturgeschichtliche Lehrausflüge und andere Schülerübungen in der Naturgeschichte“.

Der Vortragende schlägt folgende Leitsätze zur Annahme vor:

1. Sowie für ein eindringendes Verständnis der experimentellen Naturwissenschaften (Chemie und Physik) eigene Versuche der Schüler notwendig sind, ist für ein tieferes Verständnis der biologischen Naturwissenschaften (Zoologie und Botanik), sowie der Geologie Naturbeobachtung der Schüler notwendig. Der moderne Betrieb der Naturgeschichte, welcher auf die Lebensverhältnisse der Tiere und Pflanzen besonderes Gewicht legt, verlangt dringend diese „Schülerübung“. Erst in zweiter Linie kommen auch für die Naturgeschichte Schülerübungen in der Lehrmittelsammlung in Betracht.

2. Sowie jene Versuche in vollkommen befriedigender Weise nur unter Anleitung des Lehrers erfolgen können, so die Naturbeobachtung nur unter Führung des Lehrers. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, als Gegenstück zu den chemisch-physikalischen Schülerübungen naturgeschichtliche Lehrausflüge, eventuell in Verbindung mit Übungen im engeren Sinne, zunächst wenigstens probeweise einzuführen und ihnen eine Organisation zu geben.

3. Diese Lehrausflüge hätten in der Regel außer den Schulstunden stattzufinden und sich je nach der Klasse und ihrem Unterrichtsgegenstande auf verschiedene Örtlichkeiten zu erstrecken. Sie hätten vor-

wiegend im Sommersemester stattzufinden und ihre Zahl könnte für einen Lehrer acht bis zehn nicht leicht überschreiten. Die Schüler der betreffenden Klasse sollten nach Möglichkeit zur Teilnahme verpflichtet sein.

4. Für die Schüler der oberen Klassen könnten überdies im Wintersemester Schülerübungen im naturhistorischen Kabinett veranstaltet werden. Diese hätten eine Erweiterung der Formenkenntnis zu erstreben, weiter Bestimmungsübungen, mikroskopische, Sezier- und kristallographische Übungen, sowie einfache physiologische Versuche zu umfassen. Sie wären einmal wöchentlich mit zwei Stunden anzusetzen. Ihre Teilnehmerzahl könnte mit Rücksicht auf verschiedene Umstände nur eine geringe (etwa zehn) sein.

5. Die Veranstaltung der naturhistorischen Lehrausflüge im Sommersemester, sowie die der eigentlichen Übungen im Wintersemester, welche aber nicht notwendig mit jenen verbunden sein müßten, wäre für das betreffende Semester mit zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden in die Lehrverpflichtung einzurechnen.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Debatte, in welcher unter anderen auch Dir. Hans Huber hervorhebt, daß Schülerübungen ja schon längst üblich sind und in vollständig ausreichender Weise durchgeführt werden. Von einer Organisation könne mit Rücksicht auf verschiedene Umstände (Witterung, Schülerzahl) kaum die Rede sein und eine Verpflichtung wäre weder vom Standpunkte des Lehrers noch der Eltern zu billigen.

Landesschulinspektor Dr. Ignaz Wallentin spricht sich gleichfalls gegen einen Zwang zur Teilnahme an Ausflügen aus, weil dadurch der hohe Wert derselben sehr verliere.

Schließlich stellt Prof. Vieltorf den Antrag, These 1 mit dem Zusatze, daß solche Lehrausflüge im erhöhteren Maße als bisher zu pflegen seien, zu akzeptieren, dagegen sei der Passus bezüglich der Schülerübungen im Kabinette zu streichen. Die These 1 wird mit diesem Zusatze angenommen, dagegen sämtliche vier folgenden Thesen abgelehnt.

Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

Der Wortlaut der in veränderter Form angenommenen These ist folgender:

So wie für ein eindringendes Verständnis der experimentellen Naturwissenschaften (Chemie und Physik) eigene Versuche der Schüler notwendig sind, ist für ein tieferes Verständnis der biologischen Naturwissenschaften (Zoologie und Botanik), sowie der Geologie Naturbeobachtung der Schüler notwendig. Der moderne Betrieb der Naturgeschichte, wecher auf die Lebensverhältnisse der Tiere und Pflanzen besonderes Gewicht legt, verlangt dringend, diese Lehrausflüge in noch erhöhterem Maße zu pflegen.

4. Pädagogische Sektion.

Dir. Dr. Georg Juritsch hält seinen Vortrag über: „Die wissenschaftliche Fortbildung der Mittelschullehrer". An den mit

lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag, der im II. und III. Heft 1906 der „Österr. Mittelschule" S. 168 ff. abgedruckt ist, knüpft sich eine lebhafte Debatte.

Das Resultat der Abstimmung über die vorgeschlagenen Thesen war folgendes:

I. „Die Professoren der Mittelschulen leisten genug, wenn sie mit der Wissenschaft in steter Fühlung bleiben". (Angenommen.)

Die II. These wird vom Vorsitzenden ein wenig abgeändert: „Größere literarische Arbeiten aufzuzeigen wird in der Regel nur die freie Leistung weniger sein." (Angenommen.)

Die III. These wird von den Herren Landesschulinspektor Dr. Loos und Dir. Dr. Frank ein wenig erweitert. Die Fassung: „Es sei zu ermöglichen, daß allen im Mittelschuldienste Stehenden zum Zwecke wissenschaftlicher Studien und Vorarbeiten ein zwei- bis dreiwöchentlicher Urlaub, in berücksichtigenswerten Fällen auch Diäten oder sonstige Remunerationen für die Dauer des Urlaubes gewährt werden." (Angenommen.)

Zusatzanträge des Prof. Dr. Klement: „Es möge an die Unterrichtsbehörde das Ersuchen gestellt werden, dahin zu wirken, daß hinsichtlich der Benutzung der Universitätsbibliotheken den Mittelschullehrern dieselben Rechte eingeräumt werden wie den Dozenten der Hochschulen." (Einstimmig angenommen.)

Zusatzantrag des Prof. Engel: „Es möge den Mittelschullehrern zum Zwecke wissenschaftlicher Vorarbeiten ein drei- bis vierwöchentlicher Besuch von Seminarbibliotheken oder Laboratorien ermöglicht werden." (Einstimmig angenommen.)

B. Zweite Vollversammlung.

Der Vorsitzende teilt mit, daß die Teilnehmer am Mittelschultage gestern vom Vereine „Volksheim" eine sehr freundliche Einladung zum Besuche des Vereinsgebäudes erhalten haben. Er werde dem Vereine für die Einladung danken. Die Herren mögen sich dort einzeln einfinden.

Ferner verkündet er, daß die Prämienverteilung über den heutigen Fünfkampf im Hofe des Akademischen Gymnasiums stattfindet, und erteilt Prof. Reichelt das Wort zum Vortrag: „Über Standespolitik".

Eingangs seiner Darlegungen gibt Redner eine kurze Gründungsgeschichte des Reichsverbandes deutscher Mittelschulvereine und hebt die Verdienste einzelner um das Zustandekommen der großen Organisation, die zirka 5000 Professoren aller Nationalitäten vereinigt, hervor. Dieser Zusammenschluß sei ein Produkt der Standesnot. Redner charakterisiert sodann die Zustände an österreichischen Mittelschulen. An der Hand seiner Erfahrungen schildert er das bestehende Verhältnis zwischen Schulverwaltung, speziell Inspektoren und Lehrerschaft, bedauert, daß der Lehrer immer mehr zum Schulbeamten werde, der ohne jede freie

Bewegung ganz einfach den vielen Instruktionen, Erlässen, Winken, Wünschen nachzukommen hat. Eine Betätigung der Individualität bei den einzelnen Lehrern sei ebensowenig möglich wie ein Einfluß der Lehrerschaft auf die Schule und ihren Inhalt. Dazu komme, daß die Herrschaft der Vorgesetzten im Schulwesen eine sehr drückende sei. Bei den bestehenden Avancementsverhältnissen werde ein alter Lehrer Direktor oder Inspektor. Er kennt vielfach nur das Unterordnungsverhältnis zwischen Schülern und Lehrern und überträgt dieses ohneweiters auf sein Verhältnis zu den Lehrern. Ein weiteres Moment, das den Lehrerberuf nicht erstrebenswert erscheinen läßt, sei die materielle Stellung. Der Fehler, daß der Staat bei der Einteilung der Beamten nicht zwischen Akademikern und Nichtakademikern unterschieden habe, sei für die Lehrerschaft besonders empfindlich: Der Nichtakademiker bekomme den Professorentitel, ja, er bekomme an den Fachschulen und Gewerbeschulen einen höheren Gehalt als der Mittelschulprofessor, fortwährend finden (an Lehrerbildungsanstalten) Ernennungen von Volksschul- und Bürgerschullehrern statt für Stellen, an die Akademiker gehören. Man könne sagen, daß ein tiefer Zug der Unzufriedenheit und Berufsverdrossenheit durch den Mittelschullehrerstand gehe, hervorgerufen durch die Verhältnisse an den Schulen, durch die Stellung zu den Vorgesetzten, durch die mindere Entlohnung und durch die schlechte soziale Position. Die Reichsorganisation wird vor allem in der Richtung ihren Einfluß geltend zu machen haben, daß die ausübenden Schulmänner in Fragen des Unterrichtes gehört werden und daß die zentralistisch-bureaukratische Richtung zum Falle kommt. Dann werden aus unseren Mittelschulen, die jetzt zum Teil Vortrags- und Prüfungsanstalten sind, wieder Lernanstalten werden, dann wird die Erziehung, die jetzt bei uns wenig gepflegt wird — wir müssen ja zum Lehrziel hasten — wieder in ihre Rechte eintreten, dann wird das Jagen nach positiven Kenntnissen vernünftig eingeschränkt werden, dann werden Aufnahmsprüfung, Maturitätsversetzungsprüfungen bald verschwinden. Die Organisation wird ferner die Stellung des Lehrers zum Vorgesetzten und zur Schulverwaltung zu regeln haben. Bei der jetzigen Unklarheit der Bestimmungen erobert sich der rücksichtslose, energische Vorgesetzte ein Übermaß von Rechten, die Lehrer, wirtschaftlich schwach gestellt, können ihm keinen Widerstand leisten. Eine feste Umgrenzung der Kompetenzen, eine Dienstpragmatik und ein Disziplinargesetz werden den Lehrern die Grundlage für die Verteidigung ihrer Rechte geben. Die materielle Stellung, ferner die Regelung der Dienstzeit wird einen weiteren Punkt für die Tätigkeit der Organisation abgeben. Das höchste Ziel, das der Organisation gesteckt ist, besteht in der Eroberung der Schulverwaltung. Dem Stande fehlt ein Avancement, ferner Ruheposten für die, welche dem harten Dienste der Schule nicht mehr gewachsen sind. In der Beziehung müsse die militärische Standespolitik musterhaft genannt werden. Werde die Schule von der Volksschule bis zur Universität, von dem Bezirksschulrat bis zum Unterrichtsministerium ein Organismus, in dem nur die Schulmänner die Herren sind, kann man es auf dem Wege über

den Mittelschullehrer zu einer führenden Stellung im Staate bringen, dann werden die Verhältnisse segensreich auf die Auslese für den Stand wirken. Wenn die Schule die wichtigste Institution ist, so wichtig, daß Staat und Kirche jahrhundelang um die Herrschaft über sie kämpfen, dann muß die Stellung des Lehrers auch eine sehr wichtige sein und für die Besten erstrebenswert gemacht werden. Die Eroberung der Schulverwaltung werde nicht so leicht gehen, aber die akademischen Lehrer haben natürliche Verbündete in anderen akademischen Berufen, die auch dem Juristenstande jetzt Subalterndienste tun müssen. Mit Hilfe der Techniker und Ärzte werden in diesem Ständekampfe gewiß die akademisch gebildeten Lehrer siegen. (Langanhaltender Beifall.)

Vorsitzender: Indem ich dem lauten Beifalle, den dieser Vortrag gefunden hat, meinen persönlichen Dank hinzufüge, erlaube ich mir der Versammlung folgenden Vorschlag zu unterbreiten. Der Herr Vorredner hat eine Fülle von einzelnen Punkten hervorgehoben und dasjenige, was ich mir notiert habe, würde allein hinreichen für eine tagelange Debatte. Ich halte es daher für ausgeschlossen, daß wir eine Spezialdebatte durchführen. Da ohnedies der Vortrag publiziert werden und zu ruhiger Betrachtung dann Gelegenheit gegeben sein wird, so bitte ich in diesem Falle von der Debatte abzusehen und den Druck abzuwarten. Wenn ich also ihrer Zustimmung sicher bin (Widerspruch) ... Ich bitte also um die Abstimmung.

Dir. Heller beantragt die Durchführung einer Generaldebatte. Sein Antrag wird angenommen.

Dir. Schwarz (Mährisch-Ostrau) schlägt vor, einer bestimmten Zahl von Rednern das Wort zur Darlegung ihrer abweichenden Meinungen zu erteilen, und zwar beantragt er drei Redner. Nach Ablehnung dieses Antrages wird die Debatte fortgesetzt.

Dir. Dr. Gustav Hergel: Unsere Verhandlung leidet im allgemeinen darunter, daß unter verschiedenen Schlagwörtern viel zu viel Thesen vorgebracht werden, die Wünsche sind begreiflicherweise immer umfangreicher als die Möglichkeit der Erfüllung derselben. Sowie ich jederzeit durch 20 Jahre für den Mittelschullehrerstand nach meiner Überzeugung eingetreten bin, ohne behaupten zu wollen, daß meine Überzeugung unfehlbar, halte ich es für meine Pflicht, auch heute in dieser Weise einen Punkt zu berühren und dabei eine kleine Warnung auszusprechen. Der Zug, sich zusammenzuschließen in Klassen und Stände und auf solche Weise Rechte zu erringen, ist ein Zug der Zeit und in unserem Mittelschulwesen mit Freude zu begrüßen. Auf der anderen Seite macht sich ein Gegenzug nach der Richtung geltend, daß die Mittelschullehrer sich zusammenschließen und dabei gegen die Direktoren und Landesschulinspektoren eine gewisse Stellung einnehmen, indem sie fälschlich Erfahrungen generalisieren; eine derartige Generalisierung halte ich für verfehlt.

Ich bin 13 Jahre Direktor und war immer bestrebt, allen Lehrern möglichst entgegenzukommen, aber man kann die Erfahrung machen, daß beim größten Wohlwollen und bei noch so großer Zurückstellung

der eigenen Ansicht man schließlich dazu kommt, daß eine Konferenz nichts wert ist, wenn man seine eigene Ansicht nicht durchführen kann. Ein Direktor hat auch eine gewisse Verantwortung und diese kann er nur tragen, wenn er schließlich dort, wo es notwendig ist, das entscheidende Wort spricht.

Prof. Fleischer wendet sich gegen den Passus des Vortragenden, daß die Mittelschule nicht erziehe. Würde dieser Gedanke als richtig erkannt, so schließt er, dann liefern wir der Öffentlichkeit die schärfste Waffe, dann haben wir selbst über uns ein geradezu vernichtendes Urteil gesprochen.

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem beantragt in längerer, mit Beifall begleiteter Auseinandersetzung die Schaffung eines Ehrenrates der Mittelschule, analog der Ärztekammer oder Advokatenkammer.

Hofrat Dr. Johann Huemer: Ich habe mich nicht als Vertreter der Unterrichtsverwaltung zum Worte gemeldet, denn als solcher habe ich nur die Aufgabe, Wünsche und Anregungen entgegenzunehmen; ich wäre auch gar nicht imstande, auf alle Themata, die berührt wurden, einzugehen oder bindende Erklärungen abzugeben. Ich gestatte mir aber einige Worte zu sprechen als Mitglied des Mittelschultages und in meiner Eigenschaft als Schulmann; als solcher bin ich 33 Jahre im Amte, vom Supplenten an bis zu meiner jetzigen Stellung. Da möchte ich nun zunächst sagen, daß ich in meinem Wirken viel unangenehme Erfahrungen gemacht habe, aber auch sehr freudige, und wenn ich wieder auf die Welt käme, würde ich wieder Schulmann werden. (Beifall) Nun muß ich aber der Behauptung widersprechen, daß die Lehrerschaft keinen Einfluß auf den Lehrplan, die Instruktionen und Lehrbücher habe. Wie kommen denn die Lehrpläne zustande? Glauben Sie wirklich, die Juristen machen die Lehrpläne? Diese fußen auf den Elaboraten aus Schulkreisen, die Direktoren stellen in ihren Konferenzen ihre Anträge, die Landesschulbehörden, es sind deren 17, tun desgleichen, dann kommen die Vereine mit Petitionen, ebenso einzelne Professoren mit Vorschlägen. Dieses ganze Material bildet die Grundlage für die Lehrpläne, und sind die Entwürfe fertig, so werden sie wieder in Enqueten, bestehend aus Hoch- und Mittelschulprofessoren, revidiert. Daß man nicht alle 6000 Mittelschullehrer hören kann, ist klar, in dieser Hinsicht kann es auch in Hinkunft nicht anders werden. Die Lehrpläne kommen also zustande durch die Voten des Lehrkörpers. Ebenso steht es mit den Lehrbüchern. Wer verfaßt diese? Die Professoren der Mittel- und Hochschulen. Diese Bücher, die dem Ministerium vorgelegt werden, werden zur Begutachtung wieder an die Schulmänner geschickt und wer entscheidet schließlich im Ministerium? Wieder die Schulmänner. Daß nicht alles gut ist, ist klar; daß aber unsere Schulbücherliteratur besser geworden ist, erkennt wenigstens das Ausland an. Was die Instruktionen betrifft, so sind diese ebenfalls von Schulmännern verfaßt und sind — ich halte mich verpflichtet, dies zu betonen — keine bindende Vorschrift, sondern ein Rat namentlich für jüngere Lehrer. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Ich habe übrigens als Direktor oft noch das Bedürfnis empfunden, wieder in denselben zu lesen.

Wie diese Instruktionen einen Weg angeben, nicht den Weg, der beim Unterrichte einzuschlagen ist, so muß ich konstatieren, daß der Vortragende, wie er selbst zugibt, einen Direktor, nicht den Direktor, einen Landesschulinspektor, nicht den Landesschulinspektor in Österreich geschildert hat. Ich bin verpflichtet, die Herren Direktoren und Inspektoren in Schutz zu nehmen. Wenn ein Landesschulinspektor Wolf heißt, kann er nicht als ein anderer zur Maturitätsprüfung kommen. (Referent Reichelt: „Das hatte ich absolut nicht im Auge!")

Es wurde der Wunsch ausgesprochen wegen Herausgabe einer Chrestomathie. Vor 100 Jahren gab es schon Chrestomathien, die noch in den Bibliotheken zu finden sind. Eine solche, namentlich eine griechische, war ein abschreckendes Beispiel und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das Gymnasium reformiert wurde. Ich will aber nicht sagen, daß nicht auch heute Chrestomathien neben den Klassikern benutzt werden sollen. Auf Veranlassung der Unterrichtsverwaltung ist ja sogar eine Chrestomathie in Vorbereitung, die vielleicht schon nächstes Jahr zur Verfügung stehen dürfte, sie wird natürlich von der Chrestomathie von Wilamowitz wesentlich abweichen.

Nun wurde auch angespielt auf das Buch von Morsch (das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich), der unsere Verhältnisse günstig beurteilt habe, sie aber nicht kenne. Ich möchte doch dem gegenüber bemerken, daß oft Professoren und Direktoren aus dem Auslande zu uns kommen und sich unsere Schulen ansehen. Diese urteilen auf Grund eigener Erfahrung. Ich möchte darauf hinweisen, daß Moldenhauer sein an die preußische Unterrichtsverwaltung erstattetes Gutachten über die österreichischen Mittelschulverhältnisse hat drucken lassen und daß dieses ganz günstig lautet. Ich will aber auch aus der allerjüngsten Zeit erzählen, daß ein russischer Geheimrat die österreichischen Mittelschulen besucht hat. Ich habe ihn gebeten, er möchte mir nach Abschluß seiner Hospitationen offen sein Urteil mitteilen. Ich will zwar aus diesem Urteile des Auslandes, das gewöhnlich günstiger lautet als das Urteil des Inlandes, keinen allgemeinen Schluß ziehen. Der genannte Geheimrat sagte mir aber doch bei diesem Anlasse: „Ich habe sehr viel Schönes an ihren Schulen gesehen, man kann den österreichischen Mittelschulen zu ihren Erfolgen nur gratulieren." (Beifall.) Auf anderes will ich nicht eingehen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Regierungsrat Friedrich Slameczka: Nach den Worten des Herrn Hofrates wäre es wohl nicht notwendig, daß ich das Wort ergreife. Es ist mir nur Bedürfnis, auf etwas hinzuweisen. Der Herr Vortragende hat bemerkt, daß den größten Teil unserer Berufsgenossen Unfreude und Verdrossenheit erfüllt. Ich muß sagen, daß er gut getan hätte, die Verdrossenheit, die er empfindet, nicht zu verallgemeinern, und ich kann als Direktor nur die Worte des Herrn Hofrates wiederholen, daß wir alle so berufsfreudig sind, daß, wenn wir noch einmal auf die Welt kämen, wir uns gewiß nicht überlegen würden, wie[illegible] zu werden. Der Herr

Vortragende hat eine 18jährige Erfahrung hinter sich, ich aber habe eine 40jährige Erfahrung aufzuweisen und habe mehr Unangenehmes mitgemacht als er und das hat mir meine Berufsfreude und meinen Enthusiasmus nicht zu rauben vermocht. (Lebhafter Beifall.)

Dir. Dr. Viktor Thumser: Da mein Name im Vortrage erwähnt wurde, möchte ich folgendes bemerken: Es kommen Fälle im Unterrichtsleben vor, wo der Supplent, der Professor, der jeweilige Untergebene, wenn wir so sprechen wollen, nicht derselben Meinung wie sein Vorgesetzter ist. Ich habe aber während meiner ganzen Dienstzeit, die bereits 25 Jahre beträgt, gefunden, daß, wenn man als Mann für seine Überzeugung eintritt, man augenblicklich immerhin unangenehme Momente haben kann — das muß man auf sich nehmen — daß man aber bei den Vorgesetzten, wenn man für seine Überzeugung eintritt, auch entsprechende Würdigung findet. Wir werden weiter kommen, wenn jeder einzelne als Mann offen und ehrlich dem Vorgesetzten gegenüber für seine Meinung eintritt. Seien wir Männer, und zwar in jedem Augenblick, dann werden wir weiter kommen, als wenn wir nur in großen Versammlungen die Fehler, die bei jedem Stande vorkommen, generalisieren. Damit tragen wir nicht zur Hebung unseres Standesgefühles bei. (Beifall.)

Univ.-Prof. Dr. Eduard Martinak stellt schließlich folgenden Antrag: Da bei dem heutigen reichhaltigen Vortrage der Vortragende selbst keinen Antrag gestellt, da anderseits eine wenn auch kurze Generaldebatte bereits stattgefunden hat und die Zeit so außerordentlich vorgerückt ist, möchte ich vorschlagen, nicht wieder irgend einen Antrag zur Abstimmung zu bringen, weil das immer wieder Schwierigkeiten hervorrufen wird. Die Tatsache steht fest, daß der Vortragende in einigen Einzelheiten und in der Gänze einen ganz ungewöhnlichen und lebhaften Beifall in dieser Versammlung gefunden hat. Es steht anderseits auch fest und wurde kurz besprochen, daß einzelne Punkte lebhaften Widerspruch gefunden haben. Das wird in den Berichten über die heutige Versammlung der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden. Wir selbst haben alle das miterlebt. Begnügen wir uns damit und schreiten wir zum nächsten Punkt der Tagesordnung ohne weitere Anregung. (Zustimmung.)

Dieser Antrag wird angenommen.

Herr Prof. Dr. S. Spitzer (Radautz) erhält das Wort zum Sonderausschußreferate: „Über die Disziplinarbehandlung der staatlichen Mittelschullehrer“.

Der Vortragende empfiehlt im Namen des Sonderausschusses folgende Leitsätze:

I. Die Disziplinarstrafen, zu denen auch die schriftliche Verwarnung und der Verweis gehören, dürfen nur auf Grund eines Disziplinarverfahrens verhängt werden, das nach den Prinzipien der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit (wie im steirischen Landesgesetze vom 26. August 1904) geordnet ist. Über alles, was Gegenstand der Beschuldigung und der Entscheidung bildet, muß dem Beschuldigten Gelegenheit zur Äußerung

geboten werden. Anonyme Anzeigen berechtigen nicht zur Einleitung des Verfahrens.

II. Der Disziplinarrat besteht in erster Instanz aus dem Vorsitzenden des Landesschulrates, einem Landesschulinspektor, mindestens zwei Vertretern des Lehrstandes und einem womöglich juristisch gebildeten Landesschulratsmitgliede aus der Zahl der autonomen Vertreter. Die Höchstzahl der Senatsmitglieder beträgt 7, die Mindestzahl 5. Analog ist die Zusammensetzung des Disziplinarsenates zweiter Instanz beim Ministerium, für den Landesschulinspektor tritt der Personalreferent ein. Kommt die Entlassung in Frage, hat er sich durch zwei Richter des obersten Gerichtshofes, die dessen Präsident ernennt, zu verstärken und ist an deren Zustimmung gebunden. Sollte eine stärkere Beimengung des richterlichen Elementes für die Disziplinarsenate der anderen Beamtenkategorien gewährt werden, hätte sie auch beim Staatslehrpersonale zu erfolgen.

Diese Anträge werden angenommen.

Hierauf erhält Herr Prof. Dr. Johann Kleinpeter (Gmunden) das Wort zu seinem Vortrage: „Die Hauptrichtungen der Reformbedürftigkeit unserer Mittelschulen".

Der Vortragende empfiehlt nach ausführlicher Darlegung der Gründe folgende Leitsätze zur Annahme:

1. Die Aufgabe der Mittelschule besteht nicht in der Vermittlung einer allgemeinen Bildung, sondern in der Vorbereitung auf eine Hochschule. Die Vorbereitung auf andere Schulen oder Berufe ist, insoferne sie möglich ist, als wünschenswert anzusehen.

2. Die gegenwärtig vermittelte Vorbildung ist für die meisten Fächer eine unzureichende.

3. Eine Umgestaltung derselben ist hauptsächlich nach zwei Richtungen anzustreben: erstens hat die Erziehung zur Arbeit in den Vordergrund zu treten, zweitens muß ein größerer Teil des gedächtnismäßig anzueignenden Wissenstoffes schon auf der Mittelschule und nicht wie jetzt erst in den ersten Semestern der Hochschule erworben werden.

4. Die Erziehung zur Arbeit soll nicht durch alleinige Vermittlung des Wortes, sondern durch gleichmäßige Benützung von Werk, Wort und Zeichen geschehen.

5. In sämtlichen naturwissenschaftlichen Fächern hat die eigene praktische Tätigkeit des Schülers die Grundlage des Unterrichtes zu bilden.

6. Der Zeichenunterricht soll mindestens auf der Unterstufe sämtlicher Mittelschultypen allgemein verbindlich sein und in engen Zusammenhang zu den andern Fächern gebracht werden.

7. Die Aneignung eines größeren Wissenstoffes ist ohne weitergehende Gabelung der Mittelschule in den Oberklassen nicht möglich.

8. Die Unterstufe kann (etwa bis zu 5 Jahren) einheitlich sein.

Vorsitzender: Ich danke dem Herrn Vortragenden für seine Ausführungen und eröffne die Debatte.

Es haben sich bereits zwei Herren zum Worte gemeldet. Ich möchte aber vielleicht die Anfrage stellen, ob wir nicht in den vorliegenden Thesen eine Scheidung vornehmen sollen. Einzelne Thesen scheinen von großer Allgemeinheit zu sein, andere wieder kann man deshalb rasch erledigen, weil ihre Durchführung teilweise schon in der Entwicklung begriffen ist oder einen nennenswerten Widerspruch nicht findet, während die Thesen 7 und 8 eine separate Behandlung erfordern. Aus diesem Grunde scheint es mir daher bedenklich, alle Thesen in die Debatte zu ziehen, und ich möchte daher Herrn Kollegen Kleinpeter fragen, ob er einverstanden ist, daß die Thesen 7 und 8 ausgeschaltet werden, weil die Prinzipienfrage sehr schwer und unmöglich im Rahmen einer Versammlung abzutun ist, da die bloße Abstimmung wieder nicht entscheidet.

Referent Prof. Kleinpeter: Ich habe nichts dagegen einzuwenden.

Dir. Dr. Viktor Thumser: Ich habe mir zur Behandlung des Gegenstandes das Wort erbeten. Ich glaube, es ist heute nicht die Zeit, über die Anträge des Herrn Referenten in eine Debatte einzugehen, weil die aufgestellten Forderungen sich so widerspruchsvoll zeigen, daß sie nicht realisierbar sind. Wenn der Herr Referent wünscht, daß die Mittelschule eine Vorbereitungsschule sein soll für alle Fächer der Hochschule und daneben die Forderung stellt, daß auch für den Handfertigkeitsunterricht die nötige Zeit geschaffen werden soll, weiß ich nicht, wie wir diese Dinge vereinen. Anderseits ist diese Frage so weitgehend, daß sie in der kurzen Zeit nicht zur Klarstellung kommen würde. Ich würde daher beantragen, daß über die Frage der Ausgestaltung der österreichischen Mittelschule direkt die Vereine, die uns zur Verfügung stehen — ich denke z. B. in Wien an die Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" — ersucht werden, einträchtig die ganze Sache in Erwägung zu ziehen, desgleichen die Vereine in der Provinz, und daß dann dieses Elaborat dem vorbereitenden Ausschusse des nächsten Mittelschultages zur Verfügung gestellt wird. Daß wir der Frage nähertreten müssen, unterliegt keinem Zweifel, aber vor allem müssen wir das Ziel ins Auge fassen, worauf sich diese Entwicklung beziehen kann und da bilden die wichtigsten Fragen, zu denen wir durch die theoretische Diskussion und durch die Wünsche von verschiedenen Seiten gedrängt werden, vor allem drei Punkte: Erstens fragt es sich: Wie kann in der Berechtigung der beiden Gattungen der Mittelschulen ein Ausgleich gefunden werden? Denn wir müssen gerade zu Gunsten des Gymnasiums wünschen, daß diese Frage uns soweit als möglich von Monopolprivilegien befreit. (Beifall.) Die Zukunft des Gymnasiums hängt davon ab, daß wir nicht durch Privilegien oder Monopole Schüler hineinbekommen. Das ist eine Frage, die mit der Erweiterung der Realschule auf die VIII. Klasse zusammenhängt.

Die zweite Frage betrifft die Einführung und Erweiterung des bestehenden Unterrichtes in den modernen Sprachen. Auch muß die Frage erörtert werden, wie dem Lehrermangel in dieser oder jener Weise abgeholfen werde und es könnte auch durch Bestimmung einer Ordnung in der Prüfungsfrage eine Erleichterung gewährt werden. Dann müssen wir

gerade gegen die Einheit der Mittelschule Stellung nehmen und drittens die Frage erwägen, inwieweit, wie es jetzt in Deutschland geschieht, wenn z. B. nach dem sechsten Jahrgange sich eine Neigung bei den Schülern nach der realistischen oder humanistischen Seite zeigt — wir da eine gewisse Verschiebung oder Gabelung eintreten lassen können, um eine Vertiefung nach dieser oder jener Richtung zu ermöglichen.

Ich glaube, diese drei Fragen sind die wichtigsten und darüber soll dem nächsten Mittelschultage Bericht erstattet und darüber Beschluß gefaßt werden. Heute können wir dazu nicht mit Erfolg Stellung nehmen.

Dir. Dr. Anton Frank (zur formellen Behandlung): Auf die Bemerkungen des Herrn Dir. Thumser erlaube ich mir zu erwidern, daß diese formelle Behandlung schon gestern eingeleitet wurde. Wir, die Vertreter des Reichsverbandes, waren gestern beisammen und es war auch die Reorganisation des Gymnasiums und der Realschule in Verhandlung. Es wurde schließlich die Anregung angenommen, diese Fragen an die Lehrkörper, als an die große Öffentlichkeit, zurückzuleiten, die dann die Ausarbeitung dem Ausschusse, bezw. Reichsverbande einzusenden haben werden. Ich glaube also, die Sache wird sich auf die angegebene Weise am besten lösen. Wir können auf besondere Einzelheiten nicht eingehen und es ist daher am besten, wenn wir uns über die grundlegenden Fragen aussprechen, die in der ersten These enthalten sind: Was versteht man unter allgemeiner, was unter fachlicher Bildung, wie ist die allgemeine Bildung zu erreichen und inwieweit dient das Gymnasium dazu, die Grundlage für die künftige Universität zu bilden?

Dir. Anton Stitz: Es heißt hier ausdrücklich: „Die Hauptrichtungen der Reformbedürftigkeit unserer Mittelschule", nicht „des Gymnasiums". Was nun den ersten Punkt betrifft, in dem es heißt: „Die Aufgabe der Mittelschule besteht nicht in der Vermittlung einer allgemeinen Bildung, sondern in der Vorbereitung auf eine Hochschule" usw., so muß ich mich gegen diese Anschauung entschieden erklären. Der Name Mittelschule rührt natürlich davon her, daß die Mittelschule in der Mitte steht zwischen der Hochschule einerseits und der Volksschule anderseits. Daß sie aber nur zu dem Zwecke da ist, um für die Hochschule vorzubereiten, kann ich nicht zugeben. Sie ist auch in hohem Grade die Vermittlerin allgemeiner Bildung, und zwar in einem eminent höheren Maße als dies die Volks- und Bürgerschule imstande ist. Damit löst sich auch der zweite Gegenstand, sobald wir auf dem Standpunkte stehen, daß die Mittelschule nicht ausschließlich die Aufgabe hat, für eine Hochschule vorzubereiten.

Dann können wir auch nicht gut sagen, die gegenwärtig vermittelte Vorbildung ist in den meisten Fächern unzureichend; bei der allgemeinen Bildung ist dies eben unmöglich. Sie hat allgemeines Wissen und allgemeine Bildung zu vermitteln.

Was nun den nächsten Punkt anbelangt: „erstens hat die Erziehung zur Arbeit in den Vordergrund zu treten", so ist dagegen nichts einzuwenden. In der Erziehung zur Arbeit liegt ein starkes sittliches

Element. Nur möchte ich nicht sagen: „in den Vordergrund zu treten“, sondern „ist zu berücksichtigen“ oder „zu betonen“.

Mit dem zweiten Teile setzen wir uns in Widerspruch mit der *vox populi*, mit der ganzen Öffentlichkeit. Was wird uns zum Vorwurfe gemacht? Auf der einen Seite die Methodelosigkeit und auf der anderen Seite die Anhäufung von gedächtnismäßigem Wust.

Daß der Zeichenunterricht auf der Unterstufe wenigstens obligatorisch eingeführt wird, wäre eine Sache von hohem Wert; denn wir haben gestern bei der Debatte über Kunsterziehung gehört, daß dies die unentbehrliche Grundlage für die Kunsterziehung bildet.

Noch eines möchte ich erwähnen. Der Schwerpunkt aller Angriffe und Anwürfe richtet sich teilweise gegen gewisse Persönlichkeiten, die eben nicht immer auf der Höhe des methodisch-didaktischen Verfahrens stehen, und dann überhaupt gegen den didaktischen Unterrichtsbetrieb in den Mittelschulen. Denn die Wissensschätze, die im Lehrplane niedergelegt sind und der Jugend vermittelt werden sollen, sind fundamentale Errungenschaften der größten Geister der Menschheit, von Generation zu Generation durch Jahrtausende überliefert.

Prof. Dr. Franz Noë: Ich möchte zu den vorgetragenen Punkten Stellung nehmen.

Bei Punkt 1 möchte ich noch weiter gehen als Dir. Stitz: Es ist nicht nur nicht eine Hauptsache der Mittelschule, für die Hochschule vorzubereiten, sondern direkt eine Nebensache. Die Vermittlung der allgemeinen Bildung ist das Palladium der Mittelschule. Unsere Mittelschule soll auch in Hinkunft die Stätte allgemeiner Bildung sein, wenn sie auch nebenbei für die Universität vorbereitet. Herr Dir. Stitz hat schon auf den Widerspruch der Handfertigkeit einerseits und der gedächtnismäßigen Belastung anderseits hingewiesen. In der These heißt es, daß ein größerer Teil des gedächtnismäßig anzueignenden Wissensstoffes schon auf der Mittelschule und nicht wie jetzt erst in den ersten Semestern der Hochschule erworben werden müsse. Wir waren alle auf der Hochschule und haben uns keiner in den ersten Semestern mit gedächtnismäßigem Studium überanstrengt. (Heiterkeit.) Ich schlage auf Antrag verschiedener Kollegen vor, daß Punkt 5 gestrichen werde. Schon seit Dezennien geschieht es, daß wir den Schülern die Pflanze, das Mineral und das Tier in die Hand geben und sie bei der Arbeit leiten und nicht ihnen den Stoff bloß eintrichtern. Darum bitte ich diesen Punkt wenigstens für die Naturgeschichte zu streichen.

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem: Ich möchte ein paar Worte über die allgemeinen Gesichtspunkte sprechen, von denen der Vortragende gesprochen hat, und muß sagen, daß die Sache keineswegs so aller Grundlage entbehrt. Der Vortragende hat, glaube ich, darin gefehlt, daß er das Wort „Erziehung zur Arbeit“ ausschließlich für naturwissenschaftliche Dinge angewendet hat. Ich habe vor drei Jahren über die Aufgaben der Mittelschule hier gesprochen und habe als gemeinsame Aufgabe die Erziehung zu selbständiger geistiger Arbeit hingestellt. Ich meine auch heute noch, daß damit mehr gesagt ist als mit dem wenig faßbaren

Begriff der allgemeinen Bildung, und damit ist auch beides vereinigt, was wir unter allgemeiner Bildung und Vorbereitung für die Hochschule verstehen. Wir sollen Schüler erziehen, die sich auf den verschiedensten Gebieten einarbeiten können. Wir dürfen es nicht gelten lassen, wenn gesagt wird, daß durch unseren Unterricht nur gedächtnismäßiger Stoff angeeignet wird. Wir glauben gerade, daß unser Unterricht zu geistiger Arbeit antreibt und fähig macht und wir geben uns alle Mühe, das, was der Schüler schon hat, herauszuentwickeln und durch fortwährende Höherstellung der Aufgaben seine selbständige Arbeit zu heben. Gewiß ist die geistige Arbeit nicht das einzige, aber der Herr Vortragende hat den Standpunkt nicht konsequent durchgeführt; denn in den naturwissenschaftlichen Fächern ist es zweifellos, daß durch Handanlegen die Fähigkeit zum Verständnis gewinnt, ich möchte aber sagen, diese Arbeit in den Naturwissenschaften ist das Mittel, sie theoretisch verstehen zu lernen. Man kann sie nicht anders verstehen, als wenn man selbst darin arbeitet. Aber auf unserem Gebiete ist eben das Arbeiten ein anderes Arbeiten, aber darum keineswegs minderwertig und minder schulend. Solange wir namentlich einen Staat haben, der ein ungeheuer großes bureaukratisches Personal und einen ungeheuer großen Konzeptsapparat braucht, müssen wir bei einem ausgiebigen geistigen Mittelschulstoff bleiben und können uns nicht gefallen lassen, ihnen zu Liebe uns ganz überflüssig zu erklären. (Beifall und Händeklatschen.)

Univ.-Prof. Dr. Hans v. Arnim: Es ist schon sehr viel, was ich zu sagen beabsichtige, gesagt worden; aber vielleicht ist es doch von gewissem Interesse, daß ich von meinem Standpunkte als Hochschulprofessor bestätige, daß ich mich nicht mit den Anschauungen einverstanden erkläre, die Mittelschule habe die Aufgabe, für die Hochschule vorzubereiten. Es will mir scheinen, als ob damit die Aufgabe der Mittelschule zu niedrig aufgefaßt würde. (Sehr richtig!) Sie kann sich nicht in die Knechtschaft und Abhängigkeit der Hochschule begeben, sondern muß ihre Selbständigkeit und ein selbständiges Bildungsideal verfolgen. Vom Standpunkte der Hochschulwissenschaft gibt es eine zureichende und eine unzureichende Vorbereitung überhaupt nicht. Jede Wissenschaft ist von der Art, daß jeder wissenschaftliche Unterricht ab ovo begonnen werden kann. Wir nehmen es natürlich mit Dank an, wenn uns die Mittelschule die Schüler schon mit einem gewißen Maße von Einsicht usw. übergibt, aber nötig ist es für unseren Unterricht durchaus nicht. Die Wissenschaft in ihrer Gänze zu vertreten ist ja unsere Aufgabe. Ich glaube, daß, wenn man wirklich damit Ernst machen würde, an der Mittelschule für die Hochschule vorzubereiten, der Mittelschule im Laufe der Jahre immer mehr Aufgaben zufallen werden, die sie nicht erfüllen kann, und daß dies eine Schädigung der Jugend herbeiführen würde. In der Wissenschaft ist immer ein Fortschritt zu beobachten. Wenn Sie sich nun auf den Standpunkt stellen, die zum Abschlusse gekommenen und ruhenden Gebiete in die Mittelschule zu verweisen, so würde dies zu einer Überbürdung der Jugend führen.

Wenn ich nun zu den Thesen des Vortragenden komme, muß ich sagen, ich finde eine Unklarheit in dem Satze: „Die Aufgabe der Mittelschule besteht nicht in der Vermittlung einer allgemeinen Bildung, sondern in der Vorbereitung auf ‚eine' Hochschule." Die Hauptfrage ist ja gerade, ob die Aufgabe ist, gleichmäßig vorzubereiten für alle Hochschulen oder für einen einzelnen Hochschultypus. Ich kann da nicht zur Klarheit kommen.

Für mein Gefühl besteht auch ein Widerspruch zwischen dem Prinzip der Erziehung zur Arbeit und der Betonung des größeren gedächtnismäßigen Wissens. Nach meiner Auffassung ist das gedächtnismäßige Wissen an der Mittelschule auf ein Minimum zu beschränken, d. h. auf dasjenige Maß, welches erforderlich ist, um auf dem betreffenden Gebiete mit Interesse zu arbeiten und Einsicht erlangen zu können. Ich habe den Eindruck, daß schon jetzt die Summe des gedächtnismäßigen Wissens auf unserer Mittelschule recht erheblich ist. Ich hatte einmal die Ehre, als Regierungskommissär einer Mittelschulprüfung beizuwohnen, und muß sagen, daß mir das Maß von gedächtnismäßigem Wissen, das z. B. in der Geschichte, in den beschreibenden Wissenschaften und in den Vokabeln gefordert wird, sehr bedeutend erschien. Ich möchte davor warnen, in der Richtung weiterzugehen. Das mit dem Standpunkte des Vortragenden in Widerspruch stehende Prinzip ist mir sympathisch, daß nämlich alles darauf ankommt, die Schüler zur geistigen Arbeit zu erziehen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Univ.-Prof. Dr. Alois Höfler: Ich habe den sehr wertvollen Ausführungen der Herren Vorredner wenig hinzuzufügen. Zum Worte gemeldet habe ich mich deshalb, weil der Gedanke der Erziehung zur Arbeit, und zwar nicht nur zur psychischen, sondern auch zur manuellen, so wertvoll ist, daß ich es bedauern müßte, wenn dieser Gedanke durch die ihm angehängten fragwürdigen Dinge etwa selbst in Frage gestellt würde. Wir haben von den Rednern der verschiedenen Lager nur Freundliches über die Anregung gehört, man möge die Pflege der Arbeit nicht nur im geistigen, psychischen, sondern auch im gewöhnlichen physischen Sinne nicht zu kurz kommen lassen.

Ich fürchte aber sehr, der Herr Vortragende hat diese wohlgemeinte These mit allerlei verquickt, wodurch er vielleicht schlimmer als ein Feind des Gedankens der physischen Arbeit an den Mittelschulen diesen Gedanken wieder gefährdet. Dies geschieht namentlich durch Herrn Kleinpeters nun schon wiederholt unternommene Angriffe auf den Begriff der „allgemeinen Bildung". Lassen Sie mich nun von den Gedanken im allgemeinen sprechen. § 1 des Organisationtentwurfes vom Jahre 1849 hat folgenden Wortlaut: Zweck des Gymnasiums ist: Erstens eine höhere allgemeine Bildung unter wesentlicher Benutzung der alten klassischen Sprachen und ihrer Literatur zu gewähren und zweitens hiedurch zugleich für das Universitätsstudium vorzubereiten. Es war diese Beifügung eines zweiten Zieles eine naheliegende Unterrichtspolitik, weil eben de facto die absolvierten Gymnasiasten dann eben tatsächlich an die Universität kommen. Es mußte also von den Unterrichtspolitikern auf alle Fälle ein

Modus gefunden werden, die Forderung der allgemeinen Bildung, soweit eine solche schon in den Gymnasialjahren ausreifen kann, mit der Rücksicht auf die bestehende Weiterbildung an der Hochschule in Einklang zu setzen. Ich wüßte daran auch heute noch keine Änderung zu treffen. In dieser Beziehung ist also unser § 1 noch immer hieb- und stichfest. Aber ganz anders stünde es, wenn eine gewisse Mode recht bekommen sollte, die darin besteht, über die „allgemeine Bildung" überhaupt von oben herab zu reden. Wären freilich alle, die heute noch bei dem Klang des Wortes „allgemeine Bildung" eine Menge guter Geister sich regen fühlen, altmodische Leute und durch die Leute von heute überholt, dann wäre auch unser Organisationsentwurf vom Jahre 1849 in seiner Wurzel veraltet.

Die Eingangsworte des Herrn Vortragenden argumentierten so: Jenes Ziel der allgemeinen Bildung ist im Jahre 1849 aufgestellt worden und was hat sich nicht in der ganzen Welt und in unserem Vaterlande seither geändert? Gewiß, aber vielleicht hat sich manchmal etwas nicht zum Besseren geändert. Ich möchte da ein Wort von Schönbach in Graz anführen, das sein Buch „Über Lesen und Bildung" dem ganzen Jahrhundert vorgeworfen hat: „Wir sind mit unserer Kultur über Goethe nicht hinausgekommen, vielleicht eher in manchem wieder zurückgegangen!" Dem gegenüber gibt es freilich Leute, die sich sosehr von heute fühlen, daß sie über Goethe und Schiller sich weit hinaus glauben. Wenn wir Herrn Kollegen Kleinpeter allem, was schöne Literatur betrifft, kühl bis ans Herz (oder bis an den Kopf) hinan gegenüberstehen sehen, so ist es letztlich eine unaustragbare Differenz in Geschmackssachen, wenn wir anderen, die vielleicht auch etwas von Naturwissenschaften verstehen, uns nicht eine Minute lang als Deutsche zu denken wüßten, falls wir nicht unsere größten Lehrer Schiller und Goethe nennen dürften. (Lebhafte Zustimmung.)

Was täte ich mit meinem bißchen Mathematik und Physik, wenn ich nicht meine deutsche Literatur und meine deutsche Musik hätte? (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.) Und nun hat im Jahre 1849 unser Organisationsentwurf jenes Wort „allgemeine Bildung" ausgesprochen, ohne zu wissen, daß in 50 Jahren dieses Wort aus der Mode gekommen sein wird. Der Organisationsentwurf vom Jahre 1849 hat aber noch etwas anderes gewußt. Er hat es ausgesprochen, daß das Gepräge des österreichischen Gymnasiums darin bestehen soll, daß eine harmonische Verbindung des humanistischen und realistischen Unterrichtes erreicht wird. Und nun, meine Herren, blättern Sie doch in der Geschichte der Pädagogik des vergangenen Jahrhunderts, lesen Sie in der Geschichte von Paulsen — das ist ja der Wortführer der Verkleinerung des Begriffes „allgemeine Bildung", er zieht ja überall gegen diesen Begriff zu Felde. Ziegler sagt in seiner Geschichte der Pädagogik, daß es um die Mitte des XIX. Jahrhunderts noch keinem Staate gelungen ist, eine harmonische Verbindung herzustellen; nur dem Staate Österreich sei es in jenen trüben Tagen gelungen, ein Gebäude aufzurichten auf zwei breiten Fundamenten, dem humanistischen und

dem realistischen. Und dieses Gebäude ragt heute noch und ist noch nicht baufällig, und selbst der scharfe Wind, der aus diesem Beratungssaale des österreichischen Mittelschultages gegen einen solchen fundamentalen Begriff, wie es der der allgemeinen Bildung ist, wehen will, weht unseren Organisationsentwurf von 1849 nicht um. (Stürmischer Beifall.)

Ich habe Gelegenheit zu beobachten, indem es nun meine Amtspflicht ist, den ganzen Entwicklungsgang der Mittelschule, des Gymnasiums wie der Realschule und insbesondere alles, was für die Weiterbildung der realistischen Seite geschieht, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, daß heute gerade alle Naturforscher und Mathematiker den Begriff der allgemeinen Bildung besonders nachdrücklich hochhalten. Felix Klein hat hier beigefügt: „spezifische Allgemeinbildung". Aber gerade die spezifische Allgemeinbildung haben wir ja am Gymnasium und an der Realschule. Diese ist beim Gymnasium wesentlich historisch gefärbt, bei der Realschule spezifisch modern. Man muß über diesen Dingen stehen, um voll zu ermessen, daß und wie auch der realistische Unterricht den Bildungsaufgaben der Mittelschule zu dienen berufen ist. Man stehe immerhin zunächst auf dem einen oder dem anderen Pfeiler des Doppelbaues, aber man verliere nicht den Blick für die Größe des ganzen Baues, wie er im Jahre 1849 errichtet wurde.

Ich hatte jetzt vor 15 Jahren am dritten Mittelschultage 1891 von der Stelle, von der Kollege Kleinpeter gesprochen hat — damals unter dem frischen Eindrucke jener stürmischen Verhandlungen in Preußen im Jahre 1890, in der Kaiser Wilhelm gemeint hat, wie in einem Reiterangriffe das Gymnasium niederreiten zu können, was ihm aber bekanntlich nicht gelungen ist (lebhafter Beifall) — Gelegenheit zu sagen: „In der kulturhistorischen Entwicklung der Mittelschule ist Österreich seit 40 Jahren — nun sind es schon 56 Jahre — voran."

Und ich wiederhole, daß wir jenen großartigen Bau von 1849, das von ganz Europa bewunderte Meisterwerk, weiterpflegen, daß wir ihn auch fleißig renovieren sollen, denn sonst geht jedes Bauwerk mit der Zeit zugrunde; aber bessere Fundamente weiß niemand in diesem Saale zu legen. (Stürmischer, langandauernder Beifall und Händeklatschen. Redner wird vielfach beglückwünscht.)

Vorsitzender: Es wurde Schluß der Debatte beantragt. Zum Worte gelangt noch Hofrat Dr. Schipper. Er sagt:

Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß die Frage der Mittelschulreform hier auf diesem Mittelschultag einmal ernstlich wieder in Angriff genommen worden ist. Ich bin derselben Ansicht, die der erste Redner, der zur Debatte hier gesprochen, vertreten hat, daß es unmöglich ist, hier nur die leitenden Gesichtspunkte zu erledigen, und stimme seinem Vorschlage zu, daß die verschiedenen Gymnasial- und Realschulvereine die Sache reiflich in ihren Versammlungen erörtern mögen und daß das Resultat dem nächsten Mittelschultag als Basis unterbreitet werde.

Ich habe mich noch verschiedenen Ausführungen zuzuwenden, die wir hier vernommen haben. Ich stimme durchaus damit überein, daß die Mittelschule dazu dienen solle, eine allgemeine Bildung zu vermitteln und vor allen Dingen die allgemeine Schulung des Geistes im jugendlichen Alter zu fördern. Ich bin aber auch ebenso der Ansicht, daß die Mittelschule die Aufgabe hat, für die Hochschule vorzubereiten. Aus diesem Bedürfnis heraus ist ja gerade eine Kategorie unserer Mittelschule erwachsen, nämlich die Realschule. Sie würde gar nicht ins Leben getreten sein, wenn nicht dieses Bedürfnis vorhanden gewesen wäre. Und nun füge ich weiter hinzu, daß die Realschule in ihrem Bestande dieser Aufgabe entschieden besser entspricht, nämlich der Aufgabe der Vorbereitung für eine Hochschule, und zwar in erster Linie für die Technik, als das Gymnasium seiner Aufgabe, für die Universität oder irgend eine andere Hochschule vorzubereiten, entspricht. Nach meiner Überzeugung ist das Gymnasium in seinem jetzigen Zustande, wie es in Österreich ist, ungenügend. Nach meiner Überzeugung könnte das Gymnasialmaturitätszeugnis nicht die Berechtigung für das Hochschulstudium irgend einer Kategorie gewähren, weil durch das Gymnasium die notwendigen Kenntnisse für irgend eine Hochschule nicht vermittelt werden. Nach meiner Überzeugung müßten die Gymnasialabiturienten fürs erste als außerordentliche Hörer inskribiert werden wie die Realschüler, die erst die Ergänzungsprüfung aus klassischer Philologie nachholen müssen. In derselben Weise müßte den Gymnasialabiturienten auferlegt werden, die Prüfung aus Französisch und Englisch nachzutragen, und bis dahin müßten sie als außerordentliche Hörer an der Universität inskribiert sein. Diese Sache ist ganz klar vom praktischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus. Richten Sie Ihren Blick auf das Leben, auf alles, was uns umgibt, auf unsere modernen Kulturverhältnisse, so müssen Sie erkennen, daß es ohne Kenntnis der modernen Sprachen unmöglich ist, auszukommen. Und richten Sie Ihren Blick auf die Wissenschaft, wohin Sie blicken, Sie werden finden, daß die Kenntnis des Französischen und Englischen in erster Linie zum wissenschaftlichen Betrieb irgend eines Faches unumgänglich notwendig ist. Es wird sich also wesentlich darum handeln, die großen Unterschiede zwischen beiden Kategorien der Mittelschule, die weiter voneinander entfernt sind als es nötig gewesen wäre, auszugleichen. Wir haben für die Basis der allgemeinen Bildung die Kenntnis der historischen Entwicklung nötig und aus diesem Grunde können wir die alten Sprachen nicht entbehren. In erster Linie ist das Lateinische unentbehrlich, und ich würde dafür eintreten, das Lateinische als obligatorisch bis zu einem gewissen Grade bei Ergänzung der Realschule auf ein achtes Jahr einzuführen und anderseits die neuen Sprachen als zum obligaten Gegenstand an unseren Gymnasien zu machen. Das ist dasjenige, worauf nach meiner Meinung die Reformbestrebungen an der Mittelschule zu richten sind, und nach dieser Richtung werden sich auch die Vorbereitungen bewegen müssen, die als Basis dienen sollen für unsere weiteren Erörterungen. (Lebhafter Beifall.)

Demonstrativa, des Superlativs, der Adverbien des Grades (so, sehr, allzu), der den Umfang bestimmenden Pronomen und Adverbien (mancher, jeder, immer). Der Schüler betont z. B.:

„Da faßt ein nàmenloses Sehnen
Des Jünglings Herz...“

statt:

„Da faßt ein námenloses Sèhnen
Des Jünglings Herz...“

oder:

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dázu ward ihm der Verstand...“

statt:

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstánd...“

Endlich findet der Schüler Gegensätze heraus, wo gar keine vorhanden sind:

„Und sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben“.

Solchen Fehlern kann der Lehrer entgegenarbeiten, wenn er zunächst (und das ist schon auf der untersten Stufe möglich) die Schüler anleitet, die Accente an vorgesprochenen und selbstgesprochenen Sätzen zu hören, wenn er sie die Zeichen gebrauchen lehrt und eintragen läßt, in Gedichte besonders, welche die Schüler memorieren sollen. Auf einer höheren Stufe ist es am Platze, die Gesetze des Satztons den Schülern faßlich vorzutragen. Übungen im Selbstfinden der Betonung müßten sich daran anschließen.

Reicher Beifall lohnt den Vortrag. Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden und spricht den Wunsch aus, der Vortrag möge ungekürzt im Drucke erscheinen.

Prof. Adolf Reininger (Brünn) weist darauf hin, daß Parlamentarier und andere Redner häufig eine falsche Betonung aus der Schule mit in das Leben hinausgenommen haben.

Prof. Richard Findeis: Wir sind dem Vortrage alle mit großem Interesse gefolgt. Trotzdem ist es schwer, wenn wir uns jetzt schon bestimmt äußern sollen. Es hätte sich vielleicht empfohlen, in der gedruckten Voranzeige der Entwürfe das leitende Buch Reichels ausdrücklich zu nennen. Wenn uns jetzt einiges in den neuvernommenen Regeln nicht zu stimmen scheint, so müssen wir immer in erster Linie daran denken, daß die beschränkte Zeit des Vortrages Vollständigkeit nicht erlaubte. Darum möchte ich nur bemerken, daß sich mir das Gesetz von der Herrschaft der Wortklassen nicht bestätigt, ich habe in einer ganzen Reihe von Beispielen, wie sie mir eben schnell einfielen, das Adverb stärker betont gefunden als das Verb. (Prof. Müller: „Das sind eben Ausnahmen nach dem Gesetze der Rückung“.) Aber die Ausnahmen sind sehr zahlreich.

Wenn auch der emphatische Accent wegen Zeitmangels nicht behandelt wurde (Prof. Müller stimmt zu), so möchte ich doch aufmerksam machen, daß mir in den Beispielen, die für die „Rückung“ angeführt wurden, manche die Erklärung für den emphatischen Accent

zu verlangen scheinen: „bleich wie der Tod“, d. h. genau so, ganz und gar so.

Schließlich wäre festzustellen, wie sich die von Sievers („Sprachmelodisches“) beobachteten Unterschiede in der Tonhöhe bei Nord- und Süddeutschen mit Reichels Regeln kombinieren.

Eine ganze Anzahl von Fehlerngruppen möchte ich unter „leere verstandesmäßige Betonung“ zusammenfassen. Hieher gehören die Negationen, die „so“, „allzu“ u. a., unwesentliche Gegensätze (falsch: Arm am Beutel, krank am Herzén). Auch davon hat Otto Ernst am Kunsterziehungstag Beispiele gegeben.

Nur auf die Behandlung in der Schule möchte ich noch zurückkommen. Wann sollen die Betonungsregeln gelehrt werden? Doch wohl in der IV. Klasse bei der Metrik. Entsprechende Abschnitte werden in den Grammatiken nicht mehr fehlen dürfen. Wie aber soll es vorher mit der Unterweisung gehalten werden? Ich habe wenigstens den Eindruck, daß eine Korrektur von Fall zu Fall die Schüler verdrossen macht; sie glauben nicht recht an die Notwendigkeit und Ersprießlichkeit der Betonung, die ich verlange, sie buchstabieren von Silbe zu Silbe, statt den ganzen Satz zu überblicken, und empfinden die Ausstellungen des Lehrers als „Sekkatur“.

Das einzige Gegenmittel scheint mir das Lesen bei geschlossenen Büchern. Der Lehrer braucht nur einigemal darauf hinzuweisen, wie leicht es sich dem zuhört, der natürlich und richtig betont, und wie man dem, der schlecht betont, auch bei gespannter Aufmerksamkeit sehr bald nicht mehr folgen kann. Man kann den Lesenden geradezu für die Aufmerksamkeit der anderen verantwortlich machen. Und die Schüler lernen sehr bald diesen Unterschied beurteilen und richten sich danach. — Eine andere gute Gelegenheit zu solchen Übungen bietet sich bei klar disponierten Prosastücken, wo jene Schlagworte, die den Inhalt vergegenwärtigen, auch in der Betonung als die Gipfel hervortreten. Hat man so die vor allem in Prosastücken auf der Unterstufe gewonnene Erfahrung in der Metrik theoretisch gefestigt, dann kann in der V. Kl. der Vortrag der Gedichte das Hauptziel des Jahreskurses werden.

Der Vorsitzende schließt mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit die Sitzung, indem er dem Vortragenden nochmals für die gebotenen Anregungen dankt.

2. Physikalische Sektion.

Prof. Edmund Weinwurm (Proßnitz) hält den angekündigten Vortrag über: „Die Ionentheorie in ihrer Anwendung im Chemieunterrichte der Oberrealschule“ und führt aus:

Die rasche Entwicklung des jüngsten Zweiges der Chemie, der physikalischen Chemie, erfolgte durch van t'Hoff, Arrhenius, Ostwald und Nernst.

Nach Arrhenius sind die Moleküle der Säuren, Basen und Salze in wässeriger Lösung in noch kleinere Teilchen, Ionen genannt, gespalten. Nachdem diese Lösungen den elektrischen Strom leiten, so nannte

diesen Zerfall elektrolytische Dissoziation, zum Unterschiede der Dissoziation, hervorgerufen durch Wärme. Die Annahme von Arrhenius fand Bestätigung durch die abnormale Siedepunktserhöhung und Gefrierpunktserniedrigung, welche Elektrolyte in wässeriger Lösung zeigen.

Die elektrolytische Dissoziationstheorie, welche auch Ionentheorie genannt wird, soll in den Chemieunterricht der V. Klasse nach der Behandlung des Wassers als Lösungsmittel eingeführt werden.

Dem Schüler wird zuerst experimentell gezeigt, daß Wasser und Zuckerlösung den elektrischen Strom nicht leiten, während verdünnte Salzsäure, Natronlauge und Kochsalzlösung Leiter der Elektrizität sind. Mittels des Demonstrationsapparates von Lüpke, welchen der Vortragende beschreibt, gibt er an die Versuche, welche mit Wasser, Halbnormal-, Normalrohzucker- und Normalharnstofflösung anzustellen sind, um die Gesetze der normalen Siedepunktserhöhung dem Schüler abzuleiten. Weitere Versuche werden mit einem Elektrolyten, z. B. einer Normalkochsalzlösung, ausgeführt. Sie zeigt die doppelte Siedepunktserhöhung wie die äquimolekulare Rohrzuckerlösung. Durch die Versuche mit den Nichtelektrolyten wurde nachgewiesen, daß die Siedepunktserhöhung der Menge der gelösten Substanz, also der Anzahl der gelösten Moleküle, proportional ist, von der Art derselben ist sie jedoch unabhängig. Es kann daher die Zunahme der Siedepunktserhöhung bei der Kochsalzlösung nur in der Weise erklärt werden, daß beim Lösen des Natriumchlorids im Wasser eine bedeutende Vermehrung der Teilchen stattgefunden hat, d. h. die vorhandenen Moleküle haben sich gespalten. Die entstandenen Teilchen sind Atome oder Atomgruppen, Ionen genannt. Das Molekül *Na Cl* dissoziiert demnach in das Ion Natrium und das Ion Chlor.

Die Annahme von Ionen findet eine zweite Bestätigung in der abnormalen Gefrierspunktserniedrigung der wässerigen Lösungen von Elektrolyten. Die Versuche werden mit dem Demonstrationsapparat von Cimician angestellt und die gleichen Flüssigkeiten verwendet wie bei der Ermittlung der Siedepunktserhöhung.

An der Hand typischer Beispiele werden die Eigenschaften der Ionen besprochen, der Nernstsche Versuch über die Wanderung der Ionen geschildert und durch nachfolgende Versuche angegeben, daß die chemische Reaktionsfähigkeit eines Körpers nur davon abhängig ist, wie vollkommen er in seine Ionen dissoziiert ist. Zwei Versuche, die den Parallelismus zwischen Reaktionsfähigkeit und Leitfähigkeit vorführen, zeigen dem Schüler, daß aus diesem Grunde die Salzsäure und nicht die Schwefelsäure die stärkste der Säuren ist.

Der Vortragende bringt zahlreiche Beispiele aus dem Unterrichtsstoff über die große chemische Aktivität der Ionen, welche Beispiele dem Schüler beweisen, daß die Reaktionen auf die einzelnen Grundstoffe Ionenreaktionen sind.

Endlich findet auch durch die Hydrolyse der Schüler eine Erklärung für das abnormale Reagieren gewisser Salze auf Lackmus.

Der Vortrag schließt mit dem Hinweise, daß die angeführten verschiedenen chemischen Erscheinungen, wenn man ihrer Erklärung die

Ionentheorie zugrunde legt, einheitlich erscheinen, welcher Umstand einen wesentlichen Gewinn für den Chemieunterricht bedeutet.

Auf Grund des Vorgebrachten empfiehlt Prof. Weinwurm die Einführung der Ionentheorie.

Univ.-Prof. Dr. Karl Garzarolli Edler v. Turnlackh (Wien): Der Herr Vortragende, mit dessen Ausführungen ich sonst einverstanden bin, hat den wichtigsten Versuch weggelassen, nämlich jenen, welcher zeigt, daß $BaCl_2$ zerfällt in Ba und $2\,Cl$; die Spaltung des $NaCl$ beweist nichts, weil ja Doppelmoleküle vorhanden sein könnten. Ferner sehe ich nicht ein, warum man nicht schon in der IV. Kl. mit solchen Erklärungen beginnen sollte; nur kein „Umlernen" innerhalb der Mittelschuljahre! Auch darf man nicht zu weit gehen; Ostwald bringt viel Physik damit in Verbindung, was natürlich zum Verständnis der anderen physikalisch-chemischen Theorien notwendig ist. Dafür aber werden einige andere Dinge, die für diese Stufe irrelevant sind, weggelassen werden müssen, weil wir nicht die nötige Zeit zu allem haben. Ich bitte Sie, einmal darüber nachzudenken. Was soll dafür hinauskommen? Bei drei Stunden, den vielen Schülern und den zahlreichen Versuchen kommen wir sonst nicht aus!

Prof. Dr. Ernst Bloch (Mährisch-Ostrau): Ich führte den Ionenbegriff im Mädchenlyzeum schon in der IV. Klasse ein, und zwar im Anschluß an die Elektrolyse; die Molekulargewichtsbestimmungen gaben Anlaß dazu. Ich habe aber auch andere Tatsachen durch die neue Theorie erklärt, die mir in meiner eigenen Studienzeit dunkel blieben; so erscheint es dem Schüler sonst unbegreiflich, wie die Affinität dann größer war, wenn unlösliche Körper sich bilden; ferner lernten wir an der Mittelschule, daß die Darstellung von KNO_3 aus $NaNO_3$ und KCl eine „Wechselwirkung" sei; jetzt würde es mir Unbehagen bereiten, das so lehren zu müssen, weil es nicht wahr ist. Durch Einführung der Ionentheorie ergibt sich also der Vorteil, daß man nicht nur auf einfache Weise den Zusammenhang von Ursache und Wirkung aufklären kann, sondern auch andere Dinge, deren Erklärung sonst unmöglich wäre. Ich begrüße deshalb den Vortrag mit Wärme und freue mich zugleich, ein Lehrbuch (Hemmelmayr) zu wissen, das auf modernem Standpunkte steht.

Der Vortragende: Beim Versuche mit $BaCl_2$ müßte der Schüler erwarten, daß das $BaCl_2$ in drei Ionen zerfalle; tatsächlich ist dies aber nicht der Fall; verwendet man Normal-$BaCl_2$-Lösung beim Cimicianschen Apparat, so beträgt das Steigen der Wassersäule nicht das dreifache von jener der Normalrohrzuckerlösung, sondern nur das $2^1/_2$fache, was wohl der tatsächlichen Dissoziation dieses Salzes entspricht, doch immerhin nur eine unvollständige Dissoziation ist, während ich bestrebt war, im $NaCl$ dem Schüler als erstes Beispiel ein Salz mit nahezu vollständiger Dissoziation zu bringen. — Die Einführung der Ionentheorie in die IV. Klasse halte ich aber für verfrüht, weil dort der Schüler in seinen naiven Anschauungen die Chemie fast wie eine „Zauberkunst" ansieht; würden wir auf dieser Stufe die Ionentheorie einführen, so würde

ihm vielleicht vieles davon unverständlich sein. Was die Kürzung des Lehrstoffes der V. Klasse anbelangt, so könnte etwa bei den Verbindungen der Metalle manches weggelassen werden.

Dieser sehr interessante Vortrag erscheint in der Zeitschrift „Mittelschule“ im Wortlaut.

3. Pädagogische Sektion.

Herr Dir. Dr. Moritz Strach (Prachatitz) nimmt das Wort zu seinem angekündigten Vortrage: „Über sexuelle Belehrung der Mittelschüler“.

Nach einer kurzen Debatte, an welcher sich die Direktoren Schwarz (Mährisch-Ostrau), Dr. Frank (Prag), Dr. Hergel (Aussig), Dr. Thumser (Wien) und Dr. Anton Kirschnek (Gablonz) beteiligten, gelangten folgende Thesen einstimmig zur Annahme:

a) Hygienische Ratschläge behufs Vermeidung schädlichen Samenverlustes,

b) Hinweise auf die Gefahren der Selbstbefleckung und

c) auf die verheerenden Wirkungen venerischer Gifte können erteilt werden:

1. Beim somatologischen Unterricht in der VI. Gymnasial- oder Realschulklasse durch den Lehrer der Naturgeschichte, eventuell durch den Direktor oder einen anderen beauftragten Lehrer oder den Schularzt.

2. Bei besonderen Anlässen, wenn der Lehrkörper dies für angezeigt hält.

3. Lassen dies die Umstände bloß bei einem einzelnen Schüler angezeigt erscheinen, soll sich die Schule vor einer derartigen Aufklärung zuerst mit dem Elternhaus in Verbindung setzen, namentlich wenn der betreffende Schüler das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht hat.

4. Sektion für Körperpflege und Schulhygiene.

Jugendspiele und Fünfkampf, abgehalten am Dienstag den 10. April 1906 beim Akademischen Gymnasium auf dem Eislaufplatze und auf dem angrenzenden Baugrunde unter der Leitung der Proff. Hermann Dupky und Max Guttmann.

Schon beim VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultage sind die Elemente des Fünfkampfes von Schülern des Elisabeth-Gymnasiums vorgeführt und von den Zuschauern mit Wohlwollen aufgenommen worden. Weil nun diese volkstümlichen Übungen seit langem zum Teil wenigstens auch an anderen Mittelschulen Eingang gefunden haben, verdichtete sich die damalige Anregung zu einem „Fünfkampf Wiener Mittelschüler“ in Übungen, die bis auf eine dem antiken Pentathlon vollkommen entsprachen. Die Ausnahme betraf das Ringen, an dessen Stelle das sogenannte Stabhochspringen trat. Der Fünfkampf bestand daher aus folgenden Teilen:

1. Wettlauf über die Strecke von 100 *m* in 17" bewältigt.
2. Weitsprung über die Strecke von 350 *cm*.
3. Diskuswerfen. Volle Umdrehung um die Längsachse war nicht gestattet. Die Normalleistung betrug 18 *cm*.
4. Gerwerfen über 14 *m*.
5. Stabhochspringen begann bei 150 *cm* Höhe.

Die Beteiligung von Seite der Schüler war rege. Am 1. Februar 1906 waren 70 angemeldet worden, am 7. April stellten sich 60 vor, während am 10. April, am Tage der Vorführung selbst, 38 Wettbewerber tatsächlich antraten.

Dabei zeigten sich zwei Mängel: erstens die zu große räumliche Entfernung der Übungsplätze und das Fehlen einer Absperrvorrichtung den Zuschauern gegenüber.

Das Präsidium des Mittelschultages war vollzählig erschienen, außerdem zeichneten diese Vorführung durch ihre Anwesenheit aus: die Herren Landesschulinspektoren Dr. August Scheindler, Regierungsrat Dr. Wallentin aus Wien, Dr. J. Loos aus Linz, Prof. Dr. Schilling aus dem Unterrichtsministerium und viele Direktoren, Philologen und Turnlehrer österreichischer Mittelschulen.

Während die letzte Gruppe noch das Stabspringen erledigte, begann die Darstellung der Jugendspiele.

Die Verkündigung der Sieger konnte wegen der notwendigen Berechnungen erst bei einbrechender Dunkelheit im Hofraume des Akademischen Gymnasiums vorgenommen werden. Der Präsident des Tages, Herr Dir. Dr. Adamek aus Graz, wies auf die bedeutende Ähnlichkeit zwischen den kulturellen Bestrebungen des Altertums und der Gegenwart hin, die sich sowohl in dem Streben nach harmonischer Erziehung als auch in der Ausbildung des Schönheitssinnes äußert, da auch die moderne Kunstrichtung ihre Motive mehr und mehr vom Turn- und Spielplatz zu holen beginnt. Sie (die Sieger) könnten stolz darauf sein, als Sieger aus dem ersten hier veranstalteten Fünfkampf hervorzugehen, der hoffentlich sich mehr und mehr einbürgern werde.

Mit einem warmen Danke an die Veranstalter schloß er seine Ausführungen, verkündete die Namen der Sieger, die Anstalten, denen sie angehören, und überreichte ihnen die entsprechenden Ehrenurkunden.

Dritter Verhandlungstag (Mittwoch, 11. April 1906).

A. Sektionssitzungen.

1. Germanistische Sektion.

Der Vorsitzende erteilt Prof. Dr. Artur Petak (Iglau) das Wort zu seinem Vortrage: „Ziele und Methoden der Redeübungen".

Der Vortragende geht von der heftigen Anfeindung der Redeübungen aus und untersucht die Gründe derselben. Er will sich mit den prinzipiellen Gegnern auseinandersetzen, indem er die Ziele und Zwecke der Redeübungen verteidigt, begründet aber vorher, warum er nicht allzulange bei diesen theoretischen Erörterungen verweilen wird.

Er präzisiert dann das Ziel der Redeübungen, welches weder auf bloß oratorischem Gebiete zu suchen sei (wobei der Vortragende einen Rückblick auf die Rhetorik am vormärzlichen Gymnasim wirft) noch in einer bloßen Erweiterung des geistigen Horizontes bestehen könne. Sondern beides zusammen, Beherrschung eines bestimmten Wissensstoffes und Schulung des zur Wiedergabe erforderlichen rednerischen Ausdruckes soll durch die Redeübungen erreicht werden.

Dann verweist der Vortragende auf die Bedeutung der Redeübungen für das moderne Leben und zitiert Martin (Programm Aussig 1904). Er wendet sich gegen Paetzolt („Monatsschrift für höhere Schulen", Berlin 1905), welcher statt der Redeübungen freie Reden auf Grund eines vom Lehrer improvisierten, aus dem Vortragsstoff entnommenen Themas verlangt, und bekämpft diesen Vorgang, der nur eine Art Prüfung einer bestimmten Lektion wäre; dabei beruft sich der Vortragende auf Spindler (Progr. Steglitz 1896) und Streinz („Zts. f. d. österr. Gymn." 1901). Er empfiehlt aber, schon in den anderen Klassen die Schüler nach Tunlichkeit vom Katheder herab ihre Prüfungsantworten sprechen zu lassen.

Nach einer Polemik gegen Jäger („Zeitschrift für bayrisches Realschulwesen" 1905), gegen den auch Falek (ebenda 1906) auftrat, betont der Vortragende zuletzt noch das erziehende Moment, welches durch Weckung des Ergeizes und Mutes in dem zur Redeübung bestimmten Schüler zur Geltung kommt.

Dann wendet er sich zum Betrieb der Redeübungen und spricht zunächst von der Zahl der Redeübungen. Er erklärt, daß die berechtigte Forderung der Instruktionen, jeder Schüler soll im Semester mindestens einmal (nach Maßgabe der Schülerzahl auch öfter) zum Vortrage gelangen, praktisch undurchführbar ist, sobald die Klasse mehr als zehn Schüler hat. Denn zwei Redeübungen im Monat (also zehn im Semester) ist unter allen Umständen (insbesondere aber bei stärkeren Klassen, in welchen ja das Prüfen so viel Zeit absorbiert) die höchste zulässige Ziffer. Alle 14 Tage eine Redeübung, das ist bereits die größte Belastung, welche man dem Deutschunterrichte in VII und VIII von dieser Seite her zumuten darf.

Durch eine statistische Berechnung zeigt der Vortragende, wie z. B. bei fünf oder gar sieben Redeübungen im Monat zum Vortragen oder Lesen überhaupt keine Zeit bliebe. Er untersucht die Frage, wie dieser Schwierigkeit abgeholfen werden kann, und verwirft den Vorschlag, die Dauer der einzelnen Redeübungen auf zehn Minuten abzukürzen, was in der Praxis undurchführbar ist und auch dem Zwecke der Redeübungen widerstreiten würde; ebenso bekämpft er den Vorschlag, an der Lektüre Ersparungen vorzunehmen, indem man recht viel davon in die Privatlektüre hinüberschiebt; er verwahrt sich endlich entschieden gegen eine Einschränkung des Stoffes der Literaturgeschichte.

Vielmehr teilt er aus seiner Praxis mit, wie man mit zehn Redeübungen auskommen kann, ohne die Schüler zu benachteiligen. Einmal, indem man ganz besonders schwache Schüler gar nicht zum Vortrage gelangen läßt (der Vortragende begründet die Zwecklosigkeit eines solchen

Spießrutenlaufens und die Unzulässigkeit einer solchen Mißhandlung der Sprache), anderseits, indem man bei jeder Redeübung zwei Schüler das Wort ergreifen läßt, den einen als Redner, den anderen als Gegenredner.

Der Vortragende entwirft hierauf ein Stundenbild einer Redeübung, indem er zunächst die Tätigkeit des Redners charakterisiert, die Notwendigkeit einer schriftlichen Ausarbeitung (welche erprobten Schülern im letzten Semester erlassen werden kann) und den großen Nutzen einer vorherigen Einsichtnahme durch den Lehrer bespricht; dann spricht er von den Aufgaben des Gegenredners (oder Berichterstatters, welcher daheim eine detaillierte Gliederung schriftlich ausarbeitet und unmittelbar nach dem Redner den Katheder betritt, um (gestützt auf die vor ihm liegende Gliederung und auf die soeben gemachten Schlagwortnotizen über die Äußerungen und Ansichten des Redners) den Mitschülern darzulegen, wie er dieses Thema angepackt und durchgeführt zu sehen wünschte. Dann folgen knappe Bemerkungen der übrigen Schüler (von ihrem Platze aus) und zuletzt erst faßt der Lehrer alles Beachtenswerte in einer Schlußbesprechung zusammen, welcher namentlich alle formalen Ausstellungen und die Weisungen über das rednerische Auftreten vorbehalten bleiben

Für diese Form der Redeübung pflegt der Vortragende in der Regel kaum 25 Minuten zu beanspruchen. (Redner zehn, Gegenredner, Debatte und Schlußbesprechung je fünf Minuten.) Er führt den Nachweis, daß es ein ungerechtfertigter, neuerlicher Zeitverlust wäre, wenn man im Sinne der Instruktionen zuletzt noch einen Schüler zur Wiederholung des Ganzen aufriefe, was daher auch nach Spinas Mitteilung ziemlich allgemein unterlassen wird. Dagegen empfiehlt der Vortragende aus seiner Praxis, bei jeder Redeübung einen Schriftführer zu bestimmen, welcher daheim ein kurzes Protokoll zu verfassen und in ein gemeinsames Heft einzutragen hat.

Noch wichtiger als das Stundenbild scheint dem Vortragenden die vorbereitende Tätigkeit des Lehrers bei der Wahl der Themen zu sein. Er stellt der in den Instruktionen geforderten Methode (daß der Lehrer die Themen zur Auswahl vorschlage) die Ansicht von Prenzel (Programm März 1896) gegenüber (daß nur selbstgewählte Themen den Schülern Lust an der Arbeit bieten können) und zeigt, wie er selbst zwischen beiden Gegensätzen eine Vermittlung herzustellen pflegt, indem er zwar (zu Beginn jedes Semesters) ein Verzeichnis der Stoffgebiete (haupsächlich aus der Literatur) anlegt, aus welchen er Redeübungen zu wählen gedenkt, wie er aber dasselbe den Schülern nicht vorlegt, sondern sie auffordert, ihm bis zur nächsten Stunde die jedem einzelnen erwünschten Themen aufzuschreiben; wie er dann daheim dieses Material von Wünschen mit seinem eigenen Verzeichnis in Einklang bringt und das Ganze so lange sichtet, kombiniert und reduziert, bis die (oben besprochene) Zahl von zehn Redeübungen für dieses Semester gewonnen ist.

Der Vortragende bespricht sodann die Schwierigkeit der Themenwahl im allgemeinen (er beruft sich auf A. Frank, „Zeitschrift f. österreichische Gymnasien“ 1893, S. 1118, und auf Spindler), und erwähnt, daß er nach Feststellung der zehn Themen sofort ihre Reihenfolge be-

stimmt, wodurch er einerseits oft einen Zusammenhang oder geschickte Übergänge herstellen kann (und der Gefahr der Zersplitterung entgeht, von der F. Spengler [„Der deutsche Aufsatz" 1891], sprach), anderseits jedes Thema zeitgemäß anzusetzen und gleichmäßige Intervalle zu erzielen vermag. Zuletzt erst nimmt er (unter genauer Berücksichtigung der geäußerten Wünsche wie auch der Schwächen und Fähigkeiten jedes einzelnen) die Aufteilung der zehn Redeübungen auf die Redner und Gegenredner vor, verliest aber den Schülern bloß die gewonnenen Termine und gibt jedes Thema vier bis sechs Wochen vor seinem Termine der ganzen Klasse bekannt.

Infolge dieser Methode der Themenwahl erspart sich der Vortragende gleichzeitig eine einseitige Parteinahme in der alten Streitfrage, ob nur literarische Themen (Khull) oder alle Wissensgebiete (Prenzel) zu berücksichtigen sind; denn er überläßt (wie seine Darlegung gezeigt hat) die Entscheidung den Schülern selbst; finden sich unter den von ihnen erbetenen Themen nichtliterarische Stoffe (und dies ist sehr oft der Fall!), so wird diesen Neigungen nach Tunlichkeit Rechnung getragen; denn die Persönlichkeit des Schülers spielt bei der Redeübung eine große Rolle. (Der Vortragende bekämpft Tragls Ansicht.)

Zum Schlusse anerkennt der Vortragende, daß auch die beste Methode, zu welcher die einzelnen Lehrer gelangt sein mögen, immer noch darunter leiden wird, daß wir nicht mehr als zehn wertvolle Redeübungen im Semester abhalten können. Da eine Abhilfe durch Vermehrung der Stundenzahl im Deutschen für VII und VIII nicht zu erwarten ist, stellt der Vortragende den Gedanken zur Diskussion, den Beginn der Redeübungen in die VI. Klasse zu verlegen; er beruft sich auf Streinz („Zeitschr. f. österr. Gymnasien" 1901), der schon von der V. an freie Vorträge empfahl, und führt zur Unterstützung seines Vorschlages folgendes an: *a*) Das Ausmaß des Lehrstoffes in VI bietet eher Raum für eine oder zwei Redeübungen im Monat als jenes in VII und VIII. *b*) Die als Stoff für Redeübungen geeignete Privatlektüre in VI. *c*) Die geringere Zahl der schriftlichen Arbeiten in VI im Vergleich zu V. *d*) Beschränkung der Redeübungen im ersten Halbjahre auf begabtere Schüler. *e*) Zeitersparnis in VII, wenn die Einführung in die Redeübungen in die VI. verlegt ist. *f*) Einführung der freien Vorträge wie in Deutschland in den vier oberen Klassen.

Auf die Besprechung einiger anderer Fragen (so, ob man Redeübungen klassifizieren soll, ob eine Redeübung dem betreffenden Schüler stets als Ersatz für die gleichzeitige Hausarbeit zählen soll, ob auch in anderen Gegenständen Redeübungen zu halten wären) verzichtet der Vortragende und faßt seine Ausführungen in den folgenden vier Thesen zusammen:

1. Die Pflege der Redeübungen ist von modernster Bedeutung und größter Notwendigkeit, weil das Ziel und der Zweck derselben die Entwicklung der Fähigkeit bleiben muß, etwas Durchdachtes so zu beherrschen, daß man es mit gewandten Worten und ohne ängstliche Befangenheit darzulegen vermag.

2. Die Zahl der Redeübungen ist unter allen Umständen auf zwei im Monat zu beschränken.

3. Der in den Instruktionen empfohlene Vorgang bei der Themenwahl und bei der Abhaltung der Redeübungen erweckt manche Bedenken und wäre durch eine andere freiere Methode zu ersetzen.

4. Mit den Redeübungen möge schon in der VI. Klasse begonnen werden, jedoch nicht obligatorisch für alle Schüler.

Lebhafter Beifall belohnt den Redner. Der Vorsitzende, Prof. Scheich, spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus.

An der Debatte beteiligen sich:

Regierungsrat Dir. Dr. Gustav Waniek (Wien) wendet sich gegen die Ausführungen des Vortragenden und deckt einen Widerspruch zwischen dem vorgetragenen Ziel und der angegebenen Methode auf. Er sei nicht der Meinung, daß einzelne Schüler von vornherein auszuschließen seien. Eine vollkommene Beherrschung des Wortes könne nicht gefordert werden, das sei ein Endziel des gesamten Unterrichtes. Er glaube vielmehr, daß jeder Schüler im Semester einmal darankommen müsse. Besonders wendet sich Regierungsrat Waniek gegen die dritte These. („Es solle von der Regierung ein anderer Weg vorgeschlagen werden.")

Auch spricht er sich gegen den Vorschlag aus, die Redeübungen schon in der V. und VI. Klasse vorzunehmen. Die Schüler dieser Klassen seien noch nicht reif dafür. Übrigens ergibt sich oft Gelegenheit, die Schüler zum freien Sprechen anzuhalten, besonders im Geschichtsunterrichte.

Der Vorsitzende schließt sich den Ausführungen des Vorredners an und weist darauf hin, daß die große Zahl der Schüler häufig Schwierigkeiten mache. Sodann spricht er sich für einfache Stoffe aus, die nur dem Deutschunterrichte entnommen sein sollen. Von der Aufstellung eines Korreferenten kann er sich nicht viel versprechen, weil dieser, sobald der Referent seine Sache gut gemacht hat, überflüssig ist und es auch bedenklich erscheint, die Schüler zu einer Polemik herauszufordern.

Prof. Dr. Ludwig Singer (Wien) bespricht die Verhältnisse an der Realschule, wo sich ähnliche oder noch größere Schwierigkeiten zeigen und die Schülerzahl häufig sehr groß sei. Auch er ist für möglichst kurze Redeübungen, damit alle Schüler darankommen. Die Themen zu den Übungen will er aber nicht ausschließlich dem Deutschunterrichte entnommen wissen; er glaubt, man solle hierin die Vorliebe der Schüler berücksichtigen und ihren Neigungen Rechnung tragen.

Regierungsrat Dr. Waniek ermahnt nochmals, dem Deutschunterrichte die ohnedies so knapp bemessene Zeit nicht zu verkürzen.

Hingegen wünscht Dir. Dr. Anton Frank (Prag), die Stoffe für die Redeübungen sollen nicht nur dem Deutschunterrichte, sondern auch anderen Fächern entnommen werden. Natürlich soll hiebei nicht mit fremdem Wissen paradiert werden. Es bietet sich oft Gelegenheit, einen zusammenhängenden Stoff in dieser Weise zu benutzen, auch in der Philologie wird sich Gelegenheit zu solchen Vorübungen ergeben.

Prof. Dr. Alfred Nathansky (Triest) glaubt, die einfachste Redeübung sei die beste. Besondere Gelegenheit zu solchen Sprechübungen biete sich im Geschichtsunterrichte. Bezüglich der eigentlichen Redeübungen weise er darauf hin, daß der Referent und der Korreferent oft die Sache vorher abmachen.

Prof. Dr. Vallentin Pollak (Wien) schlägt für die Redeübungen mehrere Stufen vom einfachen Referate bis zum freigewählten Thema vor.

Der Vorsitzende überläßt das Schlußwort dem Vortragenden und beantragt, es möge von einer Abstimmung über die einzelnen Thesen abgesehen werden.

Auf Antrag des Regierungsrates Dr. Waniek erklärt sich die Versammlung mit den Ausführungen des Vortragenden einverstanden und begrüßt sie als nützliche Anregungen.

2. Physikalische Sektion.

Der Vorsitzende Prof. Dr. H. v. Hoepflingen erteilt dem Prof. Dr. Maximilian Mandl (Laibach) das Wort zu dem angekündigten Vortrage: „Ein optisches Kuriosum".

Der Vortrag, der zu den interessantesten des Mittelschultages gehörte, kommt an anderer Stelle zum Abdruck. Zu einer Abstimmung über denselben war kein Anlaß.

3. Naturhistorische Sektion.

Prof. Dr. Franz Sigmund (Teschen) spricht „Über Vereinigung des chemischen und mineralogischen Unterrichtes in der Tertia der Gymnasien".

Der Vortragende weist zunächst darauf hin, daß der naturgeschichtliche Unterricht im Gymnasium, der das Hauptgewicht auf die Vertiefung in die Lebensvorgänge der Pflanzen und Tiere, auf die Entstehung und Veränderung der Minerale legt, mehr chemische Kenntnisse erfordert als sie heute im ersten Semester der Tertia den Schülern übermittelt werden. Dieses gänzlich unzulängliche chemische Wissen und Denken ist ein großer Nachteil für den naturgeschichtlichen Unterricht, da der Lehrer, weil die erwähnten Vorgänge nicht auf chemische Prozesse zurückgeführt und durch chemische Gesetze begründet werden können, seine Zuflucht zu Vergleichen nehmen muß, die weit mehr Gedächtnisarbeit als Apperzeptionstätigkeit zur Folge haben. Auch leidet der physikalisch-mineralogische Unterricht in der III. Klasse unter der ungleichen Verteilung, indem der Lehrstoff im ersten Semester zu groß, der des zweiten Semesters zu klein ist.

Der Vortragende beantragt daher, es möge die Chemie und Mineralogie als ein einheitlicher Lehrgegenstand durch beide Semester der III. Klasse gelehrt werden. Durch eine methodisch geordnete Gruppierung des Lehrstoffes findet die Besprechung der einzelnen Minerale ihren unmittelbaren Anschluß an das vorausgehende chemische Experiment und die sich daranknüpfenden Folgerungen und Erklärungen. Ebenso könnten technologische Tatsachen und auch die für Botanik und Zoologie wich-

tigsten Erscheinungen mit der Behandlung der mineralischen Produkte, der Kohle, des Petroleums verbunden werden.

Der Vortragende skizziert dann ausführlich den wohldurchdachten Lehrplan, dessen einzelne Abschnitte folgende wären: Wärmelehre, Lösung, Kristallisation, Verhalten der Metalle zur Luft, mineralogische Behandlung der wichtigsten oxydischen Minerale, Verhalten der nichtmetallischen Körper zur Luft, Verhalten der Körper zu Schwefel, mineralogische Behandlung der wichtigsten sulfidischen Minerale, Rösten der Sulfide, Verhalten der Körper zu Chlor, Steinsalz, Reduktion, Eisenverhüttung, chemische Sprache und stöchiometrische Gesetze, Säuren und Salze, mineralogische Behandlung der Sulfate, Nitrate, Phosphate, des Flußspats, der Silikate; Schwefelwasserstoff, dessen Bildung bei der Verwesung; die feuerflüssige Lava und die daraus entstandenen Minerale, Tätigkeit des Wassers. Organische Chemie: Kohlehydrate, Hydrolyse der Stärke durch Diastase. Zusammensetzung des Eiweiß, tierische Ernährung; Kreislauf des Kohlenstoffes, Gärungserscheinungen, trockene Destillation.

An der sich daranschließenden Diskussion beteiligen sich die Professoren Dr. Noë und Dr. Ficker, Dir. Huber und Landesschulinspektor Dr. Wallentin. Es wird allgemein auf die Unmöglichkeit der Durcharbeitung des vorgetragenen Lehrstoffes hingewiesen, die ihre Begründung sowohl in dem in dieser Stufe vorhandenen Schülermaterial als auch in der für diesen Lehrstoff zu kurz bemessenen Zeit findet. Der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung wird angenommen.

B. Vollversammlung (Beginn um 10 Uhr, 15 Minuten).

Der Vorsitzende erteilt das Wort Herrn Univ.-Prof. Dr. Ed. Martinak zu seinem Schlußreferate: „Prüfen und Klassifizieren vom Standpunkte der Praxis".

Der Vortragende empfiehlt in dem Referate, das in der „Österr. Mittelschule", Heft II, S. 97 ff. abgedruckt ist, folgende Thesen zur Annahme:

a) solche, die von anderer Seite gestellt, bezw. schon angenommen wurden, und zwar:

I. (These III der Kommission von 1903): „Von einer besonderen schriftlichen Versetzprüfung ist abzusehen. Sollte über die Versetzbarkeit eines Schülers gegründeter Zweifel bestehen, so kann mit demselben eine mündliche Versetzprüfung im Beisein des Direktors abgehalten werden."

II. (These IV der Kommission von 1903): „Bei der Korrektur der schriftlichen Hausarbeiten kann der Lehrer sich auf Stichproben beschränken".

III. (These II der II. n.-ö. Direktorenkonferenz): „An Stelle des Ausdruckes 'sittliches Betragen' soll der Ausdruck 'Betragen' treten."

IV. (These I, 1 von Direktor Dr. Thumser): „Die Einzelprüfung hat sich auf jenes Minimum zu beschränken, das hinreicht, dem Lehrer ein sicheres Urteil über das Wissen und Können der Schüler zu verschaffen."

V. (These I, 3 von Direktor Dr. Thumser = These 2 der Kommission von 1903): „Die Anzahl der Konferenzen, in denen über den Stand der Schüler während eines Halbjahres beraten wird, wird auf zwei beschränkt."

VI. (These II von Januschke): „Es ist gestattet, Lehrstunden für die Sprachen und die mathematischen Fächer nach Tunlichkeit zu schriftlichen Übungen unter der Leitung des Lehrers zu verwenden und die gelösten Aufgaben nach Bedarf zur Klassifikation zu benützen. (Die gewonnenen Noten können als Ersatz für Noten der Schularbeiten gelten, doch nur bis zur Hälfte der vorgeschriebenen Anzahl.)" (Die letzten acht Worte sind Zusatz des Vortragenden.)

Mit den Thesen II und VI scheint der berechtigten Forderung des Vereines „Realschule" vom Januar 1906, „daß die Lehrer der neuen Sprachen wegen ihres besonderen Bedürfnisses nach Fortbildung eine Erleichterung der Korrekturarbeit brauchen", Rechnung getragen.

b) Initiativanträge des Vortragenden.

VII. Dem Prüfen ohne Klassifizieren ist ein weit größerer Raum zu geben als bisher.

VIII. Das regelmäßige Prüfen und Klassifizieren ist nach den Lehrgegenständen verschieden zu handhaben; notwendig ist es nur dort, wo der Unterrichtsgegenstand seiner Natur nach vor dem Weiterschreiten völlig sicheres Können, bezw. positives, parates Wissen des Früheren verlangt.

IX. Die Art der Gewinnung der Semestralnoten aus den Einzelnoten kann nicht überall die gleiche sein, sondern muß der Natur des betreffenden Gegenstandes und seiner Forderungen, insbesondere aber der Zielforderung angepaßt sein. Unterscheidung intensiver und extensiver Zielforderngen.

X. Bei der Gewinnung der allgemeinen Fortgangsklasse aus den einzelnen Noten ist einer mäßigen und sparsamen Kompensation etwa im Sinne der Ausführungen von J. Resch (Zeitschr. f. d. Realschulw., 1904, S. 461 ff.) die legale Möglichkeit zu eröffnen.

XI. Lehrstoff und Lehrziel sind bezüglich des eigentlichen Lernstoffes gewissenhaft zu sichten und letzteres in allen Fächern auf das unentbehrliche Minimum herabzusetzen.

XII. Das Interesse der Schüler, Eltern — und Lehrer — von den Noten weg wieder mehr und dauernd auf die Sache selbst hinzulenken, ist eine Lebensfrage der Schule: nur so wird sie jenen bildenden und erziehenden Einfluß ausüben, der ihr gebührt.

Vorsitzender: Durch den allgemeinen, langandauernden Beifall, welcher den eingehenden, klaren und sachlichen Ausführungen des Herrn Vortragenden gefolgt ist, bin ich überzeugt, daß Sie, meine Herren, dem Herrn Referenten hiefür äußerst dankbar sind.

Ich glaube, den Herren die Frage unterbreiten zu sollen, ob Sie nicht von einer Generaldebatte absehen, bezw. sofort in die Beratung der einzelnen Thesen eingehen wollen. (Zustimmung.)

Landesschulinspektor Dr. Josef Loos: Meine Herren! Ich stehe unter einem mächtigen Eindruck. (Bravo!) Es war im Jahre 1900, als diese Frage von Herrn Prof. Martinak das erste Mal hier zur Diskussion gestellt wurde. Ich hatte damals die Ehre, das Präsidium zu führen. Ich muß sagen, es war mir schon damals aus der Seele gesprochen, was Prof. Martinak im allgemeinen zunächst vom psychologischen Standpunkte zu dem außerordentlich wichtigen Gegenstande gesprochen hat. Ich habe mich damals aus Begeisterung für die Sache — das Prüfen ist mehr im Vordergrunde gestanden — hinreißen lassen, das Prüfen als den Tod unseres Unterrichtes zu bezeichnen und habe so ziemlich Recht behalten. (Beifall.) Wenn auch heute das Wort vom Gift, das Willman geprägt hat, teilweise abgeschwächt worden ist, so glaube ich doch, daß das Prüfen — und davon möchte ich zunächst sprechen — wirklich ein Krebsschaden unseres ganzen Unterrichtssystems ist. (Bravo! Bravo!) Meine Herren! Es wird vielleicht in keinem Kulturstaate Europas so viel geprüft wie in Österreich! (Lebhafter Beifall.) Das ist leider so gekommen. Es ist noch ein Überrest aus der alten Zeit, wo sich der ganze Unterrichtsbetrieb nach dem Pendelschlag von Aufgeben und Abhören abgewickelt hat. Das Aufgeben ist so ziemlich beseitigt dank der methodischen Fortschritte, die wir seither gemacht haben, das Abhören aber ist in Form der verschiedensten Prüfungen übriggeblieben. Und ich halte es — ich muß es nochmals wiederholen — für ein großes Verdienst, daß schon in den damaligen Auseinandersetzungen und in der Zwischenzeit auf literarischem Wege usw. mit allem Nachdrucke darauf hingewiesen wurde, daß da wirklich ein Schaden für unseren Unterrichtsbetrieb gelegen ist. Insbesondere aber müssen wir Herrn Prof. Martinak recht dankbar sein, daß er dem Gegenstande noch mehr nachgegangen ist.

Ich habe Stimmen gehört, die mir sagten: Ja, prüfen und klassifizieren — die Hauptsache ist, die Anstalten zu reformieren! Das Thema ist gestern in großzügiger Weise behandelt worden. Aber diese Fragen, die wiederum auf die Tagesordnung gekommen sind, sind nicht minder wichtig. Wenn ich mich nun angesichts dieser Sachlage und Erörterungen, wie sie heute vorliegen, frage: Was ist eben zu tun, um dieses Prüfen aus dem Wege zu schaffen? so ist darauf schon zum Teil geantwortet worden: Wir werden uns mit dem Studium dieser Frage im Sinne des Prof. Martinak näher beschäftigen, vielleicht in Lehrerkonferenzen diesen Gegenstand erörtern. Alles sehr schön! Werden wir vielleicht die hohe Unterrichtsverwaltung ersuchen sollen, über diesen Gegenstand neuerliche Weisungen und Instruktionen zu erlassen? Das würde zu keinem Ziele führen. Was ist der Grund, daß die Lehrer immer wieder darauf bedacht sind, dieses unsinnige Prüfen und Klassifizieren in dieser Ausbreitung zu pflegen? Herr Prof. Martinak hat die Sache schon angedeutet und mir aus dem Herzen gesprochen — der Klassenkatalog! (Lebhafter Beifall.)

Dieser Klassenkatalog, der nur wahrscheinlich einem Zufalle oder besonderen Anlaß seine Entstehung verdankt, ist eine Einrichtung, die vom pädagogischen Standpunkte nicht durchaus Billigung verdient. Ich

denke öfter nach, wem dieser Klassenkatalog besondere Vorteile bringen kann. Ja, wird man mir sagen, dadurch wird natürlich der Direktor in die günstige Lage versetzt, jeden Augenblick über den Schüler zu referieren, wenn die Eltern zu ihm kommen. Man wird weiter sagen: Der Klassenkatalog bildet eine Kontrolle für den Landesschulinspektor. In der Lage bin ich schon seit sieben Jahren. Es wäre traurig, wenn ich nichts anderes zu beobachten und wahrzunehmen hätte bei meinen Inspektionen, als ob so und so viel Noten mit roter und schwarzer Tinte im Klassenkatalog stehen. (Lebhafter Beifall.) Ja, jetzt werden Sie sagen: Der Herr Ordinarius kommt ohne Klassenkatalog nicht in die Lage, darüber zu berichten. Da ist die Sache etwas kritischer. Wenn wirklich der Austausch zwischen Ordinarius und Lehrer auf das Papier beschränkt ist, dann steht die Sache schon wirklich schlecht.

Was das Publikum betrifft, so wird dieses die Aufzeichnungen außerordentlich schwer vermissen. Von meinem Standpunkte aus — es wird merkwürdig aussehen, daß ich so radikale Anschauungen habe — wird es unser Institut nicht beklagen, daß der Klassenkatalog aus der Welt verschwindet. Dafür kann durch ein Konferenzprotokoll Ersatz geschaffen werden, damit wir den Eltern sagen, so und so steht es mit Ihrem Sohne.

Ich bin von meinem Thema etwas abgekommen. Ich habe nur begründen wollen, wie der Klassenkatalog etwa die Ursache sein könnte für dieses ewige Klassifizieren oder Prüfen. Die hohe Unterrichtsverwaltung hat das schon früher eingesehen und restringiert. Es werden ja die Noten nur mehr nach Abschluß jeder Konferenzperiode eingetragen. (Widerspruch.) Man sieht also, daß dies nicht überall gleichmäßig gehandhabt wird. Für mich ist das noch lange nicht bestimmend, das Urteil über den Klassenkatalog zu sprechen. Nun, das Prüfen ist der Vater, wenn ich so sagen soll, die Note ist der Sohn, und wie nun Herr Prof. Martinak ausgeführt hat, fehlt auch der heilige Geist unter Umständen nicht, wenn man es so macht, wie der Herr Professor die Sache vorgelegt hat. Ich freue mich außerordentlich — ich will auf den Gegenstand nicht eingehen, er ist so gründlich behandelt worden — daß ein Mann die Sache in die Hand genommen hat, der vom Standpunkte der Wissenschaft und der Praxis imstande war, den Gegenstand zu behandeln. Ich bin voll Dankbarkeit für ihn und würde am Schlusse bitten, in den Dank einzustimmen für seine außerordentlichen Anregungen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Dir. Dr. Viktor Thumser: Ich will nur einen praktischen Antrag des Herrn Vortragenden aufnehmen, den ich mir schon — und ich freue mich dessen — unabhängig von ihm zu Hause vorbereitet habe. Ich glaube, wir sollen gerade die Hauptsache hervorheben und die vom Vortragenden bezeichneten Thesen 4, 7, 8, 9, 11 und 12 *en bloc* annehmen; denn sie fußen alle in dem Gedanken — und es muß das endlich einmal hervorgehoben werden — das Urteil über den Schüler kann nur der einzelne Lehrer auf sich nehmen. Er hat die Verantwortung, er soll aber auch das Vertrauen von Seite der Schüler wie der Eltern haben. Und dieses Ver-

trauen müssen wir uns erwerben und darauf hindringen. Dazu ist das radikale Mittel, das Herr Landesschulinspektor Dr. Loos in seiner Rede und ich im Verein „Mittelschule" hervorgehoben habe, notwendig, daß nämlich der Klassenkatalog aus der Welt geschafft wird. Er war ein Zeichen, ich will nicht sagen von welcher Seite her, jedenfalls aber ein Zeichen des Mißtrauens gegen die Lehrer. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Wenn ich sowohl bei der Konferenz der Direktoren als im Vereine „Mittelschule" gesagt habe, der Klassenkatalog soll das wenigstens werden, was er ursprünglich hätte sein sollen, nur ein guter administrativer Behelf, damit statt der Klassenkonferenzen der Lehrer der Klassenlehrkörper zu jeder Zeit sich überzeugt, wie die anderen Kollegen urteilen, so meinte ich, daß der Klassenkatalog ein Behelf sein sollte zur Verständigung des Elternhauses; denn die Fälle, die Herr Landesschulinspektor Dr. Loos hervorgehoben hat, kann man beim besten Willen nicht unterdrücken. Wenn auch die Noten nicht sofort aufgeschrieben werden, werden sie später notiert. Und mit der zweiten Verordnung, daß wir am Ende der Konferenzperiode die Noten eintragen, ist die Sache nicht verbessert worden; denn dann teilen wir den Eltern noch schwerer wiegende Noten mit, und wenn die Eltern bei der ersten Zensur erfahren, daß ihr Sohn 'lobenswert' und 'befriedigend' hat, begreifen sie es viel weniger, wie diese Noten, wenn es notwendig ist, bei der zweiten und dritten Zensur geändert werden.

Wir wollen, daß uns von Seite der Eltern Vertrauen geschenkt wird. Deshalb wäre es gut, wenn bei These 12 ein entsprechender Zusatz gemacht würde, so daß diese dann lautete:

„Das Interesse der Schüler, Eltern und Lehrer von den Noten weg wieder mehr und dauernd auf die Sache selbst hinzulenken ist eine Lebensfrage der Schule: nur so wird sie jenen bildenden und erziehenden Einfluß ausüben, der ihr gebührt, und ein Mittel hiezu ist die Abschaffung des Klassenkataloges." (Beifall.)

Dir. Anton Frank (zur Geschäftsbehandlung): Wir sind mit dem heutigen Vortrage des verehrten Herrn Prof. Martinak zu einem wichtigen Abschluß in einer sehr wichtigen Sache gelangt. Hoffen wir, daß dieser Abschluß unserer Schule und uns selbst zum Heile gereicht. Die Angelegenheit ist nicht allein zwischen den Schulmännern behandelt worden, sondern hat weit darüber hinaus ihre Kreise gezogen. Die Eltern haben sich vernehmen lassen, es sind Zeitungsartikel über diese Angelegenheit geschrieben worden, und dessen, glaube ich, können wir uns versichern, daß die heutige Abstimmung hier in der Versammlung auch einen nachhaltigen Widerhall in der sogenannten Öffentlichkeit erfahren wird. Deswegen ist es nicht gleichgiltig, in welcher Reihenfolge die angenommenen Thesen, welche Sache sie an und für sich betreffen, in die Öffentlichkeit dringen und wie wir sie stellen.

Es ist nur eine formelle Sache, weswegen ich hier um das Wort gebeten habe. Wenn wir die Sache betrachten, wie sie liegt, so besteht, glaube ich, der Schaden darin, daß allmählich die Wertschätzung der Arbeit

verloren gegangen ist in den Augen der Schüler und in den Augen der Eltern und daß auf das Äußerliche, auf das Gift, das wir den Schülern reichen müssen, Hauptgewicht gelegt wird und daß das Arbeiten in den Augen der Eltern nicht anderes ist als ein Handeln um gute Noten. Das soll anders werden. Deswegen wollen wir die letzte These zur ersten machen und ich möchte da nur einen kleinen Zusatz hinzufügen, nämlich: „Das Interesse der Schüler, Eltern und Lehrer von den Noten weg wieder mehr und dauernd auf die Sache selbst 'und die geistige Arbeit' hinzulenken ist eine Lebensfrage der Schule usw.“ Es möge dann These VII kommen, aber das verfluchte Wort „Prüfen“, das uns schon so viel Schaden gemacht hat, soll ausgemerzt werden. Wenn dies auch hier die Bedeutung von Platos ἐξετάζειν hat, so hat es doch in den Augen des Publikums eine ganz andere Bedeutung, als wenn wir sagen: „Dem Unterricht ohne Klassifizieren ist ein weit größerer Raum zu geben als bisher.“

Die übrigen Thesen können in der Reihenfolge bleiben wie sie in den Thesen VIII, IX, X und XI angegeben sind.

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem: Ich will Sie nicht lange aufhalten. Ich muß zu meinem großen Bedauern Dinge vorbringen, die Sie vielleicht nicht in dem Grade billigen werden, wie Sie die bisherigen Ausführungen gebilligt haben — Dinge, die ich aber meiner Überzeugung gemäß, nachdem ich mich vor drei Jahren zu dieser Frage über den Gegenstand geäußert habe, nicht vorenthalten zu dürfen glaube.

In meinem vor drei Jahren hier gehaltenen Vortrage mußte ich der theoretischen Grundlage, die Herr Prof. Martinak dem Prüfen zugrunde gelegt hat, auf das entschiedenste widersprechen. Es lag bei Prof. Martinak in seiner damaligen Auseinandersetzung eine Verwechslung vor, die er zum Teil heute wieder gut gemacht hat. Er hat den psychischen Vorgang des Messens mit dem, was davon ganz verschieden ist, mit dem Abschätzen verwechselt und identifiziert. Er hat nachgewiesen — und das bedurfte gar keines Nachweises — daß wir ein Maß für eine psychische Leistung nicht haben. Er hat aber nicht nachgewiesen — ich habe das schon damals gesagt — daß nicht eine relativ richtige Abschätzung möglich sei. Die Prozesse des Messens und des Schätzens sind toto genere voneinander verschieden.

Und eine derartige, durch Übung gewonnene Schätzung ist unsere Beurteilung der Schülerleistung und nie ein exaktes Messen. Ein solches Schätzen hat der Herr Vortragende heute auch gelten lassen, und über einen Punkt in seinen Ausführungen muß ich mich besonders freuen, indem er uns gezeigt hat, daß es keine leichte Arbeit sein wird, die Leistung der Schüler zu gewinnen, sondern vielleicht eine schwerere. Es handelt sich darum, daß wir alle zusammen tatsächlich die Energie und den guten Willen aufbringen, auch dieser schwierigen Aufgabe uns zu unterziehen. Es handelt sich darum und — ich bitte, meine Herren, um Entschuldigung, wenn ich das so stark betone — ich war so frei, bei den Debatten in unserem Vereine „Mittelschule“ ganz einfach und direkt vorzuschlagen, daß das Einzelprüfen und das einzelne Eintragen der Noten vollständig zu entfallen habe. Ich wurde wegen meines darin liegenden

Idealismus damals zwar sehr belobt, fand aber den allerentschiedensten Widerspruch.

Es ist, meine Herren, in vielen Punkten so, und wenn es auch nicht angenehm ist, dies zu hören, so erscheint es mir doch als meine Pflicht, dies hier auszusprechen. Es gehört nicht nur ein Beifallsklatschen dazu, wenn die Abschaffung des Klassenkataloges vorgeschlagen wird, sondern es gehört auch energische Arbeit im einzelnen dazu, wenn wir das durchführen wollen. Es ist auch eine Lebensfrage der Schule, daß das Interesse der Schüler sich wieder der Sache zuwendet, es ist aber keine Lebensfrage, daß wir es hier beschließen, sondern daß es im einzelnen tatsächlich durchgeführt wird. (Beifall.)

Ich möchte nun noch auf einen zweiten, bedeutungsvollen Punkt hinweisen, indem ich mich in erfreulicher Weise in voller Übereinstimmung mit dem Herrn Vortragenden befinde; ich meine seine Unterscheidung zwischen intensiver und extensiver Zielforderung. Er hat richtig auseinandergesetzt, daß hier mit einer Durchschnittsnote gar nichts gesagt wäre. Meiner Ansicht nach wäre es sehr wichtig, nachzudenken, ob bei der so einschneidenden Frage der Kompensation diejenigen Gegenstände ausgeschieden würden und als, sagen wir, schwierigere, mehr bildende oder mehr schulende Gegenstände bezeichnet würden, etwa Sprachen und Mathematik, bei denen die intensive Forderung die Hauptsache ist, und daß davon geschieden werden ohne jede Herabsetzung ihres Wertes diejenigen Gegenstände, bei denen die extensive Zielforderung die Hauptsache ist. Zu der Kompensation wäre nun zu sagen, daß alle Gegenstände, wo die intensive Zielforderung zu erreichen ist, nicht kompensiert werden können, daß dagegen Gegenstände mit extensiver Zielforderung der Kompensation eventuell unterliegen können.

Hier wäre eine weitere anregende Arbeit zu leisten.

Vor allem ist wichtig, daß wir hier eine große intellektuelle Arbeit im Abschätzen haben, daß eine starke, intensive Übung von uns notwendig ist und wir über die relative Abschätzung niemals hinauskommen und wir deshalb die freie Beweiswürdigung durchaus erstreben müssen, aber nicht nur im Vereine *λόγῳ*, sondern auch in der Schule *ἔργῳ*. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Prof. Stangel: Ich möchte auf einen Fall der Erörterungen des Herrn Prof. Martinak eingehen. Es handelt sich mir hier um die schriftlichen Arbeiten, nicht nur um die Hausarbeiten.

Es ist der lebhafte Wunsch der Eltern, daß dieser Mittelschullehrertag nicht vorübergehen möge, ohne daß das, was sie auf dem Herzen haben, erzielt worden ist.

Nach eingehender Begründung schlägt Redner vor, daß unter grundsätzlichem Einverständnis mit der These des Herrn Dir. Januschke die zweite These des Herrn Prof. Martinak von den Stichproben fallengelassen, dafür aber gesagt werde: Zum Zwecke des Klassifizierens genügen — auf die Zahl lege ich keinen großen Wert — drei Schularbeiten im Halbjahre. Die Diktate und Hausarbeiten sollen nur der Einübung dienen. (Beifall.)

Prof. Dr. Löw beantragt Schluß der Debatte. Der Antrag wird angenommen. Zum Worte kommen die schon vorgemerkten Herren.

Prof. Josef Bass: Wenn ein Landesschulinspektor hier so radikal sein konnte, um die Abschaffung des Klassenkataloges zu verlangen, darf ich als Lehrer wohl so frei sein, mich noch radikaler zu zeigen und die Abschaffung aller Zeugnisse, u. zw. aus folgenden Gründen zu verlangen (Heiterkeit und Schlußrufe): Wer von uns hat noch sämtliche Zeugnisse, die er vom Gymnasium her bekommen hat, nicht vielleicht im Kopf, wer hat sie im Kasten? Welchen Wert hat ein Zeugnis der I. Klasse für einen Schüler der II., wenn er es nicht mehr in der VII. Klasse vorzeigen muß? Welchen Wert hat eine Note, die wir in der I., II., III. bis zur VIII. Klasse bekommen haben, für unsere Zukunft? Ich bitte weiter, wenn in der Konferenz irgend etwas gemeinschaftlich zusammengestellt wird .... (Schlußrufe).

Vorsitzender: Ich bitte, Herr Kollega, das gehört nicht zur Sache.

Prof. Bass (fortfahrend): Ich bin gleich fertig. Wir stellen in der Konferenz auch Noten für Sitten und Fleiß gemeinschaftlich zusammen; ebenso könnten wir auch gemeinschaftlich feststellen, ob der Schüler für die höhere Stufe reif ist oder nicht.

Prof. Dr. Ludwig Singer: Ich möchte zur These IV eine Änderung vorschlagen, dahingehend, daß es statt der Worte „das hinreicht, dem Lehrer ein sicheres Urteil usw. zu verschaffen“ heißen soll, „das in jedem besonderen Falle hinreicht“.

Ferner möchte ich mir, obwohl ich schwer unter der Last der deutschen Hausarbeiten seufze, zu These II den Zusatz erlauben: „mit Ausnahme der deutschen Hausarbeit“. Wir müssen die deutschen Hausarbeiten nicht klassifizieren, wohl aber korrigieren. Bei jeder Hausarbeit gibt es einen Typus, aber bei der deutschen Hausarbeit können wir nur etwas leisten, wenn wir jeden Schüler als gesonderte Persönlichkeit ins Auge fassen. Darum bitte ich um diesen Zusatz.

Dir. Anton Stitz: Ich erlaube mir nur, den Kern der heute auf der Tagesordnung stehenden Frage herauszuheben, der für uns und für die Öffentlichkeit außerordentlich interessant ist, das ist die Frage über das Prüfen und Klassifizieren, wie sie in den Thesen IV, VII, VIII, IX und XII enthalten ist. An die Spitze möchte ich im Sinne des Herrn Dir. Frank auch These XII stellen, da sie von hoher Bedeutung ist.

Nun aber gestatten Sie mir, meine Herren, ein freies Wort. Es ist bis jetzt nur eine Seite der Medaille beleuchtet worden und ich glaube, in einer so wichtigen und umstürzenden Frage, die mit den bisherigen Traditionen zum Teil brechen soll, wird es angezeigt sein, auch die andere Seite der Medaille zu betrachten. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich sende im vorhinein voraus, daß ich auf dem Kardinalpunkt XII stehe. Aber ich glaube, es wird vielleicht in so manchen Herren, die jetzt brausenden Beifall ertönen ließen, hingerissen durch die Macht des Wortes und die ganz vorzüglichen Ausführungen des Herrn Referenten, hinterher mancher Zweifel entstehen und auf diesen will ich

zurückkommen, um vielleicht zur Klärung der Frage noch einiges beizutragen.

Wollen wir zuerst vom Prüfen sprechen. Da habe ich nämlich folgende Ansicht. Unsere Pflicht ist es vor allem anderen, in methodisch-didaktischer Beziehung das Vollkommenste wenn auch nicht zu leisten, so doch anzustreben. Wenn wir das tun, resp. getan haben, dann können wir — und sind auch verpflichtet — Forderungen stellen, u. zw. strenge Forderungen, wenn es uns nämlich gelungen ist, den Stoff in der geeigneten Weise zu vermitteln. Auf eine gedächtnismäßige Einprägung im Wege des häuslichen Fleißes, wenn von einem Ernst die Rede sein soll, können wir nicht verzichten. Das muß nun geprüft werden, d. h. der Schüler muß Rechenschaft ablegen. Ohne Rechenschaft kommen wir da nicht ans Ziel. Es ist nun einmal so im praktischen Schulleben und ich rede als praktischer Schulmann, der jetzt 29 Dienstjahre hat — wie viele Schüler glauben Sie, sind in einer Klasse, die aus innerem oder aus purem Interesse mit Fleiß ihren Studien obliegen? Der Großteil der Schüler muß nun einmal gezwungen werden, wenn wir nicht einen Ballast mit uns fortschleppen wollen. Es muß gesichtet werden und ohne gewissen Zwang kann ich mir das nicht vorstellen. Ende des XVIII. Jahrhunderts, also zur Zeit Schillers und Goethes, hinterließ ein Schulmann ein Testament, indem er sein großes Bedauern aussprach, daß es ihm nicht möglich war, so viel zu hinterlassen, um einen Zuchtmeister mit einem Ochsenziemer zu bestellen. Das sind die Anschauungen über den Stock und seine Bedeutung. (Heiterkeit). Nun, die Sache hat sich seither gründlich geändert und ich will kein Wort mehr darüber verlieren. Ich möchte nur Sokrates anführen, der sagt: „Wenn das Wort nicht schlägt, schlägt auch der Stock nicht". Also die Sache ist abgetan. Nun haben wir ein anderes Zwangsmittel in den Noten — ein Zuchtmittel nicht nur in intellektueller, sondern auch in moralischer Hinsicht. Es wurde von der Peitsche gesprochen. Nun, ich möchte die Peitsche auch aus der Hand legen. Aber einen Reiter ohne Sporen kann ich mir nicht denken, Sporen muß er doch haben. Was ist dieser Sporn? Dieser Sporn ist zunächst der dem Menschen eingewurzelte Ehrtrieb. Ich unterscheide zwischen Ehrtrieb und Ehrgeiz. Wir wissen, daß namentlich das Elternhaus vor allem anderen alles Mögliche tut, um mit den Reizmitteln des Ehrgeizes und des Neides den Jungen anzuspornen, zu lernen und vorwärts zu kommen. Dieser Ehrtrieb — —

Vorsitzender: Ich mache aufmerksam, daß die Zeit von fünf Minuten vorüber ist.

Dir. Stitz (fortfahrend): Ich bin gleich fertig. Manche Lehrer hängen gar so sehr am Klassifizieren und Notengeben, weil sie zu gewissenhaft sind und sich ein Urteil nicht zutrauen, z. B. bei stärkerem Cötus oder bei geringerer Stundenzahl, wie es bei manchen Fächern der Fall ist.

Ich habe jetzt vom Elternhause, von den Schülern und den Lehrern selbst gesprochen. Jetzt komme ich zu den Vorgesetzten. Ich bitte, wenn der Landesschulinspektor kommt, so kümmert er sich nicht allein um

das methodisch-didaktische und pädagogische Verfahren, sondern auch um die positiven Leistungen, was die Schüler können und ob sie etwas können. Dieser Faktor kommt auch in Betracht.

Nun möchte ich noch auf einen wichtigen Punkt aufmerksam machen. Wenn wir zuwenig prüfen, würde eine andere Gefahr, nämlich die einer großen Überbürdung für den Schüler sich ergeben. Wir kennen alle den jugendlichen Leichtsinn. Wenn der Knabe weiß, daß jetzt drei, vier Wochen vorgetragen wird, verläßt er sich darauf und so häuft sich am Schlusse der ganze Stoff, den er dann nicht mehr bewältigen kann. (Widerspruch.) Ja, ich warne nur, es könnte das zu einer großartigen Überbürdung eventuell führen. (Erneuerter Widerspruch.)

Nun kommt noch ein Moment in Betracht, das ist die Gerechtigkeit. Mancher Lehrer fürchtet eben dann, vielleicht — ungerecht zu sein.

Nun haben alle diese Momente eine Kehrseite, sie werden alle zu überwinden sein und ich erkläre mich also vollkommen einverstanden mit einer ausgiebigen Einschränkung des Prüfens und des Klassifizierens bei intensivster Klassenarbeit und zweckentsprechenden Repetitionen. Alles hängt schließlich, wie heute gesagt wurde, von der Individualität des Lehrers ab und ohne geeignete Individualität des Lehrers können die Gesetze der Behörden allein eine Schule nicht in blühenden Zustand bringen.

Vorsitzender: Nachdem die Debatte zu Ende geführt ist, möchte ich an den Herrn Vortragenden die Anfrage richten, ob er auf die gemachten Einwürfe zu erwidern wünscht.

Univ.-Prof. Dr. Eduard Martinak: Ich habe in meinen Thesen manche Einzelheit nicht erwähnt, um eine raschere Beschlußfassung zu ermöglichen.

Einer Anregung stimme ich zu, daß eventuell statt der Stichproben überhaupt nur das freie Arbeiten gesetzt werde, ebenso daß man den deutschen Hausarbeiten eine Sonderstellung einräumen kann. Im übrigen möchte ich bitten, sich nur summarisch über die ganzen Thesen zu äußern.

Vorsitzender: Es ist zunächst der formelle Antrag gestellt worden, These XII als erste These aufzustellen.

Jene Herren, welche für diesen Antrag sind, bitte ich, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe. (Nach einer Pause:) Einstimmig angenommen.

Zu dieser These XII wurden zwei Zusatzanträge gestellt, so daß sie jetzt folgenden Wortlaut hat:

„Das Interesse der Schüler, Eltern — und Lehrer — von den Noten weg wieder mehr und dauernd auf die Sache selbst und die geistige Arbeit hinzulenken, ist eine Lebensfrage der Schule; nur so wird sie jenen bildenden und erziehenden Einfluß ausüben, der ihr gebührt, und ein Mittel dazu ist die Abschaffung des Klassenkataloges."

Diejenigen Herren, die mit der These XII, bezw. jetzt I in der verlesenen Fassung einverstanden sind, bitte ich, die Hand zu erheben.

(Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe.) (Nach einer Pause:) Einstimmig angenommen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Eine weitere Abänderung ist zu These II (ursprünglich These VI) gestellt worden. Es soll dort heißen statt „dem Prüfen“: „dem Unterrichten“ ohne Klassifizieren ist ein wenig größerer Raum zu geben als bisher.

Landesschulinspektor Dr. Josef Loos: Ich möchte glauben, daß wir darauf kein zu großes Gewicht legen sollen; denn geprüft muß doch schließlich werden. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Meine Auseinandersetzungen gingen doch nicht dahin, das Prüfen ganz unmöglich zu machen. Ich warne nur vor einer Überwucherung. Wenn nun in These VII steht, „Prüfen ohne Klassifizieren“, so sehe ich nicht ein, warum das nicht stehen bleiben soll.

Vorsitzender: Ich bringe den Antrag zur Abstimmung, daß die These VII als These II so lauten soll, wie sie vom Herrn Vortragenden vorgeschlagen wurde.

Der Antrag wird einstimmig angenommen.

Die These I hat keine Änderung erfahren.

Zu These II ist ein von mir früher enunzierter Abänderungsantrag gestellt worden.

Prof. Stangel: These II hätte zu lauten: „Die Korrektur der schriftlichen Hausarbeiten hat mit Ausnahme jener des Deutschen zu entfallen.“

Vorsitzender: Die Herren, welche dieser These zustimmen, bitte ich, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe. (Dieselbe erfolgt.) Sieben Stimmen sind dagegen. Die These ist ebenfalls angenommen.

These III hat keine Abänderung erfahren.

Zu These IV hat Prof. Dr. Singer einen Abänderungsantrag gestellt, so daß sie lauten würde:

„Die Einzelprüfung hat sich auf jenes Minimum zu beschränken, das im besonderen Falle erforderlich ist, dem Lehrer ein sicheres Urteil über das Wissen und Können der Schüler zu verschaffen.“

Der Abänderungsantrag wird abgelehnt.

Damit ist über Abänderungsanträge abgestimmt und ich unterbreite jetzt den Antrag des Herrn Dir. Dr. Thumser, die Anträge des Herrn Vortragenden *en bloc* mit den bereits angenommenen Abänderungsanträgen anzunehmen, Ihrer Abstimmung.

Diejenigen Herren, welche dafür sind, bitte ich, die Hand zu erheben.

Regierungsrat Dr. Gustav Waniek: Ich bitte, meine Herren, mir nur eine ganz kurze Bemerkung zu gestatten. Ich habe von der heutigen schönen Sitzung den Eindruck, daß sie wohl zum Segen der Schule gereichen wird, wenn die Personenfrage vor allem anderen in jeder Richtung uns gewogen sein wird. Ich meine nämlich, es nutzt nicht viel, wenn wir Beschlüsse fassen und wenn in der Ausführung dann nicht d- entsprechende Material ist, welches auch in demselben Sinne und Ge-

wirksam ist. Deswegen erlaube ich mir, den Punkt V und VI Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Wir haben nämlich hier die Konferenzen, in denen über den Stand der Schüler während eines Halbjahres beraten wird, auf zwei beschränkt. Es ist mir bekannt, daß fast alle Lehrkörper für diese These seit Jahren eingetreten sind. Speziell in Wien wurde konferenzialiter angesucht, man ist aber nicht durchgedrungen. (Rufe: „In Triest und Böhmen ist es durchgeführt"). Wer mich kennt, wird gewiß nicht annehmen, daß ich einen derartigen Antrag unterstütze, damit ich oder meine Kollegen weniger Arbeit haben, sondern es ist meine vollkommen feste Überzeugung, daß die drei Konferenzen während eines Semesters nur zur Schädigung der Schule, aber auch des Publikums beitragen (Beifall).

Es wurde den Lehrkörpern gegenüber geltend gemacht, es hieße den Kontakt der Schule mit dem Hause stören, wenn man aus drei zwei Konferenzen machte. Ich meine aber, wir werden noch sehr viel zu tun haben, wenn wir auch nur bei zwei Konferenzen den vielen Nachfragen der Eltern gegenüber ein sicheres Urteil werden abgeben können. Je mehr Konferenzen sind, je öfter die Eltern glauben, sie hören irgend ein abschließendes Urteil, desto öfter gehen sie fehl und desto öfter müssen wir in den Konferenzen ein falsches Urteil fällen. Wir wollen das Prüfen und Klassifizieren beschränken und auf der anderen Seite sind wir gehalten, während eines Semesters dreimal Konferenzen über die Fähigkeit der Schüler zu halten. Aus diesem Grunde möchte ich nur bitten, nicht eine Abänderung der Sache vorzunehmen, sondern in irgend einer Weise diesen Punkt nachdrücklicher herauszuheben und etwa — ich lege kein Gewicht auf das Wort — nur den Passus hineinzunehmen: Die Anzahl der Konferenzen, in denen über den Stand der Schüler während eines Halbjahres beraten wird, wird „im Interesse des Publikums selbst" auf zwei beschränkt. (Beifall.)

Vorsitzender: Die Herren, welche mit dem eben gehörten Zusatzantrage des Herrn Regierungsrates Dr. Waniek einverstanden sind, bitte ich, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe. (Dieselbe erfolgt.)

Der Antrag ist mit zwei Stimmen dagegen angenommen.

Ich ersuche nun nochmals, auf meinen Antrag zurückkommend, diejenigen Herren, die mit der *en bloc*-Annahme der unveränderten Thesen einverstanden sind, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe. (Nach einer Pause:) Ich konstatiere die einstimmige Annahme. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Ich glaube, im Interesse des nächsten Gegenstandes eine Pause von zehn Minuten einzuschalten.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung erteilt der Vorsitzende Prof. Ernst Sewera dem Herrn Dir. Hans Huber das Wort.

Dir. Hans Huber: Auf Ersuchen des Herrn Geschäftsführers teile ich den Herren mit, daß heute 6 Uhr der Besuch des Volksheims stattfindet. Außerdem werden die Herren aufmerksam gemacht, daß unten im Vestibül angeschlagen ist, wann das Mikroskop zu sehen ist.

Vorsitzender Prof. Ernst Sewera: Ich erteile nun dem Herrn Prof. Ludwig Glas das Wort zu seinem angekündigten Vortrage: „Standesfragen der Turnlehrer an Mittelschulen".

Der Redner empfiehlt folgende Resolution:

Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag wolle beschließen, es werde dem hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht die Bitte unterbreitet:

„Das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht wolle *a*) dem hohen Abgeordnetenhause und den hohen Landtagen einen Gesetzentwurf vorlegen, durch welchen den Turnlehrern an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten die Vorrückung in höhere Rangsklassen bei gleichzeitiger Erhöhung des Stammgehaltes und eine 30jährige Dienstzeit bei 20 wöchentlichen Unterrichtsstunden mit billiger Anrechnung der provisorischen Dienstzeit gewährt werde, und *b*) im eigenen Wirkungskreise die Remuneration der Nebenlehrer und der Assistenten für Turnen erhöhen und die Dienstzeit derselben bei einer Stabilisierung in billiger Weise einrechnen."

In der Debatte befürwortet Prof. S. Spitzer im Auftrage der Bukowiner Mittelschule, Prof. Dr. Heinrich v. Hoepflingen als Präses des Vereines „Mittelschule" die Wünsche der Turnlehrer.

Nach einer längeren Debatte wurde die These angenommen.

Vorsitzender Dir. Dr. Otto Adamek: Wir gehen zum letzten Punkte der Tagesordnung über. Zunächst handelt es sich um den Punkt *a*): „Verifizierung der Sektionsbeschlüsse".

Die Sektionsbeschlüsse liegen zum Teil auf und ich beantrage, daß wir vertrauensvoll sie dem Ausschusse zur Verfügung stellen, daß wir von der Verlesung absehen und sie *en bloc* verifizieren.

Der Antrag auf Verifizierung der Thesen wird einstimmig angenommen.

Der nächste Mittelschultag findet nach dem Beschlusse der Versammlung 1909 in Wien statt. Hierauf erfolgt die Wahl des Geschäftsführers und des vorbereitenden Ausschusses.

Der Vorsitzende bringt noch ein paar Einläufe zur Kenntnis. Der erste betrifft den II. internationalen Kongreß für Schulhygiene.

Dir. Dr. Gustav Hergel: Herr Prof. Dr. Leo Burgerstein hat ersucht, darauf aufmerksam zu machen, daß der II. schulhygienische Kongreß in London tagen wird. Der erste hat in Nürnberg getagt und so viele Fragen angeregt, daß es jedenfalls wünschenswert ist und im Interesse der Mittelschule liegt, daß möglichst viele Mittelschullehrer diesem Kongresse in London anwohnen. Es ist auch aus Standesinteressen besonders notwendig. Auf dem I. internationalen Kongreß in Nürnberg hat sich gezeigt, daß von den Teilnehmern vier Fünftel Ärzte und ein Fünftel Lehrer waren. Ich halte dieses Verhältnis nicht für richtig. Wenn es sich um Schulhygiene handelt, gehören die Mittelschullehrer in erster Linie dahin, sonst werden wir wieder von einer Domäne verdrängt und später, wenn es das Gesetz verlangt, ist es zu spät. Ich ersuche

daher, uns in dieser Beziehung zu unterstützen, daß die schulhygienischen Bestrebungen in die richtigen Bahnen gelenkt werden.

Vorsitzender Dir. Dr. Otto Adamek: Ich danke dem Herrn Dir. Dr. Hergel für seine Anregung und verweise auf die traurige Lage der Kollegen, welche nach dem alten Pensionsgesetze pensioniert worden sind. Ich glaube, wir sollten folgende Bitte dieser Kollegen unterstützen.

Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag spricht seine volle Zustimmung zu der von Prof. Georg Margesin (XVIII., Währinger Gürtel 125) verfaßten Bittschrift aus, welche dahin geht, daß man an das hohe Unterrichtsministerium im Interesse unserer greisen, pensionierten Kollegen mit der dringenden Bitte herantrete, es mögen die Pensionisten alten Stiles entweder Ruhegenüsse in der Höhe der jetzigen oder im Mindestmaß der jetzigen Witwenpensionen der betreffenden Rangsklasse erhalten.

Ich bitte die Herren, welche diese Bitte unterstützen, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Angenommen.

Prof. Ernst Sewera: Es hat sich auch der Maturantenverein der Postverkehrsbeamten an den Mittelschultag gewendet. Die Bestrebungen dieses Vereines sind den meisten Herren bekannt, sie gründen sich darauf, daß eine Anzahl dieser Beamten die Matura abgelegt hat, und trotzdem werden diese Herren mit anderen Bewerbern gleich behandelt. Sie streben eine leichtere, schnellere Beförderung an.

Ich empfehle, folgenden Beschluß anzunehmen: Der IX. deutsch-österreichische Mittelschultag spricht seine Sympathie aus mit den Bestrebungen der Postverkehrsbeamten mit abgelegter Matura. (Beifall.)

Dieser Beschluß wird ohne Widerspruch angenommen.

Von Prof. Dr. Prodinger aus Gottschee sind drei Anregungen gegeben worden:

1. Man möge auf Grund der bereits vorhandenen Arbeiten die Zeugnisreform im allgemeinen in Angriff nehmen und in den einzelnen Vereinen darüber verhandeln.

2. Es sei dahinzuwirken, daß bei Ausschreibungen von Lehrstellen nur die in der Prüfungsvorschrift vorgesehenen Gruppen ausgeschrieben werden, daß insbesondere der Ausschreibung „Geographie und Geschichte in Verbindung mit Deutsch“ ein Ende gemacht werde.

3. Es möge sich eine gemischte Kommission, bestehend aus Vertretern der Mittelschullehrer, der Hochschullehrer und der Universitätshörer, mit der Frage der Reform der Lehramtsprüfungen befassen und spätestens bis zum nächsten Mittelschultage über ihre Arbeiten und die erzielten Erfolge Bericht erstatten.

Die Durchführung der Anregungen ist in der gewünschten Form nicht durchführbar. Prof. Dr. Prodinger wird ersucht, beim nächsten Mittelschultage darüber zu referieren.

Vorsitzender Dir. Dr. Otto Adamek: Zunächst haben wir die Pflicht, aller illustren Ehrengäste zu gedenken, die sich bei unseren Verhandlungen eingefunden haben. Ich konstatiere diese Tatsache, weil sie ein Beweis ist des Interesses, das diese Persönlichkeiten für die Mittelschule hegen, und ich sehe darin ein für uns günstiges Zeichen. Ich erlaube mir besonders auf eine Persönlichkeit hinzuweisen, Herrn Hofrat Dr. J. Huemer, welcher nicht nur allen Verhandlungen beiwohnte, sondern auch wiederholt das Wort ergriffen hat. Er hat nicht bloß erläuternd mitgewirkt, sondern auch gezeigt, welches Wohlwollen er den Bestrebungen des Standes entgegenbringt. Ich glaube, wir sollen ihm unseren besonderen Dank aussprechen und dies im Protokoll zum Ausdruck bringen. (Allgemeine Zustimmung und Händeklatschen.)

Es ist mir ferner eine angenehme Pflicht, denjenigen zu danken, welche sich der Mühe unterzogen haben, Vorträge zu übernehmen. Es ist dies keine leichte Aufgabe, um so mehr, als ja die Zeit beschränkt ist. Es ist dies eine für die Vortragenden nicht leichte Aufgabe und da wir durch sie eine Fülle von Anregungen empfangen haben, so gebührt, daß wir ihnen den besten Dank sagen. Ich glaube, die Versammlung wird mit mir einverstanden sein, daß wir diesen Vortragenden unseren herzlichsten Dank aussprechen. (Lebhafter Beifall.)

Ferner bin ich vor allem zu bestem Danke verpflichtet dem geschäftsführenden Ausschusse, besonders aber den beiden Herren Prof. F. Hoppe und E. Scholz. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Prof. Georg Schlegl: Hochgeehrte Versammlung! Sie werden mir gestatten, daß ich am Schlusse unserer Beratung derjenigen Herren dankbar gedenke, die selbstlos die anstrengende Leitung unserer Versammlung übernommen haben (Beifall), insbesondere unseres Präsidenten, Dir. Dr. Otto Adamek, der trotz der Kürze der Zeit es ermöglichte, daß die Beratungen pünktlich erledigt wurden, dann der beiden Herren Vizepräsidenten, der Herren Dir. Hans Huber und Prof. Ernst Sewera. Die Herren Kollegen werden wohl einverstanden sein, daß wir diesen drei Herren unseren wärmsten Dank darbringen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender Dir. Dr. Otto Adamek: Ich glaube auch im Namen meiner beiden Kollegen zu sprechen, wenn ich für diese freundlichen Worte bestens danke. Ich habe die Nachsicht anzuerkennen, die Sie mit mir gehabt haben. Ich danke Ihnen dafür und wenn es dennoch nicht immer nach Ihrem Wunsche gegangen ist, so bitte ich um Entschuldigung und nehme dankbar Ihre freundlichen Worte an.

Wir alle müssen dem geschäftsführenden Ausschusse danken, vor allem den beiden Kollegen Feodor Hoppe und Eduard Scholz. Ich bin nicht in der Lage, die Leistungen dieser beiden Herren voll zu würdigen. Was ich aber gesehen habe, ist groß genug, um die Versammlung zu lebhaftem Danke zu verpflichten. (Beifall.) Wenn ich jetzt persönlich den beiden Herren danke, so komme ich nur wieder einer Pflicht nach; beide Herren, im besonderen Kollega Hoppe, ließen mir wertvolle Winke zukommen, die mir die Führung des Amtes erleichterten. Ich

bitte die beiden Herren, die Versicherung herzlichsten Dankes im allgemeinen und von mir persönlich entgegenzunehmen. (Beifall und Händeklatschen.)

Ich möchte dann auch desjenigen gedenken, der es uns ermöglichte, in diesem schönen Heim den Mittelschultag abzuhalten. Das verdanken wir Herrn Regierungsrat Friedrich Slameczka, dem Direktor dieser Anstalt. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Jetzt noch ein paar Worte an die beiden Herren Kollegen, die mich im Präsidium unterstützten. Ihr Rat als der von Veteranen dieser Versammlung war für mich äußerst wertvoll, da ich durch Zufälligkeiten verhindert war, den früheren Versammlungen beizuwohnen. Daß ich mich in die neue Situation hineinfinden und manche Schwierigkeiten überwinden konnte, verdanke ich wesentlich den beiden Herren, die mir freundlich zur Seite standen. Ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, beiden Herren bestens zu danken. (Beifall.)

Gestatten Sie mir noch jetzt, gleichsam in kurzem Überblick, Tatsachen zu betonen, in denen der Wert des Mittelschultages liegt. Es ist eine alte Erfahrung vielleicht auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, daß man manchmal in Pessimismus verfällt, wenn man die vielerlei Meinungen überblickt, die auf die Praktiker oft lähmend wirken. Ich habe dies nicht nur an mir in der Praxis oft empfunden, sondern heute noch bin ich manchmal noch so unsicher wie in meinen jungen Tagen. Auch hier hat sich gezeigt, daß die Meinungen oft schroff einander gegenüberstehen; aber der Vorteil der Mittelschultage ist, daß sie Gelegenheit geben zur Selbstprüfung. Was man im stillen Kämmerlein denkt, was man sich im Laufe der Zeit an der Hand der Erfahrung erworben hat, das ist in der Arbeit der Tage zum Kristallisationsprodukte gereift, das wunderbar dasteht. Wenn man dann in einer Versammlung neue Gedanken aufschießen hört, wird man oft aus dem geschaffenen Gedankengebäude herausgeworfen; aber man wird dadurch zur Selbstprüfung veranlaßt. Darin liegt ein großer Wert; wenn wir auch nicht alles so entschieden haben, daß wir alle mit derselben Überzeugung nach Hause gehen, so haben wir die Nötigung gefühlt, selbst die Probleme neu zu prüfen und eine höhere Stufe der Selbsterkenntnis zu ersteigen. (Beifall.) Ich wünsche, daß diese heilsame Wirkung auch weiter andauere und daß der Mittelschultag blühe; so rufe ich dem nächsten Mittelschultage ein herzliches Prosit! zu. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Wir haben in der ersten Sitzung des Mannes gedacht, der als Landesfürst über uns waltet. (Die Versammlung erhebt sich.) Wir haben die Tagung unter seinem Schutze abgehalten und es entspricht nur dem Gefühle der Dankbarkeit, wenn wir auch jetzt des großen Friedensfürsten gedenken, der darauf sieht, daß Friede herrscht, und die Schule bedarf ja in erster Linie des Friedens. Darum glaube ich in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich Sie bitte, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Se. Majestät unser allergnädigster Herr, Kaiser Franz Josef I. lebe

hoch, hoch, hoch!" (Die Versammlung bringt ein dreimaliges begeistertes Hoch aus.)

Nun danke ich den Herren nochmals für die wirkungsvolle Teilnahme an unseren Verhandlungen und erkläre den IX. deutsch-österreichischen Mittelschultag für geschlossen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Da zu hoffen ist, daß der deutsche Mittelschultag eine dauernde Institution bleibt, ziemt es nach öfterer Wiederkehr, mit freimütiger Offenheit auch auf Mängel hinzuweisen. Ein Übelstand ist die für die verhältnismäßig kurze Zeit zu große Zahl der Sektionen und Sektionssitzungen. Beim besten Willen ist es oft nicht möglich, interessante Vorträge zu hören, weil mehrere der Zeit nach zusammenfallen. Sicherlich wird es dem vorbereitenden Ausschuß gelingen, Mittel und Wege zur Abstellung dieses Fehlers zu finden. Allein trotz der großen Zahl der Sektionen muß mit Bedauern konstatiert werden, daß diesmal eine Sektion für moderne Sprachen, deren Wichtigkeit anerkannt ist, fehlte. Der abzuhaltende Neuphilologentag war gewiß kein Hindernis, eine solche zu schaffen. Endlich sei noch eines berührt. Jeder ruhig denkende und objektive Beurteiler wird zugeben müssen, daß, wenn auch langsam, Aufgaben der Mittelschule sowohl als auch die Hebung des Mittelschullehrstandes erfreuliche Fortschritte im Laufe der letzten Zeit gemacht haben. Da muß es den ferner Stehenden auffallen, daß mitunter Vorschläge, grundstürzendem Radikalismus entsprungen, mit großen Majoritäten angenommen werden. Vielleicht wird der ruhige und stetige Fortschritt doch zum Siege führen.

Wenn der IX. Mittelschultag an Erfolgen seinem Vorgänger nachsteht, so ist zu bedenken, daß dem VIII. Mittelschultag die Ausstellung der Anschauungsmittel den Glanz verlieh, die ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Mittelschultage bilden wird immerdar.

Wien. Jos. Zycha.

Lehrbuch der Pädagogik. Von Dr. J. Chr. Schumann und Prof. Gustav Voigt. Erster Teil: Einleitung und Geschichte der Pädagogik. 12., verb. und verm. Aufl. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer 1904. 484 SS. Preis Mk. 5·20.

Schumann-Voigts in 12. Auflage erschienenes Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik gehört zu den gediegensten Leistungen auf diesem Gebiete. Die neueste Auflage konnte den altbewährten Text — von kleinen Zusätzen abgesehen — fast unverändert beibehalten. Einen Fortschritt bezeichnet eine Neuerung in Bezug auf die typische Ausstattung des Buches, indem minder wichtige Bemerkungen, sowie die Musterstücke und die Literaturangaben durch kleineren Druck ersichtlich gemacht werden. Das Buch selbst ist unmittelbar aus dem Unterrichte hervorgewachsen, da die Verff. nach dem Bilde der Erziehung und des Unterrichtes, das hier mitgeteilt wird, längere Zeit selbst die angehenden Lehrer heran-

gebildet haben. Die Seminarpraxis selbst hat die Gesichtspunkte für die Gruppierung des Stoffes gegeben. — Ein besonderer Vorzug des Buches besteht in der Einschaltung von Musterstücken aus den Werken der großen Pädagogen zur Charakterisierung der einzelnen Meister, ein Vorgang, den bereits Heinrich Kurz in die deutsche Literaturgeschichte so erfolgreich eingeführt hat. Auf diese Weise werden die Zöglinge leicht selbst die einzelnen pädagogischen Grundsätze herausfinden und mit den Ansichten anderer Pädagogen vergleichen, ja, eine Charakteristik des betreffenden Mannes und der leitenden Ideen seiner Zeit selbst herausfinden lernen. Zugleich erhält der Lehramtskandidat Anregung und Ziel für das Privatstudium der Meisterwerke der Pädagogik. Die Meisterstücke selbst sind mit großem Geschick ausgewählt. Daß die bahnbrechenden Geister besonders reich bedacht sind, ist selbstverständlich. Nur der deutsche Fénelon, Joh. Mich. Sailer, und Milde, der größte Pädagog Österreichs am Anfange des 19. Jahrhunderts, sind nach der Ansicht des Berichterstatters in den Musterstücken zu wenig berücksichtigt. Raum für sie ließe sich leicht z. B. durch Kürzung des Musterstückes aus Beauvais' Schrift „Über die Erziehung der Prinzen" (S. 118—122) gewinnen.

Vortrefflich sind die rückblickenden Zusammenfassungen nach Behandlung einer bedeutsamen Periode in der Entwicklung der Pädagogik, z. B. die Würdigung der Bedeutung der Kirchenväter, die den christlichen Gedanken in tiefsinniger Weise auf die Erziehung angewendet haben. Ihre Schriften enthalten bereits Keime und Ansätze der modernen Pädagogik. Besonders fein ist ferner der Übergang vom Humanismus zur Reformationszeit geschildert. — Obwohl das Werk vom protestantischen Standpunkte aus geschrieben ist, muß anerkennend hervorgehoben werden, daß die Verff. bei Beurteilung der einzelnen Vertreter der Pädagogik und ihrer Bestrebungen sich rein von sachlichen Erwägungen der Umstände, Verhältnisse und Zeiten bestimmen ließen. So werden — um nur ein Beispiel herauszugreifen — bei Beurteilung der Tätigkeit des Jesuitenordens neben den unverkennbaren Mängeln ihres Lehrvorganges auch die Vorzüge der jesuitischen Methode hervorgehoben. Ja, bei Erwähnung der Mängel hätte sogar noch die geringe Wertschätzung der Realien, besonders der Naturwissenschaften hinzugefügt werden können. Dagegen wissen die Verff. von einem anderen Schulorden, den Piaristen, nur wenig mitzuteilen, was an und für sich nicht zu verwundern ist, da die stille Wirksamkeit dieses Ordens bisher literarisch so wenig gewürdigt wurde. Erst in neuester Zeit hat Wotke in seiner willkommenen Schrift „Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias"[1]) die Lehrtätigkeit des Piaristenordens ausführlich behandelt. Keine Geschichte der Pädagogik wird es in Zukunft unterlassen können, die Reformbestrebungen Deltls im Jahre 1763 und besonders die Studiengestaltung des Jahres 1775, die von dem Vertrauensmanne der Kaiserin Maria Theresia, dem Piaristenrektor Gratian Marx, durchgeführt wurde, zu erwähnen (Wotke, a. a. O.

[1]) Berlin 1905. 30. Band von Kehrbachs *Monumenta Germaniae Paedagogica.*

S. 279—587). Der Piaristenorden genießt heute noch in Ungarn großes Ansehen, zählt in Spanien tausend Mitglieder, die gegen 30.000 Schüler unterrichten. — Und hier soll gleich noch ein zweiter Wunsch des Ref. ausgesprochen werden, der die Gliederung des Stoffes betrifft. Die Übersichtlichkeit gewänne sehr, wenn eine feste Einteilung der Geschichte der Pädagogik nach den Hauptepochen vorgenommen würde; also: I. Vorchristliche Zeit...... — Das Streben der Verff., in einen Satz möglichst viel zusammenzufassen, hat leider den Nachteil gezeitigt, daß wahre Satzungeheuer herauskommen, die die Auffassung erschweren. Man vgl. z. B. S. 420: „Die Regierung sandte nun eine Anzahl junger Männer: Kawerau, später Seminardirektor in Jenkau, Königsberg und Bunzlau" ... nun folgen noch 16 Zeilen und endlich dann der Schluß des Satzes: „zu Pestalozzi". Ebenso S. 197, Z. 12 ff. — S. 251, S. 1 ff. — S. 450, Z. 10 ff. u. ö. — Bei der Durchsicht fielen noch folgende Stellen auf: S. 34, Z. 23 Phä-narete = Phän-arete — S. 39, Z. 3 „von den Gesetzen = „die Gesetze" (*Νόμοι*). — S. 56. „Auch Tacitus vergleicht in dem Gespräch „die Redner".... = in dem „Gespräch über die Redner" (*Dialogus de oratoribus*). Die Stelle S. 51, Z. 8 (unten): „der von einer keuschen Mutter...." ist eben aus Tac. *Dial. de or.* — S. 63. Die Stelle aus Tacitus' *Germania* könnte man am besten in der wörtlichen Übersetzung anführen und die schöne Szene von der Wehrhafterklärung (Svertlite) hinzunehmen u. a. m. — Doch diese Bemerkungen, die sich teils auf gewisse Zusätze, teils auf stilistische Änderungen beziehen, beeinträchtigen nicht den anerkannten Wert des Buches. Selbst auf die Weiterbildung der zukünftigen Lehrer erstreckt sich die Fürsorge der Verff., indem sie überall die einschlägige Literatur, in ihren besten Vertretern bis auf die neueste Zeit fortgeführt, unter genauer Angabe des Verlages bieten. — Das ganze Buch durchweht eine ideale Auffassung des Lehrerberufes. „Die Kunst, Menschen zu bilden, erfordert scharfe Augen, heilige Herzen und treue Hände." *Verbum non amplius addam.*

Prag. Emil Gschwind.

Louise Massé, Les Sports à l'École. Paris, E. Sansot & Cie. 1905. 36 pp.

Die Verfasserin will unter ihren Landsleuten den Sinn für Leibesübungen wecken; vor allem aber soll in den Mittelschulen der rein geistigen Erziehung in einem kräftigen Körper ein sicherer Hort geboten werden. Durch die Pflege körperlicher Übungen, in denen dem Spiele unverkennbar der Vorzug eingeräumt wird, soll aber auch vermieden werden, daß ein geistig hochgebildeter Mensch hilflos den geringsten Forderungen des praktischen Lebens gegenüberstehe.

Louise Massé ist eine begeisterte Verehrerin des Radfahrens, des Fußball- und Tennisspieles, des Ruderns und der Reitkunst. Aber sie rechnet mit den gegebenen Verhältnissen der Unterrichtsanstalten ihres Vaterlandes und ist eine zu nüchtern denkende Natur, als daß sie die

Möglichkeit einer allgemeinen Pflege der genannten Sportszweige annehmen könnte. Daher setzt sie sich für solche Spiele ein, deren Betrieb auch an der bescheidensten Schule möglich ist und die schon von altersher allgemeinem Interesse begegneten: für Sprungübungen, das Blindekuhspiel, für Barren-, Mühlen-, Reifen-, Ballspiele. Der gefährliche Charakter des ebenfalls empfohlenen Spieles „*cheval fondu*“, bei dem ein Spieler, auf dem Rücken des gegen eine Wand sich stützenden zweiten Spielers sitzend, diesen so weit herabzudrücken sucht, bis der Reiter mit den Füßen den Boden berührt, flößt ihr keine Bedenken ein.

Das Schriftchen ist in äußerst fesselndem Tone geschrieben. Anekdoten über berühmte Liebhaber der empfohlenen Spiele und die Rücksicht auf die Stellung literarischer Größen Frankreichs zur Frage der Leibesübungen beleben die Darstellung. Man ist überrascht, in der Behandlung eines so ernsten Themas so viel fröhlichen Humor zu finden, ohne daß die Absicht der Verfasserin Schaden erleidet.

Olmütz. Franz Ingrisch.

Die Hygiene des Schulgebäudes. Von Dr. Maximilian Munk, k. und k. Regimentsarzt und Lehrer an der k. u. k. Infanterie-Kadettenschule in Königsfeld. Mit 16 Abbildungen. 177 SS. 8°. Preis K 2·50.

Die Schulkrankheiten. Von demselben. I. Heft: Die Schulkurzsichtigkeit. Verkrümmungen der Wirbelsäule. Mit 9 Abbildungen. 57 SS. 8°. Preis K 1·50.

Die Zahnpflege in Schule und Haus. Von demselben. Mit 1 Abbildung. 12 SS. 8°. Preis 30 h. Brünn, Karafiat & Sohn 1905.

Die „Hygiene des Schulgebäudes“ befaßt sich, wie der Titel besagt, mit der Schulbaustelle, der Herstellung und Einrichtung des Schulhauses vom hygienischen Standpunkte. Ref. hat den frisch geschriebenen, im großen Ganzen gemeinverständlichen Text nicht Zeile für Zeile gelesen, soweit er in der Lage war, größere Stücke durchzusehen, kann er sagen, daß die Darstellung dem Leser, welcher dem Thema bisher ferne stand, viel Belehrendes darbietet, wenn sie auch keineswegs überall befriedigt. Über die Hygiene des Schulhauses ist bisher von Seite vaterländischer ärztlicher Autoren nur selten etwas veröffentlicht worden.

Die „Schulkrankheiten“ behandeln besonders die Myopie, und zwar nach einer entsprechenden Einleitung die Verbreitung der Kurzsichtigkeit, die disponierenden Momente, Buchdruck, Sitzen, Schrift. Interessant sind die günstigen Myopenprozente, welche der Verf. zum Teil auf Grund eigener Untersuchungen, von den österreichischen Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten anzuführen vermag, sowie die Gründe für diesen Status, endlich der Rückgang der Myopie in Schweden. — Anschließend werden die Wirbelsäuleverkrümmungen in Kürze besprochen.

Die „Zahnpflege in Schule und Haus“ konstatiert die außerordentliche Häufigkeit der Zahnerkrankungen sowie die vom Laien leider so oft unterschätzte Bedeutung dieser Erkrankungen und bespricht die bisherigen und weiter zu wünschenden Maßnahmen zur Besserung der Zustände.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Über die Konstruktion des Trapezes aus seinen vier Seiten.

Bekanntlich ist ein Trapez bestimmt durch vier gegebene Stücke, worunter wenigstens zwei Längen (Seiten oder Diagonalen) und höchstens zwei Winkel vorkommen dürfen.

Aus den mannigfaltigen Kombinationen von Seiten, Höhe, Winkeln und Diagonalen mit eingeschlossenen Winkeln zu vieren, entstehen zahlreiche Aufgaben, von denen wir nur die einfachste im folgenden näher erörtern wollen, nämlich die Konstruktion des Trapezes aus gegebenen vier Seiten a, b, c, d.

Ist $a < b < c < d$ und nicht ausdrücklich bestimmt, welche zwei Seiten parallel sein sollen, läßt die Aufgabe meistenteils mehr als eine Konstruktion zu. Aber die Erfahrung lehrt, daß man sich in der Regel nur mit einer Auflösung derselben begnügt, unbekümmert um die weiteren, gleich berechtigten.

Bei der Konstruktion des Trapezes ist es eine Hauptbedingung (*sine qua non*), daß der Unterschied seiner parallelen Seiten größer sein muß als der Unterschied der nichtparallelen Seiten.

Da nun der Unterschied zwischen der größten und der kleinsten Seite $= d - a$ immer größer ist als zwischen den mittleren Seiten $= c - b$, nimmt man $a \parallel d$ und konstruiert das Trapez nach der bekannten Dreieckgrundlage ohne Anstand.

Mit Ausführung dieser Konstruktion glaubt man gewöhnlich seiner Aufgabe einwandfrei sich entledigt zu haben und so irrt man sich oft.

Z. B. aus den Seiten 3, 4, 5, 6 ist freilich nur ein Trapez, aber aus 3, 4, 5, 7 sind drei Trapeze konstruierbar, denn nicht nur $7 - 3 > 5 - 4$, sondern auch $7 - 4 > 5 - 3$ und $7 - 5 > 4 - 3$ somit $3 \parallel 7$ oder $4 \parallel 7$ oder $5 \parallel 7$, d. h. drei Tapeze.

Eine ähnliche Untersuchung ist stets auch bei den in Längen a, b, c, d gegebenen Seiten auszuführen, um zu entscheiden, ob aus ihnen nur ein oder drei Trapeze konstruiert werden können.

Es handelt sich daher um die Feststellung einer einfachen Regel, nach welcher man sofort erkennen würde, ob aus gegebenen vier Seiten ein oder drei Trapeze dargestellt werden können.

Bei der numerischen Angabe der Seiten stelle man dieselben in fallender oder steigender Folge nebeneinander und untersuche, ob die Summe der mittleren Glieder gleich ist der Summe der Eckglieder. In diesem Falle ist nur eine Figur möglich, sonst sind aber immer drei verschiedene Trapeze dadurch gegeben. Beweis. Ist

$$a < b < c < d$$

und $b - a = \delta, \quad d - c = \delta'$

oder $b = a + \delta, \quad d = c + \delta'$

daher $d - b = c - a + (\delta' - \delta) \dots \dots \dots 1)$

Für $\delta' = \delta$, ist $d - b = c - a \dots \dots \dots 2)$

oder $d + a = b + c$.

Aus 2) folgt $d - c = b - a \dots \dots \dots 3)$

Es bleibt somit nur die eine Ungleichheit $d - a > c - b$ übrig, daher nur ein Trapez möglich. Für $\delta' \gtrless \delta$ ist

$d - b \gtrless c - a \dots \dots \dots 4)$

auch $d - c \gtrless b - a \dots \dots \dots 5)$

d. h. sind zwei ungleiche Differenzen und außer dieser stets noch die dritte $d - a > c - b$, daher in diesem Falle drei Trapeze konstruierbar. Sind die Seiten in Zahlenwerten gegeben, kann man über die Anzahl der Trapeze sofort entscheiden. Sind aber die vier Seiten durch Längen a, b, c, d bestimmt, so trage man auf eine unbestimmt lange Gerade zuerst $a + d$, dann $b + c$ auf und untersuche mit der Zirkelöffnung, ob diese Summen gleich oder ungleich sind. Im ersten Falle ist ein, im zweiten sind drei Trapeze konstruierbar.

Das gleichschenklige Trapez ist durch seine drei Seiten bestimmt und wenn nicht die parallelen Seiten ausdrücklich bezeichnet werden, können immer aus a, b, c drei Trapeze, sogenannte Antiparallelogramme konstruiert werden.

Beweis. Ist wieder $a < b < c$, so ist der Unterschied der beiden gleichen Schenkel gleich Null. Da aber

$$c - a > 0, \quad b - a > 0 \quad \text{und} \quad c - b > 0$$

ist, so folgt daraus die obige Behauptung, wobei entweder $c \parallel a$, oder $b \parallel a$, oder $c \parallel b$ ist.

Anmerkung. Besonders einfach ist ein Antiparallelogramm mit drei gleichen Seiten, das aus einem gleichschenkligen △ durch eine zur Grundlinie parallele Gerade, welche durch den Schnittpunkt der Basalwinkel-Symmetrale mit dem Schenkel $\parallel b$ geführt wird, entsteht. — Dasselbe ist natürlich durch zwei Seiten zweideutig bestimmt.

Wiederholt man dasselbe Konstruktionsverfahren bei einem gleichseitigen Dreiecke, so erhält man das allereinfachste Trapez dieser Art, welches nur durch eine Seite bestimmt ist. Die Konstruktion desselben ist einfach.

Prag-Smichow. Fr. Hromádko.

Literarische Miszellen.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1904. Volume XXXV. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, Mass. 156 und CXXXVIII SS. gr.-8°. Preis 2 $[1].

Transactions: I. W. S. Ferguson, Der historische Wert des 12. Kapitels in Plutarchs Leben des Perikles. S. 5—20. — II. George Willis Botsford, *Comitia* und *Concilium* S. 21—32. — III. Robert S. Radfort, Metrische Studien über den lateinischen Accent. S. 33—64: sucht den Einfluß der herkömmlichen Wortfolge auf den Accent der Kon-

[1]) Über Vol. XXXIV vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 373 f.

junktion und des Pronomens nachzuweisen, gibt Beobachtungen über den Accent bei der üblichen Wortfolge Adjektiv + Nomen und schließt mit der Darstellung der Beziehungen, welche im allgemeinen zwischen Wort- und Versaccent im Lateinischen zu bestehen scheinen. — IV. Charles W. L. Johnson, Was bedeutet *accentus* bei den alten lateinischen Grammatikern? S. 65—76. Antwort: Ursprünglich den melodischen und musikalischen Accent, was jedoch die Möglichkeit eines gleichzeitigen Ton-Accentes nicht ausschließt. — V. George Melville Bolling, Der Çāntikalpa des Atharva-Veda. S. 77—127: *A*. Material zur Herstellung des Textes. *B*. Inhalt des Textes und seine Stellung in der Atharva-Literatur. *C*. Sprache und Metrik. *D*. Text des Çāntikalpa. — VI. Eward Kennard Rand, Zu Ovid. S. 128—147. I. Eine Handschrift von Ovids Heroiden XXI 1—144. II. Nachahmung Ovids bei Horaz. Vgl. Hor. Od. IV 1, 16 mit Ovid Amor. II 12, 28. — VII. Julius Goebel, Zur Etymologie von 'Mephistopheles'. S. 148—156. Auszugehen ist von der Form Mephist-Ophiel, wovon der zweite Bestandteil Ophiel ein Kompositum von griech. ὄφις und der hebräischen Endung *-el* ist, welche in den Dämonennamen der Zauberbücher des XVI. und XVII. Jahrhunderts vorkommt. So Tauriel *(taurus)*, Ariel *(aries)*, Leoniel *(Leo)*. Merkur, der den Heroldstab führt, wird darum Ophiel (Schlangengott) genannt und ist der Schutzgott der Magier, Alchimisten und Astrologen. Aus Hermes Trismegistos (= Maximus Mercurius) erklärt sich der erste Bestandteil des Wortes, welches demnach als korrumpierte Form von Megist-Ophiel erscheint.

Proceedings: J. E. Harry, Ein mißverstandener griechischer Optativ. p. IV—V. Soph. Aiax 185 ἥκοι γὰρ ἂν θεία νόσος sei = 'er wird von einem Gotte getroffen sein'. — Karl P. Harrington, Horaz und die Natur. p. V—VII. — F. W. Shipley, Zu Catull, carm. 68, 93. p. VII—IX: l. *Quando quidem et* st. *Quae vetet id*. — Frank G. Moore, Accent und Ictus am Schluß des lateinischen Hexameters. p. X—XI: über die zwei letzten Füße mit besonderer Beziehung auf die Zulassung pyrrhischer Worte im 5. Fuße. — M. L. D'Ooge, Zur Bedeutung von χρομαντεία. p. XI—XIII: das Wort könne auch bedeuten 'das Befragen des Orakels im Namen eines andern'. — Thomas D. Seymour, Der homerische Hades. p. XIII. — W. A. Heidel, Das Problem der ἀλλοίωσις in der Vorsokratischen Philosophie. p. XIV: vollständig abgedruckt im 'Archiv für Geschichte der Philosophie'. — Elmer Truesdell Merrill, Zum Traianbogen von Beneventum. p. XIV—XVI. — Clifford H. Moore, Die Oxyrhynchus-Epitone des Livius, Julius Obsequens und Cassiodorus. p. XVI: die Abhandlung ist ungekürzt im American Journal of Philology Nr. 99 erschienen. — W. A. Merrill, Zum Einfluß des Lukrez auf Vitruv. p. XVI—XXI. — Charles R. Lanmann, Zur Kritik des Atharva-Veda. p. XXI. — John H. Wright, Platos Gleichnis von der Höhle. p. XXII. — Walter Hullihen, Vorschlag zu einer Ergänzung des *Thesaurus L. L.* p. XXII—XXIV: will zu jedem Artikel sämtliche Stellen, welche im Thesaurus übergangen sind, in Supplentenheften gesammelt wissen: es sei nur Angabe der Fundstellen, nicht auch des Textes nötig. Der Artikel *antequam* enthalte im Thesaurus nur $^2/_5$ aller Stellen, welche in der Literatur von Plautus bis Sueton vorkommen. Die vorgeschlagene Ergänzung würde $^1/_8$ des Raumes, den der Artikel *antequam* im Thesaurus einnehme, beanspruchen. Die Kosten zur Durchführung des Vorschlages könnten in Amerika aufgebracht werden. — J. E. Harry, Einige grammatische Mythen. p. XXIV—XXVI: will Konjunktive, Optative und Imperative des aktiven Perfekts wegen ihrer Seltenheit aus den Paradigmen der griechischen Grammatiken entfernt wissen. — Maurice Bloomfield, Minder bedeutende oder problematische indo-europäische Sprachen. p. XXVII—XXXIV. — H. C. Elmer, Bemerkungen über ein eben erschienenes latein. Wörterbuch. p. XXXIV—XXXVI: bezieht sich auf Harpers lateinisch-englisches Lexikon. Vgl. Classical Review April 1904. — Mary C. Welles, Beiträge zum Studium des Suppletivwesens. p. XXXVII

—XLII: I. Die Lehren der römischen Grammatiker über das Suppletivwesen. II. Nachweis der im plautinischen Sprachgebrauch einander vertretenden Formen und Wörter. — H. C. Tolman, Zu Hom. Il. I 291 *προθέουσι*. p. XLII—XLIII: l. *προέχους* (Dat. abh. v. *μυθήσασθαι*). Zu übersetzen sei: 'hat er darum ein Recht, Schmähworte gegen seine Führer zu gebrauchen?' Der Vorschlag stütze sich auf Andeutungen alter Erklärer. — Edward B. Clapp, Eine Schwierigkeit der neueren griechischen Metrik. p. XLII: bezweifelt stark, daß in zweisilbigen Versfüßen die Verkürzung von Diphthongen und langen Vokalen beim Hiatus zulässig sei. Abdruck des vollständigen Aufsatzes Classical Review, Oktober 1904. — Max L. Margolis, Der Plural des hebräischen 'segolates'. p. LIII —LIV. — J. Elmore, Der Konjunktiv in den sogenannten restriktiven *Quod*-Sätzen. p. LV. — John Fryer, Das chinesische Drama. p. LV—LVIII. — Alfred Emerson, Die etruskische Nekropolis von Abbadia del fiume bei Pitigliano. p. LVIII—LXI. — W. A. Merrill, Lucretiana. p. LXII: vermutet, daß Lukrez erst nachträglich unter Umarbeitung der betreffenden Stellen seine Dichtung an Memmius gerichtet hat. — Julius Goebel, Kabbala und Alchemie in Goethes Faust. p. XLII—XLIII. — E. B. Clapp, Der Hiatus bei den lyrischen Dichtern der Griechen. p. LXIII—LXIV. — C. C. Rice, Die Aussprache des gallischen Lateins in der Zeit der Merowinger und späterhin. p. LXIV—LXV. — B. I. Wheeler, Die Parodos in der Antigone des Sophokles. p. LXV—LXVIII: wendet sich gegen diejenigen Erklärer, welche in der Parodos der Antigone mannigfache Unebenheiten, namentlich aber den Mangel eines einheitlichen Planes finden. — A. L. Kroeber, Die Zahlensysteme der heimischen Sprachen von Kalifornien. p. LXIX—LXXIV. — Ewald Flügel, Das Studium der englischen Etymologie im 17. Jahrhundert. p. LXX—LXXI. — J. E. Church, Aufbau der ersten Satyre Iuvenals. p. LXXI—LXXIV. — Charles J. O'Connor, *Cretati pedes*. p. LXXIV: zu Tibull II 3, 60; Ov. Am. I 8, 65. — A. T. Murray, Zu Hom. Il. IX 334—343. p. LXXV—LXXVIII: gegen Cauer, Rhein. Mus. XLIV 357. — W. S. Ferguson, Verfassung Athens zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. p. LXXIX: vollständig abgedruckt in den 'Beiträgen zur alten Geschichte' V 1 (1905). — Cornelius Beach Bradley, Das siamesische Vokabular: seine formalen und begrifflichen Bildungen. p. LXXX. — Samuel A. Chambers, Der Vokal [!] R und die mit Kurona versehenen Vokale im Englischen. p. LXXX—LXXXII. — H. C. Nutting, Zur Catilinarischen Verschwörung. p. LXXXIII—LXXXVI: 1. Der Mordanschlag auf Cicero in dessen Hause. 2. Sallust Catil. 52, 32 *huic sceleri obstat:* hier bedeutet *scelus* möglicherweise die von Cäsar als illegal bezeichnete Hinrichtung eines römischen Bürgers. — E. W. Martin, *Luscinia*. p. LVXXXVI—LXXXVII: der erste Bestandteil des Wortes sei mit *luges* verwandt; also 'Trauersänger'. — M. L. Margolis, Plan zu einem revidierten Wiederabdruck der hebräisch-aramäischen Äquivalente in der Oxforder Konkordanz zur Septuaginta und zu den anderen griechischen Übersetzungen des alten Testamentes. p. LXXXVII: ungekürzter Abdruck in der 'Zeitschr. für alttestamentliche Wissenschaft' XXV (1905) 205—293. — J. H. Senger, Die figürlichen Ausdrücke in den Werken Heinrichs von Kleist. p. LXXXIX—XC. — Carl C. Rice, Romanische Etymologien. p. XC: franz. *fléchir*, von lat. **flexicare, flectere; ruche* Bienenkorb, eigene Hülle, verwandt mit lat. *ruspari* enthüllen, erforschen. Span. *vosca* Schraube, *roscar* Furchen, von **vosicare, rodere; sesgo* schief, *sesgar* wegschneiden, von lat. **sesecare*. — P. E. Goddard, Zeitdauer englischer Vokale in einsilbigen Worten. p. XC—XCI: interessante Versuche. — Edward B. Clapp, Die Verkürzung von Diphthongen und langen Vokalen im Hiatus im griechischen Hexameter. p. XCII. — J. Elmore, Zu Horaz, Sat. I 6, 126 und Aristophanes, Friede 990. p. XCII—XCIV: bei Horaz sei *lusam* Partizip; bei Aristophanes sei *τρία καὶ δέκ' ἔτη* wohl runde Zahl. — I. W. Basore, Die direkte

Rede bei Lukan als ein Element epischer Technik. p. XCIV—XCVI. — J. E. Church, Alte Probleme bei Horaz und Virgil. p. XCVI—XCVII: zu Hor. Od. I 3, 1—8 vgl. Bücheler, *Carm. Lat. epigr.* 196, 197, 198, 215; Tibull I 11, 1—3. Bei Vergil Ann. I 249 sei von Antenors Zurückgezogenheit nach einem tatenreichen Leben die Rede. — H. W. Prescott, Der Name des Sklaven in Plautus' Aulularia. p. XCVII.

Wien. J. Golling.

Heynemann S. S., Analecta Horatiana. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von O. Krüger. Gotha 1905. VII und 40 SS. 8°.

Die vorliegende Arbeit ist ein *Opusculum postumum* des durch seine Dissertation: *De interpolationibus in carminibus H. certa ratione diiudicandis* Bonn 1871 bekannten Verfassers, dessen Herausgabe Krüger aus Gefälligkeit übernommen hat. Über den Wert dieser „Beiträge zur Horaz-Erklärung" äußert sich der Herausgeber selbst etwas zurückhaltend. Und in der Tat enthalten sie nichts wesentlich Neues, daß man ihre Nichtveröffentlichung vermissen würde. C. I 1 will H. den Anstoß, den der unvermittelte Schluß erregt, beheben durch die Änderung *tendere barbiton, quod si ... inseret* 'Wenn dieses — das Lesbische *barbiton* — mich unter die lyrischen Sänger einreihen wird, so ...' Aber die nochmalige Anrede des Adressaten scheint in einem Widmungsgedichte notwendig, zumal unser Dichter auch an anderen Stellen (S. I 10, 81) auf das Urteil des Mäcenas gegenüber dem *malignum volgus* ein großes Gewicht legt. — S. 10 ff. hat sich H. aus C. I 2, nachdem er die dritte Strophe als 'eine übel angebrache Kleinmalerei im Geschmack Ovids' und die sechste 'als eine schülerhafte Klage über das Unglück der Bürgerkriege' verworfen hat, ein echtes Gedicht von 11 Strophen zusammengestutzt, 'welche sich in ungezwungener Weise in vier Strophenpaare mit einer abschließenden Strophentrias gruppieren'. Diese willkürlich angenommene systematische Gliederung bringt ihn zu der weiteren 'berechtigten Vermutung', daß dieses Gedicht 'ein von Chören vorgetragener Gesang ist'. In gleicher Weise wird C. I 12 nach dem Vorgang J. Bernays' als ein Wechselgesang zwischen dem Dichter und der Muse angesehen, deren Gesang mit V. 13 einsetzt. Die weitere Begründung ist H. schuldig geblieben. Vgl. Kießling zu V. 13. — Bezüglich der Römeroden (III 1—6) vertritt H. die Ansicht, daß Horaz diese Gedichte keineswegs als einen von einer einheitlichen Idee beherrschten Zyklus entworfen habe; dagegen spreche besonders die Einleitung des vierten Gedichtes, dessen Inhalt vollständig aus der Analogie der fünf übrigen alkäischen Gedichte heraustrete. Eine genaue Erklärung und Analyse des Gedankenganges hätte jedes einzelne Stück als ein selbständiges und in sich geschlossenes Ganzes zeigen sollen. Vgl. jetzt Domaszewski, Der Festgesang des H. auf die Begründung des Prinzipat (Rhein. Mus. N. F. LIX 1904, S. 302 ff.) und Dörwald, 'Die Römeroden des H.' (Lehrproben H. 84, 1905). — In IV 8, das zu den 'unzweifelhaft interpolierten' gehört, findet H. Anstoß an der Erwähnung des *Aeacus*, der in dem geschlossenen Kreise der eigentlichen römischen Nationalheroen (*Romulus, Hercules, Tyndariden, Liber*) keinen berechtigten Platz habe. Man erwarte vielmehr *Rhadamanthys*. Aber H. selbst gibt (S. 27) zu, daß die mythologischen Vorstellungen bei den Dichtern wechselten und mannigfache Veränderungen hervorbrächten. Die von H. S. 28 versuchte Verbesserung des Textes wird von Krüger selbst als unwahrscheinlich zurückgewiesen.

Was noch weiter als 'Anhang' folgt, setzt sich größtenteils zusammen aus einem Auszug aus des Verf. Dissertation und des Herausgebers Bemerkungen zu dieser. Die 'Marginalien', mehreren Handexemplaren des Verf. entnommen, enthalten Konjekturen von zweifelhaftem Werte.

Prachatitz. F. Hanna.

Auswahl aus Phaedrus Fabeln (Text, Kommentar, Wörterbuch) von Dr. Veselin Disalović, Professor in Neusatz (Ungarn). 1904 (serbisch). III und 63 SS. Preis 1 K.

In dieser Auswahl finden wir 44 Fabeln. Leider sagt uns der Verf. nicht, nach welchem Texte er den seinen hergestellt hat. So lesen wir (Text 3) *socius* (nach Withof) statt des überlieferten *fortis;* 4 nach *habet* scheint das Fragezeichen, 17 das Ausrufungszeichen nach *vereri* unnötig; 22 liest D. *it. eminens* statt *eminet.* D. liest u. a. 27 *regnare nolo* — ich möchte hier mit J. Mähly (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1871, S. 810) *satiari,* ebenso bei 31 statt *vendere* mit demselben *pendere* lesen.

Im Wörterbuche finde ich bei *artifex* und *ales m.* statt *c.* geschrieben. — *Constitutum est* ist im Wörterbuche zu streichen, ebenso *evulsum.* — *Doliturus* braucht man nicht in Klammern zu setzen. — *Immistus* ist unnötig, *infuosus* wohl Druckfehler. — Zu *insilit* sollte das Supinum *insultum* beigefügt werden. *Incipit* hat doch nicht im Perf. und Supin *incoepit, incoeptum.* — Bei *tristis* ist statt 1—2 anzugeben u. a. m., so auch Einzelheiten gegen die serbische Übersetzung (s. zu *apparatus, decor, gratus, innotescit*).

Der Kommentar ist gut ausgearbeitet — nur erscheinen m. E. zu viel Übersetzungen.

Bei der eventuellen zweiten Auflage sollte der Verf. auch L. Müllers Ausgabe Leipzig 1888 berücksichtigen, ebenso die in Bursians Jahresberichten erscheinenden Referate Draheims zu Phaedrus und Avianus.

Karlowitz. Gliša Lazić

Deutsche Mustersätze zur lateinischen Grammatik. Von Dr. Franz Ziemann, Gymnasial-Oberlehrer in Graudenz. Mit methodischen Winken. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1905. VI und 48 SS. 8°.

Der Verfasser hat sich aus dem Kreise der „Erfahrung" und des „Umgangs" seiner Quintaner Mustersätze zusammengestellt, in denen nur ein bestimmtes Wort („der"; „das, daß") zu übersetzen war. Durch Erweiterung dieses Verfahrens ist die vorliegende Sammlung entstanden, die der Konzentration des Lateinischen und Deutschen dient. Die Sätze sind zum großen Teile der Bibel entnommen, daneben begegnen Stellen aus Dichtern (Eichendorff, Gerok, Goethe, Heine, Rückert, Uhland, Vogl u. a.), aus dem deutschen Märchenschatze, viele Sprichwörter u. dgl. „Alle haben einen bedeutenden Inhalt, der im Gegensatz zu den Legionen griechisch-römischen Ursprungs zugleich ein modernes, d. i. national-christliches Gewand angelegt hat" (Einl. III f.). Die Einteilung ist gemacht nach den Rubriken: I. Gleichklingende Wörter, II. Zur Kasuslehre, III. Infinitiv, Konjunktiv, Prohibitiv, IV. Konjunktionalsätze, V. Fragesätze, VI. Partizipialkonstruktionen, VII. Accusativ mit dem Infinitiv, VIII. Adjektivum und Adverbium. Die Beispiele, nach Möglich-

keit mehrmals verwertet, sollen auch in methodischer Hinsicht eine Abwechslung bieten, in erster Reihe zwar der Befestigung und Wiederholung der mit den Schülern besprochenen Erscheinungen dienen, sie können aber auch, im Anschluß an die lateinischen Mustersätze, zur Einführung in das neue Kapitel verwendet werden: „Welche Beispiele aus den verschiedenen Gruppen für die Klasse zu wählen sind, bleibt der pädagogischen Erfahrung des Lehrers überlassen“ (Einl. IV). Methodische Winke werden gegeben für die Behandlung der Partizipialkonstruktionen und des Accusativs mit dem Infinitiv. In Bezug auf die angereihten Sätze heißt es auch hier (S. 34), daß diese, „wenn ohne viele Schwierigkeiten, vom Schüler ins Lateinische übersetzt werden, während im anderen Falle schon die lateinische Wiedergabe der Partizipialkonstruktion genügt“. — Einige Beispiele sind offenbar an die unrechte Stelle geraten, so S. 16 „Was nicht ist, kann noch werden“ unter das „Prädikatsnomen“; S. 18 „Es war ein Kind, das wollte nie zur Kirche sich bequemen“ unter die „Übereinstimmung des Pronomens mit dem Prädikatssubstantiv“. S. 36 „Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker“ gehört nicht zum Nominativ, sondern zum Accusativ, wo das Beispiel auch zu finden ist (S. 38). Lassen Sätze wie „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ oder „Wer seinen Bruder haßt, der ist ein Totschläger!“ wirklich eine Übertragung „in diesen Modus“ (das Partizip S. 39) überhaupt nicht zu? Der erstere war übrigens beim *ablativus absolutus* (S. 40) einzureihen. Das Sprichwort „Ehrlich währt am längsten“ (S. 44) ist irrtümlich auf der folgenden Seite wiederholt. Derb ist (S. 27) „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Fressen und Saufen!“ S. 18 ist zu verbessern „aus *d*einem Munde“ (statt „*m*einem“), S. 22 Re*d*en (statt Re*g*en).

Wien. R. Bitschofsky.

Oskar Weißenfels, Aristoteles' Lehre vom Staat. Vierzigstes Heft der Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von H. Hoffmann. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1906. 88 SS.

Weißenfels gliedert den Stoff dieser Schrift in elf Kapitel. Er betont zunächst, daß jeder Kenner des klassischen Altertums die Ansichten der alten Philosophen über das Wesen und die Ziele des Staates kennen müsse. Im zweiten Abschnitte spricht er über die Politik des Aristoteles, wie sie auf uns gekommen ist und wie die Bücher umgestellt werden müssen. Das folgende Kapitel bringt einen Vergleich zwischen Platon und Aristoteles, zuerst allgemein, dann mit Rücksicht auf ihre Schriften über den Staat. Platon wird gegen die Auffassung, er sei ein visionärer Philosoph, in Schutz genommen; auch komme man nicht damit aus, Aristoteles als einen positiven und nüchternen Philosophen hinzustellen. Weißenfels findet zwischen beiden nur einen Gradunterschied, was ihre Stellung zum Wirklichen und Tatsächlichen betrifft; sie unterschieden sich aber in der Auffassung des Wirklichen, denn Platons Ideen lägen außer den Dingen, Aristoteles aber „glaube an eine in den Dingen selbst treibende Kraft“. Auch in den Schriften über den Staat zeigten sich diese Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. Wie Aristoteles den Platonischen Staat beurteilt, setzt der vierte Abschnitt auseinander. Der Stagirite wendet sich gegen das kommunistische Ideal des Platon, gegen die Weiber-, Kinder- und Gütergemeinschaft. Er sieht in dem Besitze die Möglichkeit, die menschlichen Anlagen ihrer Bestimmung zuzuführen. Nun folgen die leitenden Gedanken der Aristotelischen Lehre vom Staat. Der Philosoph geht dabei von der Definition aus; die Grundlage des Staates sieht er in der Gerechtigkeit. Im sechsten Kapitel werden die

Hauptformen des Staates besprochen, die Aristoteles in die berechtigten und die verfehlten einteilt, und charakterisiert. Eingehend forscht das fünfte Buch der Politik nach den Ursachen der Staatsumwälzungen. Der Philosoph stellt hier den Satz auf, daß alle Staatsformen ein richtiges Prinzip haben; aber dies lasse sich nicht durchführen, ohne daß Fehler gemacht würden. Besonders ausführlich spricht er über die Mittel, die Tyrannis zu erhalten. Als beste Staatsform kann dem Aristoteles nur eine gelten, die, in der die Guten herrschen, die Aristokratie im eigentlichen Sinne. Weil aber alles unvollkommen ist, so läßt er auch andere Formen gelten und sieht in dem Staate den besten, der den meisten ein glückliches Leben ermöglicht. Die Ansichten des Aristoteles über die Erziehung der Jugend behandelt das neunte Kapitel. Beim Lernen dürfe man nicht nach dem Nutzen fragen, das sei mit einer vornehmen und freien Denkweise unvereinbar. Auch warnt Aristoteles vor Einseitigkeit: Körper und Geist sollen gleichmäßig ausgebildet werden. Obwohl er die Wohltat des Spieles kennt, will er doch nichts davon wissen, alles Lernen in Spiel umzusetzen; das Lernen ist mit Anstrengung verbunden. Weißenfels erörtert noch die Urteile der alten Philosophen über den *βίος πολιτικός* und das letzte Kapitel ist dem *μεγαλόψυχος* des Aristoteles gewidmet.

Der Verf. versteht es, das Wichtigste aus dem Text des Aristoteles herauszuheben und verständlich darzustellen; dazu sind die Hinweise auf die ersten Christen, das neue Testament und auf die Gegenwart bemerkenswert. „Moderne“ Fragen über Unterricht und Hygiene findet der Leser in dieser Schrift behandelt, so die Warnung vor dem übermäßigen Ausbilden des Körpers, Vorschriften über Trinkwasser und gute Luft. Die Reformer, die bei ihren Vorschlägen nur den Erwachsenen berücksichtigen, sollten den Satz des Aristoteles beherzigen, daß die höchste Geistesbefriedigung nicht dem Unreifen mitgeteilt werden kann (1339 *a* 29).

Weißenfels' Schrift eignet sich für jede Bücherei. Die Schüler werden sie mit Nutzen lesen, wenn auch bisweilen ziemliche Anforderungen an ihre Auffassung gestellt werden.

Smichow. Dr. Joh. Endt.

Kleine französische Laut- und Leseschule. Von J. Hug. Zürich, Orell Füßli. XII und 52 SS.

Diese Laut- und Leseschule, welche durch planmäßige Laut- und Sprachgymnastik eine sichere Grundlage für die korrekte Aussprache schaffen will, zerfällt in drei Teile. Im ersten Teile wird der Laut für sich behandelt, im zweiten der Laut und seine Verbindungen im Worte und im dritten Teile die Satzphonetik. Sehr nützlich ist der Anhang, welcher ein alphabetisches Verzeichnis von Wörtern enthält, die häufig falsch ausgesprochen werden. Bemerkenswert ist, daß der Verf. keine Lautschrift anwendet. Das Büchlein eignet sich als Ergänzung zu jenen Elementarbüchern des französischen Sprachunterrichtes, die die wichtige Einführung in die Aussprache etwa zu kurz behandeln, u. zw. insbesondere an Schweizer Schulen, da der Einfluß der Schweizer Mundarten überall berücksichtigt wird.

Wien. Dr. A. Würzner.

Eckert M., Leitfaden der Handelsgeographie. Leipzig, Göschen 1905.

Seinem Grundriß der Handelsgeographie (vgl. diese Zeitschr. 1905, S. 783/84) hat der Verf. nunmehr auch einen für die Hand des Schülers

bestimmten Leitfaden folgen lassen. Dieser ist im großen und ganzen ein Auszug aus dem größeren Werke, wenn auch der geänderte Zweck vielfach eine andere Gliederung des Stoffes erheischte. Wenn der Verf. betont, daß er sich ernstlich bemühte, „den nackten Tatsachen mehr Fleisch und Wärme zu geben, als es gewöhnlich in dem bekannten langweiligen und abgehackten Leitfadenstil geschieht", der den Leitfaden zum Leidfaden der Schüler macht, so kann der Ref. nur bestätigen, daß dieses Streben vom besten Erfolge begleitet war, indem die von den physisch geographischen Grundlagen allmählich zur Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der einzelnen Erdteile und Länder fortschreitende Darstellung gerade durch die Betonung der geographischen Wechselwirkungen ein richtiges Bild des Gegenstandes entrollt.

Wien. J. Müllner.

Die Planimetrie für das Gymnasium von Prof. Dr. Gustav Holzmüller. I. Teil, 2. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905.

Die methodischen ausführlichen Lehrbücher des Verf., der dieserwegen allein schon als vortrefflicher mathematischer Lehrer bezeichnet werden muß, sind in diesen Blättern wiederholt Gegenstand der Besprechung gewesen. Der vorliegende erste Band der Planimetrie umfaßt die Klassen von Quarta bis Untersekunda einschließlich im engen Anschlusse an die Lehrpläne von 1901 für die preußischen Gymnasien. Ref. begrüßt es mit Freude, daß der Verf. mancherlei, wenigstens was die Ausdrucksweise betrifft, aus den geometrischen Forschungen der allerletzten Zeit über die Grundlagen der Geometrie in das Buch aufgenommen hat, sowie daß er am Rande kurze Andeutungen über den Lebenswandel der hervorragenden griechischen Mathematiker bringt, die durch Aussprüche in griechischer Sprache sehr wohltätig ergänzt werden. Wenn dabei der Verf. der Ansicht Ausdruck gibt, daß das Griechische dem Gymnasium dauernd erhalten bleibt, so möchte Ref. auf diese halb Hoffnung halb Zweifel bekundende Aussage erwidern, daß zu Befürchtungen in dieser Hinsicht keine Ursache vorliegt. Denn allen Anfeindungen und Gehässigkeiten zu Trotz wird und muß das Griechische der deutschen Schule erhalten bleiben.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Naturstudien im Hause. Von Dr. Karl Kraepelin. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 3. Aufl. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1905.

Dieses lehrreiche Buch ist in 3. Auflage erschienen. Dr. Kraepelin, der es wie nicht bald ein anderer versteht, die wißbegierige Jugend durch die Erörterung der verschiedensten Naturobjekte und Naturerscheinungen zum Denken und Beobachten anzuleiten, behandelt in demselben das Wasser, das Kochsalz, die Salinen- und Gradierwerke, den Schlaf und die Atmungsorgane der Fische, den Bandwurm und viele andere interessante Fragen. O. Schwindrazheim hat in meisterhafter Weise die Titelbilder und die Vignetten gezeichnet.

Das Buch ist zwar für die Jugend geschrieben, aber auch dem Lehrer und Familienvater sei es warm empfohlen.

Wien. H. Vieltorf.

J. J. Haldane Burgess M. A., Der Vikinger Pfad. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Hermann Besser. Pierson, Dresden 1906. Preis 4 Mk.

Die Gründung des norwegischen Reiches durch Harald Harfager im IX. Jahrhundert n. Chr., die gewaltsame Unterdrückung der das Land verwüstenden Vikinger-Kämpfe, die Auswanderung jener kleinen Könige und Jarle, die sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten, die Rückkehr der durch reiche Beutezüge erstarkten freien Krieger und ihre Niederlage im Rachekampfe bilden die geschichtliche Grundlage der farbenprächtigen Dichtung, in der der Verf. ein gewaltiges Bild altnordischen Vikingerlebens entwirft. Altnordischer Götterglaube, Kampffreudigkeit, Wagemut, Freiheitsdrang, Abenteuerlust, Wandertrieb, Beutelust, Blutrache, aber auch germanische Bundestreue, Manneswort, Frauenverehrung und bei aller äußeren Rauheit ein für alles Edle empfängliches Gemüt sind die Eigenschaften dieses Raubvolkes, und in ihnen schlummert der Keim einer höheren Kultur. Diese bringt ihnen das Christentum. Es ist nun meisterhaft dargestellt, wie dieses Volk die neue, mit all seinen nur auf Kampf und Sieg gerichteten Anschauungen im Widerspruche stehende Lehre gar nicht zu erfassen vermag, wie es im Heilande, der sich ohne Widerstand schlagen und töten ließ, einen Feigling erblickt, aber schließlich doch, durch die Großtaten eines christlichen Helden zur Bewunderung hingerissen, die Heilslehre in sich aufnimmt.

So erscheint das Werk, das ich mit dem gleichen Rechte wie unsere „Gudrun" die Odyssee des Nordens nennen möchte, sehr geeignet, die reifere studierende Jugend mit dem altnordischen Leben und mit der Zeit des Überganges vom Heidentume zum Christentume vertraut zu machen, wie anderseits die anschauliche Schilderung der Inseln und Fjorde des Nordmeeres unsere Jugend in eine ihr fremde Welt führt.

Krems a. D. Josef Wichner.

Programmenschau.

61. Tanzer Emanuel, Der deutsche Sprachschatz nach Friedr. Kluge „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache". Progr. der k. k. Staatsrealschule in Böhm.-Leipa 1903/4. 43 SS. und 1904/5 65 SS.

Es lag nahe, die Ergebnisse der etymologischen Forschung, wie sie für das Deutsche am leichtesten in Kluges Etymolog. Wörterbuch zugänglich sind, der Schule zu vermitteln. Tanzers Arbeit ist darum durch das allgemeine Interesse, welches die Frage erweckt, sowie durch den Nutzen, den die Behandlung für den Sprachunterricht der Schule bringen kann, alles Lobes wert. Daß Tanzer aus Eigenem zu den von Kluge zusammengestellten Tabellen nichts hinzugegeben, ist kein Vorwurf. Es wird darum auch niemand vom Ref. verlangen, daß er die Tausende von Etymologien durchgehe, die hier nach dem durch Kluge vertretenen Stande heutiger Wissenschaft in vielseitig brauchbarer Übersicht zusammentreten. Denn der Aufsatz „sucht an der Hand des bekannten Wörterbuches, indem er die einzelnen Etymologien heraushebt, in chronologischer Darstellung den jetzigen deutschen Wortvorrat von den ältesten vorgermanischen Zeiten bis auf die Neuzeit vorzuführen, die Wörter gruppenweise zu sondern und in derselben Weise nach der Entwicklung der Sprache die fremden Bestandteile darzustellen".

Ich ziehe gleichsam aus dem trockenen Material, welches Tanzer gibt, einige lebendige Anwendung. So wird es vielen und besonders der

Schule vom Interesse sein zu erfahren, daß alle indogermanischen Völker gemeinsame Stämme für „Acker, Boden, Feld, Furche, Joch, Halm, Garbe“ besitzen und daß sonach durch diese Tatsache allein die Ackerbaukultur für die Zeit vor der Trennung in die einzelnen Völker bewiesen ist. Ebenso die Viehzucht, denn Bock, Kuh, Ochse, Kalb, Stier, Hund, Gans, Ente tragen gemeinsame Bezeichnungen. Auch gemeinsame Benennungen für bauen, brauen, flechten, weben, Erbe deuten auf gemeinsame Kulturanfänge hin. — Unter den europäischen Indogermanen ausgebildet haben sich Wörter für das Kriegswesen, ein Zeichen, daß, was früher auf friedlichem Wege besetzt wurde, nun durch Waffengewalt genommen werden muß. Gemeinsam sind den Europäern eine Reihe (etwa 15) Tiernamen, dann Baumnamen, von denen nur die Bezeichnung der Birke aus der Urheimat mitgebracht erscheint. Der Ackerbau blühte nun, wie die Bezeichnungen für Flur, Rain, Land, Hufe, Garten, Same, Korn, Roggen, Gerste sowie die Namen für Dorf, Bude, Dach, Hürde beweisen. Material und Werkzeuge wie Holz, Eisen, Horn, Stahl, Stein, Scheit, Speer, Schaft sind nun bekannt, wobei allerdings manche Namen nicht in allen europäischen Völkern verbreitet erscheinen und gleiche Bezeichnungen oft nur ähnliche, nicht dieselbe Bedeutung aufweisen. Das ist durch die Kulturentwicklung der einzelnen Stämme, die nun eigene Wege geht, zu erklären.

Als gemein-germanischer Bestand, und zwar der Ost- und Westgermanen, erweisen sich religiöse und mythologische Vorstellungen wie Gott, Abgott, Zwerg, die im Westgermanischen noch durch Göttin, Hexe, Alraune, Heiland ergänzt werden; staatliche Begriffe wie König, Herzog, Volk, gemeinsame Tiernamen (etwa 50), Pflanzennamen — nun tritt der Weizen auf — gemeinsame Benennungen für Speisen (Brot, Laib, Fleisch, Griebe, Milch, Rahm, Mehl, Kuchen, Honig, Seim, Lab). Auf die technischen Kenntnisse der Germanen der Völkerwanderungszeit deuten gemeinsame Bezeichnungen für Axt, Barte, Beil, Hammer, Meißel, Feile, Hobel, Keil, Pfriem, Schabe, Schere, Zange, Nadel, Faden, Garn, Netz, Draht, Zwirn, Docht, Strang, Band, Schnur, Zaum, Zügel, Nestel, Knoten, Wage, Gewicht, Pflug, Wagen; ebenso Waffenbenennungen wie Schwert Spieß, Brünne, und Metalle wie Blei, Messing. Daß aber eben diesen Germanen die Poesie nicht fremd war, müßten, wenn wir dafür nicht anderweitige sichere Bestätigung hätten, gemeinsame Benennungen von Geige, Harfe, Lied, Leich bezeugen. Ihr Geldwesen beleuchten Wörter wie Geld, Lohn, Schilling, Pfennig, Mark.

Die engere Familie der Westgermanen (die anglo-friesisch-deutsche Gruppe) entwickelt eine neue Reihe Tiernamen und botanische Ausdrücke, Benennungen für zahlreiche Gerätschaften, die sich auf Ackerbau und Viehzucht sowie auf Jagd und Krieg beziehen, und vornehmlich eine Reihe Abstrakta. Während der indogermanischen Völkereinheit nur die Stammbegriffe (Substantiva): Feind, Mord, Haß, Hader, Sieg, Leumund, Name, Heim, Wunsch und Gnade angehören, tritt in der europäischen Einheit noch Angst, Qual, Harm, Sünde, Hohn, Lüge, Haft, Hort, Ruhe, Sitte, Wette, Wort, Jugend hinzu. Gemein-germanisch entwickeln sich die Namen: Alter, Raum, Ort, Höhe, Weile, Frist, Rast, Schlaf, Traum, Tod, Ziel, Streit, Sache (Rechtshandel), Kraft, Mut, List, Kunst, Furcht, Zorn, Wut, Zweifel, Wahn, Neid, Rüge, Buße, Zucht, Wille, Ehre, Macht, Friede, Gunst, Trost, Dank, Lob, Wahl, Minne, Eid, Sorge, Schande, Scham, Schade, Spott, Weise. Westgermanisch entstehen nun feste Begriffe von Recht und Gerechtigkeit sowie ihr Beiwerk: Fehde, Raub, Acht, Bann, Urteil, Ehe (-Gesetz), Pflicht, natürlich Schultheiß und Büttel; dann Glaube und Gebet, Tugend und Laster, Schuld und Reue.

Zu diesem Urstock sprachlichen Eigentums traten Entlehnungen, die Tanzer nun nach ihrer historischen Entwicklung verfolgt. Wenn auch die Herübernahme eines Fremdwortes bekanntlich nicht immer die bisherige Unbekanntschaft eines Volkes mit der Sache beweist, so bezeugen

die zahlreichen Lehnwörter aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung doch den tiefgreifenden Einfluß romanischer Kultur auf die germanische Welt, wie in den Pflanzen- und Tiernamen, besonders aber in der Baukunst, die sich nun aus ihren primitiven Anfängen erhebt, und in der Benennung von Einrichtungsstücken. Dazu treten die Bezeichnungen für den Weinbau, den die Germanen von den Römern kennen lernten, sowie die Wörter aus dem engen Handels- und Verkehrsverhältnisse, im ganzen vornehmlich Hauptwörter. Dazu kommen die durch die Kirche vermittelten Begriffe.

Im dritten Hauptabschnitt lernen wir nun den eigentlich deutschen Sprachschatz kennen, wie ihn die althochdeutsche Zeit entwickelt hat und wofür in den anderen germanischen Völkern die Entsprechungen fehlen oder doch nicht belegt sind. Es sind zahlreiche Wörter für Tiere und Pflanzen, Speisen, Werkzeuge, Stoffe (aus dem Bauwesen z. B. Laube, Gemach, Stiege, Stufe, Sims, Zinne, Gatter, Schwibbogen, Schlot, Gerüst). Dazu tritt nun eine große Anzahl von Begriffen, die durch den christlichen Kult aus dem lateinischen Wortschatz der Kirche heimisch wurden; damit eng verbunden die ersten Ausdrücke der Schule (Schule, Tafel, Tinte, Schrift, Schreiben, Silbe, Brief) und wiederum fremde Pflanzen und Steine. — In mittelhochdeutscher Zeit sehen wir bereits ein stark nuanciertes Kulturleben auch in den sprachlichen Neubildungen ausgeprägt. Allerdings leben viele Wörter heute nur noch in den Mundarten ein wenig beachtetes Dasein. So kennt man nun ein abgestuftes Geldwesen (Gulden, Kreuzer, Heller, Batzen, Rappen, Sterling), Krankheiten wie Aussatz, Bräune, Ruhr, Schnupfen und Schwindsucht, ja bald auch das Zipperlein. Die Entlehnungen dieser Zeit beziehen sich vorzüglich auf die französische Sprache, die wiederum vornehmlich in der höfischen Poesie der Ritter zum Ausdrucke kommen. Aus der Gelehrsamkeit der Mönche und aus der Kirchensprache geht manches Wort in die Umgangssprache über. Die Kreuzzüge und die vielfachen anderweitigen Berührungen der Deutschen des Mittelalters bringen romanische, und zwar besonders italienische und französische Wörter, daneben auch arabische (Ziffer), persische (Schach), auch schon slavische Einmischungen. — Auch die neuhochdeutsche Schriftsprache erzeugt selbst noch eine Reihe Neubildungen, meist schon Zusammensetzungen, da die alte Bildungskraft der Sprache erloschen ist; in Verben nur zahlreiche Iterative und Inchoativa. Das Niederdeutsche und Niederländische gibt nun eine beträchtliche Zahl Wörter (Bezeichnungen eigenartiger Erzeugnisse und Ausdrücke der Schiffersprache) an die hochdeutschen Vettern ab. Das meiste Fremde aber kommt aus der gelehrten Zeit des Humanismus; Schule und Beamtentum wetteifern in Herübernahme fremder, vornehmlich lateinischer und französischer Wörter. Im XVII. Jahrhundert wird der Einfluß des Französischen übermächtig, das Lateinische tritt ganz in den Hintergrund; daneben geht vom XV. bis XVII. Jahrhundert der Einfluß des Italienischen, neben dem das Spanische mit mehreren Entlehnungen vertreten ist.

So ist der Werdegang der deutschen Sprache zugleich ein klares Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung, und wollte man den Einzelheiten und der Geschichte oder Aufnahme mancher Worte nachgehen, würde dieses Licht noch heller werden. So beweist die trockene Arbeit der Etymologie ihre Daseinsberechtigung. Wenn ich zum Schlusse dem Wunsche Ausdruck gebe, daß die Zusammenstellungen Tausers nach Kluges Wörterbuch in der Schule ihre Verwertung finden und in der V. Klasse eine oder die andere Grammatikstunde dieser Sprach[illegible]
gewidmet sein möchten, so meine ich damit am eh[illegible]
sicht zu dienen. Leider liegt der Unterrich[illegible]
Grammatik der deutschen Sprache an der [illegible]
Argen. Es liegt dies an den unzulänglichen g[illegible]
die über die elementaren Bedürfnisse der Unt[illegible]

an dem Mangel an Zeit zur Behandlung bei den vielseitigen Anforderungen, die an den Deutschunterricht überhaupt gestellt werden, und zum Teil auch an der unsicheren Art, wie sich unsere Instruktionen über den Betrieb der Grammatik, soweit sie wissenschaftlichen Anstrich hat, aussprechen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Archäologische Kommission für die österreichischen Gymnasien.

(XX. Protokoll.)

Anwesend sind mehrere geladene Herren Universitäts-Professoren, Gymnasial-Direktoren und -Professoren.

Der Vorsitzende, Landesschul-Inspektor Dr. A. Scheindler, begrüßt die erschienenen Herren und weist darauf hin, daß seit der letzten Sitzung ein längerer Zeitraum verstrichen sei; es sei aber von keiner Seite ein Antrag auf Abhaltung einer Sitzung eingebracht worden, noch sei sonst irgend eine einigermaßen wichtigere Frage aufgetaucht, die es hätte rechtfertigen können, die Kommission zusammen zu berufen.

Mehrere Zuschriften um Vermittlung des Münzkästchens habe er selbst beantwortet und die Bestellung durch Herrn Sturm effektuieren lassen. Es werde vielleicht interessieren zu hören, daß er unlängst eine englische Zuschrift aus Mexiko erhalten habe um Auskunft über die Anschaffungskosten des Münzkästchens, die er natürlich sofort beantwortet habe.

Über den Stand der archäologischen Anschauungsmittel könne er, soweit seine persönliche Erfahrung reiche, also vornehmlich mit Rücksicht auf die Anstalten in Niederösterreich, in denen er amtlich verkehre, berichten, daß solche in reichem, manchmal vielleicht schon überreichem Maße vorhanden seien. Besonders hervorzuheben sei unter anderen auch die Sammlung des Gymnasiums in Kalksburg, welche Anstalt dank der zielbewußten und sachverständigen Tätigkeit des Herrn Direktors P. Johann Wimmer ein sehenswürdiges, auch an Originalen reiches archäologisches Kabinett besitze. An Anschauungsmitteln also herrsche sicher kein Mangel; eine Vermehrung sei gegenwärtig weniger nötig, als vielmehr die Frage ihrer methodischen Verwertung im Unterrichte einer gedeihlichen Lösung zuzuführen.

Außerdem müsse gegenwärtig die Sorge dahin gehen, das Vorhandene strenger zu sichten und das Mangelhafte zu verbessern und zu ergänzen. In dieser Richtung sei er unlängst dafür eingetreten, die Wiener Mittelschulen mit der Urania in bessern Kontakt zu bringen, und er könne berichten, daß in einer Versammlung von Direktoren der Wiener Mittelschulen in der Wiener Urania der Wunsch ausgesprochen worden sei, es möge in der Urania eine Zentralstelle geschaffen werden, aus der Wiener Anstalten Diapositive entlehnen könnten.

Wichtige Anregungen in Bezug auf das vorhandene Anschauungsmateriale sowohl, als in der Frage ihrer Verwertung im Unterrichte hätten besonders die zu Weihnachten 1905 in Wien abgehaltenen Universitätskurse gegeben, bei welchen Herr Prof. Dr. E. Reisch die wichtigsten vorhandenen Anschauungsmittel für den Unterricht an Gymnasien besprochen und einzelne Grundsätze für die Benützung derselben angegeben habe.

Ein weiterer Schritt nach vorwärts in der Frage der organischen Eingli[illegible] der Anschauungsmittel in den sprachlichen und Geschichtsunt[illegible] in Vorbereitung. Bisher könnten diese Anschauungsm[illegible] nur auf kurze Zeit vorgeführt werden; [illegible]en, den Schülern wie im geo-

graphischen Unterricht den Atlas, so im sprachlichen und historischen Unterrichte den Bilderatlas als Unterstützung der Arbeit in der Schule und zu öfterem und eingehenderem Betrachten in die Hand zu geben.

Zur Verwirklichung dieses Gedankens hätten sich Herr Gymnasialprofessor Dr. Hugo Mužik und Dr. Franz Perschinka schon seit längerer Zeit zusammengetan, um ein solches Hilfsmittel für die österreichischen Gymnasien und Mittelschulen überhaupt zusammenzustellen. Es dürfte gewiß den beiden Herren willkommen sein, hier in diesem Kreise die Grundgedanken, von denen sie sich bei ihrer Arbeit leiten ließen, darzulegen und es könnte vielleicht aus einer Diskussion manche Förderung für dieses schöne Unternehmen erwachsen. Darum habe er die heutige Sitzung einberufen und er bitte nunmehr die beiden Herren, ihre Referate zu erstatten. Zunächst ergreift Prof. Dr. Mužik das Wort.

Redner erbittet sich Förderung seines Unternehmens durch Rat und Tat, bespricht kurz die Notwendigkeit des Anschauungsunterrichtes und begründet durch die Hervorhebung der Mängel, die den bisher erschienenen Anschauungsmitteln anhaften, daß es wünschenswert sei, einen neuen Anschauungsbehelf zu schaffen, der für die Schüler zum Gebrauch während des Unterrichtes und zur Unterstützung ihres häuslichen Studiums geeignet wäre. Ein solcher Behelf hätte zu umfassen, was der Schüler notwendig brauche, um sich das Verständnis der einzelnen Zweige der Altertumswissenschaften voll zu erschließen, aber auch das Schöne, die Werke der Kunst. Das Buch werde die Form eines Atlasses erhalten; als Einleitung werde ein knapper, erläuternder Text zu den Abbildungen gegeben werden, die Bildertafeln sollen nach der gewöhnlichen Einteilung der Antiquitäten angeordnet sein; ein Verzeichnis der Bilderquellen, ein deutsches, lateinisches und griechisches Register würde den Schluß bilden.

Hierauf bespricht Prof. Dr. Perschinka im Anschluß an diese Ausführungen in zwangloser Reihenfolge einige Grundsätze, die sich mehr auf die Arbeitsmethode beziehen: Bei der Sammlung des Materiales sei vor allem durch die Durchforschung der Schulautoren und der Lehrbücher der alten Geschichte das Bedürfnis der Schule umgrenzt worden; man dürfe aber dabei nicht stehen bleiben, sondern müsse in den einzelnen Gruppen eine Systematik wenigstens in elementarer Form und Vollständigkeit anstreben. Was die Auswahl der Bilder betreffe, so werde man möglichst anschauliche zu bringen trachten, z. B. Geräte und Waffen nicht in Einzelobjekten, sondern im Gebrauche, antike Stätten außer im Ruinenzustande auch in guten Rekonstruktionen, weil nur diese der Fassungsgabe des Durchschnittsschülers angemessen seien. Bezüglich der technischen Seite des Buches werde man bestrebt sein, möglichst schöne Bilder zu bringen und die antike Polychromie wenigstens in einigen typischen Beispielen vorzuführen. Zur Erhöhung der Brauchbarkeit des Atlasses solle ein orientierender Text, der die Bilder systematisch in Gruppen zusammenfaßt, den Tafeln vorangehen und diesen ein Vokabelindex über die abgebildeten Objekte angeschlossen werden.

In der sich anschließenden lebhaften und eingehenden Debatte, an der sich außer den Referenten Dir. Dr. A. Polaschek, Univ.-Prof. Dr. E. Reisch, Gymn.-Prof. Dr. A. Haberda, der Vorsitzende, Dir. Dr. J. Kukutsch, Univ.-Prof. Dr. W. Kubitschek und Dir. Dr. V. Thumser beteiligen, begrüßen zunächst alle Herren dieses Unternehmen. Wünsche und Anregungen bezüglich der Zahl und Anordnung der Bilder sowie bezüglich der Frage, ob ein Text als Einleitung zweckdienlich sei, werden eingehend erörtert. Von allen Rednern aber wird nachdrücklich darauf hingewiesen, daß durch dieses Hilfsmittel den Schülern nicht eine neue Art häuslicher Präparation zugemutet werden dürfe. Die beiden Herren Referenten ergreifen wiederholt das Wort zu Aufklärungen und Entgegnungen.

Der Vorsitzende dankt zunächst den Herren für die gebotenen Anregungen und schließt nach einigen herzlichen Dankesworten an alle Herren, besonders an die Herren Referenten und die Herren, die zur Debatte beigesteuert hatten, endlich an den Hausherrn, Univ.-Prof. Dr. E. Reisch, die Sitzung.

(XXI. Protokoll.)

Der **Vorsitzende** begrüßt die zahlreich erschienenen Herren Univ.-Professoren, Gymn.-Direktoren und -Professoren und teilt die Veranlassung zu der Sitzung mit; es sei nachstehender Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht an ihn gelangt:

„Da sich das Bedürfnis ergeben hat, das Verzeichnis der Gipsabgüsse des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie einer Revision zu unterziehen, ersuche ich die Kommission, sich gutächtlich darüber zu äußern, welche von den im Verzeichnis angeführten Abgüssen als für den archäologischen Unterricht minder geeignet, eventuell auszuscheiden wären, ob nicht des weiteren mit Rücksicht auf diesen Unterricht ein Bedürfnis nach neuen Abgüssen besteht und welche Objekte allenfalls hiebei in Betracht kämen. Von dem genannten Verzeichnis folgen im Anschluß 3 Exemplare mit."

Er habe, um dem Wunsche des Ministeriums nachzukommen, die Herren Gymn.-Professoren Dr. F. **Perschinka** und Dr. R. **Weißhäupl** eingeladen, ein Referat hierüber auszuarbeiten; er bittet die Versammlung, zunächst diese Referate entgegenzunehmen. Hierauf erhält Gymn.-Prof. Dr. F. **Perschinka** das Wort.

Der Ref. bespricht die Form des Kataloges, der, wie alle Kataloge ähnlicher Art, viele Gegenstände mit so allgemein gehaltenen Bezeichnungen anführe, daß eine Identifizierung geradezu unmöglich sei. Es sei doch endlich an der Zeit, daß man alle derartigen Kataloge durch unzweideutige, genaue Bezeichnung der Originale brauchbar mache. Indem er sich dann dem ersten Teile der ministeriellen Aufforderngе zuwendet, erklärt er, sich zur Ausscheidung irgend eines der Objekte nicht berechtigt zu fühlen, da ja der Katalog nicht nur Schulzwecken diene und manches, was der klassische Unterricht nicht brauche, immerhin irgend einem anderen Interessenten von Wert sein könne. Indem also der Ref. ein Mandat nach dieser negativen Seite hin ablehnt und von Vorschlägen zur Ausscheidung von Reproduktionen absieht, zählt er die im Kataloge aufgeführten Objekte auf, welche überhaupt für Schulzwecke (Unterricht und Wandschmuck) in Betracht kommen können.

Hierauf referiert Gymn.-Prof. Dr. R. **Weißhäupl**: Nach dem Wunsche des Unterrichtsministeriums sollen die Gipsabgüsse angegeben werden, die wegen ihrer Verwendbarkeit in der Schule in den Katalog des Österr. Museums außer den bereits dort angeführten als verkäuflich aufgenommen werden könnten. Hiefür müssen einerseits **Zwecke des Unterrichtes** maßgebend sein, wenngleich man sich nicht verhehlen kann, daß praktische Gründe, wie Größe, Schwere und Zerbrechlichkeit der Objekte, deren ausgedehnter Heranziehung zum Unterrichte an Mittelschulen hindernd im Wege stehen. Diese Bedenken verschwinden, wenn die Gipsabgüsse als **Wandschmuck** verwendet werden. Natürlich ist damit auch didaktische Verwertung leicht zu verbinden, wenn nur die Schüler auch die Möglichkeit haben, die Gegenstände öfter und eingehend zu besichtigen.

Mit Rücksicht auf diese beiden Zwecke glaubten wir, bei Ergänzung des Kataloges folgende Gesichtspunkte festhalten zu müssen:

1. Die Objekte müssen **schön** sein. Für die archaische Kunst hat der Schüler kein Verständnis; Kunstunterricht aber ist in der Mittelschule nicht zu treiben.

2. Sie dürfen **nicht fragmentiert** sein; von der Phantasie des Schülers eine Ergänzung zu verlangen, geht aus verschiedehen Grün[illegible] nicht an.

3. Sie müssen wenigstens einigermaßen **in Beziehung zu** [illegible] **Lehrstoff der Mittelschule** stehen.

4. Sie dürfen eine **gewisse Größe** nicht [illegible] besonderes Gewicht ist daher auf Büsten [illegible]

Durch letztere lernt zumal der Schüler von Landanstalten Werke, von denen er vielleicht öfter gelesen oder gehört hat, wenigstens gegenständlich kennen.

Wir schlagen demnach folgende Gipsabgüsse zur Aufnahme in den Katalog vor, indem wir damit zugleich inhaltliche Gruppen von Vorhandenem zu ergänzen suchen:

I. Götter und Heroen: Athene, Varvakeion-Statuette; Minerva Giustiniani, reduziert; Diana von Versailles, red.; Nike des Paionios, red.; Herakles Farnese, red.; Hephaistos-Büste (Odysseus) des Vatikan; Juno Ludovisi, Büste; Mithras-Relief, borghesisches, des Louvre (dieses zumal für österreichische Anstalten von Wert); Laokoongruppe, reduziert; Orpheus und Eurydike, Relief.

II. Porträts: Sophokles im Lateran, red.; Augustus von Prima Porta, red.; Perikles im Vatikan, Büste; Sokrates der Villa Albani, Büste; Platon im Vatikan, Büste; Demosthenes im Vatikan, Büste; Jul. Caesar, Louvre, Büste; Marc Aurel, Büste von der kapitolinischen Reiterstatue.

III. Tempelteile: Parthenon-Fries, reduziert; beide Giebel vom Zeustempel in Olympia, ergänzt und reduziert; Atlas-Metope von Selinunt, etwa reduziert in einem Ausschnitte der Tempelfront.

IV. Sonstiges: Sterbender Gallier vom Kapitol, reduziert; Diskobol Myrons, red.; Grabstele des Aristion; Grabstele der Hegeso.

Nach diesen Referenten ergreift Univ.-Prof. Dr. E. Reisch das Wort und erklärt sich entschieden gegen die Empfehlung der Reduktionen. Eine Statue in Originalgröße — wie z. B. der Sophokles — wirke doch anders als die puppenhaft aussehenden Reduktionen. Eine solche Statue in Originalgröße sollte jede Anstalt erwerben, welche über die nötigen Geldmittel verfügt. Reduktionen aber seien bloß da zu empfehlen, wo das Gegenständliche zunächst in Betracht käme, z. B. die Laokoongruppe, ebensowenig sei gegen kleinere, als Modelle verfertigte Gipsfiguren etwas einzuwenden. Sonst aber seien Photographien den Reduktionen vorzuziehen.

Es entwickelt sich hierauf eine lebhafte Debatte.

Die Mehrzahl der Anwesenden stimmt der Anschauung des Univ.-Prof. Dr. E. Reisch bei und die Abstimmung ergibt eine überwiegende Mehrheit für die Ablehnung der Reduktionen, außer bei Plastiken, die gegenständliches Interesse haben. Ferner erörtert Univ.-Prof. Dr. Reisch die Notwendigkeit, die Objekte selbst zu besichtigen, ehe ein Urteil über ihre Eignung für den archäologischen Unterricht an den Gymnasien abgegeben würde. Endlich machte er auf die großen Kosten aufmerksam, die eine Neuanfertigung aller jener Objekte seitens des Österreichischen Museums mit sich brächte, deren Aufnahme in den Kalalog beantragt wird.

Auf Grund dieser Anregungen macht der Vorsitzende den Vorschlag, es möge im Sinne des verlesenen Erlasses diese Durchsicht vorgenommen worden und in der nächsten Sitzung darüber ein Referat erstattet werden.

Der Schriftführer teilt hierauf mit, es habe Herr Gymn.-Prof. E. Sewera (Linz) die Anregung gegeben, es möchten einige in Dörpfelds „Troja und Ilion“ veröffentlichten Photographien und Pläne — besonders der Durchschnitt des Hügels — im Format von 86 : 57 *cm* vergrößert werden.

Diese Anregung findet allgemein Beifall und Univ.-Prof. Dr. Adolf Wilhelm erklärt sich bereit, in Athen anzufragen, ob das deutsche Archäologische Institut diesem Wunsche Rechnung tragen wolle.

Dir. Dr. V. Thumser macht darauf aufmerksam, daß die in den Schulen gebrauchten Gipsabgüsse mit einem Anstrich versehen werden sollten, der das grelle Weiß der Abgüsse verdecke.

Hierauf legt Prof. Dr. G. Heidrich folgende Programmabhandlungen aus den Jahren 1900—1905 vor: H. Mužik, Ein archäologischer Schulatlas. Elisabeth-Gymn. in Wien 1904. — Fr. [illegible] alten Rom. Begleitworte zu einer Reihe von Proj[illegible]

der Theres. Akademie in Wien 1900. — Fr. Prix, Athen. Begleitworte zu einer Reihe von Projektionsbildern. Ebenda 1905. — J. Oehler, Österreichische Forschungen in Kleinasien. Maximilians-Gymn. in Wien 1904. — Fr. Lehner, Homerische Göttergestalten in der antiken Plastik. Staats-Gymn. in Linz 1902 und 1904. — H. Gutscher, Istrien und Dalmatien im klassischen Unterricht. II. Staats-Gymn. in Graz 1904. — Falbrecht und Sommer, Über den Unterricht in der bildenden Kunst an Gymnasien. Gymn. in Freistadt 1903 und 1904. — E. Hanslik, Gedanken über die ästhetische Erziehung an österreichischen Gymnasien. Gymn. in Bielitz 1905. — Joh. Gallina, Die wichtigsten Antiken von Venedig und Florenz-Gymn. in Mähr.-Trübau 1902. — Fr. Stourač, Ein Ausflug nach Carnuntum. Deutsches Staats-Gymn. in Olmütz 1903. — L. Adamek, Eine Reise durch Sizilien. Staatsmittelschule in Reichenberg 1900. — V. Mattel, Eine Reise nach den Kykladen. II. deutsches Staats-Gymn. in Brünn 1903. — R. Wurzer, Reisebilder aus Italien. I. Staats-Gymn. in Czernowitz 1904 und 1905. — F. Podhorsky, Reisebilder aus Italien und Griechenland. Gymn. in Pola 1902.

Dir. Dr. A. Polaschek empfiehlt die von der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz herausgegebenen zwei Mappen mit 100 Bromsilber-Photographien von Athen (Gebäude, Skulpturen usw.) im Format von 19 : 24$^1/_2$ *cm* zum Preise von 48 *K*.

Im Anschluß daran verweist der Schriftführer auf die neue Bromsilber-Photographie des Kolosseums derselben Gesellschaft im Format von 100 : 160 *cm* zum Preise von 36 *K*.

Schließlich legt noch der Schriftführer das Werk von Adolf Michaelis vor: Die archäologischen Entdeckungen des XIX. Jahrhunderts (Seemann, Leipzig 1906), dessen Anschaffung den Lehrerbibliotheken besonders zu empfehlen sei.

Mit dem Danke an die Mitglieder der Kommission, vor allem an die Herren Referenten und an Prof. Dr. E. Reisch, schließt der Vorsitzende die Sitzung.

(XXII. Protokoll.)

Der Vorsitzende, Landesschulinspektor Dr. A. Scheindler, begrüßt die erschienenen Herren und teilt mit, daß in einer Zuschrift des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 6. Juni 1906 *ad* 4993/1906 das Gutachten betreffend die Revision des Verzeichnisses der Gipsabgüsse des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie urgiert werde und leitet die Verhandlung mit einem kurzen Rückblick auf die Beschlüsse der letzten Sitzung der Kommission ein; es sei damals der Beschluß gefaßt worden, „ein Urteil darüber abzugeben, ob die vorhandenen Gipsabgüsse des Österreichischen Museums für die Zwecke des Unterrichtes ausreichten, und zu diesem Behufe die Objekte selbst einer Besichtigung zu unterziehen. Auf Veranlassung des Herrn Univ.-Prof. Dr. E. Reisch habe Herr Dr. Julius Bankó mit Herrn Dr. Sitte diese Aufgabe übernommen. Er ersucht Herrn Dr. Bankó, das Ergebnis dieser Besichtigung bekannt zu geben.

Dr. Julius Bankó teilt hierauf mit, daß die im Österreichischen Museum gegenwärtig vorhandenen Gipsabgüsse größtenteils gut seien. Die kleinen Reduktionen seien allerdings nicht ganz zweckentsprechend. Hierauf verliest der Redner eine Liste dieser von ihm genau besichtigten Gipsabgüsse, aus welcher hierauf nach kurzer Debatte, an der sich besonders Univ.-Prof. Dr. E. Reisch und der Vorsitzende beteiligen, folgende Auswahl getroffen wird:

Laokoon (Reduktion), Hermes d. Praxiteles (Büste), Aphrodite von Melos (Büste), Homerbüste (Neapel), Apollo vom Belvedere (Büste und Kopf in Orig.-Größe), Brunnscher-Kopf (München; in der alten Neigung), Niobe (Florenz-Kopf), Fauno colla macchia, sog. Menelaos (Vatikan-Ajax) [Büste] [illegible] Büste der Kapit. Venus, Büste und Maske

des Zeus von Otricoli, Artemis von Tralleis, Medusa Rondanini, Hekataion aus Prag in Wien, Große Herkulanenserin (Reduktion), Hoplitenhelm (nach einem Original in der k. k. Antikensammlung Wien), Einige Tanagræerinnen, Hoplit (modelliert von Lange), Silenmaske aus Cilli, Gemma Augustea (Wien, k. k. Antikensammlung).

Der Vorsitzende resumiert das bisherige Ergebnis der Beratungen dahin, es sei Ansicht der Kommission, von Reduktionen bloß diejenigen als für den Unterricht geeignet zu bezeichnen, die ein rein gegenständliches Interesse erweckten, z. B. Laokoon, die Herkulanenserin sowie der Hoplit, der als Modell unter einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten sei; ferner habe die Kommission beschlossen, von jenen 39 tatsächlich augenblicklich vorhandenen und nach ihrer Brauchbarkeit für den Gymnasialunterricht (Unterricht und Wandschmuck) untersuchten Objekten 16 Objekte auszuscheiden, resp. deren Ausscheidung aus dem Kataloge beim Ministerium in Antrag zu bringen und nur 23 oben genannte Objekte zur Aufnahme in den neuen Katalog zu empfehlen. Die Kommission habe aber nach dem Erlasse auch darüber zu beraten, ob 1. das Bedürfnis nach neuen Abgüssen besteht und 2. welche Objekte in Betracht kommen.

Auf Grund der Darlegungen des Herrn Univ.-Prof. Dr. Reisch sei es nun nötig, nochmals auf die Sache zurückzukommen. Er ersucht Herrn Prof. Dr. Weißhäupel sich nunmehr darüber zu äußern.

Hierauf macht Gymn.-Prof. Dr. R. Weißhäupel Vorschläge für Besorgung neuer Gipsabgüsse, wobei er darauf hinweist, daß ihn bei der Auswahl die Rücksicht darauf leitete, ob die betreffenden Objekte im Unterrichte oder als Wandschmuck verwendbar seien.

Die Vorschläge werden eingehend geprüft.

Hierauf wird folgende Auswahl getroffen.

I. Götter und Heroen; 1. Demeter von Knidos, Kopf; 2. Hephaistos im Vatikan, Kopf; 3. Mithras-Relief im Louvre (borghesisches); 4. Orpheus und Eurydike, Relief; 5. Parthenonfries, Restauration in Gips, reduziert.

II. Porträts: 6. Perikles im Vatikan, Büste; 7. Sophokles im Lateran, Statue und Büste; 8. Sokrates in Villa Albani, Büste; 9. Platon im Vatikan, Büste; 10. Demosthenes im Vatikan, Büste; 11. Julius Caesar in Neapel, Büste; 12. Augustus von Prima Porta, Statue und Büste; 13. Trajan, Büste.

III. Genre: Diskobol des Myron, reduziert.

Prof. Dr. E. Reisch legt dar, es sei dem Ministerium mitzuteilen, daß es sich nicht empfehlen würde, wenn für alle diese Stücke neue Formen hergestellt würden. Wünschenswert jedoch sei es, daß die genannten Abgüsse im Museum zu einem möglichst billigen Preise käuflich seien. Auch müsse betont werden, daß es sich bei diesen Vorschlägen nicht um ein vollständiges Verzeichnis handle, sondern daß die Kommission bloß auf die wichtigsten Stücke aufmerksam machen wolle. Der Vorsitzende sagt zu, auf alle diese Momente in dem Gutachten an das Ministerium hinweisen zu wollen, und schließt die Beratung über das dem Ministerium zu erstattende Gutachten.

Gymn.-Prof. Dr. Johann Öhler legt hierauf eine von Gymn.-Prof. Leopold Schauer hergestellte Wandtafel vor (Dorischer Tempel, Grundriß, Gesamtansicht, Gebälk), die allgemeinen Beifall findet. Es wird der Wunsch ausgesprochen, es möchte der Künstler diese Tafel für den Unterricht dadurch noch verwendbarer gestalten, daß er das auf dieser Tafel Gebotene auf mehrere Tafeln verteilt.

Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

Wien. Feodor Hoppe.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Des Simonides Siegeslied auf Skopas in Platons Protagoras.

Obwohl das simonideische Gedicht in Platons Protagoras beinahe 140 Jahre lang (seit Heyne, *Opuscc.* I [1764], p. 140) nach allen Richtungen aufs eifrigste durchforscht worden war, so durfte doch v. Wilamowitz noch 1898 sagen, daß zum vollen Verständnis mehr als ein Schritt fehle. Übereinstimmung ist gleichwohl zum größten Teile erzielt in der Frage der Auslösung des dichterischen Wortlautes aus dem Texte des Platon: bei Bergk-Crusius lesen wir ihn bis auf Unwesentliches gleichlautend mit Wilamowitz Gött. Nachr. 1898, S. 209. Michelangelis Bemühungen, dem A. Taccone (*Antologia della Melica Greca,* 1904) folgt, dürfen wir überschlagen (Sitzler, Bursian 1900, S. 127).

Zu großem Danke hat uns Wilamowitz dadurch verpflichtet, daß er uns gelehrt hat, worin das Gutsein, die *ἀρετά*, unseres *ἀνὴρ ἀγαθός* besteht. Es ist keine ethische Potenz, sondern das, was wir irdische Güter nennen: Glück und Gedeihen, Ruhm, äußerer Glanz, Macht. *Ἀρετὴ* und *ὄλβος* erflehen die Sänger der homerischen Hymnen: daß ihr Lied den Preis erringe und ihnen zu Reichtum verhelfe. Unser *ἀνὴρ ἀγαθὸς* ist eine Spielart desjenigen, den wir im politischen Sinne aus Theognis und Solon sehr wohl kennen.

Aber Wilamowitz hat es leider unterlassen, diesen fruchtbaren Gedanken zu einem einheitlichen Erklärungsprinzip der zwei ersten Strophen unseres Gedichtes auszugestalten. Wenn Simonides den Ausspruch des Pittakos *χαλεπὸν ἐσθλὸν ἔμμεναι* mit dem Einwand bekämpft *θεὸς ἂν μόνος τοῦτ' ἔχοι γέρας*, so kann, da bei einem Gotte von *ἀρετὰ* in dem von Wilamowitz angegebenen irdischen Sinne nicht die Rede sein kann, jenes *ἐσθλὸς* nur in ethischem Sinne verstanden werden. Dazu paßt aber das folgende *ἄνδρα δ' οὐκ ἔστι μὴ οὐ κακὸν ἔμμεναι, ὃν ἂν ἀμήχανος*

συμφορὰ καθέλῃ nicht. Denn der Mensch muß ja nicht notwendig ethisch schlecht werden, wenn ihn Mißgeschick trifft: Eur. Hek. 591 *ὁ δ' ἐσθλὸς ἐσθλός, οὐδὲ συμφορᾶς ὕπο φύσιν διέφθειρ', ἀλλὰ χρηστός ἐστ' ἀεί,* in offenkundiger Polemik zu unserer Stelle. Erst wenn es gelingt, auch den Gott in den Bannkreis einer irdischen *ἀρετὰ* zu zwingen, ist eine einheitliche Erklärung gefunden.

Nun ist unser Enkomion bekanntlich durch Erfolge des Skopas in Kampfspielen veranlaßt: Theocr. Id. XVI 34 ff. Und über das ganze Gedicht sind Gemeinplätze und Redewendungen der Epinikiensprache verstreut. Die Sieger in den Nationalspielen heißen bei Pindar kurzweg *ἀγαθοὶ* oder *ἐσθλοί*: Is. VII 26, III 7, der Sieg heißt *ἀρετά*: Pind. Ol. VII 89, Is. IV 17, Py. V 98, Bakchyl. I 180, III 90, IX 13. Die *χεῖρες* und *πόδες* V. 2 sind ein deutlicher Fingerzeig. Auch *νόῳ* bleibt in diesem Rahmen: zum Siege gehört genaues Verstehen der Kampfesart, das von den bei Pindar oft erwähnten Alipten gelehrt wird. Weiter heißt *συμφορὰ* (V. 6) 'Niederlage' im Agon: Pind. Py. VIII 87 *συμφορᾷ δεδαϊγμένοι* (dazu Schol: *τῇ τῆς ἥττης συμφορᾷ δακνόμενοι*) und Bakchyl. XIII 2. Daß *καθέλῃ* ein Ausdruck der Agonistik ist, zeigt Plat. Prot. p. 343 c *εἰ καθέλοι τοῦτο τὸ ῥῆμα ὥσπερ εὐδοκιμοῦντα ἀθλητήν*. Ein Heer sind die Stellen, an denen *εὖ πράττειν* (V. 7), *καλῶς ἔρδειν, εὖ πάσχειν, εὐτυχεῖν,* ferner *ἔργον καλόν, εὐτυχία, εὐπραγία* vom agonistischen Siege gebraucht ist: Pind. Ol. IV 4, XI 4; Py. I 99, IX 89; Is. IV 13; Ol. VII 81; Is. III 1; Ol. VI 81; Ne. I 10; Py. VII 18; Ol. VIII 14; Bakch. III 94, XII 207, 65, VIII 82. Endlich, daß der Sieg im Agon ein Geschenk der Götterhuld ist (V. 9), ist ein so bekannter Gedanke, daß wir uns begnügen eine Stelle für viele auszuschreiben: Bakch. IV 18 *τί φέρτερον ἢ θεοῖσιν φίλον ἐόντα παντοδαπῶν λαγχάνειν ἄπο μοῖραν ἀέθλων.* Wir sehen also, die Rede des Simonides bewegt sich in lauter allgemeinen Ausdrücken und Sentenzen, die aber alle die Agonistik zur Folie haben. Um jeden Zweifel zu bannen, verweisen wir auf den Eingang des 13. Epinikions des Bakchylides, wo ganz dasselbe der Fall ist: *εὖ μὲν εἱμάρθαι παρὰ δαίμονος ἀνθρώποις ἄριστον· συμφορὰ δ' ἐσθλὸν ἀμαλδύνει βαρύτλατος μολοῦσα· λαμπρὸν δὲ καὶ ὑψιφανῆ τεύχει κατορθωθεῖσα.*

Bevor wir nun aus diesen Aufstellungen unsere Schlüsse ziehen, müssen wir der Kardinalfrage näher treten, ob es einen Unterschied der Bedeutung gibt zwischen *ἀγαθὸν γενέσθαι* V. 1 und *ἐσθλὸν ἔμμεναι* V. 4. Wilamowitz findet keinen: niemand, sagt er, hört im einfachen Griechisch einen Gegensatz zwischen *γενέσθαι* und *εἶναι ἀγαθὸν* heraus. Das tut bekanntlich auch Protagoras nicht. Aber während dieser frohlockt, dem Simonides einen Widerspruch nachgewiesen zu haben, macht ihm Wilamowitz — da doch ein solcher Widerspruch undenkbar ist — zum Vorwurfe, daß er (und Sokrates und alle modernen Philologen) die Konstruktion der

Worte *οὐδέ μοι ἐμμελέως τὸ Πιττάκειον νέμεται καίπερ σοφοῦ παρὰ φωτὸς εἰρημένον* gar nicht verstanden habe. Er statuiert eine neue, die jedoch sprachlich[1]) und logisch unmöglich ist: man lese bei Wilamowitz selbst nach, um sich davon sofort zu überzeugen. Am stärksten aber spricht gegen Wilamowitz folgendes. Simonides bekämpft den Ausspruch des Pittakos, daß es schwer sei, gut zu sein, damit, daß er sagt, nicht schwer ist es, sondern unmöglich, nur ein Gott kann es. Damit ist also überhaupt bestritten, daß ein Mensch gut sein kann. Wie durfte aber dann der Dichter V. 7 sagen, daß jedermann gut ist, wenn ihm nur das Glück zur Seite steht? Der Angriffspunkt der Polemik ist somit nicht das *ἀγαθὸν* (oder *ἐσθλὸν*), sondern dessen begleitende Umstände. Und diese sucht nun Sokrates in der Zeit. Er unterscheidet eine dreifache: den momentanen Aorist (*γενέσθαι*), das dauernde Präsens (*ἔμμεναι*) und dazwischen eine möglichst lange Zeit (*ἐπὶ πλεῖστον* V. 9, vgl. dazu p. 344 *b* *ἐπὶ χρόνον τινά*).

Eine solche Unterscheidung von *γενέσθαι* und *ἔμμεναι* nennt nun Wilamowitz eine Haarspalterei. Gewiß, das ist sie: man kann unbedenklich behaupten, daß Pittakos das, was er meinte, ebenso gut mit *χαλεπὸν ἐσθλὸν γενέσθαι* hätte ausdrücken können. Anders aber steht es bei Simonides. Dieser hatte im Sinne zu sagen, es sei schwer, sich als *ἀνὴρ ἀγαθὸς* zu erweisen, die Probe auf den *ἀνὴρ ἀγαθὸς* zu bestehen, als solcher aus dem Agon hervorzugehen, d. i. den Sieg zu erringen. Das konnte er nicht mit *ἀγαθὸν ἔμμεναι* ausdrücken, sondern nur mit *ἀγαθὸν γενέσθαι*. Dieses sein *γενέσθαι* nun bringt er in Gegensatz zum *ἔμμεναι* des Pittakos, den er also sagen läßt, es sei schwer, dauernd siegreich zu sein, unbesiegbar zu bleiben. Jene sprachliche Erkenntnis aber kam ihm sehr gelegen, denn sie bot ihm den Anlaß, mit Pittakos anzubinden.

Es ist nun freilich eitel Sophistik, den Ausspruch eines berühmten Weisen deshalb zu bekämpfen, weil er für einen besonderen Fall nicht paßt. Aber — und das ist Wilamowitz entgangen

---

[1]) Wenn *νέμειν* (= *νομίζειν*) ein bloßes Objekt bei sich hat, so behält das Etymon des Wortes seine Bedeutungskraft stets bei. Man kann also sagen *θεοὺς νομίζειν* 'die Götter dem Brauche gemäß als solche anerkennen', aber man kann nicht sagen *τὸν σὸν λόγον νομίζω* 'ich anerkenne dein Wort' und daher auch nicht *νέμω τὸ Πιττάκειον*, eben weil ein Ausspruch kein Brauch, keine Sitte ist. Wenn dagegen von *νομίζω* ein *acc. c. inf.* oder ein prädikatives Partizip abhängt, dann heißt es bloß 'ich glaube, halte dafür'. Die Richtigkeit dieser Wahrnehmung kann man am besten aus Thuk. VII 88 ersehen: *νομίσωμεν ἅμα μὲν νομιμώτατον εἶναι, ἅμα δὲ ἐχθροὺς ἀμύνασθαι ἐγγενησόμενον ἡμῖν*. Andere Belege braucht man nicht weit zu suchen, man vergleiche auch z. B. das lat. *duco* und *ἄγω* (Xen. Ages. 11, 6). Also können [illegible] Worte *οὐδέ μοι* (= *ὑπ' ἐμοῦ*) *νομίζεται τὸ Π. ἐμμελέως* (= *ὀρθῶς*; [illegible] Legg. 757 *a* *ὀρθῶς εἴρηται καὶ ἐμμελέως*) *εἰρημένον* unzweifelba[illegible] deuten: 'und nicht wird von mir der Anspruch des P. für richtig geh[illegible]

— es soll auch Sophistik sein und Simonides ist Sophist. Längst ist es nämlich unseren Literarhistorikern nicht entgangen, daß Simonides mit den Sophisten manchen Berührungspunkt aufweist. Wenn man *fr.* 4 *Bgk*[4] V. 2 f. liest: *εὔκλεὴς μὲν ἁ τύχα, καλὸς δ' ὁ πότμος, βωμὸς δ' ὁ τάφος, πρὸ γόων δὲ μνᾶστις, ὁ δ' οἶκτος ἔπαινος*, so ist es einem, als hörte man den Prodikos von Keos, den Meister *ἐν διαιρέσει τῶν ὀνομάτων τε καὶ ῥημάτων*, bei Platon perorieren. Und an Simonides preist die *ἐκλογὴ τῶν ὀνομάτων, τῆς συνθέσεως τὴν ἀκρίβειαν* Ps.-Dion. Hal. *ἀρχαίων κρίσις* II 6 (Schneidewin, *Sim. Cei carmm. rell.* p. XXXVIII). Besonders aber liebten es bekanntlich die Sophisten, durch die Kritik, die sie an Dichtertexten übten, zu verblüffen und sich so als *σοφῶν σοφώτεροι* aufzuspielen. Und ein Kraftstück dieser Kunst ist uns in *fr.* 57 erhalten. Der weise Kleobulos von Lindos hatte gesagt, daß der Ruhmessäule nicht Wind noch Wetter etwas anhaben kann. Was?, sagt Simonides, alles ist Gott untertan, eine Säule aber kann selbst Menschenhand zerbrechen — *μωροῦ φωτὸς ἅδε βουλά!* Aber wer denkt an boshafte Beschädigung? Der Grübler, der Sophist.

Was aber Platon anlangt, so läßt er hier, um einen von Gomperz, Griech. Denker I 340 gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, „in seinem überschäumenden Jugendmute geradezu Raketen seines Witzes und seiner Ironie aufsteigen". Der große Sophist Protagoras setzt sich aufs hohe Roß, um dem glorreichen Simonides eins zu versetzen. Dasselbe hatte Simonides mit dem glorreichen Pittakos getan. Schon das ist ergötzlich, zu sehen, wie ein Sophist auf den anderen loshaut. Aber weiter. Simonides benörgelt das Wort des Pittakos, weil *ἔμμεναι* und *γενέσθαι* nicht dasselbe sei. Protagoras aber, der Sophist, kommt dem Pittakos gegen den Sophisten Simonides zuhilfe, indem er behauptet, *γενέσθαι* und *ἔμμεναι* bedeute dasselbe. Und das tut er, während Prodikos von Keos daneben steht, der berufene Nachfahre des Simonides in der großen Kunst der Synonymik. Ja, dieser klatscht ihm sogar mit den anderen zusammen Beifall. Da greift Sokrates ein. Er stellt zunächst beide Sophisten bloß, indem er mit Zuhilfenahme der Kunst des Prodikos den Protagoras widerlegt und zeigt, daß zwischen *γενέσθαι* und *εἶναι ἀγαθὸν* doch ein Unterschied besteht. Und anderseits hilft er dem Simonides auf die Beine und rettet damit die Ehre der Sophisten.

Und schließlich, so ganz richtig ist es doch nicht, daß zwischen *γενέσθαι* und *ἔμμεναι* ein Gegensatz nicht herauszuhören sei. Ich wundere mich, daß Wilamowitz ein berühmter Ausspruch des Pindar hier nicht in den Sinn gekommen ist: *γένοι' οἷος ἐσσὶ μαθών* (Py. II 72) 'zeige dich in jedem einzelnen Falle deiner Handlungsweise so, daß zwischen deinem Tun und deiner durch Erziehung (*μαθών*) gewonnenen dauernden inneren Wesenheit kein Zwiespalt wahrnehmbar ist'. Damit ist der Unterschied

zwischen *γενέσθαι* und *ἔμμεναι* bei einem Zeitgenossen des Simonides nachgewiesen. Daß die Ausdrücke in der philosophischen Sprache gelegentlich differenziert werden, ist fast selbstverständlich: Plat. Theaet. 152 *d* *ἐκ τε φορᾶς καὶ κινήσεως καὶ κράσεως πρὸς ἄλληλα γίγνεται πάντα, ἃ δή φαμεν εἶναι, οὐκ ὀρθῶς προςαγορεύοντες* und *ἔστι μὲν γὰρ οὐδέποτ' οὐδέν, ἀεὶ δὲ γίγνεται.*

Wir können nunmehr daran gehen, die Gedanken zu suchen, die in der Lücke nach dem zweiten Verse gestanden. An Fingerzeigen für den richtigen Weg fehlt es ja nicht. Denn erstens muß dort von Skopas die Rede gewesen sein und dieser war angesprochen: p. 339 *a* *λέγει γάρ που Σιμωνίδης πρὸς Σκόπαν, τὸν Κρέοντος υἱὸν τοῦ Θετταλοῦ.* Sodann war seiner agonistischen Erfolge Erwähnung getan, wodurch die Zuhörer angeleitet wurden, die allgemeinen Ausdrücke speziell von der Agonistik zu verstehen. Endlich muß eine Andeutung von Tadel oder allzu strenger Beurteilung des Skopas durch die Leute vorgekommen sein, da das ganze folgende Poem unverkennbar apologetische Tendenz verrät. Aber Sokrates gibt p. 334 *d* sogar über die grammatische Gestaltung der Rede Auskunft. Das *μὲν* am Anfange kündige bereits die Bekämpfung des Pittakosspruches an: *τοῦτο* [sc. *τὸ μέν*] *οὐδὲ πρὸς ἕνα λόγον φαίνεται ἐμβεβλῆσθαι, ἐὰν μή τις ὑπολάβῃ πρὸς τὸ Πιττακοῦ ῥῆμα ὥσπερ ἐρίζοντα λέγειν τὸν Σιμωνίδην.* Also war in der Lücke das angeschlagene Thema des ersten Verses nicht direkt fortgesetzt, sondern zunächst unterbrochen und dann gleichwohl die Gedankenreihe so fortgesponnen, daß sich der Anfang der zweiten Strophe *οὐδέ μοι ἐμμελέως* u. s. f. ungezwungen anschloß. Allen diesen Anforderungen entspricht folgender, aus dem Magazin der Epinikiendichtung zusammengestellter Gedankenkomplex: Als guten Mann sich zu erweisen, ist wirklich schwer ... Dich, o Skopas, Sohn des Kreon, hat ganz Hellas als solchen anerkannt an jenem Tage, da in Olympia (oder anderswo) dein siegreiches Gespann durch die jubelnde Menge einherfuhr (die Szenerie also wie Bakch. III 9 ff.). Daran will ich mich halten (Pind. Ol. XI 9 f.). Die bösen Zungen aber (Pind. Py. XI 28), die dich einen *κακὸς* nennen, schon deshalb, weil du im *ἀγὼν* auch unterlegen bist, die acht' ich nicht. Auch billige ich ja nicht den Ausspruch des Pittakos usw.

Aber nun hören wir schon fragen: wenn dies in der Lücke stand, wie kommt's, daß die hadernden Philosophen bei Platon unseren Dichter nicht sofort verstanden haben? Darauf antworten wir wieder mit einer Frage: warum hat Sokrates die Worte, die die Lücke füllten, fortgelassen? Die Antwort lautet: weil sie zu seiner Vorstellung von einem *ἀνὴρ ἀγαθὸς* nicht paßten und obendrein als Parenthese fortgelassen werden durften. Denn er als Philosoph (und

auch die anderen Philosophen) verstanden den *ἀγαθὸς* natürlich nur ethisch. Aber dann, so sagten wir doch oben, paßten wieder die folgenden Worte *ἄνδρα δ' οὐκ ἔστι μὴ οὐ κακὸν ἔμμεναι, ὃν ἀμήχανος συμφορὰ καθέλῃ* nicht in den Zusammenhang? Sie paßten freilich nicht, aber Sokrates gibt sich auch gar nicht die Mühe, ein logisches Gefüge herzustellen. Man lese nur bei Platon p. 344 *c* nach. Er weicht dort mit der ganz aus dem Geleise fallenden Frage *τίνα οὖν ἀμήχανος συμφορὰ καθαιρεῖ ἐν πλοίου ἀρχῇ;* unverkennbar aus. Dasselbe tut er betreffs der Worte *πράξας μὲν γὰρ εὖ πᾶς ἀνὴρ ἀγαθός...* Er setzt *πράξας εὖ* gleich *ἀγαθὴ πρᾶξις* und schweift dann neuerdings ab. Damit aber bekennt er (und Platon), daß sie eben den Dichter nicht verstanden haben, und sie haben es deswegen nicht, weil es ihnen mit der Auffindung der richtigen Erklärung gar nicht Ernst war.

Wir wissen, wie geringschätzig Platon über die Poesie und speziell über die Dichtererklärung urteilt; läßt er doch den Alkibiades p. 347 *e* sagen: ... *ποιητῶν, οὓς οὔτε ἀνερέσθαι οἷόν τ' ἐστὶ περὶ ὧν λέγουσιν, ἐπαγόμενοί τε αὐτοὺς οἱ πολλοὶ ἐν τοῖς λόγοις οἱ μὲν ταῦτά φασι τὸν ποιητὴν νοεῖν, οἱ δ' ἕτερα, περὶ πράγματος διαλεγόμενοι ὃ ἀδυνατοῦσιν ἐξελέγξαι.* Aber in Wahrheit kann doch nur e i n e Erklärung die richtige sein und diese muß sich finden lassen, wenn die Exegese in richtiger Weise betrieben wird. Dazu ist aber zweierlei nötig, erstens daß man die Zeit im Auge behält, in der der Dichter gelebt, zweitens daß man dessen Individualität richtig erfaßt. Das letztere hat Sokrates schon getroffen, er hat den Simonides als Sophisten erkannt, als Haarspalter, und dadurch (nebenbei gesagt) bekundet, daß er und Platon den Sophisten näher standen, als sie es selbst sich eingestehen mochten. Aber der ersten Forderung hat Sokrates nicht entsprochen. Ihm ist der *ἀνὴρ ἀγαθὸς* nicht derselbe, der er dem Simonides, ja der er auch noch den Athenern in Sokrates' Zeiten war. Er mochte über den *ἀγαθός* der allgemeinen Meinung, der sich seine Anerkennug in Olympia holte, geradeso die Nase gerümpft haben, wie dies lange vor ihm der Philosoph Xenophanes getan. Aber s e i n Ideal des guten Mannes, der ethisch gute, das hatte in einer Zeit voll Kriegsnot und Bedrängnis, in der Simonides dichtete, keinen Anwert. Dadurch nun, daß er in das Gedicht des Simonides, das sich an die Masse des Volkes wandte, den *ἀνὴρ ἀγαθὸς* einschwärzte, wie e r sich ihn dachte und wie er in jenen Zeiten nur in den Kreisen der Philosophen anerkannt wurde, mußte die Erklärung in eine Sackgasse geraten, aus der sich Sokrates nur dadurch zu retten vermag, daß er vom Thema abschweift.

Der Umstand aber, daß Platon in der Erklärung unseres Gedichtes nicht methodisch richtig vorging, worum es ihm auch gar nicht zu tun war, wurde für dasselbe zum Verhängnis. Die Autorität des großen Philosophen hat unsere Philologen geblendet,

hat Träger berühmter Namen, einen Schleiermacher und Sauppe, zu dem unglaublichen Irrtum verleitet, jenes *πράξας εὖ* wider jeden Sprachgebrauch von ethisch gutem Handeln zu verstehen. Das hat Sokrates mit seinem Eskamoteurstückchen *εὖ πράττειν* = *ἀγαθὴ πρᾶξις* verschuldet! Aber auch jene Interpreten, die ihm hier nicht auf den Leim gegangen sind, gerieten dadurch auf Irrwege, daß sie mit ihm den *ἀγαθὸς ἀνὴρ* in der ethischen Sphäre gesucht haben.

---

v. Wilamowitz wendet nun weiter ein, wenn jener Unterschied zwischen *γενέσθαι* und *εἶναι* wirklich vorhanden wäre, so müßte er das ganze Gedicht hindurch festgehalten sein und müßte da, wo Simonides seine eigene Ansicht darlegt, etwa folgen, ich bewundere den Mann, der einmal *ἀγαθὸς ἐγένετο* unbeschadet späterer Fehler oder Schwächen. Statt dessen folge: ich lobe und liebe jeden, der nur nichts schimpfliches freiwillig tut. Damit sei *γενέσθαι ἀγαθὸν* nicht minder beiseite geschoben als *εἶναι ἐσθλὸν* und seien in *ἑκὼν* und *αἰσχρὸν* zwei ganz neue Begriffe eingeführt.

Um diesen Einwänden zu begegnen, müssen wir die Worte V. 14 ff. unter die Lupe nehmen:

> *πάντας δ' ἐπαίνημι καὶ φιλέω,*
> *ἑκὼν ὅστις ἔρδῃ*
> *μηδὲν αἰσχρόν· ἀνάγκᾳ δ' οὐδὲ θεοὶ μάχονται.*

Wilamowitz übersetzt: alle lob' und liebe ich, so einer nur vorsätzlich nichts Schimpfliches tut; gegen den unwiderstehlichen Zwang aber kämpfen selbst Götter vergebens.

Diese Übersetzung muß vor allem einer fremden Zutat entkleidet werden, einer modernen, durch die der Satz zu einem bedenklichen Anachronismus wird. Zwar findet sich nämlich bei den Alten eine Stelle, wo von bösem Tun unter geübtem Zwange die Rede ist, bei Aristoteles *ethica Nicom.* III 1, p. 1110 *a* und 1110 *b*. Aber seine Darlegungen über diesen Punkt sini ganz elementaren Charakters, keine Spur von der vertieften Spekulation der entwickelten juristischen Wissenschaft. Der Zwang ist dort etwas rein äußerlich ausgeübtes, z. B. wenn ein Mächtigerer seinen Untergebenen durch Befehl oder Drohung zur Tat nötigt. Dagegen verstehen wir unter 'unwiderstehlichem Zwang' vornehmlich eine von innen ausgehende Nötigung, den Zwang der subjektiven Notlage. Die obige Übersetzung ist daher unrichtig, die Worte des Simonides können nichts weiter mehr besagen [illegible] folgendes: alle lob' und liebe ich, so einer nur [illegible] Böses tut; gegen den Zwang aber usw.

Weiterhin ist aber bei [illegible] ger gezwungen Böses tut, ganz offenkun[illegible] ...ndes

behandelt. Daß er auch ihn zur Sprache bringt, war eine Forderung der Systematik. An unserer Stelle vollends wird das Singuläre des Falles umso fühlbarer, als ja Simonides in seinem Lobliede auf Skopas zunächst diesen, den er in Schutz nimmt, im Auge gehabt haben muß, einen Mann in herrschender Stellung, bei dem von einem Zwange zum Schlechttun (und gar von einer Notlage) nicht die Rede sein kann.

Endlich ergibt eine nähere Betrachtung der folgenden Verse, daß Simonides gar nicht die Frage beantworten wollte, unter welchen Umständen eine schlechte Tat das Lob doch nicht ausschließe. Er sagt ja mit V. 18 *ἐξαρκεῖ γ' ἐμοί, ὅ κε μὴ κακὸς μηδ' ἄγαν ἀπάλαμνος* und besonders mit V. 22 *πάντα τοι καλά, τοῖσί τ' αἰσχρὰ μὴ μέμικται* geradezu, daß das Brandmal der *αἰσχρότης* den, dem es anhaftet, des Anspruches auf sein Lob verlustig mache. Und tatsächlich würde mit jenem *ἑκὼν* ein durchaus überschüssiger Begriff eingeführt. Denn die Worte *πάντα τοι καλά, τοῖσί τ' αἰσχρὰ μὴ μέμικται* hören sich so an, als wenn heute ein milder Beurteiler sagte: Jedes Gemälde ist schön, es braucht nicht vom ersten Meister zu sein, nur darf kein Tintenklex darauf sein. Noch hinzuzufügen: freilich, wenn der Klex ohne böse Absicht, unversehens darauf gekommen ist, so tut dies nichts zur Sache, denn für ein Versehen kann niemand — das ginge doch zu weit. Ebenso steht die Sache beim Menschen. Das nivellierende Urteil *ἐξαρκεῖ γ' ἐμοί, ὅ κε μὴ κακὸς μηδ' ἄγαν ἀπάλαμνος* sagt, dem Dichter sei jeder recht, so er nicht durch ein Verbrechen[1]) gebrandmarkt ist. Und nun soll er noch hinzusetzen: aber auch den Verbrecher lob' und liebe ich, wenn er die Tat gezwungen verübt hat! Gegen ein solches Lob, noch dazu in einem Preisliede, würden wir selbst heute uns sicherlich verwahren. Und vollends, wenn man dem Dichter bis ans Ende folgt, in die Sphäre der Götter. Welch ungeheuerlicher Gedanke, daß dem Zwange, etwas Schimpfliches zu tun, selbst die Götter nicht widerstreben können!

Nun scheidet Sokrates bekanntlich den Begriff *ἑκὼν* aus dem Nebensatze aus und weist ihn dem Hauptsatze zu: *πάντας δ' ἐπαίνημι καὶ φιλέω ἑκών, ὅστις ἕρδῃ μηδὲν αἰσχρόν*. Damit ist aber auch der Gegensatz *ἑκὼν* ∼ *ἀνάγκᾳ* aufgehoben, da ja niemand die Worte *ἀνάγκᾳ . . . μάχονται* in Gegensatz bringt zum

[1]) Ein Verbrechen und zwar ein schweres, ist mit *αἰσχρὸν* gemeint. Das lehrt der Ausdruck *ἄγαν ἀπάλαμνος*; *ἀπάλαμνοι* heißen bei Pindar Ol. II 63 die ärgsten Bösewichter, die nach dem Tode die härtesten Strafen abzubüßen haben. Im Bereiche der Kampfspiele sind damit die usuellen schurkischen Anschläge gemeint, die angewendet wurde[illegible] den Gegner zu Falle zu bringen. Ich erinnere hier an den my[illegible] Typus des olympischen Wagenrennens, an das des Pelops, der den [illegible]lenker seines Gegners, den Myrtilos, gedungen hatte, die Pf[illegible] Wagen zu entfernen und so seinen Herrn ins sichere Ver[illegible]

Hauptsatze, sondern jeder nur zum Nebensatze. Sokrates freilich hält auch bei **seiner** Interpunktion den Gegensatz *ἑκὼν* ~ *ἀνάγκᾳ* aufrecht: ich lobe zwar auch gezwungen, aber gegen den Zwang usw. Aber damit führt er, wie jedermann sieht, einen ganz fremden Gedanken ein: denn Simonides will ja nicht sagen, wen er gern lobe, wen ungern, sondern nur, wen er überhaupt loben dürfe oder wolle. Endlich ist das eigentliche, zwingende Gegensatzwort zu *ἑκὼν* nicht *ἀνάγκᾳ*, sondern *ἄκων*; nur wenn **dieses** an der Spitze des Schlußsatzes stünde, müßte man nach einem Gegensatze zwischen den beiden Hauptsätzen suchen.

Das Argument freilich, das Sokrates für seine Umstellung des *ἑκὼν* geltend macht, Simonides müßte ein ungebildeter Mensch sein, wenn er sagte «so einer nur freiwillig nichts Schimpfliches tut», weil ja jeder wisse, daß überhaupt niemand freiwillig böse sei, — dieses Argument dürfen wir beiseite schieben. Ein ungebildeter Mensch wäre Simonides in diesem Falle erst dann, wenn er nicht bloß ein Zeitgenosse des Sokrates gewesen wäre, sondern auch zu dessen philosophischem Zirkel gehört hätte. Simonides hat den Satz, daß niemand freiwillig etwas Böses tut, sicherlich nicht gekannt. Denn wenn Aristoteles dort, wo auch er die These des Sokrates behandelt, an der angegebenen Stelle der nikomachischen Ethik, als Beleg dafür den alten Vers zitiert: *οὐδεὶς γὰρ ἑκὼν πονηρὸς*, so ersieht jeder aus der Fortsetzung des Verses *οὐδ' ἄκων μάκαρ*, daß *πονηρὸς* hier gar nicht 'schlecht' bedeutet, sondern (wie bei Hesiod *fr.* 159 und 160) 'mühselig, unglücklich'. Dasselbe gilt von dem Verse des Epicharm, den der Scholiast des Aristoteles (p. 155, 53 Heylbut) anführt: *οἴομαι δ' οὐδεὶς ἑκὼν πονηρὸς οὐδ' ἄταν ἔχων.* Nicht also, daß *ἑκὼν* in den Nebensatz schlecht paßt, sondern daß es im Hauptsatze vortrefflich am Platze ist, sich dort sehr schön erklären läßt, spricht für die Transposition des Sokrates.

Der gewöhnliche Vorgang bei der Bestellung eines Lobliedes war nämlich der, daß der Auftraggeber sich an den Dichter mit dem Ersuchen wandte, die Arbeit zu übernehmen. *ἑκὼν* hat also zunächst gewissermaßen geschäftliche Bedeutung: es bezeichnet die Bereitwilligkeit, die Bestellung in Auftrag zu nehmen. Ganz geschäftlichen Sinn hat es aber doch nicht. Er konnte sie auch *ἄκων* übernehmen, durch die Höhe des angebotenen Honorars verlockt. In *ἑκὼν* liegt also zugleich der Sinn, daß er den Auftrag 'mit Vergnügen' übernehme. In diesem Sinne nun, daß der Dichter auch im Herzen bereit sei, dem Besteller zu dienen, gebraucht das Wort Pindar Ol. XIII 96 *Μοίσαις ἑκὼν Ὀλιγαιθίδαισίν τ' ἔβαν ἐπίκουρος* und [illegible] *ἑκόντι δ' ἐγὼ νόῳ μεθέπων δίδυμον ἄχθος* [illegible] jeden Zweifel zu beheben, lesen wir [illegible] *-ειν* bei Pind. *fr.* 43, 3 *τῷ παρεόν*[illegible] *-πολία φρόνει.*

Es gilt also nur noch nachzuweisen, daß ein Gegensatz besteht zwischen ἔρδῃ und ἀνάγκᾳ, daß also letzteres den Sinn haben könne: 'wenn er es freilich erleidet, ...' Und in der Tat bedeutet ἀνάγκᾳ einen passiven Zustand, die Zwangslage, in die einer durch Einwirkung einer äußeren Gewalt versetzt wird und die ihn nötigt zu dulden, zu tragen. Daher schirrt die Ἀνάγκα den Menschen in ein Joch (Bakchyl. X 46; vgl. *hymn. Cer.* 216 f.), schlägt ihn in Fessel (Pind. *fr.* 207), daher führt die Necessitas des Horaz Nägel und Keile (*carm.* I 35, 17; III 24, 5). Insbesondere aber bedeutet das Wort die hilflose Notlage, in die ein Bezwungener gerät: diesen Sinn, den der Niederlage im Kampfe, zeigt das Wort an jenen Homerstellen, wo es von einem besiegten Heere heißt ἀνάγκᾳ φεύγει oder φέβεται: *Λ* 150, *O* 345, vgl. *O* 655, *Π* 305. Auch im älteren Deutsch hat das Wort '*nôt*' den Sinn von 'Niederlage': Heyne, Deutsches Wörterbuch S. 1015. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß in ἀνάγκα gleichzeitig der Begriff ἀμαχανία steckt, denn dieses Wort bedeutet 'Hilflosigkeit', die gänzliche Ohnmacht, sich einer drückenden Zwangslage zu erwehren. Und dieser Zustand ist ein schmachvoller, weil jedes ohnmächtige Erliegen, jede Niederlage als Schimpf galt.

Und so sehen wir denn, daß mit ἀνάγκα nichts anderes gemeint ist als die ἀμάχανος συμφορά in V. 6, das unbekämpfbare Mißgeschick der Niederlage, das jeden, den es trifft, in Schmach versenkt, ihn zu einem κακὸς stempelt. Um diese Beziehung des Satzes ἀνάγκᾳ ... μάχονται — die der Dichter vielleicht schon durch den Anklang von μάχονται an ἀμάχανος nahelegen wollte, — sofort zu fühlen, braucht man bloß zu übersetzen dort 'wen unankämpfbares Mißgeschick niederzwängt' und hier 'gegen den Zwang aber kämpfen selbst Götter vergebens'. Der Dichter wiederholt also hier, am Schlusse einer längeren Gedankenreihe, einen Satz, auf den er besonderen Nachdruck gelegt wissen will, wie das die griechischen Dichter so gerne tun[1]) und wie er es auch hier V. 22 tut: denn πάντα τοι καλά, τοῖσί τ' αἰσχρὰ μὴ μέμικται sagt dasselbe wie V. 15 f. πάντας ἐπαίνημι ..., ὅστις ἔρδῃ μηδὲν αἰσχρόν. Ich brauche zum Schlusse nur noch hinzuzufügen, was jedermann aus Homer weiß, daß gegen die Schmach, besiegt zu werden, selbst die Götter nicht gefeit sind; Pindar aber sagt: ἐν δαιμονίοισι φόβοις φεύγοντι καὶ παῖδες θεῶν (Nem. IX 27).

Die Quintessenz der Gedanken unseres Gedichtes ist also folgende. Skopas hatte sich an Simonides mit der Bitte um ein Enkomion gewandt und der Gastfreund hatte die Erfüllung zugesagt. Aber sie war eine schwere Sache. Denn einerseits war Skopas kein Tugendspiegel, anderseits ließen sich die alten Enkomiendichter nicht herbei, Serenissimo schlankweg zu lobhudeln. Aber sie waren kluge Leute und wußten auch, was des Sängers Höflichkeit erheische. Der klügsten einer aber war unser Simonides.

Er zog sich in folgender Weise aus der Affaire. Daß Skopas ein *ἀγαθὸς ἀνὴρ* sei, habe Olympia gezeigt, sein Sieg in der Rennbahn. Er bewies damit zugleich, daß er sich auf die *ὀνασίπολις δίκα* verstehe, denn jeder Sieg im Agon war stadtfördernd, eine *ξυνὸς ἀρετά* (Pind. Py. XI 54, Is. V 59: *ξυνὸν ἄστει κόσμον ἑῷ προσάγων*), vgl. Thuc. VI 16. Freilich schmähten ihn böse Zungen einen *κακός*. Aber seine passive *κακία*, die Niederlage in Kampfspielen, sei Schicksalstücke, keine Schlechtigkeit. Eine aktive jedoch könne man ihm nicht nachweisen, denn geradezu ein Verbrecher sei er doch nicht. Man ärgerte sich ja nur über seinen Lebenswandel, denn er war dem Trunke ergeben (Phanias bei Athen. X, p. 434 *e*: *Σκόπαν τὸν Κρέοντος μὲν υἱόν .... φιλοποτοῦντα διατελέσαι καὶ τὴν ἐπάνοδον τὴν ἀπὸ τῶν συμποσίων ποιεῖσθαι ἐπὶ θρόνου καθήμενον καὶ ὑπὸ τεσσάρων βασταζόμενον οὕτως οἴκαδε ἀπιέναι*). Das sei nun freilich nicht schön, aber darüber müsse man den Mantel der Nächstenliebe breiten. Also verdiente er doch ein Loblied: *quod erat demonstrandum.*

Welcher Gattung gehört unser Gedicht an? Blaß (Rhein. Mus. XXVII 332) hält es für ein Skolion, desgleichen v. Wilamowitz, der eine Übereinstimmung auch im Metrum findet. Aber Skoliencharakter können auch Epinikien annehmen, man erinnere sich nur an die Exkurse der zwei ersten pythischen Oden des Pindar; und der Inhalt kann dann auch die Form beeinflußt haben. Auch die monostrophische Form spricht nicht gegen ein Epinikion: sie findet sich nicht nur bei kurzen (Pind. Ol. XIV, Py. XII, Nem. II), sondern selbst bei umfangreichen (Py. VI, Nem. IV und IX, Is. VIII) Epinikien. Nun genügte aber bei Epinikien, die auf geringen Umfang berechnet waren, eine kurze rühmende Erwähnung des Sieges, im übrigen durfte der Dichter sich in Betrachtungen ergehen, die ziemlich seitab lagen. So Pindar Ol. XII und XIV, Py. VII. Wenn also unsere Ergänzung der Lücke richtig ist, dann ist das Gedicht ein Siegeslied.

Wien. Hugo Jurenka.

---

[1]) Sehr lehrreich ist hiefür die Stelle Pind. Ol. II 63 ff. Dort sagt der Dichter — gegen Ende der Strophe —, daß die Frevler nach dem Tode schwerer Strafe verfallen. Dann schildert er in der nächsten — V. 67—121 — das glückliche Los der Gerechten und schließt diese Schilderung — am Ende der Strophe, ganz wie hier — mit der Wiederholung des ersteren Gedankens: *τοὶ δ' ἀπροσόρατον ὀκχέοντι πόνον.*

Zu Horaz Carm. l. III 5, 27, f.

Neque amissos colores
Lana refert medicata fuco.

Die Interpretation dieser Stelle schien seit den ältesten Zeiten völlig klar und sicher zu sein, bis Kießling in seinem Kommentar den Einfall hatte, eine von der bisherigen völlig abweichende und durch ihre Originalität geradezu verblüffende Auslegung der Worte des Dichters zu geben. Bei dem großen Ansehen nun, das Kießlings Horazkommentar und zwar nicht mit Unrecht genießt, besteht Grund zur Befürchtung, daß seine Deutung der Stelle, wiewohl sie nach meiner Überzeugung verkehrt ist, andere in den gleichen Irrtum führen und so Schaden stiften könnte. Und sie hat ihn auch schon gestiftet. Denn ein so feinsinniger Erklärer wie R. Heinze, der neue Herausgeber des Kießlingschen Kommentars, hat sich diese Interpretation, wie mir scheinen will, etwas unbesehen zu eigen gemacht; H. Röhl aber, der Verf. des Jahresberichtes zu Horaz in der Berliner „Zeitschrift für das Gymnasialwesen", jener in Gymnasialkreisen bekanntlich viel gelesenen und geschätzten philologischen Zeitschrift, tritt mit besonderer Entschiedenheit und Sicherheit für Kießlings Auffassung ein, ja er nennt in einer Anzeige des Kommentars zu den Oden des Horaz von O. Weißenfels (Berl. philolog. Wochenschrift 1906, S. 41) die bisherige Auffassung der fraglichen Stelle ein schlimmes Mißverständnis, das sich allerdings schon von Quintilian herschreibe. Aus diesem Grunde scheint es mir unbedingt geboten, die ganze Stelle einer etwas eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

Ich führe hier die Verse an, so weit sie zur Erkenntnis des Zusammenhanges von einigem Belange sind:

Auro repensus scilicet acrior
Miles redibit! flagitio additis
Damnum: neque amissos colores
Lana refert medicata fuco,
Nec vera virtus, cum semel excidit,
Curat reponi deterioribus.

Es handelt sich um den Sinn der Worte:

neque amissos colores
Lana refert medicata fuco.

Wie schon bemerkt, herrschte darüber seit den ältesten Zeiten völlige Einstimmigkeit. Wir lesen in Porphyrions Kommentar: *ut lana, inquit, medicata i. e. infecta nunquam ad pristinum redit colorem, ita miles inbutus vitio captivitatis non erit fortis.* Auch Quintilian scheint in der Tat, wie mehrfach bemerkt worden ist, unsere Stelle, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach vorgeschwebt zu haben, wenn er I 1, 5 sagt: *nec lanarum colores, quibus simplex ille candor mutatus est, elui possunt.*

Und so denn auch die Kommentatoren des Horaz alle ohne Ausnahme, so viel ich sehe, bis eben Kießling eine neue Auslegung gab. Wir müssen nun fragen: Ist die seit alten Zeiten herrschende Erklärung der Stelle eine vollkommen befriedigende und sinngemäße? Ich denke: ja. Horaz läßt den Regulus im römischen Senate mit scharfen Worten sich gegen das Loskaufen römischer Kriegsgefangener aussprechen. Denn die um Gold losgekauften Soldaten, sagt R., würden nimmermehr tapfere Krieger werden. Zur Schmach würde dann auch noch der Verlust — nämlich des umsonst hinausgeworfenen Lösegeldes — hinzukommen. Umsonst und vergeblich — das ist der Kernpunkt des Gedankens — würde für die Römer diese Auslösung und die Hoffnung sein, aus den Gefangenen wieder Helden zu machen, geradeso wie es ein vergebliches Beginnen wäre, der einmal gefärbten Wolle ihren reinen Naturzustand, jenen *simplex candor* (bei Quintilian), wiederzugeben; die *vera virtus* wolle eben von den Entarteten, die ihr einmal untreu geworden, nichts mehr wissen. Man sollte meinen, dieser Gedanke sei völlig klar und in sich geschlossen und auch in ein wirklich poetisches Gewand gekleidet.

Allein H. Röhl spricht sich a. a. O., indem er bedauert, daß Kießlings Auffassung noch nicht habe durchdringen können, über die bisherige Interpretation sehr abfällig aus und verweist auf seine Ausführungen im Jahresbericht über Horaz in der „Berliner Zeitschr. f. d. Gw." vom J. 1897, S. 33. Ich habe jedoch aus dieser Verweisung nichts Neues lernen können; nur fand ich, daß Röhl eine schon in jenem Jahresberichte verwendete, nach meinem Empfinden recht erstaunliche Begründung der neuen Interpretation auch an der zweiten Stelle (Berl. phil. Woch.) mit sichtlichem Behagen an der geglückten Wendung fast wörtlich wiederholt. Natürlich vertritt er auch in seiner Schulausgabe (1899, Velhagen und Klasing) den gleichen Standpunkt. Kießlings Erklärung der Stelle lautet nun folgendermaßen: '*lana* ist nicht die Naturwolle, sondern, wie der Plural *colores* zeigt, die gefärbte Purpurwolle, da die Alten die verarbeitete Wolle, wenn die Farbe verblichen, nicht wieder aufzufrischen verstanden. *medicata* und *fuco* sind technische Ausdrücke der Färberei'. Doch fühlt, denk' ich, jeder, der für poetische Kraft und Schönheit des Ausdruckes Empfindung hat, wie sehr der Sinn durch diese Interpretation verschlechtert wird; denn ein wirklich wertvoller poetischer Gedanke, die Hervorhebung des unersetzlichen Verlustes der natürlichen Reinheit, geht verloren und sein trauriger Ersatz ist der Hinweis auf irgend etwas ganz Banausisches, auf irgend einen gewerbetechnischen Vorgang, nämlich auf das Unvermögen der alten Färbermeister, verblaßte Farben wieder aufzufrischen. Es ist auch schwerlich anzunehmen, daß die Kenntnis von dieser technischen Unvollkommenheit des antiken Gewerbes, mit der hier so wichtig getan wird, in dem Maße verbreitet gewesen sei,

die Stelle auch so verstanden hätte, wie Kießling will. Vielmehr hätte der Dichter dann seinen Lesern mit diesen Worten geradezu ein Rätsel zu lösen aufgegeben. Und in der Tat sehen wir ja, daß die Alten, wie Quintilian und Porphyrio, eine ganz andere Auffassung der Stelle zeigen, eine Auffassung, die Röhl sehr mit Unrecht ein altes und weitverbreitetes Mißverständnis nennt. Was ist, frage ich weiter, ein des Dichters würdigerer Gedanke, die *vera virtus* zu vergleichen mit der ursprünglichen Reinheit der Wolle, welche durch die Färbung — gleichviel welcher Art — unwiderbringlich verloren geht, oder jene *vera virtus* zu sehen in dem Bilde der wenn auch noch so strahlenden und gleißenden Purpurfarbe, die für das poetisch empfindende Gemüt doch nichts ist als eine Tünche, als etwas Unechtes, was ja *fucus* und *fucatus* oft genug bedeuten? Auch die Färbung mit Purpur faßt sonach der Dichter zweifellos als eine Verschlechterung des natürlichen Zustandes auf, mag die Purpurfarbe bei Kaufleuten und Liebhabern des Prunkes noch so hoch im Preise stehen. — Und damit komme ich denn zu jener schon oben angedeuteten, mehr als seltsamen Begründung, mit der Röhl die Auffassung Kießlings zu verteidigen sucht. Er behauptet nämlich, in den Worten *neque amissos colores lana refert medicata fuco* könnte *amissos colores* deshalb unmöglich die frühere natürliche Weiße der Wolle bedeuten, weil 'dann das Färben der Wolle als ein Entwertungsprozeß bezeichnet würde, den jemand wünschen könnte rückgängig zu machen'. Ich gestehe, eine so befremdliche und über die Maßen nüchterne Auslegung einer Dichterstelle nicht für möglich gehalten zu haben. So mag der Kaufmann denken, für den natürlich die mit dem kostbaren Purpursaft gefärbte Wolle einen weit höheren Wert repräsentiert als die noch ungefärbte; aber dem naiven Sinn des Dichters erscheint jede Art von Färbung, auch die kostbarste, als eine bedauerliche Veränderung des natürlichen Zustandes und somit im idealen Sinn allerdings als eine Verschlechterung und Entwertung, die er wohl auch rückgängig machen möchte.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß diese Anschauung die allein richtige ist, so möchte ich auf eine Vergilstelle verweisen, die, wiewohl sie sichtlich dem Sinne unserer Stelle sehr verwandt ist und auch im Wortlaute mehrfache Ähnlichkeit aufweist, bisher meines Wissens noch von niemand als Parallelstelle herangezogen worden ist. Es ist die Stelle Georg. II 465 f.:

alba neque Assyrio fucatur lana veneno
nec casia liquidi corrumpitur usus olivi.

Vergil preist bekanntlich an dieser Stelle das Glück des Landlebens, das den Prunk und Luxus des städtischen Lebens nicht kennt. Auch hier wird die luxuriöse Verfeinerung der Genüsse und Lebensbedürfnisse vom Dichter als eine Verschlechterung jenes

einfachen natürlichen Zustandes betrachtet, mit dem der Landmann vorlieb nimmt. Wird Röhl vielleicht auch hier behaupten wollen, daß der Dichter die Purpurfärbung unmöglich als einen Entwertungsprozeß bezeichnen könne? Das *casia . . corrumpitur usus olivi* v. 466 spricht doch wohl eine zu deutliche Sprache. Dem idealen Sinn des Dichters erscheint eben der Zusatz von Wohlgerüchen zum Öl als ein Verderben und Verschlechtern der ursprünglichen Natur des *olivum* und genau so im vorausgehenden Verse das Färben der weißen Wolle mit Purpur.

Die beiden Stellen ergänzen und erklären einander in trefflichster Weise und die *alba lana* bei Vergil zeigt uns klar, was unter den *amissi colores* der Horazstelle zu verstehen sei. An dem Plural *colores* aber, wie Kießling es tut, Anstoß zu nehmen, hieße vergessen, wie oft sich die römischen Dichter, bald um einem metrischen Bedürfnisse zu genügen, bald, wie hier, um ihre Sprache über das Alltägliche zu heben, der volltönenden Pluralformen bedienen einfach statt des Singulars.

Soll man nun sagen, daß Horaz die Vergilstelle vor Augen gehabt habe, als er jene Verse schrieb? Es ist leicht möglich und manches spräche dafür. Aber unzweifelhaft ist, daß die Vergilstelle ein helles Licht wirft auf den Sinn, den die Worte des Horaz unbedingt haben.

Wien. Alois Kornitzer.



Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Die Kultur der Gegenwart, **ihre Entwicklung und ihre Ziele, herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. Berlin und Leipzig 1905, Druck und Verlag von B. G. Teubner. VII und 464 SS. 8°. Preis geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.**

I. Dem deutschen Kaiser gewidmet, tritt ein literarisches Unternehmen ins Leben, das mit beispielloser Weite und Kühnheit des Planes sämtliche Elemente und Faktoren unserer Kultur in zusammenhängenden Einzeldarstellungen der gebildeten Welt vor Augen führen soll. Das Bedürfnis, einen Überblick über die verschiedenen Gebiete des Wissens zu gewinnen, hat sich schon im Altertum geregt; ihm verdanken Bücher wie Varros und Martianus Capellas *Disciplinarum libri IX* und die *Etymologiarum libri XX* Isidors von Sevilla ihre Entstehung, mit denen sich die mittelalterlichen *Specula,* wie das des Vincenz von Beauvais, vergleichen lassen. Weitere Grenzen steckten sich die Enzyklopädien, die seit dem XVIII. Jahrh. Gemeingut aller Kulturvölker wurden; nur sind sie nicht systematisch, sondern alphabetisch angelegt. Hinnebergs Riesenwerk soll nicht solch ein aus kleinsten Steinchen zusammengesetztes Mosaik werden, sondern in einer reichhaltigen Galerie selbständiger, in sich geschlossener und doch beziehungsreicher Einzelbilder, die, tief in den Kern eindringend, alles Wesentliche herausheben, gemeinverständlich darstellen, was die Kultur der Gegenwart bedingt und ausmacht, wie sie geworden ist und worauf sie hinzielt. Es ist kein Zweifel, daß ein derartiges Unternehmen im Zeitalter der Handbücher, der Zunahme exoterischer Behandlung aller Wissenschaften, der volkstümlichen Vorträge und Universitätskurse mehr denn je auf Verständnis und Dank weitester Kreise rechnen darf; aber der hochverdiente Herausgeber hat auch im Verein mit einem Stab erlesener Fachmänner alles getan, um einen vollen Erfolg zu sichern.

Wird der Plan programmgemäß durchgeführt, so wird das Werk eine kleine Bibliothek von rund fünfzig Bänden umfassen. Es sind vier Teile vorgesehen (I. und II. Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete: Einleitung, Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst; Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft; III. Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete: Mathematik, anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin; IV. Die technischen Kulturgebiete: Bau-, Maschinen-, industrielle Technik, landwirtschaftliche, Handels- und Verkehrstechnik) und für die beiden ersten Teile ist das Programm schon genau festgelegt: I 1 Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart, I 2 Die Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften, I 3 Die außerchristlichen Religionen, I 4 Die christliche Religion, I 5 Allgemeine Geschichte der Philosophie, I 6 System der Philosophie, I 7 Die orientalischen Literaturen, I 8 Die griechische und lateinische Literatur und Sprache, I 9 Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen, I 10 Die romanische und englische Literatur und Sprache und die skandinavische Literatur, I 11 Die deutsche Literatur und Sprache, allgemeine Literaturwissenschaft, I 12 Die Musik, I 13 Die orientalische Kunst, Die europäische Kunst des Altertums, I 14 Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit, allgemeine Kunstwissenschaft; II 1 Völker-, Länder- und Staatenkunde, II 2 Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, II 3 Staat und Gesellschaft des Orients, II 4 Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter, II 5 Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit, II 6 System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft, II 7 Allgemeine Rechtsgeschichte, II 8 System der Rechtswissenschaft, II 9 Allgemeine Wirtschaftsgeschichte, II 10 System der Volkswirtschaftslehre.

Der Philolog mag sich freuen, daß gerade der achte Band des ersten Teiles zuerst erschien, der ausschließlich dem griechisch-römischen Altertum und zwar seinen Sprachen und Literaturen gewidmet ist: S. 1—236 Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur des Altertums; S. 237—285 Karl Krumbacher, Die griechische Literatur des Mittelalters; S. 286—312 Jakob Wackernagel, Die griechische Sprache; S. 313—373 Friedrich Leo, Die römische Literatur des Altertums; S. 374—411 Eduard Norden, Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter; S. 412—451 Franz Skutsch, Die lateinische Sprache. Und dieser das Ganze eröffnende Band muß als eine so hervorragende Leistung bezeichnet werden, daß man nichts Besseres wünschen kann, als alle folgenden Bände mögen sich auf derselben Höhe halten. Schon die Wahl der sechs Bearbeiter konnte nicht glücklicher sein und jeder von ihnen hat hier ein kleines Meis[illegible]haffen. Den größten Raum, mehr als die Hälfte d[illegible] Ulrich v. Wilamo-

witz ein; und so darf man, ohne die Verdienste Krumbachers, des einzig berufenen Herolds byzantinischer Literatur, Wackernagels, dessen streng sachliche Darstellung F. Stolz oben S. 426 gewürdigt hat, und der drei Latinisten, über die zu sprechen E. Hauler mit freundlichem Entgegenkommen übernommen hat, zu schmälern, die Behauptung aufstellen, daß das Schwergewicht des Bandes in diesem Abschnitte liegt.

Endlich hat uns also U. v. Wilamowitz seine griechische Literaturgeschichte, die längst erhoffte, geschenkt, die wie keine zweite aus dem Vollen schöpft, aus eigenster Vertrautheit des Verfassers mit dem gesamten, weitschichtigen Material hervorgewachsen ist und trotzdem mit der weisen Selbstbeschränkung des Meisters nur die großen Züge des Bildes in kräftigen Strichen festhält. Die allseitige Durchdringung des gewaltigen Stoffes, die U. v. Wilamowitz in einem Menschenalter rastloser Tätigkeit erreicht hat, fördert eine Fülle eigenartiger Auffassungen und Anschauungen zutage, die auch dem Mitforscher vieles in neue Beleuchtung rücken; und nur dieser wird die Gabe Ulrichs v. W. in ihrem ganzen Umfange wie in ihrer tieferen Bedeutung voll zu würdigen wissen. Denn bei der Knappheit, deren sich er wie die anderen Mitarbeiter beflissen, ist nicht selten die Stellungnahme zu einem heiß umstrittenen Problem, die Lösung eines harten Rätsels, die Entfaltung eines langgesuchten Zusammenhanges in ein Sätzchen, ja in ein Wort zusammengefaßt. Und doch wirkt diese Inhaltsschwere nicht drückend; denn die Sprachgewalt, die U. v. W. namentlich in seinen Nachdichtungen griechischer Tragödien bewährt hat, vermag das Schwierigste so anschaulich zu gestalten, daß die Lektüre auch für den Laien genußreich wird. Jede charakteristische Individualität, jede bedeutende Strömung der griechischen Literatur tritt dem Leser scharf umrissen entgegen; aber die Einzelheiten verwirren nicht, da in ihnen und über ihnen der Geist des geschichtlichen Fortschrittes waltet.

So verdanken wir U. v. W. nicht bloß eine griechische Literaturgeschichte, anregend für den Fachmann wie für jeden Gebildeten, sondern zugleich ein *standard work* der deutschen Nationalliteratur, das mit Th. Mommsens Römischer Geschichte, E. Rohdes Psyche, den Griechischen Denkern von Th. Gomperz in eine Linie tritt.

Das eindrucksvolle Werk will als Ganzes genommen sein; ich vermeide es daher, die Punkte aufzuzählen, in denen ich anderer Meinung bin. Auch von einer eingehenden Darlegung des Inhaltes darf man bei einem Buch abstehen, das jeder Fachmann lesen und nicht bloß lesen muß. Nur als appetitreizende Kostprobe will ich zum Schluß eine der prächtigsten Stellen hersetzen: „Sapphos Kunst ist kenntlich, und man kann nur mit Platon die zehnte Muse, also ein Überirdisches, in ihr erkennen. Der Wohllaut der Verse, die einen sehr viel größeren Formenreichtum zeigen

als bei Alkaios, die Einfachheit und Treffsicherheit des Ausdruckes, ... die reiche Skala der Töne, vom burlesken Spott auf die großen Füße eines Brautführers und der Schalkhaftigkeit eines Backfischchens bis zum Erzittern der seelischen Leidenschaft und dem verhaltenen Schluchzen der Verlassenheit, von dem Orgiasmus der Adonisklage bis zum stillen Frieden der Mondnacht und der Siestastimmung des südlichen Sommermittags — all diese wahrhaft Goethische Lyrik hebt Sappho über alle ihre männlichen Genossen; nur Archilochos mag in seiner Art gleich groß gewesen sein. In griechischer Rede gibt es Vergleichbares (außer in Platons Prosa) nur vereinzelt im hellenistischen Epigramme, und in der weiten Welt ist es überhaupt recht spärlich anzutreffen. Aber das ist nicht die Hauptsache. Das ist die Frau, die hinter und über diesem Blütenduft und -schimmer ihr reines Haupt erhebt, so hoch und so rein, daß die menschliche Gemeinheit nicht müde wird, mit ihrem Schmutze danach zu werfen. Wir sind es gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen. Sappho, aus vornehmem Hause von Eresos (Nachkommen aus ihm haben in Alexanders Heer hohe Stellungen innegehabt), nach Mytilene verheiratet, durch die Revolutionen eine Weile vertrieben, hat dann an der Spitze eines weiblichen Vereins gestanden, der der weiblichen Göttin Aphrodite diente; aus Milet und von fernen Inseln kamen junge Mädchen zu ihr, ihr Handwerk zu lernen, das Musenhandwerk ..... Die Schülerinnen Sapphos haben den Göttinnen Blumen gepflückt, Reigen getanzt, Lieder gesungen. Die Meisterin lehrte sie. Sie machte ihnen auch die Lieder für ihre eigenen Ehrenfeste, ihre Hochzeit. Gelegenheitspoesie ist das, und da eine Frau für weibliche Gelegenheiten dichtet, ist der Umkreis sehr eng. Es ist schon eine Ausnahme, wenn solche Gelegenheitsdichtung zu ewiger Bedeutung durch die Form geadelt wird. Hier tritt etwas Höheres hinzu: Sapphos Seele weht durch diese Verse.... Hier, wo die 'reine Frau mit dem milden Lächeln', wie Alkaios sie nennt, die selbstbewußte Dienerin der Göttin, die Lehrerin und Meisterin zu ihren Schülerinnen redet, deren Seelen sie selbst erst zum geistigen Leben erweckt hat, wo also jeder unlautere Gedanke nicht nur eine Blasphemie, sondern eine Dummheit ist, wirkt die Sprache des heißen Liebesgefühles freilich wie ein Klang aus einer anderen Welt, aber aus keiner irdischen. Ein Mann darf gar nicht wagen, das ganz verstehen zu wollen; er verstummt und horcht in Andacht der Offenbarung einer Weiblichkeit, die darum göttlich ist, weil sie ganz Natur ist". Edle Begeisterung flicht in diesen Worten einen leuchtenden Strahlenkranz um das Haupt der Dichterin, für deren Reinheit U. v. Wilamowitz vor zehn Jahren mit dem Feuereifer innerster Überzeugung eingetreten war
gelehrte Anzeigen 1896, 630 ff.): „Und nun Sapph
nehme Frau, Gattin und Mutter, die in ihrer Fra
Bruder ein unpassendes Verhältnis zu einer Dirne

ihrer Dichterwürde den ungebildeten Reichtum direkt angreift; ihr Haus ist ein Musensitz, den auch nicht die Trauer entweihen darf, die Jungfrauen der Umgegend kommen, bei ihr musische Erziehung zu suchen, sie dichtet ihnen das Hochzeitslied, dichtet den Göttern Kultlieder, ein Alkaios huldigt ihr als der reinen, ἁγνά; ..... — und diese Frau soll ein Laster, das Männer gewiß nicht leicht nehmen, nicht nur ungestraft geübt, sondern so deutlich bekannt haben, daß wir es noch in den Bruchstücken merken? .... Sapphos Poesie ist darum so unaussprechlich schön, weil sie ganz Natur ist — die Menschen aber tragen ihre eigene Unnatur hinein. Gewiß, was sie dem Mädchen gegenüber empfindet, ist ἔρως, daran hat niemand im Altertum gezweifelt, sie selber am wenigsten; gewiß, sie schildert die pathologischen Erscheinungen ihrer Leidenschaft, und diese zeigen eine Stärke, daß sie sie ausspricht, zeigt eine Offenheit, die uns befremdet. Darin allein liegt das psychologische Problem, liegt freilich auch die beste Garantie dafür, daß diese Liebe der Schülerin und Lehrerin nur zur Ehre gereichen konnte.... Dieser Liebe, soweit sie das Objekt angeht, irgend etwas Sinnliches zuzuschreiben, ist nicht nur sündhaft, sondern zeugt von einer groben Unfähigkeit, Texte zu verstehen.... Wenn die muntern Dinger um sie getanzt, gelärmt und gespielt haben, mag sich wohl die Träne in ihr Auge geschlichen haben, da jene alle nicht ahnen konnten, was der Armen fehlte.... Weil sie tiefer empfand, voller und reiner zu sagen vermochte, was sie litt, konnte sie Blüten der Poesie hervorbringen, deren Duft bis heute nichts von seiner unmittelbaren Frische verloren hat .... Sie erscheint uns wie ein Wunder, und doch ist alles menschlich und natürlich an ihr; schon die attische Welt weiß sie nicht zu verstehen, sucht nach einer Erklärung, und dann sind die Menschen mit dem Gemeinen rasch bei der Hand, stoßen unter sich, was nicht auf ihrem Niveau steht, weil sie über sich nichts dulden mögen, und munkeln vollends gern von Unsagbarem, was sie der Verpflichtung eines Nachweises überheben soll ..... Es ist wohl überhaupt einem Manne gar nicht möglich, diese Offenbarung des Weiblichen voll zu verstehen: ich möchte noch manches sagen, ἀλλά με κωλύει αἰδώς, wenn ich auch περὶ τῶ δικαίω spreche; aber huldigen darf ich ihr, wie ihr Platon gehuldigt hat, als der edelsten Verkörperin jenes Ewigweiblichen, das uns hinanzieht". Solche Worte wirken befreiend und erhebend.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

II.

Die lateinische Literatur und Sprache behandeln ebenfalls in drei Unterabteilungen (1. Die römische Literatur des Altertums, 2. Die lateinische Literatur im Übergang zum Mittelalter und

3. Die lateinische Sprache) der Reihe nach Friedrich Leo, Eduard Norden und Franz Skutsch.

Leo ist es gelungen, den Riesenstoff von den ersten Keimen der römischen Literatur bis zu Boethius' *Consolatio*, dieser keineswegs welken Frucht eines der letzten alten Triebe, auf nicht ganz 60 Seiten zu bewältigen und nicht minder eigenartig als gemeinverständlich zu bearbeiten. Zunächst hat er die programmäßige Kürze genauestens eingehalten und sie dadurch erreicht, daß er nur drei Abschnitte im Texte selbst macht, keinen Namen durch den Druck hervorhebt und besonders die Einzelheiten aufs stärkste beschränkt. So erfährt man aus seiner Darstellung weder einen Titel einer Plautinischen oder Terenzischen Komödie noch auch den von Cäsars *Commentarii de bello civili;* und von Ciceros Reden wird nur nebenher die für Murena erwähnt. Dagegen ist Leo mit Erfolg bestrebt, auf den Zusammenhang der römischen Produktion mit der allmählich entstehenden griechisch-römischen Kultur und dem eigenen nationalen Leben hinzuweisen, ferner aus der für die Gesamtentwicklung knapp bemessenen Fläche die literarisch führenden Charakterköpfe herauszuarbeiten sowie ihre Bedeutung für die Folgezeit und die Gegenwart wenigstens anzudeuten. Dabei verwertet er die reichen Ergebnisse seiner eigenen und fremder Forschung aufs geschickteste. So ist vorzüglich und aus dem Vollen geschöpft, was er über Plautus' Komödien im allgemeinen und über ihre Sprache sowie ihr Fortleben im besonderen sagt. Den feinsinnigen Kenner verraten die trefflichen Ausführungen über das Augusteische Zeitalter und über Senecas Tragödien, „deren Einfluß bei Shakespeare kenntlich, für die französische Tragödie bestimmend war". Lesenswert ist auch das Urteil über den Enzyklopädisten Plinius den Älteren und seinen Neffen, „den rechten Typus einer flachen, doch von ihrem Werte überzeugten Zeitbildung". Von Quintilian wird dagegen mit Recht hervorgehoben, daß er durch seine Erkenntnis, es müsse die größte Verflachung der literarischen Produktion entstehen, wenn alle Kräfte sich auf ein Virtuosentum des Geistes richteten, „mit Notwendigkeit zu Cicero hingeführt wurde, nicht nur zu ihm als dem größten Redner, der überall das Muster für die Lehre gab, sondern auch zu Ciceros Lebens- und Bildungsideal, wie es in den Büchern vom Redner niedergelegt" ist. Was diesen selbst anlangt, so unterschreibe ich alles, was Leo im Gegensatz zu Drumann, Mommsen und Schanz über ihn darlegt. Ohne gegen ihn irgendwie nachsichtig zu sein, hebt er gerecht und warm die großen Vorzüge des wirkungsvollen Redners, fruchtbaren Schriftstellers und ebenso gebildeten als anregenden Mannes hervor. Von dieser Biographie möchte ich (zugleich als Probe von der fesselnden Art der Darstellung) die Einleitung und den Schluß anführen: „Wäh[illegible]
ein moderner Dichter, Lucrez eine ver[illegible]
gipfelt in Marcus Tullius Cicero (geboren [illegible]

7. Dezember 43 v. Chr.) die Entwicklung, die der römische Geist auf literarischen Wegen und in der kunstmäßigen Gestaltung seiner Sprache genommen hat. Cäsar selbst nannte ihn in seinem Buche über die lateinische Sprache den Führer und Entdecker auf diesem Gebiet; die Zeitgenossen sahen in ihm zwar nicht, wie er gewünscht hätte, ihr politisches, aber ihr geistiges Oberhaupt und umgaben ihn mit einer Verehrung, die den gescheiterten Staatsmann in der letzten Katastrophe der Republik an die Spitze des Senates rief. In den nächsten Generationen war seine literarische Bedeutung bestritten, aber er wirkte unmittelbar fort und rang sich durch; etwa anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode begann er die Schule zu beherrschen und war von da an das Haupt der römischen Bildung und ihrer Propaganda. Durch die Renaissance wurde er wieder eine Macht und blieb es auf allen Gebieten der europäischen Kultur, von der Schule bis zu den Parlamenten. Kein Zeitalter hat seine Schwächen verkannt, so wenig es sein eigenes Zeitalter tat; am schärfsten erkannten sie einige von denen, die ihn am entschiedensten zur Geltung brachten, wie Petrarca. Aber solange man die Alten las, um ein persönliches Verhältnis zu ihnen zu gewinnen und zu pflegen, so lange hob der Eindruck des Gesamtbildes immer wieder über Anstoß und Bedenken fort. Denn Cicero ist nicht nur die erste, er ist auch die einzige große Persönlichkeit des Altertums, die uns als Schriftsteller und als Mensch vollkommen klar vor Augen steht, in seinen Werken, die zum größten Teil erhalten sind, und in seinen Briefen. Erst im neunzehnten Jahrhundert, als die historische Forschung die Teilung der philologischen Arbeit herbeiführte, wurde für den Einzelnen das Einzelne zum bloßen Material. Nun sah der Historiker der politischen Geschichte nur den Staatsmann Cicero und fand es unerträglich, daß ein politischer Schwächling die Wege Cäsars kreuzte; der Historiker der Philosophie nur den Philosophen, der seine Vorlagen mißverstand; der Interpret nur den Advokaten, der es mit der Wahrheit nicht genau nahm; und die vertrauten Briefe an den Freund bewiesen die Haltlosigkeit einer schwankenden Seele. Seitdem hat die Verwundende, wie es in der Wissenschaft die Regel ist, begonnen sich an ihr Geschäft der Heilung zu machen und das Bild des Ganzen wieder herzustellen. Wir haben gelernt (was wenigstens die Engländer nie bezweifelt haben), daß auch der Staatsmann paktieren darf; wir sehen, daß Drumann mit Ciceros intimer Korrespondenz einen schnöden Mißbrauch getrieben hat. Wir verstehen, daß die philosophischen und rhetorischen Schriften im Zusammenhang der antiken Prosakunst als Kunstwerke verstanden, daß die literarische Bedeutung der Rede gewürdigt werden muß; wir verstehen, was es bedeutet, der Vollender der Sprache seines Volkes zu sein, eines Volkes, das mit seiner Sprache die westliche Welt kultiviert hat“. Die gehaltvolle Beurteilung schließt mit den Worten: „Cicero ist einer von denen, deren besseres Leben mit dem Tode

beginnt. In jeder bedeutenden geistigen Bewegung hat er seine Wirkung bewährt und wird es ferner tun. Freilich ist er keine Lektüre für Kinder; wenigstens das Sekundanerurteil sollte in der Diskussion über seinen Schatten minder hörbar sein".

Vielleicht mag in der sonstigen Darstellung Leos einiges (wie Ennius' Bedeutung für die folgenden Epiker, Cäsars literarische Würdigung) als etwas zu bündig gefaßt und vereinzeltes (so die Ansicht, die Schrift Catos *De re rustica* liege heute in einer sehr veränderten Fassung vor) als zweifelhaft erscheinen. Sicher ist die Leistung im ganzen vortrefflich und trotz ihrer Kürze sowie besonderen Bestimmung auch für den Kenner höchst interessant, für den gebildeten Laien aber nicht nur inhaltlich lehrreich, sondern auch durch ihre feine Charakteristik und schöne Darstellung sehr anziehend.

Der Verfasser der „Antiken Kunstprosa" und verdiente Vergilerklärer Eduard Norden hat seine schwierige Aufgabe, die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter, d. h. in der kulturgeschichtlich wichtigen Periode von der beginnenden Auflösung des römischen Weltreiches bis zur neuen Reichsgründung durch Karl den Großen, entsprechend zu skizzieren, auf S. 374 bis 411 gleichfalls glücklich gelöst. Um den Anschluß an die italienische Renaissance zu gewinnen, führt er die Richtlinie nur auf einem Gebiete, dem der Stellungnahme der folgenden Jahrhunderte zur lateinischen Sprache und zu den alten Schriftstellern, über die karolingische Zeit hinab. Zunächst macht er für seine in der Darstellung selbst befolgte Gliederung des Stoffes nach Landschaften die Sonderentwicklung der provinzialen Literaturen geltend, die trotz des gewohnheitsmäßigen Stiles der dichterischen und prosaischen Gattungen und trotz der ausgleichenden Wirkung des völkerverbindenden Christentums doch erkennbar sei. Bevor er seine Wanderung durch die Provinzen antritt, berührt er noch das allmähliche Aussterben der griechischen Sprache im Westreiche und die Bedeutung der dadurch nötig gewordenen Übersetzungsliteratur. Hierauf führt er die literarischen Haupterscheinungen in Italien, Afrika, Spanien und Gallien möglichst in zeitlicher Abfolge vor und würdigt sie im einzelnen überaus ansprechend und lebendig. Ausführlicher behandelt er Symmachus' ergreifende Bittschrift an den Kaiser Valentinian II. um Duldung der letzten Symbole der nationalen Religion. „Die wirksame Einkleidung und die ergreifenden Worte haben bis auf Dante, Petrarca und Cola di Rienzo[1]) gewirkt. Der Eindruck auch auf die Zeitgenossen war ein so bedeutender, daß der größte Kirchenfürst des Westens, Ambrosius von Mailand, zur Feder griff, um den gefährlichen Gegner zu widerlegen". Von ebendiesem großen Diplomaten und Kanzelredner wird hervorgehoben, daß er dem Kirchenliede einen festen Platz im christlichen Gottesdienste verschafft hat, das anfangs

[1]) Die geläufige römische Form ist Rienzi.

der klassischen Metrik, dann Verse mit wahlfreien, später gesetzmäßigen Reimen aufwies. „Es steht fest, daß diese Neuerung aus der Kunstprosa, in der sie seit alters üblich war, in die Poesie, die den Reim bisher nicht kannte, eindrang". Kurz und gut charakterisiert N. den gelehrten, aus dem nördlichen Bosnien stammenden Hieronymus, der, vom freien und wissenschaftlichen Geist des hellenenfreundlichen Christentums beseelt, wohl zuerst den Mönchen literarische Beschäftigung empfohlen hat. Nach dem Lobe der leider nur unvollständig auf uns gekommenen Reisebeschreibung des *Rutilius Namatianus*, die „als letztes nationales Gedicht ernst und stimmungsvoll am Grabe der antiken Kultur steht", geht der Verf. auf *Eugippius'* Lebensbeschreibung des für unsere Gegenden wichtigen Glaubensboten *Severinus* ein, die „eine für die Geschichte der Zeit sehr wichtige Urkunde ist und die ganze Literaturgattung der Heiligen- und Märtyrerbiographien am würdigsten vertritt". Weiter wird Cassiodors Plan, nach dem Vorbilde der gleichzeitigen syrisch-griechischen Theologenschule von Nisibis auch in Rom eine „theologische Fakultät" zu gründen, als Vorläufer der mittelalterlichen Universitätsgründungen bezeichnet und als sein Verdienst gerühmt, daß der Benediktinerorden durch seine wissenschaftsfreundliche Auslegung der Regel des Stifters ein Bannerträger der Wissenschaft geworden ist. Unter den Afrikanern wird der gemütstiefe und phantasievolle *Augustinus* mit besonders kräftigen Strichen gezeichnet. „Augustinus war der größte Dichter der alten Kirche, mag er auch in Versen so weniges geschrieben haben wie Platon. Diese beiden gehören zusammen als die größten Dichterphilosophen aller Zeiten und wir wollen es uns als eine für die Geschichte der menschlichen Ideen wichtige Tatsache merken, daß Augustinus, als er irrte und fehlte und mit der ganzen Glut seiner Seele die Wahrheit suchte, in der platonischen Philosophie die Führerin gefunden hat, die ihn den rechten Weg leitete... Von den Dichtern liebte er besonders Vergil, aus dem er sogar in einer Predigt Verse anführt; einmal nennt er ihn einen 'großen Dichter, den herrlichsten und besten von allen': so schreibt er noch als Greis von dem Dichter, bei dessen Lektüre er als Knabe an tragischen Stellen geweint hatte". Zwei der berühmtesten Schriften Augustins, die *Confessiones* und *De civitate Dei*, werden dann näher besprochen. An dem ersten Werk, das Petrarca und Rousseau nachgeahmt haben, fesselt „das ewig Menschliche, das an Kraft durch die Jahrtausende nicht gebrochen, mit einer Unmittelbarkeit ohnegleichen.. zu uns herübertönt... Mit Recht hat man das Faustische dieses Buches hervorgehoben... Als Ganzes ist das Werk von einsamer Großartigkeit und gehört zu den ewigen Besitztümern der Menschheit". Das zweite, dem „auch die griechische Theologie nichts Vergleichbares an die Seite zu setzen hat, schließt die lange Reihe der christlichen Verteidigungsschriften ab, geht aber darin weit über sie hinaus, daß es auf den Trümmern

des niedergerissenen Pantheon die christliche Kirche sich vor unseren Augen erheben läßt. So würdig und ernst, mit solcher Tiefe und Weite des Blickes war die alte Streitfrage noch nie behandelt worden. Angenehm berührt uns die trotz grundsätzlicher Ablehnung des Alten gewahrte Vornehmheit der Polemik: man merkt, daß ihm einst lieb und wert gewesen ist, was er nun bekämpfen muß, und gern bezeugt er auch hier gelegentliche Gedankenharmonie philosophischer Denker und Dichter, wie Ciceros, Vergils, Senecas und vor allem Platons, mit christlichen Lehren". Trotz der dem Werke anhaftenden (von N. nicht verschwiegenen) Mängel ist dessen „Siegeszug durch die abendländische Christenheit fast beispiellos gewesen; man wird wohl sagen dürfen, daß außer Platon kein Schriftsteller auf die Gedanken der Kulturmenschheit so bestimmend eingewirkt hat wie Augustinus durch dieses Werk". Ich muß es mir versagen, weitere Proben aus diesem Abschnitt und den gleichfalls interessanten Kapiteln über Spanien, Gallien, die Propaganda der irischen und angelsächsischen Mönche und die karolingische Renaissance anzuführen. In diesem Abschnitte werden die Bildungselemente, welche die Karolingerzeit mit der Vergangenheit verbinden, betrachtet und auf ihre so große, „in ihrem ganzen Umfange für uns kaum meßbare" Bedeutung für die Überlieferung der lateinischen Schriftsteller nachdrücklich hingewiesen. In dem Schlußkapitel „Mittelalter und Renaissance, ein Ausblick" wird die große Rolle, die das Latein in der Kirche und den Wissenschaften, der gebildeten Unterhaltung und dem diplomatischen Verkehre während des Mittelalters gespielt hat, sachgemäß hervorgehoben und betont, daß wie die Sprache, so auch der Bildungsinhalt des Altertums, freilich durch die Handbücher der sogenannten sieben freien Künste stark verwässert, in den Klöstern, Schulen und Universitäten erhalten blieb. Die verdächtigten Autoren fanden zwar stets bei Männern freieren Sinnes Anerkennung und Pflege, aber erst in der Renaissance „triumphieren die *auctores* über die *artes*, die man hohnlachend den aus der Zeit der Scholastik weiter bestehenden Artistenfakultäten überließ". Aber die Humanisten, die das Latein wiederbeleben wollten, haben es eigentlich zur toten Sprache gemacht und „dadurch wider ihren Willen die Bahn frei gemacht für eine ungehemmte Entwicklung der modernen Sprachen". Trotzdem ist die wichtige Tatsache unbestreitbar: „In dem großen Völkerfrühling der Renaissance, in dem alles keimte, was die moderne Kultur in Kunst und Wissenschaft zur Entfaltung gebracht hat, in dem die Freiheit des Individuums verkündet und dadurch die Möglichkeit großartigster Entdeckungen auf allen Gebieten gegeben wurde, ist die Wiedergeburt der Antike die eigentlich treibende Kraft gewesen: geleitet von den Autoren des [illegible] erst den lateinischen, dann vor allem den griechis[illegible] Mensch an die Aufgaben, die ihm die neuen [illegible]". Wie dieser kurze Über-

blick zeigen kann, hat N. von der Literatur dieser Epoche, für die er mehrere zum Schluß angeführte Vorarbeiten frei und selbständig verwertet hat, ein lichtvolles, die Hauptzüge trefflich zum Ausdruck bringendes Bild geliefert [1]).

Den letzten Abschnitt „Die lateinische Sprache" (S. 412—451) eröffnet Franz Skutsch mit der Klarlegung der Aufgabe des Sprachhistorikers. Er charakterisiert dann kurz die uritalische Sprache, bezeichnet ihre Struktur gewissermaßen als zyklopisch und leugnet es nach den neueren Forschungen, daß ihre Beziehungen zum Griechischen oder Keltischen näher seien als etwa zum Slavischen. Weiter handelt er über „Die dialektale Gliederung des Italischen" und über „Die sonstigen Sprachen der Apenninhalbinsel und ihr Verhältnis zum Lateinischen". Ferner bespricht er das älteste Latein, dessen Veränderungen bis zum 3. vorchristlichen Jahrhundert, darunter die frühesten stilistischen Einflüsse des Griechischen, die er in der Fassung der Zehntafelgesetze erblickt; diese hätten unwillkürlich selbst auf Catos Stil im Werke *De re rustica* eingewirkt. Das fünfte Kapitel scheidet die Schrift- von der Umgangssprache [2]) und rühmt *Plautus* als eine fast unverfälschte Quelle des Alltagslateins. „Man kann nur sagen, es gab nichts, was in diesem Latein seinen adäquaten Ausdruck nicht hätte finden können. Kluge Lebensweisheit und toller Übermut, Liebesschmerz, der am Leben verzweifelt, und reizendste Schmeichelworte, aus denen es wie ein perlendes Lachen noch heute an unser Ohr klingt, Vaterfreude und Vaterschmerz und was es sonst noch für Töne in der Skala der Empfindungen und Gedanken des täglichen Lebens gibt, alle sind sie zu hören, und wer diesen Dichter zu lesen versteht, ist ebenso von der Meinung geheilt, daß das Latein seiner Natur nach eine nüchterne, wie von der anderen, daß es eine eminent logische Sprache war. Wir haben hier das treueste und in vielem Sinne auch vollständigste Bild des wirklichen Lateins". Natürlich gibt aber auch Sk. zu, daß Plautus durch das Metrum zu freierem Schalten mit der römischen Umgangssprache gezwungen war und Wörter, Wendungen und Gespräche aus seinen griechischen Vorlagen mehr oder minder treu herübergenommen hat. Nach einer knappen, inhaltsreichen Geschichte des lateinischen Stiles geht er auf „Die gesprochene Sprache" und den „Einfluß des Lateinischen auf andere Sprachen" über. Er erwähnt die Latinisierung in den romanischen Ländern und die bei anderen Völkern sich findenden starken Entlehnungen während des Altertums und frühen Mittelalters. „Am stärksten vielleicht (ist die Infiltration lateinischen Sprachguts) bei den Albanesen,

[1]) Nur wenige Versehen meist unbedeutender Natur sind mir aufgefallen; so wird S. 376 nicht zutreffend behauptet, Fronto habe mit gleicher Kunstfertigkeit griechisch und lateinisch geschrieben; dagegen spricht sein eigenes Zeugnis im Briefe bei Naber S. 24, Z. 22 ff.

[2]) Hier und sonst öfter verwertet Sk. das prägnante, aber etwas komische Wort F. Th. Vischers: „Eine Rede ist keine Schreibe".

die nicht aus dem eigenen Sprachschatz, sondern mit Entlehnungen aus dem Lateinischen selbst die einfachsten Anforderungen an das Lexikon bestreiten: sogar die Ausdrücke für 'oder' und 'und', für 'Eltern' und 'Kinder' z. B., ja ganze Teile des Formensystems sind hier aus dem Latein herübergenommen". Bekanntlich ist ferner vieles in die griechische Sprache des oströmischen Reiches sowie ins Deutsche eingedrungen, besonders Bezeichnungen für das auf Haus und Garten, Küche und Keller Bezügliche. Selbst noch als tote Sprache hat sich das Latein befruchtend gezeigt, so in den vielen Doppelwörtern (Doubletten) des Französischen und anderer romanischer Sprachen und im neueren Deutschen, das hauptsächlich Ausdrücke der gelehrten Schule und des wissenschaftlichen Betriebes aufgenommen hat. Auch den syntaktisch-stilistischen Einfluß des Lateins auf die neueren Sprachen berührt Sk.; dabei antwortet er denen, die aus der Einschränkung des Lateinunterrichtes das Heil für das Deutsche erhoffen, mit Recht: „Hätten nur nicht die letzten Jahre gezeigt, daß unser Stil für das kalte Fieber der Latinomanie das hitzige der Gallo- und Anglomanie einzutauschen in Gefahr steht!... Eine weitere Beschneidung unserer Lateinkenntnisse würde auch für das Verständnis unserer nationalen Sprachgeschichte, wie es jeder Gebildete besitzen sollte, einen schweren Verlust bedeuten". Das Schlußkapitel „Das Latein seit dem Ausgang des Altertums" weist auf die kunstvolle Nachahmung des klassischen Stiles seit der Renaissance hin, die dem Latein den Lebensrest genommen habe. Während die systematische Botanik mit ihren kühnen lateinischen Neubildungen und dem Verzicht auf alle stilistische Kunst eine internationale Verständigung auf diesem wissenschaftlichen Gebiete ermögliche, mehre die Forderung, „ciceronisch" zu schreiben, selbst unter den Philologen die Abneigung, sich lateinisch auszudrücken. Wenn Sk. weiter wegen der angeblichen Unerfüllbarkeit der 'klassizistischen Imitation' auch für den Philologen auf das Latein als Darstellungsmittel verzichten will, so kann ich mich mit dieser m. E. von ihm nicht ausreichend begründeten Ansicht keineswegs befreunden. Denn beim Aufgeben der Forderung, daß die Lehrer des Lateins das Lateinische, natürlich innerhalb erreichbarer Grenzen[1]), auch selbst zu schreiben verstehen, würde sicher jedes lateinische Stilgefühl schwinden; damit müßte aber zugleich die sprachliche Erklärung der Klassiker erheblichen Schaden leiden und die von Sk. selbst kräftigst bekämpfte Einschränkung der Lateinkenntnis befördert werden. In der zum Schluß gegebenen kurzen, aber gelungenen Übersicht über den Inhalt der neulateinischen Literatur weist der Genannte auf die Kommentare zum *corpus iuris,* die

---

[1]) Ich meine, im wesentlichen nach den besten Mustern (Cicero und Cäsar), aber ohne starre Einseitigkeit oder gar mit Nachahmung von Äußerlichkeiten des rhetorischen Stiles, wie der gerade jetzt aktuellen rhythmischen Klauseln, deren Bedeutung für das 'ciceronische' Latein Sk. doch wohl überschätzt.

geschichtlichen Quellen, die Werke der Scholastiker, Spinozas und Leibniz' und die exakten Schriften Newtons und Gauß' hin und meint, daß die von ihm auf gut Glück herausgegriffenen wenigen Beispiele ausreichend scheinen dürften, um die Ehrfurcht vor dem Latein als einem altgeheiligten Gefäß menschlichen Denkens wieder zu wecken, wo sie im Schwinden sei, und um Schopenhauers Wort (Parerga II, § 299) zu rechtfertigen: „Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet: sein Horizont ist äußerst beschränkt, nur das Nächste sieht er deutlich, wenige Schritte darüber hinaus verliert es sich ins Unbestimmte. Der Horizont des Lateiners hingegen geht sehr weit, durch die neueren Jahrhunderte, das Mittelalter, das Altertum".

Diese von dem hervorragenden Fachmann herrührende Schilderung der Eigenart und Entwicklungsgeschichte der lateinischen Sprache für Laien verdient deshalb besondere Anerkennung, weil sie noch größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte als die literarhistorischen Skizzen. Nicht nur fehlt es trotz trefflicher Einzeldarstellungen (wie Büchelers 'Grundriß der lateinischen Deklination') und Lindsays sowie Sommers bekannter Werke an einer wissenschaftlichen Geschichte der lateinischen Sprache, sondern Sk. setzt auch bei seiner Darstellung bloß die Kenntnis der Anfangsgründe der lateinischen Formenlehre voraus, also noch weniger als z. B. O. Weise in seiner „Charakteristik der lateinischen Sprache"; bei aller Wissenschaftlichkeit versteht es der Verf., in seiner Darstellung durchaus klar, verständlich und fesselnd zu bleiben.

Es erübrigt schließlich nur der Wunsch, daß die des wärmsten Lobes würdige lateinische Abteilung gleich dem ganzen Bande von den weitesten Kreisen gelesen werde und dazu beitrage, die immer wieder hörbaren Vorwürfe und Vorurteile gegen die antike Bildung zu zerstreuen und viele Fernerstehende von dem hohen Werte, der Vorbildlichkeit und Triebkraft der klassischen Sprachen und ihrer Literatur auch für die Gegenwart zu überzeugen.

Wien. Edmund Hauler.

R. Loeper, Das alte Athen. Erklärender Text zu den Tafe XIV *a* und XIV *b* der *Tabulae quibus antiquitates Graecae et R manae illustrantur,* ed. St. Cybulski. Mit 15 Abbildungen. Leipzi Köhler 1905. 84 SS. Preis Mk. 1·50.

In dem anspruchlosen Hefte bietet der Verf., der bekannt i durch seine Arbeit: Die Trittyen und Demen Attikas (Athen. Mit XVII, S. 319—433), eine Übersicht der Stadtgeschichte Athe von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage in klarer, übersich licher Darstellung. Er beginnt mit der Besprechung der La Flüsse, Berge (S. 3—5), behandelt dann das vorgeschichtlich

hen (S. 5—9), die Kekropia, welche Ansiedlung auf der Burg
d dem westlichen und südlichen Abhange lag. Er nimmt S. 7
hl mit Unrecht eine phönikische Ansiedlung Melite auf dem
usenhügel und der Pnyx an, hebt aber mit Recht hervor, daß
Akropolis auch später noch ihre Bedeutung als Festung behielt.
r das VI. Jahrhundert (S. 9—20) kommen die Bauten des Pei-
stratos und seiner Söhne in Betracht: ein Tempel auf der Akro-
lis, der ältere Dionysostempel, die Wasserleitung mit der Ἐννεά-
κρουνος, in deren Ansetzung der Verf. mit Recht Dörpfeld folgt;
nn folgten die Reformen des Kleisthenes, welche neue Bauten
forderten. Aus dieser Zeit stammt wahrscheinlich der kolossale
u der Pnyx für die Volksversammlungen (vgl. Alb. 2, S. 19).
ch vor das Jahr 480 sind die älteren Propyläen zu setzen, die
schlich kimonische genannt werden. In die Zeit von 480 bis
rikles (S. 21—30) fällt die Wiederherstellung der durch die
rser zerstörten Tempel und Regierungsgebäude und die Er-
uung der 60 Stadien (ca. 11 *Km*) langen Stadtmauer unter
emistokles. Auf der Akropolis wurde der alte Tempel wieder-
gestellt und blieb noch im IV. Jahrhundert als ἀρχαῖος νεώς
stehen (S. 22). Von den Toren ist das Dipylon das interes-
nteste: es waren zwei Tore nebeneinander, dahinter ein Torhof
d wieder zwei Tore (S. 23). Nicht unbedeutend erscheint die
utätigkeit Kimons, der die südliche und westliche Akropolis-
uer errichtete und den Grund zu den sogenannten langen Mauern
gte. Ein bedeutender Teil des Buches ist dem Zeitalter des
rikles gewidmet (S. 30—54, mit den Abbildungen 3—10). Es
nd die Bauten auf der Akropolis eingehend behandelt; mit Recht
ird S. 38 hervorgehoben, daß der Parthenon nicht hypäthral
ar, sondern sein Licht lediglich durch die kolossale Tür erhielt.
ußer den Bauten auf der Akropolis finden wir besprochen das He-
haisteion, früher Theseion genannt, das ein Tempel des Hephaistos
d der Athena Hephaistia war (S. 50 f.). Auch die sonstige
utätigkeit zur Sicherung und Ordnung der Stadt wird richtig
würdigt. Die folgende Zeit vom peloponnesischen Kriege bis
makedonischen Epoche (S. 54—59) bringt die Errichtung des
iligtums für Asklepios (420 v. Chr.), die Erneuerung der Schiffs-
user 378/7 und eine regere Bautätigkeit unter Lykurgos (341
329): dahin gehört die Skenothek des Philon im Hafen Zea,
Dionysostheater, das Gymnasion im Lykeion und das pana-
näische Stadion. Die makedonische Epoche (S. 59—64) weist
uten auf, welche der Gunstbezeugung auswärtiger Herrscher
Entstehung verdanken, so die Stoa des Eumenes und das
rologion des Andronikos, bekannt unter dem Namen „Turm der
nde". In der römischen Zeit (S. 64—78) verlor Athen seine
deutung als industrieller und kommerzieller Mittelpunkt, blieb
r das Zentrum des philosophischen Unterrichtes. Von Bauten
d zu nennen: der Rundtempel des Augustus und der Roma auf

der Akropolis, die Anlage der großen Marmortreppe zu den Propyläen, der Umbau des Dionysostheaters mit erhöhter Bühne zur Zeit Neros. Eine neue Glanzperiode erlebte Athen unter Hadrian, der einen neuen Stadtteil schuf mit dem gewaltigen Tempel des olympischen Zeus als Mittelpunkt. Als letzte Errungenschaft Altathens auf dem Gebiete der Bautätigkeit können die Bauten des Herodes Atticus, besonders das Odeion der Regilla, bezeichnet werden. Während sich Athen in der letzten Kaiserzeit noch als Sitz heidnischer Gelehrsamkeit erhielt, begann im Mittelalter der Verfall, der auch in der Neuzeit fortdauerte, worüber S. 72—82 handelt. Nach der Zerstörung des Parthenon (26. September 1687) sank Athen zu einem elenden Albanesendorfe herab, wie es 1835 erschien; erst seit der Bestimmung Athens als Residenz des neuen Königreichs begann ein Aufschwung, der auch eingehende Forschungen und Ausgrabungen zur Folge hatte, durch die vor allem die Akropolis und wichtige Teile der alten Stadt der Wissenschaft erschlossen wurden. Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Benützung des Heftes, das allen Lehrern der klassischen Sprachen und der Geschichte sowie zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken bestens empfohlen wird.

Wien. Dr. Johann Oehler.

H. Sjögren, Zum Gebrauch des Futurums im Altlateinischen. Akademiska Bokhandeln in Uppsala und O. Harrassowitz in Leipzig 1906. 243 SS.

In diesem Buche liegt uns eine mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und anerkennenswertem Fleiße durchgeführte, auf genauer Kenntnis der einschlägigen Literatur, die überall gewissenhaft angeführt wird, beruhende Untersuchung über den im Titel genannten Gegenstand vor. Es ist in der Natur der Sache begründet, daß die Erörterung irgend einer das alte Lat. betreffenden Frage sich zunächst mit der Sprache der Komiker als der Hauptvertreter dieser Periode des Lateins zu befassen hat; und so behandelt auch Sjögrens Buch hauptsächlich die Sprache des Plautus und des Terenz.

Hinsichtlich der Einteilung seiner ganzen Ausführung schließt sich der Verf., allerdings nur in den Grundzügen, der Darstellung der einschlägigen Partien bei Blase, Tempora und Modi (Landgraf, Histor. Grammatik der latein. Sprache, III. B., Leipzig 1903) an. Auf eine Einleitung (S. 1—4), in der die verschiedenen futuralen Ausdrucksweisen, die dem Lateiner zur Verfügung stehen, ihrer Bildung nach charakterisiert werden und auf die Eigentümlichkeit der Futura, neben ihrer temporalen Funktion modale Funktionen zu übernehmen, hingewiesen wird, folgt die Durchführung des eigentlichen Themas in vier Kapiteln (S. 5—228): I. Das Präsens in

futuraler Verwendung; II. Der Konj. des Präs. und das Futurum I; III. Das zweite Futurum; IV. Das periphrastische Futurum. Es schließt sich noch ein Anhang an (S. 229—241), der in fünf Abschnitten einige spezielle Fragen behandelt, und ein Verzeichnis der in dem Buche kritisch besprochenen Stellen.

Schon die vorstehende Skizzierung läßt den reichen Inhalt vorliegender Arbeit ahnen. Der Verf. begnügt sich nicht damit, das Material, das sich ihm in Fülle darbietet, zusammenzutragen und es zu sichten, sondern ist stets bestrebt, die Motive, die bei dieser oder jener sprachlichen Erscheinung wirksam gewesen sein mochten, aufzudecken, um so womöglich zu allgemeinen Grundsätzen des Sprachgebrauches zu gelangen. Als besonders praktisch muß der Ref. die nach jedem größeren Abschnitte eingefügten Zusammenfassungen der gewonnenen Ergebnisse bezeichnen; sie erleichtern wesentlich die Benützung des Buches, indem sie den Leser über die in den Detailuntersuchungen erzielten Resultate kurz orientieren. Allerdings wird sich derjenige, der sich mit dem Gang der Untersuchung vertraut machen und ihn auf seine Richtigkeit prüfen will, mit ihnen durchaus nicht begnügen können. Durch die Bemerkungen, die ich mir im folgenden vorzubringen erlaube, soll auch dort, wo ich von des Verf. Ansicht abweiche, der Wert seiner höchst verdienstvollen Ausführungen keineswegs abgeschwächt werden, sondern es möge dadurch die eine oder die andere der behandelten, oft sehr schwierigen Fragen auch von einem anderen Standpunkte beleuchtet und so einer richtigen Lösung näher gerückt werden.

Bei der Behandlung der Frage, inwiefern sich im Altlatein. das Präsens (Indikat. und Infinit.) futural gebraucht findet (I. Kap. S. 5—71), geht der Verf. in der Weise vor, daß er zunächst den Gebrauch im Hauptsatze, dann den im Nebensatze darlegt, darauf die Verwendung des Infin. folgen läßt und schließlich noch die Fälle behandelt, wo Futura und Präsentia in futuraler Verwendung miteinander abzuwechseln pflegen. In der näheren Ausführung dieses Themas sowie auch vielfach in den folgenden Kapiteln geht der Verf. in seinem Streben, das Material nach Gruppen zu sichten, etwas zu weit; die große Zahl von Abteilungen und Unterabteilungen mag für die spezielle Verwendung der gemachten Beobachtungen bei textkritischen Fragen nicht unpraktisch sein, die Übersichtlichkeit der Darstellung wird dadurch sicherlich beeinträchtigt. Nicht einmal die allgemeine Scheidung der Hauptsätze in positive, negative Sätze und Fragesätze scheint überall dort, wo sie durchgeführt ist, von wesentlicher Bedeutung zu sein. Gemäß den gewonnenen Resultaten läßt sich eine bestimmte Grenze für den Gebrauch des Futurums einerseits und den des futuralen Präsens anderseits nicht ziehen (S. 71). Man wird nach [illegible] Ref. folgendes festhalten müssen. Wenn ein Autor [illegible] futural verwendet, so muß er notwendigerw[illegible]

die richtige Auffassung des Zeitverhältnisses beim Leser zu erzielen. Wenn sich nun die futurale Bedeutung des Verbalausdruckes aus der Form selbst zur Genüge nicht ergibt, so müssen andere Mittel zu dieser Auffassung zwingen oder mindestens sie ermöglichen. Diesen Zweck pflegen Adverbia wie *cras, post, iam, actutum* usw. zu erfüllen oder eine ausgesprochen futurale Verbalform in der Nähe; auch eine Konjunktion kann es sein wie *antequam* oder *priusquam* bei futuralem Hauptsatz (vgl. Plaut. Merc. 1010 *Eutyche, hanc volo prius rem agi, quam refero pedem*); schließlich kann die gleiche Wirkung durch die ganze Situation erzielt werden, in der die Aussage erfolgt. Dazu gehören die besonders zahlreichen Fälle eines derartigen Gebrauches in Bedingungssätzen: ist nämlich hier der eine Teil, sei es der bedingende oder der bedingte Satz, deutlich futural, so ergibt sich sehr oft mit Leichtigkeit auch für den anderen die richtige Zeitstufe, so daß der Sprechende sich in einem der beiden Sätze, ohne undeutlich zu werden, das Präsens gestatten kann; vgl. Ter. Haut. 730 *faciet, nisi caveo* oder Plaut. Mil. 694 *flagitiumst, si nil mittetur* (der umgekehrte Fall). Ja, es kann sogar in beiden Teilen das Präsens futurale Bedeutung haben, wenn der Inhalt der gestellten Bedingung oder die Umgebung die Handlung deutlich genug als eine zukünftige charakterisieren, vgl. Ter. Andr. 322 *Si id facis, hodie postremum me vides*. Die hieher gehörigen Fälle hätten allerdings von den beiden anderen Arten der Bedingungssätze mit futuralem Präsens getrennt werden sollen. — Wenn Sj. (S. 52) hinsichtlich der Relativsätze gegen Blase bemerkt, daß sich in ihnen ein futuraler Gebrauch des Präsens höchst selten findet, so hat diese Erscheinung m. E. eben darin ihren Grund, daß bei Relativsätzen die genannten Mittel für die Andeutung futuraler Bedeutung höchst selten zur Geltung kommen [1]). — Die gleiche Erscheinung liegt vor, wenn nach *polliceor, promitto, voveo, minor, spero* usw. sich verhältnismäßig sehr häufig ein Infin. des Präs. in futuralem Sinne findet, nach *censeo, credo, puto, scio* jedoch kaum zu belegen ist (S. 58): in der erstgenannten Gruppe von Verben wird der futurale Charakter der Infinitivhandlung durch die Bedeutung des regierenden Verbums genügend gekennzeichnet, bei der zweiten Gruppe fehlt dieses Mittel. — Auch mit den negierten Präsensformen von *posse*, auf deren häufig vorkommenden futuralen Sinn Sj. S. 38 hinweist, hat es eine ähnliche Bewandtnis. Es sind folgende zwei Stellen: Ter. Haut. 679 *Nulla mihi res posthac potest iam intervenire tanta* und Plaut. Epid. 84 *Nisi suffulcis firmiter, non potes subsistere*. Die Futurbedeutung hat in dem ersten Beispiele ihre Stütze in dem

---

[1]) Das Präsens in der einzigen Gruppe von Relativsätzen, die Sj. an dieser Stelle aufführen zu können erklärt, wie z. B. Plaut. Curc. 245 *hoc responde quod rogo: potin coniecturam facere, si narrem tibi?* möchte ich überhaupt gar nicht futural auffassen.

beigesetzten *posthac*, in dem zweiten Beispiele in der beigefügten Bedingung. Außerdem ist zu beachten, daß es sich in beiden Fällen nicht so sehr um die Zukunft des *posse* handelt als um die der Infinitivhandlungen (*intervenire*, bezw. *subsistere*); und diese werden schon durch ihre Verbindung mit einer Präsensform von *posse* als futural angedeutet. Demnach gibt es für die Futurbedeutung dieser Infinitivhandlungen in beiden Fällen sogar einen doppelten Hinweis, ohne daß die Negation der Verba finita in Betracht käme.

Noch eine Bemerkung zur Ergänzung der Darstellung des Verf. in dem I. Kap. seines Buches möchte ich mir erlauben; sie ist gleichfalls mehr prinzipieller Natur. Es gibt noch einen anderen Gesichtspunkt, von dem aus betrachtet sich eine große Zahl von Präsensformen mit Futurbedeutung zu einer Einheit zusammenfassen läßt und der uns zugleich auch eine Handhabe für die Erklärung dieses Gebrauches bietet. Es ist eine längst bekannte Tatsache (ich verweise nur auf Delbrück, Vergl. Syntax II 119 ff. [§ 44] und Brugmann, K. Vgl. Gr. S. 560 f.), daß Präsentia mit punktueller[1]) Aktion zum Ausdruck futuraler Handlungen dienen. Als solche Präsentia sind, wie hauptsächlich die slavischen Sprachen lehren, in erster Linie die mit punktuell-perfektiver Bedeutung anzusehen. Aber auch in anderen Sprachen hängt der futurale Gebrauch von Präsensformen vielfach mit der Aktionsart der letzteren zusammen. Und m. E. läßt sich auf diesem Wege auch für so manchen der Fälle, für die Sj. sonst 'keine bestimmte Regel aufstellen kann' (S. 45), eine Erklärung finden. Auch wird es auf diese Weise begreiflich, wie so es kommen mag, daß 'gewisse Verba das Präsens sogar bevorzugen'. Zu beachten ist hiebei nämlich, daß nicht die Präsentia aller Verba eine derartige perfektive Bedeutung ihrer Präsensformen zulassen: es sind dies nur Verba mit fortschreitender Handlung, z. B. das von Sj. ebenda erwähnte *impetrare*. Ein punktuell-perfektiv aufgefaßtes *impetro* steht zu einem durativen in demselben Verhältnis wie das als einfaches Futur gefühlte perfektive (aoristische) *fecero* zu dem durativen *faciam* (vgl. Blase, Temp. u. M. S. 177, Sj. selbst S. 183). Ein duratives *impetro* hieße 'ich bin mit dem Durchsetzen eines Wunsches (einer Bitte) beschäftigt', das punktuell-perfektive hingegen bedeutet 'ich setze einen Wunsch (eine Bitte) wirklich durch'. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Bedeutung des Verbalbegriffes an und für sich viel dazu beiträgt, ob die Formen eines Verbums mehr durativ oder mehr punktuell verwendet werden; *impetrare* wird sich jedenfalls, wofern man von den Stellen absieht, wo es als ein wirkliches und daher zuständliches Perfekt oder als

[1]) Diese von Delbrück eingeführte Bezeichnung will ich schon wegen ihrer weitreichenden Verbreitung trotz der von Sarauw, Ku[illegible] Bd. XXXVIII (1905), S. 145 ff. dagegen erhobenen Bedenker

eine von einem solchen Perf. hergeleitete Form erscheint, weitaus häufiger in punktueller Bedeutung finden. So mag es auch kommen, daß, wie Sj. selbst hervorhebt, sogar von Cic. *impetro* in futuralem Sinne verwendet wird (z. B. ad fam. V 12, 8 *quod si a te non impetro, hoc est, si quae te res impedierit, cogar fortasse facere*). Daß jedoch eine Stütze für die Futurbedeutung nicht verschmäht wird, zeigt der Umstand, daß sowohl die aus Plaut. und Terenz als auch die aus Cic. von Sj. beigebrachten Fälle von futuralem *impetro* Bedingungssätze betreffen, in denen, wie schon erwähnt wurde, ein solcher Präsensgebrauch oft vorkommt. Und so wie mit dem futuralen *impetro* verhält es sich wohl auch mit *refero* an der von Sj. genannten Stelle Plaut. Capt. 446 *Satin habes, mandata quae sunt facta si refero?* In gleicher Weise dürfte auch die von Sarauw, Kuhns Zeitschr. XXXVIII 159 ff. besprochene mehreren Sprachen gemeinsame Eigentümlichkeit, daß das Präsens der Verba 'gehen' und 'kommen' gar leicht Futurbedeutung annimmt, zu erklären sein. Und so steht es demnach wohl auch mit dem futuralen *redeo, exeo, transeo* (Sj. S. 6 ff.) u. a. m. Auch hier findet sich regelmäßig noch eine andere Stütze für die Futurbedeutung. Bezeichnet der Verbalbegriff einen Zustand, dann eignet sich das Verbum für den eben behandelten Gebrauch weniger oder gar nicht. Darin liegt wohl die Erklärung, warum die Verwendung von Präsensformen des nur einen Zustand bezeichnenden Stammes *es* (bei *esse* und *adesse*) in futuralem Sinne verpönt erscheint (Sj. S. 9). Selbstverständlich ist auch bei Verben mit fortschreitender Handlung solch ein perfektiver Gebrauch nicht notwendig; auf diese Art ist es erklärlich, daß derselbe Autor in gleichen Redensarten bald ein perfektives Präsens, bald wieder an dessen Stelle ein Futurum sich erlauben kann, oft nur durch Rücksicht auf das Metrum geleitet (vgl. Sj. S. 65 ff.).

In dem zweiten Kap. (S. 72—130), wo der Konjunkt. des Präs. und das erste Fut. behandelt werden, stimmt der Verf. hinsichtlich der Grundbedeutung des Konjunktivs vollkommen Brugmann bei, nach dessen Ansicht man für den Konj. nach einem streng einheitlichen Grundbegriffe überhaupt nicht zu suchen habe. Gegen Blase (Temp. und Mod. S. 113) sucht Sj. zu erweisen, daß, wenn auch Fut. und Konj. in manchen Gebrauchsweisen miteinander abwechseln, dennoch der Unterschied der beiden Bildungen sich deutlich herausfühlen lasse. Er glaubt, der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn er behauptet, 'daß durch den Konj. im Gegensatz zum Indik. (Fut. und Präs.), der indifferenten, bezw. selbständigen Modusform, gewöhnlich irgend ein Abhängigkeitsverhältnis zum Ausdrucke komme'. Die einzelnen Abschnitte dieses Kap. behandeln: 1. den hortativ-volitiven Konj. der I. Person, 2. deliberative Fragen und Verwandtes, 3. das futurum potentiale, 4. den Konj. Präs. in futuraler Verwendung. Der konservative Standpunkt des Verf. hinsichtlich der Verbindung von zwei ver-

schiedenartig gebildeten imperativischen Ausdrücken (S. 75) verdient volle Billigung, ebenso die auf S. 90 f. vorgetragene zusammenfassende Ansicht über den Gebrauch von Mod. und Temp. in direkten Fragen verschiedener Art, wonach die Form der Frage im allgemeinen von der Form des dem Fragenden als Antwort vorschwebenden Satzes abhängt. — S. 97 weist Sj. auf einen der vielen für den Beobachter der allmählichen Entwicklung sprachlicher Gebilde interessanten Fälle hin, wo zwei Konstruktionen, anfangs gleichberechtigt, um den Vorrang miteinander ringen, bis unter Hinzutritt fördernder oder hemmender Umstände die eine oder die andere den Sieg davonträgt. — In den zusammenfassenden Bemerkungen über die deliberativen Fragen und Verwandtes sieht sich der Verf. trotz sorgsamer Sonderung des einschlägigen Materials nach engeren Kategorien (rein deliberat. Fragen, Auskunftsfr., konsultativen, unwilligen Fragen) zu der Erinnerung veranlaßt, 'daß die feinen Unterschiede der verschiedenen Ausdrucksweisen und Typen sich vielfach besser herausfühlen als scharf definieren lassen, womit zusammenhänge, daß es manchmal unmöglich ist, einen deutlichen Bedeutungsunterschied aufzustellen. Doch herrsche keine Willkür oder Regellosigkeit' (S. 108).

Inwiefern das Fut. auch die potentiale Bedeutung mit dem Konj. Präs. teilt, wird in dem 3. Abschnitt dieses Kap. S. 109 ff. des näheren ausgeführt. Vollkommen richtig findet der Ref. die Erklärung der Futura an Stellen wie Plaut. Asin. 734, wo von dem Redenden einer zweiten Person eine Geldsumme übergeben wird und jener in seiner Angabe über die Höhe der Summe die Zeit von dem Standpunkt des Angeredeten aus wählt. Vergleichen läßt sich damit der Gebrauch von *sic erit* mit Bezug auf etwas Vergangenes, wobei versichert wird, daß eine Nachricht in der Zukunft ihre Bestätigung finden werde. — Auf S. 118 f. behandelt Sj. den Gebrauch der 2. Pers. Sing. des Fut. im allgemeinen Sinne (im Deutschen dafür das unbest. Pron. 'man'). Die Erklärung durch eine Art von Assimilation an die Vorstellung irgend einer anderen zukünftigen Handlung (so wird Plaut. Amph. 704 *facies* als beeinflußt durch das folgende *feriet* erklärt) hat nicht gerade viel Wahrscheinlichkeit für sich; m. E. liegt hier ein Fut. zum Ausdruck einer wahrscheinlichen (potentialen) Handlung vor, wie es sich ja häufig findet, entsprechend einem potentialen Konj. in Sätzen dieser Art. Der durch eine ähnliche Assimilation von Sj. erklärte Konj. der 3. Pers. in Fällen wie Plaut. Mil. 736 *Qui deorum consilia culpet, stultus inscitusque sit,* der sich an den gnomischen Gebrauch der 2. Pers. Konj. Präs. anschließen soll und daher von dem Verf. tatsächlich auch gnomisch genannt wird, ist, wie ich glaube, nichts anderes als sonst der Konj. in dem Hauptsatze eines potentialen hypothetischen Satzgefüges; denn *qui culpet* ist doch wohl = *si quis culpet*. Die unmittelbar darauf angeregte Frage, ob auch die 2. Pers. Ind. Präs. diese Bedeutung

kann, ist jedenfalls im allgemeinen bejahend zu beantworten und eine derartige Überlieferung im Texte zu halten, es müßte denn sein, daß der sonstige Sprachgebrauch eines Autors ganz offenkundig gegen eine solche Verwendung des Indik. spricht. — Auf S. 122 f. wird in der Stelle Plaut. Amph. 1060, wo Bromia klagt *Nec me miserior femina est neque ulla videatur magis,* mit Recht nach Morris' Vorgang gegen Rodenbusch, Blase u. a. die Form *videatur* potential aufgefaßt. Den Umstand, daß *videri,* dessen Verbalbegriff schon die subjektive Ansicht kennzeichnet, außerdem noch im potentialen Konj. steht, möchte ich keineswegs für gewichtig genug ansehen, um eine Textesänderung vorzunehmen, möchte aber diese Verwendung des Konj. nicht mit Sj. (S. 123) dem Konjunktivgebrauch in Sätzen wie Cic. Att. IV 1, 6 *cum abessent consulares, quod tuto se negarent posse sententiam dicere* u. ä. gleichstellen. Hier schwebt dem Redenden der Gedanke vor *quod tuto non possent sent. dicere* und die subjektive Ansicht, die in dem Konj. *possent* zum Ausdruck kommt, konnte, sobald infolge der Konstruktion an Stelle von *possent* der Inf. *posse* trat, in diesem nicht mehr ihren Ausdruck finden; um sie dennoch darzustellen, griff nun der Autor zu dem in solchen Fällen allgemein üblichen Mittel, sie durch den Konj. des den Infin. regierenden Verbums anzudeuten. An der genannten Plautusstelle aber liegt der Fall vor, daß eine Vermutung nicht nur durch den bloßen Verbalbegriff von *videri* ausgedrückt wird, was jedenfalls auch genügt hätte, sondern daß das als Modalverb hier funktionierende *videri* selbst noch in den potentialen Konj. tritt, so daß die Modalität des ganzen Ausdrucks zweifach gekennzeichnet wird. Es scheint also hier schon ein Fall des später immer häufiger vorkommenden Gebrauches vorzuliegen, wonach Modalverba, die in Verbindung mit ihrem Infin. sonst im Indik. zu stehen pflegen, auch in aussagenden Hauptsätzen, ohne die Begleitung eines bedingenden Nebensatzes in den Potentialis treten; schon bei Lukrez findet sich dieser Gebrauch IV 1180 f. (1164 f.) *possis protrahere in lucem;* vgl. Cic. pro Roscio Am. 55 *Tamen possim aliquo modo ignoscere.* Andere Beispiele bei Blase, Temp. u. Mod. S. 265 f.

(Schluß folgt).

Wien. Dr. Karl Kunst.

Tacite. Les Annales. Traduction nouvelle mise au courant des travaux récents de la philologie. Par L. Loiseau, premier président honoraire. Préface de J.-A. Hild, professeur à l'université de Poitiers, doyen de la faculté des lettres. Paris, Garnier frères, rue des Saints-pères 6. XII und 698 SS. 8°.

Ob eine neue französische Übersetzung der Annalen des Tacitus wirklich einem Bedürfnis entgegenkommt und ob speziell

die vorliegende für das französische Publikum eine erfreuliche Erscheinung ist, entzieht sich dem Urteil des Ref., ist aber auch für sein Referat ganz gleichgiltig: hier handelt es sich ausschließlich um die Frage, ob sich der Arbeit Loiseaus auch für uns Deutsche eine anregende Seite abgewinnen lasse.

Daß L. das taciteische Kolorit nicht wiedergeben konnte, daran ist das Französische schuld, welches diese Unfähigkeit wohl mit den meisten modernen Sprachen teilen dürfte. Aber was der Verf. bietet, geht in Bezug auf die Breite der Fassung bisweilen weit über das hinaus, was wir eine freie Übersetzung nennen. Noch verhältnismäßig kurz gefaßt sind Stellen wie II 2 *et accepere barbari laetantes, ut ferme ad nova imperia;* L.: *Les Barbares accueillirent Vonon avec des transports de joie, ainsi qu'il arrive presque toujours à l'avènement d'un nouveau maître,* oder ebd. 35: *quia speciem libertatis Piso praeceperat;* L.: *comme Pison avait pris pour lui tout le mérite d'un semblant de liberté.* Aber doch wohl lang ausgesponnene Paraphrasen sind folgende Übersetzungen: II 36 *grave moderationi suae tot eligere, tot differre;* L.: *que ce serait pour sa faible capacité une tâche bien lourde de choisir tant de candidats à la fois, d'ajourner tant de concurrents.* Ebd. 38 *intendetur socordia, si nullus ex se metus aut spes;* L.: *l'apathie irait croissant, le jour où chacun n'aurait plus rien à craindre de son incurie ou à espérer de ses efforts.* III 16 *per collegium consulatus;* L.: *au nom de ces fonctions du Consulat que nous avons remplies ensemble.* — Man mag sich mit dieser Art, den Schriftsteller unserem Verständnisse näher zu bringen, vielleicht nicht befreunden; aber mit Maß und am rechten Orte angewandte Erweiterungen des Originals wird man auch in deutschen Übersetzungen gut heißen und in dieser Beziehung ist von L. manches zu lernen. Beispielsweise wählt er für die nicht eben leicht verständliche Stelle IV 67, wo der Wächter Agrippinas und Neros auf *nuntios introitus, aperta secreta* zu achten hat, die zutreffende Fassung: *des messages qu'ils recevaient, des visites qui leur étaient faites, de leurs agissements publics ou secrets.*

Schließlich sind einige Irrtümer des Verf. zu berichtigen. II 2 wird Vonones charakterisiert: *sed prompti aditus, obvia comitas; ignotae Parthis virtutes, nova vitia.* Wenn L. übersetzt: *même son abord facile, son accueil prévenant, vertus inconnues des Parthes, leur semblaient des vices nouveaux,* so verkennt er, daß die vier Nominative grammatisch koordiniert sind und als gemeinsames Prädikat 'waren an ihm vorhanden' zu denken ist. — IV 39 *obsidium coepit per praesidia, quae opportune iam muniebat.* L.: *il commença les travaux du siège en établissant dans les endroits favorables des redoutes qu'il mit aussitôt en état de défense.* Die markierten Worte bedeuten vielmehr 'mit deren Bau er bereits von früher her beschäftigt war'. — Ebd. 62 heißt es von den im Amphitheater zu Fidenä Verunglückten: *qui per diem visu, per*

noctem ululatibus et gemitu coniuges aut liberos noscebant. L.: *qui, le jour, avaient sous les yeux leurs femmes, leurs enfants, et, la nuit, les reconnaissaient à leurs gémissements, à leurs cris lamentables.* Aber *noscebant* heißt hier 'suchten auf'. Darnach ist die Übersetzung der Stelle vollständig umzugestalten. — Ebd. 67 *Graecos ea tenuisse Capreasque Telebois habitatas fama tradit.* L.: *La tradition raconte que les Grecs occupèrent autrefois ces rivages* usw. Hier kann *G. ea tenuisse* nur bedeuten 'daß diese Dinge (die Naturschönheiten der Insel) die G. gefesselt haben'. — V 4 *Fuit in senatu Iunius Rusticus, componendis patrum actis delectus a Caesare.* Die letzten Worte lauten in der Übersetzung bei L.: *à qui Tibère avait confié la mise en ordre des 'Actes' du Sénat.* Daß Tacitus sagt, Rusticus sei Protokollführer bei den Senatssitzungen gewesen, geht aus L.s Übersetzung nicht hervor.

Lateinische Satzlehre. Nach der Ausgabe *B* der lateinischen Schulgrammatik von H. J. Müller zum Gebrauche in Reformschulen bearbeitet von Prof. Dr. H. J. Müller und Dr. G. Michaelis. Leipzig und Berlin, Teubner 1904. VIII und 229 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.

Nicht eine Umarbeitung des syntaktischen Teiles der Müllerschen Grammatik ist es, womit wir es im vorliegenden zu tun haben, sondern eine durch geringe Änderung ermöglichte Adaptierung derselben behufs Verwendung neben Ostermanns Übungsbüchern für Reformschulen. Zunächst kommt hier in Betracht der zweite Teil der Ostermannschen Bücher, über den Ref. in dieser Zeitschr. 1904, S. 1020 f. berichtet hat. Da nun aber die an dem Originalwerke vorgenommenen Änderungen meist nur äußerer Natur sind und nur den berühren, der nach Ostermann unterrichtet, so seien sie hier übergangen und an ihrer Stelle die Einrichtung der 'Satzlehre' überhaupt in Kürze besprochen.

Zunächst interessieren einige von den gangbarsten Grammatiken abweichende Eigentümlichkeiten der Disposition. Vor allem erwähnenswert ist die Einfügung der beiden Kapitel 'Ortsbestimmungen' und 'Raum- und Zeitbestimmungen' in die Kasuslehre und zwar zwischen die beiden an letzter Stelle angebrachten Kasus Ablativ und Genetiv, weiterhin die Einleitung der Verbalsyntax mit der Lehre vom Infinitiv, vom Partizip, von der Coniugatio periphrastica, von Gerundium, Gerundivum und Supinum[1]), wodurch ein passender Übergang vom Nomen zum Verb vermittelt wird, endlich die einem besonderen Anhang zur Consecutio temporum zugewiesene Lehre vom 'Konjunktiv der Futura'. — Der Charakter der Einfachheit und Durchsichtigkeit ist dem Buche wie wenigen

[1]) Diese Anordnung finde ich übrigens schon in Robys Grammatik, London 1896.

seinesgleichen eigen: es enthält einen verhältnismäßig geringen Regelapparat, der aber umso gründlicher durchgearbeitet wird. Wie sehr es sich den Verfassern um eine Darstellung handelt, welche durch Klarheit, die ohne eine gewisse Ausführlichkeit nicht erreichbar ist, den darzubietenden Stoff zum vollen Eigentum des Schülers zu machen bestrebt ist, ersehe man aus folgendem: § 12 wird *iuvor* im Präsens durchkonjugiert unter Angabe einer dreifachen Übersetzung. — § 25 wird *mihi parcitur* 'ich werde verschont' in den sechs Variationen des Singulars und Plurals vorgeführt. — § 50 finden sich ein paar Dutzend Beispiele des Ablativus temporis mit beigefügter Übersetzung. — § 73 finden sich nicht weniger als sieben Übersetzungen des Acc. c. inf. — § 79 werden die Arten, wie lateinische Partizipien wiederzugeben sind, weit ausführlicher als in sämtlichen dem Ref. bekannten Grammatiken behandelt. Beispielsweise werden alle (sieben) Arten temporaler Nebensätze, die im Deutschen für das lateinische Partizip eintreten können, nicht nur aufgeführt, sondern auch jede derselben mit Beispielen belegt. Desgleichen werden einige Dutzend von Beispielen aufgeführt, wo das lateinische Partizip einem deutschen Präpositionalausdruck entspricht: die Übersetzung ist natürlich durchwegs beigefügt. — Die partizipiale Wiedergabe von Substantiven auf *-ung* wird in einem besonderen Paragraphen (§ 87) behandelt. — § 109 wird der Gebrauch des Imperfekts und Plusquamperfekts im deutschen Konsekutiv- und Relativsatz im Gegensatze zu dem analogen Gebrauch des lateinischen Präsens und Imperfekts an zahlreichen Belegen nachgewiesen. — Bemerkenswert ist endlich, daß die meist gelesenen Schriften der Schullektüre für die Beispielsammlungen ausgenützt sind; weitaus am stärksten vertreten ist das *Bellum Gallicum*. Genug, man sieht, die 'Satzlehre' wird nicht nur als Lernbuch in der Hand des Schülers Gutes stiften, es wird auch jeden Lehrer in seiner Methode fördern, der es neben der obligatorisch eingeführten Grammatik bei seiner Vorbereitung auf die Grammatikstunde regelmäßig einsieht.

Wien. J. Golling.

Dr. Julius Sahr, Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Göschen 1905. 189 SS.

Über das deutsche Volkslied ist so unglaublich viel geschrieben und gelehrt worden, daß man glauben könnte, es sei der Begriff dessen, was man Volkslied heißt, jedem Gebildeten klar. Und doch herrscht merkwürdigerweise auch heute noch bei vielen über Wesen, Entstehung, Verbreitung und Inhalt des Volksliedes so viel Unklarheit und über kein anderes Kind unserer Lite-

ratur sind gerade in die Schule so viel schiefe Ansichten eingedrungen und dadurch zur verbreiteten Lehrmeinung geworden als über das Volkslied. Es wäre zu wünschen, daß die Klarheit, die in der letzten Zeit durch mehrere leicht zugängliche Arbeiten über diesen Punkt geschaffen wurde, durch Verarbeitung für die Schulbücher, die überhaupt bisher das Volkslied stiefmütterlich behandelt haben und die gerade zur Verwirrung beigetragen haben, Gemeingut würde. Daß z. B. das Volk als solches die Lieder dichte, wie sich so hübsch sagen läßt, hat schon Uhland nicht geglaubt und doch kann man es noch immer in populären Schriften und Vorträgen lesen und hören.

Sahrs treffliches Büchlein gibt in der Einleitung aus der vollen Kenntnis der älteren Literatur- und Kulturzustände eine klare und übersichtliche Einführung in alle einschlägigen Fragen. Die eindringliche Art, mit der der Verf. uns die Geschichte des Volksliedes in kurzen Umrissen vorführt, an dieser Stelle durch eine Darlegung der Hauptgedanken abzuschwächen, wäre unrecht. Lebhaft zu begrüßen aber ist die Energie, mit der er den Schulbegriffen der landesüblichen Metrik und Rhythmik an den Leib geht, die auch dem deutschen Volkslied ihre Trochäen und Daktylen aufdrängen will. Überhaupt, wann wird unsere Schulmetrik zwischen antiker und deutscher Rhythmik unterscheiden lernen? Wann wird man daran gehen können, die metrischen Grundsätze deutscher Dichtung auch in den Schulen historisch zu betrachten und dadurch überlieferte Vorurteile und Irrtümer zu beseitigen? — Der Einleitung — eine Zusammenstellung der literarischen Behelfe geht ihr voraus — folgen die großen Gruppen und Arten des deutschen Volksliedes in Beispielen, von denen jedes wieder eine allgemeine Charakterisierung erfährt. Den einzelnen Liedern werden eingehende sachliche und sprachliche Bemerkungen beigegeben. Durch sie wird die Stimmung verwertet und wertvolle Beiträge zum Verständnis des Liedes und der oft zerrütteten Überlieferung geboten (warum der Straßburger Soldat [Nr. 12, S. 177] desertiert, scheint doch deutlich Strophe 4 zu sagen). Die Sammlung enthält in fünf Teilen Historische Volkslieder, Rätsel- und Wettstreitlieder, Balladen, Liebeslieder, geistliche Lieder, Verschiedenes in zusammen 62 Stücken, dazu einen Anhang mit Musikproben in 15 Nummern. Diese reiche Auswahl ist geeignet, jeden Leser mit Wesen und Form des Volksliedes bekannt zu machen, und Sahr ist ein sorgsamer und eifriger Führer.

Für eine Neuauflage wünschte man, daß die Einleitung gesondert auch über den Stil des Volksliedes spreche. Besonders das dramatische Element, der Dialog und da wieder der Kettendialog kämen in Betracht. So nenne ich das Aufgreifen der Rede des Vorredners mit denselben Worten zur Weiterführung des Gespräches. Er scheint mir gerade für die volkstümliche Epik alter und neuer Zeit charakteristisch zu sein. Man vgl. z. B. Jüngerer Hildebrand

Str. 2, 1. 3, 1. 7, 1. 8, 1. 9, 1. 11, 1. 15, 1. Tanhauser 7, 1. 8, 1. 10, 1. Schloß in Österreich 4, 2. 6, 1. 7, 1, 10, 1. 11, 1. 13, 2. Auch die abgebrochene, sprunghafte Erzählung, die nicht vielleicht auf der Zerrüttung der Texte beruht, wäre zu betonen, sodann gewisse formelhafte Elemente der Diktion und vieles andere. Auch wünschte man, daß der Verf. die Spuren und Anfänge verschiedener in den Volksliedern auftauchender Motive aus der altdeutschen Literatur mehr ins Licht rücke. Z. B. muß man in der Vorstellung des Jungbrunnens (zu S. 109) nicht nur auf Hans Sachs, dem es schon ein verbreitetes Motiv war, verweisen, sondern auf Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts; ebenso gab es ausgebildete Lügengedichte und Lügenmärchen schon in viel älterer Zeit (zu S. 161). Auch der höfische Minnesang hinterläßt deutliche Spuren in den Liedern des 15. und 16. Jahrhunderts. — Jedem Freunde deutscher Kunst und deutschen Wesens sei das Büchlein in Schule und Haus bestens empfohlen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Die deutsche Sprache. Von Otto Behaghel, Professor an der Universität Gießen. (Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. 54. Band.) Dritte Auflage. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag 1904. VIII u. 370 SS. 8°. Preis geb. 3 Mk. 60 Pf. = 4 K 40 h.

Behaghels Deutsche Sprache ist in der zweiten Auflage stark vermehrt und zum Teil überarbeitet worden; die hier vorliegende dritte Auflage stimmt im wesentlichen mit der zweiten überein. Der Empfehlung bedarf das vortreffliche Buch nicht mehr, seine Vorzüge sind allgemein anerkannt und gewürdigt. Ich will hier nur ein paar Einzelheiten vorbringen, wo mir in folgenden Auflagen eine Änderung erwünscht erscheint.

Zunächst möchte ich den Herrn Verf. bitten, doch endlich das Vernersche Gesetz (S. 8) in exakter Formulierung vorzutragen. Praktische Rücksichten rechtfertigen die Ungenauigkeit nicht. — Als Beispiel für die Verschiebung des germanischen *t* zu *th (þ)* (S. 5) darf englisch *mother* nicht angeführt werden, da hier *th* erst sekundär aus ags. *d* entstanden ist. — S. 11. Nimmt der Hr. Verf. an, daß schon die ältesten nordischen Runeninschriften dialektische Differenzierung zeigen? — S. 25. Was ist mit Romanisch im Gegensatz zu Italienisch gemeint? Ladinisch? — S. 26. Leibnitz hat seine Hauptwerke nicht bloß lateinisch abgefaßt. Ich würde das hier nicht vorbringen, wenn ich es nicht für ein für die Entwicklung der nhd. Schriftsprache höchst bedeutsames Ereignis hielte, daß die Herrschaft des Lateinischen durch das Französische gebrochen wurde. Ohne den Vorgang der Franzosen hätte man in Deutschland trotz allem Patriotismus noch lange gebraucht, ehe

man sich entschlossen hätte, wissenschaftliche Gegenstände in der Muttersprache zu behandeln. — S. 27. Daß die Grammatik der Philosophie in der Anwendung des Deutschen folgte, ist nicht ganz richtig. Deutsch geschriebene Grammatiken der deutschen Sprache gab es doch seit der Weimarschen zum neuen Methodo (1618) eine ganze Menge.

Das Verzeichnis der neu gebildeten Wörter und ihrer Urheber (S. 163 f.) wäre einer Revision zu unterziehen. *Feldherr* z. B. ist nicht erst von Zesen gebildet; vgl. außer den Belegen des DWB. Opitzens Judith, S. 105 der Geistlichen Poemata 1638. Das Wort *Übermensch* ist nicht von Nietzsche geschaffen, ebensowenig wie *Wahlverwandtschaft* von Goethe; vielmehr setzt der Goethesche Roman den schon geprägten Terminus voraus. — S. 199. Daß die frühere amtliche österreichische Orthographie sich an das Puttkamersche und das bairische Regelbüchlein im wesentlichen anschloß, ist nicht richtig. Das österreichische Büchlein ist älter als das preußische und stimmte in nicht unbedeutenden Punkten mit ihm nicht überein. — Die 1902 vollzogene Einigung der deutschen Rechtschreibung hätte wohl Erwähnung verdient.

S. 212, Z. 6 lies *funtan* oder *fundan* statt *gafundan*. — S. 222. Die Vorsicht, mit der der Übergang des germanischen *-o* in *-a* ausgesprochen wird, scheint mir angesichts der Runeninschriften übertrieben. — S. 264. Es gibt doch wohl noch andere Personenbezeichnungen auf *-r* als *Henker*, die mit *-s* als erstes Glied von Zusammensetzungen erscheinen, vgl. *Geigerstochter, Helfershelfer, Rittersmann*. — S. 303. Die Bemerkung über *wohl* ist mir nicht recht klar. Denkt der Verf. an die hin und wieder vorkommende, aber inkorrekte attributive Verwendung des Wortes oder meint er, man müsse im Nhd. *wohl* in Verbindungen wie *er ist wohl* als Adjektiv auffassen?

Wien. M. H. Jellinek.

---

1. Die Grundzüge der Meditation. **Eine Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten als Vorstufe zu den Meditationen von Prof. Dr. F. Schultz. 2., verb. Aufl. von Prof. Dr. Th. Matthias. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann 1905. 90 SS.**

2. Meditationen. **Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten von Prof. Dr. F. Schultz. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Th. Matthias. Ebenda 1905. 4. Heft 110 SS., 5. Heft 96 SS., 6. Heft 94 SS.**

3. Meditationen usw. **10. Heft, herausgegeben von Prof. Dr. Th. Matthias. Ebenda 1905. 95 SS.**

4. Meditationen usw. **11. Heft. Abhandlungen und Aufsätze als Grundlagen und Ausführungen zu Meditationen des 10. Heftes zusammengestellt von Prof. Dr. Th. Matthias. Ebenda 1905. 119 SS.**

Von den drei Bänden der Schultzschen „Meditationen" liegen vorläufig, durch Th. Matthias neu bearbeitet, nur die „Grundzüge" und der zweite Band (als viertes, fünftes und sechstes Heft) vor. Es muß bedauert werden, daß die Erneuerung nur ruckweise vor sich geht, da hiedurch die Benützung des Ganzen erheblich erschwert wird.

Die Schultzschen „Meditationen" sind in Schulkreisen ziemlich bekannt und Ref. kann daher von einer eingehenderen Würdigung derselben absehen. Doch kann er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie ihm zwar stets als sehr strenge durchdacht, aber auch vielfach als gar zu verstandesmäßig erschienen. Phantasie und Gemüt sollten doch mehr zur Geltung kommen und Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen sollten sich etwas anders lesen als etwa Kapitel der angewandten Logik. Den gegenwärtigen Herausgeber trifft damit kein Vorwurf, er mußte sich, wenn er den Charakter des Ganzen nicht ändern wollte, auf kleinere Ergänzungen und stilistische Verbesserungen beschränken. Das gilt sowohl für die „Grundzüge" als auch für den erneuerten zweiten Band der „Meditationen" (4., 5. und 6. Heft).

M. gedenkt übrigens die „Meditationen" fortzuführen und so stammen denn schon das zehnte und das elfte Heft von ihm. Das zehnte Heft zeigt noch ganz den Charakter der früheren Meditationen: es enthält in dispositiver Form Entwürfe zu zehn Themen verschiedener Art. Manches dieser Themen kann leicht als zu hoch gegriffen erscheinen, z. B. Nr. 6 „Die soziale Pflicht der Gebildeten", Nr. 7 „Die Klage über die Nichtigkeit der Alltagssorgen", Nr. 9 „Die menschliche Persönlichkeit in der Weltgeschichte". Wo in aller Welt finden sich Schüler von einer solchen geistigen Reife, daß sie derartigen Themen gewachsen wären? Die Bearbeitung derselben würde ganz gewiß manchem Lehrer nicht leicht fallen.

Doch in dieser Not stellt sich rechtzeitig das elfte Heft mit seinen „Abhandlungen und Aufsätzen als Grundlagen und Ausführungen zu Meditationen des zehnten Heftes" ein. Und so finden wir denn hier als willkommene Vorlage zu Thema Nr. 6 einen Vortrag des Universitätsprofessors Rudolf Sohm „Die sozialen Pflichten der Gebildeten", zu Nr. 7 eine Betrachtung des Theologieprofessors Adolf Hauerath „Die Klagen über die alltäglichen Sorgen des Lebens" und zu Nr. 9 einen Aufsatz des Pastors Hermann Zillinger — „Ich" und die Weltgeschichte.

Ref. hat gegen diese Ergänzung der Meditationen durch Musteraufsätze zweierlei Bedenken. Ob nun der Lehrer den Gedankengehalt solcher Musteraufsätze erst für sich verarbeitet und dann mit den Schülern oder gar unmittelbar einen Musteraufsatz etwa zum Zwecke eines Vortrages den Schülern in die Hände gibt — auf keinen Fall wird man Besseres erwarten können als eine mehr oder weniger sklavische Wiedergabe eines nur ganz äußerlich vermittelten Gedankenmateriales. Liegt ferner nicht die

Gefahr vor, daß die Schüler zu einem gewissen Dünkel kommen müssen, wenn man sie veranlaßt, über so hochliegende Dinge sich zu äußern — wenn auch mit Benützung von Hilfsmitteln? Ref. kann sich von der Überzeugung nicht losmachen, daß es doch das beste sei, die Schüler nur Themen aus dem Unterricht oder auch aus der eigenen Erfahrung bearbeiten zu lassen, und mag diese Erfahrung auch gar nicht zu weit reichen. Die Schülerleistungen erscheinen dann zwar nach außenhin viel bescheidener, aber auch vertrauenerweckender.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Beowulf. Altenglisches Heldengedicht. Übersetzt, mit Einleitung und Erläuterungen, von Prof. Dr. Paul Vogt, Direktor des kgl. Wilhelms-Gymnasiums in Kassel. Mit einer Karte der Nord- und Ostseeküsten. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1905. 104 SS. 8°. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Die Einleitung gibt eine knappe, aber ausreichende Darstellung des Mythus und der geschichtlichen Grundlagen des Epos; ohne auf die Einzelfragen über die Entstehung der überlieferten Form des Gedichtes breit einzugehen, erwähnt der Verf. die Theorien Müllenhoffs und seiner Gegner. Die metrische Form wird mit Recht in aller Kürze behandelt; nur berührt es merkwürdig, hier zu lesen: „Welchen Gesetzen die Nebenhebungen folgen, steht nicht ganz fest; jedenfalls sind diese ziemlich frei behandelt worden" (S. 16). Auch die Hingabe an Möllers Strophentheorie (S. 17 und S. 97 ff., Übersetzung des Finnsburgfragm. in Strophen) dürfte Widerspruch finden. Ausgezeichnet sind dagegen die Kapitel über „Kulturgeschichte" und „Ästhetisches"; sie werden namentlich dem jungen Leser das richtige Verständnis für die reiche Ausbeute an germanischer Altertumskunde im *Beowulf* eröffnen. — Die Übersetzung läßt bewußt die Alliteration, „außer wo sie sich von selbst einstellte", außeracht, womit man sich bei dem vierhebigen deutschen Verse ohneweiters zufrieden geben kann. Die Sprache der Wiedergabe ist edel und einfach, verzichtet auf strenge Wörtlichkeit und „will den Sinn möglichst getreu wiedergeben" (S. 6). Dieses Vorhaben hat der Übersetzer auch erreicht, was bei der durch Konjekturen und sonst so gefährlichen *B.*-Lektüre mit großer Befriedigung festzustellen ist. So mögen denn auch die folgenden Bemerkungen nur als objektive Ergänzung und Kritik aufgefaßt werden.

V. 218 erscheint *flota* mit „Yacht" nicht gerade passend übersetzt. — 278 wäre *ræd gelæran* besser als mit „Rat erteilen" vielleicht mit „Abhilfe bekanntgeben" o. ä. zu geben. — 320. *stræt wäs stânfâh* „der Weg war gebaut aus bunten Steinen" führt einen ungenauen Begriff ein. — 336/7 *Ne sěah ic elþeodige* |

þus manige men môdiglîcran „Nimmer sah ich | Kühner so viele fremde Helden“ — da könnte der präd. Komparativ in der Übersetzung auch mißverständlich als attrib. Positiv zu „ich“ gefaßt werden. — 397/8. *onbidian.... worda geþinges* „harr'n des Gespräches Ende!“ vielleicht besser „wie das Gespräch ausgeht“ o. ä. zu geben. — 494. *þrŷðum dĕalle* „trotzend in Kraft“ soll wohl „strotzend“ heißen? — 837 stört das Fehlen des Kommas hinter „ich“, 1868 und 2135 das des Apostrophs bei „wünscht“ und „sucht“; warum an letzterer Stelle *fond* nicht mit „fand“ übersetzt ist, bleibt unverständlich. — 1345. *londbûend leode mîne* „Landbewohner aus meinem Gefolge“ ist kulturgeschichtlich irreführend: Gefolgsleute waren das nicht! — Ebenso verletzt 2626 „Junker“ für *gĕonga cempa* [Wîglâf] das Kostüm. — 1881. *grăsmolda* „Grasweg“, doch besser „Grasflur“. — 1892. *nô hê mid hĕarme* „nicht mit Harm“ (begrüßt der Strandwart den ans Ufer rückkehrenden *B.*), klarer: „nicht mit kränkenden oder mißtrauischen Worten“. — 1991. *wîdcûðne wĕan* ist durch das freie „weltkunde Not“ m. E. nicht deutlicher geworden, „weitbekannt“ oder „weitkund“ wäre wörtlich und ebenso gut. — 2596. ist **handgestеallan* mit „Notgestallen“ wiedergegeben; ohne Anmerkung wird das mancher Leser wohl kaum für „Genossen“ verstehen. — 2770. *þät hê þonne grundwong ongitan mĕahte*, „daß er den Grund zu erkennen vermochte“, deutlicher vielleicht „Boden“. — Schließlich noch zwei Druckfehler: 2089 „die“ soll wohl „den“ [sc. Handschuh] und 2874 „wahr“ „war“ heißen.

Die weitere Absicht des Übersetzers „zugleich aber von der poetischen Form eine Darstellung zu erwecken“ (S. 6), scheint dem Ref. bei aller Anerkennung der gediegenen Arbeit nicht allerwegen erreicht. Zwar ist dem Verf. völlig beizustimmen, wenn er die Haupthandlung nach Ten Brink in fünf Abschnitte (Die Halle Hirsch. — Beowulf tötet Grendel. — B. tötet Grendels Mutter. — B.'s Heimkehr. — B.s Kampf mit dem Drachen und sein Tod [in zwei Versionen]) zerlegt und dann erst die Episoden mit erklärenden Einleitungen angliedert; aber gerade durch diese Auflösung zerstört er doch den ursprünglichen verflochtenen Gang des Epos. Was er also an ästhetischem Eindrucke gewinnt, opfert er an philologischer Treue. Zur Schaffung eines einheitlichen Bildes trägt es sicherlich auch nicht bei, wenn die Eigennamen teilweise und nicht stets korrekt verdeutscht sind: „Hergar“ für *Heorogâr*, „Hrodgar“ für *Hrôðgâr*, „Hunferd“ für *Hûnferð*, „Walchtheow“ für *Wealhþĕow* u. ä. gegen die mit Ausnahme der Längenbezeichnungen beibehaltenen „Fréaware, Froda, Ongenthew“ u. a. Am meisten jedoch scheint dem Ref. die Weglassung der Keningar und Parallelausdrücke den Stil des *B.* zu verwischen; dem Bestreben, hier Unklarheiten des Ausdruckes zu meiden, hätte der Verf. durch Vermehrung der recht orientierenden Fußnoten gerecht werden können, ohne diese so viel germanisches Kulturgut enthaltenden Formeln zu

übergehen. Dankenswert ist die anhangsweise gebotene Analyse des „*Widsith*" nebst der Völkerkartenskizze.

Diese einzelnen Besserungsvorschläge, die vielleicht zum Teil bei einer Neuauflage berücksichtigenswert sein werden, können das abschließende Urteil über diese leicht zugängliche Übertragung des *B.* nicht ungünstig beeinflussen: es ist eine auf wissenschaftliche Forschung aufgebaute, ernste Arbeit, die mit viel Geschmack und Begeisterung durchgeführt ist. Möge sie den Schülern höherer Lehranstalten, für welche sie der Verf. vorzüglich bestimmt hat, fleißig und vor allem vor der weit nachstehenden Übersetzung H. v. Wolzogens (Reclam) in die Hand gegeben werden!

Wien. Dr. Albert Eichler.

Ernst Lavisse, Histoire de France. Tome septième I. Louis XIV. La Fronde. Le Roi. Colbert (1643—1685). Par E. Lavisse. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1906.

Da mit dem vorliegenden Bande schon der 13. der auf 18 berechneten Sammlung erschienen ist, so geht dies vortreffliche Werk seiner raschen Vollendung entgegen. Dieser Band, der erste von den beiden, die der Geschichte Ludwigs XIV. gewidmet sind, schildert im ersten Buch die Wirksamkeit Mazarins (Avant la Fronde, La Fronde und Après la Fronde), im zweiten den Antritt der Selbstregierung Ludwigs XIV. (Le Roi, le Premier Ministère, L'État en 1661, L'Offre de Colbert), im dritten die ökonomische (Les Finances, le Travail, le grand Commerce et les Colonies), im vierten die politische Verwaltung (Reduction à l'Obéissance, Lois, Justice et Police) und im fünften Buche die Verwaltung und die Gesellschaft (les Artisans et les Paysans, l'Ordre des Officiers, la Noblesse, le Clergé). Auch der vorliegende Band enthält alle die Vorzüge, die an den früheren gerühmt werden konnten, vielleicht in einem noch erhöhten Maße. Die Darstellung ist eine streng quellenmäßige und dabei völlig objektive, die politischen Situationen und die Charakteristik einzelner Persönlichkeiten sind in gleich trefflicher Weise gezeichnet; außer den Vorzügen der französischen Politik in der Zeit Mazarins wird auch auf deren schlechtere Seiten hingewiesen. Auch hier sind an die Spitze der einzelnen Kapitel reiche Literaturvermerke gestellt, in denen über Quellen und Hilfsschriften berichtet wird. Für deutsche Leser sei namentlich auf die sachgemäße Erörterung der für Frankreich in Betracht kommenden Bestimmungen des westfälischen Friedens, der den Franzosen den elsässischen Besitz sicherte, hingewiesen. Die einschlägige deutsche Literatur ist in den einzelnen Kapiteln sorgsam vermerkt und, so weit man sieht, auch benutzt worden.

Graz. J. Loserth.

Lehr- und Lesebuch für den katholischen Religionsunterricht.

II. Teil. Besondere Glaubenslehre. Von Dr. Eduard Krauss, Religionsprofessor am k. k. Franz Joseph-Gymnasium in Wien. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1906. 176 SS. Preis gebunden 2 K 50 h.

Das vorliegende Lehr- und Lesebuch ist für den Religionsunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums und verwandter Lehranstalten abgefaßt. Es ist die Fortsetzung der bereits früher erschienenen „Allgemeinen Glaubenslehre". Dr. Krauss wurde seitens des „Vereines katholischer Religionslehrer an den Mittelschulen Österreichs" mit der Abfassung von Lehrbüchern für den Religionsunterricht an den oberen Klassen der Mittelschulen betraut. In gewissenhafter Befolgung der seinerzeit vom hochwürdigsten österreichischen Gesamtepiskopate erlassenen Weisungen hat sich K. zugleich als Schüler Grimmichs („Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien") erwiesen und als gewiegter Dogmatiker eingeführt.

Unstreitig bedeutet die vorliegende Arbeit gegenüber der „Allgemeinen Glaubenslehre" in methodisch-didaktischer Behandlung des Lehrstoffes einen entschiedenen Fortschritt. Als besondere Vorzüge des neuen Lehrbuches möchten wir hervorheben: den engen Anschluß an die Definitionen des neuen Katechismus, die thetische Form der Behandlung, das mit Vorbedacht gewählte Druckarrangement, die mit Rücksicht auf die gegebenen modernen Schulverhältnisse durchgeführte Restingrierung des Lehrstoffes, den ruhigen, sachlichen, von Polemik freigehaltenen Ton des Vortrages sowie das unverkennbare Bestreben eines verständnisvollen Eingehens in die episkopalen Weisungen des neuen Lehrplanes. Zu begrüßen ist ferner die Beigabe eines Lesebuches.

In wieweit jedoch Dr. K. mit dem vorliegenden Lehrbuche den Wünschen und Erwartungen der Mehrzahl der Fachkollegen entsprochen hat, ist natürlich erst abzuwarten und bleibt dem Urteile der Zukunft überlassen. Der Ref. kann sich jedoch in gewissenhafter Auffassung des Amtes eines Zensors schon jetzt nicht zurückhalten, Bedenken und Wünsche zu äußern. — Vor allem fällt die Eigentümlichkeit Dr. K.s auf, Teile des für andere Schuljahre aufgeteilten Lehrstoffes zu antizipieren, bezw. zu rekapitulieren. Es sei hier verwiesen auf die aus der Likurgik herübergenommenen Zeremonien der hl. Messe und der hl. Sakramente sowie auf die der Kirchengeschichte entlehnten Daten und biographischen Angaben über Kirchenlehrer, Irrlehrer usw. So anerkennenswert auch das Bestreben einer Abrundung und Vertiefung des Lehrstoffes ist, so muß doch das Prinzip der Stoffteilung aufrecht erhalten bleiben.

Ferner hat die allzu spärliche Behandlung höchst zeitgemäßer apologetischer Fragen der Kosmologie, Geologie und Anthropologie befremdet, obwohl der Ref. weiß, daß die bischöflichen Weisungen ein allzu intensives Eingehen mit Rücksicht auf die Fassungskraft

der Schüler verpönen. Dr. K. hat hiebei die bischöflichen Weisungen zu wörtlich genommen und daher die obgenannten Fragen in allzu thetischer Weise behandelt, wo ein ausführlicheres Eingehen am Platze gewesen wäre. Die richtige Mitte scheint also nicht eingehalten worden zu sein.

Im Interesse der leichteren Bewältigung des Lehrstoffes wäre eine strengere Scheidung des Lehr- und Erzählertones wünschenswert gewesen. Schwächere Schüler werden immer auf das Memorieren eines Teiles des Lehrstoffes angewiesen sein.

So dankenswert auch die Beigabe von Schlag- und Stichworten am Rande des Buches ist, so scheint sie den Vorteil einer größeren Übersicht durch prägnante Kapitelaufschriften und Einteilungen nicht ersetzen zu können. Es leidet entschieden der so notwendige Überblick. Wie angenehm wirkt z. B. die Abhandlung S. 59—63 „Das Werk der Erlösung" mit ihren kräftigen Einteilungen, wie matt hingegen nimmt sich die Lehre über „Die Person des Erlösers" (S. 51—58) aus.

Auch die Bemerkung darf nicht unterdrückt werden, daß eine strengere Scheidung des Lehr- und Lesestoffes hätte durchgeführt werden sollen. Es bleibt zu befürchten, daß im Lehrbuche der Bleistift ganz gehörig arbeiten wird.

An der Hand des Lehrers wird das Buch trotz der angeführten Übelstände für den Schüler ein angenehmes, leicht zu bewältigendes Lernbuch sein. Auch verdient die Verlagshandlung für die treffliche Ausstattung des Buches geziemende Anerkennung.

Stockerau. Dr. Theodor Deimel.

Schlemmer K., Geographische Namen. Erklärung der wichtigsten im Schulgebrauche vorkommenden geographischen Namen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung 1906. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die Ansicht des Verf.s, daß die „Erklärung der geographischen Namen auch in der Schule nach den verschiedensten Richtungen hin nutzbar gemacht und die Schüler besonders in den oberen Klassen zu eigenen Beobachtungen" auf diesem Gebiete angeleitet werden sollen, ist eine durchaus gesunde. Gewinnt doch der Name, der als solcher ja in den meisten Fällen nur leerer Schall ist, erst durch die Vorstellung seines Inhaltes Leben und Anschaulichkeit. In demselben Maße, in dem das Interesse an ihm wächst, mindert sich die Arbeit, die das Gedächtnis leisten muß, um ihn sich zu merken. Die Zahl der besprochenen Namen ist eine große. Sie reicht vielfach über den Rahmen dessen hinaus, was der Unterricht benötigt. Diesem bietet das mit Sorgfalt gearbeitete Buch eine verläßliche Stütze. Möge sie zur Belebung des Gegenstandes recht oft benützt werden!

Wien. J. Müllner.

Dr. Josef Jacob, Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien. II. Abteilung. Lehrstoff der 3. u. 4. Klasse. Wien, Fr. Deutike 1905. Preis geh. K 1·50, geb. K 2.

Mit anerkennenswerter Raschheit hat der Autor der I. Abteilung seines Lehrbuches die II. folgen lassen. Die beiden Abteilungen sind auch wie aus einem Gusse geraten; der Verf. hat sich ganz gegeben; er steht in seinen Büchern als scharf ausgeprägte Lehrerindividualität vor uns. Logisch streng und klar, natürlich gegliedert, übersichtlich und vollständig, schließt das Buch sich enge an den Lehrplan und die Instruktionen an. Darstellung und Sprache sind der Unterrichtsstufe angepaßt; den theoretischen Erörterungen folgt durchaus ein reicher, vielseitiger, ansprechender und wohlgeordneter Übungsstoff. Ausstattung, Papier und Druck sind tadellos. Bis auf einige inkonsequente oder überflüssige Interpunktionen bei den Aufgaben ist das Buch, wie es bei der strengen Gewissenhaftigkeit und peinlichen Sorgfalt der ganzen Behandlung nicht anders zu erwarten ist, sozusagen frei von Druckfehlern.

Im besondern möchte Ref. an dem Buche noch folgende Vorzüge anerkennend hervorheben.

1. Das Rechnen mit unvollständigen Zahlen und das abgekürzte Rechnen mit vollständigen Zahlen werden strenge von einander geschieden, so daß dem Schüler das Obligatorische des ersteren gegenüber dem Fakultativen des letzteren deutlich zum Bewußtsein gebracht wird. Ebenso werden 2. die relativen und die allgemeinen Zahlen strenge getrennt eingeführt und behandelt; dadurch wird nicht nur die Lücke im rationalen System der besonderen Zahlen, die in der I. Abteilung geblieben, in natürlicher Weise zuerst ausgefüllt, bevor zu den allgemeinen Zahlen übergegangen wird, sondern auch die Schwierigkeit vermieden, die den Schülern in den bisherigen Darstellungen dadurch erwächst, daß sie fast gleichzeitig mit den relativen Zahlen und den allgemeinen Zahlzeichen bekannt gemacht werden. 3. Der Begriff der negativen Zahlen wird, zwar entgegen dem Winke der Instruktionen, aber, wie es dem Ref. scheint, mit Recht, aus dem der entgegengesetzten Größen abgeleitet; die Schüler der 3. Klasse haben für den Formalismus der allgemeinen Arithmetik noch kein Verständnis und wissen mit bloß formal eingeführten Zahlen nichts anzufangen, als dem Lehrer wörtlich nachzusagen, was er an der Hand des Lehrbuches ihnen vorgetragen. 4. Besonders instruktiv, um den Zusammenhang zu vermitteln und den Fortschritt zu markieren, sind die allgemeinen, einleitenden §§ 1 (unvollständige Zahlen), 9 (Gebrauch der Klammern), 10 (entgegengesetzte und algebraische Zahlen), 15 und 16 (Einführung der allgemeinen Zahlen). 5. Die zahl- und abwechslungsreichen Übungsaufgaben bei den Gleichungen sind nach festen, leicht erkenntlichen Grundsätzen recht übersichtlich geordnet.

Gegenüber diesen Vorzügen des Buches darf Ref. allerdings auch einige Bedenken nicht unterdrücken, wenn selbe auch von untergeordneter Natur sein mögen.

Vor allem dürfte der Autor manchmal, in dem Streben, streng oder gar wissenschaftlich zu erscheinen, ein Opfer seines Ehrgeizes geworden sein. Dies gilt namentlich von den §§ 17—22 (Rechnen mit allgemeinen Zahlen), wo zu viele Lehrsätze gemacht werden, die auch zu umständlich begründet und zu schwerfällig ausgesprochen werden, ja nicht einmal mit den Lehrsätzen der I. Abteilung kongruieren, obwohl die allgemeine Arithmetik der 3. Klasse nichts Neues bringen, sondern nur die bereits bekannten Rechnungsregeln allgemein kodifizieren soll. In ähnlicher Weise dürfte der Autor manchmal in dem redlichen Streben, die Methode der Darstellung ins Detail auszuarbeiten, zu weit gegangen sein, so zwar, daß es den Anschein gewinnt, er wolle den Lehrer überflüssig machen, während es doch der Ehrgeiz des guten Lehrers ist, das Buch überflüssig zu machen.

Nicht zu billigen ist es ferner, daß der Verf. bei den abgekürzten Rechnungen auf die Bestimmung der Fehlergrenze gar keinen Wert legt und ganz unbestimmt immer nur verlangt, daß der Fehler „klein" werde; liegt doch einerseits die Frage nach der Fehlergrenze so nahe und ist so wichtig, während anderseits die Antwort in einer für die Praxis ausreichenden Weise unschwer jedesmal gegeben werden kann. — Eine ganz schiefe Vorstellung von dem Wesen der Dezimalbrüche bekommt der Schüler durch die das ganze Buch durchziehende Koordinierung von ganzen Zahlen, Brüchen und Dezimalzahlen, die gewiß auch logisch unzulässig ist.

Dem Wesen der auf dieser Stufe pädagogisch einzig richtigen induktiven Methode widerspricht es ferner und erinnert so recht lebhaft an den Lehrvorgang der alten Schule, wenn bei der Multiplikation und Division der allgemeinen Zahlen die Entwicklungen beginnen mit den Worten: „Nun beweisen wir den Lehrsatz" u. dgl., und hinterher die Begründung kommt.

Im einzelnen findet sich Ref. auch in folgenden Punkten nicht in Übereinstimmung mit dem Autor:

§ 13. Die Dekretierung der Bedeutung von „multiplizieren mit einer negativen Zahl" ist zu schroff dogmatisch, wenn auch hinterher die Versicherung kommt, daß dadurch das Kommutationsgesetz gerettet ist. — In § 21 wird der Lehrsatz I unter versteckter Zuhilfenahme von II und hierauf II unter Berufung auf I bewiesen. — In den §§ 26 und 44 vermag es Ref. nicht zu billigen, daß der Tertianer mit dem Begriff der Quadrat-, bezw. Kubikwurzel durch die irrationale Aufgabe bekannt gemacht wird, eine Zahl zu suchen, deren Quadrat, bezw. Kubus die Zahl 20 gibt. — In den §§ 31 und 49 fehlen die Quadrat-, bezw. Kubikwurzeln aus algebraischen Ausdrücken gänzlich, obwohl solche schon zum Zwecke der Kontrolle der Quadrierung und Kubierung vorkommen sollten. —

§ 32. Der Lehrsatz I ($ab : a = b$) wird bewiesen, obwohl er ein Spezialfall des unmittelbar vorher als bekannt vorausgesetzten allgemeinen Satzes von der Transformation eines Quotienten ($am : bm = a : b$) ist. Dagegen fehlt der Satz über die Division von Potenzen mit gleichen Basen, der in den Aufgaben als selbstverständlich angewendet wird, obgleich der analoge Satz über die Multiplikation in § 21 aufgenommen und bewiesen wurde. — Der Lehrsatz über die Division einer Zahl durch ein Produkt fehlt, trotzdem er in der besonderen Arithmetik der 1. Klasse vorkommt; allerdings erscheint er hier als Aufgabe 4 in § 40 mit der Weisung an den Schüler, ihn durch Bruchrechnung zu beweisen; abgesehen davon, daß dies ein kaum zu billigendes Verlangen ist, bedeutet es auch einen Zirkel. — Der wichtige Unterschied zwischen Bestimmungsgleichungen und identischen Gleichungen fehlt; dafür unterscheidet der Autor 1. unlösbare Aufgaben, 2. solche, die nur durch bestimmte Werte gelöst werden. Vor allem ist $(a + b)(a - b) = a^2 - b^2$ keine Aufgabe, die gelöst, sondern ein Lehrsatz, der bewiesen wird; dann aber verführt obige Auffassung den Verf. bei den Gleichungen mit 2 Unbekannten auch dazu, die voneinander abhängigen Gleichungen in Parallele zu stellen mit den identischen. — § 61 belehrt den Schüler, daß, wenn eine Aufgabe durch eine Gleichung lösbar ist, auch jede ihrer Umkehrungen durch dieselbe Gleichung lösbar ist; so wichtig diese Erkenntnis ist, so sollte doch der Schüler zuerst erfahren, wann eine Aufgabe durch eine Gleichung lösbar ist (Instr. S. 194). — Von Druckfehlern sind dem Ref. nur ein paar untergekommen: § 4, Aufgabe 3 ist die Größe von Kärnten mit 10 370 statt mit 10 330 km^2 angegeben. S. 98, Z. 1 v. o. lies: § 50 *b* statt § 49 *b*. S. 109, Z. 3 v. o. lies: 38 (2. Gr.), 39 (2. Gr.), 40 (2. Gr.) st. 38 (6), 39 (5), 40 (6).

Nach dem Gesagten kann man mit dem Autor in einzelnen Punkten auch nicht einverstanden sein; der Lehrton des Buches mag, als zu wortreich und zu salbungsvoll, manchem Lehrer nicht konvenabel sein. Jedenfalls legt man aber das Buch unter dem Eindrucke weg, daß hier wieder einmal ein Lehrer von Gottes Gnaden zu Worte gekommen, der gewiß nicht nur selbst ein guter Lehrer ist, sondern der auch allen, welche seine Wege zu wandeln sich entschließen, insbesondere jungen Lehrern ein willkommener und sicherer Wegweiser beim Unterrichte sein wird.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Lehrbuch der Meteorologie. Von Dr. Julius Hann, Professor an der Universität zu Wien. 2., umgearb. Auflage. Mit mehreren Tafeln in Autotypie, verschiedenen Karten und zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1905. Preis 18 Mark.

Die vorliegende zweite Auflage des vorzüglichen Lehrbuches der Meteorologie von Prof. Hann hat durch eine kürzere Fassung

und Weglassung mancher Teile, die nur für den Fachgelehrten bestimmt sind, einen geringeren Umfang erhalten und demzufolge konnte auch eine Preisreduktion des Buches eintreten, wodurch es sicherlich weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Namentlich sind es viele Literaturnachweise und untergeordnetere Detailergebnisse, welche wegbleiben konnten.

Die neuesten Forschungen wurden in der vorliegenden Auflage in gewissenhafter Weise und in lichtvoller Darstellung berücksichtigt; unter diesen seien besonders hervorgehoben: die wichtigen Ergebnisse der Wolkenbeobachtungen, welche für die Theorie der atmosphärischen Zirkulation und für jene der Zyklonen und Antizyklonen belangreich sind, ferner die Resultate der internationalen Ballonfahrten, der Drachenaufstiege, der Registrierballons von Teisserenc de Bort in Paris. Durch Aufnahme der neuesten Literaturnachweise ist eine Ergänzung der ersten Auflage ebenfalls bewirkt worden.

Manche Ausführungen sind klarer und bestimmter gehalten worden und haben auch eine zweckmäßigere Anordnung als in der ersten Auflage des Buches erfahren.

Das theoretische Schlußkapitel ist in diese Auflage in verbesserter Form herübergenommen worden, damit das Buch auch den Bedürfnissen des Hochschülers entspreche. Mehrere neu hinzugekommene Tabellen sind erwähnenswert, so eine Tabelle der mittleren Monats- und Jahrestemperaturen (nach den neuesten Publikationen), eine Tabelle der mittleren Monats- und Jahressummen des Regenfalls, besonders an den Hauptorten der verschiedenen Länder; eine Dampfdrucktabelle mit Angabe des Gewichtes gesättigten Wasserdampfes in einem Kubikmeter bei verschiedenen Temperaturen; eine Tabelle der barometrischen Höhenstufen, welche sich geeignet erweist, in sehr einfacher Weise aus abgelesenen Barometerständen die Seehöhen zu berechnen oder anderseits beobachtete Barometerstände auf das Meeresniveau zu reduzieren.

In Bezug auf Illustrationen, Textabbildungen und Tafeln ist gegenüber der 1. Auflage in der vorliegenden eine nicht unwesentliche Vermehrung eingetreten. Auch in typischer Beziehung ist insoferne eine Änderung eingetreten, als in der neuen Auflage größere Typen verwendet wurden.

Wie früher sind nach einer gehaltvollen Einleitung, in der die Atmosphäre im allgemeinen, ihre Erstreckung, Ausdehnung und Beschaffenheit, ferner die Energiequellen der Atmosphäre besprochen werden, die Temperaturverhältnisse der festen und flüssigen Erdoberfläche und der Atmosphäre, deren Luftdrucksverhältnisse, der Wasserdampfgehalt der Atmosphäre und dessen Folgeerscheinungen, die Erscheinungen der Luftbewegungen (dynamische Meteorologie), die atmosphärischen Störungen, endlich die wichtigsten mathematisch-physikalischen Theorien der Meteorologie eingehend behandelt werden.

Durch ein sehr sorgfältig ausgeführtes alphabetisches Sachregister wird der Gebrauch des Buches wesentlich erleichtert werden.

Die schätzenswerte, mit der größten Umsicht durchgeführte Arbeit des Prof. Hann wird mit Freude und Dank für den berühmten Verfasser aufgenommen werden, zumal das vorliegende Buch eine umfassende Bearbeitung der neuen Ergebnisse der meteorologischen Forschungen darstellt, an der es bisher — wenigstens für die jüngste Zeit — gefehlt hat.

Das Buch wird dem Lehrer an Mittelschulen ebenfalls zum Zwecke der Orientierung wesentliche Dienste leisten und dazu beitragen, manche traditionell überkommene unrichtige Erklärung meteorologischer Erscheinungen zu beseitigen.

Wien. Dr. L. G. Wallentin.

Th. Newest, Einige Weltprobleme. II. Teil: „Gegen die Wahnvorstellung vom heißen Erdinnern.“ Wien, Carl Konegen 1906.

A. Sind Sie ein bekannter Physiker? *B.* „O, ich bin nur ein Outsider, und gehöre nicht der Kaste an, die das Recht, für uns zu denken gepachtet zu haben glaubt“ (7).

A. Aber Sie haben doch auch Anerkennung für Ihre Ideen gefunden? *B.* O! ja; „Haeckel hat meinem Essay eine Bedeutung zugestanden, aber mit gewohnter Bescheidenheit jedwede Kompetenz abgelehnt, weil er kein Fachmann auf physikalischem Gebiete sei“ (10).

A. Halten Sie dies für eine unbedingte Anerkennung? *B.* Warum denn nicht? Übrigens habe ich auch anderweitige Anerkennungen: „das Illustrierte Wiener Extrablatt, die Österreichische illustrierte Zeitung, der Pester Loyd, das Neuigkeits-Weltblatt usw.“ (93).

A. Worin besteht nun Ihre wichtige Entdeckung? *B.* „Der Abkühlungsprozeß der Himmelskörper vollzieht sich infolge Verdichtung zuerst im Innern und schreitet kontinuierlich fort bis zur Oberfläche“ (64). „Das Erdinnere ist gar nicht heiß, sondern beinahe kalt“ (22) und die Körper sind dort „nahe dem absoluten relativen Nullpunkt, wo sie das kleinste Volumen haben“, wenn auch „der absolute relative Nullpunkt ein wenig nach Scholastik moderduftet“ (40).

A. Wie erklären Sie sich denn die hohe Temperatur im Innern eines Tunnels? *B.* „Die Erwärmung im Tunnelinnern hat nichts zu tun mit der wirklichen Erdtemperatur, sondern entsteht dadurch, daß die Oberfläche der Wände, vom Druck befreit, sich nunmehr ausdehnen können und vorübergehend eine der Ausdehnung entsprechende höhere Temperatur annehmen“ (70).

A. Wie können Sie sich denken, daß bei dem hohen Druck in der Erde Kälte herrscht? *B.* „Vor 25 Jahren habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Temperatur eines Eisenblockes während des starken Druckes herabgesetzt wird“ (72). „Hört der Druck auf, so wird der Block wieder glühend“ (74); auch „Gase werden unter starkem Druck immer kälter“ (43).

A. Wie stellen Sie sich denn das Erhitzen von Hammer und Ambos, das Zusammenschweißen vor? *B* schweigt.

A. Was verstehen Sie unter latenter Wärme? *B.* „Unter latenter Wärme verstehe ich diejenige Wärme, die aus dem Urzustand der Erde stammt“ (75). „Die latente Erdwärme muß bei unterirdischen Höhlenbildungen nach der Entlastung in Gluthitze übergehen“ (82).

A. Wie erklären Sie denn die jetzt allgemein angenommenen Anschauungen? *B.* „Es ist ein seit Jahrtausenden angehäufter Schutt von verdrehten und absurden Anschauungen, der hinwegzufegen ist" (89).

A. Wie haben Sie denn Ihre Versuche angestellt? *B.* „Als die erste Schiefertafel hinter mir zerbrochen war, knetete ich einen Teig, legte den Kochlöffel weg und mich auf die Lauer" (51/2).

A. Haben Sie sich nie mit der stationären Wärmeströmung in einer Kugel beschäftigt? Haben Sie denn nie versucht, Rechnungen über Ihre Theorien aufzustellen? *B.* „Ich bin nicht einmal in der Lage, die Rechnungen über die Dichtigkeit der Sonne zu prüfen" (49).

A. Wie können Sie also so schlechthin Hypothesen als richtig erklären? *B.* „Es ist nichts leichter als eine Hypothese über Vorgänge im Universum zu fabrizieren; über etwaige physikalische oder andere Bedenken setzt man sich hinweg" (45).

A. So, so; welche Hypothesen meinen Sie denn? *B.* „These von L. G. P., für diese werden eine ganze Reihe von chemischen, physikalischen und astronomischen Beweisen ins Feld geführt ... Wer es nicht glaubt, muß das Gegenteil beweisen. Leider glaube ich nicht daran, doch mein Gegenbeweis würde dadurch hinfällig, daß der andere an seiner Meinung festhält, weil er sich in seine eigene Hypothese festgerannt hat" (46).

A. Das ist aber eine unumstößliche Verurteilung Ihrer Lehre! *B.* Meiner Lehre? Hm! hm! „In diesem Tohuwabohu..." „verleidet das Wort zu ergreifen" hm! hm! „In dem Schweigen der Rezensenten liegt eine verräterische Anerkennung meiner Lehre" (10).

Der Leser wird wohl denken, daß ich einen Auszug aus dem Protokolle einer psychiatrischen Klinik zum Abdrucke gebracht habe, umsomehr, als an den durch Ziffern angedeuteten Stellen ein endloser Wortschwall zu setzen wäre. „B." möchte wohl ein Mann sein, bei welchem Ideenflucht und Größenwahn die Hauptcharakterzüge des Krankheitsbildes liefern. Die in Anführungszeichen gesetzten Stellen sind jedoch wörtliche Zitate aus der zu besprechenden Schrift und die beigesetzten Zahlen geben die Seiten in derselben an.

Hierzu mag noch die folgende Bemerkung gestattet sein: Der Verf. kennt in dieser zweiten Schrift bereits das Gay-Lussacsche Gesetz: ein Fortschritt gegen seine erste Broschüre; aber er hat es noch nicht verstanden! (43). Über kritische Temperatur und Druck hat er noch nichts nachgelesen; vielleicht stand ihm nur eine ältere Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon, das er in seiner ersten Schrift als Quelle seiner Kenntnisse anführt, zur Verfügung.

Was seine Beweisführung anbelangt, so setzt der Verf. voraus, daß wir noch nichts über das Erdinnere wissen und der Ausbruch des Vesuv erst kürzlich, also 2000 Jahre später, stattfand, wodurch eine Diskussion zwischen Prof. Ypsilon (Repräsentant der Gelehrten) und dem Verf. hervorgerufen wird. Hierin muß man dem Verf. Recht geben; in seiner Diskussion steht er auf dem Standpunkte zur Zeit des Ausbruches des Vesuvs vor 2000 Jahren; und auch da würde er schon den lebhaften Widerspruch seitens des „gesunden Menschenverstandes" gefunden haben.

Um seine Beweisführung zu charakterisieren, soll ein kurzes Beispiel konstruiert werden.

„Wenn man neben einer offenen Tür mit dem Kopfe durch die Wand rennen will“ (44), so wird man infolge des hohen Druckes, den Wand und Kopf aufeinander ausüben, ganz eiskalt, und diese Kälte ist die Ursache des Todes. Dieser Art sind die „Beweise“ von Th. Newest!

Ich kann es mir hoch anrechnen, daß ich die Geduld hatte, das Buch wirklich ganz durchzulesen. Der Verf. droht nun (48) mit einer neuen Schrift über die Kometen. Ich erkläre aber nach den bisherigen Erfahrungen über die Schriften dieses Verf.s, daß ich außerstande bin, diese auch noch zu lesen!

Die Kauflust des Publikums und das Urteil der Presse zeigen, daß die Tagesblätter, welche sich „einen Professor als Referenten bestellen könnten“, dafür „verantwortlich zu machen sind“, wenn Broschüren in die Öffentlichkeit gelangen, die nur zur Irreführung des Publikums dienen. Die Verbreitung der Schrift, wenn das, was der Verf. davon behauptet, richtig ist, beweist, daß „für die Verbreitung einer Trivialität“ — und ich füge hinzu, selbst des größten Unsinnes — „eben sogleich Millionen von Spatzen zur Verfügung stehen“ (28).

Dergleichen Broschüren, analog den 10 Heller-Romanen, welche den literarischen Geschmack des Publikums verderben, verdanken eben ihr Entstehen und ihre Verbreitung dem Umstande, daß sich unsere Zeit nicht zu einer Zensur erniedrigen kann, selbst dann, wenn es sich um derartige Werke handelt.

Wien. N. Herz.

Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Von Prof. Dr. Karl Rosenberg. Mit 615 in den Text gedruckten Figuren und einer farbigen Spektraltafel. Ausgabe für Gymnasien. VIII u. 487 SS. 1. Auflage 1903. 2. Auflage 1905. Wien, Alfred Hölder. Preis geb. K 5·20 h.

Auch die Schulbüchertechnik hat ihre Wandlungen. Während noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den meisten Lehrbüchern der Physik eine beträchtliche Ausführlichkeit der Darstellung herrschte, beflissen sich die demselben Gegenstande gewidmeten Schulbücher in dem letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts meist einer wortkargen Gemessenheit im Ausdruck und wiesen infolgedessen bei gleichem Ausmaß an behandeltem Stoff einen weit geringeren Umfang auf. Die Lehrbücher boten den Vorteil der raschen Orientierung und einer Durchsicht des jeweiligen Pensums in sehr kurzer Zeit, wo Verständnisschwierigkeiten nicht zu überwinden waren, hatten aber auch den hygienischen Vorzug eines geringen Gewichtes. Die älteren Bücher dagegen legten auf Leichtfaßlichkeit einen größeren Wert, mußten sich aber zu einem bedeutenderen Raumaufwand bequemen.

Auf welcher Seite der größere Vorteil liegt, mag hier unerörtert bleiben, doch scheint im Widerstreite zwischen diesen beiden Richtungen, von denen jede ihre Freunde und Verfechter hat, die ältere Richtung neuerdings die Oberhand gewinnen zu wollen.

Das vorliegende Werk darf jedenfalls als Muster jener Lehrbüchergattung angesehen werden, die dem Studierenden die Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern sucht. Schon die Zahl von fast 500 Seiten weist darauf hin, daß meist eine gewisse Ausführlichkeit in der Darstellung eingehalten wurde, ohne jedoch das richtige Maß zu überschreiten. — Die Diktion ist einfach und präzis, dabei ein Muster an Klarheit und dem Bildungsniveau der studierenden Jugend genau angepaßt. Die mathematischen Beweise und Ableitungen sind tunlichst vereinfacht. — Besonderes Lob verdienen auch die im Texte enthaltenen Figuren, welche in großer Zahl vorhanden sind und deren wohldurchdachte, sorgfältige Ausführung mitunter jede weitere Erklärung fast überflüssig macht.

Wenn der Verf. sich die Aufgabe gestellt hat, dem Schüler ein Buch an die Hand zu geben, das, auf der Höhe der Zeit stehend, ihm den notwendigen Lehrstoff in verhältnismäßig müheloser Weise vermittelt, dabei seinen Geist beständig anregt und sein Interesse in Spannung erhält, dann muß die Art, wie er diese Aufgabe gelöst hat, als eine äußerst glückliche und gelungene bezeichnet werden.

Laibach. Dr. Maximilian Mandl.

F. Schleichert, Beiträge zur Methodik des botanischen Unterrichtes. Mit 3 Figuren im Text. Sammlung naturwissenschaftlicher Abhandlungen, herausg. von Otto Schmeil und W. B. Schmidt. Band II, Heft 3. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905. 48 SS. Lex.-8°. Preis 1 Mk.

Der Verf. will in der vorliegenden Schrift zeigen, wie der Lehrer pflanzenphysiologische Stoffe im Unterrichte behandeln soll, die der unmittelbaren Beobachtung leicht zugänglich gemacht werden können und deren Verständnis der Fassungskraft 13- und 14jähriger Schüler keine Schwierigkeiten bereitet. Denn die „Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts muß es sein, mit der Kenntnis der umgebenden Erscheinungswelt die der Lebensäußerungen zu verschmelzen, Organ und Funktion in Beziehung zu einander und zur Umgebung zu setzen und so auf botanischem Gebiet den Bau der Pflanze durch ihre Arbeitsleistung verstehen zu lehren“.

Mit Hilfe des Experimentes, unter Anwendung einfacher Apparate und bei Auswahl passender Objekte, „an denen das Typische einer Lebenserscheinung klar zur Anschauung gebracht werden kann“ (solche Objekte sind: *Tropaeolum maius, Phaseolus multiflorus, Trifolium pratense, Aristolochia sipho, Sicyos angulatus,*

Elodea canadensis, *Tradescantia*, *Lupinus*, *Solanum tuberosum* u. a. m.), können z. B. vorgeführt werden: der Keimungsvorgang, die Wasseraufnahme und Wasserleitung, die Transpiration, die Assimilation und die Atmung[1]). Als besonders gelungen möchte ich die Darstellung des Assimilationsvorganges hervorheben, die tatsächlich aufs beste geeignet ist, dem Schüler Lebenstätigkeiten der Pflanze vorzuführen. Zuerst wird die Aufgabe behandelt, ob die Pflanzen Luft absondern, wobei sich als Zusammenfassung der gewonnenen Anschauungen ergibt, daß die grünen Pflanzen die Kohlensäure der Luft zerlegen, Sauerstoff ausscheiden, den Kohlenstoff zur Bildung von Pflanzensubstanz (Stärke) verwenden und diese Arbeiten aber nur unter dem Einflusse des Sonnenlichtes vollführen; dann folgt die Behandlung des Chlorophylls, das Entstehen und Vergehen des grünen Farbstoffes im Sonnenlicht, an der sich die Vorführung der Gaswege anschließt. Recht vorteilhaft erweist es sich, im Unterrichtsverlaufe den historischen Gang der Gedankenbewegung und der Beobachtungen zu verfolgen.

In einem Anhange sind diejenigen Beobachtungspflanzen verzeichnet, die im Schulgarten kultiviert werden sollen und gute Objekte der Untersuchung darstellen; ein weiterer Absatz empfiehlt die Anlage pflanzenbiologischer Schulsammlungen. Das Schlußkapitel behandelt den Nachweis wichtiger Pflanzenstoffe. — Die Abhandlung beweist, daß der Verf. ein tüchtiger Fachmann und ein vorzüglicher Lehrer ist.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Geologie von Prof. Dr. Ferdinand Löwl. (Aus „Die Erdkunde", herausgegeben von Prof. Maximilian Klar. XI. Teil.) Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1906. Preis 14 K.

Das vorliegende Werk weicht in mehr als einer Hinsicht von dem gebräuchlichen Schema der geologischen Lehrbücher ab. Es findet dies seinen Grund teils in dem Zwecke des Buches, teils in der wissenschaftlichen Eigenart des Verf.s. Löwls Arbeit ist bestimmt, Lehrer und Studierende der Geographie in die Geologie einzuführen. Dementsprechend können manche Dinge als bekannt vorausgesetzt werden — z. B. in der Hydrographie — während andere erhöhte Aufmerksamkeit erheischen. Dies gilt insbesonders von der Paläontologie. Der Verf. beschränkt sich nicht auf die Beschreibung der wichtigsten Leitfossilien bei den einzelnen Formationen, sondern er schickt der historischen Geologie eine kurze aber ausreichende zoologische Charakteristik der fossilen wirbel-

---

[1]) In diesem Kapitel (S. 85) ist ein Schreibfehler enthalten, der hier korrigiert werden soll. Die Soldanellen sind keine Kompositen, sondern Primulaceen.

losen Tierklassen voraus, ganz richtig bemerkend, daß einem Anfänger mit dem Hinweis auf die Handbücher der Paläontologie nicht geholfen ist. Eigenartig ist auch die Stoffeinteilung. Begonnen wird mit der Petrographie, an diese schließt sich die historische Geologie. Dann folgt ein „Die Störungen der Erdrinde" betitelter Abschnitt, in welchem die endogenen Vorgänge: Gebirgsbildung, Vulkanismus, Erdbeben behandelt sind. Den Beschluß macht der Abschnitt: „Skulptur der Erdoberfläche", welcher den exogenen geologischen Vorgängen, Wind- und Wasserwirkungen gewidmet ist.

Anziehend ist die Art der Behandlung des Stoffes. Jede Seite zeigt ein eigentümliches Gepräge; am schärfsten tritt dies hervor bei der Behandlung allgemein geologischer Fragen hypothetischer Natur. Es weht ein scharfer, kritischer Geist durch diese Blätter, denn nach der Überzeugung des Verf.s muß sich ein Lehrbuch umso besser bewähren, je schärfer es jene Tatsachen und Umstände beleuchtet, auf die es bei der Prüfung der wichtigeren Hypothesen ankommt. Allerdings gelangt man dabei zum Schlusse zu der wenig erfreulichen Einsicht, daß wir hinsichtlich der grundlegenden geophysischen Probleme heute um nicht viel mehr wissen als vor einem Menschenalter.

Das interessante Buch wird dem Lernenden viel Wissenswertes, dem Lehrenden viel Anregung bieten.

Wien. Dr. Franz Noë.

Die Eilschrift. Ein neues System deutscher Stenographie. Zum Selbstunterrichte geeignet. Herausgegeben von Dr. Anton Frey. Wien, Verlag von Karl Gräser & Ko. 1905. VIII u. 183 SS. Preis geb. 5 K.

„Ist das System gut, wird es sein eigener Bahnbrecher sein und Verbreitung finden; ist es schlechter als andere Systeme, so wird es der verdienten Vernachlässigung und Vergessenheit anheimfallen". Mit diesem Satze schließt der Verf. das Vorwort seines Buches. Ref. fürchtet nun, daß das System keine Verbreitung finden und daß es höchst wahrscheinlich der Vergessenheit anheimfallen werde.

Es sei gerne zugegeben, daß das System gut durchdacht ist und auch einige recht beachtenswerte neue Gesichtspunkte enthält, aber es geht von einigen falschen Voraussetzungen aus, die, konsequent eingehalten, zu einer ganzen Reihe von Übelständen führen mußten. Der Verf. hat wohl kaum — gleichviel nach welchem System — praktischen Unterricht in der Stenographie erteilt, denn sonst hätte er von selbst auf gewisse Schwierigkeiten aufmerksam werden müssen. Man hat vielmehr den Eindruck, sozusagen ein stenographisches System für den Privatgebrauch vor sich zu haben. Es soll nun gar nicht die Verwendbarkeit desselben

bezweifelt werden, es ist vielmehr ganz gut denkbar, daß der Verf. oder jemand anderer mit der „Eilschrift“ schließlich dasselbe zu leisten vermöge wie ein Vertreter eines anderen Systems. Das ist eine Sache der Praxis. Aber man darf die Erlernbarkeit nicht aus dem Auge verlieren und da glaubt Ref. ohneweiters behaupten zu können, daß das Freysche System viel zu schwer ist; sagt doch der Verf. selbst auf S. 69 gleichsam ahnungsvoll: „Die Eilschrift in ihrer Vollendung ist gewiß eine Kunst, aber sie ist eine Kunst, die jeder lernen kann. Das Geheimnis dieser Kunst liegt in dem Worte „Übung“; üben, üben und wieder üben und der schöne Erfolg kann nicht ausbleiben.“ Wenn nun der Verf. gar der Meinung ist, daß sein Buch zum Selbstunterricht geeignet sei, so hat man es eben mit einer Selbsttäuschung zu tun, der ja ein Autor leicht zum Opfer fällt. Ref. möchte eher glauben, daß nicht einmal ein gewandter Stenographielehrer seine Schüler über die großen Schwierigkeiten der Freyschen Stenographie hinwegbrächte.

Freys Buch ruht der Hauptsache nach auf Gabelsbergerscher Grundlage und ist in die üblichen Hauptabschnitte „Die Zeichen und ihre Verbindung“, „Darstellung der Vokale“, „Wortkürzung“ und „Satzkürzung“ gegliedert.

Schon die alphabetischen Zeichen geben Anlaß zu mancherlei Bedenken. Abgesehen davon, daß die Unterscheidbarkeit vieles zu wünschen übrig läßt, gibt es nicht weniger als elf Doppelzeichen, u. zw. für *f*, *k*, *p*, *r*, *s*, *t*, *st*, *z*, *pf*, *v* und *x*. Die natürliche Folge ist, daß sich vielfach die in jeder Stenographie berüchtigten Doppelschreibungen mit grundverschiedenen Wortbildern ergeben. Daß durch diesen Luxus der Doppelzeichen auch das ohnehin heikle Kapitel der „Zeichenverbindungen“ nachteilig beeinflußt werden mußte, ist ohneweiters klar. Hier kommen auch Zeichenverbindungen vor, die einander täuschend ähnlich sind, z. B. *nd* und *ntsch*, *rd* und *rtsch*, *hen* und *chen*, *gn* und *kn*, *z* und *zw*, *sp* und *c*, *st* und *th*, *sch* und *schw*, *d* und *tsch*, *s*, *sk* und *skl* (S. 36), gar nicht zu gedenken der schweren Schreibbarkeit einiger. Der Verf. sieht sich selbst veranlaßt, auf S. 22 nicht weniger als 54 „Zeichenverschmelzungen“ der „Aufmerksamkeit“ des Lernenden zu empfehlen.

Und nun die Vokalisationslehre. Freys Schrift ist von Haus aus eine Steilschrift. Schon dies muß als ein Mißgriff bezeichnet werden, denn die überwiegende Mehrheit der Schreibenden bedient sich der Kursivschrift. Glaubt denn der Verf., daß es für den Lernenden so leicht wäre, sich an die neue Schriftlage zu gewöhnen? Hier spielen schon nicht zu beseitigende physiologische Momente herein und das Üben würde wohl sehr verlangsamt.

Aber Frey benützt die unpraktische Schriftlage überdies recht ausgiebig zu Symbolisierungszwecken bei Konsonantenverbindungen von dem Schema *r* + Konsonant und *l* + Konsonant, ferner bei Silben von dem Schema *r* (oder *l*) + Vokal + Konsonant.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß „die Stenographie wenigstens teilweise wird zu einer Silbenschrift werden müssen (p. VI)“, wendet er sowohl für die zusammengesetzte Konsonanz als auch für die sog. Silbenkonsonanz bei *r* die Schräglegung des vorangehenden Konsonanten nach links, bei *l* die Schräglegung des vorausgehenden Konsonanten nach rechts an, u. zw. mit der (nicht ganz stichhätigen Begründung, daß „unter den Konsonanten *l* und *r* sehr häufig vorkommen“ (S. 12) und daß „sie ihrem Lautwert nach sich den Vokalen nähern“ (S. 14). Diese Einführung schafft nun auf der einen Seite einige Vorteile, aber auf der andern Seite um so größere Nachteile, insbesondere den fortwährenden Wechsel der Schreibrichtung. Es finden sich nicht selten Wörter, in denen alle drei Schreibrichtungen „schräglinks“, „senkrecht“ und „schrägrechts“ ganz unvermittelt aufeinander folgen. Daß durch diesen und einige andere Umstände die Schrift sehr unschön wird, sei nur nebenbei bemerkt.

Der Regelapparat der eigentlichen Vokalisationslehre zeigt nicht einmal der Gabelsbergerschen Stenographie gegenüber eine Vereinfachung. Ausnahmen und besondere Schreibungen gibt es gerade genug. Daß der Verf. auch die Mehrstufigkeit der Zeichen zu Symbolisierungszwecken herangezogen hat, bedeutet keinen Gewinn, schon der vielen Verwechslungen wegen nicht. Geradezu klassische Beispiele dieser Art führt der Verf. selbst in § 33 an. Auffallend ist in dieser Partie auch die ganz erkleckliche Anzahl von Kürzungen und Sigeln, die noch dazu nicht selten durch ganz willkürliche Zeichen gebildet sind.

Die Lehre von der Satzkürzung lehnt sich der Hauptsache nach an Gabelsberger an. Was der Verf. unter der (übrigens veralteten und unzutreffenden) Bezeichnung „Klangkürzung“ bietet, ist vom Standpunkte der deutschen Wortbildung aus sehr anfechtbar.

Dies die wesentlichen Merkmale der „Eilschrift“. Auf die methodische Seite des Buches einzugehen, insbesondere die Fassung der Regeln und die Anordnung des Stoffes kritisch zu beleuchten, dazu liegt hier keine Veranlassung vor; ein derartiges Referat gehört in eine Fachzeitschrift. An Stoff würde es allerdings auch in dieser Hinsicht nicht mangeln.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Tiroler Mittelschuldirektorenkonferenz[1]).

Auszug aus den Verhandlungen der Konferenz der Mittelschuldirektoren Tirols in Innsbruck.

Mit Erlaß vom 3. November 1904, Z. 5374, lud der k. k. Landesschulrat für Tirol die Direktionen der tirolischen Mittelschulen ein, Gegenstände bekannt zu geben, deren gemeinsame Beratung bei einer für das Jahr 1905 in Aussicht genommenen 2—3tägigen Direktorenkonferenz ihnen angezeigt erschiene. Aus den eingelaufenen Anträgen bestimmte das Ministerium für Kultus und Unterricht, dem sie vorgelegt wurden, fünf Punkte für die Tagesordnung. Um auch den Lehrkörpern Gelegenheit zu bieten, ihre Ansichten zu äußern, wurden diese Punkte ihnen mit dem Auftrage mitgeteilt, hierüber nach Bestellung eines Referenten konferenzialiter zu beraten und Referat samt Konferenzprotokoll dem Landesschulrate vorzulegen. Diese Referate und Protokolle der Lehrkörper des Landes wurden den für die Konferenz in Innsbruck als Referenten und Korrefenten bestimmten Direktoren als Substrat für ihre eigenen Referate, bezw. Korreferate übergeben.

Die Konferenz fand am 20., 21. und 22. November 1905 statt.

Ihr wohnten außer den Direktoren der Tiroler Mittelschulen (9 Gymnasial-, 3 Realschuldirektoren; der Direktor des fürstb. Gymn. in Trient war wegen kaum überstandener Krankheit am Erscheinen verhindert) und den bestellten Vorsitzenden, Landesschulinspektoren Hofrat Dr. Hans Hausotter und Dr. Adolf Nitsche, als Gäste an: von der wissenschaftlichen Mittelschulprüfungskommission die Universitätsprofessoren Hofrat Dr. Anton Zingerle, Dr. Friedrich Stolz und Dr. Josef Wackernell, von den Referenten des Landesschulrates Hofrat Dr. Wilhelm Freiherr v. Schwind und Regierungsrat Josef Defant.

---

[1]) Das Manuskript wurde der Redaktion mit dem Erlasse des Landesschulrates für Tirel vom 7. Juli 1906, Z. 2955, zur Verfügung gestellt. Die Red.

In Vertretung des persönlich verhinderten Statthalters eröffnete der Vizepräsident des Landesschulrates Alexander Freiherr v. Reden am 20. November um 9 Uhr die Konferenz im Sitzungssaale des Statthaltereipräsidiums mit einer kurzen Ansprache, in der er die Versammelten herzlich begrüßte und der Konferenz den besten Erfolg wünschte.

Den Vorsitz übernimmt sodann Landesschulinspektor Nitsche, der zunächst der Konferenz einen Gruß des krankheitshalber beurlaubten Landesschulinspektors V. Leschanofsky übermittelt, den diese mit einem Gegengruß beantwortet; hierauf erteilt er dem Schulrate Direktor Sander das Wort zur Erstattung seines Referates über das erste Verhandlungsthema: „Unterkunft der Schüler"[1]).

Der zweite Punkt der Verhandlung war: „Privatlektüre aus den klassischen Sprachen, Mittel, die Leistungen der Abiturienten aus diesen Fächern auf ein höheres Maß zu bringen".

Nach Bestimmung des Zweckes des Unterrichtes in den altklassischen Sprachen auf Grund des Organisationsentwurfes und der in den 'Weisungen' aufgestellten Forderungen für die Maturitätsprüfung, sagt der Ref. Prälat Spielmann, daß die Erreichung dieses Zieles namentlich zwei bedeutenden Hindernissen begegnet. Als das erste bezeichnet er die Überbürdung der Schüler. Die Gefahr einer Überbürdung liegt im Fachlehrersysteme; sind ja, selbst wenn Mathematik und Physik einerseits und Latein und Griechisch anderseits in einer Hand liegen, in jeder der beiden obersten Klassen 7 Lehrer. Auch geringe Fehler einzelner in der Unterrichtsweise, so Mangel an Durcharbeitung des Lehrstoffes in der Schule, Forderung zu schwerer oder zu umfangreicher häuslicher Arbeiten führen zur Überbürdung. Die Folgen derselben treffen am meisten die altklassischen Sprachen, weil hier dem Schüler die bequemsten Hilfsmittel geboten sind, sich der eigenen Arbeit zu entziehen, und weil die Vernachlässigung einer Fachgruppe mit 10—11 Wochenstunden ausgiebiger ist als irgend eine andere. Die Überbürdungsgefahr kann durch Vereinigung möglichst vieler Fächer in einer Hand und durch ein besonders hohes Maß erzieherischen Gemeinsinnes aller Lehrer verringert werden. Eine Selbstüberbürdung der Schüler liegt in der alles überwiegenden Pflege des geschichtlichen und physikalischen Studiums infolge der Dispensbestimmungen. Überbürdung kann auch der Lehrer der klassischen Sprachen selbst hervorrufen. Sie ist mitunter schwer zu vermeiden, weil dieselben Forderungen bei verschiedenen Schülern verschieden ins Gewicht fallen. Soweit sollen sie aber doch nie gehen, daß sie die Schüler zum Gebrauche gedruckter Präparationen und der Übersetzungen verführen. Das geschieht aber, wenn man dem Schüler etwas zumutet, was er mit den erworbenen Kenntnissen, den erlaubten Hilfsmitteln und der verfügbaren Zeit nicht leisten kann. Hat einmal die gedruckte Übersetzung die Stelle des Wörterbuches erobert, so behauptet sie ihren Platz für

---

[1]) Die Verhandlung über dieses Thema sowie über die Frage der Maturitätsprüfung findet sich in der „Zeitschr. für das Realschulwesen" abgedruckt. Vgl. Jahrg. 1906, S. 598 ff.

immer. Zur Bekämpfung dieser Mißstände geben die „Instruktionen" Anleitung. Wichtig ist die Fähigkeit, das Wörterbuch zu gebrauchen; soll diese vermittelt werden, müssen alle Schüler mit dem gleichen Wörterbuch versehen sein. Ein weiteres Mittel sind die Kompositionen, nützlich der Hinweis der Schüler auf die Forderungen der Maturitätsprüfung und das förmliche Verbot des Gebrauches der Übersetzungen. Der gewissenhafte Schüler wird sich in diesem Falle mehr hüten, der gewissenlose, wenn er ertappt wird, mehr schaden.

Das zweite Hindernis liegt in der Zersplitterung der Lektüre. In der VII. Klasse kann es kommen, daß durch die Grammatikstunde oder eine Komposition und den Ausfall einer zweiten Stunde die Lektüre einer Woche auf zwei Stunden eingeschränkt wird. In solchen Fällen ist die Grammatikstunde aufzulassen, die Komposition zu verschieben; die Übersetzungen ins Griechische sind vom zweiten Semester der VII. Klasse an aufzulassen, die unentbehrlichen grammatischen Übungen im Anschlusse an die Lektüre vorzunehmen, und die dadurch gewonnenen Stunden der mündlichen oder schriftlichen Übersetzung aus dem Schriftsteller zu widmen. Eine weitere Einschränkung der grammatischen Übungen scheint allerdings das Lehrziel zu gefährden. Von den positiven Förderungsmitteln, als Einführung eines Realienbuches, leichtere Übungsbücher, höheres Aufnahmsalter, Vermehrung der Schuljahre oder Schulstunden, sind einige ohne weiteres zugänglich, andere ohne Aussicht, genehmigt zu werden. Die Errichtung einer Vorbereitungsklasse wäre wohl möglich. Das wichtigste Mittel aber ist die Privatlektüre. Sie soll die Schullektüre ergänzen, daher auch von der Schule aus geleitet werden. Sie soll die erworbene Kraft üben, sie soll formal und sachlich in der Richtung weiter führen, in welcher der Schulunterricht sich bewegt. Die vom Schüler erworbene Fähigkeit allein bedingt den Zeitpunkt ihres Beginnes. Der Stoff wird vom Fachlehrer empfohlen, und frei gewählte Lektüre bedarf seiner Gutheißung. Um die Schüler zur Privatlektüre zu ermutigen, dient die kursorische Lektüre, die das Kraftgefühl weckt, die Darbietung geeigneter Hilfsmittel und die Gewährung von Vorteilen. Der bisher bei der Maturitätsprüfung gebotene Vorteil ist zu gering. Der Schüler, der schon in der V. Klasse mit der Lesung begonnen hat, kommt in Gefahr, über etwas geprüft zu werden, was ihm nicht mehr geläufig ist. Da materielle Belohnungen von vornherein auszuschließen sind, müssen Fachnote, Fleißnote, Verzeichnung der Leistungen in einem die Klasse beim Aufsteigen begleitenden Buche und Erwähnung im gedruckten Jahresberichte genügen.

Im Hinblick darauf stellt nun der Referent folgende Thesen auf:

1. Das Lehrziel des Unterrichtes in den klassischen Sprachen, besonders die Forderung, welche bei der Maturitätsprüfung gestellt wird, soll schon den Schülern der V. Klasse vorgehalten und selbständige Arbeit als das einzige Mittel zur Erreichung des Zieles erklärt werden.

2. Zu Beginn jedes Semesters haben die Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache im Obergymnasium den Schülern den möglichst vollständigen Plan der Schullektüre mitzuteilen und bekannt

welche Partien des Schulautors sich als Ergänzung der Schullektüre besonders eignen.

3. Lateinische und griechische Autoren privatim zu lesen soll der Fachlehrer nur jenen, aber auch allen jenen Schülern empfehlen, die nach seinem Urteil durch die Schullektüre die Fähigkeit hiezu erlangt haben.

Privatlektüre aus Autoren, die in der Schule nicht gelesen werden, ist nur zu berücksichtigen, wenn ihre Wahl vom Fachlehrer gutgeheißen worden war.

4. Die kursorische Schullektüre leichtverständlicher Abschnitte ist geeignet, zur Privatlektüre zu ermutigen.

5. Hilfsmittel, die zur Erleichterung der Privatlektüre ohne Bedenken empfohlen werden können, sollen aus der Schüler- oder Lehrerbibliothek unentgeltlich beigestellt werden. Gedruckte Präparationen sind wie Übersetzungen zu verbieten, zur Benützung guter Schullexika (nicht Spezialwörterbücher) frühzeitig praktische Anleitungen zu geben.

6. Die absolvierte Privatlektüre ist wenigstens einmal im Semester und zwar im allgemeinen außer der Schulzeit zu kontrollieren, Umfang der Lektüre und Erfolg der Kontrolle in einem für die Klasse bestimmten Buche zu verzeichnen und die Note bei der Semestralklassifikation zu berücksichtigen. Wenn ein großer Teil der Klasse dieselbe Partie des Schulautors privat gelesen hat, empfiehlt es sich, die Kontrolle in der Schule vorzunehmen, da sie eine Ergänzung der Schullektüre für alle Schüler werden kann.

7. Die Kompositionen aus der Unterrichtssprache ins Griechische sind vom zweiten Semester der VII. Klasse an aufzulassen und die grammatisch-stilistischen Übungen an die Lektüre mündlich anzuschließen.

8. Die beiden klassischen Sprachen sind in Betreff der Dispensen bei der Maturitätsprüfung der Geschichte und der Physik gleichzustellen.

Diesen Thesen fügt der Ref. folgende in der Konferenz des Lehrkörpers des Staatsgymn. in Innsbruck von Prof. A. Strobl (S) aufgestellte Leitsätze bei:

a) Diejenigen Abiturienten eines Gymnasiums, deren Durchschnittsleistung aus den vier letzten Semestern ihres öffentlichen Studiums in Latein und Griechisch durch die Noten „lobenswert" oder „vorzüglich" charakterisiert werden kann, und deren Klausurarbeiten aus diesen Gegenständen diese Durchschnittsnoten nicht herabmindern, sind ohneweiters von der mündlichen Prüfung aus diesen Gegenständen loszuzählen und die ihnen zukommenden Durchschnittsnoten aus diesen Gegenständen mit Einfluß auf den Gesamtkalkül in das Maturitätszeugnis einzutragen.

b) Diejenigen Abiturienten eines Gymnasiums, deren Durchschnittsleistung aus den vier letzten Semestern ihres öffentlichen Studiums in Latein und Griechisch durch die Note „befriedigend" charakterisiert werden kann, und deren Klausurarbeiten aus diesen Gegenständen dieselbe Note aufweisen, können von der mündlichen Prüfung aus diesen Gegenständen durch Beschluß der Prüfungskommission dispensiert werden, worauf diese Durchschnittsnote mit Einfluß auf den Gesamtkalkül in das Maturitätszeugnis eingetragen wird.

c) Wiederholungsprüfungen aus Latein und Griechisch werden sowohl bei der Maturitätsprüfung als auch am gesamten Obergymnasium nicht mehr gestattet.

d) Die Benützung eines Lexikons für die Übersetzung aus dem Griechischen ist nicht mehr gestattet.

Hierauf erhält der Korref. Dir. Filzi das Wort. Er behandelt zunächst die Beweggründe zur Privatlektüre. Die Sinnesart der meisten jungen Leute, vielfach bestärkt durch ihre Umgebung, verlangt für jede besondere Leistung, namentlich in den Gegenständen, deren praktische Verwertung nicht jedermann einleuchtet, eine besondere Belohnung, d. h. im Bereiche der Schule mindestens eine gute Note. Dies gilt auch für die in Frage stehende Privatlektüre. Der Minist.-Erl. vom 30. September 1891, Z. 1786 hat dem Rechnung getragen. Auf manche wirkt allerdings auch eine andere Art der Auszeichnung, so die Nennung im gedruckten Jahresberichte.

Die Wahl des Lesestoffes will der Berichterstatter den Schülern nicht freigestellt wissen, damit nicht die Kräfte der Schüler Übersteigendes, nicht inhaltlich Ungeeignetes gelesen werde, und damit die Prüfung während des Unterrichtes vorgenommen werden könne, was den Mitschülern zum Vorteile und zur Aneiferung gereichen wird. Als Zeit der Privatlektüre findet der Berichterstatter die Ferien am geeignetsten. Im Schuljahre wird sie eingeengt durch die für gewissenhafte Schüler keineswegs geringfügige Erfüllung der eigentlichen Schulpflichten, durch freie Lehrgegenstände, häuslichen Unterricht in Kunstübungen und die notwendige Pflege der körperlichen Entwicklung. Somit soll schon am Schlusse des Schuljahres der Stoff bezeichnet werden. Man gebe auch ungefähr gleiche Abschnitte an, über welche vor den einzelnen Klassifikationskonferenzen mit der Aussicht auf günstige Beeinflussung des hiebei zu fällenden Urteiles geprüft werden wird. Als andere Mittel, das Studium der klassischen Sprachen zu fördern, gibt der Berichterstatter folgende an:

1. Mehr zweckentsprechende schriftliche Arbeiten. Ersatz der Übertragungen ins Griechische durch Übertragungen aus dem Griechischen unter Gebrauch des Wörterbuches, da jene dem Zwecke des Unterrichtes im Griechischen nicht entsprechen. 2. Verwendung der Grammatikstunden der beiden obersten Klassen zur Vertiefung in die Lektüre und zur Vermittlung der notwendigen altertumswissenschaftlichen Kenntnisse. 3. Verminderung des allzu raschen Schriftstellerwechsels, der kein Einlesen gestattet, durch Beseitigung der zwei schwierigsten Schriftsteller, des Demosthenes und des Sophokles; erst dann würden die übrig bleibenden ihrem Inhalte und ihrer Form nach entsprechend ausgebeutet werden können. 4. Die Anwendung des für Geschichte und Physik so wirksamen Lockmittels der Dispensen auf die klassischen Sprachen mit einer Ermäßigung der Forderungen.

Der Korref. faßte seine Erörterungen in folgende Sätze zusammen:

1. Um die Schüler dafür zu gewinnen, daß sie auch außer dem streng vorschriftsmäßigen Schulunterrichte griechische und römische

Schriftsteller lesen, ist es geraten, wenn nicht geboten, solche Leistungen bei der Feststellung des Schlußurteiles sowohl in den einzelnen Halbjahren als auch bei der Maturitätsprüfung in Anschlag zu bringen.

2. Zur Anstachelung des Ehrgeizes empfiehlt sich die Veröffentlichung der Namen derer, die solche Leistungen aufzuweisen haben, im gedruckten Jahresberichte.

3. Die Wahl des Lesestoffes ist nicht dem freien Belieben des Schülers, sondern der Anleitung durch den Lehrer zu überlassen; über das Gelesene wird in Gegenwart der anderen Schüler Rechenschaft gefordert.

4. Die Zuweisung des Lesestoffes erfolgt am Jahresschlusse, damit die Schüler die Ferien hiefür ausnützen können. Der Lesestoff wird in so viele Teile zerlegt, als Urteilsabschlüsse im Laufe der beiden Halbjahre stattfinden; in den hiedurch bezeichneten Abständen finden die Prüfungen statt.

5. Um die Leistungen der Schüler in den altklassischen Sprachen zu heben, ist die über den vorschriftsmäßigen Unterricht hinaus erweiterte Lesung der alten Schriftsteller das beste Mittel; außerdem aber könnten noch folgende Mittel angewendet werden:

6. Abschaffung der Übersetzung ins Griechische im Obergymnasium und Einführung von Übersetzungen aus dem Griechischen mit Hilfe des Wörterbuches, Auflassung der grammatikalischen Übungen im Griechischen in den obersten zwei Klassen zu Gunsten des Lesens der Schriftsteller.

7. Beseitigung der schwierigen Schriftsteller (Demosthenes und Sophokles) zu Gunsten der Vertiefung in die leichteren (Xenophon, Herodot und Homer), wodurch sicherlich bessere Ergebnisse erzielt werden.

8. Behandlung der altklassischen Sprachen hinsichtlich der Befreiungen bei der Maturitätsprüfung nach Art der Geschichte und Naturlehre, jedoch auf Grund der Durchschnittsnote „befriedigend" mit Rücksicht auf die Gewohnheit der Schüler, immer den nächstliegenden Vorteil ins Auge zu fassen.

Der Vorsitzende erklärt, daß die die Maturitätsprüfung betreffenden Leitsätze bei dem gleich benannten Gegenstande der Tagesordnung zur Beratung gelangen werden; hingegen kommen bei diesem Gegenstande noch in Betracht zwei selbständige Anträge des Dir. Tilgner, welche lauten:

1. Der Lehrstoff der griechischen Sprache in der III. Klasse wolle vermindert werden.

2. Die lateinischen Prosaiker der V. und VI. Klasse sind zu vertauschen.

Die Beratung wird in einer die Leitsätze inhaltlich ordnenden Reihenfolge durchgeführt. Von den Leitsätzen, welche über die Einleitung der Privatlektüre handeln (A 1—3, B 3—4) wird A 1 ohne weiteres angenommen. Zu A 2 bemerkt der Vorsitzende, die Privatlektüre möge nicht auf die Schulschriftsteller eingeschränkt werden. Man müsse das Interesse hiefür an jedem Endchen fassen, das irgendwo, sei es auch in anderen Fächern, sich zeige. Der Berichterstatter stimmt zu, empfiehlt aber seinen Leitsatz namentlich für den Beginn der Privatlektüre. Zu

B 4 (Bestimmung des Lesestoffes am Schlusse des Schuljahres) regen sich Bedenken. Man wisse nicht, was im nächsten Schuljahre werde gelesen werden (Präl. Spielmann); das im Leitsatze Gewollte sei nicht Privat-, sondern Feriallektüre (Prof. Stolz), die freie Wahl der Schüler werde zu sehr beschränkt (Dir. Tilgner). Dem gegenüber meint der Mitberichterstatter, es könnten doch Stücke im vorhinein bestimmt werden, z. B. nach der Homerlektüre der V. Klasse, fleißige Schüler würden dann die Ferien benützen. A 2 (Empfehlung des Stoffes am Beginne des Schuljahres) wird angenommen, B 4 abgelehnt.

Zur Frage, wem die Privatlektüre zu empfehlen sei (A 3), bemerkt Dir. Islitzer, bei vorgeschrittener Schullektüre könnten auch schwächere Schüler zur Privatlektüre herangezogen werden. Der Berichterstatter hält dies durch seinen Leitsatz nicht für ausgeschlossen, beseitigt jedoch, um nicht etwa durch diese Betonung Zweifel zu erregen, die Worte „nur jenen, aber auch allen". So wird der Leitsatz angenommen.

Von den zwei Sätzen, dem zweiten Teile von A 3 (Gutheißung des Lesestoffes durch den Fachlehrer) und B 3 (Bestimmung des Lesestoffes durch diesen) wird der erste angenommen, der zweite abgelehnt. Die Förderung der Privatlektüre durch kursorische Lektüre (A 4) und Hilfswerke (A 5 erster Satz) findet debattelose Zustimmung. Zum zweiten Satze von A 5 empfiehlt Dir. Lechthaler, das Verbot durch ein Abraten zu ersetzen. Prof. Stolz möchte nicht alle Spezialwörterbücher verurteilen, z. B. Autenrieth. Dir. Lener fragt, ob unter den gedruckten Präparationen auch Kommentare verstanden würden. Der Berichterstatter antwortet, er wollte nur vermeiden, daß die Schüler des richtigen Gebrauches eines guten Gesamtwörterbuches entwöhnt würden. Kommentare seien nicht auszuschließen, aber auf dem Verbote des Gebrauches von Übersetzungen bestehe er. Schließlich wird die vom Vorsitzenden behufs Zusammenfassung der mehrseitigen Anregungen vorgeschlagene Formulierung angenommen: „Übersetzungen und ähnliche Behelfe sind zu verbieten; zur Benützung guter Schullexika ist frühzeitig praktische Anleitung zu geben".

Rücksichtlich der Prüfung und Bewertung der Privatlektüre spricht Dir. Tilgner gegen die Festsetzung von Prüfungsterminen oder speziell eines Halbjahrtermines, der aus A 6 entnommen werden könnte, oder von Konferenzperiodenterminen (B 4 Schlußsatz), aber auch gegen eine Verpflichtung des Lehrers, in jedem dem Schüler beliebigen Augenblicke zu prüfen.

Gegen die Bemerkung des Berichterstatters, es seien behufs Bewertung des Erfolges in der Halbjahrsklassifikation Halbjahrtermine erforderlich, wendet Dir. Islitzer ein, daß die Schüler schon selbst auf rechtzeitige Ablegung ihrer Prüfung bedacht sein würden. Dies gibt auch der Berichterstatter zu und verzichtet auf eine Terminbestimmung. Über Art, Ort, Zeit und Umstände der Prüfung ergeben sich mehrfache Meinungsverschiedenheiten. Dir. Islitzer verlangt eine schriftliche Vokabelpräparation und das Abfragen derselben, Befragung über den Inhalt und Übersetzungsproben. Angesichts der Verschiedenheiten des

Brauches in dieser Beziehung sei eine Feststellung nicht überflüssig. Dir. Tilgner ist mit dieser Prüfungsart einverstanden, spricht sich aber gegen Erlassung einer Vorschrift aus, deren Durchführung nicht überwacht werden könne. Der Berichterstatter glaubt, daß die Feststellung des diesbezüglichen Einverständnisses der Direktoren genüge (Zustimmung). Zur Verzeichnung der Ergebnisse der Prüfung hält Dir. Tilgner den Handkatalog des Fachlehrers für hinreichend, während der Berichterstatter geltend macht, daß diesem Verfahren der Lehrerwechsel entgegensteht, und sich zuletzt dem Dir. Islitzer anschließt, welcher die Benützung des Klassenkataloges hiefür empfiehlt. Als Zeit und Ort der Prüfung will Dir. Islitzer die regelmäßigen Unterrichtsstunden völlig ausschließen, weil die Teilnahme der Mitschüler auch dann mangeln werde, wenn die Privatlektüre auf den Schulschriftsteller sich beziehe. Dir. Tilgner befürchtet auch, daß durch eine minder gute Prüfung eine freiwillige Leistung dem Spotte ausgesetzt würde. Bei der Abstimmung ergibt sich weder für, noch gegen die Feststellung einer bestimmten Prüfungsart eine Stimmenmehrheit. Zum Teile an Stelle des Leitsatzes (A 6), zum Teile mit dessen Benützung wird der Satz beschlossen: „Die Kontrolle der Privatlektüre findet statt, wenn sich der Schüler als vorbereitet erklärt, ohne daß der Lehrer verpflichtet wäre, ihm jeden Augenblick zu Diensten zu stehen. Umfang der Lektüre und Erfolg der Prüfung werden im Klassenkataloge verzeichnet und bei der Semestralklassifikation berücksichtiget“. B 4 entfällt.

Die Verzeichnung der Privatlektüre im gedruckten Jahresberichte (B 2), von Dir. Lener bekämpft, weil Privatsachen nicht vor die Öffentlichkeit gehören, und eine so starke Benützung des Ehrgeizes als Beweggrund nicht nötig sei, von Präl. Spielmann dagegen empfohlen, wird angenommen.

Von anderen vorgeschlagenen Maßnahmen zur Besserung des Studienerfolges in den klassischen Sprachen gibt die gänzliche oder beschränkte Aufhebung der Übersetzungen ins Griechische als Schulaufgaben (A 7, B 6) Anlaß zu einer Debatte. Gegen jede Änderung dieser Art spricht Dir. Islitzer; er möchte am Lehrplane nicht zuviel herumbessern und hält die Übersetzungen ins Griechische zur Förderung der Vokabel- und Formenkenntnis für unerläßlich. Sie müssen vom Lehrer im Anschlusse an die Lektion mit Beziehung auf einen bestimmten Stoff eigens zusammengesetzt werden. Prof. Stolz hält die Auflassung der Übersetzungen ins Griechische in der V. und VI. Klasse für gefährlich, in den letzten drei Semestern für tunlich. Ähnlich äußert sich Dir. Tilgner, der übrigens eine weitergehende Revision des ganzen Lehrplanes mit Vermehrung der Stunden für die Unterrichtssprache wünscht. Die Frage, ob bei den Übersetzungen aus dem Griechischen ein Wörterbuch zuzulassen sei, möchte Prof. Stolz nicht ohne weiteres verneinen, während Dir. Islitzer dagegen spricht. Es liege darin nicht die Absicht einer Erschwerung, da erfahrungsgemäß die Schüler mit dem Herumblättern im Wörterbuche vielfach ganz nutzlos die Zeit versäumen. B 6 wird abgelehnt, A 7 angenommen. Für die Beibehaltung der grammatisch-

stilistischen Übungen (A 7) und deren Beseitigung zu Gunsten der Lektüre (B 6) ergibt sich Stimmengleichheit. Schulrat Sander enthält sich der Abstimmung.

Der selbständige Antrag des Dir. Tilgner auf Einschränkung des Lehrpensums der III. Klasse im Griechischen wird angenommen.

Die Beseitigung der schwierigeren griechischen Schriftsteller, des Demosthenes und Sophokles (B 7), wird von Präl. Spielmann, der sie unersetzlich findet, Dir. Islitzer und Prof. Stolz, die am Lehrplane nicht zuviel rütteln möchten, bekämpft. Hofrat Zingerle glaubt, daß durch eine gute Einführung der Abneigung der Schüler sich begegnen lasse. Dir. Tilgner möchte auch wegen der Privatlektüre die Zahl der Schulschriftsteller nicht allzu sehr beschränkt wissen. Der Leitsatz wird abgelehnt.

Seinen zweiten Antrag begründet Dir. Tilgner durch das Schwierigkeitsverhältnis zwischen Livius und Sallust, durch die Bequemlichkeit, Cicero schon in der V. Klasse zum Vorteile der Stilistik anzuschließen, durch den bequemeren Anschluß einer Privatlektüre. Der ehedem angestrebte Anschluß an die Geschichte fehle, seitdem man in der Geschichte von der sagenhaften Darstellung abweiche. Dir. Islitzer betont die größeren Schwierigkeiten des sachlichen Verständnisses bei Sallust. Prof. Stolz stimmt dem bei, schränkt das abfällige Urteil über die livianische Königsgeschichte einigermaßen ein und legt dem Ciceronianismus keinen zu großen Wert für das Gymnasium bei. Ähnlich äußert sich Präl. Spielmann. Der Antrag wird abgelehnt.

Hiemit wird die Verhandlung abgebrochen und die Sitzung geschlossen.

Der zweite Tag der Konferenz begann mit der Behandlung des dritten Gegenstandes der Tagesordnung: „Die Maturitätsprüfung und deren Durchführung".

Am dritten Verhandlungstage gibt der Vorsitzende Landesschulinspektor Nitsche vor dem Eintritte in die Beratungen über das vierte Thema des Programmes bekannt, daß noch sechs Anträge vorliegen, welche sich in die Tagesordnung nicht einfügen lassen und daher als Initiativanträge behandelt werden müssen. Mit Rücksicht darauf, daß wegen der Kürze der noch zur Verfügung stehenden Zeit nicht mehr alle zur Verhandlung genommen werden können, werden die Konferenzmitglieder ersucht, mittels Stimmzettel zu entscheiden, ob und in welcher Reihenfolge sie diese Initiativanträge beraten wollen.

Nach dieser kurzen geschäftlichen Einleitung wird zur Behandlung des Themas IV der Tagesordnung: „Lehrplan für die italienische Sprache und Form der Maturitätsprüfung aus derselben an den Gymnasien Tirols mit deutscher Unterrichtssprache" geschritten. Darüber erstattet zunächst Dir. Islitzer das Referat und legt einen ins einzelne ausgearbeiteten Lehrplan vor.

Ref. wirft zuerst einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der Wiedereinführung der italienischen Sprache als allgemein verbindlichen Gegenstand in die Gymnasien Deutschtirols und stell-

liche Tatsache fest, daß nunmehr auch an allen Anstalten die vorschriftsmäßig befähigten Lehrkräfte vorhanden sind.

Hierauf begründet er die Natürlichkeit und Notwendigkeit des Unterrichtes in der zweiten Landessprache mit dem Hinweise auf die italienischen Anstalten und die Realschulen des Landes, deren Schüler durch die Erlernung der zweiten Landessprache mit den deutschen Gymnasialschülern bei allen Bewerbungen in ungleichen Wettbewerb treten würden; zudem ist Italienisch auch eine Kultursprache.

Die bisher nur in zeitweiliger Geltung stehenden liberalen Bestimmungen bei Übertritten von außertirolischen Gymnasien im Interesse der Freizügigkeit der Schüler haben sich bewährt und mögen definitiv werden.

Auch bezüglich des Lehr- und Lektionsplanes soll es bei der gegenwärtigen Einrichtung bleiben, wonach in der IV. Klasse, nachdem die Schüler in der Muttersprache und in den klassischen Sprachen eine sichere Grundlage gewonnen und im Lateinischen einen bedeutenden Wortschatz sich erwarben, das Italienische mit drei Wochenstunden begonnen und durch alle Klassen mit derselben Stundenzahl fortgesetzt wird. Gerade in der IV. Klasse sind von den Schülern keine anderen erheblichen Schwierigkeiten zu überwinden und werden an den Fleiß keine besonderen Anforderungen gestellt. Wenn auch mit dem Unterrichte in der zweiten Landessprache den Schülern der gemischtsprachigen Kronländer gegenüber denen der einsprachigen eine Mehrleistung erwächst, so ist dieselbe für die Schüler an den deutschen Gymnasien Tirols keineswegs so groß wie für die Italiener, die das Deutsche, oder für Deutsche, die das Böhmische erlernen müssen. Auch werden die Schwierigkeiten durch einen fachlich und methodisch tüchtigen Lehrer, durch ein passendes Lehr- und Lesebuch, wie dies in Marchel, Innsbruck 1905, bereits vorhanden, durch ein mäßiges Lehrziel und Verlegung der Hauptarbeit in die Schule wesentlich verringert. Tatsächlich seien ihm Klagen wegen Überbürdung aus diesem Anlasse niemals zu Ohren gekommen.

Eine Verminderung der Lehrstunden in anderen Gegenständen wird daher nicht befürwortet, so wenig eine solche an den Gymnasien mit italienischer Unterrichtssprache eintrat oder an den Anstalten Böhmens und Mährens für nötig erachtet wurde. Die Schüler an den Gymnasien in Feldkirch und Bregenz seien durch den obligaten Zeichenunterricht noch mehr belastet, ohne daß eine anderweitige Einschränkung eingetreten sei.

Was das Lehrziel betrifft, führt Ref. aus, so ist der Hauptzweck weder Sprachwissenschaft noch Literaturkenntnis, auch nicht formale Bildung, sondern die Befähigung der Schüler, aus dem Unterrichte praktischen Nutzen zu ziehen, d. i. sich im Leben der italienischen Sprache in Wort und Schrift zu bedienen. Demzufolge wird auch der eigentlich grammatische Unterricht auf vier Semester eingeschränkt, und Grammatisches später nur gelegentlich, insbesondere bei den Haus- und Schularbeiten wiederholt. Die Beziehungen zwischen Italienisch und den alten Sprachen, die in Marchels Lehrbuch, um es auch für Realschulen brauch-

bar zu machen und dadurch zu verbilligen, fehlen, können leicht durch den Lehrer hergestellt werden, da er meist auch klassischer Philologe ist.

Nicht über den Inhalt, wohl aber über die Zahl der schriftlichen Arbeiten bestehen Meinungsverschiedenheiten unter den Fachmännern. Jedenfalls sei eine Überlastung der Lehrer und Schüler durch dieselben hintanzuhalten. Für erstere sei die Gefahr in zahlreich besuchten Anstalten besonders groß, da an jedem Gymnasium nur ein Fachmann die ganze Last der Korrekturen zu tragen hat. Für die IV. und V. Klasse wurden daher keine Hausarbeiten, sondern nur häusliche Präparationen, für die VI.—VIII. Klasse drei im Semester angesetzt. Schularbeiten sollen im Semester durchwegs vier gegeben werden. Nur im zweiten Semester der VIII. Klasse tritt mit Rücksicht auf die Maturitätsprüfung eine Ausnahme ein, indem je eine Schul- und Hausarbeit entfallen mögen. Eine sorgfältige Pflege verdienen im Hinblick auf den Zweck des Unterrichtes in der zweiten Landessprache schon in der IV. Klasse, ganz besonders aber von der VI. Klasse an, die Sprechübungen, anschließend an die Lesestücke. Damit mit dem Sprechen auch das Sprechenhören sich verbinde, soll von der VI. Klasse an in den Lehrstunden dieses Gegenstandes nur mehr italienisch gesprochen werden. In ähnlicher Weise ist das Auswendiglernen von Sprichwörtern, Anekdoten u. dgl. zweckfördernd und soll auf allen Stufen betrieben werden.

Bezüglich der Maturitätsprüfung hält Ref. es für notwendig, daß sie obligatorisch werde und zwar einerseits, damit der Gegenstand als vollwertig erscheine, anderseits, um die Übereinstimmung mit den italienischen Gymnasien des Landes herzustellen, an denen das Deutsche auch Maturitätsprüfungsgegenstand ist. Eine Mehrbelastung der Schüler werde nicht eintreten, da eine eigene Vorbereitung nicht erforderlich sei. Als Ergebnis der vorstehenden Ausführungen legt Ref. der Konferenz folgende neun Leitsätze vor, von denen 1 und 2 über den Unterrichtsgegenstand überhaupt, 3—7 über den speziellen Lehrplan, 8 und 9 über die Maturitätsprüfung handeln:

1. Die italienische Sprache ist an den deutsch-tirolischen Gymnasien für die Schüler der IV. bis (einschließlich) VIII. Klasse im allgemeinen verbindlicher Gegenstand und wird in den genannten Klassen im Ausmaße von je drei wöchentlichen Stunden gelehrt, ohne daß in den Lehrzielen und im Lehrstoffe rücksichtlich der übrigen obligaten Lehrgegenstände eine Änderung eintritt.

2. Die in Punkt 4 des Min.-Erl. vom 15. Oktober 1900, Z. 27.437 festgesetzten Normen, die den Zweck haben, die Freizügigkeit der Schüler zu erhalten und diesen den Übertritt von Gymnasien, an denen das Italienische nicht gelehrt wird, an die deutsch-tirolischen Gymnasien zu ermöglichen, haben auch künftig uneingeschränkt Geltung.

3. Lehrziel: Möglichst große Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache; einige, durch die Schullektüre zu erwerbende Kenntnis der Literatur.

4. Der planmäßige Unterricht in der Grammatik und die Einübung derselben erstreckt sich auf die IV. und V. Klasse; Wiederholungen ein-

zelner Partien der Grammatik werden in der VI.—VIII. Klasse nur dann vorgenommen, wenn sich dafür die Notwendigkeit herausstellt.

5. Als Lehrstoff dienen in der VI. Klasse Erzählungen, Beschreibungen, Briefe, kleinere Gedichte, in der VII. und VIII. Klasse mustergiltige Abschnitte aus wertvollen poetischen und prosaischen Werken italienischer Klassiker, und zwar besonders moderner.

6. Die schriftlichen Arbeiten bestehen je nach der Unterrichtsstufe in italienischen Diktaten (orthographischen Übungen), in Übersetzungen deutscher Einzelsätze und zusammenhängender Stücke ins Italienische, in italienischen Nacherzählungen von Stücken, die entweder in italienischer oder deutscher Sprache vorgetragen wurden, in italienischen Briefen, in italienischer Wiedergabe des Gedankenganges eines in der Schule schon behandelten Gedichtes und endlich in freien Aufgaben, bei denen jedoch die Auffindung der Gedanken keine erheblichen Schwierigkeiten bereitet. Die schriftlichen Arbeiten sind sowohl Schul- als auch Hausarbeiten. In jeder Klasse sind je vier Schulaufgaben in jedem Semester, nur in der VIII. Klasse im zweiten Semester drei zu geben. Hausarbeiten haben in der IV. und V. Klasse zu entfallen; sie werden durch schriftliche häusliche Präparationen, die für jede Unterrichtsstunde zu liefern sind, ersetzt. In der VI. und VII. Klasse sind in jedem Semester je drei, in der VIII. Klasse im ersten Semester drei, im zweiten zwei Hausaufgaben zu geben.

7. Außer der grammatischen Schulung, der Lektüre und der schriftlichen Arbeiten sind weitere sehr geeignete Mittel, den Hauptzweck, der durch die Erlernung der italienischen Sprache an den deutsch-tirolischen Gymnasien erreicht werden soll, wesentlich zu fördern die Sprechübungen, der Gebrauch der italienischen Sprache als Vortragssprache und das Memorieren von Sprichwörtern, Denksprüchen, kleinen Erzählungen, kurzen Fabeln usw.

8. Vom Sommertermin 1906 an ist die italienische Sprache an den deutsch-tirolischen Gymnasien Gegenstand der Maturitätsprüfung. Gleichwohl bleibt die Norm („Weisungen“ S. 29) unverändert in Geltung, die lautet: Sind von den schriftlichen Arbeiten eines Examinanden vier als nicht genügend befunden worden, so ist derselbe für den laufenden Termin von der Maturitätsprüfung zurückzuweisen und als reprobiert zu behandeln.

9. Die Maturitätsprüfung aus der italienischen Sprache ist schriftlich und mündlich vorzunehmen.

Für die schriftliche Prüfung (Arbeitszeit drei Stunden) eignen sich als Themen Nacherzählungen und freie Aufgaben; letztere sind aber so zu wählen, daß die Auffindung der Gedanken keine erheblichen Schwierigkeiten bereitet. Bei der Klassifikation der schriftlichen Elaborate ist auf die Form, d. h. auf die Sprachrichtigkeit und die Gewandtheit des Ausdruckes, mehr Gewicht zu legen als auf den Inhalt.

Die mündliche Prüfung besteht

a) in einer italienischen Nacherzählung oder in der Übersetzung eines italienischen Stückes ins Deutsche,

b) in der Beantwortung einer Frage aus der Literaturgeschichte,

c) in einem kurzen Gespräche über gewöhnliche Dinge.

Es erhält nun das Wort der Korref. Dir. Ortwein, der in seinem ausführlichen Berichte zu fünf Leitsätzen gelangt, die in mehreren, nicht unwesentlichen Punkten von denen des Ref. abweichen. Sie betreffen den Zeitpunkt, in dem mit dem Italienischunterricht begonnen werden soll, die Hausarbeiten und die Abhaltung der Maturitätsprüfung.

Der Korref. geht in seinem Berichte sogleich auf den Lehrplan ein und findet den Sprung von 21 Lehrstunden in der I., 23 in der II., 24 in der III. Klasse auf 28 in der IV. für zu plötzlich. Zudem seien die Schüler der IV. Klasse durch die neue Cäsarlektüre, Prosodie, Dichterlektüre, Tempus- und Moduslehre im Latein, durch den größeren Teil der Formenlehre und die Syntax im Griechischen, durch die Lehre vom zusammengesetzten Satz und von der Periode und die Metrik im Deutschen, durch den ausgedehnten Lehrstoff in Geographie und Geschichte, der dem doppelten der II. Klasse gleichkomme, durch die Eigenartigkeit der Stereometrie und die schwierigsten Kapitel der Physik ohnedies genug belastet. Auch soll die IV. Klasse einen gewissen Abschluß bringen; dazu paßt nun die Aufnahme eines neuen Lehrgegenstandes schlecht, außer man würde sich zu Dispensen aus dem Italienischen entschließen. Ferner wird in der IV. Klasse von den meisten Schülern mit der Stenographie begonnen und dadurch das Lernpensum erhöht. Konsequent wäre es, wenn, wie nach zwei Jahren Latein das Griechische, nach zwei Jahren Griechisch das Italienische einsetzen würde. Für den Beginn in der V. Klasse spricht ferner der Umstand, daß in dieser Klasse das grammatische Studium in den drei Sprachen der Hauptsache nach abgeschlossen ist, daher eine Fortführung derselben in einer neuen Sprache nur von Vorteil sein kann. Die schriftlichen Arbeiten sind in der IV. Klasse am zahlreichsten, in der V. Klasse nur mehr halb so zahlreich. Endlich empfehle es sich auch aus physiologischen Gründen nicht, daß 14—16jährige Schüler (einschließlich Stenographie) 30 Stunden in der Schule sitzen, wenn auch die Pausen in dieser Richtung wohltätig wirken. Die Schüler der IV. Klasse, meint der Redner, seufzen am meisten unter ihrer Last, während den neuen Obergymnasiasten eine kleine Arbeitsvermehrung nur heilsam sein könne, um sie von manchen verbotenen Dingen abzuhalten. Aber auch mit Rücksicht auf den Lehrer, der mit 5 × 3 Wochenstunden Italienisch Jahr für Jahr beschäftigt werden muß, ohne sonst für einen Gegenstand verwendet werden zu können, sei es wünschenswert, mit dem Italienischen erst in der V. Klasse zu beginnen. Weiters führt der Korref. für diesen Antrag den seinerzeitigen (1859—1869) Stundenplan im Italienischen an deutschen Gymnasien ins Feld, in dem dieser Gegenstand zwar in fünf Klassen, aber mit nur je 2, also im ganzen mit 10 Wochenstunden angesetzt war, wogegen er sich für 4 × 3 = 12, also noch um 2 Stunden mehr ausspricht. Auch ein Vergleich mit den Realschulen Deutschtirols spricht zu seinen Gunsten: dort wird das Französische in drei Klassen zu je 3, also in 9 wöchentlichen Stunden, auf [illegible] Beschäftigung

mit dem Italienischen gelehrt, dem er 12 Stunden Italienisch auf Grundlage eines vierjährigen Lateinunterrichtes gegenüberstelle. Übrigens sei, führt Redner fort, das von mancher Seite aufgestellte Lehrziel, der Abiturient müsse soweit gebracht werden, daß er seinerzeit seinen Beruf in italienischer Sprache und in italienischer Umgebung ausüben könne, für Anstalten, denen die italienische Umgebung mangelt, überhaupt nicht erreichbar. Die Schule könne nur soweit vorbereiten, daß ein Schüler später vorkommendenfalls durch eigenes Zutun die für den praktischen Verkehr notwendige Fertigkeit in der zweiten Landessprache sich aneigne. Diesem Ziele ist man auch seinerzeit mit 5 × 2 Stunden nicht ganz ferne geblieben, ja man hat es in den Zeiten des unobligaten Italienischunterrichtes an deutschen Gymnasien sogar mit 2 × 2 Stunden zu erreichen gesucht; umsomehr wird es gegenwärtig bei verbesserter Lehrweise in 4 × 3 Stunden zu erreichen sein.

Nach dem Gutachten des Korref. würde sich demnach der Unterricht auf zwei zweijährige Stufen in der Weise zu verteilen haben, daß auf der ersten der grammatische Unterricht zum Abschlusse gebracht wird.

Bezüglich der schriftlichen Arbeiten befürwortet Dir. Ortwein unter Hinweis auf den analogen Vorgang in Latein und Griechisch und, um Überbürdung zu vermeiden, die gänzliche Auflassung der eigentlichen Hausaufgaben und Beschränkung auf schriftliche Übungen am Anfange jeder Lehrstunde, welche der gemeinsamen Korrektur und einmal im Semester einer allgemeinen Durchsicht unterzogen werden.

Schulaufgaben sollen anfangs in Form von Diktaten alle 14 Tage, später alle drei und dann alle vier Wochen durch verschiedene Formen hindurch bis zum freien Aufsatz gegeben werden.

Auch der Korref. legt besonderen Nachdruck auf Sprechübungen, zuerst in Form von Beantwortung deutsch gestellter und ins Italienische übersetzter Fragen in italienischer Sprache bis zum freien Vortrage; sobald als möglich werde in den Lehrstunden ausschließlich italienisch gesprochen.

Die Maturitätsprüfung wünscht der Mitberichterstatter fakultativ wie bisher; diese Form habe sich bewährt, die Einführung eines neuen Gegenstandes zur Erprobung der Reife sei überflüssig und die Maturitätsprüfung von den Abiturienten ohnedies genug gefürchtet. Überdies entspreche dieser Vorgang dem Organisationsentwurfe, der in § 81 auf die Maturitätsprüfung aus der zweiten Landessprache geringen Nachdruck lege (allerdings nicht bei allgemein verbindlichem Unterrichte in derselben).

Im Anschlusse an sein Referat verliest nun Dir. Ortwein folgende fünf Leitsätze:

1. Der Unterricht im Italienischen soll erst mit der V. Klasse beginnen.

2. Beim Unterricht ist das Hauptgewicht auf die mündliche Übung zu legen; die schriftliche beschränke sich auf Schularbeiten.

3. Die Maruritätsprüfung bleibe fakultativ; die Note im letzten Semestralzeugnis hat jedoch — auch im Hinblicke auf die Maturitätsprüfung — denselben Wert, wie die der übrigen Lehrfächer.

4. Die schriftliche Prüfung bestehe in einer dreistündigen Arbeit (freie Behandlung eines geeigneten Themas in italienischer Sprache); für ihre Zensur ist mehr die Form als der Inhalt maßgebend.

5. Auch bei der mündlichen Prüfung, für die übrigens Dispensen erteilt werden können, ist das Augenmerk vornehmlich auf die Gewandtheit im Gebrauche der zweiten Landessprache zu richten.

Der Vorsitzende leitet nun die Debatte mit der Bemerkung ein, daß die Leitsätze einigermaßen über den Wortlaut des Beratungsgegenstandes hinausgreifen; doch könne dies den Beratungen über letzteren selbst nur förderlich sein. Nachdem über den Leitsatz A 2 betreffend die Freizügigkeitsverhältnisse volle Übereinstimmung herrscht, erteilt der Vorsitzende dem Dir. Tilgner das Wort zum Punkte „Beginn des Unterrichtes". Dieser frägt, warum man mit dem Italienischen nicht schon in der II. Klasse beginne, wie dies mit dem Deutschen in den italienischen Gymnasien geschehe. Dem wird von Hofrat Zingerle die ungleiche Schwierigkeit des Deutschen für den Italiener und des Italienischen für den Deutschen mit Kenntnis des Lateinischen entgegengehalten. Auch der Vorsitzende weist darauf hin, daß seinerzeit die Frage, ob sieben Jahre Unterricht mit je zweistündigem oder fünf Jahre mit je dreistündigem Unterrichte, zu Gunsten des letzteren entschieden wurde, weil man für den ersten Fall eine Vermengung lateinischer und italienischer Sprachformen befürchtete. In der III. Klasse habe der gleichzeitige Beginn des Griechischen die Aufnahme des Italienischen ausgeschlossen.

Regierungsrat Defant empfiehlt im Sinne des Referenten schon in der IV. Klasse anzufangen, um das Lehrziel zu erreichen. Ihm schließt sich der Berichterstatter mit der Bemerkung an, daß die Schwierigkeiten der V. Klasse überwiegend seien. Auch komme Schülern, welche schon mit der IV. Klasse das Gymnasium verlassen, die Kenntnis der Anfangsgründe des Italienischen nur zugute.

Auch Dir. Lechthaler spricht sich trotz Würdigung einiger der vom Korref. vorgebrachten Gründe dem Antrage des Ref. an; hinfällig sei der Hinweis auf den abschließenden Unterricht in der IV. Klasse, da heutzutage bei den vielen Fachschulen das Untergymnasium nicht mehr einen Abschluß zu geben die Aufgabe habe, sondern lediglich Vorbereitung für das Obergymnasium sei. Auch müsse den Schülern Gelegenheit geboten werden, rechtzeitig, d. i. spätestens in der VI. Klasse, das Französische zu beginnen, wozu die Kenntnis des Italienischen in einer von Verwechslungen sichernden Weise schon etwas gefestigt sein müsse.

Der Beginn des Unterrichtes in der IV. Klasse mit durchaus drei wöchentlichen Stunden wird sodann angenommen.

Die Frage, ob eine Einschränkung des Lehrzieles in den übrigen Gegenständen eintreten soll, beantwortet Dir. Lener zwar mit nein, glaubt aber, daß eine Rückwirkung auf den Erfolg der Privatlektüre in den alten Sprachen von selbst eintreten werde. Dir. Steurer hält eine Einschränkung im physikalischen und geographisch-historischen Ur[illegible] der IV. Klasse für möglich. Dagegen spricht sich entschied- thaler als Physiker aus, während Schulrat Sander,

Damian und Hofrat Hausotter gegen eine Verminderung der Stunden in Geographie und Geschichte mit Rücksicht auf den ohnehin stiefmütterlich behandelten Geographieunterricht Widerspruch erheben.

Hierauf wird der bezügliche Absatz in A 1 im Sinne des Berichterstatters, sowie auch der Leitsatz A 3, das Lehrziel betreffend, ohneweiters angenommen. Eine Debatte knüpfte sich hingegen an die These A 4 über die Verteilung des grammatischen Lehrstoffes, indem Hofrat Zingerle vorschlägt, zum Passus: „...einzelne Partien der Grammatik werden in der VI.—VIII. Klasse nur dann vorgenommen, wenn sich hiefür die Notwendigkeit herausstellt“ den Zusatz anzufügen: „oder die Lektüre Anlaß zu weiteren Bemerkungen bietet“, dem sich auch der Berichterstatter anschließt.

Übrigens hält sowohl Hofrat Zingerle als auch Regierungsrat Defant und Präl. Spielmann ein Jahr planmäßigen Grammatikunterrichtes für hinreichend, der Rest könne an die Lektüre angeschlossen werden. Außerdem möchte Regierungsrat Defant „grammatischer Unterricht“ lieber durch „Elementarunterricht“ ersetzen.

Der Berichterstatter ist sachlich der Meinung der Vorredner, hält aber eine Änderung der Formulierung für unnötig, da „erstrecken“ nicht soviel wie „erfüllen“ bedeute und die Lehrweise durch die Instruktion für die zweite Landessprache hinreichend präzisiert sei.

Der in Verhandlung stehende Leitsatz wird sodann in diesem Sinne angenommen sowie auch der Leitsatz A 5 über den Lehrstoff, nachdem der Berichterstatter selbst die Änderung vorgeschlagen: „leichtfaßliche Stücke, wie Erzählungen usw.“.

Bezüglich der schriftlichen Arbeiten wird zuerst auf eine Anfrage des Vorsitzenden an den Berichterstatter festgestellt, daß nicht absichtlich einige der in der Instruktion für die zweite Landessprache angeführten Aufgabenformen übergangen wurden.

Mit dem Antrage des Präl. Spielmann, daß die Zahl der Schularbeiten im zweiten Semester der VIII. Klasse auf zwei heruntergesetzt werden, erklären sich der Berichterstatter und die Konferenz unter der Voraussetzung einverstanden, daß darunter nicht auch schon die Maturitätsarbeit mit inbegriffen sei. Nachdem Ref. auch noch die Bedeutung von Präparationen als häusliche Übersetzungen erklärt und so dieselben gegen eine Verwechslung mit den Vokabelheften sicher gestellt hatte, schlug der Vorsitzende, als der neueren Lehrweise entsprechend, die Formulierung vor: „Sie werden durch schriftliche, häusliche Übungen ersetzt, welche der gemeinsamen Korrektur unterzogen werden“; dieselbe wird angenommen.

Regierungsrat Defant und Dir. Tilgner sprechen sodann den Wunsch aus, daß die Zahl der Hausarbeiten in der VI.—VIII. Klasse von drei auf vier erhöht werde. Dem hält der Berichterstatter die Überlastung des einzigen Fachmannes mit Korrekturen entgegen. Dir. Lechthaler möchte die eigentlichen Hausarbeiten mit Rücksicht auf ihren problematischen Wert zu Gunsten der häuslichen Übungen ganz elimi-

nieren. These A 6 wird sodann mit den vom Ref. selbst gebilligten Abänderungen als beschlossen erklärt.

Den von Dir. Islitzer vorgelegten Lehrplan Punkt für Punkt zu besprechen, hält die Konferenz für überflüssig, da derselbe nur eine weitere Ausführung der bereits angenommenen Thesen sei.

Dir. Lener regt noch die Frage an, ob die Lektüre sich lediglich auf Chrestomathien und Anthologien zu beschränken habe, oder ob auch Autorenausgaben selbst zuzulassen seien.

Hofrat Zingerle schlägt diesbezüglich den Mittelweg vor, daß der Wortlaut im Lehrplane der VII. und VIII. Klasse unverändert beibehalten werde, dagegen dem Lehrer nicht verwehrt werden sollte, auch einmal zu einem Autor zu greifen.

Die Debatte geht nun zur Frage der Abhaltung der Maturitätsprüfung aus dem Italienischen über, in der sich zunächst Dir. Lener im Sinne des Leitsatzes B 3 ausspricht, da das gegenwärtig Geltende sich bewährt habe. Dagegen wünscht Dir. Tilgner die Herstellung der Parität zwischen deutschen und italienischen Anstalten nach dem Antrage des Referenten.

Nachdem noch Hofrat Zingerle auf die Tatsache hingewiesen, daß seinerzeit, als das Deutsche noch Gegenstand der Maturitätsprüfung an italienischen Anstalten war, die Deutschen und Italiener auf der obersten Stufe dieselben Aufsätze, nur die einen mit Hilfe einer Disposition, die anderen ohne solche arbeiten konnten, daß hingegen nach der Aufhebung der Maturitätsprüfung die Leistungen im Deutschen sehr rasch zurückgegangen seien, wird der Leitsatz A 5 angenommen; somit entfällt B 3.

Über die Abhaltung der schriftlichen Prüfung entspinnt sich eine Debatte, indem Dir. Tilgner eine vierstündige Arbeitszeit beantragt.

Präl. Spielmann ist gegen Nacherzählungen als Prüfungsaufgaben überhaupt, ganz besonders aber gegen die Bevorzugung dieser Form. Auch Hofrat Zingerle hält freie Ausarbeitungen für passender und kaum schwerer.

Dagegen hält Ref. seine These mit der Gegenbemerkung aufrecht, daß die italienische Nacherzählung eines deutsch vorgetragenen Stückes einerseits eine der Prüfung ganz würdige Leistung sei, anderseits dem Schüler die mühsame Beibringung des Stoffes erspare.

Der Punkt wird hierauf im Sinne des Ref. mit der von ihm selbst gebilligten Verdeutlichung „eines deutsch vorgetragenen Stückes" angenommen.

Bezüglich der mündlichen Prüfung wird auf Anregung des Dir. Tilgner mit Zustimmung des Ref. der Passus „oder in einer Übersetzung eines italienischen Stückes ins Deutsche" umgewandelt in die Worte: „oder in einer Übersetzung".

Auf Wunsch des Präl. Spielmann, daß nicht jedesmal alle drei Prüfungsarbeiten sich abspielen müssen, schlägt der Vorsitzende die Weglassung der Aufzählungsform *a*), *b*), *c*) vor. Diese Abänderung sowie alle übrigen nicht in die Debatte gezogenen Thesen des Ref. und Korref.

werden sodann von der Konferenz angenommen und die Beratung über das vierte Verhandlungsthema und damit die vormittägige Sitzung geschlossen.

In der letzten Nachmittagssitzung gelangt noch das fünfte offizielle Konferenzthema: „Schaffung von guten italienischen Lehrmitteln und Lehrtexten“ unter dem Vorsitze des Landesschulinspektors Nitsche zur Verhandlung. Über dasselbe liegt ein Bericht mit Leitsätzen des Dir. Don Zanolini und ein zweiter des Dir. Bertolasi vor. In Abwesenheit des ersteren übernimmt der Korref. den Vortrag beider Berichte.

In den Ausführungen des Ref. wird zuerst an einzelnen Beispielen auf die Unzulänglichkeit der gegenwärtig gebrauchten Lehrbücher in sachlicher und sprachlicher Beziehung hingewiesen. Als Ursache dieser bedauernswerten Erscheinung wird angegeben das Risiko der Verfasser und Verleger infolge der Unsicherheit der Approbation und des geringen Kundenkreises. Diesen Übelständen ist nur durch die Zulassung ausländischer Texte zu begegnen, die unter den selbstverständlichen Kautelen unbedenklich wäre. Die ausländischen Verfasser und Verleger wären gewiß bereit, zur Ermöglichung des Vertriebes in Österreich Konzessionen zu machen. Die dadurch herbeigeführte Schädigung inländischer Firmen könne mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache nicht in Betracht kommen. Wertlos für die Schüler, weil von ihnen nicht beachtet, seien die deutschen oder lateinischen Einleitungen, archäologischen Darstellungen, Inhaltsverzeichnisse; hier könnten die Ausgaben der Firma Lemonnier in Florenz eintreten, sobald einmal unsere Schulklassiker herausgegeben sein werden.

Der Bericht verlangt ferner die Herstellung sachlich und sprachlich unanfechtbarer Bücher für Geschichte, Physik und philosophische Propädeutik und die Zulassung von Bildwerken für den literarhistorischen Unterricht.

Als Ergebnis seiner Ausführungen stellt Ref. folgende 10 Leitsätze auf:

Grundlegende Sätze:

1. Die an den Mittelschulen mit italienischer Unterrichtssprache gegenwärtig gebrauchten Lehrbücher weisen im allgemeinen sowohl in sachlicher als auch in sprachlicher Hinsicht grobe Gebrechen auf und entsprechen daher den Anforderungen der Wissenschaft und des Unterrichtes nicht.

2. Es ist daher wünschenswert, daß das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht dafür sorge, daß sie durch neue, den erwähnten Anforderungen, eine dem Geiste der italienischen Sprache und Bildungsform angemessenere ersetzt werden. Mittel:

A. Im allgemeinen.

3. Es wird lebhaft gewünscht, das k. k. Ministerium wolle gestatten, daß italienische Lehrbücher die gesetzliche Gutheißung vom wissenschaftlichen, unterrichtlichen, sprachlichen Standpunkte als Handschriften vor der Übergabe an einen Verleger erhalten und eine weitere Durchsicht nur hinsichtlich des Papieres, des Formates, der Buchstabenart usw., kurz in gesundheitlicher Beziehung vorbehalten bliebe.

4. Die Veranlassung dieser letzten Durchsicht kann geradewegs und unmittelbar den Landesschulräten übertragen werden, in deren Bezirk sich Mittelschulen mit italienischer Unterrichtssprache befinden.

5. An den Mittelschulen mit italienischer Unterrichtssprache können als Lehrbücher auch im Auslande herausgegebene Werke verwendet werden, wenn sie nichts enthalten, was den erziehlichen Bestrebungen der Schule Eintrag tut und, abgesehen von leichten Änderungen und Auslassungen, den in Betracht kommenden ministeriell festgesetzten Lehrplänen entsprechen.

6. Für die Zulässigkeit eines im Auslande veröffentlichten Werkes als Schulbuch scheinen folgende Bedingungen zu genügen:

a) daß ein Lehrkörper in der üblichen Form und rechtzeitig den Antrag stelle;

b) daß das Werk selbst auf Grund des Antrages von der Schulbehörde einer ihr tauglich erscheinenden Person zur Prüfung übergeben werde;

c) daß die Schulbehörde oder auch nur der Landesschulrat, auf dieses Gutachten gestützt, den Gebrauch gestatte.

B. Im besonderen:

7. Es ist wünschenswert, daß das k. k. Ministerium Lehrbüchern für Mittelschulen mit italienischer Unterrichtssprache die Gutheißung versage, welche nicht — Gegenstand für Gegenstand — den folgenden Bedingungen entsprechen:

a) die Grammatiken der klassischen Sprachen müssen ursprünglich italienisch abgefaßt oder, wenn nicht, doch so umgearbeitet sein — insbesondere in der Satzlehre —, daß sie dem Geiste und der Natur der italienischen Sprache und ihren vielfachen Beziehungen zu den alten Sprachen sich anpassen. Dies gilt, vielleicht noch in höherem Grade, auch für die Übungsbücher.

b) In den Ausgaben der lateinischen und griechischen Schulschriftsteller sollen Vorrede, Verzeichnisse und archäologische Abhandlungen italienisch abgefaßt sein.

c) Die Lehrbücher für Geschichte und Naturlehre sollen gleichfalls ursprünglich in italienischer Sprache verfaßt sein.

8. Ein dringendes Bedürfnis erheischt es, daß das k. k. Ministerium die Gymnasien mit italienischer Unterrichtssprache mit Lehrbüchern für die philosophische Propädeutik ausstatte. Zu deren Herstellung ist nicht nur Kenntnis und Erfahrung im Gebiete des Lehrstoffes, sondern auch volle Beherrschung der italienischen philosophischen Ausdrucksweise erforderlich.

C. Lehrmittel.

9. Für den Gebrauch im Auslande erzeugter Lehrmittel und Karten gilt das unter Punkt 6 Gesagte.

10. Für den Unterricht in der italienischen Litera[illegible]
wäre die Zulassung von Darstellungen der Hauptkunstd[illegible]
Toscana und in Rom zum Schulgebrauche sehr erwünscht, um
durch deren Gesamteindruck ein Bild des Fortschritte[illegible]
XIII. bis zum XVII. Jahrhunderte bieten zu kön[illegible]

Dir. Bertolasi trägt nun seinen eigenen Bericht vor und spricht in demselben zuerst im Namen aller beteiligten Kreise dem k. k. Ministerium den Dank dafür aus, daß es diese hochwichtige Frage zur Verhandlung vorgelegt habe

Neben den im ersten Berichte angeführten Ursachen für die Unzulänglichkeit der Lehrbücher weist sodann Korref. auch auf die Nachsicht bei Approbationen hin, die ihren Grund wohl in den diesbezüglichen Gutachten haben dürfte, deren Wert oft unter der Kürze der für die Abgabe bemessenen Frist und der kargen Entlohnung derartiger Arbeiten, aber auch unter den persönlichen Beziehungen des Begutachters zu dem Herausgeber oder Übersetzer leide.

Gegenwärtig stehen 15 Originalwerken 41 Übersetzungen gegenüber. Erstere würden, obwohl sie im allgemeinen lobend anerkannt werden müssen, jedenfalls noch gewonnen haben, wenn sie vorher dem Urteile erfahrener Amtsgenossen unterbreitet worden wären; letztere sind wohl sachlich meist unanfechtbar, aber sprachlich zu unfrei.

Korref. kommt daher zur Aufstellung folgender, inhaltlich mit denen des Ref. fast übereinstimmender Leitsätze:

a) rücksichtlich der Lehrbücher:

1. Die Lehr- und Lesebücher sind von mehreren urteilsberechtigten Begutachtern hinsichtlich der tadellosen Reinheit der Sprache und hinsichtlich der Sachrichtigkeit und Angemessenheit für die bezügliche Unterrichtsstufe zu prüfen.

2. An Stelle der Übersetzungen geschichtlicher und grammatischer Werke haben, wenn möglich, ursprünglich in italienischer Sprache abgefaßte Werke zu treten; wenn es nicht möglich ist, sollen die Übersetzungen ganz frei und von sach- und sprachkundiger Seite mit peinlicher Sorgfalt durchgesehen werden.

3. An Stelle der Klassikerausgaben mit deutschen, sollen Ausgaben mit italienischen Einleitungen und Anmerkungen treten.

4. Im Auslande gedruckte Werke sind zuzulassen, wenn sie dem Lehrplane entsprechen und in Hinsicht auf Staat, Volkstum und Religion keine Sonderziele verfolgen.

5. Für ursprünglich in italienischer Sprache geschriebene Werke sollen Preise ausgeschrieben oder wenigstens billige Entschädigungen in Aussicht gestellt werden.

6. Zur Einleitung der Gutheißungsverhandlung sollen auch Handschriften eingereicht werden dürfen.

b) Rücksichtlich der Lehrmittel:

1. Die Lehrmittel (Atlanten, Wandkarten) sollen nur in italienischer Sprache beschrieben sein.

2. Tafeln und Bilder sollen künstlerisch und in einer dem Klassenunterrichte entsprechenden Größe ausgeführt sein.

3. Ausländische Lehrbehelfe sind zuzulassen, wenn sie den Lehrplänen entsprechen und vorzüglicher sind als inländische Erzeugnisse.

Da die beiden Berichte nach keiner Richtung zueinander in einem Gegensatze stehen, werden über Vorschlag des Vorsitzenden beide Berichte gleichzeitig einer Gesamtberatung unterzogen.

Hofrat Zingerle und Regierungsrat Defant machen aufmerksam, daß Klassikerausgaben mit italienischem Begleittexte schon bestehen und vielleicht nur einer Ergänzung bedürfen. Dir. Tilgner erwidert, sie seien anscheinend vergriffen und der Verleger beeile sich nicht, für eine Wiederauflage zu sorgen, da inzwischen die deutschen Ausgaben verkauft werden. Es wäre daher das Ministerium zu bitten, selbst die Herausgabe zu übernehmen.

Regierungsrat Defant und Hofrat Hausotter treten für die Interessen der Privatverleger ein, wenn sich solche finden, allenfalls mit Unterstützung des Ministeriums.

Diesen Einwendungen wird durch folgende Fassung des Leitsatzes B 5 Rechnung getragen: „Für ursprünglich in italienischer Sprache geschriebene Werke sollen Preise ausgeschrieben werden. Überhaupt wolle das k. k. Ministerium die italienische Schulbücherliteratur durch Unterstützungen, nötigenfalls durch Übernahme von Werken in eigenen Verlag fördern".

Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, daß einige der gewünschten Förderungsmittel schon jetzt vom Ministerium angewendet werden. Sonderbarerweise bereite aber neben dem Zuwenig auch das das Zuviel mitunter Verlegenheiten. Bei der Suche nach einem Begutachter sei von den wenigen Fachmännern der erste Verfasser, der zweite Mitbewerber, der dritte schon mit Gutachten belastet, ein vierter wegen Kränklichkeit schonungsbedürftig, ein weiterer nicht vorhanden.

Hierauf wird der These B 5 sowie allen anderen Leitsätzen von der Konferenz die Zustimmung erteilt.

Damit ist die offizielle Tagesordnung erschöpft und, da die Zeit es noch gestattet, werden auch Initiativanträge aus der Mitte der Konferenzmitglieder zugelassen.

Von den sechs vorliegenden Anträgen hat die Konferenz mittels Stimmzettel die Themen:

1. „Verminderung der Zahl der Klassifikationskonferenzen" (Dir. Filzi) und
2. „Einrichtung einer Vorbereitungsklasse" (Dir. Tilgner)

zur Behandlung bestimmt.

Der Antragsteller zum ersten Gegenstande begründet seine Forderung einer Herabsetzung der Zahl der Monatskonferenzen von vier auf drei im Semester mit der Tatsache, daß in so kurzen Zwischenräumen das Prüfen aller Schüler in manchen Gegenständen kaum einmal, geschweige denn zwei- oder dreimal möglich sei; dadurch werde der verwerflichsten Spekulation der Schüler Vorschub geleistet.

Die Konferenz stimmt in Würdigung der vorgebrachten Begründung nach kurzer Debatte dem Antrage zu.

Hierauf stellt Dir. Tilgner den Antrag auf Errichtung eines Vorbereitungskurses an Gymnasien in der Dauer von wenigstens sechs Monaten. Er begründet seinen Antrag mit der äußerst mangelhaften sprachlichen Vorbereitung, welche die Knaben beim Übertritte aus der Volks- in die Mittelschule mitbringen.

Hofrat Hausotter kann die Behauptung in dieser allgemeinen Form nicht gelten lassen und gibt ihre Richtigkeit allenfalls für die Landschulen mit ihrer stark verkürzten Unterrichtszeit zu.

Der Vorsitzende glaubt, daß der gerügte Mißstand wohl zumeist nur bei Schülern mit italienischer Muttersprache vorkomme und darin begründet sein dürfte, daß die italienische Sprache fast keine Deklination mehr besitze und daher in der Volksschule von „Fällen" gar nicht mehr die Rede sei.

Regierungsrat Defant gibt dies zu, meint aber, daß Vorbereitungsklassen schon deswegen allgemein berechtigt seien, weil die Volksschule gar nicht die Aufgabe habe, auf die Mittelschule vorzubereiten.

Präl. Spielmann ist mit der Vorbereitung seiner Schüler in der Volksschule ganz zufrieden und weist auch auf einen Vorteil ein- oder zweiklassiger Volksschulen auf dem Lande gegenüber den Stadtschulen hin. In denselben können begabtere Knaben nicht nur hören, was auf der höheren Stufe vorgenommen werde, sondern auch manches davon profitieren. Nur findet er, daß das Minimal-Eintrittsalter der städtischen Aufnahmswerber mit 10 Jahren sehr niedrig sei; an seiner Anstalt seien $10^1/_2$ Jahre dafür festgesetzt. Er hält daher die Vorbereitungsklasse nicht für ein allgemeines Bedürfnis, weist auch auf die Schwierigkeit der Einrichtung derselben und auf die Gefahr hin, daß durch dieselbe noch mehr zum Studium ungeeignete Knaben in das Gymnasium kommen.

Dir. Islitzer hat mit Vorbereitungsklassen gute Erfahrungen gemacht; gleichwohl möchte er für Innsbruck eine solche nicht befürworten.

Dir. Lechthaler gibt nach seinen Erfahrungen der Meinung Ausdruck, daß diese Frage an jeder Anstalt für sich zu behandeln sei, worauf mit Zustimmung des Antragstellers die These folgenderweise stilisiert und angenommen wurde: „Es ist Sache jeder Direktion, den vorliegenden Verhältnissen gemäß den Antrag auf Errichtung einer Vorbereitungsklasse zu stellen".

Damit war der Verhandlungsstoff erschöpft.

Dir. Tilgner beantragt, dem Ministerium den Dank der Konferenz für die Einberufung derselben auszudrücken und dankt im Namen der Teilnehmer den beiden Vorsitzenden für die umsichtige und aufopferungsvolle Leitung der Verhandlungen.

Landesschulinspektor Nitsche ergreift das Schlußwort, um den Gästen für ihren weisen Rat und ihre rege Teilnahme an den Verhandlungen, den Berichterstattern und Mitberichterstattern für ihre umfangreichen und inhaltsvollen Referate, den Berichterstattern in den einzelnen Lehrkörpern für ihre wertvollen Vorarbeiten zu danken. Worte des Dankes richtet er sodann noch an Se. Exzellenz den Herrn Statthalter für die warme Förderung der Konferenz und insbesondere für die Einräumung des stattlichen Sitzungssaales.

Mit einer Huldigung für Se. Majestät, den allergnädigsten Kaiser und Herrn, den obersten Schirmherrn aller edlen Bestrebungen, fand die erste Konferenz der tirolischen Mittelschuldirektoren ihren Abschluß.

Als greifbarer Erfolg der Tiroler Mittelschuldirektorenkonferenz erscheint bereits der Erlaß des k. k. Landesschulrates für Tirol vom 18. April 1906, Z. 1934 an die Mittelschuldirektionen des Landes. Darin wird mitgeteilt, daß das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht mit Erlaß vom 8. April 1906, Z. 8089 unter dem Ausdrucke der Befriedigung über den Verlauf und die Ergebnisse der Konferenz in nachstehenden Punkten den Wünschen und Beschlüssen der Konferenz Rechnung getragen hat:

1. „Der vorgelegte Entwurf des Lehrplanes für den obligaten Unterricht in der italienischen Sprache an den Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache in Tirol wird unter der Voraussetzung genehmigt, daß dieser Unterricht unter Berücksichtigung der Grundsätze der mit dem Ministerialerlasse vom 30. Mai 1902, Z. 17.579 (Min.-Vdgs.-Bl. Nr. 32) veröffentlichten Instruktion für den Unterricht in der zweiten Landessprache erteilt wird".

2. „In teilweiser Abänderung der Ministerialverordnung vom 28. April 1890, Z. 6929 (Min.-Vdgs.-Bl. Nr. 18) wird nach dem gestellten Antrage gestattet, daß mit Rücksicht auf die Verschiedenheit des Schulschlusses an den Tiroler Mittelschulen von dem gleichzeitigen Beginne der schriftlichen Maturitätsprüfungen an den genannten Mittelschulen abgesehen wird".

3. „Was die in der genannten Direktorenkonferenz zum Ausdrucke gebrachten Anregungen wegen Schaffung von italienischen Lehrtexten und Lehrmitteln anlangt, so erklärt sich das k. k. Ministerium gerne bereit, die Herstellung von derartigen guten Originalwerken, bezw. von Übersetzungen, die dem italienischen Sprachgeiste vollkommen entsprechen, durch Gewährung von angemessenen Unterstützungen, eventuell durch Aufnahme derselben in den k. k. Schulbücherverlag zu fördern.

Die Direktionen der Mittelschulen mit italienischer Unterrichtssprache werden daher vom Landesschulrate im Sinne des erwähnten Ministerialerlasses eingeladen, konkrete Anträge zu stellen, also entweder Persönlichkeiten, die geeignet und geneigt wären, das eine oder das andere Schulbuch zu verfassen, unter Angabe der Modalitäten namhaft zu machen, oder aber, sollten ihnen im Auslande erschienene gute Lehrbücher bekannt sein, die auch den Lehrplänen der inländischen Gymnasien, bezw. Realschulen entsprechen und nichts vom österreichischen Standpunkte Bedenkliches enthalten, den Antrag auf Approbation derselben zu stellen".

Für und wider die Maturitätsprüfung.

Wie wir der Wochenschrift für klassische Philologie, Jahrg. 1896, Nr. 33/34 entnehmen, haben die 'Berliner Neuesten Nachrichten' an eine Reihe von Männern die Bitte gerichtet, sich darüber auszusprechen, „ob die Ausbildung der Jugend gewinnen würde durch die Abschaffung des Abiturientenexamens". 39 der eingelaufenen Antworten hat die genannte

Zeitung abgedruckt. Einvernommen wurden 12 Hochschulprofessoren, 11 Schulmänner, 5 Staatsbeamte, 3 Parlamentarier, 2 höhere Militärs, 5 Männer des praktischen Lebens, endlich der *Primus omnium* eines Berliner Gymnasiums. Das Resultat war ganz überraschend — wenigstens für die marktschreierischen Reformer. Von den 39 Gutachten stimmen nur 10 für die Abschaffung der Reifeprüfung und auch von diesen immer noch 3 in bedingter Weise. 7 dieser Ablehnungen rühren aus den Kreisen der Hochschullehrer her, 2 von Parlamentariern, 1 von einem Schulmanne. Demnach haben sich 29 zum großen Teil mit Entschiedenheit für die Beibehaltung ausgesprochen; die Begründung war zum Teil sehr eingehend und auch originell. Wir begnügen uns hier zu wiederholen, wie ein Schulmann (Wendler) die Gründe gegen die Abschaffung zusammengefaßt hat:

1. Die stetige Zunahme der Studierenden bei gleichzeitiger Abnahme ihrer Qualität und die Notwendigkeit, der wachsenden Nachgiebigkeit hinsichtlich der Leistungen unserer Jugend einen Riegel vorzuschieben.

2. Die heilsame Selbstüberwindung, zu der die Prüfung Schüler und Lehrer zwingt, sowie die Einheitlichkeit in der Beurteilung der Leistungen durch die Schulbehörde.

3. Der Nutzen der Maturitätsprüfung für den jungen Mann als einer nicht zu unterschätzenden technischen Vorbereitung für die in seinem späteren Leben doch unerläßlichen Staatsprüfungen. Je früher man sich an die Arbeit für Examina gewöhnt hat, desto mehr Nervenkraft spart man später bei den Examenstudien ein.

4. Der Gewinn für das tatsächliche Wissen, das in jedem zusammenhängenden Studium liegt, sofern es eben nicht nur ödes Büffeln ist.

Über weiteres Detail verweisen wir auf die eingangs genannte Wochenschrift.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Dr. Georg Capellanus, Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Konversation in lateinischer Sprache. 4. Aufl. Dresden und Leipzig 1905 (Koch). Preis 2 Mk.

Das Büchlein hat seit 1890 nun die vierte Auflage erlebt. Ich mißgönne ihm auch den schönen Erfolg nicht, sondern empfehle es im Gegenteil als wirksames *antidotum tristitiae* allen denen, die sich noch ein Interesse für gewandte Latinität von der Schule her gewahrt haben. Da aber die Schrift seit der 1. Aufl. keine durchgreifenden Änderungen erfahren hat und auch in dieser Zeitschrift vor Jahren bereits zweimal von Koziol (XLII. und XLVI. Jahrg.) günstig besprochen wurde, so fiele eigentlich jeder Anlaß weg, das Schriftchen nochmals anzuzeigen. Daß ich dies aber doch tue, dafür liegt der Grund nicht so sehr in der neuen Auflage, als in den Rezensionen der früheren. Sie sind nämlich, soweit sie mir zu Gesicht kamen, auf falscher Fährte.

Von den vielen Besprechungen, die seit 16 Jahren erschienen sind, will ich nur eine hersetzen, die der Verleger selbst dem Büchlein zur Empfehlung angehängt hat: „Eine geistreiche, sehr unterhaltende Spielerei, die von einer erstaunlichen Gewandtheit im Gebrauch der latein. Sprache zeugt, wie dies auch zur Konversation über die modernsten Gegenstände, ich möchte beinahe sagen, gezwungen werden kann. — Es steckt darin eine ganz respektable Leistung. Verf. wird Anspruch auf das Zugeständnis erheben können, daß sein Latein auf feinstem Sprachgefühl, sorgfältiger Benutzung klassischer Vorbilder, guter Bekanntschaft einschlägiger Literatur und genauester Kenntnis der Sprache selbst beruht. Auch eine gewisse Bereicherung des materiellen Wissens wird man dem Buche verdanken“ (Neue philolog. Rundschau). — Da sich der Verf. selbst gegen diese Lobsprüche nicht wehrt, so erfordert es doch die historische Gerechtigkeit, die Herren Rezensenten einmal aufmerksam zu machen, daß sie sich mit ihrer Anerkennung an eine falsche Adresse gewandt haben; denn nicht Dr. Capellanus hat ihnen die „frohen Stunden“ (W. f. kl. Ph.) bereitet, sondern — *Erasmus Roterodamus!* Diesem gehört nämlich alles, was sich an gewandtem Latein, an Schalkhaftigkeit und Humor in dem Büchlein findet. Dr. Capellanus hat die Einteilung gemacht und die deutsche Übersetzung beigefügt, er hat mancherlei Vokabeln (der Apotheker *pharmacopola*, der Schutzmann *custos urbanus*,

Eisenbahn *via ferrata* usw.) und Phrasen, wie sie jedes Lexikon bietet (*latine loqui, morbo aeger* usw.) beigegeben, endlich zum Schlusse Sentenzen, Sprichwörter, Rätsel und geographische Namen angehängt. Nähme aber der große Humanist sein Eigentum zurück, so bliebe eine armselige Vokabel- und Phrasensammlung übrig, die keine Spur von all den Vorzügen enthielte, die man jetzt dem Büchlein nachsagt. Man müßte den größten Teil des Buches abschreiben, um das zu beweisen; es möge eine Probe genügen: „Beim Billardspiel" (p. 83)

Wir wollen Billard spielen!	*Sphaeris eburneis ludamus!*
Wollen wir losen, wer anfängt?	*Visne sortiamur, uter prior incipiat?*
Es ist nicht mehr als billig, als daß Sie, ein so großer Billardspieler, mir etwas vorgeben.	*Aequum est, ut tantus artifex in hoc certamine mihi largiaris nonnihil.*
Das könnte ich mit mehr Berechtigung von Ihnen verlangen.	*Immo istuc a te peterem iustius.*
Stoßen Sie zu!	*Feri!*
Ich werde Sie dort heraustreiben!	*Istinc te excutiam!*
Sie können es nur so, wenn Sie Ihren Ball auf meinen dublieren.	*Non potes alia via, nisi sic mittas sphaeram tuam in parietem, ut resiliat in meam!* usw.

Das Ganze ist dem Gespräch des Erasmus „*Ludus sphaerae per annulum ferreum*" (*Erasmi colloquia*, Lugd. B. 1664, p. 50) entnommen. Vielfach kontaminiert der Verf. mehrere Abschnitte. So stammt das Kapitel „Kegelschieben" aus vier Gesprächen des Erasmus (*Pila* l. c. p. 46, *Ludus sphaerae* p. 51, *Gratiarum actio* p. 25, *Ludus globorum* p. 48). Manchmal zerreißt er ein Stück der *Colloquia* und macht zwei daraus. So stehen die *Monitoria paedagogica* des Erasmus (l. c. p. 42) bei Capellanus zum Teil unter „Gute Lehren" (p. 18), zum Teil unter „Verhalten beim Unterricht" (p. 95). Einige Stücke, z. B. das „Gespräch mit dem Echo" (erst in der 2. Auflage), sind gekürzt, sonst aber fast unverändert aus Erasmus herübergenommen (l. c. p. 539).

Daß der Verf. seine Quelle nicht nennt, ist zwar nicht schön, ließe sich aber damit entschuldigen, daß das Büchlein keine wissenschaftliche Arbeit sein will; ein verwerfliches Verfahren ist es jedoch, wenn der Autor bei dem Leser durch Anmerkungen den Eindruck erwecken will, als hätte er alles selbst gemacht. So steht an der Spitze der 1. Auflage: „Vom Verfasser neugebildete Wörter sind mit * bezeichnet". Nun sind im ganzen drei Wörter so gekennzeichnet: *extractrum* der Korkzieher, *marca* die Mark (für *denarius* bei Erasmus) und *sellarius* der Sattler. Die beiden ersten Wörter mag Dr. Capellanus selbst gebildet haben, *sellarius* aber stammt aus Erasmus. Denn die Stelle (p. 72, 4. Aufl. p. 73):

dann lauf' schnell zum Sattler und lass' den Riemen wieder machen!	*tum propera ad *sellarium et hoc lorum cura sarciendum!*

ist wie alles andere, was auf dieser Seite steht, wörtlich aus den Kolloquien abgeschrieben (*Herilia* p. 40, 41). Wenn die Rezensenten von „sorgfältiger Benutzung klassischer Vorbilder" sprechen, so haben sie sich durch die hie und da vorkommenden Verweise auf die Klassiker täuschen lassen. Aber z. B. „*amant alterna Camoenae*" hat der Verf. doch nicht aus Virgil, wenn er auch dazusetzt: „Virg. buc. 3, 59", sondern, wie überhaupt das ganze Gespräch „Im Studierzimmer", aus der *Domestica confabulatio* des Erasmus (l. c. p. 16 sqq.). — Die „gute Bekanntschaft mit der Literatur" hat jener Rezensent wahrscheinlich aus dem Zitat p. 11 erschlossen. Bei „*socolada, ut vocant*" steht nämlich: „S. darüber Janus, Philolog. Lexikon der reinen und zierlichen Latinität. Leipzig 1730, s. v.". Was wird man wohl alles in diesem wirklich vortrefflichen Buche „darüber" finden? Ich will dem Leser die Mühe des Nachschlagens

ersparen; Janus sagt (p. 327): „*chocolada*, Chocolade. Es ist ein neues Wort, welches in der lateinischen Sprache kann geduldet werden". — Hoffentlich sieht jeder dankbar ein, daß dieses Zitat zur Klarstellung sehr notwendig war und nicht etwa nur den Zweck hatte, die Literaturkenntnis des Verfassers zu erweisen!

Freistadt (Ob.-Öst.). Prof. Ernst Hora.

Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichtes. *B.* Von Prof. Andreas Baumgartner. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. VIII und 132 SS. Preis Mk. 1·60.

Die Zahl der in der Schweiz so verbreiteten sprachlichen Lehrbücher Prof. Baumgartners ist durch die Parallelausgabe des französischen Lese- und Übungsbuches wieder vermehrt worden. Der Lesestoff umfaßt entschieden nichts, was über das Verständnis dieser Stufe, des dritten und vierten Jahres, hinausginge — hauptsächlich Schule und wieder Schule. Eine Reihe von Stücken gibt naturwissenschaftlichen Unterricht in der fremden Sprache, ein weit besserer Stoff als Tugendpredigten. Eine kleine Kinder-Komödie bietet gute Konversation.

Materiale zu schriftlichen Übungen und ein sehr kurzer Abriß der Formenlehre (Kenntnis der regelmäßigen Konjugationen wird schon vorausgesetzt) nebst einigen syntaktischen Regeln schließen das sehr sorgfältig gearbeitete Buch ab.

Troppau. Dr. E. Aschauer.

Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Preis 7 Mk. 50 Pf.

Dieses prächtige Buch liegt jetzt zum fünften Male auf und es muß anerkannt werden, daß jeder Band neue Fortschritte und Verbesserungen aufweist. Im Geleitworte heißt es: „Unser Feld ist die Welt, die weite Welt mit ihrer überwältigenden Schönheit, ihren bunten Farben, ihren Offenbarungen und seltsamen Begebenheiten. Ohne Naheliegendes zu vernachlässigen, suchen wir das Fernste und Unbekannte in gemeinverständlichen Formen vor Augen zu führen. Wir beschränken uns dabei nicht auf nüchterne, reizlos trockene Beschreibungen, die bald ermüden würden, sondern sind absichtlich darauf bedacht, den Wissensstoff auch schmackhaft zu machen, zu den Tatsachen und Forschungsergebnissen auch die Kunst des Erzählens zu gesellen, die Phantasie und das Gemüt des Lesers anzusprechen und Spannung zu erregen." Was hier versprochen wird, wird durch das im vorliegenden Bande Gebotene nicht nur redlich gehalten, sondern sogar überboten. Aus dem reichen Inhalte seien hervorgehoben: 9 größere Erzählungen (vorwiegend geographisch belehrend); Reisen, Länder- und Völkerkunde (Rumänien, China, Avignon, Mexiko, Osterinsel, Belgien, Norwegen, Bernsteinküste, Vendée, der Panamakanal, Niagara, Alaska, Neupommern, Australneger, Japan, Kanada, Peking u. v. a.); 17 Abenteuer der verschiedensten Art; 15 Stücke bezüglich die Zoologie, 7 auf verschiedene Gebiete der Naturwissenschaft, Jagd, Sport und Spiel, 8 auf die Technik, 21 auf verschiedene K täten. Zahlreiche, durchwegs gelungene Vollbilder und kleinere dungen gereichen dem Buche zur besonderen Zierde, den Les

Unterhaltung und Belehrung. Die Einbanddecke zeigt uns über dem Titel: „Was man im Weltpanorama findet“, eine Erdkarte, auf der der Schauplatz des im Buche Enthaltenen nach Seitenzahl genau angegeben wird, was auf unsere reifere Schuljugend geographisich ungemein anregend wirken muß. Das Buch übertrifft durch Inhalt, Ausstattung und Reichtum alles, was unser Büchermarkt Ähnliches aufweist. Es verdient also die weiteste Verbreitung. Namentlich seien die Schülerbibliotheken darauf besonders aufmerksam gemacht, denn die jährliche Anschaffung des Buches würde ihnen einen bleibenden Schatz sichern.

Graz. Julius Miklau.

Th. Hartwig, Die Krystallgestalten der Mineralogie in stereoskopischen Bildern. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 1906. Preis in Schachtel 8 K.

Prof. Hartwig hat es unternommen, eine größere Anzahl von Kristallgestalten (67 einfache Gestalten und 58 Kombinationen) als stereoskopische Bilder zu zeichnen. Die Ausführung der Bilder ist tadellos. Bei der Betrachtung derselben durch das Stereoskop bekommen wir den Eindruck, es schwebe ein schwarzes Drahtnetz der betreffenden Kristallgestalt vor uns. In jede Kristallgestalt sind auch die Achsen eingezeichnet. Diese Bilder werden sich kaum für einen Massenunterricht eignen; jedenfalls aber können einzelne Schüler sich ihrer mit großem Nutzen bedienen und von diesem Standpunkte aus ist ihre Anschaffung sicherlich zu empfehlen.

Wien. H. Vieltorf.

Der geometrische Vorkursus in schulgemäßer Darstellung. Mit reichem Aufgabenmaterial nebst Resultaten zum Gebrauch an allen Lehranstalten bearbeitet von Ernst Wienecke, Lehrer in Berlin. Mit 59 Figuren im Text. 97 SS. Leipzig 1904, Verlag von B. G. Teubner. Preis Mk. 2·20.

Ein erfahrener Schulmann teilt uns auf 18 Seiten seine Gedanken über den ersten Unterricht in der Geometrie mit. Er betont besonders den Wert der Beobachtung einer kontinuierlichen Reihe von variierten Fällen, die alle den Satz zeigen, der eben gelehrt werden soll, und verweist auf die Vorteile seiner bei Winkelmann in Berlin konstruierten beweglichen Modelle. Auf die lange Einleitung folgt eine Skizze des grundlegenden geometrischen Lehrstoffes. Aber der Geometer hier reicht nicht an den Lehrer dort: Nur eine vollständige „Veränderung“ dieses Teiles, die gewiß jene tilgen wird, die jetzt den Rhombus mit dem Quadrate verbindet, kann das Buch brauchbar machen.

Wien. Suppantschitsch.

Max Oker-Blom, Beim Onkel Doktor auf dem Lande. Autorisierte Übersetzung von Leo Burgerstein. Wien-Leipzig. A. Pichlers Witwe & Sohn. 2. Aufl. 1906. 39 SS. Preis 1 K.

Das Schriftchen dient der sexuellen Aufklärung. Diese Aufgabe fällt, wie richtig betont wird, den Eltern zu, damit das Kind in seinen

Eltern wirklich die natürlichen Ratgeber erkenne. Sie zu erfüllen ist notwendig, damit das Kind — ungefähr vom 10. Lebensjahre an — nicht nur nicht auf quälende müßige Gedanken verfalle, sondern auch vor manchem folgenschweren Tun abgehalten werde. Doch glaube ich, wäre es mit den ersten Abschnitten genug. Die weiteren Erzählungen „Ein kleines Mißgeschick“, Ein schlimmeres Abenteuer“, „Eine gelungene Jagd“ u. s. f. halte ich für überflüssig. Jedenfalls aber wird die Lektüre dieses Büchleins einer genauen Kontrolle durch die Eltern zu unterstellen sein, sowie ihnen auch die noch schwierigere Aufgabe zufallen wird, die Wirkung dieser Lektüre bei jedem einzelnen Kinde streng zu beobachten. Zum Schlusse wünschen wir, daß alle Eltern für die Erfüllung dieser beiden Forderungen genug Zeit finden, Lust verspüren und Verständnis besitzen!

Aussig. Dr. G. Hergel.

Programmenschau.

62. Vl. Vlček, O kristallografické symbolice v V. třídě (Über die kristallographische Symbolik in der V. Klasse). Progr. des k. k. Obergymn. in Königgrätz 1903. 9 SS.

Der Verf. stellt sich die Frage, welche Bezeichnungsweise — ob nach Weiss, Miller oder Naumann — der Lehrer in der Kristallographie am Obergymnasium gebrauchen sollte. Er wendet selbst ein, daß die Frage vielleicht überflüssig ist, da in den Instruktionen wörtlich geschrieben steht: „Auf die in der wissenschaftlichen Kristallographie gebräuchliche Bezeichnungsweise braucht nicht näher eingegangen zu werden“. Der Verf. glaubt (warum?), daß sich dieser Passus nur auf die Symbolik Naumanns bezieht, und zeigt dann, wie der Lehrer von den bekannten Erscheinungen der Symmetrie allmählich zu den Weiss'schen Symbolen und zu den Millerschen Indices gelangen kann. Er spricht sich eigentlich für die Weiss'sche Methode aus, obzwar nicht einmal die Millersche Symbolik seiner Meinung nach den Quintanern allzu große Beschwerden bereiten würde. Da wird ihm wohl nicht jeder erfahrene Lehrer der Mineralogie beipflichten wollen; für das geometrische Anschauungsvermögen unserer Gymnasiasten (s. dieselben Instruktionen, S. 231) ist doch die Symbolik Naumanns am zugänglichsten, wenn man schon überhaupt eine Bezeichnungsweise wählen sollte und wollte. Die Abhandlung beschließt ein Verzeichnis der Minerale in dem bisherigen Lehrbuche (von Šafránek und Bernard) mit Millers Symbolen; da wiederholt sich wieder der altbekannte Fehler, daß Limonit amorph ist (S. 8).

63. Joh. Vilhelm, Systematický význam parožnatek (Charophyt) a jejich zeměpisné rozšíření v Evropě (Die systematische Bedeutung der Characeen und ihre geographische Verbreitung in Europa). Progr. des k. k. Obergymn. zu Pilgram 1903. 21 SS.

In dieser wirklich guten Arbeit erwähnt der Verf. vor allem in der historischen Einleitung, wohin die Characeen von verschiedenen Autoren besonders im Laufe des vorigen Jahrhunderts gestellt wurden, und kommt zu dem Resultate, daß die „Armleuchtergewächse“ nicht zu den Algen gehören, sondern daß sie zwischen die Thallophyten und Bryophyten als selbständige Gruppe zu stellen sind (Migula u. a.). Ein Wink

für die Verfasser von Lehrbüchern, die so ungern von diversen systematischen Antiquitäten scheiden! Nach diesem geschichtlichen Teile berührt der Verf. die geographische Verbreitung der Charophyten in Böhmen; auch hier sind diese interessanten Kryptogamen leider im Aussterben begriffen, da es ihnen an geeigneten Lokalitäten immer mehr und mehr mangelt. Was die Verbreitung in Europa betrifft, so fehlen bisher erschöpfende Angaben über das Vorkommen der Characeen in verschiedenen Gebieten; manche Lücken in dieser Hinsicht sind auch auf die bisher ungenügenden Kenntnisse über die Paläontologie und phylogenetische Entwicklung der Characeen zurückzuführen. In Europa kommen 51 Arten vor, u. zw. 28 Arten der Gattung *Chara*, 14 Arten der Gattung *Nitella*, 6 Arten von *Tolypella* und je 1 Art der Gattungen *Lamprothamnus*, *Lychnothamnus* und *Tolypellopsis*. Von diesen 51 Arten gehören 18 Spezies nur der europäischen Flora an, die übrigen findet man auch in anderen Weltteilen. Mit Rücksicht auf die Verbreitung dieser Pflanzen unterscheidet der Verf. in Europa drei Regionen: die südeuropäische, mitteleuropäische und nordeuropäische Region. Es ist selbstverständlich, daß überall die charakteristischen und häufig vorkommenden Arten angeführt werden. Zur mitteleuropäischen Region gehören Österreich-Ungarn, Deutschland und die Schweiz; in unserer Monarchie wachsen 30 Arten von Characeen, von denen im Küstenlande 14, in den Alpenländern 25, in Ungarn (mit Siebenbürgen) und Galizien wieder nur 14, in Böhmen und Mähren 20 Arten vorgefunden wurden. Am ausführlichsten ist da die Characeenflora von Böhmen behandelt. Die Charophyten haben da nach Vilhelm zwei Verbreitungszentren: das Elbegebiet, wo *Chara* und *Tolypella* die vorherrschenden Gattungen sind, dann die Torf- und Teichgegenden Südböhmens, wo wiederum *Nitella* dominiert. Auch gibt da der Verf. aus eigener Anschauung an, was auf die Verbreitung dieser Pflanzen irgend einen Einfluß hat. Ein Wunsch nach einer intensiveren, insbesondere floristischen Bearbeitung dieser interessanten Kryptogamengruppe in einigen bisher botanisch wenig bekannten Gebieten beschließt die sorgfältige Arbeit.

Prag. Dr. Franz Bayer.

Antike Kultur und antike Sprachen.

Eine Abwehr[1].

Unter obiger Überschrift hat Hofrat Theodor Fuchs in der Unterrichtszeitung der „Neuen Freien Presse“ vom 11. August und 15. September d. J. zwei Artikel veröffentlicht, die sich zum Zwecke setzen, die Organisation unseres Gymnasiums als völlig verkehrt und seine Leistungen als wertlos zu erweisen. Zwar wimmelt es darin von Paradoxien, Übertreibungen und Verkennungen — ich sage nicht: Entstellungen — der Wahrheit, die sich in den Augen jedes der wirklichen Zustände Kundigen von selbst richten, so daß man füglich darüber ruhig hinweggehen könnte; wird aber in einem tonangebenden Organ der Tagespresse das große Publikum von einer Seite haranguiert, der man ein beachtenswertes Urteil zumuten möchte, so hat dies doch seine Gefahren, nicht etwa für die angegriffene Institution selbst, deren Bestand und Schicksal zum Glück noch von anderen Faktoren abhängt, wohl aber für das auf die Mittelschulen angewiesene Publikum. Daß dieses nicht bei der Wahl und Wertung der Bildungswege für seine Söhne irregeführt werde,

[1]) Wir bringen diese Abwehr in unserer Zeitschrift zum Abdrucke, nachdem einige öffentliche Journale die Aufnahme derselben verweigert hatten. Sollen denn nur die Gegner zum Worte kommen? Die Red.

ist ein öffentliches Interesse. Die folgenden Zeilen sind zugleich ein Akt der Ab- und Notwehr, da die Angriffe des Hofrates Fuchs mit kühner Generalisation die Leistung und Lebensarbeit vieler Hunderte von Männern an den Pranger stellen möchten, denen ein öffentliches Amt anvertraut ist und die des Vertrauens der Bevölkerung in höherem Maße bedürfen als irgend welche andere Funktionäre.

Vielleicht darf ich für meine Entgegnungen einige Objektivität in Anspruch nehmen, da ich schon längere Zeit dem Getriebe der Schule entrückt bin, da ich ferner kein „zünftiger" Philologe bin, mein wissenschaftliches Arbeitsgebiet vielmehr ein anderes ist. Anderseits kann ich mir auf Grund 30jähriger Erfahrungen, die ich an Gymnasien von vier Kronländern als Lehrer, zeitweilig auch in leitender Stellung gesammelt, einige Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse zuschreiben.

Hofrat Fuchs knüpft an die jüngst erfolgte Gründung des Vereines „der Freunde des humanistischen Gymnasiums" an und erklärt sie für ganz unzeitgemäß. Schon hier beginnen die Abweichungen von der Wahrheit. Fuchs nennt den Verein mit oder ohne Tendenz „eine Vereinigung von Schulmännern". Zu diesen „Schulmännern" gehört außer zahlreichen Professoren der Universität, auch der medizinischen Fakultät, und höheren Beamten eine nicht geringe Zahl von Offizieren, Advokaten, Redakteuren, praktischen Ärzten, Vertretern der höheren Geistlichkeit usw. Drollig genug ist es, daß sogar ein Graf Lanckoronski und Stürgkh, ein Paul Schlenther und Georg Reimers unter die „Schulmänner" gezählt werden. Als Zweck des Vereines gibt Fuchs die Erhaltung des humanistischen Charakters des heutigen Gymnasiums, somit auch des Unterrichtes in den beiden klassischen Sprachen an; verschwiegen wird aber die Absicht, „für eine gedeihliche und organische Fortentwicklung des Gymnasiums einzutreten" und somit ein öffentliches Organ für Gymnasialreform zu sein. Wie sehr Hofrat Fuchs die Zwecke des Vereines verkennt, ergibt sich aus dem Fragebogen, der am 1. Juli d. J. ausgeschickt wurde. Die Fragen betreffen den grammatischen Unterricht sowohl als die Auswahl und Methode der Autorenlektüre und beweisen, mit welch klarem Blick der Verein der pädagogisch-didaktischen Reformarbeit gefolgt ist, die in Deutschland seit Dezennien die berufensten Kräfte in Atem hält und u. a. in dem monumentalen Werke „Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen" (red. von W. Lexis, Halle 1902) ihren Niederschlag gefunden hat. Kennt Hofrat Fuchs dieses Buch, kennt er die Schrift des Petersburgers Universitätslehrers Th. Zielinski „Die Antike und wir" (1905), ferner des trefflichen O. Weissenfels „Kernfragen des höheren Unterrichts" (1901 und 1903) und „Die Bildungswirren der Gegenwart" (1901), P. Cauers *Palaestra vitae*, endlich unsere ministeriellen „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien" in der Fassung vom J. 1900? Hätte er wohl die zwei Artikel geschrieben, wenn sie ihm bekannt wären?

Gewiß hat das Gymnasium in Theorie und Praxis seine Mängel wie jedes Menschenwerk; es ist keine Erfindung böser oder bornierter Menschen, vielmehr ein historisch Gewordenes und unterliegt somit einer stetigen Entwicklung; es hat schon manche gründliche Wandlungen erlebt und wird solche auch fernerhin unter dem Einflusse der Zeitbedürfnisse erleben. Biologisch ist es ja von höchster Bedeutung, daß dem Menschen immer und überall in der Idee ein Besseres vorschwebt, neben dem das Gute an dem Bestehenden verblaßt. Wäre es nicht so, dann würde das menschliche Leben auf allen Gebieten verknöchern und versumpfen. Aber mit Kraftsprüchen wie „An unseren Gymnasien ist nichts mehr zu retten, nichts mehr zu erhalten, ihr humanistischer Geist ist längst tot, er ist erstickt an dem Übermaß gelehrten Fachunterrichtes und totgeschlagen von der Grammatik" wird die organische Entwicklung der Schule kaum gefördert; ähnlich unfruchtbar sind etwa rundweg absprechende Sentenzen über unser Ehe- oder Strafrecht, über Parlamen-

tarismus, Duellzwang u. ä. So hilft man nicht, die Welt verbessern, sondern streut nur die Saat eines öden Skeptizismus. Aus Ew. Horns lehrreichem Buche über das höhere Schulwesen der Staaten Europas (1906) erfährt man, daß mit Ausnahme Norwegens, das erst an der Universität für alle Fakultäten einen Vorbereitungsunterricht in alten Sprachen verschreibt, überall noch neben den modernen Schulgattungen an dem Typus des humanistischen Gymnasiums mit Latein und Griechisch festgehalten wird, auch in Basel, Bern, Zürich, Genf und Hamburg, welchen Städten man nicht leicht Verständnislosigkeit für die Forderungen der Gegenwart vorwerfen wird, es müßte denn jemand allen Ernstes die Meinung vertreten, bei der Ordnung des Schulwesens kämen überall nur die Unfähigsten und Borniertesten zu Worte.

Auch Hofrat Fuchs entscheidet die alte Frage: „humanistischer oder realistischer Unterricht?“ zu Gunsten des ersteren, aber den bisher eingeschlagenen Weg zu humaner Bildung hält er für verfehlt. Indem er leugnet, daß die griechische und lateinische Sprache die Träger des humanistischen Geistes sind und sich hierin in Gegensatz stellt zu Männern wie Goethe, Helmholtz, Treitschke, Ed. Zeller, Ed. v. Hartmann, Sybel, Harnack, wirft er die Frage auf, ob denn die Sprache oder die Kultur das Bildende in der antiken Welt ist. Gehört denn die Sprache nicht auch zu den Schöpfungen und überdies zu den wichtigsten Werkzeugen der Kultur? Wie kann man überhaupt einen solchen Gegensatz aufstellen? Daß das Lateinische und Griechische der vollkommenste Ausdruck der beiden Volkscharaktere und Weltanschauungen, insbesondere aber das Griechische das feinste, geschmeidigste und vielseitigste Produkt des menschlichen Sprachgeistes überhaupt ist, darüber ist unter Kundigen kein Streit. Es wird somit wohl dabei bleiben, daß die Sprache das wichtigste Mittel ist, um zum Verständnis eines fremden Volkstums und Kulturlebens, somit auch der antiken Welt zu gelangen.

Die gesamte antike Literatur, an ihrer Spitze die Dichtkunst der Hellenen, kann man, wie Fuchs meint, ohne irgend eine Einbuße in Übersetzungen kennen und genießen lernen; daß man eine Dichtung in der Ursprache lesen müsse, um ihren formalen und materialen Wert voll zu empfinden, sei ein Irrtum. Gerade das Drama lasse sich ohneweiters in eine fremde Sprache übertragen ohne Einbuße an künstlerischer Wirkung. Und nun wird, wie gewöhnlich in solchem Zusammenhange, Shakespeares gedacht, den in deutschen Landen allerdings die meisten Gebildeten nur aus Übersetzungen kennen. Wie es aber auch nur mit der Verständlichkeit dieser Übersetzungen bestellt ist, ersieht man daraus, mit welcher Befriedigung in Fachkreisen Hermann Conrads Revision der Schlegel-Tieckschen Übersetzung (5 Bände, 1906) aufgenommen wurde. Das Beispiel Shakespeares beweist übrigens für die Übertragbarkeit griechischer Dramen ins Deutsche sehr wenig. Es ist nachgerade ein Gemeinplatz, daß der Abstand des Englischen vom Deutschen in allen grammatischen Stücken minimal ist im Vergleich mit der Kluft, die unsere Sprache vom Griechischen und Lateinischen trennt. Die Vergeblichkeit aller Bemühungen, in der Übersetzung über diese Kluft hinwegzukommen, sowie die daran sich knüpfende Selbsttäuschung hat bekanntlich einen Moriz Haupt zu dem Ausspruch veranlaßt: „Die Übersetzung ist der Tod des Verständnisses“. Kann mir etwa Hofrat Fuchs eine Übersetzung der Antigone nennen, die den ganzen Zauber und die volle künstlerische Wirkung des Originals wiedergibt? Ich kenne leider keine. Selbst ein Wilamowitz-Moellendorff scheiterte an dem Unmöglichen, seine Dramen des Aeschylus und Euripides sind in Wahrheit keine Übersetzungen, sondern Nach- und Umdichtungen. Nach Fuchs läßt sich auch das griechische Volksepos „ganz gut“ ins Deutsche übertragen! Der berufenste Dolmetsch homerischer Dichtung war bisher wohl unser herrlicher Wilhelm Jordan, aber auch seine Ilias und Odyssee kranken an den Mängeln jeder Übersetzungsarbeit. Kennt z. B. Hofrat

Fuchs das stellenweise ganz fürchterliche Deutsch der Plato-Übersetzungen Schleiermachers? Und das war doch der feinsten Köpfe einer! Wie soll nun erst die in ihrer Knappheit und Gedankentiefe einzigartige Sprache des Tacitus, wie eine Satire oder Epistel des Horaz deutsch wiedergegeben werden, ohne ein feineres Sprachgefühl zu verletzen?

Die stärksten Trümpfe unseres Kritikers für das Ende aufsparend, will ich vorher noch einige Paradoxien zusammenstellen: „Das gewaltige Gebäude der griechischen Kultur- und Kunstgeschichte ist nicht von Philologen erbaut, an dem hat die ganze moderne Menschheit in allen (*sic*) ihren Ständen und Berufsklassen mitgearbeitet". — „Wer Mommsens 'Römische Geschichte' und Friedländers 'Sittengeschichte Roms' gelesen, weiß hundertmal mehr von römischer Geschichte, römischem Leben und römischer Kultur, als er jemals durch Lektüre der römischen Klassiker hätte gewinnen können". Wenn wir nur erfahren könnten, woraus diese beiden Männer ihre Offenbarungen geschöpft haben! — Überraschend wirkt auch folgende Aufklärung: „Nach griechischer Auffassung soll das Kind vor allen Dingen denken lernen". Auf welche Quellen oder Tatsachen stützt sich diese Behauptung?

Eine Abirrung von der Wahrheit ist es, daß alles, was das große Völkerleben der Gegenwart betrifft, bei uns sorgfältig vom Unterrichte ferngehalten wird: „Die Weltgeschichte darf nicht weiter geführt werden, als bis in eine respektvolle Entfernung von der Gegenwart". Im Lehrplan für die VII. Kl. aber steht S. 10 das direkte Gegenteil: „Geschichte der Neuzeit vom Beginn des 30jährigen Krieges bis auf die Gegenwart" und S. 166 der Instruktion werden Ratschläge für die Erreichung dieses Lehrzieles gegeben; zum Schlusse heißt es: „erreicht muß werden, daß der Gymnasiast, wenn er die Schule verläßt, für die Vertiefung seiner Kenntnis der Gegenwart eine sichere Grundlage und ein lebhaftes Interesse gewonnen hat".

Fuchs: „Ein paar flüchtig und schüchtern hingeworfene Worte über konstitutionelle Monarchie, über Reichsrat und Dualismus ist alles, was die Schule dem jungen Mann über die Organisation des Staatswesens mitteilt, in dem er lebt und einst zu wirken berufen ist". Man halte dagegen, was die Instruktionen S. 166 über die Behandlung der inneren politischen Geschichte sagen: „Auf der Oberstufe gehört die Einführung in die innere Entwicklung der Staaten und ihrer Verfassungen zu den Hauptaufgaben des geschichtlichen Unterrichtes" usw., ferner S. 167: „Die Entwicklung des staatlichen Lebens und der Kultur Österreich-Ungarns zu veranschaulichen und so die gegenwärtigen politischen und Kulturzustände dieses Staatswesens dem Schüler zum Verständnis zu bringen, ist die besondere Aufgabe des Unterrichtes in der VIII. Kl." usw. Genügt das noch immer nicht?

Fuchs: „In früheren Zeiten wurden wohl Redeübungen gepflegt, heutzutage sind diese aber vollständig aus dem Unterrichte verschwunden" (wo denn?) „und die kärglichen Stilübungen, die an ihre Stelle getreten, können diesen Mangel umso weniger ersetzen, als es bei ihnen meistenteils weniger auf die Formulierung eigener Gedanken, als vielmehr auf die gedächtnismäßige Anwendung gelernter Phrasen hinausläuft". Auf was für Leser ist wohl diese — sagen wir diesmal „Umgehung" der Wahrheit berechnet? Die erste Behauptung ist reine Phantasie; für VII. und VIII. sind S. 7 fg. des Lehrplanes ausdrücklich Redeübungen vorgeschrieben und S. 113 fg. der Instruktionen bringt ausführliche Weisungen dafür. Für die kaum qualifizierbare Charakteristik unserer deutschen Aufsatzübungen aber mögen sich die Germanisten bei Hofrat Fuchs bedanken, der sogar von der Muttersprache behauptet, es werde heute nicht ihr Gebrauch, sondern nur ihre Grammatik gelehrt!

Nach Fuchs geschieht am Gymnasium gar nichts für Weckung und Läuterung des Schönheitssinnes, für Begründung von Kunstverständnis. Ist denn nichts zu seinen Ohren gedrungen von dem intensiven St[illegible]

das unsere Kandidaten schon seit Jahren unter Leitung hervorragender Fachmänner (in Wien z. B. Otto Benndorfs) der Archäologie zuwenden, nichts von der alljährlichen Aussendung zahlreicher Philologen nach Italien und Griechenland, nichts von dem schönen Aufschwung kunsthistorischer Anschauungsmittel aller Art? Hat er nichts davon gehört, daß da und dort Schulsammlungen von Gipsabgüssen u. dgl. bestehen, daß skioptische Darstellungen veranstaltet werden, daß der an vielen Orten obligate Zeichenunterricht in das Verständnis der griechischen Ornamente und Säulenordnungen einführt?

Fuchs: „Soll ich zeigen, wie wenig für die Übung des Körpers, für die Bildung des Charakters geschieht, wie die ganze moralische Erziehung sich in der Schuldisziplin erschöpft?" Auch diese Beschwerde wird widerlegt durch den Turnunterricht, die Jugendspiele, die Klassenausflüge, die Förderung des Eislaufens und Schwimmens, die Tätigkeit der „Ferienhorte", gar nicht zu reden von alledem, was heute in weitgehendem Maße für Schulhygiene geschieht. Daß England und Amerika in diesem Punkte noch weit mehr leisten, ist nicht zu leugnen, dazu gehören aber auch die dortigen sozialen und ökonomischen Verhältnisse. Vor allem müßten alle Großstadtschulen weit hinaus ins Grüne verlegt werden. Für Charakterbildung leistet die Schule zunächst durch ihre Forderungen und durch ihre Unterrichtsmethode das ihrige; diese Wirkungen liegen freilich nicht an der Oberfläche und können an diesem Orte nicht genauer geschildert werden. Wohl aber muß die Schule wünschen, daß in diesem Punkte auch die Familie jederzeit ihre Pflicht tue, da sie doch hiezu in erster Linie berufen ist; insbesondere wäre es für die Jugend eine Wohltat, wenn das Haus alles vermiede, wodurch ihr Vertrauen zur Schule und zu den Lehrern untergraben werden muß. Auf diesem Gebiete habe ich Haarsträubendes erlebt.

Teilweise kann ich den Ausführungen des Artikels über das letzte Jahr des Gymnasiallebens beistimmen; auch ich bin der Meinung, daß die Abschlußprüfung bei der herrschenden Praxis auf die gesamte Unterrichtsarbeit der VIII. einen schweren Druck ausübt. Es gibt zwar Vorschriften, nach denen jede besondere Vorbereitung für diese gefürchtete „Matura" ausgeschlossen sein soll. Leider entspricht hier die Ausführung den wohlgemeinten Absichten der Theorie keineswegs.

Der Hauptirrtum und die oberste Prämisse für die Folgerungen unseres Kritikers ist sein Wahn, daß am heutigen Gymnasium lateinische und griechische Grammatik den Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes bilde. Geradezu verblüffend wirkt die Behauptung: „Das Studium der Grammatik ist naturgemäß (!) nichts als ein fortwährendes Memorieren und, da die Grammatik als die Grundsäule des Gymnasialunterrichtes angesehen wird, so geht von ihr eine ertötende Geistlosigkeit aus, die sich epidemieartig auch auf alle anderen Fächer ausdehnt" — ein Urteil, das allenfalls für die Lateinschule früherer Jahrhunderte oder für das preußische Gymnasium der sogenannten Schulzeschen Epoche zutrifft. Hofrat Fuchs besitzt, um in seinem eigenen Jargon zu sprechen, offenbar „keine blasse Ahnung" von dem gründlichen Wandel der Dinge, durch den der vormalige „Grammatizismus" hinweggefegt worden ist. Allerdings verkennt auch die moderne Didaktik nicht den hohen formalen Bildungswert des Studiums der alten Sprachen und auch heute noch sind die einsichtigsten Schulmänner darüber einig, daß das menschliche Denken zweier Zuchtmittel bedarf, um den Anforderungen irgend welcher höheren Studien und Berufe zu entsprechen: der sprachlichen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulung. Beide sind somit nur Mittel, niemals Selbstzweck. Überdies dient die Kenntnis der alten Sprachen als Mittel für das Studium der Literatur, das uns unmittelbar mit dem Geiste der antiken Welt bekannt macht. Zum Beweise hiefür kann ich wieder nur auf die „Instruktionen" (z. B. S. 46 und 51) und auf eine lange Reihe von Ministerialerlässen hinweisen, außerdem müßte ich eine

kaum übersehbare Fachliteratur namhaft machen. Insbesondere aber bin ich durch meine achtjährige Mitwirkung an dem Seminar für Lehramtskandidaten, das 1893 an einem Wiener Gymnasium begründet wurde, in den Stand gesetzt worden, die Dinge innerhalb und außerhalb unserer Reichsgrenzen ziemlich genau kennen zu lernen. Wir haben von jener Stätte aus eine stattliche Anzahl junger Männer dem Lehramte übergeben, nachdem sie sich theoretisch und praktisch die Grundsätze einer gesunden Didaktik angeeignet hatten. Aber auch durch sonstige Beobachtungen und durch kollegialen Verkehr mit Hunderten von Lehrern habe ich die Überzeugung gewonnen, daß im ganzen und großen der Unterricht an unseren Gymnasien sich in den richtigen Bahnen bewegt und eine stetige Fortentwicklung aufweist[1]). Damit soll nicht geleugnet werden, daß innerhalb eines Status von einigen tausend Lehrpersonen da und dort noch immer einzelne vorkommen mögen, die den altsprachlichen Unterricht nach einseitiger und unfruchtbarer Methode betreiben. Fuchs geht so weit, daß er auf die Frage „Auf welche Weise sollen wir unsere Jugend in das Kulturleben der alten Griechen einführen?“ in Form einer weiteren Frage antwortet: „Dadurch, daß wir sie sechs Jahre griechische Grammatik lehren und am Schlusse der Zeit (!) mühselig einige Fragmente griechischer Literatur lesen lassen?“ Das heißt doch die Backen vollnehmen! Es sei mir gestattet, hier eine Reminiszenz aus meinem Lehrerleben einzuschalten. Im J. 1878 hatte ich das Griechische in VI. an einem Prager Gymnasium zu lehren. Da ich schon zu jener Zeit auf eigene Verantwortung schriftliche Stegreif-Übersetzungen aus lateinischen und griechischen Autoren, wie sie jetzt vorgeschrieben sind, veranstaltete, kam damals gerade Homer an die Reihe, in den sich die überhaupt recht leistungsfähige Klasse eben gut eingelesen hatte. Ich legte eine ungelesene Stelle vor und einer meiner Schüler, keineswegs der beste, aber der flinkste, leistete das Erstaunliche, daß er innerhalb $1^1/_2$ Stunden (unter Benützung des Lexikons) 80 Hexameter mit recht gutem Verständnis übersetzte. Die schwächste Arbeit umfaßte noch immer 36 Verse. Bei jener Gipfelleistung war durch besondere Umstände jeder Täuschungsversuch ausgeschlossen. Ähnliches wurde und wird im Verständnis des homerischen Epos zweifellos auch an manchen anderen Anstalten geleistet.

Und nun, nachdem die Sachkenntnis des Kritikers beleuchtet worden, zu jenen stärksten Behauptungen, die mir eigentlich die Feder in die Hand gedrückt haben!

„An unseren Gymnasien .... geht das ganze Streben nur dahin, der Jugend gewisse Kenntnisse beizubringen, genau so wie es an jeder Gewerbeschule geschieht“. — Von der antiken Welt der Griechen und

---

[1]) Es sei hier z. B. auf die beachtenswerten Vorschläge hingewiesen, die Regierungsrat Dir. Thumser in seinem Artikel „Zur Frage der Reform des österreichischen Mittelschulwesens“ (Unterrichtszeitung der „Neuen Freien Presse“ vom 13. Oktober 1906) erstattet hat, ferner auf Prof. Alois Höflers Artikel „Gymnasium“ in dem soeben erschienenen I. Bande (A—L) des „Enzyklopädischen Handbuches der Erziehungskunde“, herausg. von J. Loos (Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1906). Durch die von Höfler S. 636 und von Fr. Pejscha im Artikel „Französische Sprache als Unterrichtsgegenstand“ S. 465 gebrachten Tatsachen wird auch der von Fuchs generell ausgesprochene Vorwurf, daß moderne Sprachen „gar nicht“ gelehrt werden, drastisch widerlegt. Übrigens zwingt in den meisten Kronländern Österreichs die immer stärker sich aufdrängende Notwendigkeit, die zweite Landessprache zu lernen, bei der Frage der Vermehrung des Sprachunterrichtes zu einiger Zurückhaltung. Die Polyglottie der dänischen und norwegischen Lehrpläne ist denn doch kein nachahmenswertes Beispiel.

Römer „erfährt man an unseren Gymnasien so gut wie nichts". Gleich darauf liest man, „daß unsere Philologen zumeist wohl gute Grammatiker sind, aber von griechischer Kunst und Philosophie keine blasse Ahnung besitzen. Für sie erschöpft sich die antike Kultur in der richtigen Anwendung des Accentes und in dem Mysterium der richtigen Anwendung von *quin*, *quominus* und *utrum* — *an*". Und im Anschluß an seine Entdeckung, daß nach griechischer Auffassung das Kind vor allen Dingen denken lernen soll, leugnet Hofrat Fuchs, daß die Kinder an unserem Gymnasium denken lernen, der Unterricht sei vielmehr ein vollkommen gedächtnismäßiger!

Solche Urteile überschreiten die ethischen Schranken öffentlicher Kritik; das sind keine Ergebnisse kühler Erwägung und umsichtiger Tatsachenprüfung, das ist die Sprache des Affektes mit der allzu deutlichen Absicht zu verletzen. Man erwäge doch, nach wie vielen Seiten mit solchen Hyperbeln die schwersten Vorwürfe erhoben werden: eine ganze Reihe von Ministern nebst ihren Organen und allen Schulaufsichtsbehörden werden da *implicite* gröblicher Pflichtverletzung und schmählicher Unfähigkeit geziehen, und wie stehen außerdem die Tausende von Lehrern da, denen insgesamt die Eignung für ihren Beruf ohne die leiseste Spur eines Beweises abgesprochen wird? In allen Berufen gibt es Unterschiede der Leistungsfähigkeit unter formell Gleichgestellten; auch die Lehrer trifft dies Schicksal, auch unter ihnen variieren Begabung, Geschicklichkeit, Gewissenhaftigkeit, Berufsfreudigkeit. Darf man aber deshalb sein Urteil von den auf dem relativ tiefsten Niveau Stehenden abnehmen und auf den ganzen Stand ausdehnen? „An unserem Gymnasium lernen die Kinder nicht denken!" Kein Zusatz, keine Einschränkung! Man bedenke nur, was das bedeutet! Auch der ganze mathematische, physikalische, geographische, philosophisch-propädeutische Unterricht nichts anderes als ein Schlag ins Wasser! Dieser Anwurf trifft offenbar zunächst die Institution, aber auch alle die Hochschullehrer, welche die Studien der Lehramtskandidaten geleitet haben; auch diese haben allen Grund, sich für das rühmliche Zeugnis zu bedanken, das den Wirkungen ihrer Lehrtätigkeit ausgestellt wird. Indes mögen die außerhalb der Schule stehenden Faktoren selbst zusehen, ob sie es der Mühe wert finden, auf derartige Angriffe zu reagieren. Ich für meine Person kann nur im Namen der Sache, der ich den besten Teil meiner Lebensarbeit gewidmet, und im Namen des ganzen Standes, dem ich mit Herz und Sinn auch jetzt noch angehöre, gegen die leichtfertigen, der Wahrheit und Gerechtigkeit ins Gesicht schlagenden Beschuldigungen des Hofrates Fuchs Verwahrung einlegen. Man kann an sich oder in seinem engeren Kreise recht böse Erfahrungen gemacht haben, diese aber blindlings zu verallgemeinern und Hunderten und Tausenden vorzuwerfen, was nur bei einzelnen zutrifft, ist weder besonnen noch der Behandlung eines so ernsten Gegenstandes angemessen.

Wien. Schulrat Dr. Ant. v. Leclair.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Über die subjektiven Einschaltungen in Wirnts 'Wigalois'.

Prooemium 5_1—9_4.

Das Buch spricht: „*Wer hât mich guoter ûf getân?* Wer mich mit Verstand liest, habe Nachsicht mit meinen etwaigen Mängeln und tadle mich nicht: *daz êret in.* Ich entspreche den Kunstregeln nicht so, daß mich ein *valscher man* nicht leicht *velschen* könnte[1]). Denn vor diesen ist ja niemand sicher. Loben mich nur die Guten, so ertrage ich wohl leicht der andern Tadel." 5_{20} fährt der Dichter fort: „Wer nach Vollkommenheit strebt, folge guter Lehre und nehme sich diejenigen zum Vorbild, welche der Welt und Gott in gleicher Weise dienen. Irdisches und ewiges Glück ist ihr Lohn.

Ich weiß wohl, was man von einer rechten Dichtung verlangt; aber leider reichen *zunge und sin* nicht aus. Ich wollte nur meinen guten Willen zeigen, *daz ez die wîsen diuhte guot.* Gott gebe mir soviel Kunstverstand und jenen soviel gute Gesinnung, daß sie mich wohlwollend beurteilen. Ich habe freilich noch nicht den „vollen künstlerischen Verstand" (Saran) und rede daher ungeschickt wie ein Kind; gelingt mir aber nur etwas Gutes, so soll man mir dies höher anrechnen als einem kunstgeübten Meister, der sich schon längere Zeit mit dem Dichten beschäftigt hat.

---

[1]) Prof. Seemüller verweist auch auf die ähnlichen Motive der epistola Honorii Augustodunensis ad Christianum, de imagine mundi, Migne 172, pag. 119: „*Quod negotium sudore plenum ipse melius nosti, quam sit laboriosum, quamque periculosum. Laboriosum quidem mihi in aliis occupato; periculosum autem propter invidos, qui cuncta quae nequeunt imitari, non cessant calumniari, et quae assequi non possunt venenoso dente, ut setiger hircus lacerare non omittunt, et ea quae publice arguunt, furtive intente legunt, atque de labore nostro sibi scientiam usurpant: quem, ut sues margaritas, pedibus proculcant. Etenim vero cum non solum laborem meum, sed et me ipsum tibi debeam...... omittens invidos tabescentes non me sed seipsos livido corde corrodentes, ardua aggredior molimina.*

Man soll mir das gut anrechnen, daß ich — *sît ich mich guotes alrest versan* — (vgl. Gregorius 2048—2047) mir durch poetische Erzeugnisse den Beifall der *wîsen* zu verdienen hoffte. Erfüllt hat sich diese Hoffnung freilich noch nicht.

> 7_2 *daz machet mîn grôz unheil*
> *und mîn boeser sin ein teil.*

Aber ich dachte mir, daß ein kleines allen mitgeteiltes Gut der Welt mehr nütze als ein großes versperrtes und beschloß, mein geringes Talent auszuwerten, vor die Öffentlichkeit zu treten. Es war dies eine Verführung:

> 7_{11} *in dem honege ist mir vergeben:*
> *wand ich durch mînen boesen gemach*
> *mînen schaden übersach,*
> *des ist mîn leben iemer swach* [1]).

---

[1]) Weder Benecke (Anmerkungen und Wörterbuch zum Wigalois [1819]), noch Saran (Über W. v. G. und den Wigalois PBB XXI. 253 ff.) scheinen mir die Stelle einfach genug interpretiert zu haben. Was meint der Dichter mit dem *honege*? Doch wohl den vorangehenden Gedanken: Versperrtes Gut nützt nichts, also mache man es nutzbar — oder wie der Dichter der Krone einleitend sagt

> 11 f.: *verborgen schatz und wîstuom*
> *diu sint ze nutze kleine frum.*

Inwiefern vergiftet aber dieser Honig, d. h. inwiefern bedeutet dieser süße Gedanke eine Verführung? Insofern als der Dichter, durch diesen Gedanken verleitet, vorzeitig mit einer Publikation hervortreten will; denn er hat bisher aus Bequemlichkeit seinen *schaden* — das, was ihm schadet, vgl. *unheil, boeser sin* — übersehen. „Ich bin noch so unfertig — und wage mich hervor — *des ist mîn leben iemer swach* — also werde ich mir wohl auch mit diesem Werke die Gunst der Kenner nicht erwerben.“ Ausdrücke der Bescheidenheit, die im Prooenium und Epilog ebenso verständlich sind wie der Ausdruck gesteigerten Selbstvertrauens 149_9 ff. mitten im Flusse der Rede: Der Dichter hat erzählt, wie die armen Fischersleute zu Besitz und Wohlstand kamen.

> 149_7 f.: *sus gewan der arme rîchen muot,*
> *saelde, sin unde guot.*

Der *sin* fragt nun den Dichter, ob denn wirklich ein armer Mensch der Welt wohlgefällig sein könnte. Wirnt bejaht und zeigt dem Sinn den Weg, auf dem er das Wohlwollen der Besten erwerben wolle: *mit kunst und mit zühten* hoffe er in höhere Gunst zu kommen als ein ungebildeter Reicher. Der *sin* verspricht, nach Kräften zu helfen. Der Dichter freut sich darüber und behält Recht mit seiner Meinung, daß Verständigen *ein sinnic man* lieber sei als ein Reicher ohne Bildung. (Vgl. die Rede der Pallas im Streit der drei Göttinnen um den Apfel der Eris, Konr. v. Würzburg, Trojanerk. 2020—94.) Mit den Worten 149_{37} *die rede ir mich niht liegen lât!* bittet der Dichter um jene Anerkennung, die er im Prolog noch nicht hatte — und die er dann im Epilog auf seine materielle Lage ausgedehnt wissen möchte. — Dieser die Ausbildung des Talentes hindernde *boese gemach* erinnert an den die Vollendung der Buße hindernden *gemächlîchern wec* (Gregorius 81), auf dem die *vil bitter süeze* den an seiner Rechtfertigung verzweifelnden Sünder der Hölle zuführt. Hartmann überträgt den Satz der ritterlichen Ethik „*gemach* und *êre* liegen miteinander in stetem Kampfe“ ins Geistliche, Wirnt ins Literarische.

Freilich gilt es für töricht, Perlen vor die Säue zu werfen[1]), denen ja doch ein Schmutzbad lieber als alles ist. Wer aber gute Rede gerne hört, der merke fein auf und beherzige jene in seinem eigenen Interesse: Sie dient *ze bezzerunge.*

Auch ein *tumber man* kann dem, der *si gemerken kan,* beherzigenswerte Worte mitteilen. Die Bösen aber kehren sich wenig daran. Sie hören vielleicht zu, aber nur, um dann meine Rede recht *velschen* zu können. Da rufe ich doch lieber in den Wald hinein und freue mich am Widerhall — hier aber tönt nichts zurück als Spott. In solche aller edlen Regungen bare Gemüter findet die Kunde von hehren Taten keinen Eingang.

8_{18} ff.: *wer mac den guot gelêren*
der ein valschez herze treit?
er bewillet sich mit der bôsheit
als sich daz swîn mit horwe tuot.

Alsogleich aber wendet sich der Dichter von diesem Geschmeiß wieder zu den Guten, fordert sie auf, in ihrem Interesse ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken und gibt dann mit Hartmanns Worten seine Absicht bei der Stoffwahl an: den Leuten trübe Stunden zu erheitern und ihnen moralisch fördernde Lektüre zu bieten.

„Nun will ich euch etwas erzählen, wie es mir mitgeteilt wurde. Ob ich dabei die Wahrheit der (geschriebenen) Quelle erreichen werde, weiß ich leider nicht. Doch hoffe ich auf euren Dank für meinen Erstling. Der Welt zuliebe habe ich, Wirnt von Grafenberg, mir die Sache recht sauer werden lassen."

Epilog 296_4—298_{22}.

Der Epilog geht unmittelbar aus der Erzählung hervor: „Larie gebar einen Sohn, dessen Taten zu schildern eine zu große Aufgabe für mich wäre." Nach einem Preise des tapferen Helden *Lifort Gawanides* verspricht der Dichter, dem, der sich dieser Dichtung unterwände, die richtige Quelle zukommen zu lassen. „Mich selbst hat Mangel an poetischer Kraft von der Darstellung dieses Stoffes fern gehalten. Und doch ginge ich daran, fände ich wohlwollende Beurteilung und sachliche Förderung[2]). Aber ich fürchte, die finde ich nicht. Die Welt wird freudeleer, sie findet

[1]) S. Fußnote 1.

[2]) 297_6 ff. *und funde ich ein sô reinen muot*
der mich dâ zuo beriete,

scheint zunächst doppelsinnig. Braucht der Dichter jemanden, der ihm mit Rat beisteht — etwa wieder einen Vermittler, einen Geh[illegible] Übersetzen der Quelle, oder einen Gönner, der ihm fü[illegible] fassung des Gedichtes Unterhalt gewährt? Die unmittel[illegible] über das Sinken echt ritterlichen Sinnes, über *gütek*[illegible] nur die zweite Auffassung zu. Die Stelle ist beweisen[illegible] daß Wirnt arm gewesen.

kein Vergnügen mehr an der höfischen Dichtung; ihre höchste Blüte, *rîters orden, stât mit grimme.* Schuld daran ist die unselige Gier nach dem Gelde, die *boesen muot* und *erge* in ihrem Gefolge hat.

Ich will schließen. — Meine Quelle war nur die mündliche Erzählung eines Knappen

> 298_5 *dâ von was mir tiure*
> *daz maere an manegen enden* —

die Fortführung der Dichtung war oft recht schwierig. Ich will mich nun einer andern Dichtung zuwenden; da werde ich es schon besser machen. Wigalois aber und sein Weib genossen schon auf dieser Welt große Ehren und werden sie auch dort genießen, wohin uns die Gnade Gottes einst kommen lassen möge.

Wenn wir uns nach der Lektüre des Prooemiums ein Bild des Dichters entwerfen, so spricht zu uns ein von durchaus standesgemäßer Denkungsart erfüllter Ritter der besten Zeit, der sich schon lange vorgenommen hat, durch ein Gedicht den Ruhm des höfischen Poeten zu erringen und der, da er mit seinem Erstling vor die Öffentlichkeit tritt, sich selbst und sein Verhältnis zur Kritik und zu seinem ritterlichen Publikum zeigt. Die Motive reihen sich folgendermaßen aneinander:

1. literarisch:	Bitte (des Buches) um nachsichtige Kritik 5_{1-19}.
2. ethisch:	Über den Nutzen *guoter lêre* für die Betätigung eines ritterlichen Strebens, das der Welt und Gott zugleich entspricht, 5_{20}—6_2.
3. persönlich-literarisch:	Bescheidenheit, poetische Bemühungen, Hindernisse, 6_3—7_{14}.
4. ethisch-literarisch:	Strafrede gegen die Verächter der Poesie, gegen die im Schmutze ihrer Gemeinheit versinkenden Spötter, 7_{15}—8_{23}; Aufforderung an die Guten.
5. persönlich:	Absicht: ästhetisch — *den liuten swaere stunde senfte machen*; „ moralisch — *daz guot ze hoerenne waere.* Rittersdank, Namensnennung, 8_{24}—9_4.

Alle diese Motive sind konventionell; sie gehören, besonders in der Folgezeit, zur Technik des höfischen Dichters. Vor Wirnt vereinigen sie sich wohl noch nirgends in dieser Form zum Aufbau eines Prooemiums, aber vorhanden sind sie alle. Persönlichen Gehalt gewinnen sie freilich erst, wenn sie mit den zahlreichen subjektiven Einschaltungen zusammengehalten werden, mit denen Wirnt seine Dichtung schmückt... „Lehren und Moral ohne Ende, auch wo sie nicht hingehören", sagt Grillparzer vom Wigalois. Indem wir also diese Subjektivismen herausheben, sie nach den Gesichtspunkten „literarisch-persönlich" und „ritterlich-ethisch"

gruppieren und durch Heranziehung der hier in Betracht kommenden zwei französischen Romane ('Le Bel Inconnu' par Renauld de Beaujeu, ed. Hippeau, Paris 1860, gewöhnlich als Desconneus [D] bezeichnet, und 'Le Chevalier du Papegau', ed. Heuckenkamp, Halle 1896 [P]) auf ihre relative Originalität hin prüfen, dürfte Wirnts Bild in einzelnen Zügen schärfer bestimmt werden.

1. Das literarisch-persönliche Motiv.

Die Gedanken des literarischen Prooemiums greifen noch in den Anfang der Erzählung hinüber. — Der mit frischer Begeisterung einsetzende Dichter zeigt sich zunächst selbst als ein Zuhörer, wie er solche haben möchte — begeisterungsfähig — 9_{12} *daz uns daz nu machet frô sô man der herren frümekheit uns niwan mit worten seit* — um gleich darauf den idealen Beruf des Dichters als sein Streben hinzustellen — $9,_{32}$ *von dem mir nie guot geschach dem wil ich doch sprechen guot, ob er daz beste gerne tuot: daz was von kinde ie mîn muot.*

Für den Helden der Vorzeit ist des Dichters Preis der höchste Lohn: sein Name, seine Taten leben auf diese Weise fort im Gedächtnisse der Menschen 9_{28-31}, 48_4 f., 101_{11}. Und die Lehre Hartmanns aus dem Prooemium des Iwein (V. 18—20), hehrem Beispiele folgend 'hüte man sich vor *lasterlîcher schame*' kehrt als guter Rat wieder 101_{12-15}.

Poesie ist ein edler Zeitvertreib, 87_{29-31}, und bannt die Sorgen — wie bei Hartmann.

Auch von des Erekdichters feinem Humor (E 7514 *ich lache gerne ze aller stunt*) hat Wirnt einen Hauch verspürt. — Die weit ausgeführte Beschreibung der über alle Maßen häßlichen Riesin Ruel wirkt dadurch so komisch, daß sich der Dichter die greuliche Unholdin, der eine Jeschûte gleicht *reht als ein bin einer geiz* (163_{35}), immer als liebendes Weib vorstellt: 163_{19} *swen si ir minne solde wern, daz waere ein sûrez trûten!* 164_6 *ein kurziu naht diu machet in alt, swer bî ir solde sîn gelegen*; und als das Ungeheuer den armen Ritter unter den Arm nimmt, davonträgt und so preßt, daß er nicht sprechen noch sich regen kann, reflektiert lächelnd der Dichter 165_{18-21}: *Guotes wîbes minne was ir trûten ungelîch, sus sint die minne mislîch: diu ein ist arm, diu ander rîch.*

Einen bedeutsamen Ausblick eröffnen einige Stellen humorvoller Selbstironie. 26_{32} ff. nennt es Wirnt eine Torheit, Florien um ihre schönen Kleider zu beneiden. Wem könne es denn Schaden bringen, wenn der Dichter auf die Jungfrau noch so viel Schmuck lade — *mit worten!* 25_4 ff.: *ichn gesach ir nie deheine (geworht âne zungen), diu sô wol bedrungen mit gezierde waere.* (Vgl. Benecke zu v. 787 und 922). Ähnlich 269_{30-32}, wo der Dichter, nachdem er Lariens herrlichen Aufzug und kostbare Ge-

wandung beschrieben hat, seinen Namen nennt: *alsô hât gemeistert dar nâch dem Wunsche ditze werc mit worten Wirnt von Grâvenberc.* Das sind Proben romantischer Ironie. Der Dichter stellt sich dem Geschöpf der eigenen Phantasie mit nüchternem Humor gegenüber und nimmt ihm — indem er es ausdrücklich als solches anspricht, die Realität. Tun das andere, dann klagt der mhd. Dichter über den *spottaere,* den Rationalisten!

Der Dichter zeigt Mitgefühl: mit Gawein 19_{22}, mit Wigalois 118_{19}, 165_{29} ff., 179_{37} f., 203_{9} (vgl. Erek 6901); hält gleich Hartmann E 9209 Zweifel an der Wahrheit seiner Wundergeschichten für möglich 178_{38}, 211_{12}; an die Unverbrennlichkeit der *würme Salamandrê* glaubt er aber als an ein Wunder Gottes 191_{24} ff. Erklärende Zusätze hält er mitunter für nötig, so 182_{11}, wo er vom korinthischen Erze, 232_{6} ff., wo er vom Reiten auf Elefanten spricht; 140_{37}. Bekannt sind die Erwähnungen der Eneit, Hartmanns, Wolframs; interessant jene Erwähnung der Quelle 20_{15-18} („*wider den ich allewîle streit*"), aus welcher wir „einen lebhaften Meinungsaustausch des Dichters und seines Gewährsmannes erkennen". (Saran 283.) Mit dem Publikum unterhält er einen mäßigen Verkehr 230_{39}(?), 116_{18}, 159_{1} usw. Unklar bleiben trotz Benecke zu 922 die fünf subjektiven Zeilen 28_{18-22}.

Wirnt hat ein feines Gefühl für die seine Gestalten umgebende Natur und verdankt diesem Gefühle wahrhaft poetische Wirkungen: 55_{38} ff., 92_{20-28}, 178_{14} f., 181_{30}. — Ferner werden Stellen wie 150_{18}—151_{12} (Wigalois' Klage) oder 246_{26} ff. (Gaweins Klage) auch auf den modernen Leser ihre Wirkung nicht verfehlen.

Hier zeigt sich der Einfluß Hartmanns — nicht im Wort, in der Verszeile, sondern in der Anschauung, in der Aufnahme ganzer Motive. So kann z. B. das Nachtlager Ereks und Enitens im Walde auf Laub und Gras E 7106 ff. ähnlichen Situationen im Wigalois zum Muster gedient haben, 55_{38} ff., 92_{11} ff. Nur erhält Wirnts Waldnacht noch einen besonderen Reiz durch den wonnigen Gesang der Nachtigall, die noch nicht zu Hartmanns poetischem Apparate zählt. Freilich finden sich dazu im Desconneus 615 ff. merkwürdige Parallelen. — Eine weitere Zutat ziert — beiläufig erwähnt — die Liebesnacht im Walde bei Konrad von Würzburg, es ist die murmelnde Quelle. Troj. 16548 *ouch hôrte man dâ kôsen diu wazzer unde rûnen.*

Für die Nachahmung der ergreifenden Klage des aus seinem Wahnsinne halberwachenden Iwein 3509 ff.: *bistu'z Iwein, ode wer? hân ich geslâfen unze her?* der sich an sein Ritterleben als an einen verworrenen Traum erinnert, fand Wirnt eine passende Stelle, als Wigalois, nackt am See liegend, zum Bewußtsein seiner üblen Lage kommt. 158_{18} ff.: *Wigâlois, maht du mir sagen, waz wunders hât dich her getragen alde wie stêt dîn dinc alsô?* — Auch Wigalois hält wie Iwein sein früheres Leben für geträumet und sich in Wirklichkeit für einen armen Waldbauern.

Auch die diese Monologe einrahmenden äußeren Vorgänge zeigen mancherlei Ähnlichkeiten; die Frau des Moral hat mit ihren Damen gewiß in der Frau von Narison und deren Damen ihre Vorläuferin. Entfernter erinnert der arme Fischer an den im Gregorius, der v. 1202 *von armuot grôze swaere* litt, vielleicht auch an jenen andern, *übelen* Fischer, G 2777, dessen Weib allerdings mitleidiger ist, G 2835, als die Fischerin im Wigalois.

Zum poetischen Apparat bei beiden Dichtern zählt auch der Vollmond. Aber während er für Hartmann lediglich der stille Lichtspender ist, E. 1774, 3110, 6894, J. 2135 (ebenso für Konrad v. Würzburg. Vgl. Troj. 8900, 14610), dient er dem phantasievollen Wirnt zur Erhöhung gespenstischer Wirkungen: In der gruseligen Örtlichkeit vor Glois hört Wirnt eine Stimme, die ihm den Tod androht:

178_{14} *diu stimme dô ir schrîen lie*
für den mânen ein wolken gie.

Später verkündet auf Glois eine Stimme den Tod des Roaz:

181_{30} *Nâch dirre rede diu stimme sweic,*
der mâne ûz den wolken steic

Totenklagen.

O. Behaghel nennt pag. CXLIX der Einleitung zu seiner Eneide-Ausgabe unter den selbständigen Zusätzen des deutschen Dichters den Epilog auf Turnus 11984; allerdings sei er angeregt durch die Epiloge auf Pallas und Kamille, die ihre Quelle im Originale hätten. So fügt Herbart v. Fritslar seiner Vorlage 10411 ff. „milde Worte hinzu, welche Achill dem sterbenden Hektor nachruft". (Dunger, Die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters, p. 20.) Und die Totenklage gehört von da ab zum technischen Apparat der meisten mhd. Epiker. Das Schema ist immer das gleiche: einen rühmenden Nachruf verdient, wer *manheit* mit *tugent* verbindet; eines solchen entbehrt derjenige, dessen *manheit* (physische Kraft) nicht durch *zuht* gemildert wird, sondern sich mit *hôchvart* zu übermütiger Gewalttätigkeit verbindet: Eneide 6678, 7071, 7591, 8057, 8272, 12620. Gottfrieds Tristan 7228—34; Pleiers Meleranz 8398 ff. u. ö., oft in Konrads Trojanerkrieg, in Ulrichs v. Eschenbach Alexander. In Hartmanns Ritterromanen findet sich das Motiv nicht. Doch straft Erec den unterlegenen Yders ob seiner *hôchvart* und seines *übermuotes* (983) und Yders gesteht vor Ginevra reuig ein (1230), *daz unrehter hôchmuot dem manne lîhte schaden tuot.* In späterer Zeit wendet der rückschauende Johannes Rothe das Motiv ins Geistliche (Ritterspiegel 3157—68): Beklagen soll man nur den Tod der Ritter, die in der Ungnade des Herrn aus dem Leben schieden; nicht klagen aber soll man um des frommen Ritters Tod.

Wirnt meint zwar einmal (185_{17}), daß die gefallenen Ritter *klegelîch wâren*, weil sie reich und vornehmer Geburt waren, aber sonst hielt er sich an das angegebene Schema und scheint in der konsequenten Durchführung desselben für den Pleier vorbildlich geworden zu sein.

Der von Wigalois getötete Riese *lâc dâ, als im gezam* 59_{21}; auch der gleich darauf getötete *michel man* wird keines Blickes weiter gewürdigt 63_{11}. Das nächste Opfer seiner Heldenkraft *des gezeltes herre Schaffilun* (vgl. Benecke zu 3329), ist dagegen kein bloßer Kraftmensch, er ist höfisch gesittet 88_{33} ff. und fromm 92_{35}. Um seinen Tod wird große Klage erhoben und vom Dichter gebilligt 94_{21} ff.: *Er was wol grôzer klage wert: wan er hêt ie des gegert, daz im der êren krône ze jungist waere ze lône gevallen umbe sîn arbeit. Daz het der Tôt nu hingeleit.* Bemerkenswert ist die nun folgende Verallgemeinerung 94_{27} *als er* (der Tod) *noch vil ofte tuot, er niedert manegen hohen muot unt zefuoret die rîcheit, diu lange zesamene ist geleit: er gît ouch ie nâch liebe leit.* — Den Knappen des Getöteten aber befiehlt Wigalois, für ein kirchliches Begräbnis ihres Herrn zu sorgen. Noch einmal erhebt der Dichter Klage um ihn 232_{36} f. — Als Wigalois' Führerin ihrem Begleiter den Tod ihres ehemaligen Herrn, des von Roaz getöteten Vaters Lariens, erzählt hat, fügt sie daran die Klage: 98_{39} ff.: *den sol diu werlt iemer klagen: an im was m a n h e i t u n d e t u g e n t, sterke, wîsheit unde jugent. mit disen dingen minnet er ie die werlt, und vergaz doch nie sîn, der imz gegeben hêt, in des gewalt diu werlt stêt* — mit deutlicher Erinnerung an den armen Heinrich und an den geläuterten Erek.

Des Helden eigentlicher Gegner ist der Heide Roaz, der typische Vertreter der rauhen Tapferkeit, die aller sympathischen Gemütszutaten entbehrt 190_9, 193_{33} f., 200_{17} ff., 193_{38}, 196_1, 196_8 f., 196_{18}, 204_{16} *sîn übermuot der valde in nider.* — Wenige Verse nach dem harten Urteil des Dichters über Roaz 196_{1-13} wird des Heiden Tod erzählt und man ist einigermaßen überrascht, unmittelbar daran eine Klage über die Eitelkeit der Welt, über die Hinfälligkeit alles Irdischen, 196_{39}—197_8 angeknüpft zu finden. Bald darauf bricht der edlen Japhite das Herz (198_{40}) und es liegen nun *vieriu tôt;* 199_{11}: *zwô sêle und zwêne lîbe dem manne und sînem wîbe, der sêle vor gote sint erslagen. solhen tôt sol man klagen* — ganz, wie es Johannes von Rothe nachmals in seinen Ritterspiegel aufgenommen hat.

Wirnt reiht unmittelbar daran 200_6 ff. wieder eine allgemein gehaltene Klage über den Jammer und die Betrübnis, die der Tod in seinem Gefolge hat, 200_9: *dîn slôz und dîn gebende bindet und besliuzet daz, d â v o n d i u o u g e n w e r d e n n a z: d a z i s t j â m e r u n d l e i t.*

Nun folgt bis 201_{18} eine Aufzählung der tapferen Taten des Roaz, hierauf die Schilderung der Klage des Gesindes. Die Erzählung schreitet nicht recht vorwärts. Fromme Gedanken, Gebete für Japhite, eine müßige Spielerei mit Worten (ob *herzeliep* oder *herzeleit* Japhiten tötete), Urteile über Roaz aus dem Munde Adans, Erzählungsteilchen — das alles wechselt mit einander ab, bis endlich 206_{34} ff. jener Einschub erfolgt, der für die Datierung des Wigalois so wichtig wurde: die Klage der Frauen um den Tod Bertholds IV., Herzogs von Meran.

Saran ist der Ansicht (p. 268), daß das traurige Ereignis genau zwischen die Verse 206_{33} und 206_{34} falle und daß der Dichter einige hundert Verse vorher, als er die Verzweiflung der Japhite und ihrer Dienerinnen schilderte, von dem Tode des meranischen Herzogs kaum noch etwas wußte. Sonst hätte er diesen Abschnitt hinter 198_{32} (nach Japhitens Klage) oder 201_{13} (Klage der Mägde um beide) angebracht und „es hätte sich eine wirkungsvolle Parallele zwischen der Klage der Witwe und ihrer Frauen um den verstorbenen Gemahl und dem Jammer der weiblichen Angehörigen Bertholds ziehen lassen“. Beweisend ist für Saran hauptsächlich das Präsens im Vers 207_{21} und die Schilderung des noch ganz frisch dauernden Schmerzes der Frauen.

Den Tod des Herzogs, beziehungsweise die Kunde davon gerade zwischen die genannten zwei Verse zu verlegen, scheint trotz allem nicht recht glaublich. Wenn Wirnt vor 206_{34} von jenem Todesfalle noch nichts wüßte, so erscheint uns die an den Tod des so unsympathisch als möglich gehaltenen Roaz sich anschließende Klage über die Hinfälligkeit alles Irdischen 196_{39} bis 197_{8} recht wunderlich; und warum dann etliche Verse später 200_{6} ff. die allgemeine Klage über den Tränen erpressenden Tod? — Vom Tode des Roaz angefangen bis zu der genannten Stelle 206_{33} ist die Erzählung, wie wir sahen, recht ungeordnet. Es hat völlig den Anschein, als ob der Dichter nach einem passenden Orte suchte, wo er seinem Herzen Luft machen und die Anspielung auf den Todesfall, der ihn betrübt, anbringen könnte. Sie nach dem Tode des Roaz einzuschalten, ging nicht an. Denn die „wirkungsvolle Parallele“ zwischen den beiden Klagen hätte von den „Spöttern“ auch auf die Beklagten ausgedehnt werden können und der Heide Roaz, das *valsches slôz, untriuwen zil* (196_{1}), dessen Leichnam schließlich die Teufel holten, und der „viel edle Fürste“ Berthold konnten doch nicht gut nebeneinander gestellt werden.

Der Ansicht Sarans widerstreiten auch mehrere reflektierende Stellen, die den Anschein erwecken, als ob der Dichter im Verlaufe des ganzen Gedichtes bis zum Verse 206_{33} von einer trüben Ahnung erfüllt wäre. Hieher gehören die Klage des Dichters über den Tod 94_{27} (vgl. 166_{37}); der Glaube an das unabwendbare Schicksal 62_{31-35}, insbesondere aber die Parenthesen

32_{10} (Florie bittet Gawein, sie nicht zu verlassen: 32_8: *vil sêre sinftund si in bat: wan ir seite ir swaere muot [alzer mir selben ofte tuot], daz er ze lange wolde sîn*) und 93_9: Der Herr des Zeltes ahnt, daß er im Kampfe mit Wigalois fallen werde: *wand im wîssaget sîn muot, als er den liuten ofte tuot die vor in wizzent den tôt.*

Freilich sind diese Motive konventionell. Auch Hartmann hat trübe Ahnungen, J. 3098, läßt seine Gestalten den Glauben an ein unabwendbares Schicksal aussprechen, E. 4801 ff., 5985 ff. — vgl. Minnesangs Frühling 211_{31} ff. — und Enite den *vil übelen Tôt* 5915—5938 verwünschen. — Indes bleibt es auffallend, daß nach dem in Rede stehenden Einschub diese Ahnungen und auch die Totenklagen Wirnts verstummen. Auch Liamêre stirbt wie Japhite vor Herzeleid. 216_{18} *dâ wart vil ofte „owê dir, Tôt!" gerüefet jaemerlîche* — aber der Dichter selber ruft es nicht mehr. Er klagt jetzt über die Kraft der Minne und über die immer schlechter werdende Welt. — Die Menge der vor Namûr gefallenen Helden entlockt dem Dichter keine Klage mehr; und als Gawein seiner Gattin Tod beweint, da muten uns seine Worte 290_8 *„owê dir, unbescheiden Tôt! du nimest manegen schoenen lîp und laest vil wunderaltiu wîp leben gar über ir zil. du gibst der werlde jâmers vil!"* — wenn wir nicht an Gawein, sondern an den vorlesenden Dichter denken, fast ein wenig humoristisch an.

Bertholds Tod scheint also schon lange vor 206_{33} geahnt worden und wohl auch schon früher eingetreten zu sein. Mindestens scheint mir die Annahme, er falle gerade zwischen 206_{33-34} und früher habe der Dichter nichts davon gewußt, kaum erweisbar.

2. Wirnts ritterliche Ethik.

a) Verhältnis zur *werlde.*

Aus den letzten Versen des Prooemiums erfahren wir, welches Streben den Dichter bei seinem Werke leitete:

9_2 ff.: *der werlde ze minnen*
enblient erz sînen sinnen:
ir gruoz wil er gewinnen.

Diese Welt ist der Inbegriff der verständigen, wîsen, edeldenkenden Menschen, die für Poesie, wie Wirnt sie pflegt, Sinn und Begeisterung haben. — Im Epilog klagt er, daß auch die höchste Art weltlicher Lebensführung, das Rittertum, freudeleer sei, d. h. daß die Freude an der romantischen Poesie schwinde, die Gier nach Gut und Geld jeden Idealismus ertöte. Wer wollte jetzt noch den Dichter zur Abfassung eines neuen Gedichtes *berâten*?

Zwischen dem hoffnungs- und weltfreudigen Prologe und der Resignation des Epilogs wird in Wirnts Augen die Welt [illegible] zu Tag schlechter. Was ist die Ursache dieser trüben Ans[illegible]

— Der Dichter nimmt oft Gelegenheit, seinem Unmute über die Zustände der Gegenwart in längeren oder kürzeren Klagen Ausdruck zu geben, die traurige Gegenwart mit dem schönen Einst zu vergleichen. — Grillparzer findet diese Vergleichungen zwar jämmerlich, aber sie bilden doch ein hervorragendes Charakteristikon mittelhochdeutscher Blütepoesie. — (Vgl. auch Eckert, W. v. G. und sein Sprachgebrauch im Verhältnis zu Hartmann von Aue, Stettiner Programm 1875, p. 7).

59_{3-14}: Früher war der Meineidige ehrlos, gesellschaftlich tot; darum hielt man sein gegebenes Wort: *des waere ouch noch der werlde nôt!* 63_{15}—64_4: Wigalois bereichert sich nicht mit dem Pferde des getöteten Ritters; denn das hätte als ehrlos gegolten: Heute urteilt man nicht so engherzig; weil jeder Lump Ritter werden kann. Gott strafe die, die Unwürdigen *iemer swert geben!* 64_{23}—65_{11}: Früher konnte eine Jungfrau ungekränkt allein reisen. Jetzt könnte sie sich übler Nachrede nicht erwehren; denn *valschhaft* und *âne meisterschaft* ist jetzt die Welt (Bethge, Wirnt von Grafenberg 1881, p. 47, bezeichnet als Muster für diese Stelle Lanzelet 2326 ff.) 160_{1-11}: Auf sogenannte böse Vorzeichen gab man früher nichts. Jetzt raubt man sich mit solchem Aberglauben die Ruhe[1]). 269_{40}—270_2: Einst spielten die Frauen *mit edelem gesteine*, jetzt mit *holze.* 275_{22-38}: Früher war die *milte* den Menschen angeboren, heute ist sie höchstens „angenommen"[2]) und hat leider keinen Bestand (vgl. Benecke zu 10805 ff.). 261_{19}—263_6: Daß eine Frau aus Herzeleid um ihren Mann stirbt, das kommt heute wohl kaum mehr vor: Die Liebe ist eben auch eine andere geworden, ihre frühere treue Einfalt hat sich in *kündekheit* verwandelt.

Und an dieser Stelle fragt Wirnt auch nach der Ursache dieser bedauernswerten Erscheinungen. Thomasin hat nachmals auf diese Frage erschöpfende Antwort gegeben; für Wirnt ist die Ursache einfach die Abkehr von Gott: darum besiegt die Gewalt das Recht, die Untreue die Treue; die Geldgier macht Mörder; unschuldige Freude gibt es nicht mehr; so steht die Welt, wie sie Johannes gesehen hat in seinem Gesichte von dem durch den Himmel fliegenden Adler (vgl. Saran, 261).

Über die Vergänglichkeit der irdischen Güter sprach der Dichter schon 196_{39}—197_8 nach dem Tode des Roaz, ohne aber dort polemisch zu werden. Nun ruft er im frommen Eifer: „Weh euch darum, ihr weltlichen Güter *rîcheit unde ruom!* Wie werdet

---

[1]) Von Aberglauben frei zeigt sich der Dichter 76_{17} ff.: Daß rotes Haar Untreue bedeute, glaubt er nicht. Auf die Farbe komme es nicht an, sondern aufs Herz. Vgl. Eckert, pag. 8. Bethge (62) erscheint der Dichter hier als entschiedener Rationalist. — Abergläubisch ist auch Erek nicht (8123 ff.), auch nicht ungläubig, sondern 8147 ff. wahrhaft fromm.

[2]) Ebenso [illegible] beiläufig bemerkt, Marquis Posa über die „er[illegible]

ihr nach diesem Leben in nichts zerflattern!" Ergebnis: Man hat auf Gott vergessen; darum ist die Welt so schlecht geworden; also fliehe sie und kehre dich zu Gott!

Das sticht von den Gedanken des Prooemiums gar grell ab. Ehe wir nach einer Erklärung dafür suchen, wollen wir einen Blick werfen auf

Wirnts Frömmigkeit.

Das Gedicht ist durchaus von frommem Geiste durchweht. (Vgl. Eckert, p. 3 f.) *Wigalois hêt vor ougen ie got, der die sînen nie verlie* 45_{36} f. Darum steht er in Gottes Hut, alles muß ihm zum Glücke ausschlagen 237_{32}, 180_{36}. Ohne Gottes Hilfe war das Hauptabenteuer gar nicht möglich 66_{35} f. — Der Held ist ein frommer Mann 95_{12}, 79_{29}, 107_{38}, 113_{39}, 114_{31}, 150_{27}, 155_{8}, 159_{40}, 160_{15}, 187_{4}, 229_{39}.

Gebete finden wir in großer Zahl. Florie betet 38_{30-40} um die Rückkehr ihres Mannes und empfiehlt 40_{13-20} ihren Sohn dem Schutze Gottes. *Diu maget* betet 81_{32-40} um Sieg für Wigalois. Dieser betet (außer den schon genannten Stellen) 167_{30-40}; 175_{18-24}; 176_{28-36} mit wörtlichen Anklängen an des Dichters Prooemium:

176_{29} ff.: *wande ich dich (o Gott!) mit herzen ie*
in mîner jugent geminnet hân
sît ich mich guotes alrest versan.

183_{11-28}; Dankgebete 215_{10} und 229_{16-20}. Der Priester betet in der Messe für den Helden 115_{37} ff.; um Befreiung von dem *heidenischen vâlant* (Roaz) beten die Ritter und Knechte auf Roymunt, wobei sie Gott mit einem neun Verse langen Attribut ansprechen 105_{6-20}.

Auch der Dichter betet: 134_{8} ff.; 177_{10-19} preist er die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes, 167_{5-19} die Gnade des Herrn, der Wigalois aus den Händen der starken Ruel rettet. 207_{15-19} betet er für Bertholds Seelenheil und zugleich um sein eigenes. Gebete kleineren Umfangs (Stoßgebete oder Segenswünsche) 51_{17} f., 79_{2}, 80_{2}. 116_{31} f. — Von diesen Gebeten abgesehen — sie haben in den beiden französischen Romanen keine Entsprechung — findet sich der Name des Herrn auch in zahlreichen Formeln, zu denen Desconneus und Papegau allerdings entsprechende Parallelen bieten: Des Wigalois Führerin 96_{18}, $99_{5, 8}$, 101_{33}. Deren Herr 98_{36}; Hojir 83_{10}; Larie 111_{14}; der gespenstische Ritter, der an Krist glaubt 121_{36}; Morals Gattin 128_{16} und noch fünfmal bis 129_{30} immer in der Form *herre got*, 159_{37}, 161_{13}; Moral 134_{36} kaum zur Besinnung gekommen; 187_{2} f.; Gawein $247_{35, 37}$, 248_{19}, $249_{1, 12}$, 253_{8}; der *garzûn* 253_{36}, *des küneges bote* 258_{32}, die allein reitende Jungfrau 72_{18}, der alte Ritter von Glois 185_{4}, 185_{24}, $186_{1, 13}$. Wunderlich klingt die Verallgemeinung im Schnabel des Sittichs, als er seine Herrin begrüßt 74_{26} ff.:

mit gewalte bin ich iu benomen.
von swelhem dinge daz sî komen
daz nider got und rihtez hie:
wand er gestuont dem rehten ie.

Endlich der Dichter 107_{29}, $_{37}$, 108_{27}, 114_{35}, 254_5 u. ö. Dabei lobt er einmal recht gedankenlos Gottes Barmherzigkeit 137_{37} bis 138_9, die die von Not geplagten Fischerleute den halbtoten Wigalois finden läßt; dem ziehen sie ja auch gleich *harnasch unde wâfenrock* aus, worauf sich der ritterliche Dichter allsobald wieder an Gottes Barmherzigkeit wendet:

138_{35} *daz er daz muose lîden*
daz im ein man unde ein wîp
alsô entnacten sînen lîp,
daz möhte got erbarmen.

Zu dem Motiv „Frömmigkeit" gehört auch die Abscheu vor der *hochverte* (superbia), *diu dem manne gar ist ein slac* 72_9.

Den Heiden gegenüber ist Wirnt recht intolerant. Das Bild Machmets nützt dem kühnen Karrioz auf seinem Schilde gar nichts 169_{29-32}. — In Japhite zeigt uns der Dichter ein ideales Weib, *wan daz si ungetoufet was* 192_1; *waere si niht ein heidenîn, sô müese er klagen ir jâmers nôt* 199_8 f. Er bedauert, daß sie mit ihrem Manne vor Gott ewig verdammt sei und preist daran anschließend den glücklich, der auf dieser Welt das Himmelreich zu verdienen imstande ist. Aber 205_{35} ff. glaubt er doch, *daz si sül genesen: diu wâre riuwe*[1]) *ist gewesen ir touf an ir ende* — und betet zu Gott, er möge ihr Barmherzigkeit widerfahren lassen. (Vgl. auch ihre Grabschrift 211_{37}—212_{25}.) Als Wigalois 208_{40} bis 209_{21} dem Gefolge Japhitens den Wert des christlichen Glaubens verkündet hat, kann es Adan gar nicht erwarten, getauft zu werden. Geahnt und geliebt hatte er, *swie gar er war ein heiden,* den wahren Gott schon immer. Später wird er 242_{36} von der Predigt des Bischofs wieder sehr gerührt und empfängt schließlich die Taufe.

Saran erschließt, daß die unmittelbare Vorlage des deutschen Gedichtes eine entschieden geistliche Tendenz verfolgt habe; und einen gewissen frommen Zug, wenn er sich im großen und ganzen auch nur in Phrasen und Formeln ausspricht, haben auch die beiden verwandten französischen Romane. Aber zwischen dem Gemütsinhalt des kahlen *Dius aïe!* und eines der zahlreichen umfangreicheren Gebete der deutschen Dichtung ist es denn doch ein zu bedeutender Unterschied, als daß nicht nach Abzug alles

---

[1]) *riuwe* ist hier *herzeleit, herzesêr* wie 212_{24} f.: *wan si den tôt von triuwen leit: diu riuwe ir abe daz herze sneit.* Doch scheint der Dichter das doppelsinnige Wort *riuwe* in Verbindung mit *touf* hier nicht ohne Absicht gewählt zu haben: man konnte daneben auch an die wahre Reue denken, die ja auch bei den Heiden die Sündenvergebung bewirkt.

dessen, was etwa der welschen Vorlage entlehnt sein könnte, noch ein guter Teil eigener Frömmigkeit übrig bliebe, die wir als einen charakteristischen Zug für die Persönlichkeit Wirnts in Anspruch nehmen können. War aber Wirnt fromm, so war er auch dem Zeitmotive „Abkehr von der Welt!“, das niemand eindringlicher predigte als Hartmanns „Armer Heinrich“, leicht zugänglich. Und diese Dichtung mag denn auch die Quelle für die weltflüchtigen Gedanken gewesen sein, in welche sich Wirnts Strafpredigten über die Gegenwart schließlich auflösen. Dort haben wir einen Ritter, der im „Vollgenusse seines Erdenglückes auf Gott vergißt“, dort lehrt ein Mädchen die Eitelkeit aller irdischen Güter, ein Mädchen, von dessen wundersamer Welterfahrung etwas in den altklugen Reden des jungen Wigalois 39_{14} f., 44_{38} ff. zu spüren ist. — Weil Wirnts Stoff eine Darstellung der Ideen des „Armen Heinrich“ durch Personen nicht zuließ — Wigalois weicht ja nie von der Frömmigkeit ab — so ließ der Dichter seine Gedanken und Gefühle in Exkursen ausströmen (vgl. auch Gervinus über Wigalois, ferner Eckert p. 7).

Zusammenfassend können wir über Wirnts Verhältnis zur Welt sagen: Aus dem weltfreudigen Wort des Prooemiums spricht das Hoffen und Sehnen des einen Erfolg anstrebenden Dichters. Hier wird das typisch höfische Bild des Welt und Gott vereinigenden Lebens festgehalten. — Die Exkurse zeigen, wie sich der fromme Dichter von Hartmanns moralischer Erzählung, vielleicht auch vom Kreuzliede MF 209_{25} (namentlich 210_{11} ff.) beeinflussen ließ. Im Epilog kommt dem Dichter wieder seine eigene mißliche Lage zum Bewußtsein und das gibt der Klage über das „Jetzt“ die entsprechende Richtung.

b) Verhältnis zur *riterschaft.*

Saran hält den Dichter des Wigalois für einen jungen Mann; doch gesteht er, daß keine seiner Belegstellen durchschlagende Kraft besitze; am ehesten noch 7_{39}:

sô sprichet vil lîhte ein tumber man
eine rede, der si gemerken kan
daz si dem ze staten kumt
und in an sînen siten frumt,

wo sich *tumber man* auf die Person des Dichters beziehe und für seine Jugend zeuge. Die Stelle ist, da *tump* nicht gerade jugendliche Unerfahrenheit bedeuten muß, für Wirnts Jugend ebenso wenig beweisend als es etwa 8_{24} *Mîn kuns diu was verborgen ie* für die Annahme reiferen Alters wäre. Und 6_{16} *ich bin noch ganzer sinne hol : des sprich ich nâch kindes site* hat als Bescheidenheitsformel für des Dichters Alter nicht mehr zu besagen als etwa die Epilogbitte des Schachbuchübersetzers Heinrich von Beringen, 'man habe *von mir jungen knaben gunst und willen für diu werc*'

(10705). — Da ließe sich für die Annahme, Wirnt habe den Wigalois als alter Mann geschrieben, durch Belegstellen mindestens derselbe Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen.

Hartmanns humorvolles Bekenntnis E 6680 f.: *und waere ich gewesen bî, ich hete geflohn, swie küene ich sî* regt Wirnt zu einem gleichen, nur nicht ganz so launigen, an 179_{39} ff. *über einen schrit wold ich niht holn den kumber und die arbeit, die er von sînem muote leit. daz sî iu für wâr geseit* — und eine spätere Wiederholung klingt eher wie ein Seufzer 272_{30}:

sô waere mîn lîp dâ ze swach
ze rîten under in gewesen:
ich waene, unlange waere genesen.

Nach den furchtbaren Abenteuern in Korentin erholt sich der Held gelegentlich einmal, indem er vor dem Burgtore im Freien sein Pferd tummelt — *und vie ze fröuden niuwen muot, alsô der guote rîter tuot, wenn er ze velde kumt gerîten* (216_{8} ff.) — und alle Wonnen des fröhlichen Turnierens ziehen an den Augen des Dichters vorüber; und bald mischt er sich auch selbst ein:

216_{27} ff. *ich hân ir sliche wol ersehen,*
wie si nâch guote künnent spehen,
sô sich der poinder wirret
und si diu stat niht irret.
dâ mac verliesen wol ein man
der niht mit rîterschefte kan
swaz er ze velde bringet ....

Wer gewinnt da nicht den Eindruck, ein alter Kämpe erzählt der aufhorchenden Jugend von ritterlichem Tun und dabei wird er selber wieder jung und ist ganz wieder in seinem Elemente, eine Vorstellung, die durch den Umstand, daß dieser Rückblick an eine dem Inhalte nach so unbedeutende, diese Reflexionen gar nicht fordernde Szene angeknüpft wurde, noch verstärkt wird.

Auch aus den Versen 37_{1} ff. kann man den Seufzer eines Alten hören; vorangeht der Bericht über die Jugend und ritterliche Erziehung des Wigalois, der dank seiner Geübtheit in *aller hande rîter spil* bald der Liebling seiner Umgebung wird. Wohl dem, dem die Welt solchen Preis zuerkennt; *dem hât got saelden vil gegeben : er mac ouch deste gerner leben.* Vgl. auch 79_{12} ff. Freilich wäre hier auch, wenn überhaupt eine persönliche Auslegung berechtigt ist, die Beziehung auf Wirnt, den Dichter, möglich.

Auch die Armut scheint ein starkes Hindernis für die Betätigung ritterlichen Sinnes gewesen zu sein; zu Ritterfahrten gehörte eben *guot* in ziemlicher Fülle, Iwein 2905 ff., Greg. 1667 f.; vgl. ferner Heinr. Kaufringers Gedichte V. ed. Euling. — Saran führt p. 263 f. für diese Ansicht außer dem Verse 7_{14} des Prooemiums, der gewiß kein Zeugnis davon ablegt, das Zwiegespräch mit dem

sin und einige andere Stellen an, wo der Dichter entweder die *milte* preist oder über die *erge* klagt: 275_{19-33}, 280_{37} f., 297_{30} f. — Aber es sprechen noch andere Stellen dafür, daß Wirnt mit Glücksgütern nicht gesegnet war. Im Zwiegespräch stellt sich Wirnt als ein *sinnic man âne guot* dem gegenüber, der *allen rât âne ganze sinne hât,* und hält ersteren für *werder.* Diese tröstliche Überzeugung ist ihm erst spät gekommen. Denn früher klagt er unmutig 87_{16} ff., daß der Reichtum Frohsinn, Armut aber nur *trûren unde klagen* im Gefolge habe, was dann in der Erzählung vom armen Fischer wiederholt wird 147_{27-31}. Eine solche Klage findet sich nach dem Zwiegespräch nicht mehr. Zwar zieht er in der üblichen Beteuerung, daß ihm der Frauen *heimlîche* nicht *bekant* sei, daß er also vom Minneglück rede wie einer, *der mit golde umbe gêt, des in niht grûzwert bestêt* $194_{3)}$ f., den Vergleich mit lindem Humor wahrscheinlich aus seinen äußeren Lebensverhältnissen. Aber keine Klage knüpft sich daran; und die männliche Gesinnung des Zwiegespräches „der Reichtum allein macht es nicht" spricht Wirnt noch einmal deutlich aus 268_{32} ff.:

si jehent alle, daz hôhen muot
diu rîcheit dem herzen gît.
daz mac wol sîn: doch ist mîn strît,
daz nie grôze hôchvart
dehein herze von reiner art
gewan von grôzer rîcheit
daz sî iu allen samt geseit .....

Darf man auch subjektiven Einschaltungen, die nicht unmittelbar dazu auffordern, eine persönliche Deutung unterlegen, so kann man mit dem oben Gesagten auch jene Stelle in Zusammenhang bringen, wo der Dichter den *biderben* — *biderb* ist eines seiner Lieblingsattribute und wird gern dem verliehen, der sich in seine Lage zu schicken weiß — charakterisiert. Als Gawein trotz aller Bemühungen nicht zu seiner Frau zurückfindet,

35_{23} *dô tet er als der biderbe man,*
der sich des wol getroesten kan,
swes er niht gehaben mac.
swer ie guoter sinne pflac
der habe ouch noch den selben site:
dâ fristet er sîn êre mite,

eine Ansicht, die 56_{6} — als Wigalois mit seiner Führerin und dem Zwerge sich mit einem Nachtlager im Walde zufrieden geben muß — wiederholt wird. Vgl. auch 58_{8} f.

Echten Rittersinn bekundet Wirnt den Frauen gegenüber. Er wird nicht müde, sie zu preisen und zu ihrem Schutze aufzufordern (vgl. Eckert, p. 4 f.) 28_{38} ff. Da jegliche Freude dieser Welt von den Frauen kommt, 57_{38}, 266_{39}, so hat der *biderbe* die

Pflicht, die Frauen, auch mit dem Einsatze des eigenen Lebens, vor Schaden zu bewahren 266_{35} ff. Ihre Schmäher verflucht er 65_4 ff., 267_7 ff. ebenso wie Renauld de Beaujen 4762 ff. — Die Frau sucht durch des Mannes Augen sein Herz zu erspähen 111_{20}; durch ihr *minneclîchez sehen* entzündet sie aber auch des Mannes Herz und entfacht seinen Kampfesmut 194_{19} ff. — Von Larie sagt der Dichter 237_{18} f., Gott habe sie erschaffen, *dô ze frôuden stuont sîn muot* (vgl. Benecke zu 9282).

So sind denn edle Frauen der Inbegriff aller Vollkommenheiten. Dafür sind böse Weiber ärger als böse Männer 140_9 ff.; aber auch das übelste kann durch die Minne menschlicher gemacht werden 142_6 ff.

Da niemand vor der Liebe sicher ist 271_1, wird 140_{16} ff. der glücklich gepriesen, *der daz verdienen kan daz in ein edeliu frouwe an niwan güetlîchen siht.* Preis der Frauen ferner 247_{34} — 248_{11}, 270_{19-21}; aus dem Munde Gaweins 247_{14} ff., Lions 256_{29-32}.

Einen tieferen Blick verrät die schöne Reflexion 243_{34-36}: Ein schwer erkämpftes Weib wird mehr geliebt als ein mühelos erworbenes; und die polemische Vergleichung von Einst und Jetzt kann er auch bei diesem Thema nicht lassen: so gefügig und widerspruchsfrei wie Frau Japhite war 192_{24} ff., sollte auch heute noch manche Frau sein

192_{29} *daz waere ouch noch wîbes site*
daz si niht harte wider strite
und daz mit willen taete
swes si ir friunt baete:
sô blibe ir minne staete.

Die noch restlichen Subjektivismen — von den bloß verallgemeinernden Formeln kann in diesem Zusammenhange abgesehen werden — entspringen dem Anschauungskreise eines ritterlich denkenden Mannes von einiger Welterfahrung.

Im Anschlusse an die Charakteristik des roten Ritters schilt er auf das Verliegen und behandelt 77_{9-22} den Gegensatz von *gemach und êre.* — Im Zweikampfe schont mancher Großmütige seines Feindes — oft zum eigenen Verderben 81_{12-18}. Man soll keinen Feind unterschätzen, *missetriuwen,* argloses Zutrauen bringt oft Schaden 164_{22} ff. (so versteht Benecke die Stelle; anders Eckert p. 8). — Im Zweikampfe ist nicht die Größe, sondern die Kunst das Ausschlaggebende 189_4 ff.:

wand ez gesiget ein kurzer man
vil ofte mit kunst an einem, der
spanne lenger ist dan er.

Ähnliche Lehren finden wir bei Hartmann mehrfach. — Trostreicher Zuspruch ist in Nöten eine gute Stütze; doch wäre es töricht,

jedem beliebigen, vielleicht sogar Mißgünstigen, seinen Kummer zu klagen, 74_{31-38}; — *mit tougen dingen* heißt es vorsichtig sein 143_{1-5}. — Es ist keine Kunst, dem Nebenmenschen seinen Kummer anzusehen, 156_1 *swenner in sîne hant leit daz houbet und ez geneiget hât.* — Des Menschen Charakter leuchtet aus seinen Augen 111_{24}—112_5. Auch heute geschieht noch manches, *daz man wol verswüere.*

Wirnt wundert sich, daß zwischen Gawein und Wigalois nicht die Stimme der Natur *(diu grôze triuwe)* das Erkennen herbeiführte:

45_{18} *dô was under in zwein*
diu grôze triuwe unbekant,
die kint ie ze vater vant:
ir deweder erkant den andern dâ.

Das ist wieder eine Erinnerung aus Hartmann: Laudine ahnt ihren Gemahl nicht in ihrer Nähe J. 5456; des Gregorius Mutter fühlt nicht, daß sie ihr Kind bewillkommnet 1935 ff.; ebenso ahnungslos kniet sie 3843 vor dem Papste, vgl. auch 3877. Vgl. dazu Mai und Beaflor 219_{40}—220_5, dagegen K. v. Würzburg, Troj. 3212—19.

Was das Motiv der Liebe angeht, so sind die Reflexionen darüber Klagen. Liebe lohnt zuletzt mit Leide, 199_{39}—200_5, 240_{33} ff., 260_{40}—261_{12}; sein Lieb' „hütet“ man gern 260_{30} ff.

Manche Lehre erteilt der Dichter durch den Mund der handelnden Personen. Daß die *tumben* sich oft unnützerweise *grôzer arbeit underwindent*, sagt 75_{29} höhnend der rote Ritter zu Wigalois. 97_{15} knüpft des Helden Führerin an die Erzählung von dem heimtückischen Benehmen des Roaz gegen ihren ehemaligen Herren eine Charakteristik des Ungetreuen; und ein Garzun ruft 251_{39} f. aus: *swen daz laster zieret, dern kan niht leide klagen.*

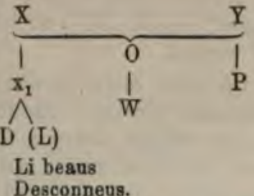
Gawein klagt 290_8 ff. über den Tod und gibt am Ende des Epos 293_{17}—294_{31} seinem Sohn etwas verspätete väterliche Ermahnungen (vgl. dazu Gregorius 244 ff., Schönbach, 3 Bücher, p. 198).

Die Subjektivismen der verwandten französischen Romane.

Es fragt sich nun, wie viel Originalität Wirnts Reflexionen zukomme.

Wirnt behauptet, nach der Erzählung eines Knappen gedichtet zu haben. Ist diese Behauptung wahr, dann braucht die Frage nach der Abhängigkeit seiner Einschaltungen von denen einer etwa bestehenden französischen Vorlage nicht erst formuliert zu werden — denn wenn auch der Knappe das Original noch so gut kannte, Subjektivismen wird er dem deutschen Ritter nicht erzählt haben. Dann besäßen eben Wirnts Reflexionen nicht mehr noch

minder Originalität, als allen derartigen konventionellen Elementen einer bestimmten Dichtungsgattung eigen ist. Das für Wirnt Bezeichnende, das Persönliche läge dann in der Wahl und Anwendung der einzelnen Motive, in der Form ihrer Mitteilung, im Stil. — Ist aber Wirnts Quellenangabe Fiktion, war dieser Knappe in Wirklichkeit der Übersetzer einer französischen Vorlage für den des Welschen nicht recht kundigen Dichter, etwa wie Herr Heinrich Marshant für Konrad von Würzburg oder der Jude Samson Pine für Wisse und Colin — [Eduard Wechsler hat nach Kölbing und Meißner neuerdings diese Ansicht sehr überzeugend vorgebracht in Vollmöllers Rom. Jahresber. IV, II 308 ff., vgl. auch Saran a. a. O. 152] — dann wird man der oben gestellten Frage näher treten müssen. In unserem Falle ist eine sichere Antwort nicht zu erhalten, da Wirnts direkte Quelle nicht vorliegt und das Erhaltene nach Sarans Endergebnissen (a. a. O. 412), die von Heuckenkamp nicht wesentlich modifiziert wurden, folgende Verwandtschaft zeigt (W = Wigalois, D = Desconneus, P = Papegaut, O = frz. Wigaloisroman):



Die Übereinstimmung subjektiver Elemente läßt dort, wo es sich nicht geradezu um Gemeinplätze handelt, den Wahrscheinlichkeitsschluß zu, daß Wirnts Einschaltungen aus der Quelle (O) übersetzt wurden; dieser Wahrscheinlichkeitsschluß besteht auch, wenn solche Subjektivismen nicht in Begleitung der einander dem realen Inhalte nach entsprechenden Teile der Dichtung auftreten; freilich wird auch bei Nichtübereinstimmung die Unabhängigkeit der Wirntschen Reflexionen von O nicht bewiesen sein.

a) Li biaus Desconneus.

Prooemium, Epilog und die umfänglicheren *digressions de l'auteur* führen ein rein persönliches Motiv aus: das Verhältnis des Dichters zu seiner Dame. Dieser zuliebe beginnt er, wie der Prolog sagt, seine Dichtung, im Epilog spricht er seine Schöne direkt an und bittet sie *por Diu,* seiner nicht zu vergessen. Ziemlich unvermittelt schaltet er nach der Besiegung der drei Genossen des Blioblieris — die Episode hat in W keine Entsprechung — eine Erzählung von sich selbst ein (1226—60), von seiner unglücklichen Liebe, die ihn aber nicht dazu bringen könne, eine Frau zu schmähen; passender sind solche Reflexionen eingeschaltet in die — gleichfalls in W nicht vertretene — Erzählung von des

Helden Liebesweh bei seiner Rückkehr zur Fee *as blanches mains,* 4114—27 und 4737—70. Die letztgenannte Stelle ist an Motiven reicher. Renauld rät den Frauen Zurückhaltung 4742 f.:

Moult doit on cele rien amer
Qui si tost puet joie doner —

preist die alle Leiden vergessen machende Seligkeit des Minnelohnes, singt das Lob der schönen Frau — 4760 *Dius qui sire est lor amaint joie* — verwünscht ihre Lästerer 4762:

Et cels qui sont mal diséor
Des dames et de fine amor,
Maudie Dius et sa vertus
Et de parler les face mus!

und sehnt sich endlich selbst nach dem gepriesenen Glück:

4769 *Ha Dius! arai je mon plaisir*
De cele que je aime tant?

Die Übereinstimmungen mit entsprechenden Stellen bei Wirnt sind ganz allgemeiner Art, besagen also nichts; auch Wirnts Verwünschung der Frauenlästerer 65_4 ff., 267_7 ff. braucht nicht als Entlehnung angesehen zu werden.

Wie *diu minne die liute toeret,* erwägt Renauld 1717—20, als Giflet den Schönheitspreis für seine häßliche Geliebte verteidigt — in W findet sich hier nichts Entsprechendes, da Wirnt das Motiv der häßlichen Geliebten nicht hat; merkwürdigerweise findet es sich in P nachdrücklich betont und veranlaßt den Dichter zu witzelnden Bemerkungen 7_{18-21}.

Eine umfangreichere Einschaltung hat D noch 1055—1070. Die drei Genossen des überwundenen Blioblieris wollen den Helden auf einmal angreifen, lassen sich aber von Helie — dem Pendant zur Nereja in W — bestimmen, von diesem eines Ritters unwürdigen Vorhaben abzulassen und einzeln mit dem Helden zu kämpfen. Da preist der Dichter das schönere Einst, in dem noch wahre Rittertugenden blühten, auf Kosten der Gegenwart, in der nichts gelte als rohe Kraft:

1055 *Et à cel tens, costume estoit*
Que quant I hom se conbatoit,
N'avait garde que de celui
Qui faisoit la bataille à lui:
Or va li tens en febloiant
60 *Et cis usages decaans,*
Que XX et V en prendent un!
Cis afaires est si commun,
Que tuit le tienent desormès;
La force fait le plus adiès,
65 *Tos est mués en autre guise.*
Mais dont estoit fois et francise,

Pitiés, proesse et cortoisie,
Et largesse sans vilonnie.
Or fait cascuns tot son pooir,
1070 *Tos entendent au decevoir.*

W kennt die ganze Bliobleriseepisode nicht, aber Renauld könnte ja das „Einst- und Jetzt-Motiv", wenn es in X vorhanden war, ganz gut an einen ihm für diesen Zweck geeignet erscheinenden Teil der Erzählung angelehnt haben. Doch ist die Übereinstimmung mit den entsprechenden Fassungen dieses Motives bei Wirnt nur eine allgemeine; das für D Charakteristische — 'Einst kämpfte man Mann gegen Mann, jetzt schämt man sich nicht, mit 24 Helfern einen anzugreifen' — hat in W keine Entsprechung.

Reflexionen, bezw. Verallgemeinerungen geringeren Umfanges lesen wir noch 305 f. — „Man dürfe niemanden tadeln", sagt der Zwerg Tidogolain zu der mit ihrem Begleiter nicht zufriedenen Helie, „bevor man nicht seine Feigheit kennt" — in W verdichten sich die entsprechenden Ratschläge des Zwerges nirgends (vgl. 52_{32} ff., 60_{20} ff.) zu einem Erfahrungssatz — ferner 3780 ff.: Robert zu dem Helden „gegen Schmerz muß man Abhilfe schaffen"; 4836 die Fee „Schande dem, der eine Frau verrät"; 2148 rät der Dichter dem Mächtigen, Liebe zu säen, damit er Liebe ernte ... *Que tost puet la roe torner!*

Das Motiv der Totenklage fehlt völlig. Vgl. die Bemerkungen zu P. — Wenn man von der stehenden Anrede an das Publikum 150, 1071, 1855, 3428, 3893 ff., 3627, 4337, 5954, 6069 *(niht lengen!)*, von formelhaften Wahrheitsbeteuerungen 29, Berufungen auf die Quelle 30, 70 absieht, so fehlt auch das literarische Motiv völlig. Die Freuden der Liebesnacht zu schildern lehnt er einmal 4686 ab mit Berufung auf das Unbehagen, das ihm, dem unglücklichen Liebhaber, solche Schilderungen verursachen

(Ne le veul entendre et descrire;
Que trop me costeroit à dire),

ein andermal mit der Phrase, er sei nicht dort gewesen, 4724 f.:

Je ne sai s'il le fist s'amie,
Car n'i fu pas, ne l'en vi mie.

Weniger das Gebiet der Reflexion als das des Stiles, der inneren Form streift die Frage nach dem Verhältnis Renaulds zur Natur. Aber gerade hier wäre ein nicht uninteressanter Fund zu verzeichnen. Wirnt schildert 55_{30} die erste Nachtruhe im Freien: ein Gefilde, *bedaht mit grase und mit loube,* ein Wald in der Nähe, Mondschein, Gesang der Nachtigall. — Bei Renauld finden sie 589 f. *en la forest un pré Dont mult flairoit l'erbe soué.* Es er[illegible]
der Gesang der Nachtigall und Wirnts Verse 56_{32}

diu naht was wol halbiu hin
und schein der mâne gegen dem tage

haben im frz. Gedicht die genaueste Entsprechung 615:

De la nuit est grant masse alée
Si est ja la lune levée.

Hier ist gewiß in beiden Gedichten das Ursprüngliche treu bewahrt; auch kann als sicher gelten, daß Wirnt das Motiv der Nachtigall aus dem frz. Gedichte übernommen hat. P hat hier nichts Entsprechendes; die Schilderung von Artus' Nachtruhe auf der schönen Wiese bietet keine Vergleichspunkte.

Der Mond ist in D und P nur Lichtspender, D 1027, P 64_{24}; zur Erhöhung gruseliger Wirkung wird er nicht verwendet, wohl aber in D als Komparatum bei der Beschreibung hoher Frauenschönheit 2202, geringerer 4266.

Wirnts gemütvolle Naturbilder sind wohl kaum fremdes Gut. Denn Renauld geht über das Typische nirgends hinaus; typisch ist seine Landschaft 1674 ff., 2480 ff., typisch sind seine Vergleiche der Frauenschönheit 189—41, 1524, 1528, 2219, 2408, einer Schloßmauer 1870, einer Panzerhose 2604 — mit Blumen. Für Tag und Nacht und ihre Übergänge reichen die üblichen Formeln 541, 1147, 1182, 1803 u. a.

Saran hat (p. 416) nachgewiesen, daß der Dichter von O entschieden geistlicher Tendenz folgte, die dann Wirnt zum Teil übernommen hat. Also wäre der fromme Charakter des deutschen Romans nicht Wirnts Eigentum? Schwerer als irgendwo wird sich hier die Grenze ziehen lassen zwischen Eigentum und Entlehnung und zwischen Anlehnung an deutsche Muster, also vor allem an Hartmann, und an die französische Vorlage.

Übrigens zeigt die Betrachtung von D (und P), daß schon X (und Y) ein gewisser frommer Zug eigen war. Denn Renauld spart mit den verschiedenen Formeln, die einem Ritterroman mitunter den äußeren Anstrich der höfischen Legende geben, durchaus nicht. Er wünscht im Prolog Gottes Hilfe für sein Werk. Superlative, „das war das schönste, das es je gegeben", bringt er gewöhnlich in der Form: 5068 *Dius ne fist .... si bele;* vgl. 2167, 4229, 4751, 6088. — Seine Gestalten, zumal den Helden, empfiehlt er dem Schutze Gottes 2822: *Or le gard Dius par son pooir!* Vgl. 268, 583, 602 u. ö.; vgl. auch 760 ff. Der Held le Bel Inconnu ist der Freund Gottes *li Diu ami* 3455. Fromme Phrasen *(a)* in seinem Munde oder *(b)* ihn betreffend sind sehr zahlreich: *(a)* 470, 2532, 2534, 2653, 2803, 2884, 2816, 3179, 3691, 3924, 4284, 4443, 4450; *(b)* 662, 1034, 1631, 1638, 2434, 3859 u. a. — Vor dem Kampfe oder sonst in gefährlicher Situation ruft er Gott um Beistand an: 1042, 1398, 1429 (ebenso sein Gegner), 2942, 2987, 3067. — Auch die anderen Gestalten führen Gott gern im Munde: der Zwerg 308, 310, 312; Robert 986, 2644 u. ö.; Clarie 632, 646; Helie 1003, 1014, 1046, 2507, 2542; Blonde Esmerée 3831, 4999; Giflet 1826; die Fee as blanches mains: 2412, 3924, 4348; ihre Botin 4164; die Spiel-

leute im Zauberpalast 2879. Als der Held mit Malgiers li Gris, dem Hüter von Isle d'or, kämpft, da beten die Untertanen der Fee, die dem Verhaßten den Tod wünschen, einmütig für Guinglain,

2140 *A genillons souvent se metent*
Notre Signor del ciel proumetent
Aumonnes et vels pentéis,
Que lor sires i fust ocis.

Eine Messe hört der Held auf Lampars' Burg 2718; mit anderen vor der Beendigung des Turniers 5946. Die Fee, bevor sie Guinglain zum Herrn über ihr Land einsetzt 4936:

Au mostier de Sainte-Marie
S'en alerent andoi orer;
La dame fist messe canter ...

also eine fromme Fee, die der geistlichen Tendenz von O nicht im Wege gestanden wäre, falls sie wirklich in X stand (vgl. Saran 416). — Margeries Geliebter hat auch eine Messe gehört, ehe er im Kampfe um den Sperber getötet wurde 1666.

Im ganzen und großen beschränkt sich dieses Motiv auf Phrasen und Formeln. Gebete längeren Umfanges mit direkter Ansprache Gottes — erst hier vernähmen wir den Gemütston — kommen in D nicht vor. Und gerade diese bilden eine Zierde des deutschen Gedichtes.

b) Le Chevalier Du Papegau.

Im Prooemium lädt der Dichter die, welche an schönen Abenteuer- und Rittergeschichten ihre Freude haben, zum Zuhören ein. Von *chevalerie* will er erzählen; und ritterliche Lehren sind es zumeist, die er dazwischen einschaltet.

Aus der Reihe der Subjektivismen ragen zunächst die lehrhaften Triaden hervor (s. Einleitung p. LV). Ein besiegter Feind gibt dem Helden, hier dem König Artus, vor seiner Begnadigung oder vor seinem Tode drei Lehren oder es künden sie dem Kühnen eine wunderbare Inschrift oder die von ihrem Bedränger befreiten Ritter.

Das Thema dieser Lehren steht mit der jeweiligen Situation nur in einem sehr losen Zusammenhang, auf ihre Motive näher einzugehen, ist für unseren Zweck überflüssig.

Außer diesen Triaden wird die Erzählung nur einmal von einem längeren Exkurse unterbrochen; wie *diu minne toeren kan* ist sein Thema, und zwar hier nicht an das Motiv von der häßlichen Geliebten, sondern an die Erzählung vom törichten Grafen Doldois angeknüpft, der sich in dem Turniere um den Kuß der schönen Dame aux Cheveux Blons verfrüht als Sieger betrachtet und in seiner Freude seine Habe unter seine Leute verteilt. „Die Liebe macht die, die ihre wahre Natur nicht kennen, zu Narren; *car Amours veult souffrance et mesure, de la quelle n'a point le*

conte Doldois 38_{19-29}. Szene und Exkurs haben bei Wirnt keine Entsprechung.

Lehrhaftes von geringerem Umfange findet sich an mehreren Stellen. Dem unvernünftigen und ungerechten Lions sans Mercy, der die Herren seines Landes zwingt, seine häßliche Geliebte als die schönste Frau anzuerkennen, wirft Artus, der ihn besiegt hat, vor 9_{35} „*Lyon, tu as moult malement gardé l'ordre de chevalerie; car chevalerie veult rayson et droiture a toutes gens*...“ und über die Pflichten eines jungen Ritters spricht Artus zur Königin auf Ile Fort 62_{20-22}. — Warum für einen schlechten Menschen sicherer Gewahrsam etwas Notwendiges sei, entwickelt die Dame sans Orgueil dem Helden 5_{1-5}; daß zu große Freude sich gern ins Gegenteil verkehre, zumal wenn sie grundlos sei, der Papagei der Dame aux Cheveux Blons; wie der Zorn im guten und im schlechten Menschen wirkt, der Dichter 8_{24}.

Hieher gehören endlich auch die verallgemeinernden Relativ- und Komparativsätze, welche das Vorausgehende als geboten oder üblich bezeichnen: 2_{16}, 23_{9}, 43_{8}, 43_{12}, 61_{32}, 74_{36}.

Das „Einst- und Jetzt-Motiv“ ist im Romane nirgends angeschlagen. Das literarisch-persönliche Motiv beschränkt sich auf den beständigen Kontakt mit dem Zuhörer (*ainsi com vous avés oÿ* u. ä.) 5_{12}, 7_{26}, 7_{18-21}, 44_{16-19}, 46_{10}, 72_{20}, 16_{8}, 72_{22}, wozu auch die Superlativphrase *Mais nul ne vous pouroit dire* 11_{1}, 18_{20}, 19_{34}, 21_{14} gehört, auf die Mitteilung, nicht zu weitschweifig werden zu wollen (*niht lengen!*) 14_{1}, 21_{21}, 23_{35}, 31_{6}, 35_{5}, 39_{35}, 41_{35}, 43_{4}, 51_{30}, 54_{31}, 70_{9}, 74_{18}, 88_{17} und auf die nähere Aufklärung über einen Unhold, den Poisson Chevalier, mit Berufung auf das Buch *Mapemundi*.

Auch in des Dichters Verhältnis zur Natur finden wir nichts, was auf dem Wege über Y—O für Wirnt hätte vorbildlich werden können. Die Formeln für das Tag- und Abendwerden 14_{5}, 23_{16}, 48_{19}, 56_{24}, 64_{34}, 67_{28}, 13_{12}, der leuchtende Mond 64_{24}, die typischen Landschaftsbilder 65_{1-4}, 65_{8-10} zeigen nirgends einen individuellen Zug. Noch eher die anschaulichen Vergleiche. Der Chevalier Jayant wird sehr treffend bald mit einem hungrigen Wolf 46_{27}, bald mit einem beutegierigen Löwen 46_{19-21}, bald mit einem behende springenden Leoparden verglichen 48_{5}; und als er endlich fällt, *fist si grant noise* .. *come si se fúst ung des arbres de la forest qui fu cheu.* Der turnierende Artus tummelt sich im dichtesten Gedränge wie der hungrige Wolf in einer Schafherde 39_{17}; abgebrauchter ist der Vergleich der Schönheit einer Dame mit einer Maienrose 12_{18} ff. Zu den Tiervergleichen gehört auch eine Stelle aus der schon erwähnten Strafrede des Artus gegen Lion sans Mercy, dem er den nom de Lion aberkennt: 10_{7} ff. *car lion est la plus franche beste qui soit au monde; car il ne savra ja avoir si grant fain ne ne sera ja si irés vers nulle beste, se elle se couche a terre et luy monstre semblant d'umilité, que il la*

veuylle plus touchier des lors en avant. Diese Tierbilder sind für P geradezu charakteristisch, ein Einfluß über Y — O auf W ist nicht zu konstatieren.

Das Attribut der Frömmigkeit kommt P fast in derselben Art und in demselben Grade zu wie D: Formeln des Grußes 65_{16}; des Abschiedes *(commander quelq. a dieu)* 44_{8}, 52_{6}, 56_{31}, 71_{31}, 78_{16}, 80_{4}; des Ausrufes *(He, beau sire dieu)* 37_{15}, 70_{14}, 72_{36}, 84_{22}, $78_{28, 29}$, 79_{8} *(dist le papeyau!)*, des Dankes 62_{8}, 68_{5}, 69_{34}, 76_{18}, 84_{17}; Gott als Helfer des Helden 68_{30}, 71_{35}, 73_{30}, 78_{24}; dessen Gottvertrauen 59_{11}, 63_{31}; der Königin $63_{6, 11}$; des Zwerges aus Northumberland 82_{36}, 86_{2}. — Artus beichtet vor dem Kampfe mit dem Marschall 68_{21}, vor seinem Tode der Chevalier Jayant 50_{10-20}, dem sein Vater 50_{1} als das Wissenswerteste von den drei wissenswerten Dingen bezeichnet hat *de congnoistre son saulveur.* Ausgeführtere Gebete mit direkter Ansprache finden sich nicht.

Gewisse humoristische Züge enthalten die Reden des Papageis, der „komischen Person des Romans“, und das Gebaren des täppischen Riesen Jayant sans Nom 87_{18} ff. u. ö.

Das Motiv der Totenklage findet sich nirgends; für den bußfertig verstorbenen Chevalier Jayant betet sein Besieger Artus, auch hätte er ihn begraben, wenn es möglich gewesen wäre.

Von keinerlei Gefühls- oder Gedankenmitteilung sind begleitet die Erzählung vom Nachtlager der vier (Artus, Botin, Zwerg, Papagei) im Walde, das Fischermotiv nach dem Drachenkampfe und das Aufwachen des betäubten Helden, das Motiv des grausigen Waldweibes, der Tod des Marschalls und seiner Geliebten. Diese stirbt wie die treue Japhite vor Herzeleid, ihr Gefolge aber sowie auch die von dem Unhold befreiten Ritter und Frauen brechen — wie in D — in Freudenrufe aus und preisen den Helden Artus, der sie von diesem Teufel befreit hat.

Wenn also von D über X und von P über Y ein Schluß nach O und W gestattet ist, so ist zu sagen: Bei aller Übereinstimmung der realen Erzählungsmomente ist es, aus P gar nicht, aus D nur in ganz wenigen Fällen, zu beweisen, daß Wirnt auch wichtige, charakteristische Subjektivismen der französischen Vorlage entnommen hätte.

Wien. Dr. Rudolf Latzke.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Platons philosophische Entwickelung von Hans Raeder. Von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1905. Preis geh. 8 Mark.

Die im Jahre 1903 verfaßte, zwei Jahre später deutsch erschienene Arbeit verfolgt den Zweck, das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen platonischen Schriften klarzulegen. Daß nicht jede Kluft überbrückt werden kann, kommt daher (S. 390), daß die platonischen Schriften kein zusammenhängendes Lehrbuch darstellen.

Das Buch zerfällt in vier große Abschnitte. Nachdem Raeder in Abschnitt *A* eine Übersicht über die Geschichte und den jetzigen Stand der platonischen Frage gegeben und den eigenen Standpunkt gegenüber den Hauptvertretern dargelegt hat, gibt er *B* Gesichtspunkte für die Betrachtung der platonischen Dialoge, und zwar behandelt er

I. die Echtheitsfrage. Der Verf. ist ein Feind davon, gewisse Platon zugeschriebene Dialoge ohne stichhältige Gründe zu verdammen. Er scheidet als unplatonisch von vornherein die von Thrasyllos in die Tetralogien nicht aufgenommenen aus; Hipparch und Minos seien unreife Produkte, die keine weitere Beachtung verdienten; die Anterasten eine mäßige Arbeit, wohl eine Nachahmung des Charmides und Lysis; Alkibiades II. und Theages unecht; der Kleitophon sei noch nicht gesichert, komme jedoch hier nicht in Betracht, bei Alkibiades I. sprächen die meisten Gründe gegen die Echtheit. Diese Schriften sowie die Briefe, die außerhalb der Philosophie fallen, werden in den folgenden Erörterungen nicht mehr berücksichtigt. Betreffs anderer strittiger Dialoge, wie Soph., Politikos, Parm., Hipp. mai., Gess. und Epinomis meint der Verf. obliege die Beweislast den Leugnern der Echtheit. Es müßte aber als indirekter Beweis für die Echtheit angesehen werden, „wenn es auf Grund der als echt angesehenen Dialoge gelingen sollte, ein zusammenhängendes und verständliches Gesamtbild des Entwicklungsganges Platons hervorzubringen“.

II. Die sprachlichen und stilistischen Untersuchungen „gewähren entschieden der subjektiven Willkür einen weit engeren Spielraum als die Untersuchungen des philosophischen Inhaltes und die sprachlichen Eigentümlichkeiten, die durchforscht werden, haben ein umso größeres Gewicht, je unerheblicher ihre Bedeutung ist; einige sind in der Tat so unbedeutend, daß sie unzweifelhaft von Platon selbst gar nicht bemerkt worden sind". Den Bemühungen von Campbell, Dittenberger, Schanz, Ritter, v. Arnim ist es ohne Zweifel gelungen festzustellen, daß der Soph., Politikos, Timaeus, Krit., Gess. entschieden zu den späteren gehören, dieser Gruppe zunächst stehen Staat, Phaedr., Theaet., Parm., nicht weit davon Sympos. und Phaedon. Die Methode Lutoslawskis wird abgewiesen, Natorps Ergebnisse als unsicher bezeichnet.

III. Nach der dialogischen Einkleidung unterscheidet man zwei Gruppen: einfach dramatische und referierende Dialoge; beide haben Unterarten. Mit Zuhilfenahme der bekannten Bemerkung im Theaetet über das Lästige der Wiederholung von „sagte ich", „sagte er", folgert Raeder, es hindere nichts anzunehmen, daß einfach dramatische Dialoge älter als der Theaetet sein könnten; dagegen sei es wenig wahrscheinlich, daß referierende Dialoge einschließlich des Staates jünger sein sollten. Im folgenden bemüht sich der Verf., den Parm., Soph., Politikos, Phileb., Tim., Kritias und die Gesetze einerseits aus der nur äußerlich beibehaltenen dialogischen Form, die in den letzten drei Schriften teilweise ganz fehle, anderseits aus dem Zurücktreten des Sokrates — diesen als das bloße Sprachrohr Platons aufzufassen, warnt er — als die jüngsten Schriften nachzuweisen. So liefern diese Untersuchungen dasselbe Resultat.

IV. Die Bestimmung der Zeitfolge durch Beobachtung äußerer Anspielungen. Die Erwähnung geschichtlicher Ereignisse, die Anachronismen, die Anspielungen auf die Gegner Platons, das Verhältnis zu Antisthenes und Isokrates, zu den ältesten Philosophen und zu Aristoteles, ferner Zitate aus früheren und Hinweise auf spätere Schriften sind sehr spärlich und unsicher. Chronologische Indizien gibt nur der im Dialog Sophistes sich vollziehende Übergang des Wortes „Sophist" in die allgemeinere Bedeutung einer ganzen Menschenklasse der Eristiker und falschen Philosophen (Isokrates).

V. Die Bestimmung der Zeitfolge durch Betrachtung des philosophischen Inhaltes. Gestützt auf die einander eigentlich entgegengesetzten Ansichten Schleiermachers und Hermanns, erwähnt Raeder einige Gesichtspunkte, nach denen man die relativ frühere oder spätere Abfassung zweier oder mehrerer Schriften mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bestimmen kann: z. B. die Abfolge Symposion-Theaetet (-Soph.-Politikos), da im Symp. das Wissen *ὀρθὴ δόξα μετὰ λόγου* ist und dieser Satz im Theaet. widerlegt wird. Aus Aristoteles läßt sich kein erheblicher Fortschritt zur

Bestimmung der Chronologie verzeichnen, da er sowohl Schriften als mündliche Vorträge kritisierte und überdies keine bestimmten Stellen nennt.

C. Die einzelnen Dialoge. Durch vorhergehende Analyse des Dialoges — je wichtiger, desto gründlicher — ebnet sich Raeder den Boden für seine Betrachtungen. Er stellt folgende Gruppen auf:

I. Die sokratischen Dialoge (Apologie, Ion, Hippias minor, Laches, Charmides, Kriton). Diese Dialoge zeichnen das Bild des Sokrates ungefähr so wie Xenophon oder die platonische Apologie, die, als reines Phantasiebild gefaßt, keinen Sinn hätte. Er macht wahrscheinlich, daß dies die erste Schrift Platons sei; in dieser habe er summarisch die Unwissenheit seiner Landsleute nachgewiesen; als Genrebilder dazu seien der Ion und Hipp. minor, etwa noch der Euthyphron (und die beiden Alkibiade, wenn sie echt wären) gedacht, etwas weiter gingen Laches, Charm., Kriton. In diesen Schriften läßt Platon die Sophisten ganz beiseite.

II. Hippias maior, Protagoras, Gorgias. Der Hippias maior, dessen Echtheit der Verf. verficht, sucht das Schöne durch Heranziehung des Guten zu definieren und bezeichnet so einen Schritt vom Laches und Charmides zum Gorgias und zum Staate. Der Protagoras faßt die im Laches und Charmides gewonnenen Resultate zusammen: denn diese Dialoge zeigen, daß Tapferkeit und Sittsamkeit das Wissen vom Guten und Üblen voraussetzen, der Protagoras, daß dieses Wissen der Tugend gleichkomme. Der Gorgias, der reifste der bisherigen Dialoge, in dem sich bereits die Keime der Ideenlehre finden, fällt um 390 oder etwas früher (Verhältnis zu Polykrates, zu Isokrates' Sophistenrede).

III. Menexenos, Euthyphron, Menon, Euthydemos, Kratylos fallen zwischen Gorgias einerseits und Symposion und Phaedon anderseits. Die Reihenfolge untereinander läßt sich schwer feststellen, da ein innerer Zusammenhang nur in beschränktem Maße nachweisbar ist. Der Menexenos ist ein kleiner Scherz, ein Versuch, die Redner in anderer Form als im Gorgias zu geißeln, eine Parodie auf die üblichen Lobreden. Nach p. 245 E (Anspielung auf den Antalkidischen Frieden) ist sie um 387 verfaßt. Im Euthyphron wird gezeigt, daß die Frömmigkeit nur ein Teil der Gerechtigkeit sei — deshalb fällt der Dialog nach Protagoras und Gorgias, wo diese Tugend noch neben den anderen vier Kardinaltugenden steht. Die Ansicht von Gomperz, daß der Menon zum Kernpunkt die Ehrenrettung der Staatsmänner habe oder daß er eine Palinodie des Gorgias sei, wird verworfen und der Zweck des Dialoges dahin bestimmt, daß die wahren Meinungen neben dem Wissen praktisch ebenso brauchbar seien; daher die mildere Beurteilung der Staatsmänner. Während in diesem Dialoge das Bestreben Platons, seine Philosophie von der der Eristiker zu unterscheiden, nur schwach hervortritt, ist dies der ausgeprochene Zweck des Euthydem, der gegen Antisthenes (vgl. 289 C—E und 304 D ff.) gerichtet und

durch Angriffe veranlaßt ist, wie sie Isokrates in der Helene und in der Sophistenrede auf die Eristiker — und auch Platon — macht. Der Dialog setzt den Gorgias voraus (Spott über die Lehre von der Anwesenheit der Begriffe in den Dingen) und den Euthyphron (Fehlen der Frömmigkeit unter den Kardinaltugenden). Der Kratylos ist wegen der Gleichartigkeit des Problems hier zu behandeln. Vom Spott über die Leute, die in den Worten die Wirklichkeit suchen, kommt Platon auf die hinter den Worten liegende begriffliche Wirklichkeit zu sprechen und so leitet er die Dialoge ein, welche die eigentliche platonische Ideenlehre behandeln.

IV. Lysis, Symposion, Phaedon. Der Lysis hat sehr wahrscheinlich seinen Platz vor dem Symposion, welches die Frage, die im Lysis aufgeworfen wird, beantwortet. Betreffs dieses Dichterwerkes neigt sich der Verf. der Ansicht Joëls zu, daß Platons und Xenophons Symposion eine dritte erotische Schrift etwa des Antisthenes, voraussetzen und so die allfälligen Übereinstimmungen zu erklären seien[1]). Das Dichterwerk fällt nach all den Dialogen, in denen der Begriff an sich als in den Dingen anwesend (*παρουσία*) gedacht wird; denn es predigt die Transzendenz des Begriffes, das Schöne nimmt teil (*μετέχει*) am Schönen. Die Frage, wie etwas am Unteilbaren (*μονοειδές*) teilnehme, wird erst im Parmenides abgehandelt. Die Zeit ist durch den historischen Anachronismus bestimmt. Der Phaedon, der als Fiktion aufzufassen ist (*Πλάτων δὲ, οἶμαι, ἠσθένει*), bedeutet dem Symposion gegenüber eine wirkliche Änderung in der Lebensauffassung Platons: im Symposion noch das stufenweise Aufsteigen vom einzelnen schönen Ding bis zur Idee, im Phaedon der scharfe Dualismus: Einzelding - Idee, Körper-Seele; dort nur die Zeugung als Möglichkeit zur Unsterblichkeit, hier fortdauernde Unsterblichkeit jeder einzelnen Seele. Anderseits fällt die Schrift vor den Staat, Phaedrus und Timaeus, da dort die unzusammengesetzte Natur der Seele als Bedingung für die Unauflöslichkeit gelehrt wird, hier aber die Dreiteilung derselben, „da Platon einen Beweis, der die unzusammengesetzte Natur der Seele voraussetzt, unmöglich hätte aufstellen können, wenn er selbst vorher ihre Dreiteilung gelehrt hätte, zumal da er mit keinem Worte andeutet, daß er diese Lehre nicht mehr für richtig hält“.

V. Der Staat. Nach einer kurzen Analyse des Staates definiert Raeder als den Hauptzweck, „eine rationelle Grundlage für die gesamte Ethik, die soziale sowie die individuelle, zu geben“. Alle Theorien vom sukzessiven Entstehen des Staates aus heterogenen Bestandteilen, die aus verschiedenen Zeiten in Platons Leben herstammen sollen, werden verworfen. Die Einl[illegible] Timaeus will nur *τὰ περὶ τῆς πολιτείας* (20 B), nic[illegible]

---

[1]) Ebenso verhält es sich mit den Stellen Plat. [illegible] und der Rede des Sokrates in Xenoph. Sympos.

Inhalt der gesamten *Πολιτεία* rekapitulieren. Die Notiz bei Gellius XIV 3, daß „die zwei ersten Bücher des Staates zuerst für sich veröffentlicht und dann von Xenophon in der Kyrupädie bekämpft worden seien", verdient keine Beachtung und das Verhältnis zu Aristophanes' Ekklesiazusen ist vielmehr so, daß Platon die lustige Schilderung bei Aristophanes vor Augen hat und mit gewohntem Selbstbewußtsein den Spott geradezu herausfordert. In Bezug auf das 1. Buch werden alle aus inhaltlichen Rücksichten aufgestellten Hypothesen, das Buch sei eine Jugendarbeit (Hermann), abgewiesen, jedoch die stilistischen Eigentümlichkeiten — das Fehlen der kräftigen Zustimmungspartikeln (v. Arnim) erklärt er damit, daß Thrasymachos nur ungern ein Zugeständnis sich abringen läßt — zwingen Raeder, die Möglichkeit zuzugeben, daß Plato sich älterer Vorstudien bedient habe. Überall in den ersten vier Büchern ist er darauf bedacht, das Fehlen von ausführlichen Erörterungen als Andeutung zu fassen, daß diese späteren Büchern von vornherein vorbehalten waren. Die große Digression in B. V.—VII. wird durch die Frage der Anteilnahme der Frauen an der Staatsregierung und ihrer Ausbildung dazu eingeleitet, eine Frage, die eben erst, nachdem im IV. Buch die Gerechtigkeit als Arbeitsteilung definiert war, beantwortet werden konnte. Das VIII. Buch nimmt das IV. wieder auf und das IX. gibt die Antwort auf die Frage von der Glückseligkeit des Gerechten und Ungerechten, die im II. Buch gestellt worden war. In diesen zwei Büchern finden sich zwei Stellen, die auf die Bücher V—VII zurückverweisen. Daß Platon im X. Buch nochmals auf die Dichtkunst zurückkommt, „erklärt sich in vollkommen genügender Weise daraus, daß es für ihn ein selbständiges Interesse gehabt hat, u. zw. ein so bedeutendes Interesse, daß er sogar auf die Gefahr hin, die Komposition des ganzen Werkes zu schädigen, alles, was ihm in Bezug auf die Dichtkunst am Herzen lag, aussprechen und begründen mußte". Am Schlusse betont Raeder, daß namentlich Gorgias, Symposion, Phaedon vorgelegen haben müssen und daß die Abfassung des Staates einige Jahre nach 385 in die reifsten Mannesjahre falle. Er gibt die Möglichkeit zu, daß einzelne Partien in einer von der jetzigen verschiedenen Anordnung niedergeschrieben wurden, jedoch die Ökonomie des Werkes sei nie eine andere gewesen.

VI. Phaedrus. Nach einer knappen Darlegung der über den Phaedrus bestehenden Ansichten beginnt Raeder die Analyse, in welcher es ihm immer wieder darauf ankommt zu beweisen, daß der Phaedon, der Staat, das Symposion und der Pane[illegible]
Isokrates (380) vorausgesetzt werden. Der Standp[illegible]
machers, daß Platon zuerst in dunklen Worten (mythis[illegible]
erst in einfacher Weise seine Ansichten geäußert ha[illegible]
worfen und das Gegenteil als Platons Methode au[illegible]
Dialog ist eine Streitschrift gegen die unphil[illegible]

ˡchluß ist mit Pfleiderer als
m, nur in anderer Form —
' (beachte das doppelt ge-
n und seine Rhetorik ist
Dialog nach 380.

eaetet, in welchem Platon
[erakliterer verspottet und
'rt, ist die Einleitung zu
umgebildete Philosophie
rtsetzung im Soph. und
n den Dialog nach 394,
enon, Euthyd., Kratyl.,
ohl nach seiner ganzen
dem Sophistes schiebt
ch Angriffe der Mega-
aat (VI 504 B) ver-
ng zwischen Einheit
selbst, während für
re Einheit aufgeht:
lben Sinne wie die
ssung des Theaetet
t tief erschütterter
nd ein lebendiges
nische Diskussion,
n folgenden Dia-

ht die Haltlosig-
Auffindung des
in der großen
gibt, wie näm-
hältnis zu ver-
gestellt: Sein,
Politikos gibt
und bezweckt
hebt er die
, daß Platon
g sowie der
nys in Ver-
tzter Reise
lich wurde,
eformpläne
rift Philo-
sich aber

nur den
itisch.

aller Wahrscheinlichkeit nach in demselben viele Gedanken finden, die jetzt in der Epinomis stehen[1]).

IX. Philebus, Timaeus, Kritias. Der Philebus, welcher ein Zurückweichen vom idealistischen und eine Hinneigung zum realistischen Standpunkt bedeutet, ist nach dem Staat und dem Politikos geschrieben. Der Timaeus und das Fragment Kritias setzen den Staat fort, ohne von vornherein beabsichtigt zu sein. Der Timaeus ist am ehesten „als eine Rekonstruktion der Ideenlehre" zu betrachten und hat so seinen natürlichsten Platz hinter den negativ-kritischen Dialogen und wohl auch hinter dem Philebus.

X. Gesetze, Epinomis. Die Gesetze zeigen vielfach ganz abweichende Ansichten von den früheren Schriften. Daß Philipp der Opuntier der Herausgeber war, ist wohl nicht genügend beglaubigt, ja es ist, da Platon damit wahrscheinlich einen praktisch-politischen Zweck verfolgte, anzunehmen, daß ihre Abfassung in eine Zeit fällt, als er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, auf die syrakusanischen Verhältnisse — wohl unter Dion — einzuwirken. Als Fortsetzung stellt sich die Epinomis dar, die mit Unrecht von den Gelehrten als unecht angesehen wird. Die Schrift trägt alle Anzeichen des Alters, woraus sich die Mängel und Gründe gegen ihre Echtheit erklären.

D. Im Rückblicke wiederholt Raeder in gedrängter Form nochmals die Grundzüge des platonischen Denkens. Das angehängte Register erleichtert in dankenswerter Weise die Arbeit des Nachschlagens.

Das Buch ist mit viel Liebe und Begeisterung für den Philosophen geschrieben. Wer die Schwierigkeiten des Problems kennt, wird sich wundern, welch Licht der Verf. häufig in dunkle Stellen bringt, wie zwanglos er Übergänge von einem Dialog zum andern schafft, wenn ihm auch z. B. die Komposition des Staates sichtlich viele Mühe macht und er sich zu Konzessionen verstehen muß. Alles in allem, es ist ein lesenswertes Werk, das in der einschlägigen Literatur immer wird genannt werden müssen.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Xenophons Anabasis. Erklärt von C. Rehdantz und O. Carnuth. Zweiter Band. Buch IV—VII. Mit einer Karte von H. Kiepert. Sechste Auflage besorgt von Dr. W. Nitsche, Prof. am Leibnitz-Gymnasium in Berlin. Berlin, Weidmann 1905. V und 248 SS. 8°. Preis 2 Mk. 40 Pf.

In verläßlichere, kundigere Hände hätte die Neubearbeitung von Rehdantz' Anabasis kaum gelegt werden können. Ist doch

[1]) Ebenso meint Raeder finden sich Gedanken des ungeschriebenen Hermokrates in den Gesetzen.

Nitsche durch seine Stellung als Referent beim Jahresberichte des Berliner philologischen Vereines nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in pädagogischer Beziehung die geeignetste Kraft, das Buch auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Der Kern des Werkes ist, wie in den früheren, von Carnuth bearbeiteten Auflagen, so auch in der gegenwärtigen bewahrt geblieben. Doch ist Nitsche den Bedürfnissen der Schule noch weiter entgegengekommen. Die Verwertung wissenschaftlicher Ergebnisse der jüngsten Zeit führte zu mannigfachen Umarbeitungen des Kommentars. In der Textgestaltung ist N., wie schon seine beiden Vorgänger, der besten Handschrift gefolgt, ja bisweilen noch strenger als W. Gemoll, der sich um ihre Kenntnis ganz besonders verdient gemacht hat. An Gemolls Ausgabe schließt sich N. möglichst enge an, gleichwohl zählt man nahezu 200 Stellen, an denen er in den Büchern IV—VII von ihm abweicht.

Mit folgenden Bemerkungen möchte Ref. einen bescheidenen Beitrag zu Besserung des Kommentars bieten. Zu IV 5, 3 *ἀποκαίων* (von der Wirkung der Kälte) konnten aus den lateinischen Autoren außer den angeführten Parallelen noch andere beigebracht werden. So Liv. XXI 40, 9 *praeusti artus, nive rigentes nervi, membra torrida gelu*. Ders. XL 45, 1 *hiems arbores, quae obnoxiae frigoribus sunt, deusserat cunctas*. Plin. N. H. III 20, 134 *praeustis in transitu Alpium nive membris*. Iustin II 2, 9 *quamquam continuis frigoribus urantur*. Curt. VII 3, 13 *multos exanimavit rigor insolitus nivis, multorum adussit pedes*. Vgl. unseren Ausdruck 'Brandkälte'. — V 8, 12 *ὀλίγας παίσειεν*. Die Note bringt zu dieser Ellipse (*πληγάς*) nur eine Stelle aus Aristophanes. Allein der Sprachgebrauch ist schon seit Homer geläufig. So *E* 830 *τύψον σχεδίην* näml. *πληγήν* oder *τυπήν*; *M* 192 = *P* 294 *πλῆξ' αὐτοσχεδίην*; *λ* 536 *αὐτοσχεδίην οὐτασμένος*. Äschylus und Aristophanes bieten mehrfache Beispiele, einige auch Sophokles: vgl. *OT* 810. El. 1415. Ant. 1308. — Zu V 8, 18 heißt es: 'Wenn ein Gedankenkomplex (sprachlich eine Periode) mit demselben Kernbegriffe beginnt und schließt, so entsteht die Redefigur des *κύκλος*'. Zutreffender ist die Bezeichnung Palindromie: s. M. Schanz, *Novae commentationes Platonicae*, p. 10 sq., wo reiche Beispiele aus Plato gesammelt sind. — VI 3, 6 *ηὐτύχησαν τοῦτο τὸ εὐτύχημα*. Dazu liest man in der Anmerkung: 'Eine uralte Ausdrucksform, in welcher Verb und Objekt (als Accus. des Inhalts) von gleichem Stamm verbunden sind, daher *figura etymologica* genannt'. Die Anmerkung bedarf einer anderen Fassung; denn einmal ist durch die gegenwärtige Form der Irrtum nahegelegt, als ob die *fig. etymologica* auf die Verbindung von gleichstämmigen Verben und Objekten beschränkt wäre, während doch überhaupt grammatisch zusammengehörige Satzteile gleichen Stammes eine etymologische Figur bilden; und dann ist der etymologische Accusativ nicht immer inneres Objekt. Man vgl. nur An. III 4, 23

διάβασιν (Furt) διαβαίνειν. Mem. IV 8, 4 *γραφὴν γράφεσθαι.* An. V 5, 7 *φόρον φέρειν.* — Weiter liest man in derselben Anmerkung: 'Der Deutsche meidet diese *figura orationis*'. Allein man vgl. folgende Beispiele: 'die Leiden, die wir litten', Maria St. V 1; 'das Leben, das ich lebe', Braut v. Mess. IV 10; Nathan II 7; 'er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben', Braut v. Mess. IV 10; 'lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung', IV 9. Eine besondere Vorliebe für diese Figur zeigt Klopstock.

Wien. J. Golling.

H. Sjögren, Zum Gebrauch des Futurums im Altlateinischen. Akademiska Bokhandeln in Uppsala und O. Harrassowitz in Leipzig 1906. 243 SS.

(Schluß).

Bei seinen Ausführungen über das sog. zweite Futurum (III. Kap., S. 133—193) geht Sj. von der richtigen Auffassung der Formen dieses Fut. als ursprünglicher Konjunktivformen eines sigmatischen Aoristes aus. Um die schwierigen Fragen, die sich an diese Zeitformen knüpfen, für das Altlatein. zu lösen, präzisiert er auf S. 135 seine Aufgabe in der Weise, daß er sich folgende spezielle Fragen stellt: 1. Gibt es im Altlatein. Fälle, wo das Fut. II, nicht aber Fut. I Regel ist und die sich nur durch Zurückführung des Fut. II auf eine ursprünglich aoristische Bedeutung erklären lassen? 2. Hat das Fut. II im Altlat. auch im Hauptsatze die Bedeutung eines Futur. ex.? 3. Gibt es im Altlat. besonders vom verb. subst. ein sogenanntes verschobenes Futurum?

Die Untersuchung über diese Fragen wird sorgfältig mit steter Rücksicht auf die entsprechenden Futura I geführt. Das die erste Frage betreffende Ergebnis besagt, daß die Verwendung des Fut. II in gewissen Arten von Sätzen auf dessen aorist. Aktionsart zurückgeht (vgl. u. a. S. 193 f.). Die Bedeutung eines Fut. ex. gewinnen die Formen des Fut. II infolge des Satzzusammenhanges auch in Hauptsätzen, wiewohl solche Formen oft auch einfache (bezw. aorist.) Futurbedeutung haben können[1]), so daß der Zusammenhang entscheiden muß (S. 173 und 194). Die Lösung der Frage nach der richtigen Bedeutung der rhotazierten Formen auf *-eris, -erit* usw. (S. 143 ff.) unterliegt eben so großen Schwierigkeiten, daß bei so mancher Stelle auch eine wohl erwogene Beurteilung nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Ist doch schon die Entscheidung nicht leicht zu treffen, ob eine solche

---

[1]) In dieser Hinsicht sind besonders Stellen bezeichnend, an denen sich solche Futura II neben einem Futur. I verwendet finden, wie Plaut. Amph. 932 *ibo egomet; comitem mihi Pudicitiam duxero*; Sj. stellt die hieher gehörigen Fälle S. 159—164 zusammen.

Form als Konj. des Perf. oder als Fut. anzusehen ist, und bei den als Futura erkannten Formen ist es wieder nicht selten sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich, mit Bestimmtheit zu erklären, ob man es mit einer einfachen Futurbedeutung oder mit der Bedeutung eines Fut. ex. zu tun hat. Und sogar ein wirkliches Fut. ex. kann mit Rücksicht auf die Doppelnatur der latein. Perfekta, die bekanntlich die Funktion des Aoristes und die des eigentlichen (präsentischen) Perfekts vereinigen, zweifachen Charakter an sich tragen. Ich will auf einen die Sachlage kennzeichnenden Fall hinweisen. S. 152 bespricht Sj. die Stelle Plaut. Poen. 886

Si erus meus me esse elocutum quoiquam sciat,
continuo is me ex Syncerasto Crurifragium f e c e r i t.

Er weist dem *fecerit* hier einfache Futurbedeutung zu, indem er meint, die Konstruktion entspreche Bedingungssätzen von dem Typus *si sit, erit.* Er zeigt auch durch zahlreiche Beispiele, daß solche von Haus aus perfektive Fut. II vielfach ohne merkliches Gefühl für die Aktionsart gleichbedeutend mit den entsprechenden Fut. I in ganz gleichen Redensarten verwendet werden (*feceris* = *facies, dederis* = *dabis* usw.). Diese Erscheinung braucht uns bei dem im Lateinischen schwach entwickelten und immer mehr schwindenden Gefühl für die Aktionsart durchaus nicht wundernehmen. Nun kann man aber mit demselben Rechte in der Form *feceris* auch einen perfektiven Konj. in potentialem Sinne erblicken; das damit verbundene Adv. *continuo* paßt zu dieser Auffassung nicht weniger als zu der des Verf. Und tatsächlich haben auch verschiedene Erklärer diese Form so aufgefaßt; ja, wir können sogar sehen, daß ein und derselbe Forscher (Holtze, *Synt. priscor. script.*) in dieser Form einmal (II 88) einen Indik. und ein andermal (das. 141) einen potentialen Konj. erblickt. Doch nicht genug damit. Es ist noch eine dritte Auffassung desselben *fecerit* ganz gut denkbar. Unter den Formen des Fut. II, die sich als Formen mit einfacher Futurbedeutung erklären lassen (Sj. S. 143 ff.), gibt es gewiß eine Anzahl solcher, die ganz gut auch als Fut. ex. erklärt werden können. Eine in diesen Stellen sehr häufig vorkommende Form ist *abiero,* z. B. Plaut. Most. 590 *Molestus si sum, reddite argentum: a b i e r o,* was sich in der Weise auffassen läßt, daß der Redende, statt zu sagen 'gebt mir das Geld zurück und i c h w i l l (w e r d e) g e h e n', sagt 'gebt mir das Geld zurück und i c h b i n a u c h s c h o n f o r t'. Es wäre dies dann einer von den Fällen, wo bald in dieser, bald in jener Sprache an Stelle einer Form mit durativer oder auch punktueller Aktionsart, wie sie der gewöhnlichen Ausdrucksweise gemäß gebraucht werden könnte und sollte, eine Zeitform der vollendeten Handlung gewählt wird. Ich verweise hier nur auf den Gebrauch bei *oportet, volo* und ähnlichen Ausdrücken (z. B. Cic. in Cat. II 3 *i n t e r f e c t u m e s s e . . . oportebat*), mit denen sich im Lat. im Gegensatz zum Deutschen und

anderen Sprachen Zeitformen der vollendeten Handlung verbunden finden[1]). Ähnlich gebraucht der Grieche dort, wo es sich um jemandes Wunsch zu sterben handelt, an Stelle der hier zu erwartenden Formen des punktuellen *ἀποθανεῖν* solche von *τεθνάναι*. Vgl. schon Hom. Il. III 102 oder XVIII 98 f., wo Achill sagt *αὐτίκα τεθναίην, ἐπεὶ οὐκ ἄρ' ἔμελλον κ. τ. λ.* Ähnliche Fälle sind besonders häufig bei Plato; ich erinnere nur an Apol. Kap. 32 *πολλάκις θέλω τεθνάναι*, desgl. Kap. 17 und 31. Ebenso verhält es sich, wenn eine Form des die vollendete Handlung bezeichnenden *ἐπίκειμαι*, verbunden mit *αὐτίκα*, anstatt einer durativen oder punktuellen Form von *ἐπιχειρέω*, bezw. von *ἐπιτίθεμαι* verwendet wird (vgl. z. B. Herod. VIII 83 *ἀναγομένοισι δέ σφι αὐτίκα ἐπεκέατο οἱ βάρβαροι* = 'hatten sofort angegriffen') und in anderen Fällen dieser Art. Einem latein. Fut. ex., wie es an unserer Stelle vorliegt, entsprechen ab und zu auch im Griech. Fut. ex., wie z. B. Plato Apol. Kap. 33 (geg. Schl.) *δίκαια πεπονθὼς ἔσομαι*, wo es auch *πείσομαι* hätte heißen können, vgl. auch Xen. Anab. I 5, 16 *εἰ μάχην συνάψετε, νομίζετε .... ἐμέ τε κατακεκόψεσθαι καὶ ...* u. a. Dies sind also Fälle, wo der Lateiner oder der Grieche eine Zeitform der vollendeten Handlung dort anwendet, wo wir eine durative oder punktuelle Ausdrucksweise erwarten würden. Umgekehrt sagt man im Lat. *persuade tibi,* z. B. Cic. ad fam. XI 16, 3; XII 9, 2 (eine Form der sich entwickelnden Handlung), für das deutsche 'sei überzeugt' (vollendete Handlung), ebenso *liber Oeconomicus inscribitur* (Cic. Off. II 24, 87) im Sinne des deutschen 'das B. ist Öconomicus betitelt'. Ein solcher Wechsel der Aktionsarten in verschiedenen Sprachen beim Ausdruck eines und desselben Begriffes ist demnach gar nicht selten. Und so ist es denn nicht unmöglich, auch an der genannten Plautusstelle die Form *fecerit* in dem Satze *continuo is me .... fecerit* für ein wirkliches Fut. ex. anzusehen = '...wird er mich auch sofort aus einem S. zu einem Cr. gemacht haben'. Auch zu dieser Auffassung paßt vortrefflich das mit *fecerit* verbundene Adv. *continuo;* vgl. den Gebrauch von *αὐτίκα* in den soeben zitierten griech. Beispielen. Wir sehen also, mit welch geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten eine sichere Entscheidung bei Formen dieser Art an so mancher Stelle zu kämpfen hat, und daß öfters nicht nur doppelte (Sj. S. 173), sondern auch mehr als doppelte Auffassung möglich ist. — Nicht uninteressant ist es, daß aus Sj. Zusammenstellung der Fälle, wo Fut. II einfache Futurbedeutung haben soll (S. 143 ff.), sich ergibt, daß sich überall nur Formen der drei Singularpersonen ver-

---

[1]) Über die von Blase auch passiven Perfektinfinitiven in solchen Verbindungen wohl irrigerweise zugeschriebene aoristische Bedeutung vgl. meine Anzeige von Landgraf, Hist. Gramm. der lat. Spr. III. Bd. 1. Heft in dieser Zeitschr. Jahrg. 1903, S. 1094 ff.

wendet finden mit Ausnahme eines einzigen Falles, der die 3. Pers. Plur. betrifft (S. 159).

Die Ursache für die Erscheinung, daß Formen des Fut. II im Sinne einfacher Futura verwendet werden, liegt offenbar in der punktuellen Natur dieser Formen (vgl. S. 133) und das allmähliche Schwinden der ohnehin schwach entwickelten Empfindung für die Aktionsart mußte dazu führen, Formen des Fut. II und Formen des Fut. I für gleichwertig zu halten. Wegen derselben Eigenschaft des Fut. II konnten dessen Formen auch dort angewendet werden, wo es galt, eine Handlung als vorzeitig gegenüber dem Eintritt der zukünftigen Handlung eines anderen Satzes (insbesondere des Hauptsatzes) zu bezeichnen, ohne daß durch jene vorzeitige Handlung ein mit der übergeordneten eigentlich gleichzeitiger, ebenso wie diese selbst zukünftiger Zustand bezeichnet würde, wie es bei einem auf ein wirkliches (präsentisches) Perfekt zurückgehenden Fut. ex. der Fall ist. In solchen Fällen, z. B. Plaut. Rud. 759 *Quid illas spectas? quas si attigeris, oculos eripiam tibi,* liegen aoristische Fut. ex. vor im Gegensatz zu den zuständlichen, welche die andere Gruppe bilden, z. B. Ter. Ad. 238 *refrixerit res* = 'das Eisen wird kalt geworden sein'. Diese beiden Arten der Fut. ex. verhalten sich so zueinander wie das historische (aoristische) und das präsentische Perfekt oder, um das Griechische heranzuziehen, wie die im Sinne der Vorzeitigkeit in der Zukunft verwendeten Aoristformen zu den Formen des Fut. ex. Eine solche Scheidung der altlatein. Fut. ex. wäre in Sj. Untersuchung von großem Interesse gewesen. — Daß die Handlung punktuell-perfektiver Futurformen als vorzeitig gefühlt wird, sobald sie in Relation mit irgend einer anderen Handlung tritt, entspricht vollkommen der allgemeinen Eigenschaft von Zeitformen dieser Aktionsart, in inhaltlicher oder gar auch formaler Abhängigkeit von einer anderen Handlung gegenüber der letzteren eine Vorzeitigkeit zu bezeichnen. Damit hängt u. a. im Griechischen der Gebrauch der Aoristformen (insbesondere auch des Partizips) in Nebensätzen zur Bezeichnung der Vorzeitigkeit zusammen, im Slavischen die Verwendung perfektiver Futura (Präsentia) zur Bezeichnung desselben Zeitverhältnisses bei zukünftiger Handlung des Hauptsatzes, im Latein. selbst der Gebrauch des historischen Perf. in Verbindung mit gewissen Konjunktionen zum Ausdruck der Vorzeitigkeit bei historischer Handlung des übergeordneten Satzes u. s. f. Als eine Folge punktueller Bedeutung einer Futurform sind auch Erscheinungen aufzufassen, wie wir sie an den von Sj. S. 193 besprochenen Stellen sehen: Plaut. Bacch. 688 *ubi me aspiciet, ad carnuficem rapiet continuo senex* und Most. 97 *quando dicta audietis.* Die Form *aspiciet* hat hier offenbar die Bedeutung der Vorzeitigkeit wie sonst ein Fut. II. Der Grund, warum der Autor sich diese Verwendung der Form erlauben durfte, liegt darin, daß *aspiciet* vermöge seines Verbalbegriffes punktuelle

Aktionsart hat. Man kann mit dem einfachen Fut. dieses Verbums dieselbe Wirkung erzielen wie sonst mit einem Fut. II eines an und für sich durativen Verbalbegriffes. Deutlicher hätte allerdings der Dichter auch hier gesprochen, wenn er dem punktuellen Verbalbegriff auch noch die der punktuellen Aktionsart entsprechende Form *(aspexerit)* gegeben hätte.

Hinsichtlich des sog. verschobenen Fut. II (S. 173 ff.) urteilt der Verf. sehr richtig, wenn er Blases Erklärung für die Tempusverschiebung im Lat. als unhaltbar zurückweist; vgl. die Zusammenfassung S. 183 ff., besonders 185, wo es heißt: „Die von Blase angenommene Verschiebung des Fut. II *fuero* ist mithin aufzugeben. Was als verschoben angesehen wird, erweist sich bei einer näheren, unbefangenen Untersuchung als ursprünglich, das angeblich Primäre als etwas Sekundäres: das Ganze gibt ein treues Spiegelbild der sprachlichen Zustände einer Zeit, die mit Recht als die Zeit einer besonders lebendigen Sprachentwicklung charakterisiert worden ist"; dazu noch S. 194. Indem sich Sj. der Ansicht des Ref. über diese Frage (diese Zeitschr. 1908, S. 1101 ff. und vorher schon „Bed. und Gebr. der zu der Wurzel *fu* gehör. Verbalf. bei Sall.", Wien 1896, S. 31 ff.) vollinhaltlich anschließt, weist er S. 175 ff. die Schwächen der von Bl. aufgestellten Erklärung nach und deckt die Inkonsequenzen auf, in die sich Bl. verwickelt, vgl. besonders S. 179 f. Hier wird auch das von Bl. schon wiederholt (Arch. f. l. L. X 330 und Landgraf, Hist. Gramm. III 192) zur Illustrierung des Überganges vom logischen Gebrauch des Fut. II in Nebensätzen zu einem seiner Meinung nach unlogischen beigebrachte Beispiel besprochen: Cato r. r. 162, 2 (es handelt sich um das Einsalzen von Schinken): *ubi iam dies quinque in sale fuerint, eximito omnis cum suo sale. Quae tum summae fuerint, imas facito.* Bl. fügt nun die Bemerkung bei: 'Genauer wäre *erunt*, denn bis zum Herausnehmen liegen die Schinken im Salze; vielleicht schwebt ein *positae erunt* vor, welches das unlogische *fuerint* veranlaßt hat'. Sj. weist nun a. a. O. diese Ansicht mit Recht zurück und schließt seine Erklärung mit der Bemerkung, *ubi .... erunt* scheine ihm hier sehr fraglich. Es ist zwar aus Blases Worten nicht recht ersichtlich, ob er sich nur gegen das zweite *fuerint* oder gegen beide wendet; ich möchte aber glauben, daß an beiden Stellen die einzig und allein richtige Form das von Cato gebrauchte *fuerint* ist, *erunt* aber nicht nur fraglich ist, sondern ganz unmöglich wäre. Stünde an erster Stelle *erunt*, so könnte mit dem Nebensatze *ubi .... erunt* nicht der von Cato gemeinte Zeitpunkt nach Verlauf der 5 Tage bezeichnet werden, sondern der ganze Zeitraum von 5 Tagen; es wäre die Handlung dieses Nebensatzes (das *in sale esse*) vermöge des durativen *erunt* mit der des *eximere* gleichzeitig, während nach Catos Weisung das *quinque dies in s. esse* schon vorbei sein — insofern also wirklich nicht mehr sein — soll, we

mere stattfindet. Ebenso ist in dem zweiten Teile der durch *summae fuerint* ausgedrückte Zustand notwendigerweise als vorzeitig aufzufassen gegenüber der Handlung des *facere:* die obersten Schichten werden zu unterst gelegt, nachdem sie ganz oben gelegen sind (nicht: während sie ganz oben liegen). Wenn übrigens Bl. immer wieder darauf hinweist, daß *fuero* heiße 'ich werde gewesen sein', also 'ich werde nicht mehr sein', so übersieht er, daß dies nur eine von den vier Bedeutungen ist, die diese Verbalform entsprechend den vier verschiedenen Bedeutungen des Perf. *fui* haben kann (vgl. meine Abh. S. 9 ff.). — Vortrefflich ist auch Sj. Bemerkung S. 180 über die bei den Komikern häufigen Redewendungen *facere, fieri* usw. mit bloßem Ablat. (vgl. hiezu des Ref. Bemerkung über *obviam fieri* usw. a. O. S. 17 und 26 f.). Überhaupt unterläßt es der Verf. nicht, auf den Bedeutungsunterschied zwischen Formen der Stämme *es* und *bheu* an geeigneten Stellen aufmerksam zu machen und ihn gebührenderweise in Rechnung zu ziehen.

Das letzte (IV.) Kapitel des Buches (S. 186—228) ist der Besprechung des periphrastischen Fut. auf *-urus* gewidmet. Die Umschreibungen mit *-urus sum* bezeichnen nach Sj. im allgemeinen 'eine in der Gegenwart bevorstehende, dem Willen oder der Absicht nach vorhandene Handlung'. Eine besonders häufige Verwendung solcher Umschreibungen zeige sich in imperativischen Fragen (S. 198). Die im klass. Lat. öfters vorkommende Bedeutung des Sollens oder der Bestimmung, Wahrscheinlichkeit usw. sei nicht ursprünglich, sondern im Altlatein. erst im Entstehen begriffen (S. 205 und 227 f.). Bei seiner Erörterung des abhängigen Irrealis (S. 220 ff.) geht der Verf. von den für die entwickelte Sprache geltenden, durch die bisherigen Untersuchungen (so besonders Priem, Philol. Suppl. V 323 ff.) rektifizierten Regeln aus, ohne jedoch diese auch für die Sprache der 'Sturm- und Drangperiode der alten Römer' ohne weiteres vorauszusetzen, sondern um die entsprechenden einfacheren Ausdrucksweisen der archaischen Sprache zu ermitteln und die Fäden aufzuspüren, die zu der kunstvollen Periode der späteren Zeit hinüberleiten. Man sieht aus der Untersuchung, daß der Gebrauch des abhängigen Irrealis sich nur allmählich Bahn zu brechen vermochte. Sowohl Plaut. als auch Ter. ziehen parataktische Fügungen vor. Ein abhängiger Acc. mit Inf. auf *-urum esse* oder *-urum fuisse* kommt überhaupt nicht vor. Sehr richtig erscheint die gegen andere Forscher (auch Schmalz) gerichtete Bemerkung des Verf. auf S. 224, womit er die Ansicht bekämpft, daß Formen wie *venturus eram* und *venissem* inhaltlich zusammenfallen. Ein *venturus eram* kann infolge des Zusammenhanges, besonders in Verbindung mit einem irrealen Vordersatz, völlig irrealen Sinn gewinnen, wie ihn *venissem* an und für sich hat, von Haus aus aber hat es diese irreale Bedeutung nicht.

Der Anhang (S. 229—241) verfolgt hauptsächlich den Zweck, einige Fragen textkritischer Natur einer sicheren Entscheidung näher zu bringen. Er betrifft: 1. Verwechslungen der Präsens- und Futurformen in den Handschriften; 2. Einige Assimilationserscheinungen im Latein. in Kasus, Modus und Tempus; 3. Den Subjektswechsel bei den Komikern; 4. Die Konstruktionen bei *melius* und *melius est;* 5. Die Ergänzung eines Fut. aus einem Imperativ und umgekehrt.

Von unleugbarem Werte ist Sjögrens Untersuchung, die nach dem Gesagten einen dankenswerten Versuch darstellt, den auf den ersten Blick vielfach regellos erscheinenden Gebrauch der beiden Futura bei den Komikern nach bestimmten Grundsätzen zu sichten und zu ordnen, und die uns nach dieser Seite hin derzeit den besten Einblick in den Sprachgebrauch der römischen Komödie gewährt, für die Entscheidung so mancher Frage der Textkritik. Nicht weniger als 210 Stellen aus Plaut. und Ter. werden der am Schlusse beigefügten Zusammenstellung gemäß in dem Buche besprochen und so manche überlieferte Lesart, so manche Konjektur gewinnt durch die vorliegende Arbeit eine festere Stütze, andere lassen sich auf Grund derselben mit mehr Sicherheit zurückweisen.

Wien. Dr. Karl Kunst.

Adolf M. A. Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie. Teil V: Die kausalen Präpositionen, 1. Abt. *ob* und *propter*. Separat-Abzug aus dem Progr. St. Pölten 1905. 35 SS. — Teil VI: 2. Abt. *causa, gratia, ergo, prae*. Separat-Abzug aus dem Progr. St. Pölten 1906. 26 SS.

Fr. I. Dušánek, De formis enuntiationum condicionalium apud Livium. České museum filolog. IX, S. 88—110; 162—221.

Die zwei eng zusammenhängenden Abhandlungen Schmidts bilden eine wertvolle Fortsetzung der früheren Arbeiten des gewissenhaften Forschers auf diesem Gebiete. War ihm auch diesmal teilweise (bezüglich *ob* und *propter*) K. Reissinger in den Programmen von Landau 1897 und Speyer 1900 vorangegangen[1]), so bietet er speziell für Livius auch da noch willkommene Ergänzungen, indem er für diesen Autor das ganze Stellenmaterial mit vollständigem Eingehen auf alle Einzelheiten vorlegt, ja auch gelegentlich Nachträge zu Reissinger für andere Schriftsteller anfügt; dazu kommt nun jetzt weiter die versprochene 2. Abteilung über *causa, gratia, ergo, prae*. Außerdem werden diese sorgfältigen Sammlungen zu Bemerkungen über das in solchen Fällen hervortretende

---

[1]) Über Bedeutung und Verwendung der Präpositionen *ob* und *propter*.

wahrscheinliche Verhältnis des Livius zum Ausdruck seiner Quellen, über die Verteilung mancher Wendungen auf einzelne Dekaden und über die Textkritik verwertet. Da die Einteilung und Zergliederung des reichen Stoffes sowie die übersichtliche Vorführung der daraus sich ergebenden Hauptresultate musterhaft nach dem neuen Standpunkte der Forschung vorgenommen sind und eine Aufzählung letzterer in allen Einzelheiten hier nutzlos wäre, da ja jeder Livianer die Arbeiten selbst durchsehen muß, scheint es mir zur Beleuchtung der Methode besonders geeignet, an einigen interessanten Stellen die Verwertung für Textkritik und Erklärung zu beleuchten.

I 54, 5 wird die in allen neueren Ausgaben bevorzugte Lesart R² *ut omnia unus Gabiis posset* durch eine Bemerkung über den Livianischen Sprachgebrauch gegenüber allen an die Überlieferung *p̄ gabiis* und *p. Gabinis* einst geknüpften Konjekturen weiter gestützt (2. Abt., S. 21 und 24). Es ist offenbar *p* durch Vorschreibung aus dem folgenden *posset* entstanden (wie so häufig, namentlich auch im *Vindob.* der 5. Dekade) und aus dem dann durch Punkt getilgten Buchstaben *(ṗ)* ein *p̄* gemacht worden. — II 50, 11 wird *propter impuberem aetatem* gegenüber *prope puberem aetate* im Anschlusse an Kreyssig, Madvig, Wölfflin von Neuem besonders durch den Hinweis darauf empfohlen, daß es bei *prope puberem aetate* eher befremden würde, warum dieser Fabius, wenn er schon so alt war, nicht mitzog (1. Abt., S. 85). Daneben ließe sich zur paläographischen Begründung neben der gelegentlich vorkommenden handschr. Verwechslung von *propter* und *prope* auch der öftere Ausfall von *in* bei Compositis verstärkend betonen (vgl. des Ref. Abhandlung zum 44. Buche, S. 2, Anm.). — XXIII 30, 15, wo überliefert ist: *et M. Aemilio Lepido .... fili tres ... ludos funebres .... in foro dederunt* wird Riemanns Vermutung *et ⟨mortis causa⟩ M. Aemili Lepidi* usw. mit Rücksicht auf den erörterten Sprachgebrauch als ansprechend erklärt (2. Abt., S. 7 und 16; auf der letzteren findet sich das kleine Versehen XXIII 30, *14*). Vielleicht scheint hier, da die Überlieferung an sich tadellos und die Änderung weitgreifender ist, mit einer gewissen Neigung zur Uniformierung etwas zu weit gegangen, obschon der Ausfall von *mortis causa* nach dem unmittelbar vor *et* am Schlusse des früheren Satzes stehenden *causa* noch einigermaßen begründet werden könnte. — Die treffliche sprachliche Erklärung zu XXVII 33, 6 (2. Abt., S. 8) wird in die Kommentare übergehen müssen. — XXIX 14, 4 wird die von Luchs nur behutsam im kritischen Apparat seiner zweiten Ausgabe p. 209 erwähnte Konjektur *eorum ⟨prodigiorum⟩ procurandorum causa* in einer ausführlichen Anmerkung (2. Abt., S. 14) und hier wohl so gerechtfertigt, daß kaum bedeutendere Zweifel übrig bl[illegible]
paläographischen Begründung des leichten Ausfalles von [illegible]
könnte etwa noch beigefügt werden, daß derselbe [illegible]
doppelt erklärlich wird, weil in P das *pro* des *pro*[illegible]

am Zeilenende steht. Daß bei der nunmehrigen Herstellung eine gewisse sogenannte Kakophonie entsteht, darf uns nach demjenigen, was Ref. in der Abhandlung zum 43. Buche, S. 10 f. über von Livius nicht vermiedene Klangähnlichkeiten zusammenstellte, nicht abschrecken. Deshalb würden aber auch XXXXV 3, 6 die (2. Abt., S. 18) gegen die Ergänzung von Hertz *utilitatium Graeciae* ⟨*gratia*⟩ betonten „euphonischen Gründe" gegenüber den anderen wichtigeren, die für die Ergänzung ⟨*causa*⟩ sprechen, kaum sehr in Betracht kommen. Über letztere Einschiebung, die Ref. bereits auch in seine nächstens erscheinende Ausgabe des 45. Buches gesetzt hatte, vgl. H. I. Müller, Jahresber. des philolog. Vereins zu Berlin 1901, S. 11. — XXXX 35, 5 wird *ob res prospere gestas* dem *ob res bene gestas* vorgezogen mit Rücksicht auf den Sprachgebrauch der späteren Bücher des Livius (1. Abt., S. 17, Anm.); dieser Grund ist beachtenswert, obschon *bene* durch *Lov.* 2 und *Harl.* überliefert wird, deren Konsens in diesen Partien mehrfach nicht zu unterschätzen ist. — XXXXII 20, 1 wird Madvigs Ergänzung der Lücke durch den Sprachgebrauch bekräftigt (1. Abt., S. 9), wie sie auch Ref. einst in den Text aufgenommen hatte. — XXXXV 26, 8 findet sich die richtige Verteidigung des *obviam effusa* (1. Abt., S. 19), welche Lesart mir auch durch die neue Kollation des *Codex Vind.* bestätigt wird.

Wir können den verdienten Verf. nur ermuntern, seine Studien in dieser Weise fortzusetzen.

Fr. I. Dušánek hat in seiner Arbeit, die wohl aus der Schule Nováks hervorgegangen sein dürfte, die Kondizionalsätze bei Livius einer gründlichen, mit größtem Fleiße alle Stellen berücksichtigenden Behandlung unterzogen und dadurch einen schönen Beitrag zur Vervollständigung der Schriften über die Livianische Syntax geliefert. Daß sich dabei auch kritische Bemerkungen ergaben, ist leicht erklärlich. Ein Verzeichnis S. 217 gibt einen Überblick über 18 in dieser Beziehung besprochene Stellen. Es ergibt sich dabei die kurze Herstellung des nach dem gewöhnlichen Livianischen Gebrauche Erwarteten unter Vermeidung einer bisher mehr oder weniger gezwungenen Erklärung meist auch paläographisch ziemlich leicht, da es sich meist nur um auch sonst in Handschriften häufig nachgewiesene Verwechslungen z. B. zwischen *velit* und *vellet*, *malint* und *mallent*, *possint* und *possent*, *esset* und *sit* (vgl. über Ähnliches auch des Ref. Hilariusausgabe p. XVI) u. dgl. handelt. An der in diesem Verzeichnis nicht notierten Stelle VI 41, 3 wird mit Recht Wesenbergs *necesse erit* gegenüber dem handschr. *necesse sit* empfohlen; dasselbe stand aber auch bereits bei Weißenborn-H. I. Müller und beim Ref. im Texte.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Rasi Pietro, De codice quodam Ticinensi quo incerti scriptoris carmen 'de Pascha' continetur. Estratto della Rivista di Filologia e d'Istruzione classica, Anno XXXIV, 1906. p. 1—34.

— —, Versus de ligno crucis in un codice della biblioteca Ambrosiana. Estratto dai 'Rendiconti' del R. Ist. Lomb. di sc. e lett., Ser. II, Vol. XXXIX, 1906. p. 657—665.

Hartel war bei der Herausgabe des *Carmen de Pascha*, das fälschlich Cyprian zugeschrieben wurde (*Corp. script. eccl. Lat.* vol. III, pars III. Appendix), auf zwei Handschriften, den *codex Parisinus* 17.349 aus dem X. Jahrh. und den *codex Monacensis* 208 aus dem IX. Jahrh. und die Ausgaben des Aldus, Fabricius u. a. angewiesen. R. macht nun auf zwei verhältnismäßig junge Handschriften, auf eine der Universität Pavia (435) und eine der Ambrosiana (C. 64) aufmerksam, die trotz ihrer Jugend das Gedicht in weit besserem Zustande erhalten haben als die beiden anderen Handschriften. R. erbringt den Beweis, daß die Handschrift von Pavia für eine künftige Herausgabe des Gedichtes die Grundlage zu bilden hat.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Lateinisches Übungsbuch für die II. Klasse des Gymnasiums von Dr. G. Biedermann, k. Gymnasialprofessor a. D. Sechste umgearbeitete Auflage. München, Th. Ackermann 1905. VI und 215 SS. 8°. Preis Mk. 1·60.

Was an grammatischem Übungsstoff aus dem Lateinischen bei uns dem zweiten Schuljahre zugewiesen wird, enthält so ziemlich alles das vorliegende Buch. Nicht behandelt ist nur das Gerundivum (wohl aber das Gerundium), die Konjunktionen *quin* und *quominus* und endlich das Supinum. Auch die Anordnung des Stoffes entspricht im ganzen der bei uns üblichen. Bemerkenswert ist u. a., daß die vierte Konjugation vor der dritten geübt wird. — Vorangehen 'Wiederholungsstücke', meist Erzählungen aus der Sage und Geschichte. Allerliebst ist das erste Stück 'Das vergangene Schuljahr'. Im übrigen ist den zusammenhängenden Stücken der richtige Raum gewährt; sie folgen regelmäßig am Schlusse größerer Abschnitte und werden erst in der zweiten Hälfte des Buches zahlreicher. Die Schlußpartie 'Gemischte Beispiele' S. 166—182 besteht fast durchwegs aus Fabeln und Erzählungen. Die anhangsweise auf zwei Druckseiten mitgeteilten lateinischen Synonyma sind eine nützliche Zugabe. Was aber das Buch ganz besonders empfiehlt, ist der Inhalt der Übungen. Offenbar will der Verf. auf die Lektüre des Nepos vorbereiten; denn dessen Vitae erscheinen vor allem ausgenützt. Daneben wird freilich auch Curtius, namentlich aber Cäsar herangezogen.

Inkorrektes ist wenig zu verzeichnen. S. 26, 48 Z. 6 liest man den Superlativ *maxime ferus* statt *ferocissimus*. — S. 48, 79 Z. 3 f. ist *et revera* falsch angewendet für *et profecto* oder für einfaches *et* mit anschließendem Verbum finitum. — S. 101, 179 Z. 16 ist die Stellung *imperator Augustus autem* zu korrigieren. — S. 104, 184 Z. 15 ist in dem Satze *et feliciter in alteram ripam ad suos pervenit* für *feliciter* etwa *incolumis* einzusetzen; denn *pervenire* heißt schon 'glücklich anlangen'. — S. 153, 282 Z. 3 ist in der Stelle *illam bestiam* (der Bär) *corpora non attingere* hinter *corpora* einzuschieben *mortua*. Die Angabe im Vokabular, daß 'Leichnam' ohneweiters *corpus* hieße, ist irrig. — Im Vokabular ist unter 'wohnen' *habito* und *incolo* verzeichnet ohne Belehrung über die Bedeutungsverschiedenheit der beiden Verba und ihre Konstruktion.

Wien. J. Golling.

Lateinisches Übungsbuch für Prima im Anschluß an die Tatsachen- und Gedankenkreise der Lektüre nebst stilistischem Anhang von Dr. Oskar Altenburg, Direktor des kgl. Evangel. Gymnasiums zu Glogau. Sechster Teil des Latein. Übungsbuches von Busch und Fries. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1906. 132 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Für den Abschluß des Busch-Friesschen Unterrichtswerkes war Knauth, von dem der 5. Teil für Sekunda stammt, in Aussicht genommen. Nach seinem Tode übertrug man die Abfassung des letzten Teiles an Altenburg, wohl mit Rücksicht auf seinen beachtenswerten Aufsatz „Die Lateinübungen der Prima in Anschluß an die Lektüre. I. Proben zu Hor. Od. I—III.“ in den Heften 82 und 83 der Lehrproben und Lehrgänge. Das neue vorliegende Übungsbuch Altenburgs fußt, soweit es Horaz betrifft, auf dem genannten Aufsatze, ohne daß ein einziges der dort als Probe gegebenen Stücke vollständig herübergenommen wäre. Die Übungen sollen inhaltlich, wie schon die etwas umständlich gesuchten Worte des Titels „im Anschlusse an die Tatsachen- und Gedankenkreise der Lektüre“ andeuten, der Vertiefung der Lektüre dienen und vor allem die aus ihr herauszuarbeitenden sittlichen Ideen festhalten. Und wir finden in dem Buche wirklich unter interessanten Gesichtspunkten eine Menge wertvollen Stoffes aus Livius, Cicero, Tacitus und Horaz vereinigt, der dem Lateinlehrer unserer obersten Klassen, wenn er Vorlagen zu Schularbeiten, besonders im Anschlusse an Tacitus und Horaz, braucht, recht willkommen sein wird. Nur dürfte sich nicht leicht ein Lehrer mit der vielfach recht unerquicklichen Form begnügen. Wendungen, wie: S. 9 daß sie Teile Ägyptens besetzen und sich ihrer zu bemächtigen im Begriffe waren; S. 36 daher glaubten und hofften viele auf einen baldigen Thronwechsel; S. 46 Germanien war übel nach Anbau und Anblick; S. 51 das erhabenste

Wesen, was sich denken lasse; S. 60 nicht jedoch, sagt Horaz, es sei sein Verdienst; S. 69 daher hat derjenige unter den Dichtern recht, wenn er sagt usw., mag doch nicht jedermann gern seinen Schülern vorlegen.

In dem Anhange bemüht sich Altenburg, den stilistischen Regeln durch Anleitung zum Verständnis der Satzlehre Leben zu verleihen. Diese Anleitung kommt in der obersten Klasse etwas spät, auch macht sie die Fassung der Regeln hie und da zu breit, abgesehen davon, daß es immer als recht bedenklich für den Unterrichtserfolg erscheinen muß, wenn der Fortsetzer eines Unterrichtswerkes in dem System der Behandlung des Stoffes von seinen Vorgängern abweicht.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Hermann Althof, Waltharii Poesis. Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert. I. Teil. Leipzig, Dieterich 1899. V und 188 SS. II. Teil, Kommentar. Leipzig 1905. XXII und 416 SS.

— —, Das Waltharilied. Ein Heldensang aus dem X. Jahrhundert im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert. Größere Ausgabe mit authentischen Abbildungen. Leipzig 1902. VI und 226 SS.

In den letzten Jahren haben Althof, Strecker, Meyer, v. Winterfeld u. a. der Waltharinsforschung wertvolle Beiträge geliefert und die vorliegende umfangreiche Ausgabe Althofs sucht alle Ergebnisse der Forschung zu einem Gesamtbilde zu vereinen. Allerdings bleibt auch jetzt noch vieles zu tun übrig, wichtige Fragen harren noch der Lösung: Über die Vorlage Ekkehards und das Verhältnis der verschiedenen Waltherdichtungen zueinander, über die Persönlichkeit Geralds, über Ekkehards IV. Verbesserung an dem Werke, über die Textgrundlagen herrschen noch immer Unklarheit oder widersprechende Meinungen und die zu erwartende Ausgabe Winterfelds, der nun leider gestorben, hätte trotz der tüchtigen Arbeit Althofs ihre Daseinsberechtigung nicht verloren.

Althofs Ausgabe ist ein Wunder von Sammelfleiß und selbständiger Arbeit. Auf den 621 Seiten sucht er denn auch über alle Teile der Walthariusforschung zu unterrichten und gibt dabei ein volles Bild der Entwicklung dieser Forschung und eine Bibliographie zu allen Fragen (unter den S. 59 angeführten prosaischen Bearbeitungen vermißt man die von J. Grimm). *Waltharii Poesis* behandelt Ursprung und Charakter sowie die Quellen der Walthersage, den Dichter, die Überlieferung, die Ausgaben und Übersetzungen, gibt Text und Lesarten sowie ein vollständiges lateinisches Wörterverzeichnis zum Waltharius; der zweite Teil bringt S. 1—371 einen sprachlichen und sachlichen Kommentar und unterrichtet schließlich ausführlich über Kriegsaltertümer im Wal-

tharius. Das „Waltharilied“ bespricht die zeitliche Sphäre, in der das Gedicht entstanden, vor allem St. Gallen und seine Bedeutung für die Literatur, dann Ekkehard und Gerald, bringt eine Übersetzung mit ausreichenden sachlichen Anmerkungen und behandelt die Verbreitung und Bearbeitungen der Walthersage sowie den Schauplatz der Kämpfe im Wasgenwalde. Beiden Büchern ist als Beilage der bekannte Bericht des Priscus über das Gastmahl am Hofe Attilas beigefügt.

Neben dem Vorzuge der Reichhaltigkeit hat Althofs Werk nicht zu leugnende Schwächen. Der Umstand, daß zwischen dem Erscheinen des I. und II. Teiles sechs Jahre liegen, hat bewirkt, daß der Verf. auf eigene oder fremde Anregung seine Ansicht über manche Frage änderte; dies zeigt sich schon äußerlich durch die zahlreichen Nachträge und Berichtigungen an der Spitze dieses II. Teiles. Außerdem erschien zwischen dem 1. und 2. Bande die größere Ausgabe der Übersetzung mit ausführlichen Abhandlungen. So kommt es, daß wir an manchen Stellen geänderter Auffassung begegnen oder daß wir dieselbe Sache mehrmals behandelt finden. So lesen wir das Meiste, das Einleitung und Anmerkungen zur Übersetzung enthalten, zum Teil wörtlich in den beiden Bänden der Ausgabe. Die Breite und Ausführlichkeit der Darbietung ist Schwäche und Vorzug zugleich. Wenn das liebevolle Eingehen auf alles auch geeignet ist, die Dichtung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so ist das Buch für den, der nur den Ergebnissen nachgeht, keine leichte Lektüre. Dazu fehlt jede Art von Register, das besonders für den Gebrauch des umfänglichen Kommentars ein dringendes Bedürfnis wäre. Trotzdem bleibt die vorliegende Ausgabe mit der Übersetzung ein wertvolles Werk, das für die Walthariusliteratur einen dauernden Wert behalten wird, auch dann, wenn viele ihrer Aufstellungen überholt sein werden.

Althofs Text stützt sich vor allem auf die Brüsseler als die beste Handschrift, eine Annahme, die v. Winterfeld bekämpft. Die Begründung seiner Ansicht im einzelnen führt uns der Herausgeber allerdings nicht vor — er hat sich darüber an anderer Stelle ausgesprochen — und doch wären die gewichtigsten Beweisstellen aus den Lesarten für den Leser auch hier wünschenswert. Daß der Verf. in seiner Übersetzung des Liedes Form und Ausdruck möglichst gewahrt hat, ist zu loben, denn der Waltharius ist eine individuelle und nur in ihrer Sphäre ganz zu erfassende Dichtung. Die Verarbeitung des Inhalts nach seiner gedanklichen und gefühlsmäßigen Seite (Waltharilied S. 34 ff.) scheint mir aber an manchen Stellen zu gefühlvoll und etwas phrasenhaft, tiefer geht die Betrachtung von Hagens Haltung und Charakter. V. 58 f. und 1432 könnten in der Übersetzung besser gegeben werden. Der weitausgespannte Kommentar gibt nicht nur Erklärung des Textes nach sprachlicher und sachlicher Richtung, sondern auch reiche Parallelstellen aus lateinischen Autoren, sodann alles, was für alt-

deutsche Art und Sitte in Betracht kommt. Voll ausgenützt erscheinen dabei auch die ahd. Glossen in Rücksicht auf das Latein des Dichters, die allerdings mehr interessant als für den Zweck der Ausgabe förderlich sind, umsoweniger als unserem Ekkehard kaum ein umfänglicheres deutsches Gedicht vorlag und somit eine Vergleichung des Wortschatzes nichts für eine zu erschließende Vorlage ergibt.

Über diese Vorlage des Dichters hat Althof keine bestimmte Meinung, wenn er auch öfter darauf zu reden kommt (I 27, II. Vorwort IV f., II 45, Übersetzung 25 und 196 ff.). Daß der Waltharius auf einer gotisch-burgundischen Heldensage fußt, ist zweifellos. Einzelne Züge der Sage sind durch die Übereinstimmung der ags. und der lat. Fassung gesichert, mögen auch die späteren deutschen und die nordische Überlieferung jüngere Entwicklung sein. Daß die Waltersage eine Umbildung der Hildensage sei, ist heute wohl endgiltig abgelehnt. Althofs auf frühere Forscher gestützte Bedenken gegen die Sagenechtheit des Herιricus, Vaters der Hiltgunt (II 28), ist nicht am Platz. Daß das Heldenlied immer den Vater des Helden oder der Heldin nennt, ja wiederholt und formelhaft nennt, ist jeder Heldensage wesentlich. Also wird ihn auch Ekkehards Vorlage genannt haben. Da die Alliteration für die Echtheit des Namens spricht und zwei Könige dieses Namens aus dem V. und VI. Jahrhundert belegt sind, ist kein Grund, eine Erfindung Ekkehards zu vermuten. Die Entführung einerseits und der Kampf mit Gunther und Hagen anderseits sind die beiden Höhepunkte. Daß das als Quelle anzusetzende Lied beide Glieder in gleicher Ausführlichkeit nebeneinander behandelt habe, scheint mir sehr zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist, daß die Momente der Vergeiselung und der Flucht rückschauend episch in das mehr dramatisch hervortretende Lied vom Kampfe Walthers am Wasgenstein eingefügt waren, also: Situation vor dem Kampfe, Rückschau auf die Vergeiselung an Attila, auf die Flucht Hagens und der beiden Liebenden, Grund des jetzigen Kampfes, Streitgespräch, Kampf. Ob die Kämpfe mit den Begleitern Gunthers sagenecht sind, wage ich nicht zu entscheiden; daß sie im epischen Lied nicht ausführlich behandelt wurden, scheint sicher. In dieser Ausführung und Variation gehören diese Schilderungen Ekkehard an. Es ist möglich, daß die alte Sage von Kämpfen mit Gunthers Helden wußte und daß die Liedquelle sie kurz erwähnte, ihre Darstellung lag sicherlich weit unter der des Hauptkampfes. Wollte man das oben erwähnte Moment der Erwähnung von Vater und Herkunft in Rechnung ziehen, so findet sich: Kamalo von Metz 581, Eckefried aus Sachsen 756, Trogus aus Straßburg 1009, Tanast aus Speier 1010, Werinhart aus trojanischem Geschlechte 725, Patafried ist Hagens Neffe 846, Kimo, Kamalos Neffe, führt den Doppelnamen Skaramund 688, ebenso Eleuther den Namen Helmnod 1008, die zwei anderen Hadawart 782, Randolf 963

werden nur mit ihrem Namen eingeführt. Ob nun dem Dichter ein deutsches episches Lied oder eine lateinische Prosaerzählung vorgelegen und wie weit der Anteil des Lehrers an der Komposition von Ekkehards Arbeit geht, ist schwer zu sagen. Die bekannte Stelle der *Casus Sti. Galli* 80 über den Dichter: *quia in affectione, non in habitu erat puer* (weil er in seinem Streben, nicht aber in seinem Äußeren noch ein Knabe war) scheint bei dem Dichter auf Beschäftigung mit deutschen Heldenliedern zu deuten; denn der Satz drückt die Verwunderung Ekkehards IV. aus, der in seiner mönchischen Gesinnung — den auf die Pflege der Muttersprache gerichteten Bestrebungen seines Klosters war er abhold — auf die unmönchische Denkweise Ekkehards I. zurückblickt. Daß Ekkehard mit dem Waltharius seine Dichter- und Erfindungsgabe bewährt hat, ist außer Zweifel und die Bestrebungen, auch Althofs in seinem Kommentar, jedes Wort und jede Wendung mit lateinischen Quellen zusammenzustellen, gehen zu weit. Nur ein Beispiel: v. 13 *(visere Francos)* wird zunächst aus Aeneis VIII 157 belegt *visentem regna sororis*, dann bemerkt, daß es in der Vulgata nicht vorkommt, sondern nur *visitare*, drei Belege; dann wird mhd. *suochen* verglichen und viermal belegt. Die Anführung des Gebrauches bei Virgil hat wenig Wert, das Übrige ist unnötig. Eine genaue Kenntnis von Virgils Schreibart und anderer lat. Schriften tritt in dem Gedichte überall hervor, aber sklavisch ist die Nachahmung Ekkehards nicht, wie ja Meyer u. a. hinreichend gezeigt haben. Schülerhaftes Ausschreiben des latein. Vorbilds ist eigentlich nirgends zu erweisen, ein naiver Kompilator ist der Dichter nicht gewesen.

Daß Ekkehards Gedicht nach dem Avareneinfall von 926 entstanden sei, wie Kögel, v. Winterfeld, Strecker annehmen, scheint nach v. 44 ff. nicht gut möglich: *(Avares) ibant aequati numero, sed et agmine longo — scutorum sonitu pavidus superintonat aether; ferrea silva micat totos rutilando per agros.* Eine solche Schilderung der Hunnen, die jener Zeit ja als ein Volk mit den Avaren galten und die hier wie eine römische Legion manövrieren, konnte einer, der den Avareneinfall miterlebt hatte, nicht geben. Daß es Virgilianische Phrasen sind, entscheidet nichts. Da Ekkehard 973 hochbetagt *(vitis .. bene maturis)* starb, scheint mir Althofs Bestimmung der Abfassung „um 920“ besser zu sein. Auch in der Auffassung, daß *peccator fragilis* (Prolog 11) nicht auf das Alter und die Gebrechlichkeit Geralds hinweise, sondern moralische Schwäche andeuten soll, hat Althof gegen andere Erklärer Recht. Es paßt zu dem ganzen Tone der Widmung und könnte am besten mit dem im späteren Mittelalter in solchen Fällen beliebten *humilis* verglichen werden. Selbstverständlich läßt sich manche Aufstellung Althofs bekämpfen. Im „Waltharilied“ S. 166 wird die Behauptung vertreten, daß der Schreiber der Novaleser Chronik bei seiner Erzählung von dem Mönche Walther nur eine unvollständ-

schrift von Ekkehards Gedicht vor sich gehabt habe, weil er den Schluß des Entscheidungskampfes nicht erzähle. Der Grund dafür ist aber ein anderer; denn er konnte den nach Walthers Erzählung einhändig gewordenen Helden nicht gut später im Kloster so große Taten ausführen lassen (Kampf gegen Heiden und Räuber, Aushauen des Felsengrabes); so mußte er jenen Kampf unentschieden lassen und sich mit der Bemerkung begnügen, daß Gunther und Hagen Walther nicht zu überwinden vermochten. Unhaltbar ist auch die Aufstellung (II 25), daß der niederdeutsche Heinrich *de Thorneke* (Urk. vom J. 1116) ein an der Turmecke Wohnender gewesen sei. Das *servus* des Prologs v. 9 soll beweisen, daß Gerald Untergebener des Bischofs Erchambold (Dompriester) gewesen sei; auch *adelphus* v. 22 als „Amtsbruder" ist nicht einwandfrei. Mit Unrecht bezweifelt Althof (II 14) die Herleitung des Namens Attila aus dem Gotischen. Die immer wechselnde Auffassung und Übersetzung der *larga cura* im Prolog v. 10 (I 31, II 3, Waltharilied S. 29) befriedigt nicht; eine sichere Deutung wird aber erst möglich sein, wenn die Persönlichkeit Geralds festgestellt ist. Die schließliche Übersetzung „aus großer Liebe für dich" scheint, wenn auch nicht unmöglich, doch gesucht. — Störende Druckfehler bemerkte ich II 73, Z. 12; II 119, Z. 24; II 165, Z. 13; II 411, Z. 22.

Im ganzen sehen wir in Althofs Walthariuswerk eine wertvolle Bereicherung der germanischen Philologie und der Verf., der leider die Vollendung seines Hauptwerkes nicht lange überlebt hat, hat den Dank und die Anerkennung, die redliches Bemühen immer bringt, sicherlich verdient.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Ernst Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. Leipzig, G. J. Göschen 1905. 156 SS.

Im Jahre 1903 erschien die 3. und 4. Auflage von Bernheims wohlbekanntem „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie". Wenn nun Bernheim bereit war, auch für „nicht fachmäßig Ausgebildete" eine Einführung in die Geschichtswissenschaft zu schreiben, so darf man dies nur dankbar begrüßen. Der Versuch erscheint uns namentlich in jener Richtung besonders gelungen, nach welcher Bernheim sein großes Werk von Auflage zu Auflage vertieft und ausgestaltet hat, in der geschichtstheoretischen. Die zwei ersten Kapitel des vorliegenden Büchleins, welche seine erste Hälfte ausmachen und Wesen und Aufgabe der Historie, ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften, sowie den Stoff der Geschichtswissenschaft und seine Einteilung betreffen — die Entwicklung [illegible] Methode aus dem dritten Kapitel möchte ich [illegible] — sie sind trefflich gelungen.

Zeits[illegible]

Ich bin überzeugt, daß auch junge Historiker von Fach diese klaren und präzisen Auseinandersetzungen mit Nutzen lesen werden.

Die zweite Hälfte des Buches ist der Methodik der Geschichtswissenschaft gewidmet. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit mit der allgemeinen Charakterisierung und Scheidung der Quellen. Mit Recht ist hier Bernheim ausführlicher als in seinem größeren Werke. Ich könnte mich nur mit der Scheidung der Überbleibsel oder Überreste und der Denkmäler nicht einverstanden erklären. Das Unterscheidende will B. bei den Denkmälern in der Absicht statuieren, „Vorgänge für die Erinnerung speziell dafür Interessierter aufzubewahren" (S. 108). Allein warum kommen dann die „geschäftlichen Akten" unter die Überbleibsel, die Urkunden unter die Denkmäler? Eine Urkunde ist ebensowenig bloß der Erinnerung wegen entstanden, als wie ein Gesandtschaftsbericht oder ein Urbar. Überdies kommt die ungemeine Fülle und Bedeutung der geschäftlichen Akten als Quellen namentlich für die neueren Jahrhunderte weder recht zur Geltung, noch ist sie genügend betont. In dem Abschnitte über Kritik schiene mir eine etwas straffere, deutlichere Gliederung wohl am Platze, selbst auf die Gefahr hin, daß man sie nach den alten, aber immer noch wahren und unentbehrlichen Kategorien der Echtheit, Unverfälschtheit und Glaubwürdigkeit benennen müßte. Hier und anderwärts hat Bernheim mit Glück zur klaren Veranschaulichung der Erfordernisse und der Grenzen historischer Kritik die Analogien mit den Zeugenaussagen und anderen Hilfsmitteln des gerichtlichen Verfahrens herangezogen.

Trefflich ist der Abschluß des Büchleins in den Kapiteln über Auffassung und Darstellung. Das Ganze ist zweifellos sehr geeignet, in weiteren Kreisen richtige Vorstellungen über Wesen, Aufgabe und Methode der Geschichtswissenschaft zu verbreiten.

Wien. Oswald Redlich.

Geschichte der Frankenherrschaft in Griechenland. Von Dr. Ernst Gerland. II. Band. — Geschichte des lateinischen Kaiserreiches von Konstantinopel. I. Teil: Geschichte der Kaiser Balduin I. und Heinrich 1204—1216. Unter Benutzung eines Manuskriptes von Carl Hopf und mit Unterstützung des kgl. preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Von Dr. Ernst Gerland. Im Selbstverlag des Verfassers. Homburg v. d. Höhe 1905, Dorotheenstr. 4. VI und 264 SS. Preis Mk. 6·50.

Die Geschichte des lateinischen Kaisertums ist nach den Büchern des XVII. Jahrhunderts, verfaßt vom Venetianer Rannusio, dem Jesuiten D'Outreman und dem großen Kenner des Mittelalters Du Cange, erst im XIX. Jahrhundert vom Russen Medovikov und dem Griechen Stamatiades ausführlicher bearbeitet worden. Ihre gründliche Erforschung auf Grund des gesamten archivalischen

Materials machte sich zur Lebensaufgabe Karl Hopf, zuletzt Professor und Bibliothekar in Königsberg († 1873). Einen Auszug aus seinem Werke veröffentlichte er in seiner bekannten Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters in Ersch und Grubers Enzyklopädie (Band 85—86, 1867—1868). Das Erscheinen des Werkes selbst verhinderte der Tod des Verfassers. Sein Manuskript, jetzt auf der kgl. Bibliothek in Berlin, überdies nur unvollständig erhalten, eignet sich gegenwärtig nicht mehr zur Publikation oder zur Bearbeitung, schon wegen der formlosen Art der Darstellung. Hopf suchte darin vor allem seine reichhaltigen archivalischen Regesten (vgl. Gerland über den Nachlaß von Hopf in der Byz. Zeitschr. 8, 1899, 347 f. und 11, 1902, 321 f.) oft in recht zusammenhangloser Weise zu verwerten. Gerland ging auf Grund des nachgelassenen Werkes von Hopf an die Abfassung eines ganz neuen Buches. Die Geschichte der Frankenherrschaft in Griechenland eröffnet er mit dem zweiten Band, der Geschichte von der Wahl Balduins I. zum Kaiser bis zum Tod des Kaisers Heinrich (1204—1216). S. 1—33 sind 1904 als Beilage zum Jahresberichte des Kaiserin Friedrich-Gymnasiums zu Homburg v. d. Höhe für 1903 erschienen. Das Buch selbst erscheint im Selbstverlag des Verfassers, gewidmet dem Geh. Hofrat Prof. Gelzer in Jena († 1906). Die weltliche und kirchliche Geschichte der Zeit wird darin in 28 Kapiteln auf Grund des sorgfältig gesammelten Quellenmateriales pragmatisch und klar dargestellt. Besonders gewinnt dabei die sympathische Gestalt Heinrichs von Flandern, des eigentlichen Gründers des lateinischen Kaisertums. Allerdings lassen uns zum Schluß seiner Regierung die wichtigsten Quellen, die fränkischen Chroniken und die nur lückenhaft überlieferte Korrespondenz Innocenz III., im Stich. Den Band schließt eine Übersicht der Quellen und der Literatur sowie ein genaues Register. Wünschenswert wäre die Beigabe einer chronologischen Tabelle, wobei zu bemerken ist (zu S. 249), daß Kaiser Heinrich nicht mehr mit dem „neuen Papst" verhandeln konnte: Heinrich starb am 11. Juni 1216, Innocenz III. am 16. Juli, worauf Honorius III. gewählt wurde. „*La baie de Vera*" bei Villehardouin ist nicht „die haffartige Erweiterung des Hebros" (S. 55, Anm. 1), sondern die Abtei (eine Variante lautet: *l'abbeie*) von *Βήρα*, gegründet im XII. Jahrhundert von Isaak Komnenos, der Vater des Kaisers Andronikos. Wie sich aus dem Kloster eine Stadt entwickelte, erzählt Kantakuzenos (ed. Bonn. 3, 310). Es ist die Stadt „Vyra" des Bertrandon de la Brocquière (1433), das jetzige Feré oder Feredžik am rechten Ufer der Marica vor ihrer Mündung. Es wäre sehr zu wünschen, daß dem Verf. des lehrreichen, gut gearbeiteten und gewandt geschriebenen Werkes die Fortsetzung und Vollendung desselben bald gelingen möchte.

Wien. C. Jireček.

Ludwig Tesař, Elemente der Differential- und Integralrechnung. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1906. 128 SS.

Die vorliegende Schrift stellt sich dar als ein Beitrag zur Lösung der in den letzten Jahren in Fluß gekommenen Reformbewegung auf mathematisch-physikalischem Gebiete. Im Sinne dieser Reformtätigkeit wirkten Männer wie Prof. Dr. Finger, Prof. Dr. Höfler, Prof. Felix Klein, Hofrat Em. Czuber und auch Prof. Dr. Hočevar. Über die Ansichten des Geheimrates F. Klein ist näheres in einem Artikel „Über die Reform des mathematischen Unterrichtes an der Mittelschule“ von Dr. Daninger (Österr. Mittelschule, XX. Jahrg., S. 204) enthalten. Aufklärend und nach vielen Hinsichten orientierend wirkt der Aufsatz von Dr. K. Zahradniček „Zur Frage der Infinitesimalrechnung an der österr. Mittelschule“ (Österr. Mittelschule, XX. Jahrg., S. 189). Beim IX. deutschösterr. Mittelschultag in Wien (1906) wurden unter besonderer Mitwirkung des Landesschulinspektors Dr. Wallentin zwei Thesen einstimmig angenommen. Die eine bezieht sich auf die Förderung des funktionalen Denkens und des räumlichen Anschauungsvermögens, die andere sucht bewährte Lehrer zu veranlassen, nach freiem Ermessen mit Billigung der hohen Unterrichtsverwaltung innerhalb gewisser Grenzen am mathematischen Lehrplan zu reformieren. Mittlerweile erschienen zwei Schriften, welche inhaltlich und methodisch zu zeigen versuchen, wie man im Sinne der eingeleiteten Bewegung an der Mittelschule etwa vorgehen könnte. Über die eine Schrift von Dr. R. Schröder „Die Anfangsgründe der Differentialrechnung und Integralrechnung, Teubner 1905“ hat schon Hans Januschke in der Österr. Mittelschule, XX. Jahrg., S. 405 referiert, die andere Schrift, d. i. die vorliegende obige, bewegt sich, wie die Überschrift zeigt, auf gleichen Pfaden.

Im 1. Kapitel behandelt Tesař den funktionalen Zusammenhang zweier Größen und erklärt ihn, ausgehend vom Gleichungspolynom, an einer empirischen Kurve der Lufttemperatur, des Graphikons und weiterhin an anderen Kurven der analytischen Geometrie der Ebene mit vielen Hinweisen auf physikalische Beziehungen. Dabei bringt er den Begriff des Differenzenquotienten.

Im 2. Kapitel tritt der erste und der zweite Differentialquotient auf und Hand in Hand die Zeitweg- und die Zeitgeschwindigkeitskurve. Nach Erörterung der Winkelgeschwindigkeit und Winkelbeschleunigung werden weiter besprochen die Differentialquotienten einiger Funktionen, das Flächen- und das Linienintegral, das Differential, die Zeitbeschleunigungskurve. Es schließen sich an einige Integralformeln, einige Quadraturen, Kubaturen, Berechnungen des Seitendruckes, der Lage des Schwerpunktes, des Trägheitsmomentes. Weitere physikalische Anwendungen beziehen sich auf elastische Kräfte, auf die potentielle und kinetische Energie, die Bewegungsgröße und das Gravitationspotential und den Wechselstrom. Guldins Regel und die Archimedische Spirale werden erwähnt.

Im 3. Kapitel werden Kurven untersucht bezüglich der Wendepunkte, der Maxima und Minima, ihrer Berührungsgrößen und ihrer Krümmung. Dabei kommt der Verf. auch auf die Integration von Differentialgleichungen zu sprechen, ebenso auf Normalbeschleunigungen und unbestimmte Integrale als inverse Operation der Differentiation.

Das 4. Kapitel ist der logarithmischen Funktion und der Exponentialfunktion gewidmet, ohne hiebei Reihen zu benützen. Anwendungen davon beziehen sich auf die barometrische Höhenmessung, auf die Arbeit eines Gases, auf rotierende Flüssigkeiten und auf Newtons Erkaltungsgesetz.

Das 5. Kapitel, das als Überschrift „Maxima und Minima der Funktionen" führt, ist eine Ergänzung des 3. Kapitels und besteht hauptsächlich aus 13 Aufgaben; den Anfang macht die Brechung und Reflexion des Lichtes.

Was den Gesamtinhalt des Buches anbelangt, so ist er im ganzen recht klar abgefaßt. Wenn es hie und da den Eindruck macht, daß der Verf. zu umständlich oder in etwas einseitiger Weise bei dem einen oder anderen Punkte verweilt, so schadet dies dem Ganzen nicht, denn das Buch will nicht als Lehrbuch betrachtet werden. Aber die Einordnung in den Lehrplan ist natürlich noch lange nicht erreicht. Der funktionale Gedanke wird wohl von nun an mehr Boden als bisher gewinnen; er ist es auch, der sich an den bestehenden Lehrplan sofort organisch anschließt. Die Elemente der Infinitesimalrechnung hingegen erfordern neue, vollkommen klare Grundvorstellungen. Diese müssen nach mannigfachen Richtungen vermittelt werden. Es handelt sich um Differentialquotienten und Differentiale, um unbestimmte, noch mehr um bestimmte Integrale, ferner um die Integration von Differentialgleichungen zwischen bestimmten Grenzen. Diese Rechnungen erfordern eine erhöhte Aufmerksamkeit, ein geschärftes logisches Schluß- und Urteilsvermögen, ein verständnisvolles Herangehen an die wenn auch nur einigermaßen verschiedenen Probleme im allgemeinen und häufig genug eine größere Reife des Geistes, bezw. einen verfeinerten Sinn für den mathematischen Zusammenhang, und im Zusammenhange damit vielfache Übung und entsprechende Verwendung von Zeit. Demnach könnte man in der Mittelschule bloß mit den besten Schülern der oberen Klassen einen Kursus der höheren Mathematik erfolgreich abhalten. Man bedenke dabei, daß trotz der scheinbaren Einheitlichkeit der Infinitesimalrechnung von Problem zu Problem eine neue Anpassungsfähigkeit des Verstandes stets verlangt wird. Die Prager deutsche Mittelschule hat daher Recht gehabt, wenn sie die neue Reformbewegung auf mathematischem Gebiet anerkennt, billigt, aber im allgemeinen auf das mindeste Maß reduziert.

Ob ein anderer Weg, der zunächst in der Ferne liegt, durch eine größere Umwälzung des Lehrplanes ein reicheres und

höheres Wissen in der Mathematik vermitteln wird, wird die Zeit lehren.

Das Buch des Verf. wird aber immerhin, wie sich auch die Verhältnisse gestalten mögen, für Mittelschulen beachtenswert bleiben.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen. Von Karl Snyder. Autorisierte deutsche Übersetzung von Prof. Dr. Hans Kleinpeter. Mit 16 Bildnissen. Leipzig, J. A. Barth 1905. Preis geb. Mk. 6·60.

Die Fortschritte auf den Gebieten der Physik, Chemie, Physiologie und Biologie sind in den letzten Jahren so bedeutende gewesen, daß es für den gebildeten Laien, der sich über diese Fortschritte in richtiger Weise orientieren will, schwer ist, aus den betreffenden Abhandlungen, Zeitschriften u. dgl. die erforderlichen Belehrungen sich zu verschaffen.

Unter diesen Umständen muß das Erscheinen des vorliegenden, anziehend geschriebenen Buches freudig begrüßt werden. In diesem finden wir in allgemein verständlicher und schlichter Sprache die großartigen Errungenschaften der letzten Jahre auseinandergesetzt. Die in den naturwissenschaftlichen Kreisen herrschenden Anschauungen und Theorien, die sich Geltung verschafft haben, werden eingehend gewürdigt.

Der vorliegenden Übersetzung liegt die zweite Auflage des Originals zugrunde. In der recht gut durchgeführten Übersetzung hat der Übersetzer, Prof. Dr. Kleinpeter, das Buch mehr deutschen Verhältnissen angepaßt.

In der ersten Abhandlung („Die Welt jenseits unserer Sinne") wird in sehr beredter Weise dargetan, daß die ungeheuere Ausdehnung menschlichen Wissens, die das weite Gebiet der Wissenschaft bildet, hauptsächlich in der Erforschung der Welt bestanden hat, die jenseits unserer ursprünglichen angebornen Sinne gelegen ist.

In der zweiten Abhandlung („Die Endlichkeit des Weltalls") werden die Gründe klar gemacht, auf denen die Ansicht von der Endlichkeit der Grenzen, Geschwindigkeiten und Einheiten des Universums beruht.

Der dritte der Aufsätze („Die Bausteine des Weltalls") gibt eine Skizze über den Aufbau der Materie und über die auf diesem Gebiete vorgenommenen Spekulationen. In demselben wird auch auf den ungeheuern Energievorrat aufmerksam gemacht, der in den Molekülen vorhanden ist.

Im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen betrachtet der Verf. die „Fortschritte auf dem Wege zur Erklärung der Elektrizität". Namentlich wird in dieser Abhandlung auf die Elektronentheorie

die entsprechende Rücksicht genommen. Nach neueren Anschauungen ist das chemische Atom eine Vereinigung elektrisierter Korpuskeln, deren Geschwindigkeit in einer Crookesschen Röhre von Thomson zu einem Drittel der Lichtgeschwindigkeit berechnet wurde.

Mit diesen Erörterungen steht im innigsten Zusammenhange der Inhalt der fünften Abhandlung („Die Suche nach dem Urstoff"), in der diese Frage besonders auf Grund der Forschungen auf dem Gebiete der strahlenden Materie diskutiert wird.

Weiters wird „Die Begründung der synthetischen Chemie durch Berthelot" besprochen und die großartige wissenschaftliche Tätigkeit dieses Mannes, sowie dessen vielseitiges Wirken auch auf anderen Gebieten hervorgehoben. Die drei Prinzipien, die den Arbeiten von Berthelot zugrunde liegen: daß der Betrag der bei einem chemischen Prozesse entwickelten Wärme ein Maß der geleisteten molekularen Arbeit ist, daß der Betrag der bei einer gegebenen Reaktion entwickelten Wärme einzig und allein von dem erreichten Endzustande abhängig ist, daß ferner eine jede chemische Veränderung die Erzeugung solcher Verbindungen anstrebt, bei denen die meiste Wärme frei wird (Prinzip der Maximalarbeit), werden in klarer Weise dem Leser vorgeführt.

In dem Aufsatze „An der Schwelle der Enthüllung der Geheimnisse des Lebens und des Geistes" werden die Arbeiten des Chicagoer Universitätsprofessors Dr. Loeb auf physiologischem und biologischem Gebiete skizziert. Diesem Forscher sind die organischen Wesen nichts anderes als mehr oder weniger komplizierte Zusammensetzungen von Proteïnsubstanzen, die in ganz einfacher Weise den gewöhnlichen physikalischen Gesetzen gehorchen, die überall um uns zur Geltung kommen.

In der achten Abhandlung „Die neuesten Gedanken über das Wesen des Lebens" ist an einigen Forschungen der neuesten Zeit gezeigt worden, wie die Molekularphysik alle Lebenserscheinungen auf das Spiel bekannter mechanischer Kräfte zurückzuführen strebt.

In den weiteren Abhandlungen: „Wie denkt das Gehirn?" und „Der Kampf des menschlichen Körpers gegen Siechtum und Krankheit" wird der Gedanke einer Chemie des lebenden Körpers weiter geführt.

In dem Aufsatze „Die Geisterberichte, die Telegraphie und das Galvanometer" zeigt der Verf. an einer Reihe von treffenden Beispielen, daß unsere Sinne uns nur über einen verhältnismäßig geringen Teil verhältnismäßig grober Reize berichten. Er stellt auch den Satz auf, daß es keine bekannten Reize gibt, die die Sinne erregen, aber nicht imstande wären, irgend welche Instrumente in weit höherem Grade zu affizieren, während uns eine große Zahl von Reizen bekannt ist, die keine Sinnesorgane, aber verschiedene Instrumente zu erregen vermögen.

In der Abhandlung „Über drahtlose Telegraph[illegible]
Forschungen klargelegt, die zur Erfindung derselben

ferner wird auf die Entwicklung dieser praktischen Anwendung der Lehre von den elektrischen Schwingungen und Wellen des Näheren eingegangen.

Das Buch, dessen Lektüre allen Freunden der Naturwissenschaften empfohlen werden kann, ist mit den Bildnissen von J. J. Thomson, Langley, Röntgen, H. A. Lorenz, Lord Kelvin, Crookes, Arrhenius, Berthelot, van t'Hoff, Fischer, Ostwald, Loeb, Behring, Metchnikoff, Becquerel und Hertz geschmückt.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. J. Woldřich, Leitfaden der Somatologie und Hygiene des Menschen, sowie der Schulhygiene für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Herausgegeben von Dr. Alfred Burgerstein unter Mitwirkung von Dr. Leo Burgerstein und Dr. A. Netolitzky. 10., verbesserte Auflage. Mit 80 in den Text gedruckten, darunter 14 farbigen Abbildungen. Wien, Verlag von A. Hölder 1905.

Der vorliegende Leitfaden, der in 10. Auflage erschienen ist, bietet in seinem ersten Teile, der Somatologie und Hygiene des Menschen, mehr als die anderen Lehrbücher. Darum greift jeder Lehrer gern nach diesem Buche, denn er findet neben einer kurzen und genauen Beschreibung der Organe eine etwas größere Berücksichtigung der Pflege derselben. In gedrängter Darstellung wird ferner die Anleitung gegeben, in welcher Weise bei plötzlichen Unfällen die erste Hilfe von Laien geleistet werden kann. Bei der Lektüre dieses Abschnittes legt man sich unwillkürlich die Frage vor, ob es nicht angezeigt wäre, den Gymnasiasten und Realschülern, die ja doch nicht alle Ärzte werden, eine ähnliche Belehrung mit auf den Lebensweg zu geben. Dr. A. Burgerstein bespricht in seinem Leitfaden nachstehende Unfälle: Quetschung, Verwundung, Blutung; Verbrennung, Verbrühung, Verätzung; Verstauchung, Verrenkung, Knochenbruch; Ertrinken, Erfrieren, Ersticken; Hitzschlag, Fallsucht, Ohnmacht; Vergiftung.

Bei der Herausgabe des Buches unterstützten den Verf. die Herren Dr. Leo Burgerstein und Dr. A. Netolitzky. Ersterer schrieb das Kapitel über Schulhygiene (Schulhaus, Lehrzimmer und Einrichtung desselben, Hygiene des Unterrichtes, hygienische Belehrung der Kinder und Eltern usw.), letzterer schrieb über Infektionskrankheiten und über die Notwendigkeit und den Wirkungskreis des Schularztes.

Der Leitfaden entspricht in jeder Hinsicht seinem Zwecke und sei deshalb bestens empfohlen.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die neuphilologische Bewegung und ihre Einwirkung auf Österreich-Ungarn.

Die Neuerungen auf dem Gebiete der Philologie verdanken ihr Werden jenen Ursachen, welche die Kultur der Völker zur Weiterentwicklung treiben. Die Realwissenschaften haben wertvolle Entdeckungen und Erfindungen zutage gefördert und die Menschheit dadurch auf eine höhere Stufe geistiger Klarsicht gehoben. Abstraktionen genügen heute nicht mehr, wo Tatsachen demonstriert werden können; demzufolge ist an das Wissen die Anforderung herangetreten, sich durch Können zu betätigen. Wie viel Geringschätzung mußte dieser Fortschritt über sich ergehen lassen seitens aller jener, die nicht ahnten, oder es nicht zugeben wollten, daß Wissen + Können — also: geistiger Besitz umgesetzt in geistige Fertigkeit und diese geistige Fertigkeit der Außenwelt mitgeteilt durch physische Fertigkeit — kein Minus ergeben könne gegen: Wissen + 0, also gegen: geistigen Besitz ohne spontanen Umsatz in Funktionen — Taten!

Auf allen Gebieten wissenschaftlichen Forschens und menschlicher Betätigung überhaupt ist im letzten halben Jahrhundert ein bedeutender Aufschwung wahrnehmbar gewesen und so sind auch in der Neuphilologie, insbesondere im fremdsprachlichen Unterrichte, interessante neue Erscheinungen zu verzeichnen.

Es ist noch kaum drei Dezennien her, daß in den neuphilologischen Kreisen eine Bewegung entstand, welche darauf hinzielte, den Sprachunterricht, hauptsächlich aber den Unterricht lebender fremder Sprachen in Mittelschulen weniger zwecklos zu betreiben, als dies im dritten Drittel des XIX. Jahrhunderts allenthalben der Fall war[1]). Zu jener Zeit, wo dieser Unterricht am tiefsten stand, tauchten jedoch Kräfte auf, welche die Sprachforschung in neue Bahnen lenkten; man kam darauf,

[1]) S. Wilhelm Viëtor, Die Methodik des neusprachlichen Unterrichtes. Geschichtlicher Überblick in vier Vorträgen. Leipzig, Teubner.

daß ein tiefes Eindringen in den Geist eines Idioms unmöglich ist, wo die betreffende Sprache mündlich nicht vollkommen beherrscht wird. Es handelte sich also darum, das Sprechen der Sprache zu lehren. Wußte man aber auch, was die gesprochene Sprache ist, so lange man bloß das Auge mit den Buchstaben beschäftigte, die sich auf dem Papiere präsentieren? Als man sich für den gesprochenen Laut als solchen zu interessieren begann, so wußte man bald, daß eben diese Buchstaben nicht anzeigen, was man spricht. Man kam ferner darauf, daß dicke Bände von Grammatiken, die nach dem Muster der alten Sprachen verfaßt worden waren, Regeln bargen, die an sich bestanden, Regeln, die mit dem Leben der modernen Sprache nichts gemein hatten. All dies gab den großen Anstoß zu jener unermüdlichen Arbeit, die, gepaart mit aufopfernder Liebe für die Jugend fruchtbringende neue Methoden schuf. Mancher Sturm hat getobt, ehe ein Hafen erreicht wurde; mancher Kampf mußte ausgefochten werden, ehe für die neue Sache ein sicherer Boden errungen wurde. Heute ist kaum ein von Europäern bewohntes Land zu verzeichnen, das diese Bewegung nicht mitempfunden hätte; ihre Wirkung ist daher auch fast in allen Teilen Österreich-Ungarns nachweisbar. Obwohl es bei uns, wie überall, noch einige Gegenden — und Schulen — gibt, in denen alte Ahn- und Plötzmethoden herrschen, so finden wir, wenn auch noch durchwegs unter Ausschluß der Phonetik, alle Arten kombinierter Übergangsmethoden vertreten bis hinauf zu solchen Methoden, welche bereits dem Grundsatze der Neuerer gemäß „vom Laut zur Schrift" vorgehen. Jene Methode, welche in der Welt allgemein als „direkte Methode" bezeichnet wird — diejenige also, welche auf phonetischer Grundlage arbeitet, die Muttersprache ausschließt und sich grammatischer Regeln nur *post omnes* als Hilfsmittel bedient zur Erklärung der Formen und Wendungen der in ganzen Sätzen gedachten und gesprochenen Sprache — jene Methode konnte nicht und kann auch heute nicht mit einem Schlage allgemein eingeführt werden. Die vielen Hindernisse, welche sich dieser in jeder Beziehung ethischen und ästhetischen Sache entgegenstellen, sind niemandem so gründlich und in solchem Umfange bekannt als demjenigen, der sich seit dem Beginn der neuphilologischen Bewegung praktisch — als Lehrer — mit dieser Frage befaßt hat.

Nicht das wichtigste Hindernis, aber ein schwer in die Wagschale fallendes materielles Hemmnis, ist der Büchermarkt. Die Erwerbs- und Existenzfrage des Individuums spricht hier ebensosehr mit als die Frage des Geldumsatzes im großen. Ungezählte Millionen alter Lehrbücher liegen heute noch als flüssig zu machendes Kapital in allen Büchermagazinen der Welt; ungezählte Millionen solcher Lehrbücher gehen heute noch täglich in Druck, wo immer die Druckerpresse auch tätig sein mag. Dieser Grund wäre allein hinreichend, ein gleichzeitiges Einführen vollkommen neuer Lehrbücher in sämtlichen Mittelschulen aller Länder, die eine europäische Kultur aufweisen, unmöglich zu machen [1]).

---

[1]) Der Amerikaner A. W. Wishard in Northtarrytown N. Y. U. S. A. hat im Dezember 1904 — anläßlich des in den Vereinigten Staaten ge-

Das bedeutendste unter allen geistigen Hindernissen, welche der schnellen Verbreitung der neuen Methode hemmend entgegenwirken, ist der fast hundert Jahre alte Gebrauch der alten Methode. Die große Mehrzahl der heutigen jungen Mittelschullehrer sind an Schulen herangebildet worden, welche von der neuphilologischen Bewegung noch nicht berührt worden sind; an Schulen, wo die Aufmerksamkeit im Sprachunterricht noch ausschließlich schwierigen Spracherscheinungen und auf spekulativem Wege langsam vorzunehmenden Sprachoperationen zugewandt wird; wo noch zuviel Gewicht gelegt wird auf die Ausbildung des Gedächtnisses und wo die Spontaneität zuwenig Würdigung findet. Die alte Schule betrachtet das Ohr nicht als den wichtigsten Faktor, wo es sich um geistige Ausbildung durch Spracherlernung handelt; sie erachtet die Sprechwerkzeuge und deren Bewegungen nicht als unentbehrliche Faktoren bei der Spracherlernung und Sprachanwendung und sie will nicht zugeben, daß das Auge im neusprachlichen Elementarunterricht so wenig als möglich mit dem Papier beschäftigt werden darf. Den Schüler zu lehren, die lebendigen Vorgänge im Leben — die Wirklichkeit — zu sehen, wie sie ist; das, was wirklich vor sich geht, in Sprachformen zu denken und diese Gedanken spontan zu äußern: das ist die große und schwierige Aufgabe des neusprachlichen Elementarunterrichtes.

Mit Macht kämpfen heute noch viele junge und jüngere Lehrer gegen das unbekannte Neue an; zeitweilig wird dort und da auch manch guter Keim völlig vernichtet. Die vor einigen Jahren in Deutschland herrschende Koschwitz-Reaktion entsprang den oben erwähnten Ursachen, und es werden noch so manche Reaktionen vorkommen, ehe dieser Streit um den Wert der neuen Methode als überwundener Standpunkt anzusehen sein wird; naturgemäß werden diese Kämpfe aber weder so stürmisch auftreten noch so hartnäckig geführt werden wie die vorangegangenen. Dem eben angeführten Hindernis entspricht ein weiteres großes Hindernis gegen die baldige allgemeine Einführung der direkten Methode; dies ist der Umstand, daß die alte Schule keine Lehrkräfte erzieht, die sich gut für die neue Methode eignen; diese stellt an den Philologen weit größere Ansprüche als die alte Methode. Neuphilologen, die gründlich

---

planten internationalen phonetischen Kongresses zum Zwecke der Annahme einer einheitlichen Lautschrift für alle deutschen, englischen und romanischen Wörterbücher — die Berechnung gemacht, daß beispielsweise zur schnellen Einführung einer internationalen Sprache auf der Welt ein Kapital von 5,000.000.000 £ erforderlich wäre. Potenzen solcher Summen wären erforderlich, wollte man anstatt der gebräuchlichen Orthographie allenthalben die Lautschrift einführen; und in einem geringeren Verhältnisse zu dieser Summe stünde das Kapital, welches erforderlich wäre, um mit einem Male allenthalben neue Lehrbücher für den Unterricht der fremden lebenden Sprachen vorz[illegible] war nicht möglich, hier eine solche Berechnung für Ö[illegible] geben, denn einer der ersten Wiener Verleger erkl[illegible], was Wien allein anbelangte, für unausführ[illegible]

und rationell unterrichten wollen, müssen, nebst den historisch grammatischen und literarischen Kenntnissen, auch die fremde Umgangssprache sowie die höhere Vortragssprache mündlich vollkommen beherrschen; sie müssen durch Reisen und Aufenthalt im Ausland eine genaue Kenntnis des betreffenden Landes, seiner Sitten und Gebräuche erlangt haben: sie müssen phonetisch und speziell psychologisch zu ihrem Fache ausgebildet und an sogenannten Reformseminarien und -schulen mit ihrem künftigen Beruf bekannt und vertraut gemacht worden sein [1]).

Während jeder fleißige Mensch nach der alten Methode arbeiten kann, genügt der Fleiß allein bei der neuen Methode nicht; es wird auch unter gut vor- und ausgebildeten Neuphilologen sich stets nur ein geringer Perzentsatz vollkommen zum Lehrer eignen. So wie der Künstler oder wie der Operateur, so muß auch der Neuphilologe zum Fache des neusprachlichen Lehrers geboren sein. Man sollte meinen, daß damit überhaupt die Unmöglichkeit nachgewiesen sei, die direkte Methode allgemein einzuführen. Mit nichten! Es lebt die Kunst — es herrscht die Chirurgie! Und sind wir einmal so weit gekommen, daß neue Erziehungssysteme die Talente individueller entfalten, so wird mehr Fähigkeit für ähnliche Betätigungen zutage treten, als dies heute der Fall sein kann. Das große Geheimnis des guten Erfolges mit der neuen Methode ist: aus der jeweiligen Situation Gedanken zu schöpfen und das freie Gespräch auch an das kleinste Ereignis in der Klasse — an einen Windhauch, einen Lichtstrahl usw. — anzuknüpfen und zum Gegenstand lebendiger Beobachtung und eigener Anschauung zu machen, auf diese Weise das Streben zu sprechen aus dem wirklichen Leben zu entwickeln und dabei Maß zu halten und Tempo im Geben des neuen Stoffes und der neuen Formen. Freilich zeigt eben dieser Punkt die Schwierigkeit des Unternehmens in ihrem grellsten Lichte, denn Gesundheitsstörungen, Erregungen und Verstimmungen durch Widerwärtigkeiten, Sorgen und Unglücksfälle beeinflussen häufig das zu solchem Wirken unentbehrliche seelische Gleichgewicht des Lehrers. Wie prächtig bewährte sich da die alte Methode, wo alles im Buche vorhanden, bloß zusammengetragen und zusammengefügt werden mußte! Aber auch nun denke man an den Künstler und an den Operateur; auch diese sind Menschen, dem Wechselspiele aller menschlichen Zufälle und Leiden ausgesetzt; aber sie teilen ihre Zeit und ihre Tätigkeit ein und tragen und überwinden und leisten. So weiß auch der praktisch erfahrene Neuphilologe böse Stunden, schwere Tage, wo der Götterfunke nicht sprüht, zu den nötigen Wiederholungsübungen und zu Lese- und Schreibübungen, die auch abgehalten werden müssen, zu verwenden.

Last not least muß hier auch die alte Art der Inspektion als Hemmnis erwähnt werden. In Frankreich z. B. wird die direkte Methode

---

[1]) S. „Die Reform des neusprachlichen Unterrichtes auf Schule und Universität". Von Max Walter, mit einem Nachwort von Wilhelm Viëtor. Marburg i. H., Elwert 1901. — „Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in Oberklassen". Von Max Walter. Marburg i. H., Elwert 1906.

durch Regierungsmänner verbreitet, welche die Förderung der neuen Richtung in der Philologie sozusagen als ihre Lebensaufgabe betrachten [1]). Nur unter solchen Verhältnissen kann diese Sache lebensfähig gemacht werden. Wo bloß hie und da ein Direktor oder ein Lehrer sich für seine Person die Erlaubnis erwirkt, nach der neuen Methode zu arbeiten oder arbeiten zu lassen, da klappt die Sache nur so lange, als niemand hindernd eingreift — so lange als keine Personalveränderungen in den leitenden Ämtern vorkommen. Unter solchen Verhältnissen ist ein Todesfall, oder bloß eine abgelaufene Dienstzeit, genug, um die Lebensarbeit eines Einzelnen zunichte zu machen. Zur Förderung der neuen Bestrebungen gehören Fachmänner, welche längere Zeit hindurch — Jahre hindurch — sich häufig einfinden, ruhig im Rücken der Klasse Platz nehmen und als passive objektive Beobachter ihre Wahrnehmungen mit dem betreffenden arbeitenden Neuphilologen besprechen. Wo aber kaum einmal im Jahre kurz inspiziert wird und dabei Regeln abgefragt werden, deren sich die neue Methode nicht bedient; wo die Aussprache im Munde des Prüfenden keine Ähnlichkeit hat mit dem Klange der wirklichen, gut gesprochenen fremden Sprache, da können böse Mißverständnisse vorkommen und man verarge es auch dem begeisterten Apostel der neuen Richtung nicht, wenn er — wo alte Verhältnisse herrschen — der Überzeugung der klassischen Philologie nachgebend, sich fügt und lieber nach älteren Methoden unterrichtet oder unterrichten läßt, als daß er es auf sein Gewissen laden wollte, die Leistungen seiner Schüler oder Kollegen in ein schiefes Licht zu stellen, hätte er selbst auch Willen und Kraft genug besessen, für seine Überzeugung einzustehen und einzugehen [2]).

In Gegenden, wo fast noch alle günstigen Bedingungen zur Förderung der neuen Richtung fehlen, müssen solche Bücher, welche eine vermittelnde Stellung einnehmen zwischen der alten und der neuen Methode — mögen diese auch nicht ohne Mängel sein — mit Freuden als Wegweiser einer nach aufwärts führenden Richtung begrüßt werden. Die Aufzählung der Gegeneinflüsse und Hemmnisse, welche die baldige allseitige Einführung der direkten Methode undurchführbar machen, sind das beste Argument dafür, daß die Sache des neusprachlichen Unterrichtes nur an der Hand von Übergangsmethoden ihren Weg durch die Welt machen kann.

Die Einwirkung der neuphilologischen Bewegung auf Österreich-Ungarn ist am ehesten dadurch richtig zu beurteilen, daß man den deutschen Unterricht an nichtdeutschen Mittelschulen ins Auge faßt, weil sowohl die betreffenden Lehrpläne als auch die Vor- und Ausbildung der an diesen Anstalten wirkenden Lehrkräfte sich in allen Teilen der

[1]) S. über die Art und Weise dieser fördernden Bestrebungen den Brief des Prof. P. Passy an anderer Stelle dieser Abhandlung.

[2]) Konkrete Fälle solcher Art aus verschiedener Herren Ländern könnten hier mit Namen und Daten zitiert werden. Es wird jedoch davon abgesehen, um jedwede persönliche Anspielung zu vermeiden.



Monarchie so ziemlich gleichen. Wir haben hier den Unterricht des Deutschen in italienischen, slovenischen, böhmischen, galizischen sowie in ungarischen und kroatischen Mittelschulen in Betracht gezogen[1]). Das Ergebnis ist folgendes.

An den italienischen Gymnasien der Monarchie herrscht noch allenthalben die synthetisch-grammatische Methode mit ihren schriftlichen Hinübersetzungen[2]). Defant, „*Corso di lingua tedesca*“ und Claus, „*Nuova grammatica teoretico-pratica della lingua tedesca*“ vom Jahre 1904, sowie „*Pallestra tedesca, corso completo di grammatica e lingua tedesca*“ dei professori G. Cobenzl e D. Gn. Marina, zeigen schon in ihrem Titel an, daß hier die Erlernung des Deutschen bloß mittels grammatischer — in italienischer Sprache gegebener — Regeln vor sich gehen soll. Deutsche Lesebücher, die mit Anekdoten in schwerer Sprache beginnen und bald zu schweren Gedichten und Prosastücken übergehen wie z. B. „*Antologia tedesca completa per uso delle scuole medie*“ da Enrico Noë u. a. m. setzen voraus, daß der Schüler mit der deutschen Sprache vertraut sein muß[3]).

In den slovenischen Mittelschulen sind deutsche Lehrbücher von A. Štritof in Gebrauch, welche, wie der Titel besagt, für slovenisch-utraquistische Lehranstalten verfaßt sind[4]). Diese Bücher können hier, wo es sich nur um das Moment der Erlernung einer dem Schüler noch unbekannten Sprache handelt, nicht in Betracht gezogen werden.

In Böhmen wird in tschechischen Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten das Lehrbuch von E. Říha benützt. Hier finden wir eine Lauttafel (welche in zwei Tabellen zerfällt), aber diese zeigt eine Reihe von Unkorrektheiten[5]). Es dünkt einem fast unglaublich, daß

---

[1]) Dieser Artikel bringt keine erschöpfende Besprechung der aufliegenden Fachliteratur. Soweit die Universitätsbuchhandlung in Agram durch Kataloge und zur Einsicht bestellte Bücher Aufschluß verschaffen konnte, sind die neuen Methoden zum Unterrichte des Deutschen hier angeführt worden, die eben an österr.-ungar. Mittelschulen in Gebrauch stehen; aber auch die einzelnen hier genannten Bücher werden nicht erschöpfend besprochen; es wird bloß das Moment der Stoff- und Regelwahl und die Art und Weise der Stoff- und Regelgebung betont. Wo eine fehlerhafte Lauterklärung dies erheischt, wird das phonetische Moment gegenüber gestellt. In puncto Korrektheit der Sprache und Grammatik jedes einzelnen Buches bringt dieser Aufsatz bloß ein allgemeines Urteil, welches durch Beispiele illustriert wird. Es war nicht tunlich, die Proportion der Zeilenzahl einzelner Besprechungen untereinander zu berücksichtigen; diese ist daher auch nicht ausschlaggebend für den Wert oder Unwert des einzelnen Werkes. Der gebotene Überblick soll bloß feststellen, welche Gegenden von der neuphilologischen Bewegung unberührt geblieben sind, und wie weit und unter welcher Form die neue Methode vorgedrungen ist.

[2]) Bei Büchern der alten Methode wurde von der Angabe des Verlages, zumeist auch der Jahreszahl, abgesehen.

[3]) Anm. d. R.: Marchel fehlt.

[4]) S. z. B. den Katalog des k. k. Schulbücherverlages in Wien.

[5]) Das hier von Říhas Lauttafel Gesagte gilt auch für alle seine Vorgänger und Nachfolger.

solche Lauterklärungen im Jahre 1903 noch in Druck gehen konnten[1]). Der Rahmen dieses Artikels gestattet keine eingehende Abhandlung über Řihas Lauttafel und Lauterklärung; hier sei bloß eine Probe als Beispiel der herrschenden Unkorrektheit gegeben. Vom *ch* heißt es S. 1 auf der ersten Tabelle: „Wie die Laute der deutschen Sprache schriftlich bezeichnet werden", sub Laut '*h* scharf'; sub Schrift '*ch*'. Das heißt also: *ch* = scharf gesprochenem *h*. S. 3 auf der Tabelle: „Lehre der Aussprache deutscher Laute" finden wir aber das *ch*-Zeichen bloß erklärt, wo es wie *k* lautet; die einzigen für das Deutsche besonders charakteristischen Laute sind jedoch die *ch*-Laute und eben diese kommen auf der Aussprachetabelle gar nicht vor. Man vergleiche hierüber: Otto Jespersen, „Lehrbuch der Phonetik", übersetzt von Davidsen (Leipzig und Berlin, Teubner 1904): Über den *h*-Laut §§ 74, 88, 143. Über die *ch*-Laute siehe §§ 48, 84, 129. Man vergleiche ferner W. Viëtor, „Elemente der Phonetik" (4. verbesserte Aufl. Leipzig, Reisland 1898)[2]). Über

---

[1]) Die Phonetik, ein unentbehrlicher Wissenszweig der ganzen großen Sprachwissenschaft, wurde auf den ehrwürdigen, jahrtausende alten Brauch gegründet, die Laute zu schreiben, die man spricht. Diese Wissenschaft ist in den letzten Dezennien des XIX. Jahrhunderts erstanden und hat in den Zentren der westeuropäischen Kultur und in den Vereinigten Staaten Amerikas Fuß gefaßt. Jeder Sprachlehrer, vom Universitätsprofessor bis zum Volksschullehrer, sollte heute mit ihr rechnen. Als Beweis, wie verbreitet dieser Wissenszweig heute schon ist, mögen die Worte P. Passys dienen; dieser schreibt im Novemberheft 1905 des „*Maître phonétique*", Bourg-la-Reine, Seine, über die 5. Auflage von W. Viëtors „Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen" auf französisch folgende Worte: „Die Besprechung dieses Buches kommt spät; zum Glück ist es zu gut bekannt, als daß eine solche überhaupt nötig wäre; es genügt sozusagen die bloße Ankündigung. Die erste Auflage, welche im Jahre 1884 erschien, hat mehr als irgend ein Werk dazu beigetragen, die Phonetik, eine damals fast erst aufkeimende Wissenschaft, in Deutschland und vielleicht auch in ganz Europa, allgemein zu verbreiten zu einer Zeit, wo wenig Menschen von der vielfachen Anwendung dieser Wissenschaft etwas ahnten. Die weiteren Auflagen dieses Werkes haben die Phonetik in stets neuen Kreisen bekannt gemacht" usw. Um ein Verzeichnis der laufenden phonetischen Literatur ersucht, antwortet Prof. Dr. Wilhelm Viëtor aus Marburg, am 29. Mai 1906 folgendermaßen (Einschaltungen von seiner Hand): „Mit einer Zusammenstellung aller phonetischen Publikationen sieht es übel aus. Außer dem *M. ph.* 1905 ist zu nennen die Bibliographie in Sievers' „Grundzügen", neueste Auflage (wo aber auf die Phonetik der Schule nicht eingegangen wird), diejenige in meinen „Elementen der Phon." (auch keineswegs vollständig), sodann der „Jahresbericht über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie" (Band für Band zu vergleichen!) und ähnliche Hilfsmittel, auch z. B. die Bibliographie (allmonatlich) im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie...." Eine Liste der hervorragendsten Werke zu Schulzwecken befindet sich im Supplementheft (Extra-Ausgabe) des *M. ph.* = *Maître phonétique*, Juni-Juli 1905 (Bourg-la-Reine, Seine, France). S. ferner „Die Phonetik und der Volksschullehrer" von Richard Härtig, Schuldirektor (Leipzig, E. Wunderlich).

[2]) Die 5. Aufl. dieses Werkes vom Jahre 1904 (399 SS. 8°) ist als durchgesehene Auflage bezeichnet worden. Außer dem Umstande, daß hier die Verschlußlaut-Aussprache des *g* in Tag usw. anempfohlen und daß die Lautschrift des *M. ph.* angenommen wird, bringt diese Auflage keine prinzipiellen Änderungen.

den *h*-Laut s. S. 17 ff. sub „Laute mit Kehlkopflage" §§ 26, 27, 28, 29. Über die *ch*-Laute s. S. 166 ff., § 77 „Die gutturalen *ȝ*- und *c*-Laute" und S. 173, § 79 „Die palatalen *j*- und *ç*-Laute".

Die Angabe dieser Paragraphen und Aufschriften genügt, um zu zeigen, daß *h* und *ch* verschiedene Laute sind und daß das deutsche *ch*-Zeichen[1]) als Symbol für zwei verschiedene Laute gebraucht wird, das heißt: für einen gutturalen und für einen palatalen Laut. Beispielsweise sei hier bloß gesagt, daß der vorangehende Laut die Artikulationsbasis der *ch*-Laute verschiebt und sie dadurch auch für das Ohr verändert: der auf *a, o, u* folgende *ch*-Laut entsteht z. B. durch Engeführung des hinteren Zungenrückens und des Gaumensegels, wo der aus der Lunge kommende Luftstrom einen Reibelaut, den sogenannten *ach*-Laut, erzeugt; während der auf *e, i* folgende *ch*-Laut, der sogenannte *ich*-Laut, ein Reibelaut ist, der durch Engeführung des vorderen Zungenrückens an den harten Gaumen erzeugt wird. Dieser letztere Laut unterscheidet sich noch, je nachdem er im nord- oder süddeutschen Munde gesprochen wird, durch Verschiebung der Artikulationsbasis innerhalb des Bereiches des harten Gaumens. Soviel über die Lautfrage.

Gehen wir nun weiter zur Besprechung des Buches: „*Ernesta Řihe njemačka vježbenica za srednje škole i preparandije*" (Prag, J. Otto 1903)[2]). Die Einteilung ist folgende: Alphabet und Lauttafel 4 SS. Sprachübungen, 100 Aufgaben, 50 SS. Lesebuch und Sprechübungen: I. Anschauungsstoffe mit Bildern und Landkarten, 40 Nummern, 28 SS. II. Anekdoten und Fabeln, Erzählungen, Beschreibungen, Märchen, Gebete, 18 SS. III. Redensarten und Gespräche, 10½ SS. IV. Gedichte, 11 SS. V. Rätsel, 3½ SS. VI. Sprichwörter und Sprüche, 2½ SS. VII. Stilübungen: *a*) Beschreibungen, 10 Nummern, 2 SS. *b*) Vergleichungen, 12 Nummern, 2 SS. *c*) Erzählungen, 10 Nummern, 2 SS. *d*) Nachbildungen, 3 Nummern, ½ S. *e*) Briefe, 9 SS. *f*) Geschäftsaufsätze, 3 SS. Ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Abkürzungen, ½ S. VIII. Einige kleine Biographien deutscher Dichter, 1 S. Eine Tabelle mit 12 Porträts, 2 SS. Grammatik, 100 Paragraphen, 125 SS. Deklinations- und Konjugationstabellen, 15 SS. Wörterbuch, 26 SS. Sachregister, 3 SS.

Wir finden in diesem Buche — Wörterbuch und Sachregister ganz abgerechnet — 209 SS. grammatischen und schriftlichen Übungen gewidmet, wogegen auf das Lesebuch 76 SS. entfallen. Den 100 Aufgaben sind methodische Anleitungen in slavischer Sprache beigegeben. Das Wort „Aufgabe" scheint sich auf schriftliche Ausarbeitung zu beziehen. Eine der ersten Aufgabe beigegebene Anmerkung unten verlangt, man solle nach jeder solchen „Aufgabe" „irgend" etwas aus dem Lesebuche wählen: einige Sätze, ein Rätsel oder ein kurzes Gedichtchen; dieses in der Schule mehrmals durchlesen und zu Hause auswendig lernen

[1]) Die zwei Buchstaben *c* und *h* mögen hier als ein Zeichen gelten.

[2]) Uns kam bloß die kroatische Übersetzung, bearbeitet von M. Kušar, zu handen: „Ernest Řiha", Deutsches Übungsbuch für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten.

lassen. Diese Methode fußt also auf Lese- und Schreibarbeit, die zum Zwecke grammatischer Schulung vorgenommen wird. Der Schüler nimmt die fremde Sprache größtenteils durch das Medium des Auges auf und dies ist ein Hauptmerkmal der alten Methode. Man kann es aber als Fortschritt verzeichnen, daß die schriftliche Hinübersetzung ausgeschlossen ist, daß die Grammatik analytisch behandelt wird und daß das einzelne kleine Pensum daraus in der Schule gut einzuüben ist, ehe die schriftliche Arbeit verlangt wird. Auch die Wahl des Sprachstoffes und dessen Anordnung entspricht im allgemeinen den Anforderungen der neuen Methode; hie und da findet sich ein Verstoß vor in der Reihenbildung bei Aufzählung der Gegenstände. Auf S. 61 heißt es z. B. „....ein Ofen, ein Kreuz, das Bild unseres Kaisers, ein Kleiderrechen“ usw. Antike Stoffe und Namen tauchen sporadisch unter Alltagsgegenständen und Themen des XX. Jahrhunderts auf, wie z. B. Mucius Scävola. Eine solche Abschweifung darf im Unterrichte einer modernen Sprache, deren umfangreicher Stoff den Rahmen des Schulbüchleins stets zu sprengen droht, nicht vorkommen, abgesehen davon, daß ein solcher Elementarunterricht das Interesse des Schülers fast durchwegs der Wirklichkeit zuwenden soll, also stets vom Nahen auszugehen hat. Die Stoffverarbeitung des Lesebuches bietet, bedeutender Vokabel- und Formenhäufungen halber, zu große Schwierigkeiten für den Anfänger. Das erste Lesestückchen „Unser Schulzimmer“ auf S. 61 bringt z. B. 27 Substantiva verschiedener Deklinationen und Pluralbildungen; mehrere erscheinen bloß im Plural; darunter gibt es Fremdwörter wie Podium, Katheder, Thermometer; Zusammensetzungen wie Stundeneinteilung usw. Ebenda kommen Haupt- und Ordnungszahlen vor; bestimmte und unbestimmte Pronomina; adverbiale Bestimmungen, u. zw. ein Adverb der Art und Weise und ein Substantiv mit einer Präposition als Lokalbestimmung. Da finden wir sieben verschiedene Verba, u. zw. sich befinden, sein, haben, hängen, sehen, sitzen, zuhören; also: Hilfsverba, starke und schwache Verba, zusammengesetzte Verba verschiedener Gattungen, reflexive, transitive, intransitive und subjektive Verba! Eine solche Formenwahl ist das Charakteristikon der älteren Lesemethoden. Die direkte Methode vermeidet es zwar, dem Schüler die neuen Vokabeln und Sätze nach grammatischen Kategorien zu übermitteln, aber solche Konglomerate verschiedener grammatischer Erscheinungen dürfen neu auf einmal nicht geboten werden, selbst dort nicht, wo ausschließlich die Tätigkeit des Auges anstatt des Ohres in Anspruch genommen wird. Ist der Schüler aber so weit vorgerückt, solche Formenmassen ungeschädigt aufnehmen zu können, dann darf man ihm einen anregenderen Inhalt bieten als das Aufzählen der Gegenstände im Zimmer. Im Gegensatze zur Häufung der Wortformen steht die Auswahl der Satzformen in den Texten der Aufgaben; diese sind eigentümlich monoton. Es wird lange Zeit nur in abgebrochenen Hauptsätzen gearbeitet, unter die ab und zu Satzverbindungen und [illegible] tönige Kontraktionen gemengt sind. Das Gefühl für das [illegible] Sprache so unentbehrliche Satzgefüge kann nicht [illegible] und ausgebildet werden, und dieses erscheint bl[illegible]

und sehr ungleichmäßig behandelt. Im § 59 taucht der erste Nebensatz, ein Temporalsatz, auf; gleich darauf folgt eine kleine Periode mit drei Temporalsätzen. Hierauf folgen wieder vier Paragraphen ohne Nebensatz, und erst im § 64 erscheint ein Relativsatz. Von da ab kommen viele Kontraktionen von Hauptsätzen vor und hie und da ein vereinzelter Nebensatz. Erst in den §§ 77 und 78 kommen Sprichwörter vor, die neben Satzverbindungen auch mehrere Satzgefüge enthalten. Was die Behandlung der Grammatik anbelangt, so bringen die ersten „Aufgaben" praktische Konjugationsübungen, wie: Ich rechne, du schreibst, er zeichnet usw. Wie schade, daß den Deklinationen nicht ebenfalls zu Beginn des Unterrichtes ähnliche Übungen in ganzen Sätzen gewidmet worden sind! Der schwächste Punkt in diesem im ganzen gut brauchbaren Buche ist das mangelhafte Deutsch. Die Anwendung des Plusquamperfektums entspricht nicht immer dem Geiste der deutschen Sprache. Siehe z. B. § 83. In den Rechenübungen wird dem deutschen Sprachgebrauche entgegen überall „sind" anstatt „ist" gesagt, z. B. „1 und 8 sind 9" anstatt „ist 9". Unter allen Rechenübungen kommt ein einziger korrekter Satz vor, u. zw. auf S. 79, § 35: „2 mal 4 ist 8". Wir finden ferner den Volksdialekt „Schaffel" neben dem Hochdeutschen „Gläschen" und „Töpfchen"; ungewöhnliche Partikeln, z. B. „mittelswelchen" anstatt womit; unrichtige Anwendung von Präpositionen: „Wieviel ist es an seiner Uhr?" Da findet sich manch selten gebräuchliche Wendung mit dem Partizipium des Präsens; ab und zu kommen auch Fehler gegen die Wortfolge vor und ein Verstoß gegen die Logik. Hingegen befinden sich in diesem Buche gut ausgedrückte kleine Redensarten aus dem Alltagsleben mit der Übersetzung auf der Nebenkolonne.

Zum Zwecke schon etwas vorgeschrittener schriftlicher Übungen sind kleine Vergleiche ausgeführt, oder auch nur angegeben zwischen Gegenständen wie: Buch und Schreibheft usw. Schriftliche Aufgaben, in welchen ganz kleine Vergleichungen und Erzählungen ohne Verbum finitum bloß mit den Infinitiven gegeben sind, damit der Schüler die richtige Verbform ersetze, mögen für die Muttersprache geeignet sein; sie sind jedoch im fremdsprachlichen Unterricht ganz zu verwerfen. Das Lesen solcher Texte wie z. B. auf S. 148 „Das Brot" muß auf das noch schwach entwickelte Formengefühl des Schülers schädlich einwirken: „Ein Prinz einst einen Bauer verächtlich behandeln, indem nicht grüßen" usw. Mit allen Mitteln muß dahin gearbeitet werden, das Gefühl, und dies geschieht am besten durch häufige Wiederholung guter Mustersätze und richtiger Formen, für die Übereinstimmung schnell aufeinander folgender Satzteile zu stärken. Übungen, in denen sich Auge und Ohr mit falschen Formen beschäftigen, wirken auch noch auf einer höheren Unterrichtsstufe verderblich. Muster und Angaben zu Nachbildungen, wie sie in der Muttersprache gebräuchlich sind, und auch kleine Briefmuster und Geschäftsaufsätze mögen dem Schüler, der über die Anfangsgründe hinaus ist, gut zustatten kommen. Porträts, u. zw. die sechs Klassiker und Uhland, Rückert, Heine, Grillparzer, Lenau und Grün bilden eine hübsche Ergänzung dieses offenbar auf mehrere Jahrgänge berechneten Buches.

In Kroatien[1]) steht in den Mittelschulen noch eine im J. 1882 entstandene kroatische Grammatik von Prof. F. Marn zur Erlernung des Deutschen in Verwendung. Die letzte Auflage datiert vom Jahre 1898. Übersetzungsbücher vom selben Autor, die zu den Paragraphen der Grammatik schwierige Sätze als Hinübersetzung konstruieren lassen, die auch einige Lesestücke in schwerer Prosa und schwere Gedichte enthalten, werden in den unteren Klassen benützt. Das Übungsbuch der I. und II. Klasse erlebte vier umgearbeitete und verbesserte Auflagen; die letzte stammt aus dem J. 1901; daselbst sind alle Übersetzungsübungen entfernt worden und wir finden zu Beginn des Buches bloß kleine leichte Lesestücke, denen kurze grammatische Übungen beigegeben sind. Die Wahl des Sprachstoffes läßt jedoch im Aufsteigen alle organische Entwicklung durch systematische Erweiterung vermissen. Auch wurde bei der Wahl der Texte nicht auf systematische Wiederholung der gegebenen Formen und Wendungen gesehen und die Korrektheit der Sprache läßt manches zu wünschen übrig. In der V. und VI. Klasse steht F. Marns Lesebuch mit schweren Prosatexten und Gedichten in Gebrauch.

Seit dem Beginne des Schuljahres 1905/6 ist für die I. Klasse der Mittelschulen ein neues Buch vorgeschrieben worden: *„Njemačka vježbenica za prvi razred srednjih učilišta“* sastavio Dr. Hinko Scheidela. Troškom i nakladom kr. hrv. slav. dalm. vlade. Zagreb 1905[2]). In diesem bloß für einen Jahrgang bestimmten Buche finden wir folgende Einteilung: Schreiben und Aussprechen der deutschen Laute, 8 SS. I. Sprachübungen: 49 deutsche Übungen und 16 kroatische Übersetzungen, 26 SS. II. Systematischer Anschauungsunterricht, 14 Übungen, 6 SS. III. Umgangsformen in und außer der Schule, 6 SS. IV. Anekdoten, Erzählungen und Fabeln, 14 Nummern, 4 SS. V. Gedichte, 12 Nummern, 7 SS. Grammatik und Vokabeln zu den Sprechübungen, $24^1/_2$ SS. Wörterbuch, 28 SS. Sachregister, 3 SS. (Schluß folgt).

Agram. Natalie Wickerhauser.

Zur Frage der sexuellen Aufklärung der Schuljugend.

Wir haben unter diesem Titel auf die Behandlung der sexuellen Aufklärung der Schuljugend seitens der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte aufmerksam gemacht[3]) und erwartungsvoll der Herausgabe eines Merkblattes, das den Abiturienten beim Abgange von der Schule einzuhändigen wäre, entgegengesehen. Wie aus dem vor kurzem erschienenen Berichte[4]) dieser Kom-

[1]) Seit dem Jahre 1892 ist für den Unterricht des Französischen eine direkte Methode von Dr. J. Adamović in Kroatien in Gebrauch.

[2]) „Deutsches Übungsbuch für die erste Klasse der Mittelschulen“ zusammengestellt von Dr. Hinko Scheidela. Verlegt auf Kosten der kgl. kroat.-slavon.-dalm. Landesregierung. Agram 1905.

[3]) Vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 1134 ff.

[4]) bei Teubner in Leipzig.

mission über die Tätigkeit im abgelaufenen Schuljahr von A. Gutzmer zu entnehmen ist, hat die Kommission von der Herausgabe eines solchen Merkblattes Umgang genommen, es aber für nötig erklärt, daß in allen den Fällen, wo es angezeigt erscheint, eine geeignete Persönlichkeit eingreife und die erforderlichen Aufklärungen gebe, namentlich am Schlusse der Schulzeit. Die Kommission hat für diesen Zweck ein „Merkblatt zur Handhabung der sexuellen Aufklärung an höheren Schulen" unter Angabe einiger Literaturquellen ausgearbeitet, mit dem sie den mit der Aufklärung beauftragten Persönlichkeiten einige Fingerzeige geben will.

Dieses Merkblatt steht im bezeichneten Berichte auf S. 71—73. Wegen der Wichtigkeit der Sache bringen wir die daselbst aufgestellten Gesichtspunkte, welche für die Aufklärung über die sexuellen Verhältnisse beim Verlassen der höheren Unterrichtsanstalten in Betracht kommen können, hier zum Abdruck und erwarten, daß im Falle als die detaillierte Ausarbeitung eines solchen Merkblattes als Bedürfnis empfunden werden sollte, die Lehrkörper bei der Unterrichtsverwaltung, bezw. beim obersten Sanitätsrat in dieser Angelegenheit vorstellig werden.

Die aufgestellten Gesichtspunkte sind folgende:

A. Es muß auf die Wichtigkeit der Zeugung für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes hingewiesen werden. Dabei ist die hohe ethische Bedeutung des Vorganges zu betonen und die Verantwortung hervorzuheben, welche die Erzeuger eines neuen Wesens auf sich nehmen. Auf eine Beschreibung der Kohabitationsvorgänge und der anatomischen und physiologischen Beschaffenheit der sexuellen Organe wird nach Überzeugung der Kommission am besten verzichtet. Andeutungsweise kann in den Fällen, wo es erforderlich erscheint, auf den Befruchtungsvorgang und die Entwicklung des *Foetus in utero* hingewiesen werden.

B. Es ist darauf aufmerksam zu machen, daß der geschlechtliche Verkehr vermieden werden kann und für den menschlichen Organismus keine physiologische Notwendigkeit ist. Auf jeden Fall gibt es eine große Reihe gesunder und leistungsfähiger Männer, welche bis zu ihrer Ehe keinen geschlechtlichen Umgang gehabt haben.

Eine ernste Warnung wird vielfach am Platz sein gegenüber den renommierenden Erzählungen junger Männer, welche die Betätigung ihrer Mannhaftigkeit in geschlechtlichen Abenteuern suchen. Die echte Männlichkeit zeigt sich aber darin, daß wir imstande sind, unsere Triebe und vor allem den bei einzelnen Individuen oft mächtigsten Trieb, den Geschlechtstrieb, zu beherrschen.

Der Geschlechtstrieb wird hervorgerufen durch sinnliche Empfindungen in den Geschlechtsteilen und durch entsprechende Vorstellungen. Als Äquivalent für die Betätigung des Geschlechtstriebes stellen sich bei dem enthaltsamen Manne die Pollutionen ein. Häufig schreiten junge Leute in den Entwicklungsjahren zur Selbstbefriedigung. In solchen Fällen empfiehlt es sich, sobald keine Selbstbeherrschung mehr möglich ist, einen Arzt aufzusuchen. Unbedingt schädlich dagegen ist es, in wohlfeilen Büchern über Selbstbefleckung Belehrung zu suchen.

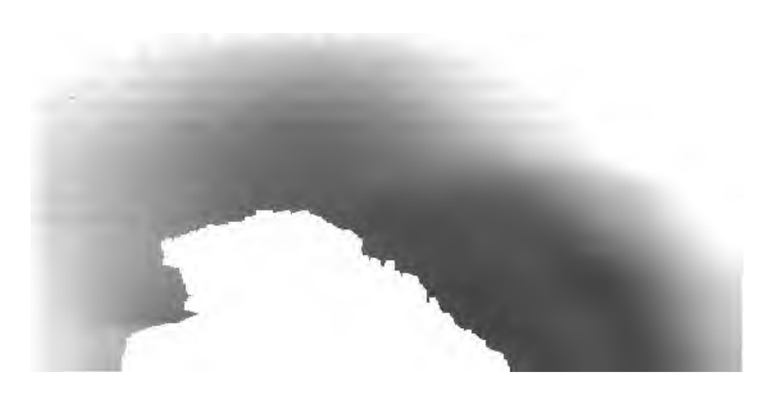
Neben Müßiggang, sinnlicher Lektüre und Unterhaltung ist es namentlich der Alkohol, der zu unbedachtem geschlechtlichen Verkehr führt, während ernste Arbeit bei genügender Bewegung in frischer Luft und Betätigung in vernünftig betriebenem Sport den Geschlechtstrieb zurückzudrängen geeignet sind.

C. Die Gefahren des außerehelichen Geschlechtsverkehrs bestehen nicht nur auf physischem, sondern auch auf ethischem Gebiete. Auf ethischem Gebiete hat es an und für sich schon etwas Entwürdigendes, in den Verkehr mit Kreisen, wie sie Zuhälter und Dirnen darstellen, zu treten; aber auch die Lösung eines sogenannten „Verhältnisses" endigt gar häufig mit einem moralischen Bankerott auch für den Mann.

Auf physischem Gebiete besteht die Gefahr der geschlechtlichen Infektion. Hier kann in geeigneten Fällen auf die Merkblätter der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" zurückgegriffen werden. Die Infektionen, welche hauptsächlich in Betracht kommen, sind die Syphilis und die Gonorrhoe. In beiden Fällen besteht nicht nur die Gefahr für den Infizierten selbst, sondern auch die Gefahr, daß die Krankheit auf andere und später sogar auf das auserwählte Weib der Liebe übertragen wird, ja daß direkt oder indirekt auch die Nachkommenschaft geschädigt wird. In allen Fällen einer geschlechtlichen Infektion ist sofort ein sachkundiger Arzt aufzusuchen. Kurpfuscher und briefliche Behandlung sind streng zu meiden. —

Sehr bezeichnend ist, daß die Kommission es zwar für unbedenklich hält, daß in dem naturwissenschaftlichen Unterricht die Befruchtungsvorgänge bei Pflanzen und Tieren in geeigneter Weise besprochen werden, daß sie sich aber gegen ein genaueres Eingehen auf die sexuellen Verhältnisse beim Menschen ausspricht, weil Gefahr vorhanden sei, daß die bis dahin noch gänzlich unbefangenen Schüler früher zu sexuellen Vorstellungen kommen, als es ihrer natürlichen Anlage nach geschehen wäre, denn es sei eine unumstößliche Tatsache, daß die Richtung des Sexualtriebes hauptsächlich durch das Vorstellungsleben bestimmt ist. Diese Erkenntnis haben die Reformer extremer Richtung, die eine systematische Belehrung der Kinder schon in einem frühen Alter befürworten, nicht genug gewürdigt.

Wien. J. H.



Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso. Textausgabe für den Schulgebrauch von Prof. Dr. O. Stange. Leipzig und Berlin, Teubner 1905. XIII und 278 SS. 8° (Bibliotheca Teubneriana: Schultexte). Preis geb. 2 Mk.

Ref. kann sich mit der Einrichtung vorliegender Auswahl aus Ovid nur einverstanden erklären: trifft sie doch mit dessen *Ovidii carmina selecta* im wesentlichen zusammen. Nach einer nicht allzu knapp gehaltenen Einleitung über Ovids Stellung in der römischen Literatur, über sein Leben und seine Dichtung folgt eine dem Herkommen entsprechende Auswahl aus den Metamorphosen. Was aus den Fasti, den Tristia und den Epistulae ex Ponto aufgenommen ist, ist alles auch in des Ref. Chrestomathie zu finden. Den Schluß bilden ein Namen- und Sachregister und ein kritischer Anhang. Über die textkritische Grundlage des Büchleins hätte Ref. nur zu bemerken, daß, wenn St. in den Metamorphosen Haupt-Ehwald folgt, es nahe gelegen wäre, in den Exilgedichten Ehwalds Text neben dem Güthlings heranzuziehen, nicht den veralteten Rieses aus dem J. 1874. Folgende Stellen bedürfen nach des Ref. Ansicht einer textlichen Änderung: Met. I 99 lese man *erat* st. *erant*; s. diese Zeitschrift 1897, S. 890. — VI 237 *colla* st. *crura*. — VI 330 *Indigenaene* st. *Indigenaeve*. — VI 341 *collegerat* st. *collegit ab*; s. diese Zeitschr. 1904, S. 930. — X 55 *afuerant* st. *afuerunt*; s. diese Zeitschr. ebd. — In den Fasti lese man II 93 *undas* st. *urbes*. — II 115 *tenens* st. *tenet*. — 203 f. sind wieder in den Text zu setzen; s. diese Zeitschr. 1905, S. 210. — 500 lese man *surgebat* st. *fulgebat*. — In den Tristia lese man III 3, 72 *tumuli* st. *tituli*; s. diese Zeitschr. 1905, S. 211. — 10, 8 *liquidis* st. *liquidus*. — IV 10, 96 *eques* st. [illegible] — 123 *detractat* st. *detrectat*. — In den Briefen ex Ponto lese [illegible] 2, 74 *ambiat* st. *ambiit*; s. diese Zei[illegible] 1905, S. 211. — [illegible] *ignoscite)* st. *iuvenes : ignoscite*, [illegible] st. *quo*.

Wien. [illegible]lling.

Walter Schwahn, Diktate für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. IV und 81 SS.

Für Sexta sind 36, für Quinta 32, für Quarta 10 in zusammenhängenden Stücken abgefaßte Diktate zusammengestellt, deren Stoffe zumeist dem geschichtlichen, natur- und erdkundlichen Unterricht entnommen wurden. Auf die verschiedenen Altersstufen wurde selbstverständlich Rücksicht genommen. Für unsere heimischen Schulen ist das Büchlein weniger zu empfehlen. Druckfehler: S. 20, § 14 (Schützen); S. 25, Z. 2 v. o. (hat der Beistrich zu entfallen).

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Artarias Plan von Wien. 1 : 25.000. Größere Ausgabe. Großgemeinde Wien. Mit Straßenverzeichnis und kleinem Führer. Preis 2 K 40 h. Wien, Artaria & Ko. 1906.

An den bisherigen Plan wurde im Osten ein Streifen angeklebt, um auch den XXI. Bezirk in seinem vollen Umfange zur Darstellung bringen zu können. Die Schule besitzt in der Karte nunmehr nicht bloß eine Veranschaulichung der Ausdehnung Wiens, sondern auch eine im Geschichtsunterrichte erwünschte Wiedergabe der Schauplätze der Schlachten von Aspern und Wagram. Die bereits einmal hervorgehobene Doppelzeichnung der Straßenbahnlinien und die Beibehaltung bereits aufgelassener Geleise findet sich auch in der Neuauflage wieder.

Peucker K., Kleines Ortslexikon von Österreich-Ungarn. 3. Ausgabe. Wien, Artaria & Ko. 1904. Nachträge 1906.

Das Büchlein unterscheidet sich von der bereits in dieser Zeitschrift besprochenen Ausgabe vom Jahre 1904 dadurch, daß am Schlusse auf drei Seiten die Veränderungen in der politischen Einteilung innerhalb Österreichs bis Ende 1905, Eingemeindungen, Namensänderungen und Berichtigungen angegeben werden. Eine vierte Seite ist den Einwohnerzahlen der 40 Großstädte des Deutschen Reiches nach der Zählung vom 1. Dezember 1905 gewidmet.

Wien. J. Müllner.

Naturstudien in der Sommerfrische. Reise-Plaudereien. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1906. Preis geb. 3 Mk. 20 Pf.

Der Verf. behandelt in anmutiger Form jene Erscheinungen und Naturkörper, welche der studierenden Jugend bei den Ferienreisen entgegentreten können. Wie viele reisen gedankenlos durch die fruchtbarsten Gefilde und sind nicht imstande, ihren Kindern den Unterschied zwischen Roggen und Gerste, Föhre und Tanne usw. zu erklären. Wie viele führt das Geschick an das Meeresgestade, die nicht die einfachsten Fragen über den Salzgehalt des Meeres, das Leben der Tiere und Pflanzen in demselben, zu beantworten vermögen. Sie alle sollen Kraepelins Buch

als Reiselektüre sich erwerben und es in den Mußestunden lesen. Dann werden sie selbst nicht mehr interesselos in einer an Naturerscheinungen reichen Umgebung verweilen, sondern sie werden auch das werden, was sie eigentlich stets sein sollen, Lehrer ihrer Kinder.

Wien. H. Vieltorf.

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. Von einem Selbstdenker. Berlin 1906.

Man kann über die vom Verf. ausgesgrochenen Thesen verschiedener Meinung sein, das eine billigen, das andere mißbilligen, je nach den subjektiven Gesichtspunkten und persönlichen Lebenserfahrungen: jeder Leser aber wird die kleine Broschüre gern aufmerksam verfolgen und muß dem Verf. Anerkennung für sein ernstes Streben zollen.

Daß gegenüber der mitunter ziemlich scharfen aber oft berechtigten Kritik der Ethik in der materialistischen und in der herrschenden spiritualistischen Weltanschauung nur ein besonderes System u. zw. der Okkultismus besonders bevorzugt erscheint, gereicht der Schrift nicht zum Vorteil. Und wenn einerseits rühmend hervorgehoben werden muß, daß bei aller, wie erwähnt ziemlich scharfen Kritik im allgemeinen ein ruhiger und angemessener Ton beibehalten wird, so darf anderseits die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß der Verf. Ethik und Erkenntnistheorie nicht genügend auseinanderhält. Manche der in der Schrift auftretenden Irrtümer würden bei schärferer Gliederung in diese zwei Abschnitte jedenfalls vermieden worden sein.

Wien. N. Herz.

Programmenschau.

64. Hugo Mužik, Ein archäologischer Schulatlas. Progr. des Elisabeth-Gymnasiums in Wien 1904, 22 SS.

Die Ansicht, daß auch beim Unterrichte im Lateinischen und Griechischen das Auge ein vorzüglicher Führer zum Verstande sei, gewinnt immer mehr Anhänger. Dem Wunsche der neuesten Instruktionen, beim Unterrichte in den altklassischen Sprachen, „von den zahlreichen und leicht zu beschaffenden Mitteln des Anschauungsunterrichtes methodisch Gebrauch zu machen", suchen die an ihrer Fortbildung arbeitenden Lehrer nach Kräften gerecht zu werden. Gleichwohl müssen wir die Behauptung Mužiks, daß die meisten jener Anschauungsmittel für den Massenunterricht unzulänglich sind, vollinhaltlich unterschreiben. Er erhebt daher den Ruf nach einem Anschauungsbehelf, das jeder Schüler in der Hand haben soll, nach einem archäologischen Schulatlas. Auch das häusliche Studium erheische einen derartigen Lehrbehelf. Man blicke nur auf die Lehrbücher der Naturgeschichte, Physik, Geometrie und Geographie! Welch eine Fülle von Abbildungen steht da dem Schüler bei der häuslichen Vorbereitung behufs Auffrischung und Vertiefung des in der Schule Gesehenen zur Verfügung! Spärliche Gegenstücke hiezu liefern einige illustrierte Ausgaben von Schulautoren, wie von Nepos, Caesar, Ovid, Homer oder einige mit Bildern ausgestattete Spezialwörterbücher. Abgesehen davon, daß derartige illustrierte Bücher nur einige Teile der Altertumskunde berücksichtigen, kommen sie der studierenden Jugend

nur während der jeweilig betriebenen Lektüre, also gerade im Obergymnasium nur selten vor Augen. Ein für alle Schulklassiker passender Bilderatlas fehlt noch.

Nach Mužiks Ansicht (S. VIII) soll der Atlas jene antiquarischen Dinge veranschaulichen, die „abseits vom Gesichtskreis des Schülers liegen, die dem Verständnis des Schülers die einzelnen Zweige der Altertumswissenschaft erst voll erschließen", ferner aber soll er auch Darstellungen des Schönen, Werke der Kunst, bieten. Sehr treffend behauptet M.: „Erst durch die Bekanntschaft mit den Werken der bildenden Kunst erwirbt man sich volle Erkenntnis des Kulturzustandes eines Volkes". Und weil ich weiters mit Mužik als Hauptzweck der Erlernung einer fremden Sprache das Eindringen in den Kulturzustand eines Volkes erachte, deshalb würde ich für eine neue Auflage der Instruktionen bei der Angabe des Lehrzieles des altklassischen Unterrichtes etwa folgende Fassung empfehlen: „Gründliche Lektüre besonders hervorragender Literaturwerke und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des römischen und griechischen Altertums" [1]).

Auf S. IX—XVIII stellt nun M. mit großer Akribie zusammen, welche Gegenstände oder Begriffe während der lateinischen Schullektüre veranschaulicht werden könnten [2]).

Aus der Fülle des möglicherweise zu veranschaulichenden Stoffes aber scheidet er mit voller Berechtigung aus, 1. alles, wofür kein mit Sicherheit festzustellendes Bild vorhanden ist, 2. alles, was einer Veranschaulichung entbehren kann. Daß hinsichtlich der letzteren Gruppe leicht geteilte Ansichten herrschen können, verhehlt er sich nicht. Seines Erachtens gehören zu den unerläßlichen Anschauungsmitteln die Typen von Hauptgottheiten, Abbildungen für Gegenstände der gottesdienstlichen, öffentlichen, Privat- und Kriegsaltertümer, soweit sie sich nicht mit dem heutigen Aussehen decken. Letztere Bemerkung steht mit der auf S. VIII ausgesprochenen Ansicht im Einklang und kann nur gebilligt werden. Wie eine inhaltlich klare Stelle nicht durch eine überflüssige Angabe des Gedankenganges breit getreten werden soll, ebenso unnütz ist die bildliche Heranziehung von Gegenständen, die zu allen Zeiten mehr oder weniger das gleiche Aussehen zeigten. Notwendig erscheinen M. auch Bilder der bedeutendsten Männer des Altertums. Bis hieher leiste ich ihm treue Gefolgschaft. Der Forderung, auch „genaue Pläne der Stadt Rom und Athen" (S. XIX) aufzunehmen, vermag ich nicht vollends beizupflichten. Hand aufs Herz gelegt! Findet sich jeder L e h r e r auf dem Plane einer modernen Großstadt, geschweige denn in der Anlage des alten Rom und Athen gar so leicht zu recht? Wenngleich es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt war, auf dem klassischen Boden Griechenlands und Italiens zu verweilen, wird er doch bei ehrlichem Bekenntnis erklären müssen, daß die antike Topographie oft sehr starke Anforderungen an die Orientierungsgabe stellt. Schrauben wir also auf diesem Gebiete die Anforderungen an die Schüler nicht zu hoch und begnügen wir uns mit der Kenntnis e i n z e l n e r wichtigen Teile Roms und Athens.

Wenn Mužik hingegen Volkstypen und Landschaftsbilder wichtiger Kultusstätten bildlich vertreten zu sehen wünscht, tut er recht daran. Hinsichtlich der äußeren Form schlägt M. die bisher in den Atlanten übliche vor, in denen auf einem Blatte mehrere Gegenstände abgebildet sind. Zu diesen vereinigten Bildern soll sich mit Rücksicht auf Umfang und hiedurch bedingten Preis des Buches noch eine einseitig gedruckte Erläuterung gesellen. M. schließt seine höcht beachtenswerte Abhandlung

---

[1]) Vgl. Lehrpläne und Lehraufgaben [illegible] Schulen in Preußen. 1901. S. 24 und 33.

[2]) S. XV wäre bei *sagulum* [illegible]

mit dem energischen Wunsche: „Ein archäologischer Schulaltas muß eben so gut Schulbuch werden wie eine Grammatik oder der historische Schulatlas.“ Diese Forderung wird wie alles Neue manche Opposition und eine Geduldprobe sich gefallen lassen müssen, aber man wird nicht ohneweiters über dieselbe zur Tagesordnung übergehen. Ich selbst setze mich um so wärmer für Mužiks Vorschlag ein, als ich während meines Aufenthaltes in Italien wiederholt mit Herrn Univ.-Prof. Dr. Winter über die wünschenswerte Herausgabe eines solchen archäologischen Schulatlanten sprach. Nur möchte ich auch hier der Ansicht Ausdruck geben, daß die Ausarbeitung eines solchen Buches am besten gemeinsam von einem Professor der Archäologie und einem erfahrenen Gymnasialprofessor besorgt werden könnte.

Dr. Simon.

---

65. Prof. Dr. Rud. Kreutz, Der heil. Severin, der Apostel Norikums und die österreichischen Donauländer zur Zeit des Ostgothenkönigs Theodorich (čechisch). Progr. des k. k. böhm. Gymnasiums in Prerau 1902. 18 SS.

Mit der Völkerwanderung beginnend führt der Verf. zunächst diejenigen Völker an, welche nach dem Zerfalle des Hunnenreiches (454) auf dem Boden des heutigen Österreich-Ungarn ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, beschreibt hierauf die Niederlassung der Ostgothen in Pannonien und führt die Geschichte dieses Volkes fort bis auf Theodorich (475) (S. 3 u. 4). Nun werden die Wirren beim Untergange des weströmischen Reiches und die daraus erwachsenden trostlosen Verhältnisse unter den römischen Provinzialen der österreichischen Donauländer nach der Vita s. Severini des Eugippius geschildert. In diesem Teile der Abhandlung, welchen Ref. mit Bezug auf das Thema den ersten nennen will, wird wiederholt der einflußreichen, opfervollen und segensreichen Tätigkeit des Apostels von Norikum in jenen Gegenden gedacht (S. 5—9). — Nachdem sodann die Veranlassung beschrieben worden, welche den Odoaker nach der Zerstörung des weströmischen Reiches zum Kampfe mit den Rugiern führte, der mit der vollständigen Niederwerfung (487) und Wegführung nach Italien endigte (S. 9—11), — wobei auch der Übertragung des Leichnams des heil. Severin († 8. Januar 482) Erwähnung geschieht — wird im folgenden (im zweiten Teile) die Geschichte der Ostgothen wieder aufgenommen und des näheren ausgeführt, wie dieselben, unterdessen mächtig geworden, dem oströmischen Kaiser wesentliche Dienste geleistet und dafür wiederholt neue Wohnsitze im oströmischen Reiche erhalten haben, schließlich aber durch die kaiserliche Politik zum Kampfe gegen Odoaker in Italien veranlaßt wurden (S. 12). Hierauf wird der Sieg Theodorichs über Odoaker zu Ravenna (27. Februar 493) und die Begründung des Ostgothenreiches in Italien behandelt (S. 12 und 13) und erst nach einem Exkurse über die Ausdehnung und innere Einrichtung des Ostgothenreiches, sowie über die Kriege Theodorichs mit dem Frankenkönige Chlodwig (S. 13—16) gelangt die Abhandlung wieder zur Geschichte der Heruler in den österreichischen Donauländern (Nordungarn), sodann der Longobarden, Sueven und Gepiden, welche letzteren mit Theodorich wiederholt in Kämpfe verwickelt wurden. Nach einer kurzen Schilderung der Wirren, welche nach dem Tode Theodorichs (30. August 526) im Ostgothenreiche ausbrachen und dessen Untergang zur Folge hatten, schließt die Abhandlung ganz unvermittelt mit der Bemerkung, daß wir von den Slaven, deren Wohnsitze sich nach der Meinung des Verf.s seit undenklichen Zeiten (vgl. P. J. Šafařík, slovanské starožitnosti, 1837, p. 764 f. und F. Palacký, dějiny národu českého, 1876, I, pag. 85) über die böh-

mischen Länder und im Norden bis an die Elbe und Saale erstreckten, aus diesen Zeiten außer der in der Abhandlung (S. 18, Anm. 105) angeführten Stelle aus Procop. Caes. keinerlei historische Nachrichten besitzen.

Die Abhandlung, an welcher Ref. bei dem Mangel einer anderen Gliederung nach dem Thema zwei Teile unterscheiden möchte, stellt sich als eine mehr oder weniger lose Aneinanderreihung von historischen Episoden, oft ohne eigentliche Beziehung zum Thema, dar und bringt nichts Neues, was vor dem Verf. nicht schon Büdinger, besonders im ersten Teile, Krones und Huber gesagt hätten. Die Anordnung des Stoffes ist nicht ganz entsprechend. So konnte das auf den ersten zwei Seiten Gesagte teils ganz ausfallen, teils zweckmäßiger an einem anderen Orte (im zweiten Teile der Abhandlung) eingefügt werden. Auch im zweiten Teile erscheint manches als gar nicht oder viel zu lose mit dem Thema im Zusammenhange stehend und hätte teils ganz ausfallen, teils nur kurz erwähnt werden können. Die Bedeutung des hl. Severinus für die römischen Provinzialen in den österreichischen Donauländern ist nicht einmal so gewürdigt wie bei Büdinger (I, S. 47—52), von welchem sich der Verf. anderseits im ersten Teile wiederholt ganz abhängig zeigt. Beim Zitieren von Werken wäre es manchmal notwendig, auch das Jahr der Herausgabe anzuführen, was unterlassen ist. Dasselbe Werk wird unter verschiedenen Namen angeführt (Paul. Diac. Hist. Lang, ein anderesmal richtig De gestis Lang.). Schlecht ist der Name des Historikers Zeus oder Zeuss anstatt Zeuß. Unrichtig ist Juvavium geschrieben anstatt Juvavum (S. 9). Ein und derselbe Name ist in drei verschiedenen Schreibweisen angeführt: Konstantinus, Konstantius, Konstancius (S. 8), was Verwirrung erzeugen kann.

66. P. Fr. Gajdnšek, Über die Stiftshütte im Alten Testamente. Progr. des böhm. Privatgymn. in Wischau 1903. 14 SS.

In klarer und übersichtlicher Darstellung beschreibt der Verf.: I. den Ursprung und die Aufstellung des alttestamentlichen Bundeszeltes, II. seine Einteilung, sowie die Anordnung der einzelnen Teile (mit einer instruktiven Abbildung des Grundplanes), III. dessen Bedeutung und IV. Geschichte.

Wenngleich der Verf. bei der erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes in zahlreichen Bibelwerken mit der vorliegenden Monographie nichts wesentlich Neues bieten konnte, so verdient seine Arbeit dennoch volle Anerkennung. Er hat es verstanden, aus den gediegensten Werken, welche dieses Thema ausführlich behandeln (F. Vigouroux, Dr. J. Schuster, Dr. J. Holzammer), das Wichtigste herauszuheben und zu einer schön geordneten Einheit zu gestalten. Die Abhandlung wird daher sowohl im Kreise der Fachkollegen als auch in weiteren gebildeten Kreisen eine willkommene Lektüre bilden. Die tiefe, vorbildliche Bedeutung der Stiftshütte, sowie ihre Beziehung auf die Kirche des Neuen Testaments, welche der Verf. im III. Teile (S. 11) durch eine Betrachtung Dr. Sykoras aus der goldenen Klassiker-Bibel hervorgehoben hat, hätte mehr im Detail ausgeführt werden können.

Ung.-Hradisch. Prof. Dr. Joh. Nevěřil.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 20. Juni 1906, Z. 24.756, an alle Landesschulbehörden, betreffend die griechischen Schularbeiten in der VII. und VIII. Klasse der Gymnasien. Mit Beziehung auf den Ministerialerlaß vom 23. Februar 1900, Z. 5146 (M.-V.-Bl. Nr. 25), und unter neuerlichem Hinweis auf die Ausführungen im Ministerialerlasse vom 30. September 1891, Z. 1786/K. U. M. (M.-V.-Bl. Nr. 33), finde ich zunächst in provisorischer Weise anzuordnen, daß in der VII. und VIII. Klasse der Gymnasien die schriftlichen Übersetzungsaufgaben aus der Unterrichtssprache in das Griechische als Schularbeiten (Kompositionen) in Hinkunft zu entfallen haben. An ihre Stelle treten durchwegs Übersetzungen aus dem Griechischen in die Unterrichtssprache, drei in jedem Semester, entsprechend auf die einzelnen Konferenzperioden verteilt, und zwar aus dem Autor der Klasse, oder falls die Schüler sich mit demselben noch nicht genügend beschäftigt haben, aus dem Schriftsteller des vorangegangenen Semesters. Die zur Festigung und Erweiterung des grammatischen Wissens der Schüler dienenden mündlichen und schriftlichen Übersetzungen aus der Unterrichtssprache in das Griechische sind in der bisherigen Weise als Präparationen nach Maßgabe des unabweislichen Erfordernisses weiter zu führen. Ob diese Übungen wöchentlich stattzufinden haben, wird dem Ermessen des Fachlehrers überlassen, der sonach ermächtigt ist, einzelne der im Lehrplane ausdrücklich für die Grammatik bestimmten Stunden zu Gunsten der Lektüre ausfallen zu lassen. Diese Verfügung, welche die Pflege einer inhaltlich vertieften, durch keinerlei Rücksicht auf griechisch geschriebene Schularbeiten beeinflußten und gehemmten Lektüre in den obersten Klassen zum Zwecke hat, tritt mit dem Schuljahre 1906/1907 in Kraft.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 3. Juli 1906, Z. 26.588, an sämtliche Landesschulbehörden, betreffend den Unterricht in Physik und Chemie in der VII. Klasse der Gymnasien. Ich finde mich bestimmt, zunächst versuchsweise zu gestatten, daß über Antrag der Landesschulbehörden im Einvernehmen mit den Lehrkörpern der Unterricht in Physik in der VII. Klasse der Gymnasien in wöchentlich vier Stunden erteilt werde. Im zweiten Semester dieser Klasse sind je zwei Stunden in der Woche speziell dem Unterrichte in der Chemie zu widmen. Dabei wird vorausgesetzt, daß durch diese Stundenvermehrung

die Gesamtzahl der wöchentlichen obligaten Unterrichtsstunden in der bezeichneten Klasse 26 (ohne Turnen) nicht überschreite. Im Falle obiger Sonderung der bisher vereinigten Unterrichtsgegenstände hat die betreffende Rubrik in den Katalogen und Zeugnissen „Physik und Chemie" zu lauten. Aus beiden Gegenständen ist eine Gesamtnote zu erteilen, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß durch einen Zusatz die Kenntnisse in dem einen oder dem anderen Gegenstande besonders charakterisiert werden. Der Zweck dieser Verfügung, die mit dem Schuljahr 1906/1907 in Kraft tritt, ist, dem Unterrichte in der Physik lediglich eine leichtere Verarbeitung und größere Vertiefung des gegenwärtig vorgeschriebenen Lehrstoffes, dagegen dem Unterrichte in der Chemie eine umfassendere Behandlung dieses Gegenstandes an Gymnasien zu ermöglichen.

Gesetz vom 4. Mai 1906, wirksam für die Markgrafschaft Mähren, durch welches der § 8 des Gesetzes vom 27. Juni 1895, L.-G.-Bl. Nr. 62, betreffend die Realschulen, abgeändert wird. Über Antrag des Landtages Meiner Markgrafschaft Mähren finde ich anzuordnen, wie folgt: Artikel I. Der § 8 des Gesetzes vom 27. Juni 1895, L.-G.-Bl. Nr. 62, betreffend die Realschulen, tritt außer Kraft und hat künftig zu lauten, wie folgt: § 8. Unterrichtsgegenstände in den Realschulen sind: *A.* Obligate Gegenstände: *a*) Religion; *b*) Sprachen, und zwar die Unterrichtssprache, die zweite Landessprache und die französische Sprache; *c*) Geographie; *d*) Geschichte; *e*) Mathematik; *f*) darstellende Geometrie; *g*) Naturgeschichte; *h*) Physik; *i*) Chemie; *k*) geometrisches und Freihandzeichnen; *l*) Schönschreiben; *m*) Turnen. In rücksichtswürdigen Fällen können Schüler, welche infolge Übersiedlung der Eltern oder Erhalter aus einer Mittelschule außerhalb Mährens in die Oberklassen einer mährischen Realschule übertreten, von der Teilnahme an dem obligaten Unterrichte in der zweiten Landessprache vom Minister für Kultus und Unterricht dispensiert werden. *B.* Unobligate Gegenstände: *a*) Die englische Sprache, *b*) chemisch-praktische Übungen im Laboratorium, *c*) Stenographie, *d*) Gesang. Andere unobligate Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis mit Genehmigung des k. k. Landesschulrates eingeführt werden. Die Verteilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Klassen und die auf dieselben zu verwendende Stundenzahl wird im Verordnungswege nach Anhörung des k. k. Landesschulrates festgesetzt. Hiebei ist an dem Grundsatze festzuhalten, daß das „Schönschreiben" auf die Unterklassen und der Unterricht in der englischen Sprache auf die drei Oberklassen eingeschränkt wird. Artikel II. Mit der Durchführung dieses Gesetzes ist Mein Minister für Kultus und Unterricht beauftragt.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 11. Oktober 1906, Z. 28.191, an sämtliche Landesschulbehörden mit Ausnahme jener für Triest und für Vorarlberg, betreffend die Behandlung der mit dem Reife- oder Lehrbefähigungszeugnisse für allgemeine Volksschulen, mit dem Maturitätszeugnisse einer Mittelschule oder mit dem Reifezeugnisse eines Mädchen-Lyzeums ausgestatteten Kandidaten, bezw. Kandidatinnen bei der Lehrbefähigungsprüfung für den Unterricht in der französischen oder englischen Sprache an Bürgerschulen, Lehrerbildungsanstalten und Privat-Lehranstalten im Bereiche der Volksschule. Ich finde mich bestimmt, anzuordnen, daß die mit dem Reife- oder Lehrbefähigungszeugnisse für allgemeine Volksschulen, mit dem Maturitätszeugnisse einer Mittelschule oder mit dem Reifezeugnisse eines Mädchen-Lyzeums ausgestatteten Kandidaten, bezw. Kandidatinnen bei der im Sinne des Ministerialerlasses vom 1. Mai 1871, Z. 593, M.-V.-Bl. Nr. 27 ex 1871, vorzunehmenden Lehrbefähigungsprüfung für den Unterricht in der französischen oder englischen Sprache an Bürgerschulen, Lehrerbildungsanstalten und Privat-Lehranstalten im Bereiche der Volksschulen von

der im Punkte 3 des zitierten Erlasses vorgesehenen Prüfung aus der Unterrichtssprache, deren Kenntnis durch das betreffende Reife- (Maturitäts-), bezw. Lehrbefähigungszeugnis bereits nachgewiesen erscheint, zu dispensieren sind.

Das Recht der Öffentlichkeit wurde verliehen, bezw. ausgedehnt auf die Dauer des Schuljahres 1905/1906 der V. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums in Mödling; der I. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. der Sophie Strzałkowska in Lemberg für das Schuljahr 1905/1906; der I., II. und III. Klasse des vom Vereine „Ruthenisches Mädchen-Institut in Przemyśl" erhaltenen Mädchen-Lyzeums mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Schuljahr 1905/1906; dem Privat-Mädchen-Lyzeum der Eugenie Schwarzwald in Wien, I., Kohlmarkt 6, auch auf die III. und IV. Klasse für das Schuljahr 1905/1906; dem Privat-Mädchen-Lyzeum der Hietzinger Lyzeum-Gesellschaft in Wien auch auf die III. Klasse für das Schuljahr 1905/1906; der städt. höheren Töchterschule in Aussig auch auf die II. Klasse für das Schuljahr 1905/1906; dem städt. Mädchen-Lyzeum in Rovereto für das Schuljahr 1905/1906 auf die II. Klasse; der I. Klasse des Cottage-Lyzeums der Salka Goldmann im XIX. Wiener Gemeindebezirke für das Schuljahr 1905/1906; der städt. höheren Töchterschule in Innsbruck auf die Dauer des Schuljahres 1906/1907; der V. und VI. Klasse des Mädchen-Lyzeums mit deutscher Unterrichtssprache der Fanny v. Dittner in Lemberg für das Schuljahr 1906/1907 und der genannten Anstalt für die gleiche Zeitdauer das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen; dem Stiftungs-Gymn. in Duppau bis zum Schlusse des Schuljahres 1905/1906 sowie das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat auf Grund der vom Landesausschusse für Istrien abgegebenen Erklärung den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen dem Landes-Mädchen-Lyzeum mit italienischer Unterrichtssprache in Pola einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, jedoch nur rücksichtlich jener Lehrkräfte des Lyzeums auf die Dauer des Schuljahres 1905/1906 anerkannt, welche die vorgeschriebene Befähigung für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen besitzen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor für Mähren der Direktor der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Wilhelm Miorini Edlen v. Sebentenberg.

Zum Landesschulinspektor für die Bukowina der Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Dr. Alfred Pawlitschek.

Zum Landesschulinspektor für die Bukowina der Prof. an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz Dionys Simionowicz.

Zum Direktor der II. Realsch. in Graz der Prof. am II. Gymn. daselbst Dr. Anton Schwaighofer.

Zum Direktor des I. deutschen Gymn. in Brünn der Direktor des Gymn. in Iglau Karl Ritter v. Reichenbach.

Zum Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen der Prof. am III. Gymn. in Krakau Viktor Schmidt.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite der Direktor der Realsch. in Königgrätz Richard Branžovský.

Zum Direktor der Realsch. in Königgrätz der Prof. an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen Anton Libický.

Zum Direktor des Real- und Obergymn. in Smichow der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse) Franz Haas.

Zum Direktor der Realsch. in Bergreichenstein der Prof. an der II. deutschen Realschule in Prag Dr. Johann Weyde.

Zum Direktor der Realsch. in Nachod der Direktor der Komm.-Realsch. daselbst Adolf Mach.

Zum Direktor der II. böhm. Realsch. in Pilsen der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst Josef Strnad.

Zum Direktor der Realsch. in Schüttenhofen der Prof. an der Realsch. in Pardubitz Josef Weger.

Zum Direktor des Gymn. in Böhmisch-Leipa der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Gustav Effenberger.

Zum Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Gorlice der Prof. am Gymn. in Sambor Dr. Vinzenz Szczepański.

Zum Direktor des III. Gymn. in Czernowitz der Leiter der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz Prof. Theodor Bujor.

Zum Direktor der Realsch. in Tabor der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Johann John.

Zum Direktor des Gymn. in Sokal der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Heinrich Kopia.

Zum wirkl. griech.-orient. Religionslehrer am Gymn. in Sereth der griech.-orient. Pfarrer in Kalinestie Cz. Eusebius Ritter v. Sorocean.

Zum wirkl. israel. Religionslehrer ad personam am Sophien-Gymn. in Wien der israel. Religionslehrer Jakob Reis.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Přibram der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Stanislaus Bambas.

Zum Religionslehrer an der Realsch. in Knittelfeld der Katechet der Mädchen-Bürgerschüle daselbst Dr. Alois Konrad.

Zum Religionslehrer an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke der suppl. Religionslehrer an der Vereins-Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Anton Schadenbeck.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Salzburg der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Eugen Müller.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Krumau der Supplent an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Wilhelm Schmidt.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Pola der Supplent am Gymn. in Triest Dr. Paul Gottlieb Edler v. Tannenhain.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Dr. Vinzenz Radatović.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Bergreichenstein der Supplent am Gymn. in Arnau Karl Wohnig.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Schüttenhofen der Supplent an der Realsch. in Pilsen Josef Pospíšil.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Johann Bezić.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Feldkirch der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Josef Wolf.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Plan der Probekandidat an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Karl Holy.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Pola der Supplent an der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz Peter Savoj, am Gymn. in Brüx der prov.

Lehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Robert Mayer, am Gymn. in Radautz der Supplent am Gymn. in Saaz Friedrich Süßner, am Gymn. in Sokal der Supplent am V. Gymn. in Lemberg Alexander Grzywak, an der Realsch. in Eger der Assistent an der deutschen Universität in Prag Dr. Adolf Lipschitz, an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz der Supplent an dieser Anstalt Alexander Vitenco.

Zu wirkl. Lehrern an der Realsch. in Triest der Supplent am Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien Dr. Karl Goll und der prov. Lehrer am Untergymn. in Gottschee Augustin Kofler.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Boskowitz der Supplent an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Wenzel Linda.

Zum prov. Lehrer am Akadem. Gymn. in Wien der prov. Lehrer am Sophien-Gymn. daselbst Dr. August Ritter v. Kleemann, am Gymn. in Oberhollabrunn der gewesene Supplent Heinrich Haidl, am Gymn. in Ried der Supplent am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien Karl Rausch, an der deutschen Abteilung des Gymn. in Trient der prov. Lehrer am Gymn. in Arnau Johann Mühlstein, am Gymn. in Arnau der Supplent am Gymn. in Feldkirch Dr. Josef Kriß, an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen der Supplent an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz Josef Lipburger, an der Vorbereitungsklasse des Gymn. in Kotzmann der Volksschullehrer in Czernawka Wladimir Pihuliak.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke der Supplent am Gymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Adolf Christian, am Gymn. in Gottschee der Lehrer an der öffentl. Privat-Realsch. in Graz Karl Petrasch, an der Vorbereitungsklasse des III. Gymn. in Czernowitz der prov. Lehrer an der Vorbereitungsklasse der Filiale des I. Gymn. daselbst Michael Vicol.

Zum prov. Lehrer an der Vorbereitungsklasse des I. Gymn. in Czernowitz der Oberlehrer in Walesaka Michael Vicol.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Bielitz der Aushilfsturnlehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Hugo Gadzek, an der Realsch. in Nachod der Turnlehrer an der Komm.-Realsch. daselbst Emanuel Roubal.

Zum Turnlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Marburg der suppl. Turnlehrer am Gymn. und an der Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz Anton Trup.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Plan der Personallehrer an der Bürgerschule daselbst Karl Bruscha.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea der suppl. Turnlehrer am Gymn. in Brody Dr. med. Hermann Mojmir.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Jičin der Nebenlehrer für Turnen an der Realsch. in Kladno Franz Fleischmann.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Leitmeritz der defin. Turnlehrer an der I. deutschen Realsch. in Prag Franz Guhl.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Bozen der suppl. Turnlehrer an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke Franz Pfeiffer.

Zum defin. Turnlehrer an der I. deutschen Realsch. in Prag der Nebenlehrer für Turnen an der Realsch. in Leitmeritz Ernst Lange.

Zum defin. Turnlehrer in Adlerkostelez der prov. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz Wenzel Velkoborský.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Kladno der defin. Turnlehrer an der Realsch. in Adlerkostelez Leopold Laník.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen der Nebenlehrer für Turnen an dieser Anstalt Mathias Molik.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Tabor der defin. Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Rudolf Pavlovský v. Rosenfeld.

Zum prov. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz der Nebenlehrer für Turnen an der Realsch. in Jičin Johann Pivoička.

Zum Privatdozenten für hygienische Pädagogik der Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Leo Burgerstein.

Zum Privatdozenten für darstellende Geometrie an der techn. Hochschule in Wien der Realschulprof. und Privatdozent in Prag August Adler.

Zum Privatdozenten für Agrikulturchemie an der deutschen Techn. Hochschule in Prag der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Dr. Wilhelm Sigmund.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Graz und zum Fachexaminator für Chemie der außerord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Hugo Schrötter.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie an Mädchen-Lyzeen in Lemberg und zum Fachexaminator für Zoologie der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Josef Nusbaum.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der mit dem Titel und Charakter eines ord. Universitätsprof. bekleidete außerord. Prof. an derselben Universität Dr. Georg Polívka für die böhm. Sprache und Literatur, die außerord. Proff. daselbst Dr. Franz Groh und Dr. Josef Šusta für klass. Philologie, bezw. für allgemeine Geschichte.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Graz und zum Fachexaminator für klass. Philologie der außerord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Richard Kukula.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Istrien für die Dauer der nächsten sechsjährigen Funktionsperiode der Pfarrer in Volosca Vinzenz Zamlić, die Direktoren der Gymn. in Pola und Capodistria Peter Maresch und Johann Bisiac und der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Viktor Bežek.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zu Fachexaminatoren der ord. öffentl. Prof. an der Universität in Wien Dr. Eduard Brückner und der ord. öffentl. Prof. der Techn. Hochschule daselbst Dr. Gustav Jäger, u. zw. ersteren für Geographie, letzteren für Physik.

Zu Mitgliedern des oberösterreichischen Landesschulrates für die nächste dreijährige Funktionsperiode der Domkapitular des Linzer Domkapitels Monsignore Josef Schwarz, der geistl. Rat und Direktor des bischöfl. Privat-Gymn. am Collegium Petrinum in Urfahr Dr. Johann Zöchbaur, der Superintendent und evangel. Pfarrer A. B. in Wallern Jakob Ernst Koch, der Rabbiner der israel. Kultusgemeinde Linz Moritz Friedmann, der Direktor des Gymn. in Linz Regierungsrat Christoph Würfl und der Direktor der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Linz Schulrat Johann Habenicht.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Tirol der Dechant und Pfarrer in Zell an der Ziller Peter Troger für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode und zu dessen Ersatzmann der Dechant und Pfarrer in Kufstein Georg Maier.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg und zum Fachexaminator für die poln. Sprache der außerord. Universitätsprof. Dr. Wilhelm Bruchnalski.

Zum Direktor-Stellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Krakau der ord. öffentl. Prof. an der Universität daselbst Dr. Leon Sternbach.

Zum Direktor-Stellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der ord. öffentl. Prof. an der böhm. Universität daselbst Dr. Josef Král.

Zum Direktor-Stellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien und zum Fachexaminator für das ornamentale Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung der historischen Entwicklung des Ornamentes für den Rest der laufenden Funktionsperiode der Prof. an der Kunstgewerbeschule des Österr. Museums für Kunst und Industrie Regierungsrat Hermann Herdtle.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Görz-Gradiska der Dompropst des Metropolitankapitels Dr. Alois Faidutti, der Religionsprof. an der Realsch. Dr. Hilarius Zorn, ferner der Direktor des Gymn. Friedrich Simzig und der Direktor der Lehrerinnenbildungsanstalt Schulrat Stephan Kriznić.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien und zum Fachexaminator für das Orgelspiel für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode, d. i. bis zum Schlusse des Studienjahres 1906/1907, der Vize-Hofkapellmeister Julius Böhm.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die Fachinspektoren für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten Anton Anděl, Eduard Brechler, Anton Friebel, Josef Langl, Hermann Lukas, Josef Škoda und Anton Stefanowicz in dieser Funktion für die Schuljahre 1906/1907 und 1907/1908 bestätigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat nachstehende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VII. Rangsklasse befördert: Alto Arche an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Nikolaus Baczynski am Gymn. in Brzezany, Dr. Julius Baudisch an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Alexander Bernard am Gymn. in Tabor, Alfred Bleyer am Gymn. in Innsbruck, Friedrich Brandstätter an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Ignaz Březáček am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Černy am Gymn. in Trebitsch, Urbin Colombini an der Realsch. in Rovereto, Franz Coufal am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Johann Coufal am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse), Dr. Oswald Daxberger an der Realsch. in Salzburg, Ferdinand Dula am Gymn. in Prerau, Zdzislaus v. Fialka an der I. Realsch. in Lemberg, Dr. Karl Frauscher am Gymn. in Klagenfurt, Karl Fridrich am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Gustav Gerson am Gymn. in Prachatitz, Anton Gottwald am Gymn. in Přibram, Dr. Oskar Gratzy Edlen v. Wardenegg an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Rafael Grünnes an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Johann Gutscher am II. Gymn. in Graz, Johann Halagarda am Gymn. in Stryj, außerord. Universitätsprof. Dr. Hermann Hammerl an der Realsch. in Innsbruck, Dr. Kornel Heck am IV. Gymn. in Lemberg, Dr. Georg Heidrich am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Ferdinand Herbrich an der Realsch. in Trautenau, Dr. Alfons Hoppe am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Anton Janik am Gymn. in Jaroslau, Josef Kořinek am Gymn. in Neuhaus, Jaroslaus Kosina an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Josef Kožuh an den selbständigen Gymnasialklassen mit deutsch-sloven. Unterrichtssprache in Cilli, Franz Leiter am Gymn. in Feldkirch, Leonhard Leveghi am Gymn. (italien. Abteilung) in Trient, Dr. Heinrich Löwner am Gymn. in Arnau, Friedrich Mach am Real- und Obergymn. in Kolin, Franz Matoušek am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt (Graben), Stanislaus Matwij am Gymn. in Bochnia, Anton Mayr am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Otto Mayer am I. Gymn. in Czernowitz, Konstantin Maximowicz an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz, Gottlieb Mikenda am Gymn. in Přibram, Karl Minařík am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Franz Mühlstein am Gymn. in Arnau, Franz Müller am Gymn. in Krems, Franz Niedermayr am Gymn. in

Villach, Gustav Novak am Gymn. in Görz, Johann Novák an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Wenzel Nowak am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Johann Patigler am Gymn. in Innsbruck, Johann Pelikán am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Engelbert Potočnik am Gymn. in Cilli, Alexander Radecki am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Johann Rygiel am I. Gymn. in Rzeszow, Dr. Heinrich Schefczik am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Ludwig Schönach an der Realsch. in Innsbruck, zugewiesen der Lehrerbildungsanstalt in Bozen, Franz Schwarz an der Realsch. in Linz, Karl Schwarzer an der Realsch. in Görz, Augustin Šebesta am Gymn. in Pilgram, Dominik Ševcovic an der Realsch. in Tabor, Johann Šmaha am Real- und Obergymn. in Chrudim, Rudolf Soukup am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Speramani am Gymn. in Rovereto, Heinrich Šrámek am Gymn. in Příbram, Franz Stark am Gymn. in Triest, Johann Strojek am Gymn. in Podgorze, Josef Sturm an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Thomas Svěrák am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, Leopold Tertsch am Gymn. in Reichenberg, Johann Trnka am Gymn. in Trebitsch, Adalbert Vlášek an der Realsch. in Pardubitz, Franz Vogl am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Dr. Karl Vrba am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Dr. Daniel Werenka an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz, Eduard Werner an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Friedrich Widter an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Ludwig Wyplel an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke und Theophil Zosel am Gymn. in Sambor.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VIII. Rangsklasse befördert: Andreas Aliśkiewicz am VI. Gymn. in Lemberg, Dr. Wenzel Auersperger am Real- und Obergymn. in Neubydžow, Josef Bárta am Gymn. in Mistek, Fridolin Bayer am Gymn. in Reichenau, Albin Belar an der Realsch. in Laibach, Stanislaus Bielawski am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Rudolf Böhm an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Michael Bogucki am IV. Gymn. in Krakau, Ladislaus Bojarski am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Johann Brigola am Gymn. in Klagenfurt, Dr. Ferdinand Bronner am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Ludwig Bryliński an der Realsch. in Stanislau, Johann Chmielnikowski am II. Gymn. in Rzeszów, Alois Comel an der Realsch. in Rovereto, Dr. Rudolf Dittes an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, Anton Doležal am Real- und Obergymn. in Neubydžow, Leon Dolnicki am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Kolomea, Ladislaus Dopita an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Thomas Dutkiewicz am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Klemens Emptmeyer an der Realsch. in Triest, Dr. Friedrich Falbrecht am Elisabeth-Gymn. in Wien, Stanislaus Fałęcki am Gymn. in Jasło, Adalbert Filipovský am Gymn. in Tabor, Franz Frank an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Franz Fryz am Gymn. in Stryj, Theodor Gissinger an der Realsch. in Linz, Dr. Thaddäus Grabowski an der I. Realsch. in Krakau, Raimund Gruber an der deutschen Abteilung des Gymn. in Trient, Wenzel Hanus am Real- und Obergymn. in Chrudim, Leopold Herzog am Gymn. in Mährisch-Trübau, Josef Hönig am Gymn. in Leitmeritz, Eduard Horský an der Realsch. in Žižkov, Julius Ippoldt am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Oswald Jakubíček am Gymn. in Stražnitz, Dr. Josef Janko an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Stefan Javor am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara, Franz Javorský am Gymn. in Časlau, Johann Jaworski am Gymn. in Bochnia, Johann Jędrzejowski am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Dr. Stefan Juryk am V. Gymn. in Lemberg, Bronislaus v. Kąsinowski am II. Gymn. in

Lemberg, Dr. Johann Kisser am Maximilian-Gymn. in Wien, Josef Klika am Gymn. in Wittingau, Franz Klíma am Gymn. in Příbram, Wenzel Kohout am Gymn. in Taus, Rudolf Kottenbach am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke, Alois Kovařík an der Realsch. in Jičín, Dr. Gustav Kraitschek an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Johann Kreiner am IV. Gymn. in Krakau, Benno Krichenbauer am II. deutschen Gymn. in Brünn, Dr. Johann Kropáček am Gymn. in Königinhof, Leontius Kuźma am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Kolomea, Dr. Peter Krypiakiewicz am IV. Gymn. in Lemberg, Emil Landa an der Realsch. in Pisek, Dr. Alois Lanner an der Realsch. in Innsbruck, Johann Larcher am Gymn. in Capodistria, Dr. Wladimir Lewicki am V. Gymn. in Lemberg, Franz Linhart am Gymn. in Mistek, Hermann Lochs am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Emanuel Löw am Sophien-Gymn. in Wien, Mathias Mařík am Gymn. in Deutschbrod, Marzell Maternowski am Gymn. in Wadowice, Johann Mayer am II. deutschen Gymn. in Brünn, Dr. Julius Mayer an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Josef Mesk am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Josef Mikulík an der Realsch. in Kuttenberg, Peter Mirtyński am Gymn. in Jaroslau, Dr. Karl Müllner am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Anton Nezbeda am Gymn. in Feldkirch, Alois Niederhauser am Gymn. in Nikolsburg, Dr. Eduard Nowotny am Gymn. in Cilli, Dr. Karl Opuszyński am III. Gymn. in Krakau, in zeitweiliger Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht, Desiderius Ostrowski am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Dr. Michael Paczowski im akadem. Gymn. in Lemberg, Franz Papák am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Josef Potočka am Gymn. in Časlau, Siegmund Paulisch am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Viktor Pogorzelski an der I. Realsch. in Krakau, Andreas Procyk an der Realsch. in Stanislau, Dr. Paul Prybila am Gymn. in Krems, Dr. Karl Raab am Gymn. in Landskron, Leonhard Ratschiller an der Realsch. in Innsbruck, Gustav Reiniger an der III. deutschen Realsch. in Prag, Leopold Schauer am Maximilian-Gymn. in Wien, Dr. Heinrich Schärl am Elisabeth-Gymn. in Wien, Franz Schranzhofer an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Wenzel Šebek am Gymn. in Pilgram, Dr. Josef Sedláček am Gymn. in Trebitsch, Peter Šesták am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Sichrovský am II. böhm. Gymn. in Brünn, Wladimir Służewski am III. Gymn. in Krakau, Johann Śnieżek am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Emil Snopek am Gymn. in Sambor, Dr. Stanislaus Souček am II. böhm. Gymn. in Brünn, Dr. Jaroslaus Šťastný am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse), Josef Šťastný am Gymn. in Königinhof, Alois Stockmair am Gymn. in Görz, Adolf Stylo am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Emanuel Tanzer an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, Dr. Vinzenz Thonhofer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Josef Trojnar an der II. Realsch. in Lemberg, Dr. Johann Trznadel am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Anton Turek an der Realsch. in Kladno, Anton Vaňourek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Dr. Franz Vapotitsch am Gymn. in Klagenfurt, Heinrich Vodák an der Realsch. in Žižkow, Karl Volkmer am Gymn. in Weidenau, Robert Walleczek an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Josef Wątorek am I. Gymn. in Tarnów, Dr. Thaddäus Wiśniowski am VI. Gymn. in Lemberg, Alfred Woska an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Karl Zahlbrückner am Gymn. in Marburg und Kasimir Zimmermann am akadem. Gymn. in Lemberg.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Komm.-Gymn. in Karlsbad Franz Besiak eine Stelle am Gymn. in Mies, dem Religionsprof.

an der Lehrerbildungsanstalt in Polička Vinzenz Blažek eine Stelle am Gymn. in Leitomischl, dem Prof. an der Realsch. in Laun Karl Bruderhans eine Stelle an der Realsch. in Přibram, dem Prof. an der Realsch. in Krosno Johann Bystrzycki eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Adalbert Cachel eine Stelle am V. Gymn. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Kamillo Capilleri eine Stelle am Gymn. in Cilli, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Franz Chum eine Stelle am akadem. Gymn. in Prag, dem Prof. an der Realsch. in Pardubitz Dr. Josef Cvrček eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Alexander Czuczyński eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Stanislau Dr. Johann Demiańczuk eine Stelle am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Triest Er. Erwin Dintzl eine Stelle am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Heinrich Dvořák eine Stelle an der Realsch. in Jičin, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Teschen Dr. Albert Eichler eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Bielitz Gustav Ertelt eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit serbokroat. Unterrichtssprache in Zara Stefan Figurić eine Stelle am Gymn. in Mitterburg, dem Prof. an der Realsch. in Gewitsch Josef Franc eine Stelle am Gymn. in Proßnitz, dem Prof. am Gymn. in Ried Dr. Josef Gaismaier eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Robert Gall eine Stelle am Gymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Felix Gątkiewicz eine Stelle am V. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Ried Gottfried Geisberger eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Krems Eduard Gollob eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Wels Leopold Günzl eine Stelle an der Realsch. in Teplitz Schönau, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Johann Guzdek eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Dr. Hugo Hassinger eine Stelle am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Dr. Karl Ritter v. Hauer eine Stelle an der Realsch. in Knittelfeld, dem Prof. am fürsterzbischöfl. Privat-Gymn. am Kollegium Borromäum in Salzburg Dr. Gregor Hettegger eine Stelle am Gymn. in Krumau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Brzezany Anton Hoborski eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandez, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnow Stanislaus Homme eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Feldkirch Johann Hörtnagl eine Stelle am Gymn. in Villach, dem Prof. an der Realsch. in Žižkow Adalbert Hulík eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Johann Jakubiec eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Brody Adalbert Janczy eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandez, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Dr. Benon Janowski eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Johann Jarosz eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod Franz Jedzinský eine Stelle am Gymn. in Pilgram, dem Lehrer an der Fachschule für Holzbearbeitung in Chrudim Josef Jirásek eine Stelle an der Realsch. in Königgrätz, dem wirkl. Lehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Willibald Kammel eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Przemyśl Spiridion Karchut eine Stelle am akadem. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Proßnitz Rudolf Karras

eine Stelle am Real- und Obergymn. in Neubydžov, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Dr. Anton Kašík eine Stelle am Gymn. in Žižkow, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Real- und Obergymn. in Gablonz Eduard Bertram Kirschnek eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Dr. Ferdinand Kňourek eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Sternberg Hermann König eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Ignaz Korcyl eine Stelle III. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer an der II. Realsch. in Krakau Dr. Anton Korczyński Ritter v. Sas eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Anton Kořínek eine Stelle am Real- und Obergymn. in Kolin, dem Prof. an der Realsch. in Kladno Alois Koubek eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Neu-Sandez Adalbert Krajewski eine Stelle am Gymn. in Podgórze, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Oberrealgymn. in Tetschen Emil Kreibich eine Stelle am Gymn. in Leitmeritz, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Josef Křivka eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Cilli Dr. Rudolf Kroenig eine Stelle am Gymn. in Krems, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Dornbirn Richard Kuba eine Stelle an der Realsch. in Teplitz-Schönau, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Vinzenz Kubik eine Stelle an der I. Realsch. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Rakonitz Wenzel Kurc eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Franz Kuš eine Stelle am III. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Korneuburg Dr. Rudolf Latzke eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnow Dr. Wladimir Lenkiewicz eine Stelle an der Filialanstalt des V. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Neu-Sandez Stanislaus Leonhardt eine Stelle am V. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Königgrätz Dr. Franz Leza eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Wischau Alois Lisický eine Stelle am Gymn. in Königinhof, dem Prof. am Gymn. in Sambor Nikolaus Lisiński eine Stelle an der Filialanstalt des V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Königinhof Josef Mach eine Stelle am Gymn. in Žižkow, dem Prof. an der Kommunal-Realsch. in Nachod Dr. Franz Machát eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Laibach Johann Macher eine Stelle am II. Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Neu-Sandez Johann Magiera eine Stelle am V. Gymn. in Krakau, dem als Leiter des Archäologischen Museums in Aquileja beurlaubten Prof. am Gymn. in Görz Heinrich Majonica eine Stelle am Gymn. in Triest, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Adlerkosteletz Wenzel Mansfeld eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem Prof. am I. Gymn. in Tarnow Anton Marcinkowski eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Časlau Wenzel Marek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod Mathias Mařík eine Stelle am akadem. Gymn. in Prag, dem Prof. an der Realsch. in Trautenau Dr. Johann Matuschek eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Andreas Mentberger eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der Realsch. in Teschen Dr. Wladimir Misař eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Brody Marian Młodnicki eine Stelle an der Filialanstalt des V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am

Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Josef Moravec eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem Prof. am Gymn. in Znaim Dr. Karl Mras eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Reichenau Heinrich Muk eine Stelle am Gymn. in Žižkow, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Graz Dr. Josef Murauer eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) Dr. Josef Murr eine Stelle am Gymn. in Feldkirch, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Plan Ludwig Nagele eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem wirkl. am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Przemyśl Stanislaus Namysł eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Böhmisch-Leipa Julius Nestler eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Adalbert Niemiec eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Cilli Dr. Eduard Nowotny eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stryj Johann Oko eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Richard Ordiński eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. in Wischau Dr. Josef Pešek eine Stelle am Gymn. in Königgrätz, dem Prof. an der Realsch. in Teschen Karl Pflieger eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Landes-Gymn. in Pettau Dr. Franz Pichler eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Dr. Ferdinand Pietsch eine Stelle am Gymn. in Schlan, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Felix Podborsky eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Otto Pommer eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Emilian Popescul eine Stelle an der griech.-orient. Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau Dr. Josef Pospíšil eine Stelle am Gymn. in Wittingau, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Teplitz-Schönau Roman Prochaska eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau Josef Przybylski eine Stelle am V. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kaaden Ludwig Pschor eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Trübau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Brody Dr. Johann Pyszkowski eine Stelle an der Filialabteilung des V. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Holleschau Karl Rašín eine Stelle an der Realsch. in Kuttenberg, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Viktor Reif eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Wenzel Ruth eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holeschowitz-Bubna, dem Prof. am I. Gymn. in Rzeszow Johann Rygiel eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der II. deutschen Realsch. in Prag Franz Schlegel eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Eger Josef Schmidt sen. eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Römerstadt Dr. Heinrich Schmied eine Stelle am Gymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am V. Gymn. in Lemberg Stanislaus Schneider eine Stelle an der Filialanstalt dieses Gymn., dem Prof. am Gymn. in Arnau Karl Schönswetter eine Stelle am Gymn. in Ried, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Oberrealgymn. in Tetschen Franz Schüch eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am III. Gymn. in Krakau Franz Seidler eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem wirkl. Lehrer am I. Gymn. in Tarnow Dr. Ladislaus Semkowicz eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Dr. Wilhelm Sigmund eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in

Prag, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Karlsbad Dr. Ernst Simon eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Dębica Dr. Sigmund Skórski eine Stelle an der Filialanstalt des V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Sambor Emil Snopek eine Stelle an der Filialanstalt des V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Franz Sommer eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Groß-Meseritsch Eduard Starý eine Stelle am Gymn. in Leitomischl, dem Prof. an der Realsch. in Jungbunzlau Dr. Josef Štěpánek eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow Ferdinand Stolle eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Gymn. in Podgórze Theophil Stupnicki eine Stelle am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, dem Prof. an der II. Realsch. in Lemberg Anton Sucheni eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Jägerndorf Josef Tenschert eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Klagenfurt Franz Ternetz eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Spalato Vinzenz Tripković eine Stelle am Gymn. mit italien. Unterrichtssprache in Zara, dem Prof. an der Realsch. in Kladno Anton Turek eine Stelle am Gymn. in Tabor, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mähr.-Trübau Dr. Theodor Vahala eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Miloslav Vehle eine Stelle an der Realsch. in Königgrätz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz Dr. Markus Wachsmann eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Schlan Dr. Karl Wenig eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Krosno Alexander Wieleżyński eine Stelle an der Realsch. in Stanislau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Franz Wondrak eine Stelle am Gymn. in Krems, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tetschen Dr. Kasimir Wróblewski eine Stelle an der Filialanstalt des V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Stanislau Johann Załuski eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Friedek Adalbert Alber eine Stelle am Gymn. in Rumburg, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Nachod Richard Beringer eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Lehrer an der Infanterie-Kadettenschule in Hermannstadt, k. und k. Oberleutnant Eduard Brabec eine Stelle an der Realsch. in Troppau, dem Prof. an der Filiale des V. Gymn. in Czernowitz Alexander Buga eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem Prof. an der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz Gerasim Buglia eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Nachod Dr. Ottokar Chlup eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in Horn Dr. Karl Dattler eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Jaroslav Franke eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Pola Johann Gangl eine Stelle am Gymn. in Cilli, dem Prof. an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke Friedrich Gschnitzer eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Dr. Johann Halbich eine Stelle am akadem. Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Josef Hirsch eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Nachod Dr. Guido Hodura eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem wirkl. am Gymn. in Landskron Richard Hölzel eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Anton Jeršinović eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. an der Realsch. in Tabor Franz Kabeláč eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache

in Prag-Neustadt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz Theodor Kern eine Stelle am III. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am akadem. Gymn. in Wien Dr. Josef Kubik eine Stelle am Elisabeth-Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Beneschau Anton Kudrnovský eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. an der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz Johann Ritter v. Kuparenko eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz Ignaz Neunteufel eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Johann Novák eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Žižkow Josef Pithardt eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. an der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz Aurel Polonic eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Nachod Maximilian Saska eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. an der Filiale des I. Gymn. in Czernowitz Dr. Radu Sbiera eine Stelle am III. Gymn. daselbst, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Johann Schelle eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Vinzenz Freiherrn v. Schimmelpenning van der Oye eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Iglau Richard Schramm eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Josef Schulze eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Thomas Snětivý eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Heinrich Spal eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Triest Josef Thienel eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Nikolsburg Dr. Otto Trautmann eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Dr. Karl Velíšek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Nachod Anton Vít eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Nachod Kamillo Wolf eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Tabor Josef Žďárský eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Dr. Johann Zuchristian eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: Zu wirklichen Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Vinzenz Chyský von der Realsch. in Rakonitz für das Gymn. in Reichenau, Dr. Wenzel Flajšhans vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Prag, Josef Kirschner vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Josef Mayrl vom Gymn. in Kaaden für diese Anstalt, Dr. August Ritter v. Wotawa vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke; *b)* die Supplenten: Anton Andrle von der Realsch. in Jungbunzlau für die Realsch. in Tabor, Dr. Anton Beer von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Johann Bulanda vom I. Gymn. in Tarnow für diese Anstalt, Horatius Chizzola von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Triest, Leopold Dewaty von der Realsch. in Graz für das Gymn. in Landskron, Franz Doucha vom Privat-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau für das Gymn. in Boskowitz, Karl Dreher von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Radautz, Hieronymus Drozd vom VII. Gymn. in Lemberg für die Realsch. in Śniatyn, Eugen Drozdzikowski vom II. Gymn. in Tarnow für diese Anstalt, Moritz Friedmann vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Josef Gröschl

vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Friedek, Mandel Kalismann vom Gymn. in Stryj für diese Anstalt, Stanislaus Kannenberg vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Gorlice, Franz Kaska vom Gymn. in Jičin für diese Anstalt, Karl Kostlivý vom Gymn. in Jungbunzlau für das Gymn. in Tabor, Johann Kowalikowski vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Bochnia, Rudolf Kumstat von der Realsch. in Königgrätz für die Realsch. in Tabor, Albrecht Loeser von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Klagenfurt, Dr. Alois Maček vom I. Gymn. in Graz für das Gymn. in Pola, Lorenz Magiera vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Sambor, Johann Masten vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Krainburg, Heinrich Maurer vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Anton Migdał vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. in Dębica, Ladislaus Mossóczy vom Gymn. in Neu-Sandez für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Guntram Müller von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Nikolsburg, Karl Niedoba von der Realsch. in Teschen für diese Anstalt, Franz Novljan vom Gymn. in Mitterburg für diese Anstalt, Dr. Franz Novotný vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) für das Gymn. in Hohenmauth, Gustav Pallas vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Mistek, Karl Payer von der Realsch. in Eger für die Realsch. in Troppau, Ernst Rabener vom I. Gymn. in Czernowitz für das III. Gymn. daselbst, Dr. Johann Radnitzky vom Gymn. in Oberhollabrunn für das Gymn. in Iglau, Anton Ratuszny, suppl. röm.-kathol. Religionslehrer am VI. Gymn. in Lemberg für diese Anstalt, Rudolf Reisenhofer von der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier für die Realsch. in Bielitz, Jakob Roberti vom Gymn. in Rovereto für das Gymn. in Trient (italien. Abteilung), Otto Rosenfeld, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Teschen, Witold Rybczyński von der I. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Krosno, Dr. Maximilian Schleser von der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Troppau, Dr. Karl Schnarf vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Iglau, Franz Schwessinger vom Gymn. in Triest für das Gymn. in Freistadt, Hermann Seibert von der Realsch. in Innsbruck für diese Anstalt, Ladislaus Seifert von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Johann Sierosławski vom Gymn. in Sanok für das Gymn. in Złoczów, Paul Siretean vom II. Gymn. in Czernowitz für das III. Gymn. daselbst, Wenzel Sladký vom Gymn. in Beneschau für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, Augustin Steiner von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Teschen, Wilhelm Szöke vom Landes-Real- und Obergymn. in Baden für das Gymn. in Friedek, Dr. Jaköb Teuwin vom Gymn. in Brody für die Realsch. in Tarnopol, Dominik Trnka vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Reichenau, Josef Vlček vom Privat-Gymn. in Wischau für das Gymn. in Proßnitz, Karl Weinfeld von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Jägerndorf, Stanislaus Wiśniewski vom Gymn. in Dębica für diese Anstalt, Michael Wurdak vom Gymn. in Aussig für das Gymn. in Prachatitz, Adam Ziemski vom Gymn. in Bochnia für diese Anstalt, Dr. Josef Zuck, Lehramtskandidaten, für die II. deutsche Realsch. in Prag.

Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Adolf Ambrož, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Trebitsch, Dr. Erwin Barta von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Jägerndorf, Adalbert Břečka vom Privat-Gymn. in Wischau für das Gymn. in Trebitsch, Franz Dissertori, Lehramtskandidaten, für die

Realsch. in Dornbirn, Oskar Dreyhausen v. Ehrenreich, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Rudolf Engel von der Realsch. in Tabor für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Wilhelm Frankl vom k. k. Stifts-Gymn. in St. Paul für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Dr. Ludwig Gauby, Probekandidaten an der Realsch. in Graz, für die Realsch. in Laibach, Dr. Hugo Grohmann, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Teschen, Josef Holý, Lehrer am Mädchen-Lyzeum des Vereines „Vesna" in Brünn, für die Realsch. in Neustadtl, Dr. Oskar Kende von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Hugo von Kleinmayr vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Salzburg, Dr. Karl Kreisler vom Komm.-Realgymn. in Korneuburg für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Josef Kucsko, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Weidenau, Dr. Max Lederer, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Bielitz, Philomen Melanko vom II. Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Brody, Dr. Franz Moudry von der Realsch. in Salzburg für die Realsch. in Linz, Otto Pícha vom Gymn. in Jičin für die Realsch. in Rakonitz, Josef Plaček vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Bogumil Remec vom Gymn. in Krainburg für das II. Gymn. in Laibach.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: Zu wirklichen Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Dr. Franz Balada von der III. deutschen Realsch. in Prag für diese Anstalt, Dr. Jaroslav Fikrle von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für diese Anstalt, Richard Findeis vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Triest, Anton Fischer vom Gymn. in Oberhollabrunn für diese Anstalt, Dr. Julius Glücklich vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Theodor Hartwig von der Realsch. in Steyr für diese Anstalt, Georg Höbart von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Eger, Dr. Karl Jörg vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Feldkirch, Franz Karollus von der Realsch. in Elbogen für die Realsch. in Triest, Dr. Karl Niedenhuber von der Realsch. in Linz für diese Anstalt, Dr. Stanislaus Nikolau von der Realsch. in Pardubitz für diese Anstalt, Josef Novák vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Schlan, Karl Podval von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Laun, Heinrich Říha vom Gymn. in Časlau für diese Anstalt, Dr. Adalbert Rosický vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für diese Anstalt, Alois Sadl vom Gymn. in Mies für das Gymn. in Pola, Josef Schirmler von der Realsch. in Leitmeritz für diese Anstalt, Anton Schönbichler vom Gymn. in Radautz für diese Anstalt, Dr. Franz Strauß von der Realsch. in Jägerndorf für diese Anstalt, Josef Tichý vom Gymn. in Příbram für die Realsch. in Kladno, Anton Tilp von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Gymn. in Linz, Dr. Thomas Voldřich von der Realsch. in Pisek für das Gymn. in Beneschau, Franz Zábranský von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Königgrätz. *b*) die Supplenten: Karl Auer vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Arnau, Klaudius Barbetti von der Unterrealsch. in Zara für die Realsch. in Spalato, Stanislaus Bartkiewicz vom Gymn. in Złoczow für das Gymn. in Sambor, Dr. Hugo Beran von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Simon Binder von der Realsch. in Brünn für die Realsch. in Reichenberg, Franz Bojarski vom VI. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Stanislaus Borowiczka vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Sanok, Karl Brachtel von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Warnsdorf, Rudolf Braunschweig vom Gymn. im

VIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Böhmisch-Leipa, Hilarion Brykowicz vom Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Tarnopol für diese Anstalt, Wladimir Bursztyński vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Stanislau, Dr. Ludwig Bykowski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Sambor, Josef Čapek vom Gymn. in Beneschau für das Real- und Obergymn. in Klattau, Franz David, Katecheten an der Knabenschule in Mistek, für das Gymn. in Stražnitz, Johann Fela vom I. Gymn. in Tarnow für die Realsch. in Żywiec, Dr. Bernhard Fingerland von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. in Jungbunzlau, Stanislaus Fischer vom Gymn. in Wadowice für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Dr. Maximilian Fortner von der II. deutschen Realsch. in Prag für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Gustav Fousek von der Realsch. in Tabor für die Realsch. in Adlerkosteletz, Dr. Joachim Frenkel von der Realsch. in Sniatyn für diese Anstalt, Eduard Frind von der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Freistadt, Leo Gawański vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Stanislau, Karl Genau vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch für diese Anstalt, Michael Gniady vom Gymn. in Jaroslau für die Realsch. in Żywiec, Stanislaus Gołąb vom II. Gymn. in Tarnow für das I. Gymn. daselbst, Dr. Alexander Gottlieb vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Radautz, Klemens Hammer vom Gymn. in Jasło für diese Anstalt, Heinrich Heitzmann vom VII. Gymn. in Lemberg für das II. Gymn. in Tarnow, Karl Hepner von der böhm. Gewerbesch. in Pilsen für die Realsch. in Kuttenberg, Gottlieb Hobzek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Königgrätz, Ludwig Hordyński vom VI. Gymn. in Lemberg für das II. Gymn. in Rzeszow, Franz Hromádko vom Gymn. in Mistek für diese Anstalt, Theodor Hrycak vom Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Przemyśl für die Realsch. in Stanislau, Heinrich Kaindl vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Franz Kaska vom Gymn. in Jičin für das Gymn. in Hohenmauth, Jaroslav Kastner von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Ferdinand Kern vom II. Gymn. in Graz für die Realsch. in Knittelfeld, Alexander Kleczeński vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache daselbst, Eduard Klicpera von der Realsch. in Prag-Holleschewitz-Bubna für die Realsch. in Rakonitz, Jaroslav Kočandrle von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Kladno, Adolf Koretz vom Gymn. in Aussig für diese Anstalt, Dr. Hermann Kostial von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Roman Köstlich vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Paul Kowalski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Brzezany, Johann Kubišta vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Boskowitz, Julian Kubrakiewicz vom Gymn. in Stryj für diese Anstalt, Zdzislaus Kultys vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Drohobycz, Ludwig Kwiatkowski von der I. Realsch. in Krakau für das Gymn. in Brody, Theodosius Leżohubski, suppl. griech.-kathol. Religionslehrer an der II. Realsch. in Lemberg, für diese Anstalt, Mathias Lis von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Pisek, Adam Maksymowicz von der II. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Tarnow, Otto Mautner von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Josef Mazi von der Realsch. in Laibach für diese Anstalt, Dr. Paul Mazurek vom II. Gymn. in Lemberg für diese Anstalt, Dr. Johann Milan vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache

in Stanislau für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Stanislaus Moroniewicz vom V. Gymn. in Lemberg für die Realsch. in Krosno, Dr. Sigmund Motylewski von der II. Realsch. in Lemberg für diese Anstalt, Kasimir Nagórecki vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für des Gymn. in Mielec, August Nowotny von der II. deutschen Realsch. in Prag für diese Anstalt, Bronislaus Olszewski von der II. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Krosno, Alois Onestinghel vom Gymn. in Trient (italien. Abteilung) für diese Anstalt, Heinrich Osuchowski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für das Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Kolomea, Dr. Emil Oswald von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Troppau, Franz Panagl von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Viktor Pastor von der Realsch. in Bielitz für diese Anstalt, Rudolf Pavler von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Peřina vom Gymn. in Přibram für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Picha von der Realsch. in Leitmeritz für diese Anstalt, Markus Piekarski von der I. Realsch. in Lemberg für das Gymn. in Brody, Adolf Podwyszyński vom Gymn. in Sambor für das II. Gymn. in Lemberg, Adalbert Prokeš von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Laun, Janusz Pryziński vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Tarnow, Dr. Andreas Puschnig von der Realsch. in Laibach für diese Anstalt, Dr. Michael Rec, suppl. Religionslehrer am II. Gymn. in Tarnow, für diese Anstalt, Franz Redl von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Jägerndorf, Karl Regner von der Realsch. in Jungbunzlau für diese Anstalt, Sigmund Reiß vom Gymn. in Złoczow für das Gymn. in Brody, Ladislaus Rembacz von der I. Realsch. in Lemberg für diese Anstalt, Dr. Josef Říha vom Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse) für das Gymn. in Königinhof, Adolf Röhrig von der Realsch. in Tabor für die Realsch. in Kladno, Ladislaus Rylski Ritter v. Scibor von der II. Realsch. in Lemberg für das Gymn. in Brzezany, Karl Schnee von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Arnau, Anton Šebánek von der Realsch. in Kuttenberg für diese Anstalt, Michael Sęk vom II. Gymn. in Tarnow für diese Anstalt, Leon Silbermann vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für die Realsch. in Jaroslau, Emil Slawik von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Warnsdorf, Dr. Johann Šlebinger vom II. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Eduard Šmejkal von der Realsch. in Pardubitz für das Gymn. in Deutschbrod, Franz Smolka vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Jasło, Theodor Stach vom Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Alfred Stahl von der II. Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Sniatyn, Johann Stock vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brzezany, Johann Stonawski, evangel. Religionslehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, für diese Anstalt, Dr. Leo Stuchlik von der I. deutschen Realsch. in Prag für die Realsch. in Trautenau, Karl Šulc von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Kladno, Heinrich Swoboda, Turnlehrer am Gymn. in Bielitz, für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Dr. Stefan Szydelski, suppl. Religionslehrer an der I. Realsch. in Lemberg, für diese Anstalt, Dr. Sigmund Tarliński vom IV. Gymn. in Krakau für das I. Gymn. in Tarnow, August Terš von der Komm.-Realsch. in Nachod für die Realsch. in Přibram, Dr. Hugo Traub vom Gymn. in Proßnitz für diese Anstalt, Dr. Franz Trnka von der Realsch. in Jičin für das Gymn. in Reichenau, Karl Veleminský von der Realsch. in Žižkow für die Realsch. in Tabor, Franz Weber vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Ried, Herkulan Weigt

vom IV. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Dębica, Karl Władyka vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Nowy Targ, Marian Wójcikiewicz vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Mielec, Stanislaus Wolny vom Gymn. in Wadowice für diese Anstalt, Josef Zachara vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für das Gymn. in Sanok, Dr. Josef Zettl von der Realsch. in Eger für diese Anstalt.

Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Dr. Heinrich Anker vom fürstbischöfl. Privat-Gymn. beim Kollegium Borromäum in Salzburg für die Realsch. in Elbogen, Dr. Anton Beer von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Böhnel von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Plan, Dr. Karl Czerwenka vom Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke für die I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Vinzenz Farek von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. in Přibram, Richard Goldreich, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Plan, Josef Heckel von der Realsch. in Teplitz-Schönau für die Realsch. in Karolinenthal, Josef Hergeth vom Gymn. in Saaz für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Johann Hlawatschke vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Paul Krčmařik vom Gymn. in Leitmeritz für das Gymn. in Saaz, Vinzenz Mantinger vom Gymn. in Villach für das Gymn. in Linz, Ferdinand Meier vom Landes-Unter- und Komm.-Obergymn. in Mährisch-Neustadt für das Gymn. in Klagenfurt, Dr. Richard Meister, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Znaim, Johann Pelíšek, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Časlau, Karl Peters vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Ernst Schmidt, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Eger, Franz Skoďdopole von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für die Realsch. in Pardubitz, Leonhard Stöllinger von der Realsch. in Eger für die Realsch. in Leitmeritz, Karl Titz von der Realsch. in Jungbunzlau für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Paul Zincke vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Religionslehrern an Staats-Mittelschulen ernannt: Michael Borowy, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Sniatyn, für diese Anstalt; Dr. Anton Bystrzonowski, suppl. Religionslehrer am Gymn. bei St. Anna in Krakau, für das V. Gymn. daselbst; Alois Hackenberg, suppl. Religionslehrer an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, für diese Anstalt; Johann Pulišić, suppl. röm.-kathol. Religionslehrer am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara, für diese Anstalt; Dr. Rudolf Schneider, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, für das Gymn. in Žižkow.

Eine Lehrstelle wurde verliehen: am Sophien-Gymn. in Wien dem Prof. am Gymn. in Brüx Dr. Anton Jettmar, am Gymn. in Wiener-Neustadt dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radautz Dr. Franz Sobalik, am Gymn. in Radautz dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Lundenburg Dr. Bernhard Schönberg, an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke dem Prof. am Gymn. in Wiener-Neustadt Dr. Johann Czerny, an der Realsch. in Reichenberg dem Prof. an der Realsch. in Eger Josef Schmidt, am Gymn. in Linz dem Prof. am Gymn. in Ried Julius Hebenstein, am Gymn. in Salzburg dem Prof. am Gymn. in Pola Alois Pfreimbtner, an der Realsch. in Salzburg dem Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Anton Stallinger, an der II. böhm. Realsch. in Pilsen dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg Rudolf Sokol, an der Vorbereitungsklasse des III. Gymn. in Czernowitz dem Lehrer an der Vorbereitungsklasse der Filiale des

I. Gymn. daselbst Johann Nutu, am Gym. in Triest dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Krumau Dr. Karl Wolf, an der Realsch. in Eger dem Prof. an der Realsch. in Plan Johann Schmidt.

In die VIII. Rangsklasse wurden befördert der Prof. am II. Gymn. in Czernowitz Anton Klem, der Prof. am Gymn. in Radautz David Mader, der Prof. am griech.-orient. Gymn. in Suczawa Severin Prokopowicz.

Je eine Lehrstelle wurde verliehen an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke dem Prof. an der Realsch. in Klagenfurt Karl Hayer, dem Prof. an der Realsch. in Triest Dr. Norbert Krebs, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Cölestin Krupka, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Teplitz-Schönau Alois Netzer, dem Prof. an der Realsch. in Olmütz Adolf v. Roth und dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Triest Dr. Hermann Tertsch.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Dr. Johann Czerny und des wirkl. Lehrers am Gymn. in Wiener-Neustadt Dr. Franz Sobalik wurde genehmigt.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel eines Hofrates der Landesschulinspektor in Brünn Dr. Karl Schober aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Titel eines Regierungsrates: der Direktor der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Karl Žaar, der Direktor der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Johann Januschke, der Direktor des Gymn. in Rudolfswerth Dr. Franz Detela anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des I. deutschen Gymn. in Brünn Julius Wallner anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Rudolf Freiherr Henniger v. Eberg aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) Franz Sobek anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Real- und Obergymn. in Kolin Josef Grimm aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. in Prag (Korngasse) Franz Grešl aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Titel eines Schulrates: der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Josef Čipera, der Prof. vom II. deutschen Gymn. in Brünn Josef Gajdeczka, der Prof. am Gymn. in Prerau Johann Piskač, der Prof. an der Realsch. in Troppau Wladimir Demel.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse: der Direktor des Akademischen Gymn. in Wien Regierungsrat Friedrich Slameczka aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des IV. Gymn. in Lemberg Schulrat Dr. Karl Petelenz aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: der Direktor der Realsch. in Teltsch Karl Maška, der Prof. an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Karl Hoch, der Prof. am Gymn. in Weidenau Adalbert Weese.

Das goldene Verdienstkreuz der Anna Hann, Inhaberin einer Schülerpension in Kremsmünster.

Den Professortitel erhielten: die Lehrer am Mädchen-Lyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Franz Schlegel und Josef Straka, der Lehrer am Mädchen-Lyzeum des Wiener Frauenerwerbvereines Ferdinand Sodoma.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Franz Schmied, Gymnasialprof. (LG) in Friedek, 65 J. alt; Bartholomäus Dalpiaz, Gymnasialprof. (LG d) in Trient, 60 J. alt; Christian Purner, Gymnasialprof. (M Nl Phil) in Innsbruck, 53 J. alt; Ladislaus Węgrzynski, Gymnasialprof. (H) in Jasło, 61 J. alt; Franz Zitta, Gymnasialprof. (Z) in Königinhof, 38 J. alt; August Mrasek, Realschulprof. (M Nl) in Prag, 52 J. alt; Urbino Colombini, Realschulprof. (H) in Rovereto, 58 J. alt; Georg Feierfeil, Gymnasialprof. (D lg) in Reichenberg, 46 J. alt; Johann Halagrada, Gymnasialprof. (H) in Stryj, 61 J. alt; Max Lönning, Gymnasialprof. (LG) in Reichenberg, 45 J. alt; Johann Pithart, Gymnasiallehrer (M Nl) in Boskowitz, 27 J. alt; Edmund Älschker, Realschuldirektor i. R. in Steyr, 65 J. alt; Dr. Altmann Altinger, Gymnasialprof. (H) in Kremsmünster, 42 J. alt.

An die ehemaligen Mitglieder des Seminars für deutsche Philologie an der Universität in Wien.

Das Seminar für deutsche Philologie an der Universität in Wien beabsichtigt zur Feier seines 25jährigen Bestehens die Publikation einer Festschrift und die Veranstaltung eines solennen Kommerses. Da es unmöglich ist, die zahlreichen Mitglieder aus den älteren Jahrgängen, die in die weite Welt zerstreut sind, anders ausfindig zu machen, ergeht auf diesem Wege der Öffentlichkeit an alle Mitglieder des Seminars die Bitte, dem derzeit die Geschäfte führenden Leiter des Seminars Prof. Dr. Josef Seemüller, XVII., Syringgasse 5, mittelst Postkarte Namen, Stand und Adresse mitzuteilen. Man bittet weiter um die Angabe der Schuljahre, während deren der Betreffende Mitglied des Seminars gewesen ist und um die Titel der Schriften, die von ihm bisher veröffentlicht worden sind, wobei die im Seminar ausgeführten oder begonnenen Arbeiten mit einem Sternchen bezeichnet werden mögen.

Wien, am 20. Oktober 1906.

Die Direktoren des Seminars für deutsche Philologie an der Wiener Universität:

Minor. *Seemüller.*

Der Bibliothekar:

Krimmer.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Beobachtungen zu Goethes Stil und Metrik.

Indem ich Forschungen zu Goethes Stil und Metrik in seiner Reifezeit[1]) vorlege, beabsichtige ich nicht eine Gesamtdarstellung, sondern eine Reihe von neuen Einzelbeobachtungen zu geben. Durch Raummangel beschränkt, kann ich vieles zunächst nur andeuten, was ich später einläßlich zu behandeln gedenke. Die einzelnen syntaktischen und metrischen Erscheinungen sollen nicht eigentlich um der Grammatik und Metrik willen ans Licht gezogen werden, sondern als *documents humains* oder besser *poétiques*, zur Erkenntnis der künstlerischen Individualität, der wir mit unseren kritischen Scheinwerfern beikommen wollen. Die inneren Rhythmen, die im Dichter schwingen und in den äußeren Rhythmen nachklingen, das dunkle dichterische Wollen und Fühlen, das in den syntaktischen Figuren nach lebendigem Ausdruck ringt, das ist's, was wir suchen. Im Mittelpunkt stehen hier die klassischen Versdramen sowie die rhythmischen Szenen des „Egmont". Nur gelegentlich fallen auch Streiflichter auf den Altersstil, den Knauth so lichtvoll behandelt hat[2]).

Syntaktisch-stilistische Beobachtungen.

Zum „Egmont".

Unendlich viel ist über den Stil des Egmont zu sagen. Die „poetische Prosa" der späteren Partien[3]) verrät sich nicht nur im Rhythmus, sondern auch in der syntaktischen Formgebung und in der Färbung des Ausdrucks. Eine Sprache voll organischer Lebens-

---

[1]) Gemeint ist vor allem die Zeit vom Antritt der Italienfahrt bis zu Schillers Tod, doch auch die Jahre 1779—86.

[2]) Die Titel der Werke sind durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet; J. = Iphigenie, E. = Egmont, T. = Tasso, N. = Nat. Tochter, Erw. = Erwin und Elmire, Trd. = Tancred usw. Ich zitiere nach der Weimarer Ausgabe (E. 260, 5 heißt z. B. Bd. 8 [Egmont], S. 260, Zeile 5).

[3]) Nur um sie handelt es sich im folgenden.

fülle, ein „zierliches Ausweichen“ vor der Prosa; z. T. antikisierend (doch noch nicht manieriert wie in der N. Tochter); voll anaphorischer Wiederholungen, Wiederaufnahmen, Verklammerungen usw. Tiefsinnig bedeutsamen Klangs; von dichterischem Freiheitshauch durchweht; „freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache“. Manchmal eine liebenswürdige Mattheit, die zu der Passivität des Helden stimmt.

Jede Szene, könnte man sagen, der gehobenen Partien [1]) hat ihre eigene stilistische Note: Egmonts Monolog, in dessen durchgängiger hellenischer Schönheit und Heiterkeit bei so traurigem Inhalt (speziell auch in dem Abscheu gegen den „eklen Moder“, den „widrigen Hauch“) sich die tiefe Heiterkeit des Rom-Goethe spiegelt, der mit Schaudern an „die traurigen Nebel des Nordens“ denkt — Roms Sonne glitzert in diesen Kerker hinein! —, E.s Monolog bevorzugt u. a. die antik feierlichen, tiefem Sinnen enttauchenden Absatzanfänge [2]).

Vor allem belausche man, wie in der Ferdinandszene (V) alles sich organisch auseinander entfaltet, ein Satz immer aus dem anderen hervorzuwachsen, sich loszuwickeln scheint, wie der Dialog durch Parallelismen [3]), Anaphern, Steigerungen, Wiederaufnahmen sich langsam weiterwälzt (manchmal an eine Fuge erinnernd), wie gar oft ein Wort eines Satzes Keim zu einem neuen Satz wird, wie durch diesen Charakter des organischen Sichentwickelns jeder Eindruck des Stofflichen, roh Aneinandergereihten gemieden wird. Überall eine Art geistiger Synalöphe. Die vielen Wiederholungen, das beständige Auf- und Abwogen [4]), der nänienhafte Klageton geben diesem Dialog etwas lyrisch Opernhaftes: ein wehmütiges Duett (Kayser!).

Beispiele: Parallelismen [5]). S. 294: Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet! 299: O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen

---

[1]) Die endgiltige Gestaltung mit ihrer Stilzweiheit gemahnt leise an die Shakespearesche Technik: Vers- und Prosaszenen.

[2]) S. 280: „O Sorge! Sorge!“ Ähnlich oft bei Euripides am Rede-(Monolog-) Anfang, z. B. Medea 1021: ὦ τέκνα, τέκνα.

[3]) Etwas sei hier angedeutet, was ich später ausführlich darlege. In aller Poesie, vielfach selbst in der Umgangssprache, zeigt sich Parallelismus, Doppelung (der Doppelheit der menschlichen Gestalt entsprechend!). „Du mußt es zweimal sagen.“ Zwei Ohren! Dictum *a* ist gleichsam der Quecksilberdampf, der die Luft (d. h. die anderen, vorherigen Gedanken) aus dem geistigen Thermometer vertreibt, *b* das Quecksilber, das es nun füllt (das Neue). Dictum *a* schafft erst Raum für *b*, weckt auch durch seinen Inhalt schon die Vorstellung davon.

[4]) Vgl. das Echo S. 293; E.: Ich soll deine Hand fassen, — seh'n, — fühlen — und dann sagen usw. Ferd.: Und ich soll danebensteh'n, zuseh'n, dich nicht halten, nicht hindern können.

[5]) Roethes schöne Abhandlung über das M. v. Oberkirch kam mir erst ein Vierteljahr nach Einsendung meines Manuskriptes zu Gesicht; doch wußte ich schon, daß dort Parallelismen im M. v. Oberkich nachgewiesen sind.

Banden — du kannst dich fassen, du kannst entsagen — Was kann ich? Was soll ich? 296: Lass' diese Leidenschaft rasen, lass' mich losgebunden klagen! 299: Du kannst dich fassen, du kannst entsagen. 298: Wer gibt mir eine Hilfe, wer einen Rat[1].. Nun ist es wirklich, ist gewiß (303: Es ist vorbei, es ist beschlossen!). 297: „mit dir zu sein, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich —". Vgl. auch Dubletten wie 295: was rührt, was bekümmert dich?.. so zutraulich, so freundlich; 303: ungebeten, unerfleht; 293: mein Erstaunen, mein Entsetzen[2]). — Bis ins kleinste geht diese Paarung hier: 293, 12 Sag' ihm! Sag' ihm usw. 294, 26 Wehe mir! Wehe! 295, 11 Geh! Geh! Ebd. 27 Sage, rede! (300, 16 früher, früher). — Anaphern, Wiederholungen, allmähliches Fortspinnen der Rede: 295: Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt.. erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug handelte? 296: daß ich den.. Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles, daß ich unempfindlich werde. Ebd.: O daß ich ein Weib wäre, daß man mir sagen könnte: was rührt dich, was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Übel, mache mich zum Zeugen einer schrecklicheren Tat; ich will dir danken, ich will sagen usw. 294: Sag' ihm, daß —, daß —, daß —[3]). 298, 11. Vgl. noch 299: du überwindest.. du überstehst; ich überlebe usw. (Homoiarktische Worte). Und öfter zeigt sich ein gewisses Abstrapazieren einzelner Worte[4]); 300: Auch der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages.., an jedem Tage usw. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du. — Es bildet sich eine Vorliebe aus für Figuren wie 289: Furchtsam schaut der Bürger .. er schaut, und fürchterlich wächst usw. 288: Ich sah, und sah die.. Gewißheit immer gewisser (von fern verwandt 290: Nun hofft' ich dich zu seh'n, und sah dich, und mein Herz usw.). — Ein Wort wird Keim zu einem neuen Satz: 298: Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus![5]) 293: Geh'! Sag' ihm![6]) Sag' ihm, daß er.. mich [nicht] belügt. Vgl. Vorschlagserscheinungen wie 297: Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd! 297: Nein, ach leider nein! 287: Still, Brackenburg. Nun still! 289: Weh! Über dich Weh! — Verwandt ist das gleichschenklige Dreieck mit der Spitze „O", wie 298: Schweig', o schweige!, das er auch sonst liebt; J. 1404 Weh', o weh' der Lüge! 187: Lass', o überlass' usw. N. 89: Lass', o lass' mich nur; 344: Lass', o lass' mich hier; 2019: Lass', o lass' mich fort; T. 3896:

---

[1]) Ebd.: Kein Ausweg, kein Rat, keine Flucht.

[2]) Dergleichen Doppelung erscheint manchmal schon in den ersten Akten. 183: Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerstreuen. 184: Das Rätlichste, das Beste — meiner Güte, meiner Nachsicht — auf und nieder, hin und her — alles Vertrauen, allen Glauben. 187: daß er nachsehe, daß er dulde. — Steigernd: 188: als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache wäre. 189: Freunde, unzertrennliche Freunde; 191, 15: empfindlich, sehr empfindlich; auch 233, 12: empfindlich, sehr empfindlich. — 220: sinnen und aussinnen, gelangen, wohin sie können, erschleichen was sie können. Vgl. 192, 3.

[3]) 298, 25: Ich habe —; ich kann —; ich weiß —; ich fühle mich —. In der N. Tochter artet dieser Anaphernstil aus.

[4]) Vgl. 304: Ja, sie waren's, sie waren vereint .. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefle[illegible] Sohlen .. mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen B[illegible]

[5]) Vgl. N. 2034: Du sinnst! Du denkst! — Ja, du suchst ein [illegible] mich zu retten usw.

[6]) „Sage" zuerst wohl absolut, wie J. 1049: Sage mir von [illegible] glücksel'gen (s. u.).

Gebt, o gebt mir nur; Erw. 571: Freund, o Freund. T. 2345: Nein, o nein! Epimen. 740: Nein, ach, nein! J. 1286: Nehmt ihn, o nehmt ihn. Musaget.: Früh, o früh! (T. 3105: Fest, nur fest. Claud. 857: Still, nur still!).

In Klärchens Sterbeszene häuft sich die drangvoll dämonische, ausdruckmächtige Voranstellung eines farbegebenden Adjektivs[1]) (Adverbs; bei Dichtern veredelt das Adverb sich gern zum Adjektiv), durch die oft ein schwer wuchtender Accent auf das Anfangswort des Satzes fällt[2]):

Ängstlich im Schlafe liegt das .. Volk, .. indes unwillig über uns sein Geist die Welt verläßt. — Geschäftig waren viele .. bemüht; — immer achtsam soll die Liebe den .. Trost dir bereiten .. Grausam zerreißest du den Vorhang .. Furchtsam schaut der Bürger .. er schaut, und fürchterlich wächst im Lichte .. Neuleidend wendet das Gottesbild .. Träge geh'n die Zeiger[3]), .. und eine Stunde nach der andern schlägt (Accent!); .. Gehüllt in Nacht suchst du die Tiefe: .. ein Schauspiel, gewaltsam jedes Herz .. zu zerknirschen.

Und auch in anderen Partien lagert sich solch ein Adverb (Adj.) mit antiker Wucht grandios am Satzanfang, z. B. 272: Glücklich hat dich der Zufall verhindert .. Unvorsichtig entwickelst du die Falten. 257: Langsam wankt das Zünglein auf und ab, tief scheinen die Richter zu sinnen (ich denke bei dieser herrlichen Stelle an Michel Angelos in Grübeln versunkene „Voreltern Jesu")[4]). 303: Sanft und dringend fordert die Natur .. und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir.

Auch sonst läßt sich im E. beobachten, wie der Dichter oft leise die Satzstellung verschiebt und ein ihm wichtiges Satzglied, das mehr Wesenheitsduft ausströmt als ein anderes weniger anschaumächtiges, diesem fast unmerklich voranschiebt (nicht etwa nur dem jambischen Rhythmus zuliebe!) und so dem Satz mehr Seelenhaftigkeit, Gefühlsaccent, mehr Geistigkeit und Antiprosa verleiht; 224: So drückt ein Freund sie [die Hand] stärker noch einmal, wenn usw. (statt: n. einm. stärker); 262: ehe die Erscheinung mit Furcht und Sorge die Gemüter bewegte; 253: wem gehorcht sich's leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweist, daß er recht befohlen hat[5]) (edler und ausdrucks-

---

[1]) Oder auch Partizipiums.

[2]) 287: „Verschwunden sind die Gespenster" (vgl. 304: „Verschwunden ist der Kranz"). Accent auf dem ersten Wort! Auch im Schlußmonolog oft Accent auf dem Satzanfang: „In einem ernsten Augenblick erscheinen sie mir beide.. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf u. a.

[3]) Angedeutet nur sei, daß im Gegensatz zu Goethe H. v. Kleist, der noch weit mehr solche Verschiebungen liebt, das betreffende vorgeschobene Glied durch Satzeinschnitt (Komma) isoliert und durch einen eingeschobenen Nebensatz von dem folgenden trennt: „leise, da er .. glaubte, schlich er heran" (IV 218 Zolling; vgl. 4, 100, 19; 229, 10), während bei Goethe der Satz meist ohne Schleusen dahinfließt.

[4]) Irgend ein Bildwerk (in Italien) mag Goethe wohl vorgeschwebt haben.

[5]) Inhaltlich vgl. dazu T. 641: wo jeder stolz gehorcht .. Weil ihm das Rechte nur befohlen wird (1647: leicht gehorcht man einem edlen Herrn, der überzeugt, indem er uns gebietet). So vgl. zu E. 180: „Da

voller als: „da der Ausgang bald beweist“, was an sich nicht unrhythmisch wäre); 281: wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten nicht unkorrekt überlegten (288: als du mit übereiltem Tod oft ungeduldig drohtest)[1]).

Auch dem Satzschluß fügt er, wie dem Anfang, gern bedeutsame, eindrucksvolle Adjektiva (Adverbia), inhaltlich manchmal überflüssig, als Edelsteine ein, den geistigen Accent erhöhend, den Satz durchseelend (das wichtigste Moment wird mehr hervorgehoben), ihm Tonfülle verleihend, sein Tempo würdig ernst verlangsamend. 258: Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anschein voreilig ein; 272 (der ganze Satz charakteristisch!): Unvorsichtig entwickelst du .. und klagst dich .. strenger an, als ein Widersacher gehässig tun könnte; 282: „wo hat dich das Geschick verräterisch hingeführt?“ Antik! Überhaupt herrscht hier antikisierende Epithetenfülle, z. B. 303: das liebliche Mädchen hüllte sich in der Freundin himmlisches Gewand; 289 u. a.

Sehr häufig wird im E. die gewöhnliche Konstruktion, wir wollen nicht sagen durchbrochen, aber umgebogen, gelöst, umgeschmolzen, erweitert, die streng logischen Ecken und Kanten der rationalistischen Syntax zu sanfteren, nebelhafteren, geschwungeneren, weniger deutlichen Linien gemildert. Der Dichter „löset die strengen Knoten der Gedanken — ungehindert fließt der Kreis innerer (stilistischer) Harmonien“, um mit seinem Egmont zu reden. So werden beispielsweise zwei Konstruktionen vermischt, dem organischen Leben des Satzes die logische Bestimmtheit geopfert: Später erläutere ich eingehend solche Mischkonstruktionen wie 282: Versagt es dir den .. Tod rasch zu gönnen? 287: Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit ihm zu begegnen (das „um“ spart er gern), 256: Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine zu adeln usw. (vgl. Horaz c. I 12 *blandum et auritas .. ducere quercus*)[2]) oder den künstlerisch vollendeten, organisch lebensvollen, durch künstliche Accente bereicherten Satz 286, 6: und leider es bereitet usw. Oder 281, 4: Warum denn jetzt, da du so oft .., warum vermagst du nicht (Accent kunstvoll am Anfang aufgepflanzt)[3]).

---

ich nicht tun darf, was ich möchte, können sie mich doch denken lassen, was ich will“ T. 2305: Frei will ich sein im Denken .., Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

[1]) Vgl. auch 286, 10 ff. — Bd. 46, 97 (Winckelmann): worüber ihm nur dürftig Wahrnehmungen anderer vorangegangen waren.

[2]) Vgl. c. I 37, v. 10 und 26; sat. 2, 8, 24.

[3]) Später auch Wiederanknüpfungen wie 284: Ist dies die Welt, von [der] ich viel gehört ..? Ist dies die Welt? Ebd.: [daß ich] träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn .., wie ich ihm helfen würde (275: er sieht vielleicht — gewiß, er sieht das Morgenrot wieder; vgl. 16, 387, 45: Kann euch das —? es kann nicht fehlen). Anderseits auch so gewaltig antikisierende Gebilde wie 264: Ungestraft soll, wenn ich rate, kein Schuldiger sich freuen (statt: bleiben; vgl. Erw. 28: uns verbunden bald zu freuen).

Es zeigt sich eine Neigung zu edler Simplifikation (antik, reinmenschlich, schlank, antizopfig). An Stelle zusammengesetzter Konstruktionen (mit Hilfsmitteln wie Objekten usw.), die halb zur Formel erstarrt sind, oder anderer näherer Bestimmungen (mit Substantiv-Verbindungen) läßt er gern in edler Schlankheit Verba allein auftreten, läßt etwa zwei Verba parallel laufen (vgl. das *ἓν διὰ δυοῖν*) — vielleicht Einfluß lateinischer Lektüre[1]) (etwa des Livius, den er in Rom las); 294: [sie] wetteten und wünschten (statt: gingen Wetten ein usw.); 299: zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten (beiläufig vgl. auch 219, 12: getrieben und gesprochen); 293: mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht (statt: er hat schon lange Ränke geschmiedet, Pläne ersonnen oder dgl.); diese Worte stehen wuchtend am Absatzschluß! So erscheint übrigens öfter am Szenenschluß ein doppelter Verbalausdruck, voll austönend, wie 236: besitzt und genießt, 201: verschlingen und lösen. Auch W. Meisters Lehrjahre VI Schluß: sich erzeugen und nähren könne. — Mit einem gewissen Widerwillen gegen das Objekt läßt er das Verbum hier gern, von allem Gepäck befreit, in absoluter Kraft schlank daherschreiten; E. 298: dein Vater wagt (282: wird Oranien nicht wagend sinnen?); 298: wenn deine Seele so gewaltig dringt mich zu retten (statt: so gewaltigen Drang fühlt oder dgl.)[2]).

Öfters dient im E. ein zum Hauptwort geadeltes Eigenschaftswort zur Bezeichnung der Person, „der Edle", „der Eingebildete", „den Herrlichen" (ideal-pathetisch), gelegentlich auch in J. Das hat gewiß auf Schiller gewirkt[3]). — Bemerkt sei hier, daß Eugenie (N.) gern von sich selbst in der dritten Person spricht; nicht mit deklamatorischer

---

[1]) Daher vielleicht auch asyndetische Kleeblätter (Cicero: *excessit evasit erupit*) wie 264: vergessen, bedauern, verachten; 277: so wechseln wir Worte! sind müßig, verraten ihn (drängende Hast); 185: zerschmettern, zerreißen, zertreten; vgl. 300, 2 (N. 2430: entreißen, führen, drängen); und antikisierende typisch sentenzenhafte Wendungen von archaischer Einfachheit wie 294: Und du, wenn einem Sohne möglich ist, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem du dich für den schämst usw.; 259: daß du dich nicht schämen dürfest, unter deine Brüder zu treten (wo „Brüder" nicht, wie man meinte, wörtlich zu nehmen ist); 300: so leb' auch du, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

[2]) Auch sonst; 288, 10: Ich sah; 294: wetteten und wünschten (s. o.); 238, 8: er schickt (vielleicht auch 233, 16). T. 1961: wie sie genoß; 2202: Hab' ich verbrochen —? (vgl. 2429). — Bemerkt sei noch, daß sich in E. vielfach eine kecke Emanzipation des Hilfsverbs zeigt: 277, 16: was kann vielleicht? 232, 12: Ich verstehe euch nicht. Marg.: Ihr werdet. 277, 19: Ihr sollt mich hören, und ihr werdet. 226, 7: sie können nicht wollen (Lessing: kein Mensch muß müssen). Verwandt auch 270: Der König will seinen Willen. — Lessing hatte, dem abgezirkelten Alexandrinerstil zum Trotz, sich solcher zwanglosen Wendungen mehrfach erkühnt; Emilia I 8: „Ihr Bild! — mag! —", und Schiller im Carlos es nachgeahmt: „Man wird doch nicht" (3570; vgl. 623; 3170).

[3]) Z. B. Stuart 261: Darf euch der Rohe das ins Antlitz sagen?

Namennennung, wie bei den französischen Tragikern, sondern wie bei den griechischen durch Partizip (oder Substantiv) den Namen umschreibend; 912: Vom Felsen stürzte Roß und Reiterin; 544: Dem Mädchen sinnst du usw.; 1079: Du überredest die Geschmückte nicht; 2426: Von hohem Haus entsproß die Bittende; 2001: flehend siehst du .. die Dringende (J. 251: Der Unbekannten bietest du .. Es steht die Flüchtige beschämt usw.). Vgl. N. 2419 (auch 239).

Im Anschluß hieran geb' ich nun weitere stilistisch-syntaktische Einzelbeobachtungen

Zum Stil der Versdramen.

Auch in T. sehen wir oft die Rede allmählich sich aufblättern oder kunstvoll sich weiterspinnen; 1111: Es lockt uns nach und nach, wir hören zu, Wir hören, und wir glauben zu verstehn, Was wir verstehn, das usw.[1]). Und hier verweis' ich auf eine verwandte, ganz seltsame Lieblingsfigur, die mir besonders im T. auffiel: Verspaare, bei denen die vier letzten Silben des ersten Verses mit den vier ersten des folgenden fast kongruent sind, obgleich diese meist die Palinodie zu jenen enthalten (der Redende korrigiert sich selbst); T. 1912:

Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.

2809: Darf ich es sagen? Und ich glaub' es kaum,
Ich glaub' es wohl und möcht' es mir verschweigen.

2198: Und dennoch lebst du noch und fühlst dich an,
Du fühlst dich an und weißt nicht, ob du lebst.

Ein vollkommenes Chi! Vgl. E. 295: Ich stehe und sehe dich an und sehe dich nicht und fühle mich nicht[2]). — Zum Fortspinnen des Satzes (s. o.): Das starktonige Präfix des Verbums stellt er gern auf eigene Beine, entzieht es fast der Suzeränität des Stammwortes, wiederholt es und gibt ihm verwandte Gesellen; Egm. 297: So bist du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor und schritt dir nach, und fort und fort. Vgl. 46, 69, 21: was er begonnen, fort und immer fortzusetzen. F. 1075: Ihr nach und immer nachzustreben. J. 1890: Den staunt' ich an und immer an; Erw. 586: Faßt mich Erinnrung an, gewaltig an. So erklärt sich auch T. 1111: Es lockt uns nach und nach[3]). Vgl. noch 3, 27, 9: Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen.

---

[1]) 1888: Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn. Ich mußt' ihn lieben, weil usw.; 2483 ff. u. a.

[2]) E. 296: Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst du mich verstehen? Egmont! Egmont! Claud. 1494: Bin ich es selbst? Ich sehe mich, und ich erschrecke nun mich hier zu seh'n; Erw. 209: Die stille Freude .. sah ich nicht; ich sah sie damals nicht, doch hab' ich sie geseh'n (auch 182 f., T. 2254).

[3]) Verwandt etwa 2104: Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr. E. 280: Da eilt' ich fort .., und rasch aufs Pferd .., Und frisch hinaus.

Ein gleichschenkliges Dreieck (wie „Lass', o lass'", s. o.) ist auch die bei Goethe beliebte Figur „Sorg' auf Sorge" (J. 1411); T. 1381: Glut auf Glut (Ep. z. Glocke: Flut auf Fluten); N. 408: Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm; 426. F. 643: Glück auf Glück. 16, 221, 33: Schling' auf Schlinge. Epimen. 177. Verwandt ist auch die Figur wert und werter (T. 1179), charakteristisch für die Freude an stiller organischer Entwicklung: J. 21; E. 293, 15; T. 500: hoch und höher[1]) (ebenso Erw. 156, Bd. 13, S. 155 und 306, vgl. 16, 291 und 306). T. 917; 2086; 2352. Amor als Landsch. 36. Was wir bringen 65 und 326: nah und näher. Ep. z. Glocke 49. 16, 224, 153. Epimen. 643 (vgl. Maskenz. 1818, V. 819). 2, 25, 75; 2, 102, 25 und 105, 36. F. 635. Vgl. E. 288, 12. Zueignung 38. 2, 99, 31 und 40. Ähnlich „mehr und mehr": J. 797; 973; 2104. Geheimnisse 315[2]). Vgl. T. 10; 2104.

Dem Jugendstil entstammt die treuherzig gutmütige Inversion mit „doch", welche tonstarken Einsatz ermöglicht (E. 201: War ich doch ein anderer — Kann ich sie doch nicht lassen! Kann sie mich doch nicht lieben!), beliebt in T. (86; 474; 1967), absterbend in N. (1275: Fühl' ich doch). — Verwandt mit französischer Tragiker Brauch ist die Manier (T. N. Mah. Trd.), im Nebensatz das persönliche Fürwort später als erwartet zu bringen, in den Anfang des nächsten Verses bequem es einbettend: „Daß wie aus einem schönen Traum erwacht | Ich ein erquicktes neues Leben führe" (T. 519). Claud. 209; 303. N. 1202; 2156[3]). Vgl. auch E. 281: mit dessen Bildern, wie mit den Gestalten —, du gelassen lebtest (übrigens schon Proserp., Bd. 17, 45: Daß befreit von langer Plage | Ich an deiner Heimat usw.

Sehr häufig sind in T. und N. die Optativsätze mit „O daß doch", bezeichnend für den sehnsüchtigen Unterton besonders des Tasso: T. 306; 556; 1170; 1193; 1653; 3391. E. 296, 12. N. 1561; 2669; 2671[4]); 2311. Vgl. 1080; 2583. — Im Streben nach hellenischer elastischer Schlankheit und kristallener Sauberkeit des Verses wird in T. der Konjunktiv (Optativ) ihm lieb (1854: Er scheide nur) und dann später in N. unterm Einfluß der Helena-Dichtung (wo das griechische Herrentum dem Andrapodentum auf den Nacken tritt und, formal, der vollaustönende griechische Imperativ

---

[1]) Nachträglich sah ich, daß Düntzer die Figur „hoch und höher" in der Erläuterung zu den Gedichten erörtert.

[2]) Und andere Dreiecksfiguren wie „hüben und drüben" (das er bekanntlich liebt) 13, 121, 146; 2, 37, 18. — Ein Lieblingsausdruck ist „hin und wider": E. 264, 9; 286, 23. T. 2011; 2096; Maskenzug 1818, V. 500. 2, 99, 48. — Bajadere: Bald und bald.

[3]) Ähnlich, doch an anderer Versstelle, N. 2110; Mah. 595.

[4]) Diese Stelle, N. 2661 ff., bildet metrisch zwei (reimlose) Stanzen. Auch im T. nähert sich manche Stelle durch den regelmäßigen Abwechsel zwischen männlichen und weiblichen Versschlüssen diesem Charakter (413; 3366; klanglich vgl. 1857 ff.). — „O daß" usw. auch Naus. 53.

[τεῖνε] widerhallt) der schlanke, unapostrophierte Imperativ, der in N. herrscht[1]).

In der Tassozeit liebt er die Asyndese (antike Gedrungenheit — manchmal aber auch Versnot!)[2]). — Gelegentlich erscheint auch Polysyndese, z. T. vielleicht latinisierend; T. 170: mit Macht und Glück und Lust; 2075: soll ihm fein und gut und edel steh'n[3]); Erw. 221: so kalt und stolz und übermütig war. J. 222: Sieg und Ruhm und Reichtum und das Wohl der Deinigen[4]) (wohl absichtliche Abrundung, dem Inhalt entsprechend). 16, 324, 40: auf Wald und Feld und Trift.

Im Gegensatz zur Artikelscheu in N. bevorzugte er früher (z. T. französierend) den unbestimmten Artikel (J. 695: in einer weiten Ferne, 2131: in einer heil'gen Stille; T. 729: aus einer gold'nen Wolke); oft recht überflüssig, T. 1719: auf ihn als eine Freundin wirken; Erw. 114: Im Busen eines Freundes (18, 125, 21: auf eine natürliche, ja, auf eine zufällige Weise)[5]). Das ergibt auch matte Hebungen im Vers, die er in N. meidet!

Den Relativsatz läßt er manchmal verspätet erscheinen. Claud. 784: Mir wär' es lieber, eure Mauern ständen Wo anders, die mir hier im Wege stehen. J. 1483 (edel!): Erschüttre meine Seele nicht, die du Nach deinem Willen nicht bewegen kannst. T. 268: Unwillig sieht man den Genuß entfernt In späte Zeit, den man so nah geglaubt (auch den Relativsatz!). T. 1032. Claud. 609. 21, 162, 10 (131, 24). Auch gelegentlich in Briefen. — Beiläufig noch dies: Statt „mehr als billig", „sobald als möglich" sagt er meist: mehr als billig ist (T. 655; 2276), sobald als möglich ist (T. 362; Erw. 303); Naus. 16: solang als möglich ist (doch 45, 77: die .. schwerfälliger ist als möglich). — Wie dem „auch", so gibt er auch dem „leider" (das er sehr liebt) eine selbständige Stellung; E. 286: Und leider es bereitet der Spanier; T. 1569: Und leider eines .. Geschenks Verläugnung fordert das Geschick[6]).

Anhangsweise sei es mir vergönnt, noch einige Beobachtungen

Zum „Divan"

anzureihen, den ich später einläßlich zu behandeln denke. — Wie Goethe auch sonst dem Bedingungssatz den Nachsatz gern ohne Inversionsbück-

[1]) Der starken herrischen Hebung steht die sklavische kurze Senkung gegenüber. N. 978, 1053 f., 2103, 2779 u. a.

[2]) T. 151: Wenn er uns Zur guten Stunde träfe, schnell entzückt Uns für den Schatz erkannte. J. 190 [damit nicht] Unmut reife Und dir Entsetzen bringe, du zu spät An meinen Rat .. denkest. Erw. 155: wenn er seine Zither rührte, hoch und höher Die Nacht sich .. wölbte; 672: Ich folge deinen Winken, drücke nicht .. aus. T. 1554: Ich höre nur mein Schicksal, beuge mich; vgl. 1598: Gefangen geh' ich, warte des Gerichts (schroff, herb); 2275: Ich will nicht mit ihm rechten, kann es nicht. E. 271: Die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen. N. 1794: Ich schelte nicht das Schicksal, rechte kaum usw. T. 2648: Alfons hat mich zuerst begeistert, wird gewiß der letzte sein. Claud. 451: Sie fühlt, Wie ich sie liebe, kann aus meinen Armen Sich selbst nicht reißen. W. Meister (21, 51): wie Form und Sache eins ist, eins ohne das andere nicht bestehen könnte.

[3]) Hier vielleicht drollig ausmalend (was Tasso alles verlar

[4]) Kleist, Homburg 415: mit Heil und Ruhm und Sieg.

[5]) Besonders häufig in E.

[6]) E. 284: Ach, leider auch der kleine Teil .. ist gefangen 122: Doch leider, daß du mich .. betrüben wolltest.

linge keck auf die Hacken treten läßt (J. 2462; 3047; T. 3048; Mah. 381; N. 2290)[1]), Schach der nüchtern logisierenden Wortfolge, die den Nachsatz mit tonarmen Worten („so") eröffnet, so ganz besonders im Divan. Mitwirkt sichtbar der Trieb (den er von je gehegt), dem trochäischen Vierfüßler inhaltlich und tonlich starken sinnfälligen Anhub zu geben (was Schiller, der gern mit „und" einsetzt, oft versäumt)[2]); Bd. 6, S. 15: Weiß der Sänger dieser Viere Urgewalt'gen Stoff zu mischen, Hafis gleich wird er die Völker .. erfrischen (statt: Wird er Hafis gleich usw.). S. 147: Halt' ich dich in meinen Armen, Jedem Glück ist meines gleich. Auch 265: „Ist somit dem Fünf der Sinne Vorgeseh'n im Paradiese, Sicher ist es, ich gewinne" usw. Man sieht: Vorder- und Nachsatz, beide entschwingen sich kühn den rationalistischen Krücken („Wenn — so", und der steifen Wortstellungsnorm). Goethe liebt überhaupt bei den vierfüßig trochäischen Vierzeilern des Divans diese beiden Kadenzen, *a*) Zeile 1 mit verkürztem Bedingungssatz anhebend („Ist somit"), *b*) Zeile 3 mit inversionslosem Nachsatz beginnend[3]). Vgl. noch 165: Dies, wenn jen's verwundert angelt, Heilend, nährend wird sich's weisen (statt: Wird sich heilend usw.). 63, 12: Ist sie fort, ihr kost den Schönen. — Auch nach anderen Vordersätzen meidet er die Inversion, 189: Dir mit Wohlgeruch zu kosen —; Knospend müssen tausend Rosen .. untergeh'n (statt: Müssen knospend. Starker Versanhub!)[4]). — Und auch sonst zeigen die trochäischen Verse hier oft starke Anfänge wie 139 [von Trieben, die] Ahneten schon Bülbüls lieben, Seelerregenden Gesang; 149: Fingerab in Wasserklüfte; 163: Allenfalls der Kaiser sein; 165: Aller Weis' und Weg..; 221: Eule will ich deinetwegen Kauzen hier auf der Terrasse[5]). Das „als" (als eine Eule) läßt er, latinisierend, weg, wie öfter im Divan, vgl. 251: Glänzt sie der Entsagung Zierde; 28: Bist du Schmetterling verbrannt (statt: „wie ein"; Vokativ wohl kaum)[6]). Ähnlicher Einsatz wie „Eule usw.": Knabe saß ich, Fischerknabe (3, 31).

Noch eins: Im Alter neigt Goethe zur Vereinfachung der Endungen auf Kosten des *r*. Nach diesem Aderlaß klingen die Formen oft vornehmer, ungewöhnlicher, z. T. poetischer (freilich ist öfters Reimnot im Spiel)[7]). Bd. 6, S. 5: Geschlechten; S. 191 Gemüten; 153 geründet (16, 326: verlängen); S. 40: ermuten (vgl. Platen, M. v. Valois 12). Bd. 3, 23 und Faust 10216 begeistet. 6, 105: Tischer (Schiller, Glocke: den Bilder)[8]).

Zur Metrik.

Auch hier geb' ich keine Gesamtdarstellung, sondern nur einzelne neue Beobachtungen.

---

[1]) Gelingt es ihm sie zu erwerben, schnell Geebnet zeigt [der] Pfad sich ihm. Vgl. noch 3, 24, 95.

[2]) Einmal nur, in der Bajadere, wird Goethe von dieser Undsucht angesteckt (34 f., 45 f.).

[3]) Grammatisch vgl. die Wortsparsamkeit in Mah. 961: „Sorgt' ich für dich, gehörst du mir" und die Wortknauserei in Gutzkows Uriel Acosta III 2: „Schein' ich's, bin ich's nicht".

[4]) Verwandt ist 6, 221, 41; 222, 48; 249, 35 u. a.

[5]) Manche trochäische Fünffüßer bestehen hier fast ganz aus trochäischen Worten: 6, 249, 22; 248, 14 und 15; 264, 11. Vgl. die starken Trochäeneinsätze S. 153, 178, 179, 188; besonders 161, 1—4.

[6]) Mah. 47: Sein eig'ner Sohn fiel, Opfer meiner Wut (französierend).

[7]) Wie denn seiner ergreisten Verssprache oft eine merkwürdige Mischung von Notbehelfung und wählerischer Vornehmheit [illegible]

[8]) Manchmal bereichert er auch die Endung [illegible] S. 95: bedünkeln, fünkeln (vgl. 290: es grunelt).

Ganz auffallend häufig ist die Erscheinung, daß ein neuer Satz (auch Nebensatz) mit der letzten Silbe eines stumpfschließenden Fünffüßers anhebt, daß also nach der neunten Silbe ein Abschnitt erfolgt — (der an den sanglichen Vierfüßer gewöhnte Lyriker, möchte man sagen, ist schon nach neun Silben fertig [wie er selbst Ähnliches von den englischen Blankversdichtern behauptet]). Manchmal setzt gar mit der 10. Silbe eine andere Person ein (z. B. J. 501; 1586). Die Figur ist sehr ausdrucksfähig. Bald scheint der Satz in lieblicher Verschämtheit schüchtern aufzuknospen; Pylad.: Auch dieser Forderung auszuweichen J.: Schilt | Nur mich. Die Schuld ist mein usw. (1586); bald in verschleiertem Piano einzusetzen: Ergreifen dich die Wellen schaukelnd, trüb' | Und bang verkennest du die Welt usw. (J. 1530); mitunter ballt sich rasche Entschlossenheit in den Versschluß zusammen, N. 868 „[nichts] Kann mich von dieser Stelle drängen. Hier | Zu ihrem Heil gewidmet steh' ich fest" (gleichsam in den Versschluß sich einstemmend), oder 2290: „Gelingt es ihm, sie zu erwerben, schnell | Geebnet zeigt des Lebens Pfad sich ihm". Jäh überraschend J. 897: da er sich Vergebens zu entwickeln strebte, schlug | Ägisth ihn, der Verräter. Vgl. noch 2123: dann entfloh's Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu | Genieß' ich nun usw. (man sieht die Schlange gleichsam vor dem Satzanfang glatt wegschlüpfen)[1]. — Immerhin bemerk' ich, daß der Erscheinung oft auch keine besondere Bedeutung innewohnt; sie wurde ihm in Italien zur gewohnten Manier (mitunter ist wohl auch Versnot im Spiel).

Zuweilen erscheint die Figur mehrmals hintereinander; T. 1641:

> Du willst nicht aus der Übung kommen. Du
> Hast ein Geschäft kaum erst vollendet; nun
> Kommst du —.

Mit Nebensätzen Claud. 1344:

> Und ich besitze nun die Güter, die
> Ich gern und willig mit ihm teile, wenn
> Ich ihn an diesen Busen drücken, dann
> Zurück .. bringen mag[2].

Oder Erw. 569: Ich selbst erkenne mich für schuldig; oft | Weint' ich an seinem Grabe Tränen, die | dem edlen usw. 310: Nagt ihre Brust wie eine Krankheit, die | Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht | Ihr zu entfliehen. Claud. 1489: — Boden; hier | Ist von den Garden nichts zu fürchten, die | Der Fürst usw. Auch ebd. 929 f. N. 2655: Ist mir noch eine Wahl gestattet? Kann | Ich nicht des Menschen Hand ergreifen, der | Mir usw.

---

[1] Oder T. 1832: Begegneten mir aus der Ferne. Da, | Eleonore, stellte mir [ihn] Die Schwester vor.

[2] Theaterrede 1792, V. 40: „— mit dem Vorhang, daß | Nicht eine Träne mir entwische! Nur | Geschwind —" (zierlich huschend).

Häufig ist nun das Schlußwort nicht, wie man erwarten möchte, ein starkes Wort, das den Einsatz rechtfertigt (wie T. 3052: Ganz | Ruht mein Gemüt), sondern ein mäßig oder schwach betontes; ja, oft folgt ihm zu Anfang des nächsten Verses ein überlegenes starktoniges Wort, gern ein apostrophierter Einsilbler — eine seltsame, Goethe eigene Kadenz; J. 1436: — Nun | Eil' ich mit meinen Jungfrau'n. Erw. 569: — schuldig; oft | Weint' ich; 528: — zu denken. Hier | Weich' ich. Vgl. Claud. 1274: — hier | Reich' ich die Hand. T. 1717: sich wenden, dort | Träf' ich usw. (vielleicht ist aber hier „ich" betont). Auch J. 501: Als einen .. Wilden. J.: So | Büß' ich nun das Vertrau'n (Claud. 609: Dann | Geb' Amor). — Unapostrophiert, aber doch tonvoll Erw. 605: eine Weile. Sanft | Regt sich. J. 930: Noch | Kann ich es mir (1591: — den Rücken wendet, so | Lag Tauris). Naus. S. 421: so | Soll jener Tag (T. 1722: so | Gewährte das), S. 416: Dies | Schien mir. T. 297. — Häufig steht „Du" oder „Nun" so am Versschluß. J. 1615: Du | bringst über jene; 476: Du | Schienst vorbereitet; vgl. Claud. 526: Du | Hast nichts; T. 743: Du | Sollst uns dereinst. Erw. 842: Nun | Hat sie; T. 2586: Nun | Verschaffe mir; N. 1884: Nun | Zum zweitenmal. J. 1436 (s. o.). Claud. 250: Nun Leb' wohl; 270: Es ruht mein ganzes Herz Nun auf dem Bilde dieses Jünglings! Nun | bewegt sich's usw. Ganz ähnlich T. 3052: Ganz Ruht mein Gemüt auf diesem Werke nun. Nun muß es werden.

Noch einige Beispiele: Neuer Hauptsatz hebt mit der 10. Silbe an: J. 170, 187, 727, 1135, 1686 (Bald), 2124. Naus. S. 416, 31 ausdrucksvoll: Spät | Noch wacht' ich. T. 71, 297, 2083 (Bald), 2128 (Bald), 2193, 2351, 2368, 3040. Claud. 119, 410, 537. Mah. 528, 662, 1001, 1209. Epim. 93. Relativsatz: J. 244 (in diesen Tempel, den | Ich oft betrat), 239, 441, 1097. T. 1042, 1332, 1375, 1490. 1591, 1908. Claud. 107, 1344, 1490. Erw. 501, 570. N. 61, 853, 1890, 2626. Mah. 995. 13, 164, 30 u. a. Häufig auch Nebensatz mit „daß".

Anderseits liebt er auch den Schluß eines Satzes bedeutsam in den Versanfang einzubetten (symbolische Bedeutung des Versbaues); N. 165: Als Beute liegen seiner kläffenden | Verfolger; 2802: Und so zerfällt in ungeformten Schutt | Die Prachterscheinung (in beiden wird das Daliegen malerisch veranschaulicht!). Beide Erscheinungen, Einsatz am Versschluß und Satzschluß am Versanfang, vereinigt wirksam N. 1884: Nun | Zum zweiten Mal aus einem jähern Traum | Erwach' ich (jäh!). Ebenso J. 2124: Nun | Genieß' ich nun durch dich das weite Licht | Des Tages. J. 2146: Und lass' durch diese Rede | Aus einem graden, treuen Munde dich | Bewegen! Über das tief Künstlerische dieser Formungen später; ebenso über T. 375: Geht | Dann wieder schneller auf uns los und weilt | Schon wieder.

Oft läßt er einen Satz mühsam kriechend durch eine Reihe von Versen sich hindurchwinden, meist so, daß er schließlich mitten in einem Vers mündet[1]). Vielerlei wird durch diese Rhythmopöie

[1]) In J. und T. stirbt der Satz sehr oft mitten im Vers. Vgl. die Stelle J. 361: „Lange konnte nicht | Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest | Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus | Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon usw.", die Schiller als Archikritiker Goethescher Metrik „unerträglich monoton" fand (Göd. 6, 256), übrigens vielleicht schon durch das typographische Bild der Stelle stutzig gemacht. — Ähnliche Kadenzen T. 294: Nicht seine Bildung danken. Vaterland | Und

gemalt: Vielmaschigkeit verwickelter Netze, zauderndes Gewähren, zögernder Anhub halb unfreiwilliger Rede u. a. Der langgedehnte Aushall trimetrischer Satzgebäude schwebt wohl vor.

J. 888: Und da er wie von einem Netze sich Vergebens zu entwickeln strebte; ähnlich 1078. 1102: so kennt Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang Und weise zubereiteten Geschenken, Und wehe dem, der ungeduldig sie Ertrotzend saure Speise sich zum Trost Genießt. J. 300: Vom alten Bande löset ungern sich Die Zunge los, ein langverschwiegenes Geheimnis endlich zu entdecken, denn Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr Des tiefen Herzens sichre Wohnung usw.[1]). T. 1855 (sechsfüßig, die Dauer malend): ich fühle schon · den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn | Ich nun entbehren soll usw.[2]). Vgl. noch T. 2766 f. (mimischer, ironisch phlegmatischer Tonfall!).

Bei Stellen, die eine iterative, gleichmäßige Tätigkeit, oft mit Detailmalerei, schildern, liebt er tonverwandte Reihen von zwillingshaft gleichen, weiblich schließenden Versen abzuwickeln, die jene Gleichmäßigkeit versmalerisch veranschaulichen (die Homoioteleutie der letzten Senkungen [en] erinnert von fern an den Reim [etwa den mageren Infinitivreim der französischen Tragödie], wie denn auch die Versanfänge hier oft anaphorisch gleichlauten)[3]).

Wie malt sich des Gärtnerdienstes immer gleichgestellte Uhr in Versfluchten wie T. 3198:

> Wie will ich deine Bäume pflegen, die Zitronen
> Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken
> Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
> Es sollen schöne Blumen in den Beeten
> Die breiten Wurzeln schlagen, rein und zierlich
> Soll jeder Gang und jedes Fleckchen sein.
> Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
> Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
> Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden schade;
> Die schön mit Stuckatur verzierten Wände
> Will ich mit einem leichten Wedel säubern;
> Es soll das Estrich blank und reinlich glänzen,
> Es soll kein Stein, kein Ziegel sich verrücken,
> Es soll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Welt muß auf ihn wirken. Sich und andre | Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn | Wiegt nicht usw. — In T. 2080: „Bald läßt er da | Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie | Von einer Reise ... Bald | Bestiehlt ihn der Bediente. So, Antonio | usw.“ malt, däucht mir, die flackernde metrische Unstäte gut die Unordnung und Zerstreutheit des Helden. — Vgl. auch N. 2084 ff.

[1]) Danach wohl Wallensteins Tod 187: Einmal entlassen aus dem sichern Winkel Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden usw.

[2]) Manchmal entspricht solche Dehnung aber auch metrischer Verlegenheit, wie sie in J. noch manchmal obwaltet, z. B. 1409 f.; 1592, wo der Gedanke prokrustisch gespannt wird.

[3]) Übrigens stammt eine gewisse Vorliebe für den weiblich endenden Fünffüßer (J., T.) wohl von der näheren Bekanntschaft mit dem Elfsilbler der italienischen Dramatiker her (1787).

Nahverwandt ist N. 1587:

> Mag sich umher der freie Platz berasen!
> Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
> Der Birke hangend Haar[1]) den Boden schlagen,
> Der junge Busch zum Baume sich erheben usw.

Vgl. auch ebd. 1200 f.: [als ich] Im Paradies beschränkter Freuden weilte, | Als von des Gartens engem Hag umschlossen, | Ich selbstgesäte Bäume selber pfropfte, | Aus wenig Beeten meinen Tisch versorgte usw. Zu beiden Stellen erinnere ich an Goethes Gut Oberroßla. — T. 3318:

> Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
> Das mich an jedem Ort empfohlen hätte,
> Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten ...
> (3323) Damit mein Lied nur nicht vollkomm'ner werde,
> Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
> Daß meine Neider tausend Schwächen finden,
> Daß man am Ende meiner gar vergesse,
> D'rum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
> D'rum soll ich mich und meine Sinne schonen.

Mit scheltendem, selbsquälerischem Ereifern werden hier die raffinierten Umtriebe und Absichten der Gegner ausgemalt. — Kochend aufgährt Tasso 2722 (auch hier ähnliche Tücken brandmarkend):

> Das dank' ich dir und will dir's gern verdanken.
> Doch hegst du einen alten Groll im Busen,
> Willst du von diesem Hofe mich verbannen,
> Willst du auf ewig mein Geschick verkehren,
> Mich hilflos in die weite Welt vertreiben usw.
> (Schluß dann stumpf).

Ebd. 2483: Daß er betrogen ist, kann er nicht sehen; | Daß sie Betrüger sind, kann ich nicht zeigen; | Und nur damit er ruhig sich betrüge, | Daß sie gemächlich ihn betrügen können, | Soll ich usw. (schließt stumpf). Hier hört man den ironisch gemächlichen Ton heraus, in dem das gesprochen werden soll (wie in T. 2764 ff. und Wallensteins Tod 504 ff.). Nur immer ungestört betrügen! Nur ruhig weiter! — N. 2770:

> [o hätt' ich mich nicht]
> Zu dieser Wildnis frechen Städtelebens,
> Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
> Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet!

(Wieder häufende Ausmalung). Vgl. J. 1030: „jeder Umstand der verruchten Tat, Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben, | Den Übermut der glücklichen Verräter, | Und die Gefahren, die nun der Geschwister | Von einer stiefgeword'nen Mutter warteten". Wie Friedensglockenschläge aber tönen die brüderlichen Schlußkonjunktive J. 2136: „daß sie die Weihe | Des väterlichen Hauses nun vollbringe, | Mich der entsühnten Halle wiedergebe, | Mir auf das Haupt die alte Krone drücke". Wie muß das den König nach und nach besänftigen!

Nebenher sei noch zweierlei vermerkt: Unterm Einfluß starker Vorliebe für den antikisierenden Chiasmus häufen sich Verse, die sich in den Schwanz beißen: T. 2719: Nicht seine Gnade, seine Hilfe nicht; 1713: Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht. Elp. 105: So will's die Fürstin, und ich sorgte so[2]). Claud. 1264: Hier diese Bündel,

---

[1]) E. v. Kleist, dessen „Bilderjagd" Goethe einst bewundert hatte, sagt im „Geburtslied" V. 58: „Der Birken hangend Haar".

[2]) An den Mond: So verrauschte Scherz und Kuß Und die Treue so.

diese Decken hier (ähnlich, doch ohne Satzschluß Claud. 271; J. 886, 1561, 1694).

Noch eins: Oft läßt er Verse mit einem einsilbigen schweren Adverb, das einem Verb (oder Adjektiv) vorläuft, anheben, so meist, daß das letztere mit Vokal anhebt, also nicht durch Konsonanz mit dem Schluß des Einsilblers zusammenwächst (was vielleicht wohlklingender wäre). Auch hier ein ganz eigener Tonfall! J. 2074: den verlor'nen | Rasch abgeschied'nen Freund; Claud. 1401: Schnell umgewandelt hätte. F. 3222: Kalt staunenden Besuch (vgl. N. 2831: Kalt in sich selbst zurück). Claud. 972: Wohl ausgedachte Qualen (vgl. T. 3306: du hast ihn wohl gespart zu ausgedachten Qualen). Auch Elp. 424: Scharf untersuchen; 724: der Verwandtschaft | Ganz unumstößlich Zeugnis.

Lieblingsworte

(vorwiegend aus der Zeit der Reife).

Eine vorläufige Zusammenstellung von Lieblingsworten, die mir auffielen, sei hier gegeben; über das Ethos der einzelnen Worte kann ich hier nur Andeutungen machen. — Zunächst Worte, die hauptsächlich in Italien (und schon vorher, als er „antiker Form sich näherte") bei ihm in Blüte standen. Er bevorzugte z. B. in Iph. Ausdrücke von antiker, eherner Wucht, Plastik und einfacher Großheit, wie „die gewalt'ge Brust", „das kraftvolle Mark", „ungeheuer" (vgl. Vergils *ingens*), ferner edel schlichte Bezeichnungen wie „der Wirt" (Thoas), „seine Frau" (statt „Gattin"), „Gesell" (320; 1639). Lieblingsworte werden ihm:

Die Faust (eherne Faust) J. 86. N. 2632. Sonst J. 670; 2085. T. 1374. N. 2203. F. 1381. 16, 385, 15.

Not (ἀνάγκη), besonders in J. überaus häufig; auch T.

Klauen J. 1716, 2120. E. 298, 24. T. 2827 (eherne). N. 569 (schon an Behrisch III).

Ehern, besonders, wie R. M. Meyer sah, in J. Auch T., N.

Grinsen J. 387. T. 1343. F. 664. N. 2666; 2934. Trd. 1019. Pausias 71 (bei den bisherigen Worten ist vielleicht Anschauung antiker Skulpturwerke wirksam!).

Bändigen (δάμνημι) für zähmen, in Schranken halten usw; J. 194: dem Verehrung den Busen bändiget; N. 606: das Glück bändigt die Gefahr; Mah. 1090: von der Jahre Last gebändigt. Naus. 41. Elp. 30; 320. T. 1371; 2192. N. 2008. Ep. z. Glocke 32. 46, 24, 8: vom Kummer gebändigt (unbändig: J. 1189. T. 1023. Ilmenau 57. 13, 164, 46. 16, 225, 174 u. a.). Verwandt:

Bande J. 22; 34; 72 (Eisenbande); 514. 926; 2217. E. 275, 2 (eherne); 298, 13. Besuch 25 und 34. 13, 160, 26. Epimen. 956. 6, 43, 1. 12, 285, 801. 16, 225, 173. Oft: Bande lösen.

Taumel Elp. 787; 915. T. 1515; 2808. N. 902; 1185.

Ungeheuer (ung. Übel J. 297 und E. 296, 14. N. 1276: ung. Unglück). J. und besonders N.! „Ungemessen" in N.

Unaufhaltsam[1]) (häufig).

Begierig J., T. (begierig fassen J. 1814; 1832). Ethische Vornehmheit atmet:

Wert (in T. und Trd.); auf Menschen bezüglich („deinen Wert" u. dgl.): Geheimnisse 226. 3, 45. T. 98; 1199; 1291; 1600; 2790. N. 740; 1651. Trd. 215; 976. Epimen. 969. Besuch 43. Sonst J. 148 f. E. 300, 24.

[1]) In N. häuft er Worte mit dem Präfix un. Über de[illegible] vgl. meine „Stilistischen Forschungen zu H. v. Kleist" [illegible] 1906), S. 102 f.

T. 119; 403; 1600. E. 299, 17. N. 1080, 1362. 1651, 1690, 1702, 2543. 13, 99, 94 und 110; ebd. 124, 229. Glocken-Epil. 62. 1, 6, 68. 3, 27, 12. Löwenstuhl 81. In der Tassozeit oft das Adj. „wert".

Zubereiten (statt bereiten) J. 143, 412, 603, 1104, 1971, 2026. E. 286, 18. Claud. 972. Erw. 677.

Unbedingt (meist als Attribut) E. 258, 15; 269, 11; 269, 23: 271, 11 u. a. T. 2375, 2938. Achill. 601. N. 1369; 1847. F. 1690. Bd. 6, 192, 25. 12, 66, 25. Bedingen (diplomatisch!) N. 2897. 16, 323, 2. 48, 8, 7. Tgb. 3, 245, 2.

Schwanken J. 1411 (Sorge schwankt mir durch die Brust), 1572. E. 261, 4 (mir durch die Seele schwankt); 275, 12. Mah. 1090; 1509. Trd. 1738. 3, 85, 8.

Sorge.

Sinnen (J., T., E.) J. 192, 203, 601, 758, 1770, 1799, 1816, 1000, 1942. E. 220, 10; 257, 14; 259, 3; 275, 16; 282, 25; 293, 27; 301, 9. T. 3072, 3083. Elp. 518. Epimen. 88. Maskenz. 1818, V. 683.

Wenden (J. 1171 u. a.).

Wandeln (J., T.).

Gewaltsam J. 201. E. 302, 2; 286, 8. N. 710 u. a.

Anfassen (statt erfassen, ergreifen) J. 83; 270; 1832. Erw. 586. F. 4406.

In J. und T. oft „dreifach" („doppelt"), vgl. Vergils *terque quaterque* u. dgl. J. 1117; 1216. T. 1332. Elp. 793, 1007. Geheimnisse 240. Zehnfach T. 704; 3094. Naus. S. 422, 5. Tausendfältig (-fach) J. 1001. T. 3035, 1161, 3412. E. 281, 7. N. 1179, 1524, 2668. F. 1128; 4499. 17, 49, 5. Epimen. 37 und 547. 6, 153, 14; 160, 26; 190, 12 (13, 125, 247 hundertfältig). 2, 79, 4. 25, 18, 21.

Schleichen (sehr oft, N. 27; 1599; 6, 209). Beschleichen N. 598: Beschlichen wird der Mäßige von ihr (der Gefahr); 1095: Demütigung beschleicht die Stolzen oft (προσέρπειν, vgl. Soph. Aias 1255). Erschleichen E. 220, 11; 294, 16. T. 1110; 2619. Claud. 433. Elp. 410.

Bedeutend, deuten; besonders in N. (im Alter bekanntlich häufig). Merkwürdig häufig im Versstil das unpoetische „der Fall". Das ist sein [ihr] Fall (T. 312; E. 222, 26), ich bin im F. etwas zu tun (T. 1769; Claud. 956; 47, 27, 5; Zauberfl. II. Teil 380. 13, 95, 14; vgl. J. 1071), in dem Fall u. a.: T. 2746. N. 2931. J. 1585. 6, 256, 27 und 193, 8.

Etwa seit der N. sucht er, unterm Einfluß der Helena-Arbeit, um dem Vers starken Knochenbau zu geben [1]), markige, accentvolle Worte, die einen Kretiker bilden, Zusammensetzungen mit Voll (Vollbestand, -gewicht), mit Hoch- (Trd. 1779: Hochgesang; 16, 255, 22 hochgetrost; Epimen. 55: Hochgedanke; vgl. Novelle, Schluß: Hochtyrann); Tiefgefühl Trd. 730; Zusammensetzungen wie Angstgefühl, Sorgendrang, Wagetat, Nachtgewalt; Kretiker wie jedermann (N. 1113), gleicherweis (Epimen. 64), wechselweis 16, 325, 59 u. a., abermals 16, 327 — so in N., in den Karlsbader Stanzen, im Glocken-Epil. u. a. (Wetteifer mit den starken mehrhebigen Worten im griech. Trimeter).

Nun einige Worte, die (großenteils) von Jugend auf ihm eigen und für sein Wesen und Fühlen bezeichnend sind.

Schon vor Italien, doch besonders häufig in E. und T. (nicht in J.): Verdruß (echt Goethisch; darüber später): E. 188, 8; 190, 21; 213, 22 (231, 9 verdrießen). Scherz, List und R. 762. D. Parnaß 193. 4, 185, 80. 16, 268. 17, 16, 9. 18, 118, 11 und 305, 7 (115, 12 verdrießt). 46, 32, 17.

---

[1]) Auf die Endredaktion der N. hat vielleicht J. H. Voß' „Zeitmessung der deutschen Sprache" (1802), bezw. Voß' persönliche Belehrung Einfluß geübt, s. Tgb. vom 21. X. 1802, vom 19., 20., 21. IV. (9. V.) 1803.

Verdrießlich T. 2289; 2836. Erw. 112. 21, 51, 29. Zauberfl. 215. 11, 90, 25. Röm. El. 18, 1 und 4. 44, 24, 2. Verdrossen N. 142. 3, 22, 24.

Die tiefe innere Ruhe, die ihn auch, wenn es in ihm stürmt, nicht verläßt, „denn seine Seel' ist stille", das Friedsame, Tolerante, die antike „Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal" (46, 25) spiegeln Worte wie das gutmütig billigende gut: 1, 71. F. 12065 und Erw. 141: gute Seele. Erw. 60. Claud. 148. 11, 86, 25. T. 56, 80, 996. N. 870. 13, 96, 36; 166, 352. 2, 30, 218. Epim. 732. 16, 225, 167 und 271, 337. Von Göttern: J. 1514. T. 3088. Alexis Schluß [1]). T. 1724 und 1899 (in einer Szene): „die gute Zeit". Ferner: Gelassen (das Wort fiel Pniower in E. auf). Von Jugend an häufig. Unendlich oft das ruhevolle, lyrische Nun (mit seinem langen Vokal und den Liquiden wie ein ruhiger, klarer Wasserspiegel), wogegen Schiller das dramatischere, spitzere, konsonantenscharfe „Jetzt" liebt. „Nun" besonders in T., N. und der Lyrik. Wiederholtes „Nun" T. 3053, Claud. 270; 251. 3, 22, 1. Stille (Adj. [2]). Späterhin: bedächtig F. 241. 16, 224, 143 und 264, 231. — Willig: Geheimnisse 196. E. 280, 18; 301. 13; 303, 3. T. 162; 1584; 1746. 18, 163, 14. 2, 157, 4. „Gern und willig": T. 90; 238, Claud. 1344 und 22, 334, 18 (E. 300, 19: gern und mit Lust; Geheimnisse 205: gern und geschwind).

Liebe zur „*mâze*" zeigt das ungesteigerte „viel", wo wir Steigerungen erwarten; N. 2100: Ich wage viel! 2922: wagst du viel. 2279: vermagst du viel. T. 1142: du gibst mir viel; 608: Um deinetwillen tat er viel; Erw. 558: O sage viel (vgl. auch J. 2137, T. 951). — Seine Ruhe ist die Ruhe der Fülle! Überaus häufig ist dies Wort

Fülle (tief Goethisch! Lyrisch vollsaftig). J. 221. T. 410; 806; 3431 (der Not). Achill. 229 (des Schmerzens), 147 (der Seligkeit). Proserp. (17, 43, 4): der Seligkeit). F. 773. Röm. El. 13 und 20. 1, 291, 32. Pand. 72 (der Liebe). 11, 345, 26. 16, 323, 11. 2, 24, 23 u. 72, 7. 3, 35, 12. 6, 160.

Lispeln J. 458. 1558 (1266). E. 293, 15. T. 754; 806. Röm. El. 18, 8. F. 28; 1141. 17, 43, 1.

Hold und Entzücken (überaus häufig, letzteres bes. in N.).

Oft aufregen (statt anregen, erregen).

Geraten (= gelingen) F. 10103; 11506. 13, 122, 173. 16, 291, 714.

Schweben. Claud. 973: die Nacht schwebt um uns her. E. 278: Schauer schweben um ihn her. N. 1044: Trübsinn schwebt um's Haupt (vgl. dazu J. 1001). — Erwähnt werde noch

Keinesweg[e]s, besonders in der reiferen Prosa, z. B. 18, 181, 27; ebd. 113, 10; 126, 22; 243, 26. 45, 183, 2; ebd. 303, 18; 349, 10. 46, 111, 5. 48, 66, 9. N. 14. Auch 6, 249, 38. Tgb. Bd. 3, 245, 6. 16, 324, 24.

Beiläufig: Auf jemand losgehen (statt zugehen), T. 375; 2207. 21, 153, 15. 31, 214, 20; vgl. 47, 8, 2. Losdringen 18, 111, 16. J. 474 T. 759: fallen von mir los (statt „ab").

Noch einige Lieblingsvorstellungen und -wendungen:

Labyrinth 1, 101, 35. N. 140, 620, 1720, 1782. 21, 135, 5. 31, 197, 4. 47, 12, 22; ebd. 25, 24. F. 14. 4, 28, 10. Eine Lieblingsvorstellung ist die goldene Wolke: J. 696. T. 729; 1265. 12, 54, 12. Harzr. i. W.: Goldwolken. 2, 183, 22: den Saum der Wolken malt' er (Amor) golden. Ferner die angelehnte (bezw. halboffene) Gartenpforte: Herm. 4, 149; Alexis 142; Pand. 542; vgl. Morgenklagen 9;

---

[1]) Oft substantivisch (2, 31, 228; 2, 73, 39 u. 123, [illegible] F. 15. Joh. Sebus u. a.).

[2]) Figuren wie „stille, stille" (6, 223), die er [illegible] stammen vielleicht dem italienischen Sprachgebrau[illegible] „*poco poco*").

38 (Erlebnis?). — Ahnen (übertragen). T. 462: auf deines Ahnherrn Stirne (Vergils). F. 1117: Zu den Gefilden hoher Ahnen (9916: „Hoher Ahnen, großer Kraft", vielleicht auch bildlich; vgl. auch 16, 385, 7: hoher Ahnen Geist). Bedeutsam „Winckelm." (46, 25): „die reine Verehrung der Götter als Ahnherren". — Eugenie sinkt „von Majestät geblendet" (950). 16, 327: unser Blick Wird vom Verein der Majestät geblendet. — Mignon (21, 143) und Gretchen (2911) haben einen scharfen Blick (Erlebtes?). — „Mit bedächt'ger Schnelle" F. 241 und 16, 264. — Egmont „verabscheut die Übermacht" wie Tasso (3308). — Mieding 165 und Palaeophron 69: der „reinliche Altar". — Sonnenhaft (Wär' nicht das Auge s.) auch 18, 28, 70. Loostopf E. 261, 14. T. 1885. W. A. IV, Bd. 9, 69, 4. — Ganymed: Umfangend umfangen; Satyros 303: Alldurchdringend alldurchdrungen; Epimen. 543: Verschlungen schlingend. — 16, 264: ein Kreis von Mäßigungen; Epimen. 712: welchen Traum von Ängstlichkeiten.

J. 192: Sinnt der König, was kein edler Mann .. Je denken sollte? E. 270: So hat er beschlossen, was kein Fürst beschließen sollte (vgl. 269, 26). Elp. 779: Ein König sollte .. mitschuldig niemand machen (J. 179: dem König sollte nichts Geheimnis sein). — Darfst du? Wer darf?[1]) Mah. 1577: Du darfst, Tyrann! 1582: Darfst du wohl? Verräter! 409: Wer darf in seiner Pläne Göttertiefe spähen? Vgl. Trd. 1260: Wer darf in mein .. Herz Und seine liebevollen Tiefen blicken? 1579: Wer darf mich halten? (F. 3432: Wer darf ihn nennen?) — J. 1402: Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind. T. 1550: Ich bin kein Kind. 2277: Hältst du mich .. für so ein Kind? (2754: Daß er mich zum Kind erniedrige; vgl. 1378, 2274, 1080). Klärchen (277): Meinst du, ich sei ein Kind —? (E. 280, 17). — Zu T. 378: Langsam Bewegt er seine Schritte, steht bisweilen .. still wie unentschlossen usw. (vgl. Em. Galotti V 1) s. Erw. 126: er naht sich nicht, Er bleibt von fern an einem Seitenwege Wie unentschlossen steh'n. — Zu T. 227: Amor sei nicht „ein verwöhntes Kind. Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich Vermählte.. Er tobt nicht frevelhaft .. hin und her" vgl. 16, 198 (1782 geschr.): „Amor .. ist nicht jener, der verwegen, Eitel ist und immer leicht; Es ist Amor, den die Treue Neugeboren zu sich nahm", zu T. 808: Begnüge dich, aus einem kleinen Staat .. dem wilden Lauf der Welt Wie von dem Ufer ruhig zuzuseh'n" 13, 160, 45 (1791): „Und sehet wie vom Ufer manchem Sturm der Welt und wilder Leidenschaften zu", zu J. 1825: „Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen .. Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele Am schönsten frei" 16, 225: Nun fühlt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande. Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt.

Der Herzog will Eugeniens Leiche sehen (N. 1489). Geistlicher: „Du kannst nicht hin! Ach das zerstörte Bild! .. Du darfst sie nicht erblicken!" Nach Charl. v. Stein (Düntzer II 217) rief Goethe, da sie ihn drängte, Schillers Leiche zu sehen: „Nein, die Zerstörung!"[2]) Übrigens mag bei der Schilderung des Vaterschmerzes in N. u. a. auch der Gedanke an Euphrosyne mitgewirkt haben[3]). — Noch eine Motiv-

---

[1]) Über das Ethos später. Es liegt ein geheimnisvoller Ton darin.

[2]) Vgl. auch N. 1533: Wehe! Daß die Elemente nun Im leisen Kampf das Götterbild zerstören! (und Achilles 367).

[3]) Des Herzogs Rede N. 1322 ff.: „Ihr Fluten, schwellt, Zerreißt die Dämme" usw. stammt gewiß von Lear III 2 (*Blow, winds* usw.). 1798 begann Eschenburgs neue Ausgabe zu erscheinen. Am 6. XII. 99 ist Goethe „dem alten englischen Theater um vieles näher" (Brief). Er las damals Malones Abhandlung und Shakespeares Stücke. Tgb. 1. Dez.: „Lear in der ersten Form". Auch König Johann; er sprach „mit Schiller hierüber". 6. und 7. XII. 99 entwarf er die N. Zu der Vaterangst des Herzogs (200 ff.: sie regt sich — sie lebt — sie lebt! usw.) vgl. Lear, Schluß. N. 1563: Dort lag sie tot in meinen Armen (wie Cordelia in

Lears). — N. 2386: .. lag Verbannung! Ein Todeswort, willkommen war es mir (2617: Verbannung! Ja, des Schreckensworts Gewicht Erdrückt wanderung: Faust strebt „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen". Verwandt mit diesen Partien ist bekanntlich Achilleis 377 ff.[1]). 16, 328 (über Napoleon): „Nur Meer und Erde haben hier Gewicht. Ist jenem erst das Ufer abgewonnen, Daß sich daran die stolze Woge bricht, So tritt .. das feste Land in seine Rechte". Auch Epimen. 170: wenn der Erdkreis kaum noch [atmet], Am Ufer schließet mir des Zwanges Bogen: Denn wie euch sonst das Meer umgürtet, Umgürtet ihr die kühnen Wogen (Napoleon — Faust! Die Tat ist alles!). Vgl. auch 13, 99, 103: Das meerentrung'ne Land voll Gärten, Wiesen [der] Friesen.

Berlin. Dr. Albert Fries.

---

mich). Romeo III 3: „Verbannung? — Sage Tod! Verbannung trägt der Schrecken mehr im Blick .. als Tod". Zu N. 1267: „Wie öde, hohl und leer Liegt alles vor mir da", 1634: „Wie schal und abgeschmackt ist solch ein Leben, Wenn alles .. Treiben usw." vgl. Hamlet I 2: Wie ekel, schal und flach und unersprießlich Scheint mir das ganze Treiben usw.

[1]) Fernem Gestade führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten Wimmeln von neuem Volk usw. — Zur Achilleis bemerk' ich noch, daß Luce de Lancival 1804 ein Epos „Achille à Scyros" veröffentlichte; ferner, daß Goethes Gedanke, einen Achill-Roman zu schreiben, u. a. durch die Longos-Lektüre sowie durch Beschäftigung mit Romanmotiven zu den „Wanderjahren" veranlaßt sein kann; s. Tgb. v. 22. u. 23. VII. 1807 (dazu Riemer, Mitteil. II 523) und v. 6., 7. u. 10. VIII. 1807.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von Eduard Schwartz. Zweite Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1906. 125 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk. 60 Pf.

Die Altertumsforschung verjüngt sich. Jahr für Jahr wachsen ihr neue Stoffe, lebendige Kräfte zu; und inmitten des wüsten Lärmes unverständiger Schlagworte ertönen bezwingend die Stimmen Berufener und tragen die neuen Erkenntnisse und Auffassungen in weite Kreise jener wahrhaft Gebildeten hinaus, die sich die Einsicht bewahrt haben, daß neben den Errungenschaften der Technik auch die historische Bildung, auch ein Einblick in die antike Kultur unvergänglichen Wert besitzt. Der Besten einer, die einer historischen Erfassung der altgriechischen Kultur unermüdlich vorgearbeitet haben, E. Schw., faßte in einem farbensatten Blütenkranz gemeinverständlicher Vorträge Charakterbilder einiger Größen der antiken Literatur zusammen. „In weiten Kreisen richtet sich die Beurteilung des Altertums noch immer nach dem Stande, den die Altertumswissenschaft vor etwa 60 Jahren einnahm. Dem gegenüber wird in diesen Vorträgen der Versuch gemacht, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wieviel bestimmter und schärfer das Bild der antiken Literatur durch die wissenschaftliche Arbeit der letzten Generationen geworden ist. Als Beispiele sind stark ausgeprägte Individualitäten gewählt, die sich mit präzisen Linien zeichnen lassen; nur bei solchen ist eine allgemeinverständliche Darstellung möglich". Behandelt sind 1. Hesiod und Pindar, 2. Thukydides und Euripides, 3. Sokrates und Plato, 4. Polybios und Poseidonios, 5. Cicero. Wer die Fortschritte der Forschung weniger aufmerksam verfolgt hat, wird vielleicht staunen, unter Namen von volltönendem Klang auch Poseidonios zu finden; aber gerade das war ein besonders glücklicher Griff; denn immer deutlicher stellt sich die überragende Bedeutung dieses Mannes heraus, der ungeheure Einfluß, den er auf die Folgezeit ausübte.

Schon nach drei Jahren war eine zweite Auflage notwendig, die im wesentlichen unverändert ist; „nur einzelne Fehler und Versehen sind berichtigt und die Sprache ist hier und da leichter und flüssiger gemacht". Die Änderungen sind weit zahlreicher, als man nach dieser bescheidenen Ankündigung der Vorrede erwarten möchte, und legen Seite für Seite Zeugnis dafür ab, wie sehr es sich Schwartz angelegen sein ließ, diese aus tiefster Sachkenntnis geschöpften Bilder auch formell zu kleinen Meisterwerken auszugestalten. Nur einige Kleinigkeiten sprachlicher Art will ich für eine dritte Auflage noch zur Erwägung stellen: S. 10 „Jene individuelle Mahnung ist, wie die übrigen Scheltreden, nur die Einleitung zu dem wodurch das Gedicht ein Ganzes und ein echtes Epos wird, zu dem in Verse umgesetzten Kalender des Bauern und Schiffers". — S. 13 „Im Sinne des Adels ist 'schön' alles .... was zu dem was man als wertvoll schätzt, zu dem ἀγαθόν hinzutreten muß, wenn das dorische Ideal des vornehmen Mannes verwirklicht werden soll". — S. 23 „In seinen Gedichten lebt er weiter als das wozu er geboren war und was er sein wollte, als ein Edelmann von Gottes Gnaden". — S. 102 „Er erzog den Sohn sorgfältig und schickte ihn, als er herangewachsen war, in die Hauptstadt, damit er Karriere machte". — S. 109 „So lieferte man ihn an Clodius aus, der durch Caesar das Volkstribunat erhielt und ein Gesetz durchbrachte, das den der römische Bürger wider Recht und Gesetz getötet hätte, in Italien für vogelfrei erklärte". — S. 124 „Der Konflikt zwischen dem Ehrgeiz einer großen Überlieferung treu zu bleiben und dem Jammer eine verlorene Gegenwart nicht retten zu können haben diese Menschenseele zerdrückt".

Müssen diese Vorträge im Hinblick auf die Sorgfalt, die auch der Sprachform zugewandt ist, volkstümlich im besten Sinne genannt werden, so erschließen sie doch nicht minder, wie schon U. v. Wilamowitz (Deutsche Literaturzeitung 1902, 3219 f.) betont hat, eine Quelle der Belehrung und des Genusses für den Fachmann, der sich namentlich der klärenden Aufdeckung verborgener Beziehungen und der neuen Beleuchtung vieler altbekannter Nachrichten freuen mag. So ist denn dringend zu wünschen, daß das inhaltsreiche, schmucke Büchlein in allen Lehrerbibliotheken österreichischer Mittelschulen Eingang und in ihnen zahlreiche empfängliche Leser finde.

Thukydides erklärt von J. Classen. Sechster Band: sechstes Buch. Mit zwei Karten von H. Kiepert. Dritte Auflage bearbeitet von J. Steup. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. 295 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Nachdem Steup, der bewährte Bearbeiter des Kommentars von Classen, die ersten vier Bücher des Thukydides in den Jahren 1897 *(sic)*, 1889, 1892, 1900 herausgegeben hatte, wandte er

seine kritisch-exegetische Tätigkeit der Darstellung des sizilischen Feldzuges zu und legt zunächst das sechste Buch vor. Die Schwierigkeit des Gegenstandes und die Gewissenhaftigkeit, mit der St. fortdauernd bemüht ist, die neuen Forschungen zu verwerten, erklären die Länge des Zeitraumes, der seit dem Erscheinen des vierten Bandes verstrichen ist, zur Genüge. Überdies aber weist St. in der Vorrede auf verschiedene Hemmnisse hin, die mit seiner Amtstätigkeit zusammenhängen, und stellt erfreulicherweise seine Ausgabe des siebenten Buches in nähere Aussicht.

Wie tief der Bearbeiter auch diesmal eingegriffen hat, zeigt augenfällig der kritische Anhang, in dem fast jede Seite die σφραγὶς J. S. trägt, manche sogar mehrmals. Über einzelnes kann man natürlich anderer Meinung sein als St., wie denn auch Hude (Berliner philologische Wochenschrift 1906, 225 ff.) von seinem Standpunkte aus allerlei auszustellen fand; im ganzen aber verdient auch dieser Teil jene uneingeschränkte Anerkennung, die ich den vier vorangegangenen in meinen Besprechungen gezollt habe. Möge es dem hochverdienten Herausgeber vergönnt sein, bald den Schlußstein des großen Werkes einzufügen, mit dem er sich selbst ein schönes Denkmal setzt.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Die Gedichte des Christophoros Mitylenaios. Herausgegeben von Ed. Kurtz. Leipzig 1903, August Neumanns Verlag Fr. Lucas. XXVI und 112 SS. 8°. Preis Mk. 2·20.

Ein byzantinischer Dichter! Keiner von denen, für die man diese Bezeichnung nur aus Bequemlichkeit wählt, wiewohl man sich jedesmal schämt, wenn man sie widerwillig genug niederschreibt. Freilich auch keiner von den Großen der Weltliteratur. Aber ein liebenswürdiges Talent, ein Mann, der mit hellem Auge das Treiben um sich beobachtet und es in gewandten Versen zu schildern weiß, manchmal etwas allzu redselig — er ist eben doch Byzantiner —, aber zumeist ein ganz amüsanter Plauderer, der auch über Humor, Witz, Spott, Sarkasmus, ja mitunter sogar über einen leisen Ton von Herzlichkeit verfügt. Die erhaltenen 145 Gedichte bieten nach ihrer metrischen Form und nach ihrem Inhalte die wohltuendste Abwechslung. Liebesgedichte fehlen allerdings. Die Ursache dieses Mangels hat Dante für einen ganz analogen Fall dargelegt (*Vita Nuova* cap. 25). Jedenfalls ist Christophoros eine Persönlichkeit, wie uns deren in der byzantinischen Literatur leider nur sehr wenige begegnen. Und gerade ihm hat das Schicksal böse mitgespielt. Das Schicksal wird in diesem Falle durch die Mäuse repräsentiert. In einem seiner Gedichte (Nr. 103) klagt Christophoros über die Gefräßigkeit dieser Tiere, die nicht einmal seine Schriften und Bücher verschonen. Sie haben ihm auch nach seinem Tode keine

Ruhe gegeben. Die einzige Handschrift, die eine vollständige Sammlung seiner Gedichte enthielt, der *Codex Cryptensis Z α XXIX* im Basilianerkloster Grotta-Ferrata bei Rom, ist durch Mäuse so übel zugerichtet, daß ungefähr jeder zweite Vers fast ganz verloren ist. Um das Unglück voll zu machen, kam diese Handschrift in die Hände eines Dilettanten, der darnach 1887 eine *editio princeps* veranstaltete, bei der die typographische Ungeschicklichkeit den Leser fast noch mehr ärgert als die philologische Unzulänglichkeit. Vollständig sind hier nur sehr wenige Gedichte, für die ein *Vaticanus* die nötigen Ergänzungen gewährte. Es ist daher ein großes Verdienst K. Krumbachers darauf hingewiesen zu haben, daß einzelne Gedichte versprengt auch in verschiedenen anderen Handschriften stehen, so daß sich mit ihrer Hilfe die Lücken wenigstens zum Teil ausfüllen lassen. Aber erst, als sich in einem *Marcianus* nicht weniger als 41 Gedichte des Christophoros (6 darunter sogar zweimal) fanden, konnte man an eine wirkliche Edition des vorhandenen Materials denken und nun fand sich auch der richtige Herausgeber, Eduard Kurtz, ein deutsch-russischer Gelehrter von glänzender kritischer Begabung, der von der byzantinischen Philologie seit Dezennien als einer ihrer hervorragendsten Vertreter geschätzt wird.

In der Einleitung behandelt er kurz, aber doch lichtvoll und erschöpfend alle einschlägigen literarhistorischen Fragen, die Metrik und die Überlieferung, wobei mancher Irrtum zu berichtigen war. Der Text selbst zeigt den gewaltigen Fortschritt gegen die *editio princeps* im einzelnen und im ganzen. Wo die Handschriften versagten, da halfen, wo es möglich war, die genaue Sprachkenntnis und der Scharfsinn des Herausgebers, um die vorhandenen Lücken zu ergänzen. Es wird schwer sein, in dieser Beziehung über das von Kurtz Geleistete hinauszukommen. Um aber wenigstens ein ganz bescheidenes Scherflein beizutragen, notiere ich: XXII 1 *Τί μακρὸν οὕτω καὶ συχνὸν τὸ πᾶ....; | πόδες τὸ πάσχον καὶ ποδάγρα τὸ τρύχον.* Es ist wohl *πᾶν πάθος* zu ergänzen. LXVII 84 statt des bedenklichen Hiats *τί οὖν* besser *τί γοῦν.* CXV 7 schlage ich vor *(νοήμα)τα γλύκαινε καὶ μὴν τὸ στόμα.* Daß im kritischen Apparat ganz wertlose Quisquilien im Interesse der Übersichtlichkeit weggelassen sind, wird jeder Einsichtige vollauf billigen. Ein Kommentar, der bei byzantinischen Autoren besonders wünschenswert erscheint, fehlt nur scheinbar. Man findet ihn in kondensiertester Form in den drei Anhängen: im Verzeichnis der Sprichwörter und Redensarten, dem Namensverzeichnis und dem Wortregister.

Die klassische Philologie hat ihre „wissenschaftlichen Kommentare“ und ähnliche Werke, die zur Einführung in ein bestimmtes Arbeitsgebiet dienen. Die junge byzantinische Wissenschaft, die solche Führer viel nötiger hätte, ist in dieser Hinsicht sehr schlecht daran. Darum möchte ich Kurtzens Christophoros ganz

besonders empfehlen; er wird auch dem Neuling ein verläßlicher Führer für ein sehr weites Gebiet byzantinischer Profanpoesie sein. Und noch aus einem zweiten Grunde kann ich ihn namentlich jenen empfehlen, die Gelegenheit haben, mit griechischen Handschriften zu verkehren. Die Arbeit ist, quantitativ genommen, keineswegs abgeschlossen. Es harren immer noch ungefähr 1000 Verse der Ergänzung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch manches einzelne Gedicht des Christophoros unentdeckt in Handschriften ruht, vielleicht anonym, vielleicht auch unter fremden Namen. Besondere Hoffnungen darf man da auf jene Bibliotheken setzen, deren griechische Handschriften noch nicht genau katalogisiert sind, wie die *Vaticana*, wo der *fondo antico* eben erst bearbeitet wird. Auch von Neapel und Venedig kann man noch manches erhoffen, besonders aber von der Hofbibliothek in Wien. Hier konnten nicht nur einzelne *Christophorea*, sondern sogar eine ganze Sammlung (diese mit ausführlicher Autorenangabe) nachgewiesen werden, ohne daß die altehrwürdigen Kataloge von Lambecius-Nessel (aus dem XVII. Jahrhundert!) etwas von diesen Gedichten verraten hätten. Jedenfalls stellt die vorliegende Arbeit auch für die weitere Forschung noch eine lohnende Aufgabe.

Byzantinisten von Fach brauche ich das Buch eigentlich nicht zu empfehlen. Wohl aber wende ich mich an jene Philologen, die auch einiges Interesse für die Kultur eines Reiches haben, das gerade uns Österreichern nicht so ferne stehen sollte.

Wien. Konstantin Horna.

Horaz' sämtliche Gedichte im Sinne J. G. Herders erklärt von Karl Städler. Berlin 1905. XV u. 252 SS. 8°.

Der Verf. unternimmt es, da ihm die übliche Weise der Horaz-Kommentierung ungenügend erscheint, den Dichter im Sinne Herders zu erklären. Er wagte sich an seine Aufgabe erst heran, als durch Gardthausens Werk ('Augustus und seine Zeit') das historische Material eine zusammenfassende Darstellung gefunden hatte. Der vorliegende Kommentar soll eine Ergänzung zu den vorhandenen Schulkommentaren des Dichters bilden, die sich alle in ihren einleitenden Vorbemerkungen mangelhaft zeigen, die 'das Gedicht als Ganzes aus seiner Beziehung zu Welt und Umwelt des Dichters aufhellen sollen'. Diese klaffende Lücke soll St.s Werk ausfüllen. — Eine zweite Besonderheit des Kommentars liegt in der Gruppierung der Gedichte nach der Zeitabfolge ihrer Entstehung, die uns vom Werdegang der gesamten Persönlichkeit des Dichters volle Kenntnis verschaffen soll, eine dritte in der Dreiteilung: Erörterung der veranlassenden Tatsachen, Angabe des diesen Umständen genau entsprechenden Inhaltes und der mit ihm übereinstimmenden Form.

Wer mit solchem Selbstgefühl der staunenden Welt eine neue Grundlage der Horaz-Erklärung ankündigt, der muß glauben, etwas ganz Außerordentliches geleistet zu haben; bei näherem Zusehen wird man aber finden, daß der ganze stolze Bau eigentlich auf schwachen Stützen ruht. Er baut sich nämlich auf der nicht bewiesenen Voraussetzung auf, daß „jedes Gedicht von irgendwie lyrischem Charakter ein Stück Dichterleben ist, nur als solches verständlich und genießbar". Der Verf. gefällt sich darin, ganz unbedeutende Lebens- und Liebessituationen phantastisch auszumalen, Situationen, denen nicht nur jede reale Grundlage fehlt, sondern die unseren Dichter in einem fremden, geradezu traurigen Lichte erscheinen lassen. „Höchst lächerlich wäre es", sagt Herder im 2. Briefe über das Lesen des Horaz an einen jungen Freund, „wenn man die Situationen der Liebe zusammennähend, einen Roman aus ihnen . . dichtete. Namen sind sie — vielleicht Griechinnen, die er nie gesehen hat, geistig aber sah und darstellte". Und das hat St. getan. Man sehe den Roman der Lyde. In dem volkerfüllten Säulenhof des palatinischen Apollotempels hat H. Lyde gefunden, die aus edlem Elternhause geraubt, nach Rom verkauft worden war, jetzt aber durch Horaz dem verhaßten Lose entrissen und seine Hausfrau werden sollte (O. III 11, S. 152). Lyde ist dem Dichter auf sein Gut gefolgt (III 28, S. 154), ist seine Gefährtin und sorgliche Hausfrau geworden (III 18, S. 160). Für seine sangesfrohe L. schreibt H. ein Lied von der erprobten Treue des Liebenden, der erhofften Treue der Geliebten (III 7, S. 169). L. ist dem H. das geworden, was einst Tibull von Delia sich gehofft, die treu sorgende Verwalterin seines Gutes (III 23, S. 170). L. ist Mutter geworden (III 22, S. 179); die Anspielung auf den *heres* seiner *fortuna* (V. 12 f.) offenbart den Dichter als Vater eines Sohnes (Ep. I 5, S. 180). Ein Donnerstrahl aus heiterem Himmel war es für H., als eines Tages Verwandte seiner L. bei ihm eintraten, welche die Spur der als Kind Geraubten (III 11) endlich aufgefunden hatten und sich durch den ursprünglichen Namen derselben Galatea glaubhaft auswiesen... So tief aber war des Dichters Liebe zu dem wunderbaren Mädchen, daß ihr junges Glück ihm über dem eigenen alten stand, daß er in der Stunde, wo der Reisewagen sie von seiner Tür entführte, mehr ihre sonnige Zukunft vor Augen hatte als seine verfinsterte... Unter dem frischen Eindrucke des Abschiedes schreibt er ein Seitenstück zu jener Ode (III 11), durch die er vor Jahren L. gewonnen hatte (III 27, S. 183). Seinen traurigen Zustand, dem er sich nicht zu entringen vermöge, schildert H. dem Celsus Ep. I 8 (S. 188). In ähnlicher Weise wird uns auch der Roman der Lydia, Cinara, Lyce vorgeführt.

Wenn wir nun auf diesem Wege dem Verf. nicht leicht werden folgen können, so müssen wir den beiden anderen, auf den Gedankengang und die metrische Form bezüglichen Punkten un-

bedenklich unsere Zustimmung geben. An unnötigen Umstellungen, Änderungen und kühnen Deutungen fehlt es freilich auch hier nicht. So heißt es S. 179 von O. III 22: „Deutlich reden aus den zwei kurzen (sapphischen) Strophen des Gatten ängstliche, des Vaters freudige Stimmung und die ganze Spannung der entscheidenden Stunden“ (Lyde ist Mutter geworden). S. 61 von O. II 5: 'Die erste Gedichthälfte bezieht sich auf die zum Warten zwingende Gegenwart, die andere malt die Freuden der Zukunft und, durch Vergleichung mit anderen hohen Schönheiten, die alsdann vollerblühten Reize des Mädchens *(Cinara)*'. St. ist auch ein Freund von meßbaren Verhältnissen. So lesen wir S. 208 von S. II 3: „Einleitung und Schluß haben beide je rund 30 Verse (31 bezw. 27) umfassend. Dazwischen als Hauptteil die Stertiniade mit (268, rund) 270 Versen = 9mal 30: ein auffallend ebenmäßiges Verhältnis von 1 : 9 : 1, an das architektonische Giebelfeld erinnernd“. 'Das gute Versdutzend, das in Ep. II 2 fehlt, konnten die Leser sich durch die Damasippuspredigt ersetzen (S. II, 3), die gewiß einer im Koffer mitführte' (S. 233)!

Nicht gerade anmutend wirkt die oft gesuchte Zierlichkeit der Sprache. Man vgl. S. 182: Die weiche, weibliche Strophe dem weibischen Weichling, S. 207 f.: So flechten sich diese beiden Bänder gar pläsierlich .. ineinander, S. 220: Den opponierenden Literatenklingel hatte die jüngste Epistel an Mäcen (I 19) wie mit betäubendem Keulenschlage getroffen.

Druck und Ausstattung sind sehr gefällig. S. 177, Anm. ist V. 11 statt 14 zu lesen.

Prachatitz. Franz Hanna.

Des Horatius Flaccus sämtliche Werke: Erster Teil. Oden und Epoden für den Schulgebrauch, erklärt von Dr. C. W. Nauck, weil. Gymnasialdirektor a. D. — 16. Auflage von Dr. O. Weissenfels, Professor am kgl. französischen Gymnasium in Berlin. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1905.

Schon die 14. Auflage des Nauckschen Horaz-Kommentars war von Weissenfels, dem geistvollen Interpreten, besorgt worden. Sie trug den Charakter einer 'tiefgehenden Umgestaltung' an sich und erhielt auch insofern eine Erweiterung als eine große Einleitung hinzukam, in welcher die Lebensumstände des Horaz, sein Verhältnis zu berühmten Zeitgenossen, Inhalt, Form, Quellen und Fortleben seiner Werke in einer für Schüler etwas zu wissenschaftlich gehaltenen und entschieden zu ausführlichen Weise gewürdigt wurden. — Die 16. Auflage weist keineswegs so starke Veränderungen auf; die Einleitung blieb nahezu ganz unverändert, Text und Kommentar aber wurden nur an verhältnismäßig wenigen Stellen anders gestaltet, teils an solchen, die im Hinblick auf die

mittlerweile erschienene Horaz-Ausgabe L. Müllers nicht mehr beibehalten werden konnten, teils an jenen, für welche Weißenfels von Dr. W. Gilbert, Rektor der Fürsten- und Landesschule zu Grimma, Bemerkungen zur Verfügung gestellt bekam. — Mit diesen neuen Noten kann man größtenteils einverstanden sein, geben ja doch die meisten Deutungen, die sich als vernünftig und passend bezeichnen lassen. Das erhellt wohl aus folgenden Beispielen: Od. I 1, 4 wird für *collegisse pulverem* die Übersetzung geboten: 'sich mit Staub bedeckt zu haben', wodurch das Oxymoron, das zustande kommt, wenn die Worte mit *iuvat* verbunden werden, so recht ins Auge springt. — Od. I 23, 5 ff. ist jetzt *inhorruit foliis* mit Gilbert vom Standpunkte der Naturbeobachtung erklärt, wie aus der Bemerkung folgt: 'Die italische' Landschaft hat vorwiegend Eichen und Buchen, deren Laub, im Winter verdorrt, am Baume bleibt, bis die nachwachsenden Blattknospen ihm den Halt rauben'. Mithin drückt *i. f.* 'das Rauschen und Rascheln des alten, zum Teil abfallenden Laubes aus'. — I 31, 17 heißt es zu *frui paratis*: 'was mir erworben ist = was ich habe', also nicht: was von mir, sondern was von anderen mir erworben wurde. — Die Worte zu III 8, 4 beziehen sich auf die Erklärung von *docte utriusque linguae*. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird dabei an das Lateinische und Griechische, nicht wie von mehreren Kommentatoren an das Etruskische gedacht. — Gegen die zu IV 9, 39 vorgebrachte Interpretation, nach welcher *vindex, abstinens, consul* als Vokativ gefaßt und zu *tibi*, nicht zu *animus* gezogen werden, hat man bereits die Ansicht geäußert[1]), daß sich bei Beziehung der genannten Nomina auf den Dativ die folgenden 3. Personen (*praetulit, reiecit, explicuit*) schwer erklären lassen. Es scheint mir aber glaublicher, mit W. einen Wechsel der Person anzunehmen — der Dichter spricht nämlich Lollius nicht mehr an, sondern erzählt nun seine Taten in der 3. Person — als Horaz die Härte zuzutrauen, daß er *consul* als Adjektiv behandelt habe. — Ab und zu wurde eine der früheren Noten Naucks getilgt oder verworfen; vgl. die zu II 20, 6, wo jetzt steht: „*quem vocas* kann unmöglich heißen: 'den Du mit herablassender Güte als Freund ehrst'. Die Stelle hat bis jetzt allen Erklärungs- und Verbesserungsversuchen gespottet“. Zugegeben, daß Naucks Übertragung mehr sagt als in den Worten liegt und etwas geschraubt klingt, ihr Sinn läßt sich vielleicht doch halten; denn weshalb soll *quem vocas* nicht bedeuten können: 'den Du (gerne) ansprichst', 'dessen Name Du (häufig) im Munde führst'?

Die 16. Auflage wurde stellenweise auch in textkritischer Beziehung verbessert, d. h. es fanden neue Lesarten Aufnahme, so Epod. 16, 42: *petamus alta* (für *arva*) *divites*. — In manchen

---

[1]) So Röhl in der 'Berliner philologischen Wochenschrift' 190[illegible] Nr. 2, S. 41.

Versen [1]) blieb freilich die alte, längst beanständete Fassung. W. scheint überhaupt die Einwände und Vorschläge der Rezensenten alter Auflagen [2]) nicht sehr beachtet zu haben; denn sonst würde eine Reihe von Stellen, deren Änderung seinerzeit angeregt wurde, jetzt anders lauten. Allerdings kann wahrer Fortschritt stets bloß allmählich erzielt werden. Hoffen wir also, daß in nicht zu ferner Zeit die letzten Mängel des alten Nauck-Kommentars beseitigt werden, der seit Weißenfels umsichtiger Bearbeitung einer neuen Blüte entgegengeht.

Zur Technik des Übersetzens lateinischer Prosa. Von C. Bardt. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1904. 61 SS. 8°.

Vorliegende kleine Schrift wurde schon vor zwei Jahren veröffentlicht, ich halte es aber noch immer für passend, auf sie hinzuweisen, umsomehr, da man sich gerade jetzt wieder mit der Frage beschäftigt, wie denn bei den Schülern des Obergymnasiums das Gefühl für lateinische Stilistik und zugleich für den Unterschied fremdländischen und deutschen Denkens geweckt und gehoben werden könnte [3]). — Barths Büchlein, das ursprünglich als Hilfsheft zum Kommentar der „Ausgewählten Briefe aus ciceronischer Zeit" herausgegeben ward und später unter einem eigenen Titel für sich erschien, umfaßt nämlich zahlreiche, aus klassischer Lektüre entwickelte Hilfen zum Übersetzen, die unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht, als Richtschnur dazu dienen sollen, um aus dem Lateinischen leidliches Deutsch und aus dem Deutschen wirkliches Latein herzustellen. — Nachdem der Verf. im 1. Kapitel seiner Broschüre betont hat, daß es auch für das Übersetzen mancherlei Lehrbares gebe, eine Technik, die sich einem offenbare, wenn man die Besonderheiten beider Sprachen klar erkannt habe, macht er im 2. Abschnitte zunächst auf die Verschiedenheit des deutschen und lateinischen Satzbaues aufmerksam (das Lateinische liebt die periodische, das Deutsche die parataktische Satzbildung) und stellt (S. 8) folgendes als Aufgabe für den Übersetzer lateinischer Prosa hin: „Er muß Mittel kennen, Partizipia und Infinitivkonstruktionen innerhalb desselben Satzganzen wiederzugeben, ohne Nebensätze daraus zu machen, er muß auch Mittel zur Hand haben, um aus diesen wie aus den vorhandenen Nebensätzen nach Bedürfnis Hauptsätze zu machen, und dabei dafür sorgen, daß deren logisches Verhältnis zur Umgebung deutlich bleibt; er muß

[1]) Mit Recht verweist Röhl a. a. O. auf II 19, 24; dort liest man noch heute *horribili* statt des unzweifelhaft besseren *horribilem*.

[2]) Röhl verzeichnet a. a. O. S. 42 die einschlägige Literatur.

[3]) Ähnlicher Art wenigstens ist die Rundfrage, die vor kurzem der niederösterreichische Landes-Schulrat an die ihm unterstellten Gymnasien gerichtet hat.

endlich nach Bedürfnis den Satzton ändern und, wenn er zu umfangreicheren Satzbildungen schreitet, den parataktischen Charakter des Satzbaues sorgfältig im Auge behalten". Im Anhange dazu erörtert B., wie Partizipia und Infinitivkonstruktionen auf verschiedene Weise ins Deutsche zu übertragen sind, rät, aus vielen Part. nicht Neben-, sondern Hauptsätze zu bilden, und zeigt, auf welche Art die einzelnen Gattungen der Nebensätze parataktisch wiedergegeben werden können. Das 3. Kapitel ist einer Reihe von Wortverbindungen gewidmet, deren sinngemäße Übersetzung lehre, daß eine wörtliche Wiedergabe des lateinischen Textes oft unmöglich sei und man sich nicht scheuen dürfe, mitunter mehr Worte zu machen als der Lateiner, das 4. Kapitel handelt von der Bildersprache; es wird darin u. a. bemerkt, man möge auf Grund der verschiedenen psychologischen Auffassung des Deutschen und Lateiners manche deutsche Metapher mit *quidam* oder *quasi* geben, bei gewissen Lieblingsbildern der Schriftsteller auf wörtliche Treue verzichten und drastische Bezeichnungen nicht abschwächen. „Andeutende Rede", in der man mehr oder weniger sagt als man denkt, sei beiden Sprachen eigen, nur komme sie in der fremden oft an anderen Begriffen zum Vorscheine als in der unsrigen, was der Übersetzer, um kongenial zu sein, berücksichtigen solle. In vielen Fällen müsse übrigens der Armut des Lateinischen, das erstaunlich prosaisch sei, durch den Reichtum des Deutschen, dessen Phantasie sich eher mit der des Griechischen vergleichen lasse, zuhilfe gekommen werden. Diese Trockenheit und Ängstlichkeit des Römers wird im 5. Abschnitte an interessanten Beispielen erläutert; sie äußert sich z. B. darin, daß der Lateiner eine ‚Addition der Regungen', der Deutsche hingegen eine ‚Steigerung der Gefühle' vernimmt, und daß jener die Eigenschaften der Abstrakta substantivisch ausdrückt und sich scheut, nichtpersönliche Begriffe zum handelnden Subjekt zu machen, weshalb er auch Intransitiva statt der Passiva setzt. Während so B. in fünf Kapiteln eine Reihe allgemeiner Gesichtspunkte verfolgt hat, die bei der Verdeutschung lateinischer Texte überhaupt nicht aus dem Auge gelassen werden dürfen, wendet er sich im letzten (6.) großen Teile seiner Schrift der Frage zu, welche praktischen Winke nötig seien, um den *sermo cotidianus*, in dem die Briefe Ciceros abgefaßt sind, mit Verständnis zu übertragen, und legt, von zahlreichen klassischen Stellen ausgehend, dar, wie mannigfach die einzelnen Redeteile [1])

[1]) Substantiva bisweilen durch Pronomina, Adjektiva, Partizipia, Adverbia und Verba; Adjektiva durch Substantiva, Verba, Partizipia, Adverbia und ganze Sätze; Pronomina possessiva durch Satz-Umschreibungen, Pron. dem. (bes. im Neutrum) und Pron. rel. durch Substantiva; Verba durch Substantiva und Adjektiva. Nebenbei wird gezeigt, daß sich Genetive mit Substantiven durch zusammengesetzte Hauptwörter und Konkreta vielfach durch Abstrakta ausdrücken lassen, Komparative des öfteren durch bloße Negationen, Superlative durch Positive,

des Lateinischen verdeutscht werden können. — Schon aus dieser Disposition wird zur Genüge erhellen, wie überaus reich und fein die Bemerkungen sind, die der Verf. des angezeigten Büchleins aus dem Borne seiner Erfahrung geschöpft hat, und daß sie jedem Lehrer, in dessen Hände der Lateinunterricht am Obergymnasium gelegt ist, eine Fülle gediegener Ratschläge für die gute Übersetzung lateinischer Prosa bieten dürften.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

Theodor Mommsen als Schriftsteller. Ein Verzeichnis seiner Schriften von Karl Zangemeister. Im Auftrage der königlichen Bibliothek bearbeitet und fortgesetzt von Emil Jacobs. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. XI, 188 und I SS. Preis 6 Mk.

Es war eine überaus sinnige Gabe, mit der Karl Zangemeister zum 30. November 1887, dem 70. Geburtstage Mommsens, den Freund und Meister überraschte, aber auch alle Verehrer, Schüler, Freunde und Fachgenossen des großen Gelehrten und die Forschung selbst zu großem Dank verpflichtete, daß er unter dem Titel „Theodor Mommsen als Schriftsteller“ ein Verzeichnis seiner ‘bis jetzt erschienenen Bücher und Abhandlungen’ veröffentlichte. Und es ist wohl ein Zeichen treuen, über das Grab hinaus reichenden Gedenkens für mannigfache Fürsorge und Förderung, die Mommsen, einer ihrer erfolgreichsten und eifrigsten Benutzer, der Berliner königlichen Bibliothek stets angedeihen ließ und dessen eifrigem Betreiben sie so manche Bereicherung verdankt, daß der vormalige Generaldirektor der kgl. Bibliothek Wilmanns bald nach Mommsens Tod beschloß, die Fortführung des Zangemeisterschen Werkes, da sein Begründer ein Jahr vor Mommsen das Zeitliche gesegnet und sein Lieblingswerk, für das er stetig das Material gesammelt hatte, nicht zu Ende führen konnte, durch einen seiner Beamten zu veranlassen. Die Generaldirektion hat sich mit diesem literarischen Ehrendenkmal für den großen Mann und unvergleichlichen Forscher selbst geehrt und sie wurde durch die mit Mommsens Namen durch eine Reihe so bedeutender Werke eng verknüpfte Verlagsbuchhandlung aufs beste darin unterstützt. Denn die Weidmannsche Buchhandlung hat der Ausstattung die größte Sorgfalt angedeihen lassen, so daß auch in dieser Hinsicht „Mommsen als Schriftsteller“ zu seinem vollen Rechte gelangte und das Verzeichnis nunmehr auch äußerlich dem entspricht, was es nach Zangemeisters Intentionen sein sollte.

---

der Plural des Pron. pers. (Plur. maiestat.) durch den Singular des entsprechenden Fürwortes, Deminutiva meist nicht als solche und gewisse Verba durch phraseologische Bezeichnungen zu geben sind, während *quidam* mitunter ganz unübersetzt bleibt.

In dem schönen Geleitwort, das die vorliegende Ausgabe wiederholt, bemerkte Zangemeister, daß das Verzeichnis gleichsam die Beischrift darstellen sollte zu der von Meisterhand in Marmor ausgeführten Büste, die von Freunden dem verehrten Manne zu seinem siebzigsten Geburtstag dargebracht wurde. „Im Altertum hat man mit plastischen Darstellungen berühmter Schriftsteller das Verzeichnis ihrer Schöpfungen verbunden; im vorliegenden Falle würde ein solches Verfahren unüberwindliche technische Schwierigkeiten gehabt haben und die hier gewählte Form bietet auch den Vorteil größerer Verbreitungsfähigkeit und Benutzbarkeit. Möge Mommsen nach altrömischer Sitte dieses Verzeichnis als ein '*Monumentum rerum gestarum*' in seinem Hausarchiv aufbewahren und zugleich für die in Aussicht genommene Fortsetzung eine Stelle offen halten". Den monumentalen Charakter hat die vorliegende neue Ausgabe durch ihren größeren Umfang und ihre die würdige Form der ersten noch übertreffende Stattlichkeit erst recht erhalten.

Noch mehr allerdings haben die anderen von Zangemeister bereits geltend gemachten Momente für den Wert des Verzeichnisses gewonnen. Wenn schon von der ersten Ausgabe gesagt werden konnte, daß die schlichte Liste wie in einem Spiegelbilde das geistige Schaffen des großen Gelehrten zeige und daß man die Tätigkeit des Forschers in ihrer Entwicklung verfolgen und, da für die Anordnung die chronologische Folge gewählt wurde, mit einem Blicke überschauen könne, welche Fragen ihn in jedem einzelnen Jahre beschäftigt haben, so gilt dies alles, vor allem aber der dritte Gesichtspunkt, der praktische, daß durch das Verzeichnis wenigstens in einem wichtigen Teile der noch immer vorhandene Mangel einer guten umfassenden Bibliographie für die historisch-antiquarische Forschung ersetzt wird, in erhöhtem Maße von der vorliegenden zweiten Ausgabe.

Der neue Bearbeiter, Dr. Jacobs, hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht und wenn man auch die Unterstützung, die er allenthalben bei seiner Arbeit gefunden und deren er dankbar gedenkt, hoch einschätzen muß, so verdienen doch die große Umsicht und Sorgfalt, die er auf die Neubearbeitung verwendete, alle Anerkennung. Ohne das von wahrer Begeisterung für den verstorbenen Meister getragene Streben wäre das Verzeichnis nicht das geworden, was es ist: ein literarisches Denkmal, das alle Seiten von Mommsens Wesen und Wirken getreulich wiederspiegelt. Mit peinlichster Genauigkeit wurden die Titelaufnahmen revidiert und nach strengen bibliographischen Gesichtspunkten hergestellt, wobei stillschweigend kleine Versehen der ersten Ausgabe, die ja kaum vermieden werden konnten, beseitigt wurden. Größere Arbeit verursachten die Ergänzung und Vervollständigung. Schon die numerischen Verhältnisse lassen das Maß von Mühe und Sorgfalt erkennen, die die Neubearbeitung verursacht hat. Zangemeisters

Verzeichnis schloß mit 920 Mitte November 1887, Jacobs hat für denselben Zeitraum 1124; es sind somit 204 Stücke hinzugekommen. Das ganze Verzeichnis bis 1905 umfaßt 1513 Nummern, also 389 für die Jahre 1887—1905, so daß im ganzen 593 Nummern zugewachsen sind.

Es wäre eine ebenso verlockende wie dankbare Aufgabe, auf Grund des vorliegenden Verzeichnisses eine Charakteristik der literarischen Persönlichkeit Theodor Mommsens in ihrer staunenswerten Vielseitigkeit zu entwerfen. Mehr noch als aus dem Zangemeisterschen ließe sie sich aus dem Jacobsschen Verzeichnisse gewinnen. Aber nicht nur der große Forscher und Gelehrte, sondern nicht minder der in ernsten und heiteren Tagen an den Geschicken seiner Freunde, seines Landes, seines Volkes warmfühlend teilnehmende Mann, der ebensosehr über Schärfe des Verstandes wie des Witzes verfügte und nicht im gelehrten Beruf aufging, sondern an allen Erscheinungen in Literatur, Kunst und Politik regen Anteil nahm, ja es auch nicht verschmähte, an leichten Versspielen sein großes Formtalent und seinen Witz zu üben — auch das rein Menschliche in Theodor Mommsen, das für weitere Kreise noch mehr Anziehendes hat als der rastlose und nimmermüde Altertumsforscher, käme dabei zu seinem vollen Rechte. Allein ich muß schon aus Raumrücksichten hier davon abstehen und mich begnügen, darauf hingewiesen zu haben. Ich kann dies umsomehr, als der seither erschienene ausführliche biographische Artikel L. M. Hartmanns (Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog Bd. IX) den Wert des Jacobsschen Verzeichnisses als Grundlage der Biographie zur vollsten Anerkennung gebracht hat. Es liefert dem Biographen nicht nur eine ausreichende Übersicht über das zur Charakteristik von Mommsens vielgestaltigem Wirken nötige Material, sondern es überhebt ihn auch der nahe liegenden Gefahr, von der Mommsen selbst gelegentlich warnte, die Biographie durch Aufnahme der Büchertitel in eine Bibliographie ausarten zu lassen.

Da ich mich an anderem Orte (s. „Zentralblatt für das Bibliothekswesen“, Jahrg. 1906, S. 463 ff.) ausführlich darüber geäußert habe, kann ich an dieser Stelle, der die bibliographischen Fragen ferner liegen, davon absehen, näher darauf einzugehen. Es sei deshalb nur kurz erwähnt, daß die von Zangemeister gewählte chronologische Anordnung der Titel mehr Nachteile als Vorteile bietet und daß auch aus dem von Zangemeister geltend gemachten wesentlichen Grunde die sachliche Gliederung sich besser empfohlen hätte.

Zangemeister hat die Unzukömmlichkeiten der von ihm gewählten Anordnung zum Teil selbst gefühlt, so, daß bibliographisch und sachlich Zusammengehöriges getrennt ist, und ihr durch Verweisungen abzuhelfen gesucht. Noch mehr ist durch das 'Register', das nach Schlagworten angeordnet ist, dafür gesorgt, daß das

Zusammengehörige leichter gefunden werde; so findet man unter dem Schlagwort: „Geschichte, Römische" oder „Staatsrecht, Römisches" die Nummern, unter denen die einzelnen Bände und die Übersetzungen verzeichnet sind. Es sei auch ausdrücklich anerkannt, daß die Absicht Zangemeisters gewiß die beste war. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei sachlicher Anordnung, wenigstens nach großen Gruppen, wie juristische, historische, philologische, antiquarische, epigraphische, numismatische, politische Schriften und Varia — innerhalb derselben nach zeitlicher Abfolge — das Verzeichnis knapper, übersichtlicher und wirksamer ausgefallen wäre.

Dr. Jacobs war wohl durch die von Zangemeister gewählte Form gebunden. Falls es zu einer Neubearbeitung kommen sollte, wird es doch wohl möglich sein, statt der äußerlichen chronologischen, der allenfalls durch ein chronologisch geordnetes Nummernverzeichnis Rechnung getragen werden könnte, die sachliche Anordnung zu wählen: Zangemeisters Werk würde dadurch entschieden gewinnen. Empfohlen hätte es sich allerdings, bereits in der zweiten Bearbeitung, wenn schon die chronologische Anordnung beibehalten werden mußte, wenigstens in Form eines sachlichen Index, ein nach sachlichen Gesichtspunkten geordnetes Nummernverzeichnis beizugeben.

Als Wünsche für die zu hoffende und zu wünschende Neubearbeitung würde ich noch zwei Ergänzungen empfehlen. Seit dem Tode Mommsens ist eine ganze Literatur an Nachrufen, Denkreden, Erinnerungen erschienen. Ich denke hier besonders an die von Schülern und anderen Männern, die ihm näher standen; sie enthalten eine Fülle von Äußerungen und Briefen Mommsens, die nicht nur seine Persönlichkeit veranschaulichen, sondern, namentlich die Briefe, auch literarische Bedeutung haben. Ich erwähne hier nur, ohne jede Absicht der Vollständigkeit, die Denkreden von Hirschfeld, von Bardt, von Bormann, von Dove u. a., den Aufsatz Seecks in der „Deutschen Rundschau", von Karl Emil Franzos in der „Neuen Freuen Presse". Es wäre wohl m. E. angezeigt — vielleicht hätte es schon in der vorliegenden Bearbeitung geschehen können — in einer Neuauflage von 'Theodor Mommsen als Schriftsteller' wenigstens die Literatur über Mommsen, die für die Erkenntnis seines Wesens bedeutungsvoll ist und Briefe oder persönliche Mitteilungen enthält, zusammenzustellen. Ein weiterer Wunsch betrifft die Briefe. Jacobs hat wohl einige aufgenommen, allein es fehlen manche bedeutungsvolle, die bereits längst veröffentlicht sind und verzeichnet hätten werden sollen. So findet man unter 363 verzeichnet 'Brief an Josef Streiter, Bürgermeister von Bozen' und erläuternd: „Bitte um eine Zeichnung oder einen Abklatsch der letzten Zeilen des im Schloß Maretsch bei Bozen aufbewahrten Steines..." Allein z. B. den hochinteressanten Brief, den Mommsen an Stadtschulrat Jonas schrieb und der zuerst im Weidmannschen Schulkalender, dann nach Mommsens Tode Matthias

in der „Monatsschrift für höhere Schulen" veröffentli-
man vergebens. Hiebei sei auch bemerkt, daß im
sich wohl das Schlagwort 'Briefe' und eine Zusamme-
betreffenden Nummern empfohlen hätten.

Mit diesen Wünschen soll dem Wert der Jacobs-
nicht im mindesten Abbruch geschehen. Es sei vielmeh
seiner liebevollen und mühsamen Arbeit Anerkennung
besonders hervorgehoben, daß er sich nicht auf die
Wiedergabe der Titel beschränkt hat, sondern vielfa
dankenswerte, nicht leicht zu beschaffende Aufschlüsse g
mehr darf ich wohl gerade bei ihm auf das volle Verst
die hier geäußerten Wünsche hoffen, durch deren Erfüllu
bisheriges Verdienst um Mommsen und Zangemeister ge
steigern wird. Aber auch für seine jetzige Gabe werden
die das Glück hatten, Mommsen näher zu treten, und
alle, die für Mommsen reiches Schaffen Interesse haben.
Dank wissen. Wer aber ähnliche Arbeiten durch eigene E
kennt und ihre Schwierigkeit ermessen kann, wird ihren
würdigen wissen.

Wien. Dr. S. Frankfur

Kommentar zu Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Für Schu
Haus, von J. B. Feitel, Professor an der Oberrealschule in
Paderborn, F. Schöningh 1905. 80 SS. 8°.

Das Heftchen besteht aus drei Teilen: 1. Einleitung (Le
lauf des Dichters), 2. Erläuterungen zu Webers „epochemachen
Werke (S. 51—50) und 3. Ästhetische Bemerkungen, die in
längere Inhaltsangabe auslaufen. Der Kommentar bietet das
tige zum Verständnis der Dichtung in durchaus einfacher,
könnte sagen, populärer Form. Auf der letzten Seite findet s
eine Kartenskizze zu „Dreizehnlinden".

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten heraus-
gegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehen
und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassiker-Ausgaben, herausg. vo
Prof. Dr. Ernst Elster). Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.
16., 17., 22. und 23. Band.

Als Fortsetzung der autobiographischen Schriften Goethes er-
halten wir zunächst im 16. Bande die bekannten „Annalen", die
bis 1792 sehr lückenhaft und erst von da ab bis 1822 ausführ-
licher behandelt sind. Heinemann hat eine kurze Einleitung und
die wertvollen Anmerkungen dazu geliefert, an denen nur wenig
zu berichtigen ist. So wird man nun nach Furtwänglers Unter-
suchungen besser von einem Tempel der Lokalgöttin Aphaia auf
Ägina statt von einem Athenetempel (S. 258) sprechen. Goethes

[illegible]

[illegible] 1883

[illegible] Blumen [illegible]

[illegible] durch [illegible]

[illegible] hat. [illegible]

schönes Porträt des Forschers, dessen liebenswürdige menschliche Persönlichkeit die eben erschienenen reizenden Plauderbriefe Hermine Villingers an Gräfin Schönfeld-Neumann mit einigen Worten kennzeichnen, ergänzt bildlich die biographische Skizze Gotthold Klees, die aus Bettelheims Biographischem Jahrbuch herübergenommen worden. Der Herausgeber, Daniel Jacoby, hat in Anmerkungen eine Reihe handschriftlicher Zusätze des Verf.s und auch einige eigene Quellennachweise, die sich auf neuere Literatur beziehen, gegeben.

Die Aufsätze gelten zwei weiblichen Persönlichkeiten aus Goethes Leben: Friederike Brion erscheint in den ersten zwei, Lili Schönemann in den weiteren drei Artikeln. Der schöne Enthusiasmus, wie er in B.s Hauptwerke lebt, die feine Charakteristik, gelegentlich auch eine gewisse Einseitigkeit machen sich auch hier geltend.

Für die Sesenheimer Idylle werden eine Reihe chronologischer Bestimmungen beigebracht, im Abdruck der Briefe an die „alte" und die „neue" Freundin (S. 26 ff.) tritt uns so recht der von Goethe selbst geschilderte angenehme Zustand zwischen zwei Frauen, von denen man die eine noch, die andere schon liebt, entgegen. Sehr hübsch wird die „Neue Melusine" zur Begründung der Goetheschen Flucht herangezogen, in ihr spricht sich seine Furcht, zum Zwerge in dem einengenden Verhältnisse allzufrüher Ehe zu werden, aus. Trotzdem aber behalten doch auch die anderen Momente, die man für Goethes Verhalten ins Treffen geführt, ihre Bedeutung. Mit Friederike steht die Abhandlung „Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder" im Zusammenhang. Den Resultaten B.s tritt Edward Schröders neuerliche gründliche Untersuchung in den „Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften", Phil.-hist. Kl. 1905, S. 51—115 scharf entgegen, er spricht von der „tüftelnden und nörgelnden Zweifelsucht Bielschowskys". Auch mir will es scheinen, als ob B. Lenz einen allzugroßen Anteil zugesprochen, für Nr. 1, 3 und 8 dürfte Schröder wohl die Autorschaft Goethes bewiesen haben. Auch die Zurückweisung von B.s Datierung von Nr. 1 für den August (S. 81 f.) als unmöglich wegen des Schlagens der Nachtigall, ist ebenso begründet, wie die Erklärung der von B. mißverstandenen Stelle in Nr. 1 „am Busen Deiner Schwester .. entschläfst Du immer fester". Der Herausgeber hat zur Erleichterung des Verständnisses S. 96 ff. einen Abdruck der Lieder beigefügt. In Nr. 11, Z. 6 (S. 104) wäre wohl gleich „den obern" einzusetzen, wie schon Minor-Sauer (Studien zur Goethe-Philologie S. 40) und Schröder verlangen. An Lili vollbringt B. eine energische Rettung vor den Vorwürfen der Koketterie. Gewiß sind viele Forscher gegen sie ungerecht gewesen, aber um „Lilis Park" kommt man doch nie ganz herum und B. versucht S. 129 einfach über dieses Dokument mit ein paar Worten hinwegzugleiten. Daß Lili das Modell für Dorothea gewesen,

hat auch die Goethe-Biographie weit ausgeführt und meine Besprechung in dieser Zeitschrift ist schon dieser Ansicht entgegengetreten, wenn auch die Nachwirkung einzelner Züge nicht geleugnet werden soll. Aber daß die ländliche Dorothea mit der Dame Lili sich nicht so weit decken kann als B. annimmt, scheint mir unzweifelhaft; daß Goethe Dorothea nirgends „als Bäuerin charakterisiert" habe (S. 170) ist unrichtig, wo doch von ihr als Leiterin der Ochsen gesagt wird „sie leitete klüglich". Ebenso geht B. zu weit in der Parallele Hermann-Goethe. Wie viel Goethe überhaupt von den Schicksalen Lilis gewußt haben mag, ist durchaus nicht sichergestellt, ebensowenig, wie weit die Legende ihre Flucht romanhaft ausgeschmückt. An ihren Bruder berichtet sie: „daß ich nach einer fünfzehnstündigen Pilgerfahrt, meinen Heinrich auf dem Rücken, Guillaume an der Hand, glücklich durch alle französischen Vorposten durch und wirklich in Kayserslautern bin" (O. Heuer im Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1905, S. 272) und der junge Fritz Türckheim — ein Knabe würde sich doch schwerlich alle phantastischen Einzelheiten haben entgehen lassen — erzählt gegen Redslob recht nüchtern von der ganzen Wanderung[1]). Daß in Lilis Briefen oft Stimmungen wie in „Hermann und Dorothea" herrschen, zeigt nur immer wieder den echten Ton der Zeit in dieser Dichtung, so wenn sie schreibt: „Durch Gottes gütige Leitung entkamen wir glücklich der über Frankreichs unglücklichen Bewohnern drohenden Gefahr. Aus unserem Wirkungskreise herausgerissen, von allen Verbindungen getrennt, sind wir aufs neue auf den Schauplatz menschlicher Begebenheiten hingeworfen, ohne daß es auch dem klügsten Scharfsehenden möglich wäre, Plane für die Zukunft zu entwerfen". So bietet das Büchlein wohl zumeist überholte und widerlegte Ansichten, als Denkmal für den Verf. bleibt es jedoch immer willkommen.

Wien. Alexander v. Weilen.

O. Heilig und Ph. Lenz, Zeitschrift für deutsche Mundarten. Im Auftrage des Vorstandes des Allgemeinen deutschen Sprach-Vereins herausgegeben. Berlin, Verlag des Allg. deutschen Sprach-Vereins (F. Berggold). Jahrgang 1906. Heft 1—4. IV und 384 SS. 8°.

Dieselben Herausgeber hatten bisher bei Winter in Heidelberg sechs Bände einer „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten" erscheinen lassen. Der Rahmen wurde also, seitdem der Sprachverein das Unternehmen auf seine Kosten übernommen hat, erweitert und neben den viel seltener erscheinenden Heften der

[1]) Th. Gerold: „F. H. Redslob, Ein Straßburger Professor am Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang, enthaltend Briefe der Frau von Türckheim". Straßburg 1906. S. 63 ff.

„Deutschen Mundarten" von J. W. Nagl besteht nun eine zweite mit äußerlich gleichem Gebiete. Und doch betrachtet der Ref. die beiden Zeitschriften nicht als eigentliche Konkurrenten. Der Unterschied liegt in den Absichten und in der Methode derselben.

Heilig und Lenz verfügen über einen verhältnismäßig breiten Raum; es wird daher reichlich Material geboten: aber nicht etwa bloß in ungeordneter, dilettantischer Weise, sondern die Einsender haben größtenteils ihre Monographien über die gewählten Einzelgebiete methodisch sorgfältig durchgeführt. Andere liefern Sprachproben. Betreffs des ersten Heftes, welches Ref. schon in seinen „Deutschen Mundarten" II, S. 131—133 besprochen hat, wiederholt Ref. nur seine Deutung von *Ankratz* als *angerätes*, O. Heiligs „Flurnamen aus Baden", Sütterlins Untersuchung über Sprache und Stil Roseggers, Schoofs Ausführungen über das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart und Hintners „Mundartliches aus Tirol" mit zahlreichen Übereinstimmungen zwischen dem Tiroler und dem schweizerischen Sprachschatz. — Im 2. Hefte setzt Sütterlin seine oben erwähnte Arbeit fort; und nun beginnen auch schon niederdeutsche Beiträge. C. Fr. Müller, der 1900 für den Leipziger Verlag Hesse eine Reuter-Ausgabe besorgt hat, rechtfertigt seinen Text gegenüber der ihn angreifenden 1905 erschienenen Schrift „Reuter-Konkurrenz". Ph. Lenz macht aufmerksam auf ein kommendes Wörterbuch der Lüneburger Mundart. A. Bass, bekannt durch seine Studien über die deutschen Sprachinseln auf italienischem Gebiete, bietet „zimbrische" und Luserner Sprachproben. Jakob Erdmann liefert Beiträge zur Lautlehre der rheinfränkischen, genauer pfälzischen Mundart von Bingen: es interessiert uns, hier die aus dem Alemannischen bekannten *št* für st nach (vorhandenen oder ausgefallenen) Selbstlauten wiederzufinden; man sollte nachforschen, ob diese *št* mit den alemannischen territorial zusammenhangen oder einst zusammengehangen sind, der Rheinverkehr mag da manche Bresche gelegt haben. Historisch werden von den Vokalen die *a*-Laute, die *i*- und *ü*-Laute, die *o*- und endlich die *u*-Laute behandelt. W. Unseld läßt schwäbische Sprichwörter und Redensarten folgen. — Im 3. Hefte liefert O. Weise, der sich durch seine Syntax der Altenburger Mundart verdient gemacht hat, zwei syntaktische Kapitel („habe gehen müssen", „habe ihn singen hören"), W. Schoof setzt seine im 1. Hefte begonnene Arbeit fort und liefert namentlich zur Volksetymologie und zum Bedeutungswandel interessante Tatsachen, worauf J. Erdmann seine Beiträge über die Mundart von Bingen-Stadt und Bingen-Land weiterführt. Der fränkische Übergang von $\bar{e} > \bar{a}$ für mhd. *ei* scheint für die Stadt wieder rückgängig geworden zu sein. In der Nasalierung zeigt sich auch hier die Verwandtschaft mit dem Alemannischen: der Nasal verengert den Vorvokal zu geschlossenem Worte *ẹẹm* statt *œm*. Es werden noch mhd. *ou* und die neueren Diphthonge (mhd.

î und *û*) sowie die Endsilben behandelt und namentlich wird *-heim* in Ortsnamen beigezogen (*-um*, *-em*). Der Mainzer Dialekt wird vergleichsweise beigestellt. Sprachproben bieten K. Franke aus dem Westmeißnischen, W. Unseld wieder aus dem Schwäbischen (Schluß), E. Daube aus der Altenburger Mundart, Fr. Clement frischt die Erinnerung an die Luxemburger Dialektdichter an der Hand einer Publikation des Prof. U. Walter in Diekirch auf, K. Hentrichs „Gerundialprinzipien auf *-ing* im Nordthüringenschen sind geeignet, eine Brücke zu den entsprechenden Formen des Englischen zu bauen. — Das 4. Heft handelt über den „Teilungsgenetiv in den Mundarten“ (von Oskar Weise), der freilich stark im Schwinden begriffen ist; das „*ere*“ (ihrer), welches als *er* > *ə* zu *ein* durch falsche Rekonstruktion hinüberführt (*ir drî* = *ə drai*, ein drei), ist nicht ganz erschöpfend behandelt. Von hohem Werte sind wieder Otto Heiligs „Alte Flurbenennungen aus Baden“, alphabetisch geordnetes Material für spätere Ortsnamen und Dialektstudien. P. Lessiak erörtert dialekt-geographische Merkmale auf dem Gebiete Oberkärntens und des anstoßenden Osttirol, wobei er auch Schlüsse auf die Ausgangspunkte der Kolonisation unternimmt. Die „Lautverhältnisse der Mundart von Lehmwasser, Kreis Waldenberg in Schlesien“ behandelt H. Hoffmann; gerade für das in Bezug auf Einzelheiten so bunte Schlesien sind solche enge Grenzen erwünscht; die Vokale („Mundöffner“), die Verschluß- und Engenlaute sind sehr sorgfältig wiedergegeben. W. Schoof setzt seine französischen Fremdwörter in Schwälmer Mundart fort. Zu O. Philipps „Die Bach“ verdient der gleiche weibliche Gebrauch Nordmährens (Sternberg) hervorgehoben zu werden. — Einzelne Bücherbesprechungen erhöhen den Wert der Zeitschrift.

Dieser gegenüber legt die Zeitschrift des Ref. wieder mehr Gewicht auf die bibliographische Seite, anderseits auf eine einheitliche Betrachtung aller Mundarten, welche geeignet sein soll, den Wust von Details zu systemisieren und dadurch dem Gedächtnisse zugänglicher, dem historischen Verständnisse erschließbarer zu machen.

Wien. J. W. Nagl.

Dr. O. Boerner, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für Realschulen und verwandte Lehranstalten bearbeitet von Al. Stefan, Prof. an der k. k. Oberrealschule im XVI. Bezirke zu Wien. II. Teil. Mit drei Vollbildern und einer Münztafel. Wien, Verlag von K. Graeser & Cie. 1905. 195 SS — III. Teil. Mit einer Karte von Frankreich. Ebenda 1906. 191 SS.

Das in Deutschland mit Recht geschätzte französische Unterrichtswerk von Boerner, welches bereits vor einigen Jahren eine

Bearbeitunng für die österreichischen Gymnasien erfahren hat (s. diese Zeitschrift, Jahrg. 1900, S. 620 ff.), tritt uns hier in einer solchen für die österreichischen Realschulen entgegen. Uns liegen vor: Teil II für das zweite und Teil III für das dritte Unterrichtsjahr. Jeder der beiden Teile besteht aus einer größeren Anzahl von Lektionen („*Leçons*") und einem Anhang („*Appendice*"). Die Lektionen (32 an der Zahl im II., 28 im III. Teil) sind scharf gegliedert und weisen (mit einer Ausnahme im II. Teil) folgende Unterabteilungen auf: 1. einen zusammenhängenden französischen Text; 2. einen grammatischen Anschauungsstoff („*Grammaire*"); 3. grammatische Übungen („*Exercices*"); 4. um einen gemeinsamen Inhalt gruppierte französische Fragen („*Conversation*"). Die 28 Lektionen des III. Teiles zeigen dieselbe Stufenfolge; nur schiebt sich zwischen die *Exercices* und die *Conversation* an IV. Stelle das „*Thème*" und schließt öfter als Nr. VI ein Gedicht („*Poésie*") die Lektüre ab.

Der Anhang enthält zunächst den Wortschatz („*Vocabulaire*") zu den vorhergehenden Lektionen; dann einen Abschnitt „*Lecture*" mit prosaischen und poetischen Lesestücken und dem Verzeichnis der dazu gehörigen Wörter; zum Schluß ein alphabetisches Gesamtvokabular. Teil II enthält dann noch außerdem zwei Beschreibungen Hölzelscher Bilder. *Automne* und *Été* mit Gesprächsübungen und dazu gehörigem Wortverzeichnis; ferner eine Sammlung von Schulredensarten („*La classe en français*") und die systematische Zusammenstellung des zur Behandlung gekommenen grammatischen Stoffes. Vielleicht würden manche eine weniger komplizierte Einteilung gewünscht haben, jedenfalls ist die Auswahl der Lesestücke, die großenteils durch ihre Neuheit vorteilhaft auffallen, sehr ansprechend. Auch in der Verarbeitung des grammatischen Stoffes in den „Übungen", des sprachlichen in den „Gesprächen", ferner in der Umformung von französischen Stücken (im III. Teil) zu „*Thèmes*" zeigt sich viel Geschick. Letztere treten auch zahlreich genug auf, um den Erfolg in dieser Art von Arbeiten sicher zu stellen: kurz, das Ganze macht einen recht gediegenen Eindruck. Immerhin sind — was ja bei einer Erstauflage begreiflich ist — noch manche Unebenheiten und Mängel geblieben, zu deren Aufdeckung und Verbesserung die folgenden Zeilen beitragen sollen.

Die schwächste Seite des Buches finden wir in der zu geringen Beachtung, die der Aussprache geschenkt wird. Zunächst erscheint es uns als eine Inkonsequenz, den grammatischen Stoff, den Vokabelschatz, die Redensarten usw., nicht aber auch die Aussprachlehre des ersten Teiles in den folgenden zu wiederholen und zu ergänzen, als ob schon alle Schwierigkeiten der letzteren nach dem ersten Jahre überwunden wären. Zwar werden gewisse Einzelheiten, wie namentlich die Aussprache eines Endkonsonanten (meist *s*; doch ist *os* T. II, S. 106 übersehen) hervor-

gehoben; aber wann ein heller, wann ein dunkler *a*-Laut, wann offenes, wann geschlossenes *o* (vgl. T. I, S. 2) bei den einzelnen Wörtern oder als allgemeine Regel zu sprechen ist, darauf wird der Schüler nie aufmerksam gemacht, auch dort nicht, wo Verwechslungen für diesen sehr nahe liegen, wie *Paul*, *école*, *parole* gegenüber *épaule* (II 78 und 167); *poche*, *proche* gegenüber *il fauche* (II 80), *gauche* (II 169); *brosse* (II 71) gegenüber *fosse* (II 61 und 169, III 149); *grosse* (II 170) u. a.

Besondere Aufmerksamkeit wäre dem *e muet* zu schenken gewesen. Wohl wird bei einigen Wörtern bemerkt „*e* stumm", so in *cafetière*, II 162, aber nicht bei anderen, bei welchen dieselbe Bemerkung zu machen gewesen wäre, wie bei *coquerico* II 91, *coquelicot*, II 91 und 104, *roitelet*, II 179, *papetier*, II 101, *gibecière*, II 78, *briqueterie*, III 76 und 136 und zahlreichen anderen.

Bei einigen Wörtern ist die Angabe „*e* stumm" nicht unbedingt richtig, wie bei *chemin*, *cheminée*, *cheval* (im Vokabular zu II und III); vgl. z. B. *le vert chemin*, III 123 und Fälle wie *quat(re) chevaux* u. ähnl.

Entschieden unrichtig ist jedoch die wahrscheinlich auf Sache zurückgehende Angabe „*e* stumm" in *chapelier*, II 162 und III 138. Vielmehr ist hier das *e* zu sprechen wie auch in *atelier*, II 66 und 160, III 133; *coutelier*, II 61 und 101, *appartement*, II 159, III 132, *obtenir*, III 85 und 159, *parchemin*, III 85, *marguerite*, III 86, *orphelin*, III 93 und 159, *l'arrière-petit-fils*, II 71 und anderen, wo dies auch zu bemerken gewesen wäre. Überhaupt wäre schon im Kapitel „Lautlehre" des I. Teiles das stumme *e* zu berücksichtigen gewesen. Dieses wird freilich noch allgemein in den Lehrbüchern recht stiefmütterlich behandelt.

Aussprachebemerkungen würde man ferner wünschen bei *aiguille*, III 131 (gegenüber *anguille*, III 132), *artillerie* und *artilleur*, III 133, *Duguesclin*, II 40 und III 50, *gars*, III 150, *joug*, III 153, *nickel*, III 158; wie bei *Jupiter*, III 59 und *aster*, III 86 sollte die Aussprache des *r* angegeben werden bei *fer*, III 60, *fier*, II 58 und 60; III 48, *hier* und *hiver*, III 151; auch die Aussprache des *x* in *examiner*, II 168, *exemple*, III 59 und 168 u. a. Die Angabe „*l* stumm" ist unrichtig bei *péril*, II 68 und *gentil(homme)*, III 150, fehlt dagegen bei *gentil* (ebenda). Auch war die Assimilation in Wörtern wie *médecin*, *gibecière*, *observer* u. a. entweder in der Lautlehre oder bei dem betreffenden Worte in den Wörterverzeichnissen dem Schüler anzuzeigen gewesen.

In anderer Hinsicht ist noch zu bemerken: Da der Verf. das vom Deutschen abweichende Geschlecht der französischen Substantiva durch Fettdruck des Artikels hervorhebt, so war dies auch zu tun bei *armoire*, II 64 und *bretelles*, III 136; nach *édredon*, III 144 und *esprit*, III 146 fehlt die Angabe des Geschlechtes; nach *antre*, III 78 und 132 war *masc.* statt *fém.* anzusetzen. — *Queuyotte*, II 96 und *se cogner*, III 25 sind in den Vokabularien nicht ver-

zeichnet. — *Par-dessus (les matelas)* II 27 kann nicht „darüber“ heißen, wie S. 64 zu dieser Stelle angegeben ist. — Für *hérisser* in „*Toi que toujours hérisse une armure inhumaine*“, III 119 paßt nicht die Bedeutung des Vokabulars „sträuben“, ebensowenig für *rescousse* in *Cannetruche s'élançait à la rescousse* die Bedeutung „Wiederergreifung“, III 106 und „Umdrehung“ für *révolution* in „*Cannetruche mourut brusquement d'une révolution de bile*“, III 107. — Wo hat der Verf. das „Sprichwort“ *Le brûlé craint le feu,* III 61, gefunden? Bekanntlich wird derselbe Sinn auf andere Weise gegeben. — II 17 u. 61 soll es doch wohl heißen *jeu de volant* statt *j. du v.* — Ein Lapsus ist dem Verf. passiert III 43 mit dem Beispiel *Pépin ordonne aux seigneurs qu'ils doivent arracher le taureau à la fureur du lion* und *P. ordonna aux seigneurs qu'il devaient arracher le t. à la f. du l.* Hier mußte 1. im Nebensatz wenigstens der Konjunktiv stehen; 2. ist *devoir* hier ein Germanismus („sollten“); 3. würde man hier nicht *que,* sondern *de* mit dem Infinitiv anwenden. Kurz, diese Beispiele müssen durch andere ersetzt werden. Sonst kommen in den beiden Büchern nur selten Stellen vor, welche nichtfranzösischen Ursprung vermuten lassen.

Hier noch ein Verzeichnis der dem Ref. bei der Durchsicht aufgestoßenen Druckfehler: Im II. Teile S. 21, 15e Leçon, 4. Z. hat das Ausrufungszeichen am Ende der Zeile wegzufallen; S. 31, 15. Z. v. u. ist zu lesen *tu es* statt *tu est*; S. 32, 4. Z. v. o. *c'est .... que* st. *c'est — que*; S. 35, 12. Z. v. o. *nourrissent* st. *nourissent*; S. 57, 6. Z. v. o. hat es vor *limace* zu heißen *la* st. *le*; S. 75, 6. Z. v. u. ist *où* zu streichen; S. 93, 5. Z. v. o. ist zu lesen *Ratisbonne* st. *Ratsibonne*; S. 96, 4. Z. v. u. *moelle* st. *mœlle*; S. 101, 19. Z. v. o. *menuisier* st. *menusier*; S. 107, 15. Z. v. u. ist vor *tête la* zu lesen st. *le.* — Im III. Teil: S. 9, 19. Z. v. o. ist auf *réproduire* der Accent zu streichen; S. 25, 9. Z. v. u. ist zu lesen *coordonnées* st. *coordinées*; S. 58, 8. Z. v. o. ist bei *résolûment* der Accent circ. über dem *u* zu streichen; S. 76, 1. Sp., 16. Z. v. o. ist zu lesen *hydromel* st. *hyrdomel*; S. 86, 2. Sp., 19. Z. v. o. *primevère* st. *primvère*; S. 115, 12. Z. v. o. ist vor *mes réflexions de* zu setzen st. *des*; S. 132, 2. Z. v. o. ist zu lesen *ancienneté* st. *cncienneté*; S. 132, 3. Z. v. o. *âne* st. *ane*; S. 134, 11. Z. v. u. *baisser* st. *babaisser*; S. 150, 3. Z. v. o. *garrotter* st. *garotter.*

Sonst sind Druck, Papier und Ausstattung gefällig. Alles in allem genommen stellen die beiden Teile von Boerner-Stefan einen recht brauchbaren Lehrbehelf dar, dessen Wert durch die Behebung der angedeuteten Mängel noch erhöht werden kann.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

A Grammar of late modern English for the use of continental, especially Dutch, students, by H. Poutsma, English Master in the "Vierde Hoogere Burgerschool met Driejarigen Cursus", Amsterdam. Part I. The Sentence. Section II. The Composite Sentence. P. Noordhoff, Groningen 1905. VII und S. 351—812. Preis 6 Mk.

Dem ersten, in dieser Zeitschrift Jahrg. 1905, S. 1089 ff. angezeigten ersten Teile der Grammatik von Poutsma ist überraschend schnell der zweite Teil gefolgt, der den zusammengesetzten Satz zum Gegenstande hat. Der reiche Inhalt dieses Teiles ist schon aus der Aufzählung der Kapitel zu ersehen: IX. Introduction (S. 351—359), X. Copulative Co-ordination (S. 360—384), XI. Adversative Co-ordination (S. 385—397), Causal Co-ordination (S. 398—403), XIII. Subordinate Statements (S. 404—410), XIV. Subordinate Questions (S. 411—416), XV. Substantive Clauses (S. 417—419), XVI. Attributive Adnominal Clauses (S. 420—430), XVII. Adverbial Clauses (S. 431—533), XVIII. Infinitive Clauses (S. 534—595), XIX. Gerundial Clauses (S. 596—719), XX. Participle-Clauses (S. 720—740), XXI. Nominal Clauses (S. 741—743), XXII. Elliptical Sentences and Anacolutha (S. 744—751). Wie im ersten, so bestrebt sich der Verf. auch im zweiten Teile, möglichst vollständig zu sein. So bespricht er in den Kapiteln X—XVII sämtliche koordinierende und subordinierende Konjunktionen, die im Englischen zur Bildung zusammengesetzter Sätze dienen können. In Kapitel XVIII werden die Verba zusammengestellt, die keinen Infinitiv, sondern einen *that*-Satz bei sich haben, ferner Verba, die mit dem einfachen Infinitiv oder mit dem Accusativ, bezw. Nominativ mit Infinitiv verbunden werden können. Kapitel XIX enthält Verzeichnisse der Verba, welche das Gerundium vorziehen, dann der Verba, die einen Infinitiv verlangen und endlich der Verba, die entweder ein Gerundium oder einen Infinitiv zu sich nehmen können; außerdem werden nacheinander alle Präpositionen behandelt, die in Verbindung mit einem Gerundium zu Verben oder Adjektiven treten können. In Kapitel XX finden wir ein Verzeichnis der Verba, die sich mit einem Accusativ und einem Partizip verbinden. Zu allen Ausführungen wird, wie im I. Teile, eine große Anzahl sicherer Belege aus der modernsten Literatur gegeben. Wünschenswert wäre es nur, daß der Verf. in der zweiten Auflage seines Buches eine Auflösung aller von ihm gewählten Abkürzungen der Autoren und Werke, aus denen die Zitate stammen, ausarbeiten möchte, da die im I. Teile stehende Erklärung von etwa 20 Abkürzungen bei weitem nicht genügt. Trotz seiner erstaunlichen Belesenheit bringt der Verf. für einzelne syntaktische Erscheinungen keine oder zuwenig moderne Beispiele; so für die Beziehung eines Relativpronomens auf ein Possessivpronomen (z. B. *his face that* ... S. 422), für die Anwendung der Konjunktion *in that* (S. 462), für die Auslassung von *that* in Konsekutivsätzen (S. 520). Für alle diese Punkte hätte er entsprechende Belege in

meinen syntaktischen Arbeiten (Englische Studien, B. 31, S. 516, Zeitschrift für das Realschulwesen, Jahrg. XXII, S. 216 und 708) finden können. Zuweilen neigt der Verf. dazu, Ellipsen anzunehmen, wo es nicht nötig ist. So sagt er S. 549, daß der Satz *I have not the courage to do it myself* verkürzt ist statt *I have not the courage* *necessary* *to do it myself.* Doch ist es weder hier noch in den weiteren vom Verf. angeführten Beispielen nötig, ein zwischen dem Substantiv und dem Infinitiv vermittelndes Adjektiv zu ergänzen, da der Infinitiv sich direkt an das Substantiv anschließt. Auch in dem Satze *he asked me concerning my health* (S. 722) braucht man vor *concerning* kein Wort, wie *particulars,* zu ergänzen, da *concerning* schon sehr früh die Geltung einer Präposition angenommen hat. In Sätzen wie *Modesty is a very good quality,* *and which* *generally accompanies true merit* (S. 421), wo an ein attributives Adjektiv ein zweites Attribut in Form eines Relativsatzes mit der Konjunktion *and* angereiht wird, deutet entschieden auf französischen Einfluß! Ebenso ist die Redensart *like that* (S. 502) in der Bedeutung „so" eine Nachahmung des französischen „*comme ça*".

Sonst habe ich nur noch einige wenige Bemerkungen zu machen, die dem Verf. zeigen sollen, mit welchem Interesse ich sein Buch von Anfang bis zum Ende gelesen habe. S. 562. In dem Satze *I remember* *her sitting* *down by one of the tombstones* nimmt der Verf. ein Gerundium in Verbindung mit dem Possessivpronomen an; es ist aber viel natürlicher, *her* als Personalpronomen und *sitting* als Partizip Präsens aufzufassen. — S. 564. In der Liste der Verba der Wahrnehmung, die einen Accusativ mit Infinitiv zu sich nehmen, fehlt *to notice;* vgl. Chambers: *Whilst waiting for their approach, he* *noticed them pause* *from some slight obstacle.* — S. 583 ff. Unter den Verben, die einen Nominativ mit Infinitiv regieren, vermisse ich *to bid.* — S. 653. In dem Beispiele *Mary and her brother were experienced in foreign travelling* ist *travelling* kein Gerundium, sondern Verbalsubstantiv.

Der ausführliche „Index" (753—809) orientiert den Benutzer des Buches über jedes englische Wort, das in Bezug auf seine syntaktische Stellung, Rektion oder Konstruktion in den beiden, 751 Seiten umfassenden Bänden erwähnt worden ist. Dieser Index ist der eigentliche Schlüssel zu dem reichen, von dem Verfasser zusammengetragenen Schatze, dessen Benützung allen Studierenden und Lehrern des Englischen auf das wärmste empfohlen werden muß.

Die wenigen Druckfehler, die noch stehen geblieben sind, sind nirgends störend und können leicht von jedem Leser verbessert werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Dr. H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Mit Unterstützung des Großherz. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichtes und des Großherz. Badischen Oberschulrates herausgegeben. III. Teil: 'Die deutsche Kunst des XIX. Jahrhunderts'. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905. 56 SS. Preis geh. 90 Pf., geb. 1 Mk. 20 Pf.

Das vorliegende Heft bildet den Schluß des Bilderwerkes „Kunst und Geschichte“, dessen 1. Heft in dieser Zeitschrift 1905, S. 915 besprochen und empfohlen wurde; es ergab sich die Notwendigkeit, die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts in einem eigenen Hefte zu behandeln, um das 2. Heft zu entlasten. Die 81 Figuren gruppieren sich nach den drei Abteilungen: 1. Malerei und Griffelkunst (S. 7—31, Fig. 1—42), 2. Bildnerei (S. 32 bis 43, Fig. 43—65) und 3. Baukunst (S. 44—55, Fig. 44—81). Auf S. 3 bis 6 lesen wir „Zusammenhängende Bemerkungen zu den Abbildungen“, die in trefflicher Weise eine allgemeine Übersicht über die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, über die Baukunst, die Bildnerei und die Malerei, geben. Klar und übersichtlich sind die vier Perioden: der Klassizismus, die Romantik, die Neubelebung der Renaissance und der Bruch mit der Überlieferung charakterisiert und die hervorragendsten Vertreter jeder der Kunstgattungen angeführt. Leider konnte die Kunst des Auslandes nicht berücksichtigt werden, sollte das Buch seinen nächsten Zweck, dem Unterrichte in den Schulen des Deutschen Reiches zu dienen, erfüllen. Daher finden wir Defregger nur erwähnt, nicht bei den Bildern berücksichtigt. Bei den einzelnen Abbildungen ist auch die notwendigste Literatur angegeben, die dem Lehrer die Möglichkeit bietet, sich genauer über den betreffenden Künstler und die Zeit, in der das Kunstwerk erstanden ist, zu informieren: mit Recht bemerkt der Verf., daß in den oberen Klassen die Betrachtung eines Kunstwerkes ohne Beachtung der Zeit seines Entstehens unvollständig und unfruchtbar ist. Daß die Auswahl der Abbildungen nicht leicht war, glauben wir dem Verf. gerne, sie kann aber im allgemeinen als eine glückliche bezeichnet werden. Für österreichische Schulen wäre ein ähnliches Heft, das die Kunstwerke der Monarchie in gleicher Weise zusammenstellt, zu wünschen. Ausgewählt erscheinen Werke der Maler: Tischbein, Carstens, Cornelius, Kaulbach, L. Richter, v. Schwind, Menzel, Rethel, Preller, Feuerbach, Böcklin, H. Thoma, Knaus, Vautier, Klinger, Liebermann, v. Uhde, Lenbach; der Bildhauer: Thorwaldsen, Schadow, Rauch, Dannecker, Rietschl, Begas, Schilling und v. Bandel. Von Werken der Baukunst finden wir: Das Brandenburger Tor, die Königswache, das Kgl. Schauspielhaus und das Reichstagsgebäude in Berlin, die Glyptothek und die Propyläen in München, das Museum und das alte Hoftheater in Dresden, das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Koblenz und das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig. Alle diese Bilder können im Geschichtsunterrichte mit Erfolg ver-

wendet werden; auch jeder Kunstfreund wird das gut ausgestattete Heft mit Freude benützen. Daher kann dies Heft wie das erste den Bibliotheken und Lehrern der Mittelschulen wärmstens empfohlen werden, zumal der niedere Preis die Anschaffung auch der kleinsten Anstalt ermöglicht.

Dr. Walther Judeich, Topographie von Athen. Mit 48 Abbildungen im Text und 3 Plänen in Mappe (Jwan v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. III. Band, 2. Abteilung, 2. Teil). München, O. Beck 1905. XI u. 416 SS. Preis geh. 18 Mk., in Halbfranz geb. 20 Mk.

Der Verf. hat, wie er im Vorworte bescheiden erklärt, sich zum Ziele gesteckt, „einen schlichten, zuverlässigen Führer zu bieten auf dem zum großen Teil für immer begrabenen, von Deutungen und Vermutungen überwucherten Boden Altathens". Er hat aber mehr geleistet: er gibt zum erstenmale eine Topographie Athens, die allen Anforderungen entspricht, die man billigerweise an ein solches Buch stellen kann. Welchen Fortschritt die Altertumswissenschaft in dem letzten Dezennium gemacht hat, lehrt ein Vergleich des vorliegenden Buches mit Lollings „Topographie von Athen"; Judeich hat ein völlig neues Buch geschaffen, das mit 416 Seiten, 48 Abbildungen und 3 Plänen den 63 Seiten und 2 Pläne fassenden Abriß Lollings schon äußerlich siebenmal übertrifft. In deutscher Schlichtheit und Gründlichkeit zeigt uns der Verf., was bisher geleistet wurde, welche Aufgabe zu erfüllen ist und wie er sie löst. In streng wissenschaftlicher, nüchterner, sachlicher, dabei klarer und verständlicher Weise behandelt er den herben, trockenen Stoff und es ist ihm gelungen, ihn in eine genießbare Form zu bringen. Dem trockenen Stoff verleiht er Lebendigkeit durch den historischen Zug, der durch das Werk hindurchgeht; das örtliche Nebeneinander der Reste hat er glücklich in ein zeitliches Nacheinander aufgelöst, so daß das geschichtliche Leben, soweit es sich in den sichtbaren Überresten ausspricht, zum Gegenstande allseitiger Forschung gemacht erscheint. Dabei zeigt der Verf. eine Selbstverleugnung und Selbstbeschränkung, die ihn beim eigentlichen Thema festhält und davor bewahrt, auf andere Gebiete überzuspringen, wozu die Verlockung groß genug war. Studien an Ort und Stelle sowie die richtige Benützung der Quellen setzten den Verf. instand, seine eigenen Wege zu gehen, die einzelnen Streitfragen präzise darzustellen und zu entscheiden. Das entscheidende Wort ist überall dem reichen Denkmälermaterial eingeräumt, daher erklärt sich die Emanzipation von Pausanias. Untersuchung und Darstellung geht Hand in Hand nach dem Vorbilde Dörpfelds, dem der Verf. mit vollem Rechte Lob spendet. Aufklärend und veranschaulichend treten zu den Worten die Abbildungen und besonders die drei vorzüglichen Karten, die durch die zur Unterscheidung der Bauperioden und des

Grades der Erhaltung gewählten Farben und Schattierungen sehr übersichtlich und lehrreich sind. In der Literaturangabe finden wir eine weise Beschränkung auf wertvolle Werke. Die Einleitung S. 1—39 behandelt die Quellen, die Bearbeitungen und Hilfsmittel. Dabei ist sehr lehrreich, was über die von Dörpfeld gefundenen architektonischen Merkzeichen: Baumaterial, Bauweise und Art der Steinverbindung gesagt ist. Die Hauptschriften über die Topographie werden nicht bloß aufgezählt, sondern auch charakterisiert. Der erste Teil (S. 40—106) behandelt die Stadtgeschichte. Schon Aristot. Pol. IV (VII) c. 11 bezeichnet gesunde Luft und ausreichendes, gutes Wasser als die ersten Erfordernisse für eine Stadt: daher hat der Verf. eingehend über die Geologie, Hydrographie und über das Klima Athens gehandelt. Die Geschichte der Stadt wird in vier Abschnitte eingeteilt: Das älteste Athen (bis 479 v. Chr.); Das klassische Athen (479—329 v. Chr.); Das hellenistisch-römische Athen (329 v. Chr. bis 180 n. Chr.) und Verfall und Zerstörung Alt-Athens. Wir sehen, daß auch in Athen die älteste Anlage möglichste Festigkeit beabsichtigte und daß erst später die Verkehrstüchtigkeit beachtet wurde. Die ursprüngliche *πόλις* wurde zur *ἀκρόπολις*. Der Verf. lehnt mit Recht eine thrakische und phoinikische Sondersiedlung ab; er hebt die Tätigkeit und Bedeutung der Peisistratiden hervor; vgl. Nordin, Aisymnetie und Tyrannis, Beitr. z. alten Geschichte, V S. 396 f. Im V. Jahrhundert erscheinen als leitende Männer Themistokles, Kimon und Perikles, der die Burg zum Festplatz gestaltete. Im IV. Jahrhundert bedeutet die Finanzverwaltung des Lykurgos einen Höhenpunkt der Baugeschichte, im II. Jahrh. n. Chr. ersteht die Hadriansstadt mit einem Festtor. Es folgt zunächst ein Stillstand in der Bautätigkeit und endlich der Verfall, dessen Geschichte erst mit der Errichtung des griechischen Königreichs im Jahre 1833 schließt. Der II. Teil (S. 107—189) behandelt die Stadteinteilung in zwei Abschnitten: 1. Umfang und Befestigung; 2. Demen, Stadtviertel, Straßen, Wasserbauten. Es kommen zwei wichtige Streitfragen zur Erörterung: das Pelargikon und die Enneakrunos. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden; Ref. billigt die Ansichten des Verfs. Betreff des Pelargikon hat Drerup, Philol. LXIV S. 66 eine andere Erklärung versucht, die aber nicht stichhältig ist. Über die Enneakrunos ist noch zu vergleichen Fr. Gräber, Die Enneakrunos. Athen. Mitt. XXX (1905) 1—64, der sich für Dörpfelds Ansetzung ausspricht. Der III. Teil (S. 192—403) gibt die Stadtbeschreibung in den vier Abschnitten: 1. Die Burg; 2. Die Burgabhänge; 3. Die Unterstadt; 4. Die Vorstädte. Sehr klar und übersichtlich ist S. 225 f. über den Parthenon gesprochen, in dessen Bauentwicklung fünf Stufen unterschieden werden, S. 147. Ebenso klar sind die Ausführungen über die Pnyx S. 349 f.; die von Drerup a. a. O. aufgestellte Behauptung ist unbegründet. Sehr willkommen ist der Abschnitt über die Hafenstadt mit der Darstellung der ver-

schiedenen Anlagen und dem Hinweise auf die Fremdenkolonie. Ein trefflicher Index erleichtert die Benützung des Buches und erhöht seinen Wert. Das Buch ist unentbehrlich für jeden, der sich mit der Topographie Athens beschäftigt, unentbehrlich für jeden, der Athen besuchen will: mit Recht wurde es auch den badischen Gymnasiallehrern für ihre Studienreise empfohlen und ist auch unseren Stipendiaten dringend anzuempfehlen. Nicht minder zu empfehlen ist es allen Lehrern der Philologie und Geschichte. Ref. hat selbst vor einem Dezennium den Vorträgen Dörpfelds in Athen beigewohnt und erfahren, welchen Nutzen sie ihm für das Verständnis der Klassiker gewährt haben. Nur mit Rücksicht darauf konnte er die Besprechung des Buches übernehmen und hofft, damit einen kleinen Teil der Dankesschuld abgetragen zu haben. Die Kenntnis der Topographie ist für das Verständnis der Schriftsteller unerläßlich: bei den Maturitätsprüfungen erkennt man so oft, wie der Schüler eine Stelle nicht versteht, in der eine ihm unbekannte topographische Angabe enthalten ist. Es wird notwendig sein, daß der Lehrer selbst sich mit der Topographie Athens und Roms vertraut macht und die Schüler darin unterweist. Dadurch wird das Verständnis des Autors mehr gefördert als durch Schulkommentare und Schulausgaben, die meist nur grammatische Angaben enhalten. Judeich hat uns in seinem Buche ein Rüstzeug für den modernen Betrieb der klassischen Lektüre geschaffen; wir danken ihm dafür und wollen davon einen recht ausgebreiteten Gebrauch machen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Die deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Umlauft, verlegt von A. Hartleben in Wien und Leipzig 1907, XXIX. Jahrg., Heft 1.

Der abwechslungsreiche und vielseitige Inhalt des vorliegenden ersten Heftes des neuen Jahrganges ist wohl dazu angetan, der altbewährten Zeitschrift neue Freunde zuzuführen. Zunächst fesselt der einleitende Aufsatz „Die Britischen Inseln und die Briten“ von Kirchhoff. Der berühmte Verfasser geht von der geologischen Entstehung der heutigen Britischen Inseln aus, bespricht sodann in gedrängter Form die Lage und physikalische Erdkunde des Inselreiches, um so den notwendigen geographischen Hintergrund für die Betrachtung seiner Einwohner und seiner Weltstellung zu erlangen. Von historischen Gesichtspunkten geleitet, führt Kirchhoff zunächst seine Betrachtung bis zur Zeit der Römer. Die folgenden Hefte sollen die Fortsetzung der lehrreichen und anregenden Ausführungen bringen. Von ganz aktuellem Interesse ist Friedrich Meinhards Darstellung des derzeitigen Standes der Bagdadbahn in seinem hübsch geschriebenen und von guten

Illustrationen begleiteten Aufsatze „Konia und die Bagdadbahn". Führt uns die oben erwähnte Arbeit nahe an die Grenzen der Tropenzone, so behandelt dagegen der nächstfolgende das Problem der Erforschung der Polargegenden. In übersichtlicher Weise berichtet nämlich F. Mewius in Berlin über „Die gegenwärtigen Nordpolexpeditionen". Eine gut ausgeführte Karte unterstützt die sehr lesenswerten Darlegungen. Ein etwas abseits des allgemeinen Interesses gelegenes Thema berührt Ralph Zürn in seinem Artikel „Die Ruinen von Mitla in Mexiko". Für den Ethnographen und Kulturhistoriker bietet gleichwohl diese auf den Spuren altmexikanischer Kunst wandelnde Darstellung eine Fülle des Neuen und Fesselnden. Die beigegebenen Illustrationen scheinen mir freilich durch ihren sehr kleinen Maßstab, der Einzelheiten gänzlich verwischt, nicht ganz entsprechend zu sein. Unter dem Gesamttitel „Astronomische und physikalische Geographie" bietet das Heft zwei kleinere, aber instruktive Aufsätze über „Das Spektrum der Sonnenflecke" nach der bekannten Zeitschrift „Sirius" und über „Ungewöhnliche Flutwellen aus neuerer Zeit" von Wilhelm Krebs. Sehr reich ist die Abteilung „Politische Geographie und Statistik", in der der Bericht über die Berufsstatistik der Schweiz im Jahre 1900 besondere Beachtung verdient. In der Rubrik „Geographische Nekrologe" wird des im Laufe des letzten Sommers allzu früh geschiedenen Münchner Gelehrten Christian Gruber in liebevoller Weise gedacht. Die reichhaltige Abteilung „Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen", die in guter Übersicht die wichtigsten Ergebnisse der letzten Forschungen dem Leser vermittelt, schließt das vorliegende Heft in vorteilhafter Weise ab. Darf man diese eröffnende Nummer als ein gutes Omen für die kommenden betrachten, so wird sicherlich auch der XXIX. Jahrgang unserer Zeitschrift das bisher ihr aus allen fachmännischen Kreisen entgegengebrachte Interesse vollauf befriedigen und selbst weitgehenden Erwartungen gerecht werden.

Wien. B. Imendörffer.

Theorie der ebenen algebraischen Kurven höherer Ordnung von Dr. Heinrich Wieleitner, Gymnasiallehrer in Speyer. Mit 82 Figuren im Text. Leipzig, G. J. Göschen 1905.

Von dem Studierenden dieses Buches wird die Kenntnis der Anfangsgründe der Differentialrechnung, der Algebra einschließlich der Determinantenlehre, ferner die Kenntnis der Theorie der Kegelschnitte vorausgesetzt.

Mehrfach hat sich der Verf. an die Darstellung in dem bekannten Lehrbuche über denselben Gegenstand von Salmon-Fiedler angelehnt. Doch wurde auf die neuere Literatur überall

die entsprechende Rücksicht genommen. Um das Buch für den dasselbe Studierenden noch nützlicher zu gestalten, hat der Verf. sehr viele und genaue Literaturangaben gemacht; dafür wird man ihm nur Dank sagen können.

Im ersten Abschnitte werden allgemeine Gesichtspunkte gegeben, im zweiten Abschnitte die Polarentheorie, die Lehre von den einfachen Singularitäten und die Beziehung zwischen Ordnung und Klasse einer Kurve aufgestellt, der Übergang von Punkt- zu Linienkoordinaten vollzogen, die Theorie der Einhüllenden gegeben. Der dritte Abschnitt enthält die Theorie der Hesseschen und der verwandten Kurven, der vierte die Plückerschen Formeln, der fünfte die Theorie der rationalen Kurven. Im sechsten Abschnitte wird vom analytischen Dreiecke, den Asymptoten gehandelt und gezeigt, wie die Kurvendiskussion zu vollziehen ist. In den nun folgenden Abschnitten behandelt der Verf. die höheren Singularitäten, die Transformation der Kurven, das verallgemeinerte Korrespondenzprinzip, die Schnittpunktesysteme auf Kurven, die Anwendung der Sätze über Schnittpunktssysteme, die Kurven dritter Ordnung, jene der vierten Ordnung und schließlich die Lehre von den Systemen von Kurven einschließlich der berühmten Charakteristikentheorie von Chasles.

Die theoretischen Erörterungen sind durchwegs von passenden Beispielen begleitet. Vielfach hat der Verf. auch in dem grundlegenden Werke von G. Loria „Spezielle algebraische und transzendente ebene Kurven" Anregungen für seine wertvolle Arbeit empfangen. An vielen Stellen des Buches, so z. B. in der gemeinsamen Darstellung der Sätze über Punktgruppen und der älteren Schnittpunktsätze, der Darstellung der Beziehungen zwischen der Grundkurve, der Hesseschen, Cayleyschen und der Fundamentalkurve dritter Klasse wird man Originelles finden.

Handbuch der Physik. 2. Aufl. Herausgegeben von Dr. A. Winkelmann, Professor an der Universität Jena. IV. Band, 2. Hälfte. Elektrizität und Magnetismus; 1. und 2. Mit 282, bezw. 215 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1905. Preis 36 Mk.

In den beiden vorliegenden Bänden des Handbuches der Elektrizität von Winkelmann wird über die elektrische Leitfähigkeit der Elektrolyte in erster Linie gesprochen. Besonders wird auf die Theorie der elektrolytischen Dissoziation von Arrhenius und auf das Ostwaldsche Verdünnungsgesetz des Näheren eingegangen.

In meisterhafter Weise wurde der Abschnitt über „Elektrizität in Gasen" von J. Stark bearbeitet. Die Unterabschnitte nehmen auf die Jonisierung und Elektrisierung, auf die Charakteristik der elektrischen Strömung, auf die Wanderung der Jonen, die Jonenstrahlen und auf die die Jonen beeinflußenden Kräfte bezug. Außerdem werden die hieher gehörigen thermischen, optischen und chemischen Wirkungen besprochen. Die folgenden Abschnitte beziehen

sich auf die Radioaktivität, die atmosphärische Elektrizität (unter besonderer Heranziehung der Jonentheorie), die Thermoelektrizität, die Wärmewirkung des Stromes infolge des Widerstandes, die Pyro- und Piezoelektrizität, die Theorie der galvanischen Elemente, wobei speziell der kinetischen Theorie, welche sich auf die Vorstellungen vom Zustande gelöster Elektrolyten, wie sie von van't Hoff und Arrhenius entwickelt worden sind, in eingehender Weise gedacht wird. Weiters werden die Berührungselektrizität, die Elektrolyse und Jonenwanderung, die elektrische Endosmose und die Erscheinung der Strömungsströme, dann die galvanische Polarisation und die Akkumulatoren besprochen.

Der zweite der vorliegenden Bände, enthaltend die Lehre vom Magnetismus im allgemeinen, der Lehre von den magnetischen Messungen, der magnetischen Induktion, des Magnetismus der verschiedenen Körper, der Beziehungen des Magnetismus zur Mechanik, zur Wärme und zum Lichte, weiters von den Erscheinungen des Elektromagnetismus im besonderen, ist in allen Teilen von Prof. F. Auerbach bearbeitet worden.

Durchwegs finden wir die Ergebnisse der Theorie mit jenen der Praxis und der Messung vereinigt und auf die allerdings sehr bedeutende Literatur der einzelnen Gegenstände eingegangen. Freilich mußte die Darstellung in den meisten Teilen des vorliegenden Buches eine knappe sein, es konnte nur auf das Wesentliche der Theorie und des Experimentes eingegangen werden.

Jedenfalls kann das vorliegende Buch als Nachschlagewerk jedem Physiker erhebliche Dienste leisten, ja es wird, wenn er in das Gebiet der selbständigen Forschung eintritt, ihm geradezu unentbehrlich sein.

Die Ausstattung des Buches, das früher in anderem Verlage erschien, ist eine musterhafte und gereicht der Verlagshandlung, die so Ersprießliches auf dem Gebiete der Mathematik und Physik geleistet hat, nur zur Ehre.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Heinrich Bork, Die Elemente der Chemie und Mineralogie. Leitfaden für den chemisch-mineralogischen Kursus des Gymnasiums, der Realschule, des Seminars und der höheren Töchterschule. Methodisch bearbeitet. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Gustav Klebsch. Mit 72 Holzschnitten im Text. Paderborn, Ferd. Schöningh 1905. 114 SS. 8°.

Das Büchlein ist für alle Arten von Schulen bestimmt, „welche dem mineralogisch-chemischen Kursus nicht mehr als 40—80 Lehrstunden widmen können“.

Der mineralogische Teil geht separat dem chemi[illegible] voraus und umfaßt 32 Seiten. In den Vorbemerkungen hie[illegible]

die Härte und das spezifische Gewicht behandelt. Die wenigen Mineralien, die in den ersten acht Paragraphen dieses Teiles behandelt werden, sind lediglich vom kristallographischen Standpunkte aus ausgewählt worden; es sind dies: Steinsalz, Flußspat, Fahlerz, Schwefelkies, Quarz, Kalkspat, Schwefel und Gips. Daran schließen sich Abschnitte über „Verschiedene Arten von Gesteinen" und über „Entstehung und Alter der Gesteine". Diese zwei Kapitel repräsentieren eine schwer verdauliche Anhäufung von Namen und Begriffen, auf die bei der kurz bemessenen Zeit kaum wirkungsvoll eingegangen werden kann.

Der chemische Teil scheint besser gelungen zu sein als der mineralogische. Ohne jede Umschweife geht der Verf. auf die Sache los, die in aller Kürze sachgerecht behandelt wird. Es werden nur 20 Elemente in den Bereich der Erörterung gezogen, den Metallen sind im ganzen etwa 15 SS. gewidmet, über organische Verbindungen bringt das Büchlein nichts. Technische Anwendungen sind nur kurz angedeutet, theoretische und spekulative Betrachtungen auf ein Minimum beschränkt. Die mehr theoretischen Abschnitte sind nirgends gehäuft, sondern ziemlich gleichmäßig zwischen dem Tatsachenmaterial verteilt und aus letzterem in schlichter und klarer Weise abgeleitet. Die bei den Metalloiden kennen gelernten Tatsachen werden bei den Metallen gründlich wiederholt, indem bei der Zusammenfassung des über ein Metall zu Sagenden genau auf die bei früheren Gelegenheiten diesbezüglich gemachten Versuche verwiesen wird. Leider wird hiebei meist der betreffende „§", nicht aber, was kürzer wäre, auch die „Seite" genannt.

Das experimentelle Moment wird recht in den Vordergrund gestellt, aus dem Versuchsergebnisse werden sodann sachgemäß die richtigen Schlüsse gezogen. „Bei der Auswahl der Versuche ist darauf Bedacht genommen, daß dieselben mit den einfachsten Mitteln ausführbar seien." Die Versuche sind separat und zwar ziemlich gut beschrieben; auch auf Vorsichtsmaßregeln wird meist in ausreichender Weise aufmerksam gemacht. Eine hübsche Anordnung betrifft unter anderem den Beweis, daß die Verbrennungsprodukte einer Kerze schwerer sind als letztere selbst. Gefährlich könnte Versuch 3 (S. 86) werden: „Eine gut abgetrocknete Phosphorscheibe wird auf das umgebogene Ende eines Drahtes gesteckt".

In Bezug auf die Abbildungen kann im allgemeinen gutes gesagt werden. Nicht vorteilhaft will es dem Ref. scheinen, daß in Fig. 1 usw. die Kristallkanten verschieden stark gezeichnet werden. Des weiteren muß bemerkt werden, daß aus Fig. 34 weder durch Wachsen der schraffierten, noch durch Entwicklung der weißgelassenen Flächen die durch Fig. 35 versinnlichte Gestalt zustande kommen kann.

Die Namengebung ist im modernen Sinne durchgeführt worden. Daß aber P_2O_5 als „Phosphorsäure" angesprochen (S. 36, 37, 38) und NO_2 als Stickstofftetroxyd bezeichnet wird, kann nicht gutgeheißen werden.

Auffällig ist der Mangel einer Bestimmung des Begriffes „Kristall", (S. 6) „Achse", „Erzgang", (S. 10) „Druse" und „Gruppe" (S. 14), „Brillant und Rosette" (S. 16), „Goniometer" (S. 25). Die Definition des Begriffes „körnig-kristallinisch" ist keineswegs klar genug (S. 22, A. 2). Solche Stücke zeigen übrigens nicht „kleine Kristallflächen", und die „glitzernden Flächen" des körnigen Kalksteines dürfen nicht als Bruchflächen angesprochen werden. Es darf auch nicht gesagt werden, daß die eckigen Gesteinsbrocken, welche den „Grus" bilden, aus „Granit und anderen gemengten Steinen" bestehen (S. 29, A. 3) und daß die „erratischen oder Findlingsblöcke" kopf- bis faustgroße Geschiebe sind (S. 30, A. 1). Die Reduktion wird S. 49, A. 1 definiert als „die Abscheidung eines Elementes (insbesondere eines metallischen) aus seiner Verbindung mit dem Sauerstoff (allgemein auch mit einem anderen Elemente)". Man wende diese Begriffsbestimmung auf die Reduktion von CO_2 zu CO, von KNO_3 zu KNO_2 usw. an! Ref. S. 101, A. 4: „Die Atomgewichte geben nur die relativen Gewichtsmengen an, in denen die kleinsten Mengen der Elemente (die Atome) Verbindungen miteinander eingehen."

Zu verbessern gäbe es auch an folgenden Stellen: S. 8, A. 1: „die Kristalle haben einen eigentümlich feuchten Glasglanz". S. 9, A. 2: Einen Würfel kann man sich aus Seife, Stearin, einer Kartoffel usw. schneiden". S. 10, A. 2: „So erkennen wir, daß ihre Flächen symmetrisch angeordnet sind zu 3 zu einander rechtwinkeligen, gleich langen Achsen", und ebenda: „Doch kommt der Flußspat auch in körnigen, stengeligen, dichten oder derben (!), (d. h. keinerlei Kristallisation zeigenden (!) Massen vor." S. 11, A. 1: „Derb oder eingesprengt......: diese Begriffe gehen..... ineinander über." S. 15, A. 1: „Man könnte solche Afterkristalle als ‚Versteinerungen von Steinen' bezeichnen." S. 18, A. 3: „Ein prachtvolles Farbenspiel . . . zeigt der als Edelstein geschätzte edle Opal. Er (? Ref.) ist ein häufiges Versteinerungsmittel (z. B. Holzopal)". S. 15, A. 3: Bleiglanz „bleigrau mit einem Stich ins Rötliche". S. 16, A. 3: Quarz . . . „von wenigen, selten vorkommenden Mineralien abgesehen, ... das härteste Mineral." S. 18, A. 2: häufig aber körnig oder derb". S. 18, A. 2 geht aus der gegebenen Einteilung der Quarzabarten hervor, daß Milchquarz und Prasem gut kristallisiert vorkommen! S. 18, A. 3 heißt es: „von gleicher chemischer Zusammensetzung wie der Quarz, aber von ihm durch seinen Wassergehalt verschieden ist der Opal". S. 22, A. 4: „Bildung

sogenannter Tropfsteine aus Kalksinter". S. 26, A. 1: „Die in der Fig. 46 senkrecht stehende Hauptachse". S. 47, A. 4; „die spezifischen oder Volumgewichte aller Gase . . ." und „das Volumgewicht eines Gases ist die Zahl, welche angibt, wie vielmal 1 Liter (!) desselben schwerer ist als 1 Liter (!) Wasserstoff". Zu dem Worte χλωρός findet sich S. 52 folgende Fußnote: „violette Dämpfe bilden beim Erbitzen die . . . Blättchen des Elementes Jod. Fluor, Chlor, Brom und Jod heißen Halogene." S. 57: „Verbindungsgewicht des Sauerstoffs = 16". S. 58 finden sich die Formeln HKO, ClK, $ClKO_3$! Warum schreibt man denn diese ganz ungebräuchlichen Formeln? Ebenda heißt es: „das chemische Symbol oder die chemische Formel". Eigentümlich geschriebene Formeln finden sich auch S. 79: H_2CaO_2 anstatt $Ca(OH)_2$ und $H_2CaC_2O_6$ statt $Ca(HCO_3)_2$. S. 60: „Bei jeder chemischen Verbindung wird Wärme erzeugt". In der dazu gehörigen Fußnote 1 heißt es: „Während bei Mischungen verschiedener Körper teils Wärme verbraucht, teils Wärme erzeugt wird, oder auch keines von beiden eintritt". Auch S. 61, Punkt 3 widerspricht der Auffassung, daß das Auftreten von Wärme ein Kennzeichen für Verbindungen ist! S. 63, A. 1: „Eine konzentrierte Lösung des Stickstoffpentoxydes in Wasser ist die zu vielen technischen Zwecken im großen in Fabriken dargestellte Salpetersäure (auch Scheidewasser genannt)". Daraus müßte man schließen, daß fabriksmäßig zuerst N_2O_5 erzeugt wird. S. 64, A. 1 soll nicht nur die „doppelte Menge Chilisalpeter", sondern auch die „höhere Temperatur" als Faktor erwähnt werden. S. 66, A. 3 fehlt bei der Definition des Atomgewichtes der Passus „in das Molekül einer Verbindung eintreten kann" und weiter heißt es: „Verbindungsgewicht und Atomgewicht sind identisch, werden also auch durch dieselben Zeichen ausgedrückt". S. 66, letzte A.: „Während es fünf Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs gibt, existiert nur eine Verbindung dieses Elementes mit dem Wasserstoff, das NH_3". S. 71, A. 5: Wird der Dampf des Schwefels braungelb befunden, während im unmittelbar folgenden Absatze von einem Kolben gesprochen wird, der „mit dunkelrotbraunem Schwefelgas" erfüllt ist. S. 73, A. 2: H_2S „wird . . . aus dem Schwefeleisen dargestellt". S. 78, A. 5: „Der Bernstein (ein versteinertes Harz von Nadelbäumen)". S. 84, A. 4: „SiO_2, welches kristallisiert und amorph . . . vorkommt (Bergkristall, Amethyst, Quarz, Sand; Opal, Jaspis, Achat, Chalzedon, Feuerstein usw.)". Von sachlichen Fehlern abgesehen, diese Anordnung! S. 85, A. 3: „Um Siliciumdioxyd in eine in Wasser lösliche Form zu bringen". S. 86, A. 3 soll beim Kalziumhydroxyd auch des Kalkbreies gedacht werden. S. 89, A. 1 wäre „zu einem weißen, bröckeligen Körper verbrennt, der leicht zu Pulver zerdrückt werden kann" einfacher und richtiger zu geben. S. 90, A. 5: „Das Metall wird aus diesen Erzen durch

glühende Kohle (bezw. das aus ihnen entwickelte Kohlenmonoxyd) reduziert". S. 91, A. 1: „Aus ihnen (Schwefelkies und Speerkies, Ref.) kann kein Eisen dargestellt werden". S. 94, letzte Zeile: Kupferkies „seine chemische Formel ist $FeS + CuS$". S. 100, Fußnote: „Königswasser ist eine Mischung von $HNO_3 +$ $+ 3HCl$". S. 104, A. 1: „Die Stöchiometrie ... ist die Lehre von der Berechnung der Gewichtsverhältnisse, nach denen sich die Elemente und ihre Verbindungen sich verbinden und zersetzen".

Falsch ist, daß „der Bruch des Steinsalzes.... muschelig (S. 6, A. 2), daß durch die Verwitterung des Orthoklases „die Porzellanerde und die Thonerde" entsteht (S. 27, A. 4), daß „die Säuren entstehen aus den säurebildenden ...... (Säureresten!) durch Aufnahme von Wasser (S. 64, A. 3). — S. 75, A. 5 wird SO_3 direkt als „der säurebildende Rest" bezeichnet und S. 86, letzt. A. wiederholend gesagt, „wie aus den Säureresten durch Aufnahme der Bestandteile des Wassers Säuren entstehen...".

Der Stil ist im allgemeinen recht hübsch, unnütze Phrasen sind fast durchwegs vermieden. Kleine Verbesserungen verlangen folgende Stellen: S. 8, A. 2: „Doch sind deren Kristallflächen dann meist mattflächig und rauh". S. 11, A. 1: „als Flußmittel zur Herstellung einer leichteren Schmelzbarkeit". S. 15, A. 2: „unter kratzendem Geräusch". S. 21, A. 2: „stumpf zugespitzt". S. 27, A. 2: „Zwei Kristalle sind hier mit einer Drehung von 180° miteinander verwachsen". S. 43, A. 1: „Dessen eine Bestandteil Wasserstoff ist". S. 53, A. 3: „bezieht sich der Name Salzsäure für denselben Stoff darauf, daß er (Name oder Stoff? Ref.) aus dem Kochsalz dargestellt wird". S. 53, A. 4: „die blaue Farbe sofort rot färbt". S. 58, letzt. A.: „unmißverständlich". S. 71, letzt. A.: „grünschwärzliches Pulver". S. 72, A. 1: „schwärzliche Masse". S. 79, A. 2: „so tritt der folgende Vorgang ein". S. 80, A. 5: „Wenn vorher gezeigt war, daß ..." S. 98, A. 3: „wobei sich Schwefeldioxyd und Quecksilberdämpfe bilden, die (wer? Ref.) dann zu flüssigem Metall verdichtet werden".

Das Büchlein enthält ein gutes Sachregister und anhangsweise Verzeichnisse der zum Vorzeigen erforderlichen Mineralien, Gesteine und Kristallmodelle, sowie auch der notwendigen Chemikalien und Apparate.

Wien. Joh.



L. Favarger und Dr. Karl Rechinger, Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs. III. Die Vegetationsverhältnisse von Aussee in Obersteiermark. Abhandlungen der k. k. Zoologisch-botan. Gesellschaft in Wien, Bd. III, Heft 2. Mit 1 Karte in Farbendruck und 3 Abbildungen im Texte. Wien, Alfred Hölder 1905. 35 SS. Lex.-8⁰. Preis 4 K 80 h.

Das Unternehmen der k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien, „die pflanzengeographischen Verhältnisse der österreichischen Monarchie in kleinen, für sich abgeschlossenen Sektionen aufzunehmen", hat mit der vorliegenden dritten Abhandlung, die das Gebiet von Aussee behandelt, wieder einen wenn auch naturgemäß kleinen Schritt nach vorwärts gemacht. In gleicher Weise, wie für die Umgebung von Schladming und für das Ötscher- und Dürrensteingebiet, wurde auch für Aussee eine sorgfältige und übersichtliche Analyse der Vegetation durchgeführt, die es ermöglichte, ein recht vollständiges Bild der pflanzengeographischen Verhältnisse des Gebietes zu geben. Letzteres umfaßt den Talkessel von Aussee, die Täler der drei Traunquellflüsse und die umliegenden Berghöhen. Als Umgrenzung wurde im Westen, Norden und Osten die Landesgrenze von Steiermark gegen Oberösterreich gewählt, „da sie zumeist mit der Kammlinie des Totengebirges zusammenfällt und die gegen Aussee abfallenden Hänge des Saarsteins und Sandlings umfaßt. Im Süden, wo eine so natürliche Umgrenzung nicht gegeben war, wurde das Gebiet durch eine in nordöstlicher Richtung über den Kamm der Koppenzinke ein Stück längs der Ödenseetraun, dann über die Südhänge des Röthelsteins und das Salzatal überquerend, über die nach Mitterndorf abfallenden Hänge des Lawinensteins bis zur Kammhöhe des Mitterberges und Grubsteins verlaufende Linie begrenzt." Nach einem Überblick über die oro- und hydrographischen, sowie geologischen Verhältnisse geben die Verff. eine Darstellung der subalpinen Region, die sich in den subalpinen Mischwald, die Formation der subalpinen Wiesen und in die Seen-Vegetation gliedert. Das massenhafte Auftreten des *Narcissus poëticus* auf allen feuchten Wiesen, das im Frühsommer diesen einen wundervollen Schmuck verleiht, ist durch ein allerdings nicht sonderlich gelungenes Bild veranschaulicht. Den zweiten Abschnitt bildet die Behandlung der alpinen Region.

Als Ergebnis ihrer Forschungen werden von den Verf. folgende Charakteristika für das aufgenommene Gebiet aufgestellt:

1. Die tief in das Tal herabgedrückte Waldgrenze, das häufige Vorkommen von *Lathyrus occidentalis* in den Buchenbeständen und von *Euphorbia Austriaca* in den Nadelwäldern.

2. Als interglazialer Rest das massenhafte Auftreten von *Narcissus poëticus* auf zahlreichen Wiesen, als glaziales Relief die Hochmoore.

3. Die große Ausdehnung der Krummholzregion.

4. Die geringe räumliche Entwicklung geschlossener Alpenmatten, sowie hochalpiner Felsfluren.

5. Die weite Ausdehnung fast ganz vegetationsloser Felspartien (Karrenfelder). — Interessant ist schließlich das gänzliche Fehlen einiger in der nächsten Nachbarschaft sehr verbreiteter Pflanzen, wie *Cyclamen Europaeum, Geranicum palustre, Prunella grandiflora*, mehrere *Stellaria*-Arten u. a.

Als besonders wertvoll möchte ich wieder — wie in meinen Berichten über die beiden ersten Abhandlungen dieser Art — die beigegebene Karte bezeichnen, die im Maßstabe von 1 : 75000 ausgeführt ist und die Pflanzenformationen durch zehn verschiedene Farben (Voralpenwiesen, Narzissenwiesen und Moore, Mischwald, Buchenwald, Hochmoore, Krummholz, Alpenmatten, Fels- und Geröllfluren, Kalkflechten, Nardusformation) wiedergibt. Wer da weiß, wie viel Mühe und Sorgfalt die botanische Durchforschung eines so gebirgigen Gebietes erfordert, wird den Verff. für ihre durchaus wohlgelungene Arbeit Dank und Anerkennung nicht versagen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

G. F. Lipps, Die psychischen Maßmethoden. **Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 10. Braunschweig 1906.**

Der Verfasser, welcher auf dem Gebiete der mathematischen Psychologie schon einen bekannten Namen hat, gibt in der vorliegenden Schrift eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der bisherigen Bestrebungen, den Zusammenhang zwischen den von der objektiven Welt herrührenden Reizen und der dem Bewußtseinsinhalte angehörigen Empfindungen durch Zahlbeziehungen zu verfolgen.

Daß hiebei zunächst eine Untersuchung darüber voranzugehen hat, ob die Lehren der Mathematik, speziell der Wahrscheinlichkeitsrechnung, angewendet werden dürfen, ist ja selbstverständlich; denn bei der Verschiedenheit zwischen der Erscheinung (dem Dinge an sich) und der subjektiven Auffassung (der Vorstellung) handelt es sich zunächst darum, welcher Art die Beziehungen zwischen den beiden sind: „Die gegebenen Unterscheidungen (nämlich in der Vorstellung) sind als Bewußtseinsinhalte zu bezeichnen ... die gegebenen Verknüpfungen weisen auf Objekte hin, die aufeinander wirken und sich verändern" (S. 4); sodann, inwiefern uns die quantitative Untersuchung derselben zugänglich ist: „Demgem[illegible] kann das von dem psychologischen Experimente beherrschte Geb[illegible] der Psychologie lediglich in der Untersuchung der subjektiven A[illegible] fassung des objektiven Geschehens bestehen" (S. 10) und endli[illegible] welche Hilfsmittel wir für diese Untersuchunge[illegible] haben: „Aus den Beobachtungen, die auf d[illegible] objektiven Geschehens und dessen subjektiver A[illegible]

sind, kann niemals ein kausaler, auf Äquivalenz gegründeter, sondern bloß ein durch mannigfache konstante und variable Einflüsse bedingter und darum veränderlicher Zusammenhang sich ergeben, so daß sich die Verwertung der Beobachtungsergebnisse auf die in der Untersuchung solcher wechselnden Zusammenhänge und Abhängigkeiten bestehende Wahrscheinlichkeitslehre stützen muß" (S. 16). „Die mit den fraglichen Bestimmungen behafteten, objektiv existierenden Dinge kann man sich als Kugeln denken, die in einer Urne beisammen liegen und mit gewissen Zeichen als den Repräsentanten jener Bestimmungen beschrieben sind. Die Mannigfaltigkeit der Kugeln stellt dann den Begriffsumfang, und das System der Zeichen, die jeder Kugel aufgeschrieben sind, den Begriffsinhalt dar" (S. 18).

Der auf S. 20 ff. historisch beleuchtete Unterschied zwischen Deduktion und Induktion ist zwar philosophisch sehr interessant, wenn auch nicht neu, scheint aber für den vorliegenden Zweck überflüssig. Verf. schließt sich den Begriffsbestimmungen an, wie sie sich den Erfahrungswissenschaften angepasst haben; hier fällt aber vielfach Deduktion und Induktion zusammen, und würde sich eine strenge Grenze nur dann ergeben, wenn man als Deduktion die Ableitung von Tatsachen oder Gesetzen aus Dogmen oder nicht aus der Erfahrung entnommenen Hypothesen, als Induktion hingegen die Ableitung derselben aus Erfahrungstatsachen durch Abstraktion von den diesen anhaftenden verschiedenen Merkmalen auffassen würde. Der Gegensatz von Induktion wird jetzt besser durch Dogmatismus bezeichnet.

Beispiele, um den Erfolg einer Induktion vorauszubestimmen, wie: „Kepler wußte im voraus, ehe er die Bestimmung der Örter für den Planeten Mars unternahm, daß die für den einen Planeten nachgewiesene Bahn von allen Planeten befolgt wird", und „der Arzt dagegen hat noch keine Erkenntnis über die Wirkung seines Mittels; er weiß nur, daß der Erfolg eintreten oder ausbleiben wird" (S. 22) sind nicht beweisend. Jede Induktion gilt nur für alle jene Fälle, in denen die Anfangsbestimmungen oder doch die der Induktion zugrunde gelegten durch Abstraktion erhaltenen Bestimmungen dieselben sind: Keplers Induktion für die Planetenbahnen gilt aber z. B. nicht mehr für das Dreikörperproblem, für schwingende Bewegungen. Ebenso die Prüfung eines Heilmittels nur für jene Fälle, in denen die wesentlichen Bestimmungen: Symptome sowohl wie ätiologische Momente dieselben sind. Daß die Induktion für die Planeten so viel sicherer ist, hat seinen Grund in der viel größeren Einfachheit der Prämissen; und doch bleibt es nur ein Induktionsschluß von empirischer, nicht aber apodiktischer Gewißheit. Der Schluß des Verf., „daß es von der vorangehenden Erkenntnis und den geltenden Grundsätzen wissenschaftlicher Forschung abhängt, ob eine induktiv erkannte Bestimmung als gewiß oder nur als wahrscheinlich zu gelten hat" ist daher nicht korrekt.

Diese Untersuchung scheint aber nur zu dem Zwecke vorgenommen, um die mathematischen Begriffe der „absoluten Wahrscheinlichkeit“ und der „empirischen W.“ (W. *a posteriori*) durch die hier gewählten „deduktive und induktive W.“ zu ersetzen. Ref. möchte sich gegen diese Benennung aussprechen, denn bekanntlich wird die Bestimmung des mathematischen Wertes der letzteren ebenfalls auf die vorhergegangene Bestimmung der ersteren gegründet, und auch der Verf. schließt sich dieser Meinung an; ja er gibt auf S. 27 gerade hiefür einen nach seiner Meinung „einfacheren“ Beweis. Hiebei liegt jedoch ein Schlußfehler vor. Es ist noch richtig, daß eben „das am häufigsten vorkommende Glied“ der Entwicklung dasjenige ist, welches „dem beobachteten Werte gleichgesetzt werden soll“; und die Berechnung dieses Maximums erfordert eben die Einführung der Stirlingschen Formel; daß aber dieses am häufigsten vorkommende Glied „mit dem arithmetischen Mittel aller der Mannigfaltigkeit angehörenden Werte völlig oder nahezu übereinstimmt“, und dieses Mittel in der auf S. 29 angegebenen Art zu bilden ist, ist durchaus nicht einleuchtend.

Eine weitere philosophische Untersuchung bezieht sich nur darauf, inwiefern auf Bewußtseinsinhalte verschiedener Qualitäten mathematische Formeln anwendbar sind: Diese Frage wird vom Verf. jedoch nicht genügend erörtert. Verf. sagt zwar: „Es wird (bei diesen Untersuchungen) vorausgesetzt, daß ein wahrer Unterschiedsschwellenwert vorhanden sei; und daß dieser Wert wie eine objektiv existierende Größe gemessen werden könne; es wird aber nicht bedacht, daß diese Voraussetzung erst geprüft werden muß“ (S. 53). Der Beweis hiefür ist jedoch in den Werten der Beobachtungszahlen selbst gelegen! Es wird die physiologische Deutung des psychophysischen Gesetzes von G. E. Müller, die psychologische Deutung von Wundt angeführt. „Diese Deutungen haben jedoch auf das Maßprinzip der Empfindung als solches keinen Einfluß. Denn die Funktionsbeziehung bleibt bei jeder Auffassungsweise bestehen, so daß in jedem Falle die Empfindung als eine in Teile zerlegbare und aus Teilen zusammensetzbare Größe auffaßbar erscheint“ (S. 105). Doch wird auch erwähnt, daß dieses z. B. von Kries, Zeller u. a. bestritten wurde. Dennoch kommt der Verf. zu den folgenden Resultaten: „Lassen sich Bewußtseinsinhalte nach einem der Abstufung fähigen Merkmale in eine Reihe eben merklich unterscheidbarer Glieder ordnen, so gehört zu jedem Bewußtseinsinhalt eine Ordnungszahl, welche die Stelle innerhalb der Reihe angibt“ (S. 109); aber die objektiven Zustände sind stetig. „Es treten darum den Ordnungszahlen der Bewußtseinsinhalte die Maßzahlen der zugrunde liegenden objektiven Zustände und Vorgänge zur Seite. Diese Zuordnung von Ordnungszahlen und Maßzahlen für das Gebiet der Empfindungen in ihrer Gesetzmäßigkeit zu erforschen, ist die Aufgabe, die Fechner in den Elementen der Psychophysik gestellt hat“ (S. 110). Bei den Untersuchungen

ist „insbesondere festzustellen, ob überhaupt zu einem bestimmten Bewußtseinsinhalt normalerweise ein bestimmter Maßwert gehört" (S. 113).

Die Hauptschwierigkeit liegt aber in der Frage: sind bei der Existenz verschiedener, von qualitativ verschiedenen Reizen abhängiger Bewußtseinszustände diese voneinander unabhängig, d. h. besteht für jede Empfindungsqualität eine von den anderen unabhängige mathematische Beziehung? Wird diese nicht durch das Hinzutreten anderer Reize beeinflußt?

Es ist z. B. bekannt, daß bei Helligkeitsvergleichungen eine große Schwierigkeit aus der Verschiedenheit der Farbe erwächst. Paßt schon das Fechnersche Gesetz nicht mehr vollständig auf die Beziehungen zwischen Lichtintensitäten und Größenschätzungen der Fixsterne, so können Farbenunterschiede sowohl die subjektiven Größenschätzungen als auch die Einordnung der Lichtintensitäten in eine objektive Skala stark beeinflussen. Druckempfindungen können wesentlich verändert werden durch beigemengte Wärmereize. Die Schlußweise auf S. 78: „Wenn beispielsweise die Geruchsempfindungen in verschiedene Klassen (ätherische, aromatische, balsamische Gerüche usw.) eingeteilt werden, so wird hiebei stillschweigend vorausgesetzt, daß wenigstens innerhalb einer und derselben Klasse je zwei verschiedene Empfindungen durch stetige Übergänge verknüpft werden können" ist daher nicht korrekt. Auch gibt der Verf. zu, daß das Urteil mitunter fehlerhaft wird; er schreibt dies dem Umstande zu, daß „Beziehungen der Ähnlichkeit und des Gegensatzes, die zwischen einer mittleren Empfindung und den beiden Grenzempfindungen bestehen, aber nicht ausschließlich durch die Zwischenstufen bedingt sind, das Urteil über die Empfindungsmitte beeinflussen" (S. 80).

In dieser Richtung wäre es nun von hervorragendem Interesse in Fällen, in denen einzelne Empfindungsqualitäten aufgehoben sind, andere zu prüfen. Nebst den einfachsten Fällen der Farbenblindheit wären hier z. B. die Fälle von Syringomyelie zu erwähnen, bei denen infolge der vorhandenen Analgesie und Thermanästhesie die Druckempfindung wesentlich reiner zur Anschauung kommt. Anderseits kommen z. B. bei Tabes Drucksinnslähmungen vor, welche Fälle anscheinend der Messung der thermischen Reize günstiger wären. Gerade diese Fälle zeigen aber, daß noch andere akzessorische Störungen: verlangsamte Leitung, verspätete Empfindung (bis zu mehreren Sekunden), ferner die sog. Summation der Reize nicht zu vernachlässigen sind. Inwieweit hier Unterschiede innerhalb physiologischer Breite vorkommen, ist derzeit erst an dem Beispiel der „persönlichen Gleichung" bei Sterndurchgängen genügend untersucht.

Der Verf. sagt von der Methode der eben merklichen Unterschiede (S. 54): „Da jedoch in der Regel konstante Fehler in beträchtlicher Größe auftreten, so ist das von Fechner angegebene

Verfahren sowohl in der ursprünglichen wie auch in der durch G. E. Müller verbesserten Form zu einer zuverlässigen Bestimmung der Unterschiedsschwelle nicht geeignet". Dieser Satz ist wohl dahin richtig zu stellen, daß soferne derartige konstante Fehler, und es können selbst solche als Funktionen der Zeit auftreten, nicht zu eliminieren sind, eine unabhängige Bestimmung der Unterschiedsschwelle überhaupt nicht zu erlangen wäre; daß aber, wofern auf akzessorische Ursachen Rücksicht genommen werden kann, auch diese Methode zum Ziele führt.

Im allgemeinen haben wir es mit Mannigfaltigkeiten höherer Ordnung zu tun. Die einfache Mannigfaltigkeit einer isolierten Empfindung läßt sich als Kurve in einer Ebene darstellen, in welcher die Maßzahlen der Reize als Abszissen, die zugehörigen Empfindungen (oder deren Ordnungszahlen) als Ordinaten aufgetragen werden, wobei die diskontinuierliche Reihe der Empfindungen durch eine kontinuierliche Kurve ersetzt werden kann, wie wir ja auch gewöhnt sind, für gewisse Untersuchungen in der Physik die Molekulartheorie durch eine stetige Erfüllung des Raumes zu ersetzen.

Bei zwei koexestierenden Reizen wäre es nun möglich, die Maßzahlen der beiden Reize als Koordinaten in der Ebene aufzufassen und die zugehörige Empfindung als dritte Koordinate im Raume, so daß die Empfindungen durch eine Fläche dargestellt würden. Ob sich zusammengesetzte Vorstellungen oder Empfindungen in dieser Weise mathematisch darstellen lassen, bleibt aber fraglich, und wäre die zweite Möglichkeit zu erwägen, daß man es mit einer vielleicht nicht einmal eindeutigen Abbildung eines zweidimensionalen Gebietes der Reize auf ein zweidimensionales Gebiet der Empfindungen zu tun habe.

Daß bei einer größeren Zahl von Reizen als Ausdruck eines „Kollektivgegenstandes" im Sinne Fechners die Komplikationen bedeutend steigen, ist ja selbstverständlich, so daß sich z. B. das Maß des ästhetischen Wohlgefallens keinesfalls mehr in so einfacher Weise ausdrückt.

Dem Verf. scheint auch dieses oder ein ähnliches Bild vorgeschwebt zu haben; doch werden die Formeln S. 100 ff. unter der beschränkenden Voraussetzung abgeleitet, daß die beiden Komponenten von übereinstimmender Beschaffenheit sind, „so daß jede Komponente durch die nämlichen auf das jeweilige arithmetische Mittel bezogenen Mittelwertpotenzen bestimmt wird" (S. 134). Aus diesen Formeln läßt sich daher auch kein allgemeiner Schluß ziehen.

Bei der Ableitung der Formeln zeigt sich der Verf. als ein gewandter Mathematiker. Doch möchte sich Ref. hier ebenfalls einige Bemerkungen erlauben. Die Entstehung der Formeln (28) auf S. 63 ist nicht recht klar. $\Phi\ (h\ \triangle)$ ist nach Formeln (26) bereits die Wahrscheinlichkeit, daß der Fehler zwischen $\pm\ \triangle$ liegt, und demnach $W\ (\triangle)$ die Wahrscheinlichkeit, daß der Fehler

zwischen $\triangle \pm i$ liegt. Aber die Integrale über $\triangle W(\triangle)$ und $\triangle^2 W(\triangle)$ haben mit ε_1 und ε_2 nichts zu tun; diese sind bezw. der durchschnittliche und mittlere Fehler $\frac{1}{m} \Sigma(\triangle)$ und $\frac{1}{m}\Sigma(\triangle^2)$, welche in der Beziehung stehen $\frac{\varepsilon_1}{\varepsilon_2}\sqrt{\frac{\pi}{2}} = 1$, welche Beziehung für das Fechnersche Beispiel S. 67 auch im Mittel erfüllt ist. Die durch die Gleichung (28) definierten ε_1 und ε_2 haben hingegen eine ganz andere Bedeutung; demnach ist auch der Satz, mit welchem § 10 schließt, unbegründet.

Interessant ist die von dem Verf. bereits in seiner „Theorie der Kollektivgegenstände" gewählte Einführung der Mittelwertpotenzen (S. 94). Angewandt auf die Unterschiedsschwellen wäre aber zu beachten, daß die a Reizstärken sind, welche den geschätzten Schwellenwerten „zugehören" und denselben nicht proportional sind.

Daß die Abweichung der η (2) und η (4) von dem Gaussschen Gesetze der „*Theoria combinationis*" bei dem Beispiele auf S. 128 eine Abweichung von dem Gaussschen Fehlergesetze anzeigt, kann mit Rücksicht auf die geringe Größe des Unterschiedes (1·28 statt 1·32) doch noch nicht behauptet werden. Auch erscheint der aus dem Verlauf der η (3) gezogene Schluß (S. 127) etwas gewagt.

In Tabelle 3 (S. 57) fehlen die Urteile $n' \geqq$ und $p' \leqq$; da solche in Tabelle 2 enthalten sind, so müßten sie wohl auch in Tabelle 3 auftreten; wenn dieselben aber mit je dem halben Betrage zu n und z, bezw. p und z geschlagen werden, so kommt man sofort zur Methode der richtigen und falschen Fälle.

Zu den zahlreichen, recht vollständigen historischen Angaben auf S. 23 ff., 34 ff., 42 ff. wäre wohl auch auf die aus 1822 datierten Arbeiten Herbarts „Psychologische Untersuchungen über die Stärke einer gegebenen Vorstellung als Funktion ihrer Dauer betrachtet" und „*De attentionis mensura causisque primariis*" hinzuweisen gewesen.

Nicht billigen kann Ref. die Schreibweise *exp* (x) an Stelle von e^x. Endlich ist zu erwähnen, daß in den Formeln auf S. 129 die doppelte Bedeutung der b sehr störend wirkt. Dem wäre abgeholfen, wenn es heißen würde: „Die μ Beobachtungsreihen mögen nach dem Schema D_1 den Werten $B_1, B_2 \ldots . B_\mu$ zugeordnet gedacht werden" und entsprechend der Kopf des Schemas zu Formeln (94): B_λ heißen würde. Auch ist die Richtigkeit der Formeln (96) erst klar, wenn die Formeln (94), (95) in der Form geschrieben werden $\Sigma z_{\lambda i}(a_i - b_\lambda) = 0$ und $\Sigma z_i (a_i - b) = 0$; sodann würden die Formeln (96) besser $z_i = k \, \Sigma z_{\lambda i}$ lauten, wo k ein Proportionalitätsfaktor ist.

Wien. N. Herz.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die neuphilologische Bewegung und ihre Einwirkung auf Österreich-Ungarn.

(Schluß).

Dieses Buch (von Scheidela) ist eklektisch methodisch κατ' ἐξοχήν. Wir treffen hier die Verquickung des Ältesten mit dem Neuesten an: obwohl 78½ SS. theoretischen Übungen und bloß 23 SS. praktischen Zwecken gewidmet sind, obwohl wir hier die alte Hinübersetzung wiederfinden, so sind die Übungen — wie die methodischen Anleitungen dies verlangen — dennoch so gut mündlich zu schulen, daß die Übersetzungsarbeit als solche kaum mehr zutage tritt, sondern, daß die Sätze gleichsam als Reproduktion schon wohlbekannter deutscher Sätze zu Papier gebracht werden und daß jedes mühsame, auf spekulativem Wege erzielte Konstruieren ausgeschlossen erscheint. Scheidela zählt also zur Gruppe jener Autoren, die, auf der alten Methode fußend, viel Gutes von der neuen aufgenommen haben. Wie alle anderen hier angeführten Bücher beginnt auch dieses Buch damit, den Schüler mit Alphabet und Orthographie bekannt zu machen. Im weiteren will der Autor das Gefühl für grammatische Formen wecken, indem er den Schüler grammatische Formen denken läßt, die er diesem jedoch auf analytischem Wege dadurch beibringt, daß er die grammatischen Erscheinungen an zusammenhängenden Sätzen demonstriert und diese Sätze dann mündlich gut einübt. Auf diese Weise wird die Psyche befähigt, die in sekundären Funktionen gewonnenen neuen Sprachformen, bei Gelegenheit, in primären Funktionen anzuwenden, was die alte Methode systematisch verhinderte, weil sie den Schüler — den Umstand, daß das Auge die Buchstaben sieht, abgerechnet — bloß in sekundären und tertiären Funktionen beschäftigte, ohne ihm jemals Gelegenheit zu geben, im Rahmen des fremden Idioms darüber etwas zu denken und zu äußern, was er um sich geschehen sah. Die jeder Anschauungsübung beigegebenen deutschen Fragen verarbeiten den Sprachstoff im Sinne der neuen Methode, so daß auch ein Lehrer, der bloß nach der

alten Methode zu unterrichten gewöhnt war, mit diesem Buche gut arbeiten kann: auf diese Weise muß er allmählich einer freieren und natürlicheren Art der Stoffgebung und -verarbeitung zugeführt werden, denn er wird nicht viele Jahrgänge hindurch dieselben kleinen Fragen unverändert stellen, wie sie im Buche stehen. Er muß im Laufe einer solchen Betätigung selbst darauf kommen, daß es am besten ist, wenn man dem Schüler die fremde Sprache an der Hand primärer psychischer Funktionen beibringt und daß die Frage nicht einfach genug formuliert sein kann.

Wie die meisten hier angeführten Autoren so gibt auch Scheidela den Übungen methodische Anleitungen in der Muttersprache bei. Dadurch entgeht dem betreffenden Lehrer eine gute Gelegenheit, sich während seiner Vorbereitung selbst in der deutschen Sprache, die bald zur Vortragssprache erhoben werden muß, zu üben. In den nichtdeutschen Gegenden der Monarchie gibt es heute noch immer Lehrer, welche die deutsche Sprache mündlich nicht vollkommen beherrschen, wenn sie auch theoretisch zum deutschen Sprachlehrer qualifiziert worden sind. Auch für den Schüler wäre es besser, deutsche Schriftzeichen und Sätze im Buche zu sehen. Man unterschätze den Wert der Augenarbeit nicht, wo sie förderlich einwirken kann: der Schüler würde sich durch den Anblick eines deutschen solchen Textes fast unwillkürlich eine Anzahl deutscher Wörter und Wendungen aneignen. Auf praktische Erfahrung im Sprachunterrichte deutet das Verlangen hin, der Schüler möge stets in ganzen Sätzen antworten [1]).

Die systematische Zusammenfassung des knappen grammatischen Teiles entspricht seinem Zwecke vollkommen, indem die Übersicht durch Tabellen und fetten Druck der einzelnen Formveränderungen erleichtert wird. Wie fast alle hier besprochenen Methoden, so gibt auch diese die grammatischen Erklärungen in der Muttersprache. Dagegen ist nichts einzuwenden, denn es handelt sich da ausschließlich um das schnelle Erfassen des theoretischen Inhaltes; die fremde Sprache hier anzuwenden, ergäbe bloß ein Hemmnis im Fortschritte.

Von allen hier angezogenen Lehrmitteln enthält Scheidelas Buch das reinste Deutsch. Ab und zu bedürfte ein Satz der Verbesserung; z. B. steht auf S. 51: „Ich entschuldige Ihnen heute, aber ich hoffe, es

[1]) Die Fragestellung verläuft zu Beginn des fremdsprachlichen Unterrichtes zumeist in Wortfragen: Was ist das? Ein Tisch. Wieviel Finger hast du? Zehn. Bist du artig? Ja usw. Satzfragen: Was soll ich sagen? Was wahr ist. Was willst du tun? Das wirst du sehen. Warum ist das Fenster offen? Weil es zu heiß ist im Zimmer usw., eignen sich für die allererste Unterrichtszeit nicht gut und können auch später nicht ausschließlich angewandt werden. Nun sind die Schüler aber durch den Unterricht in den anderen Gegenständen dazu erzogen worden, die Wortfragen bloß mit einem Worte zu beantworten, so daß man oft mit Strenge vorgehen muß, um die Beantwortung der Wortfragen in ganzen Sätzen zu erzielen. Es ist jedoch unumgänglich notwendig, darauf zu dringen, weil man die Schüler von allem Anfang an daran gewöhnen muß, ihre Sprechorgane andauernd in Bewegung zu setzen.

geschieht das nicht mehr". Jedoch kommen Fehler und schwerfällige Wendungen im ganzen nur höchst vereinzelt vor.

In Galizien finden wir ein neues Elementarbuch in Anwendung, u. zw. L. German und K. Petelenz, „*Ćwiczenia niemieckie dla klasy pierwozy szkól średnih*". K. L. Jakubowski we Lwowie 1906[1]). Im Vergleich zu den früher erwähnten Methoden ist hier insoferne ein Fortschritt zu verzeichnen, als die Frage der Lauterklärung ganz übergangen ist, die Spaltung des Unterrichtes in verschiedene Zweige, z. B. grammatischer Unterricht, Leseunterricht usw. wegfällt. Das Buch besteht aus drei Teilen: I. Sprechübungen, II. Grammatik, III. Wörterbuch. Die sub II enthaltene Grammatik knüpft paragraphenweise an die Sprechübungen an und die Regeln werden aus diesen gewonnen. Der in den Texten enthaltene Sprachstoff ist unter einem: Sprechstoff, Lesestoff und Beispiel für die daraus zu gewinnende grammatische Theorie. Hier steht also die Arbeit des Ohres im Vordergrunde; auf die gesprochene Sprache wird das Hauptgewicht gelegt und darum geht die Schulung der Sprechorgane den Lese- und Schreibübungen voran. Wir haben es hier mit einem Buch zu tun, das auf den Grundsätzen der Neuerer fußt und dem bloß noch einiges aus der direkten Methode abgeht. Selbstredend ist auch hier das Hinübersetzen ausgeschlossen. Der Sprachstoff ist gut gewählt und angeordnet, obwohl die Versetzung einiger Gruppen wünschenswert wäre; es macht z. B. einen sonderbaren Eindruck zu lesen: Nahrungsmittel, Soldaten, Haustiere usw. Nicht alles, was im spontanen freien Gespräch etwa vorkommen kann, darf auf dem Papiere festgehalten werden!

Die Satzformen der Texte sind besser gewählt als bei Říha, obwohl auch hier mehr abgebrochene Hauptsätze vorkommen als angezeigt wäre. Immerhin wird der Satz systematisch erweitert; es kommen auch bald Kontraktionen verschiedener Art vor und der Nebensatz taucht früher auf und kommt häufiger vor als in jenem Buche. Der grammatische Teil verfährt praktisch, indem er von der Satzkonstruktion ausgeht. Nichts verursacht dem Schüler mehr Schwierigkeiten als das Verbum finitum und seine Stellung in Haupt- und Nebensätzen. Unsere Autoren wissen, daß man mit dieser Frage nicht früh genug beginnen kann und darum gehen sie von der Regel aus: „Das Verbum finitum steht in Hauptsätzen auf dem zweiten Platze". Hievon macht bei ihnen der vorangehende Nebensatz eine Ausnahme; es stehe, so heißt es, in diesem Falle das Verbum finitum auf dem ersten Platze. Man nimmt heute zwar mit Bestimmtheit an, daß die Nebensätze **nicht** aus dem einzelnen Teile des Hauptsatzes herausgewachsen, sondern, daß Hauptsätze zu Nebensätzen eingeschrumpft sind — ein Prozeß, der in der Psyche beständig vor sich geht — für den Schüler jedoch bleibt diejenige Erklärung des Satzgefüges die leichteste, die jeden Nebensatz als einen Teil des Ganzen auffaßt, der er als solcher auch tatsächlich ist. Demgemäß ergibt die Ausnahme

[1]) L. German und K. Petelenz, „Deutsches Lehrbuch für die erste Klasse der Mittelschulen". K. L. Jakubowski, Lemberg 1906.

von der Regel, das Verbum finitum stehe auf dem zweiten Platze, hier eine unnötige Belastung des Schülers. „Wir werden morgen ausgehen" und „Wenn das Wetter schön bleibt, werden wir morgen ausgehen" kann ruhig unter dieselbe Regel gereiht werden [1]. Als besonders praktisch erweist sich bei German und Petelenz die ökonomische Anordnung der Kategorien in der Formenlehre; z. B. fiel die gemischte Deklination der Substantiva ganz aus. Der Singular wird bei der starken, der Plural bei der schwachen Deklination behandelt. Wie bei anderen fehlen auch hier die für den Anfänger entbehrlichen Ablautkategorien usw.

Die deutsche Sprache dieses Buches ist weniger fehlerhaft als verkünstelt zu nennen; die Sätze sind zumeist der Schriftsprache entnommen und klingen daher zu hoch für den Elementarunterricht, z. B. „Des Südens Hitze, des Nordens Kälte fürchtet der Kaufmann nicht". Der natürlich gesprochene Satz lautet folgendermaßen: „Der Kaufmann fürchtet auf seinen Reisen weder Hitze noch Kälte [2]. Auch Fremdwörter wie „Resurrektionsfest" u. a. m. werden ohne Notwendigkeit gebraucht. Die Anwendung des bestimmten Artikels verstößt ziemlich häufig gegen den Gebrauch der deutschen Sprache und die consecutio temporum läßt auch so manches zu wünschen übrig.

Ungarn erscheint am weitesten vorgeschritten, insoferne eine neue Methode von Markovicz und Hegedüs für den deutschen Unterricht bis an die VII. Gymnasialklasse reicht. Ehe wir diese besprechen, muß noch erwähnt werden, daß in Ungarn, wie in manchen Kronländern der zisleithanischen Reichshälfte, noch schwere deutsche Grammatiken und der alten Ahn-Methode nachgebildete Elementarbücher aufliegen. Es besteht auch außer M. und H. noch eine auf Anschauungsunterricht basierte „Sprachlehre", u. zw. „*Német nyelvtan, direkt modszer alapjan. I. Resz as alsófoku német oktatás számara. II. Resz as alaktan rendszeres össze fogtalasá a közepfokú német oktatas számára*" irta Schuster Alfréd. Budapest az Atheneum irdolani és nyomdai R. T. Kiadása 1905 [3].

Wie der Titel zeigt, zerfällt das Werk in zwei Teile. Die Einteilung ist folgende: I. Band: Alphabet und Orthographie, 29 SS. Hauptteil: 117 Redeübungen und Lesestücke mit grammatischen Erklärungen,

---

[1]) Viel wichtiger wäre es hier die Regel zu geben, daß unbetonte Partikeln zu Beginn des Hauptsatzes nicht gezählt werden dürfen: „Wie du sprichst, so schreibe auch", „Wo Friede ist, da ist Gott". Ausnahmen zu dieser letzten Regel können demonstriert werden, wenn die Notwendigkeit hiezu eintritt. Sätze wie: „So groß sein Vergehen war, so groß war die Strafe" oder „Wo keine Einigkeit herrscht, da gibt es kein Gedeihen", dürfen erst auf einer weiter vorgeschrittenen Unterrichtsstufe zur Anwendung kommen.

[2]) Um den Genitiv der gesprochenen Sprache zu demonstrieren, nehme man anfangs parathetisch zusammengesetzte Substantiva wie „Königssohn" oder Fälle, wo wirkliche Besitzverhältnisse vorliegen.

[3]) Deutsche Sprachlehre auf Grundlage der direkten Methode. I. Teil für die Unterstufe des deutschen Unterrichts. II. Teil: Systematische Zusammenfassung der Formenlehre für die Mittelstufe des deutschen Unterrichts, zusammengestellt von Alfred Schuster. Verlag der literarischen Gesellschaft Atheneum. Budapest 1904.

132 SS. Ungarische Texte, 10 SS. Sachregister, 5½ SS. II. Band: Hauptteil: 74 Redeübungen und Lesestücke mit grammatischen Erklärungen, 172 SS. Das Wörterbuch ist gesondert broschiert beigegeben.

Zu Beginn des I. Bandes befindet sich die Einführung in das deutsche Alphabet durch kalligraphische Übungen. Sprechübungen, irrtümlich „Redeübungen" genannt, bilden die Grundlage des Unterrichtes; zu diesem Zwecke sind auch einige Bilder eingefügt. Einfache, kurze grammatische Erklärungen übermitteln dem Schüler in ungarischer Sprache, nach abgehaltener Sprechübung, alle im Anfangsunterrichte nötigen grammatischen Kenntnisse und daran reihen sich kleine Lesestücke, darunter auch Gedichtchen, die den eben erhaltenen Sprachstoff gut verarbeiten. Man kann sagen, daß diese Methode, von allen hier angezogenen, der direkten Methode formal am nächsten liegt. Leider unterliegt der Autor bald der Versuchung, zuviel neue Vokabeln auf einmal zu bringen. Der II. Band reiht den grammatischen Unterricht, der in kleine Kapitelchen geordnet ist, an schwerere Texte an. Am Schlusse jedes Bandes befinden sich zum Zwecke des Hinübersetzens kleine leichte Erzählungen in ungarischer Sprache. Wenn der Schüler ein bestimmtes Stoffgebiet zweier Sprachen gut kennt und gut bewegen kann, so darf er ungeschädigt ab und zu eine mündliche oder auch eine schriftliche Hinübersetzung machen; dies ergibt jedesmal eine gute Probe des Fortschrittes. Die deutschen Texte sind zumeist guten Autoren entnommen. Fehlerhafte Sätze und Wendungen tauchen vereinzelt auf, wie z. B. I. Teil, S. 4: „Was sind in der Schule?" II. Teil, S. 8: „Bessere, weil es Zeit ist". Diese Methode mag vorzügliche Dienste leisten, wo das Deutsche nicht ganz unbekannt ist, denn der erste Band schließt z. B. mit Fabeln der Brüder Grimm und der zweite mit schweren Prosatexten von Brehm, Masius und Gruber. Die Gedichte sind verhältnismäßig leichter gewählt; die letzten sind: „Des Knaben Berglied" von Uhland. „Wanderlied" von Eichendorff. „Wanderlied" von Kerner. „Lied von der Eiche" von Löwenstein.

Für die III., IV., V. und VI. Gymnasialklasse oder die I., II., III. und IV. Realklasse besteht ein in vier Bänden verfaßtes Werk, u. zw. „*Német nyelv olvasó-és gyakorlókönyo szemléltető*" alapon irtak Markovicz Sandor es Dr. Hegedüs Isidor. Budapest, Hornyansky Viktor 1903—1904 [1]).

Jeder Band enthält zuerst einen praktischen und danach einen theoretischen Teil. Die Unterabteilungen des I. Bandes sind: I. *a*) 50 Sprechübungen verbunden mit kleinen grammatischen und schriftlichen Übungen. *b*) Wort- und Sachregister der einzelnen Übungen. *c*) 34 grammatische schriftliche Aufgaben, 24 Lesestücke. II. *a*) Lautlehre auf Grundlage der Orthographie. *b*) Grammatik anknüpfend an die Sprechübungen. Im Anhang befindet sich das Wörterbuch.

[1]) Deutsches Sprech-, Lese- und Übungsbuch, zusammengestellt auf Grundlage des Anschauungsunterrichtes von Schandor Markovicz und Dr. Isidor Hegedüs. Budapest, V. Hornyansky 1903—1904. — Dieses Werk ist zu umfangreich für eine eingehende Besprechung im Rahmen dieses Artikels. Da alle Bände eine gleiche oder ähnliche Einteilung und Anordnung aufweisen, so seien hier bloß die Unterabteilungen des I. Bandes angezogen.

Selbstredend ist hier die Hinübersetzung ausgeschlossen und die Behandlung der Grammatik analytisch. Dieses Werk unterscheidet sich von den hier besprochenen Lehrmitteln u. a. auch dadurch, daß die jeder Übung beigefügten (vorzüglichen) methodischen Anleitungen in deutscher Sprache gegeben sind. Im theoretischen Teile scheint die Lautlehre auf Elementarunterricht hinzudeuten; die ersten Sprechübungen setzen jedoch mit einer bedeutenden Anzahl Vokabeln ein und unter einer der ersten Übungen lautet die Anleitung für den Lehrer: „Der Lehrer ruft zwei Schüler (Paul und Hans), die ziemlich gut deutsch sprechen, vor das Podium und läßt sie einander ausfragen. Paul ist der Vorzeiger, der Fragesteller; Hans beantwortet seine Fragen und ist für die Klasse der Vorsprecher. Die Klasse spricht ihm alles im Chore nach". Daraus kann man ebenfalls schließen, daß diese Methode nicht für die allererste Unterrichtszeit bestimmt ist, denn das Chorsprechen bedarf, namentlich zu Beginn des Unterrichtes, der sicheren und mustergiltigen Aussprache des Lehrers; auch soll die Doppelarbeit des Fragestellens und Beantwortens, sowohl der Aussprache als der Frageform halber, im Anfang zwischen Lehrer und Schüler vorgenommen werden. Wenn diese Methode jedoch auch nicht in der leichtesten Weise beginnt, so führen anderseits sowohl die Übungstexte als auch die grammatischen Übungen den Schüler systematisch vom Leichten zum Schwereren. Der ganze Stoff wird mit vollem Verständnis langsam, gleichsam organisch erweitert, so daß der IV. Band mit verhältnismäßig einfachen Prosatexten schließt, die frei sind von allem Schwulst und von verkünstelten Redewendungen. In den Lesestücken des letzten Bandes sind die wenigen neuen Vokabeln, die überhaupt vorkommen, gesperrt gedruckt, was ganz besonders lobend hervorzuheben ist sowie der Umstand, daß hier abstrakte Substantiva in Klammern erklärt sind; z. B. „es ist zum Staunen (wir müssen staunen)". Eines der letzten und das längste Gedicht ist Heines „Wallfahrt nach Kevlaar". Anstatt der methodischen Anleitungen der früheren Bände sind den Gedichten im IV. Bande kleine Kommentare beigegeben.

Im I. Bande kommen bei den Sprechübungen einige Hölzelbilder zur Anwendung. Auch die Abteilung des Lesebuches bringt einige Bildchen. Das erste Lesestück besteht z. B. bloß aus ein paar ganz kleinen einfachen Sätzchen, einem Gespräche, das ein Bildchen erklärt; dieses stellt ein Kerzenlicht dar, um welches eine Motte kreist.

Die Grammatik beginnt im I. Band anknüpfend an die Sprechübungen mit dem Substantiv, nimmt alle Redeteile durch und schließt, dem Brauche der neuen Methode entgegen, mit dem Verb. Im Sinne der neuen Methode wird das Verb jedoch in erweiterten Sätzen konjugiert. Die aus den Texten gewonnenen grammatischen Regeln werden in übersichtlich angeordneten kleinen Übungen schriftlich verarbeitet, deren Einteilung, ebenfalls dem Gebrauche der neuen Methode entgegen, die folgende ist: *a*) Satzbau, *b*) Grammatik, *c*) Aussprache[1]), *d*) schriftliche

---

[1]) Hier sind kleine Rechtschreibübungen angefügt. Also auch hier wieder die alte Verquickung von Aussprache und Orthographie, Sprech- und Schreibunterricht, auch hier noch das Vorsetzen der grammatischen Regel und der Satzform, auch hier das Hintansetzen der Aussprache.

Aufgaben. Diese lauten z. B. „Bildet sechs Sätzchen nach dem Satztypus", „Schreibet die Wörter nieder und setzt vor jedes den bestimmten Artikel" usw. Wie man sieht, haben die Aufgaben keine Ähnlichkeit mit den schriftlichen Reproduktionen und Umarbeitungen der direkten Methode, die bloß darauf beruhen, den Schüler in der fremden Sprache denken zu lassen. Eine zu Beginn des I. Bandes angebrachte Bemerkung deutet auf praktische Erfahrung hin und scheint auf Anfangsunterricht Bezug zu nehmen, denn sie lautet: „Der Lehrer läßt die schriftlichen Aufgaben am besten erst nach der Beendigung der 12. Übung, bei der Wiederholung ausarbeiten". Im IV. Bande schließt die Grammatik mit der Lehre vom verkürzten Satze; daran reiht sich eine einfache kleine Verslehre.

Was die deutsche Sprache anbelangt, so findet sich manch fremdartige Anwendung des Artikels vor und so mancher Verstoß gegen den deutschen Sprachgebrauch, aber man muß mit Achtung von einem Werke sprechen, das den Anforderungen der neuen Methode der neuesten Zeit so weit entgegen zu kommen wußte.

Diese im April 1906 abgehaltene Rundschau ging, ohne Rücksicht auf die geographische Lage oder die politische Stellung der einzelnen Länder, von jenen Schulen aus, in denen die alte Methode herrscht und sukzessive zu solchen über, wo der neuen Methode nur noch einzelne Merkmale fehlen, um im Sinne der Neuphilologen „direkte Methode" genannt werden zu können. Das durchwegs abgängige Moment ist die Phonetik. Diesbezüglich handelt es sich in der Welt heute nicht mehr um das ob, kaum mehr um das wie, sondern bloß noch um das wann. Hier mögen einige authentische Quellen selbst sprechen[1]): Dr. A. Rambeau, seit dem Frühjahre 1906 a. o. Prof. der romanischen Sprachen an der Universität zu Berlin und Lehrer des Englischen im Seminar für orientalische Sprachen, war seit dem Jahre 1893 Universitätsprofessor in den Vereinigten Staaten[2]). Auf unsere Anfrage, ob daselbst amtliche Vorschriften bezüglich der Phonetik als Prüfungsgegenstand und zum Schulgebrauch bestünden, und zugleich auch, wie es um diese Frage in Deutschland, z. B. in Preußen, stünde, erteilt Hr. Prof. R. am 31. Mai 1906 (Bleibtreustraße 10/11, Charlottenburg, Berlin) die Auskunft, daß von „amtlich" vorgeschriebenen Prüfungen aus der Phonetik in den Vereinigten Staaten Amerikas überhaupt keine Rede sein könne. Hierauf führt Prof. R. jedoch an, daß er an der Johns Hopkins Universität in Baltimore Md. einen Kandidaten im Doktorexamen in der französischen

---

[1]) Aus einem Briefe Viëtors.

[2]) Prof. Dr. A. Rambeau hat in Nordamerika in den französischen Klassen der Johns Hopkins University in den Jahren 1893—1899, sowie in Massachusetts Institute of Technology, Boston in den Jahren 1894—1899 und in der Sommerschule des Mountain Chantanqua, Mountain Lake Park, Md. in den Jahren 1893—1904 das Französische mit großem Erfolge auf phonetischer Basis nach der Methode „Fraçais parlé" von P. Passy und der „Chrestomatie française" von J. Passy und A. Rambeau gelehrt.

Phonetik geprüft habe, weil derselbe an einem darauf bezüglichen Kursus bei ihm teilgenommen hatte. Was Preußen anbelangt, weist Prof. R. auf die Verordnungen für das Oberlehrerexamen hin[1]). Nach Anführung der bekannten „Musterschulen“ von Dir. M. Walter in Frankfurt a. M. und der Oberrealschule unter Dir. Dr. K. Quiehl in Kassel fährt Prof. R. fort: „.... daß die Lehrer .... wohl auch in anderen Schulen Preußens »auf phonetischer Basis« unterrichten oder unterrichten dürfen, — das scheint mir wohl ganz selbstverständlich zu sein. Ich selbst habe sowohl in Deutschland als in Nordamerika die neueren Sprachen mehr oder weniger, je nach den Verhältnissen, »auf phonetischer Basis« gelehrt.“

P. Passy, Professor an der „École des Hautes Études“, schreibt am 4. Juni 1906: (Bourg-la-Reine) französisch, was hier in der Übersetzung folgt: „Bis jetzt ist die Phonetik in Lehrerbildungsanstalten noch nicht amtlich vorgeschrieben. Die Unterrichtsverwaltung wünscht, der Phonetik diesen Platz einzuräumen, aber man geht vernünftig vor, indem man dies bloß allmählich bewerkstelligen will. Auf Verlangen der Generalinspektoren der neuern Sprachen habe ich vor drei Jahren einen vergleichenden phonetischen Elementarkurs der hervorragendsten europäischen Sprachen an der »École des Hautes Études« begonnen, aber dieser Kurs zog nur eine kleine Zahl von Hörern an, obwohl er in erster Linie für die Hörer der modernen Sprachen abgehalten wurde. Dann ersuchte man mich, an der »Faculté des Lettres« ganz speziell für Philologen eine Anzahl Vorträge (*une serie de conférences*) über Phonetik zu halten und die Prüfungskandidaten wurden amtlich aufgefordert, diesen Vorträgen beizuwohnen. Heuer hatte ich sechs Hörer, die stets zugegen waren. Für die Fragelisten der Universitätsprüfungen besteht noch keine amtliche Vorschrift; ich weiß jedoch, daß man daran arbeitet, solche Verordnungen zu veröffentlichen; man will die Sache nicht überstürzen.

Es bestehen auch noch keine Vorschriften bezüglich der Anwendung von Transkriptionen in Schulen. Einige Professoren, keine große Anzahl, benützen sie auf eigene Verantwortung, aber die Unterrichtsverwaltung unterstützt ihre Bestrebungen, begleitet sie mit Sympathie und ermutigt sie.“

Aus London schreibt Professor W. Rippmann, der Herausgeber des „*Modern Language Teaching*“, ein Zweig des „*Modern Language Quarterly*“, am 2. Juni 1906 (72, Ladbroke Grove, W) nach Anführung des Umstandes, daß die Phonetik in England an den Universitäten als selbständiger Prüfungsgegenstand noch nicht bestehe, wie folgt: „Immerhin ist die Phonetik vor kurzem auf die

---

[1]) S. „Ordnung für die Prüfung, die praktische Ausbildung und die Anstellung der Kandidaten des höhern Lehramts in Preußen“. 3. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1906. Daselbst heißt es auf S. 15, § 17, sub „Französisch“: „*a*) Für die zweite Stufe: Kenntnis der Elemente der Phonetik, richtige und zu fester Gewöhnung gebrachte Aussprache...“ und auf S. 16, § 18, sub „Englisch“: „*a*) Für die zweite Stufe: Kenntnis der Elemente der Phonetik, richtige und zu fester Gewöhnung gebrachte Aussprache...“.

Liste der Prüfungsfragen für Lehrerbildungsanstalten gesetzt werden[1]) und die ersten Prüfungen aus der englischen Phonetik werden im Jahre 1907 abgehalten werden .... Bei Universitätsprüfungen aus den neuern Sprachen wird die Phonetik nicht selten verlangt. Bei den Prüfungen der ordentlichen Hörer an der Londoner Universität kommen Fragen vor, die sich auf den Stand der Phonetik in den französischen Zeitschriften der letzten Jahre beziehen. In den Schulen macht die Phonetik ruhig und sicher ihren Weg. Fast alle neu erschienenen Bücher zum Unterrichte des Französischen benützen mehr oder weniger die Transkription der Ass. Phon. Intern. Im Unterrichte der Muttersprache wird der Hervorbringung der Sprechlaute immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Man kann sagen, daß die Phonetik in England in den letzten fünf oder sechs Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat."

In Skandinavien und Dänemark wurde der Phonetik vom Beginn der neuphilologischen Bewegung an viel Sympathie entgegengebracht. Die Namen Storm und Jespersen beweisen, daß auch jene Länder ihre Führer in dieser Sache stellten[2]). Als Beispiel, wie es heute mit der Verbreitung der Phonetik daselbst steht, sei hier bloß eine Stelle aus dem Oktoberheft 1905, des „*Maître phonétique*", S. 113 übersetzt: „man hat in Dänemark pädagogische Kurse für Lehrerinnen organisiert mit dem Lehrziele, des »*Pigeskolens faglærerindeexamens*«. Dieser Kurs dauert zwei Jahre und teilt sich in zwei Zweige. Die Anforderungen des Sprachenzweiges stehen auf dem neuesten Standpunkte; es wird z. B. eine gründliche Kenntnis der Phonetik aus der Sprache verlangt, aus welcher die Prüfung abgelegt werden soll; unter den schriftlichen Prüfungen ist eine phonetische Transkription vorgeschrieben."

Für den Bestand der Phonetik als Wissenschaft und als Hilfsmittel der Pädagogik bedarf es keiner weitern Beweise. Wer sich dieses Hilfsmittels im fremdsprachlichen Unterrichte mit vollem Verständnisse bedient hat, weiß, daß dies nicht nur eine große Erleichterung für Schüler und Lehrer ist, sondern daß die Phonetik die einzig richtige Basis eines korrekten Elementarunterrichtes ist. Freilich kann auch die Phonetik keine Wunder wirken, wo die sonstigen Bedingungen zu einem guten Erfolge fehlen. Krankhafte Veranlagung bei Lehrer oder Schüler, sowie beständiger Einfluß eines allgemein herrschenden schlechten Dialektes können nur in abnormen Fällen durch äußere Mittel unschädlich gemacht werden. Wie günstig die Verhältnisse auch immer sein mögen, so sind vier Faktoren nötig zu einem guten Erfolge, u. zw.: Geist und Fleiß beim Lehrer und Geist und Fleiß beim Schüler. Beim Mittelschullehrer müssen noch außerdem zwei spezielle Vorbedingungen da sein: er muß ein umfangreiches und tiefes, zeitgemäßes Fachwissen haben, und er muß die Begabung besitzen, dem Schüler den Succus seines Wissens so bei-

[1]) Zu diesem Zwecke hat Prof. Rippmann seine „*Sounds of* [illegible] *English*" verfaßt.

[2]) Leider traf Jespersens Antwort nach Absend[illegible] skriptes ein.

zubringen, daß er ihm Überblick und Einblick gewährt mit Bezug auf die Breite und Tiefe seines Gegenstandes, ohne ihn mit dem Ballaste wissenschaftlicher Einzelheiten eines abgerissenen Teiles der ganzen großen Wissenschaft zu belasten und dadurch geistig zu beeinträchtigen. Der Lehrer muß daher die Elastizität besitzen, sich auf den Standpunkt des Schülers stellen zu können und mit dessen geistigem Auge zu schauen. Ein kleines Beispiel hiefür befindet sich oben, wo es sich um die Regel der Wortstellung (Verbum, Finitum im Hauptsatz) handelt.

So wie es sich verhält mit Stoff- und Regelgebung in der Schule, so verhält es sich auch mit der Verwertung der pädagogischen Hilfswissenschaften zum Zwecke methodischer Anleitungen. Als Beleg für das eben Gesagte mögen hier ein paar einfache kleine Beispiele folgen, denen die Wissenschaft, die sich Psychologie nennt, von Locke bis Jodl zwar zugrunde liegt[1]), die an sich aber das Resultat jahrelanger, aufmerksamer Beobachtungen im praktischen Sprachunterrichte sind:

1. Der Lehrer zeigt auf die Gegenstände im Zimmer und sagt, vor dem Fenster stehend: „Das ist ein Fenster". Hierbei verhält sich der Schüler primär-rezeptiv.

2. Der Schüler benennt die Gegenstände im Zimmer und sagt, vor dem Fenster stehend: „Das ist ein Fenster". Nun verhält sich der Schüler primär-produktiv. (Mittels des Surrogates von Bildern kann man auch auf künstlichem Wege primäre Funktionen anregen, wenn die Gegenstände im Zimmer zur Veranschaulichung des Sprachstoffes nicht ausreichen. Diese Bilder müssen aber mit vielem Verständnis angeordnet und ausgeführt werden, sollen sie nicht alle Fehler und Mängel eines „Surrogates" an sich tragen.)

3. Der Lehrer erzählt dem Schüler z. B. von einem Haus im Wald und sagt: „... es hatte ein Fenster". Nun verhält sich der Schüler mit Bezug auf die Form primär-rezeptiv, weil die gesprochenen Laute seine Hörnerven durch Schallwellen in Schwingung versetzen, indem sie als lebendige physische Kraftäußerung auf seine Physis einwirken. Mit Bezug auf den Inhalt des Satzes verhält sich der Schüler sekundär-rezeptiv, denn die Psyche muß die Vorstellung des Fensters in jenem Hause erst in Erinnerung rufen (oder neu schaffen). Der Schüler verhält sich im Falle 3 also gleichzeitig primär- und sekundär-rezeptiv.

4. Der Schüler liest im Buche: „Das ist ein Fenster" oder „Das Haus im Walde hatte ein Fenster". Nun verhält er sich nur insoferne primär-rezeptiv, als seine Augen Papier und Buchstaben sehen, und dieses Moment tritt hier in den Hintergrund, denn das Auge wirkt hier vielmehr als Ablenker von der Wirklichkeit, indem es die Aufmerksamkeit des Schülers auf das leblose Papier und auf die toten Buchstaben hinzieht. Versteht die Psyche, was sie liest, so gestaltet sie die Wort-

---

[1]) Auch die Literatur der neuphilologischen Bewegung kam dem hier Angeführten zugute; es wirkten stets neue Anregungen aneifernd und aufmunternd ein.

bilder zu Vorstellungsbildern der Gegenstände um und erfaßt die fertig gegebenen Urteile und Schlüsse. Der lesende Schüler verhält sich also sekundär-rezeptiv. (Nebenbei muß hier bemerkt werden, daß die Einwirkung der passiven durch das Auge aufgenommenen Zeichen auf die Sprachorgane des Lesenden eine viel schwächere ist, als der Anblick sich bewegender Sprechorgane auf den Hörenden und Sehenden, weil hier die Empfindung der gehörten Laute und der Anblick sich bewegender, diese Laute eben erzeugender Organe zusammenwirken.)

5. Lernt der Schüler auswendig, so wiederholt er, ins Buch blickend, den Satz so lange, bis er die Wortbilder und den damit bekommenen Inhalt erinnert. Er verhält sich also, so lange er den Satz nicht geläufig auswendig sprechen kann: sekundär-rezeptiv; und sobald das Gedächtnis mit Sicherheit funktioniert und er den Satz geläufig auswendig spricht: mechanisch-reproduktiv. (Bei diesem Reproduzieren muß der physische Mechanismus automatisch fungieren, während der psychische Mechanismus nicht automatisch fungieren darf, sonst hätte das Aufsagen nicht mehr Wert als das Sprechen eines Phonographen. Hiezu wäre auch das geistlose unverstandene Lesen zu zählen.)

Die Theorie an sich hätte da so manches einzuwenden; die Praxis möge hier aber den Vorrang haben; sie ist es eben, welche die Berechtigung erteilt zur Aufstellung dieses kleinen Schemas.

Man hat der neuen Richtung „Utilitarismus“ vorgeworfen. Wohin hat die alte Philosophie endlich geführt? Was wäre die heutige Welt ohne empirisches Forschen — ohne utilitaristisches Handeln? Und ist es nicht das reine altruistisch-utilitaristische Handeln, was die Welt als „Idealismus“ bezeichnet?

Agram. Natalie Wickerhauser.

Wie bewährt sich die neue Schriftform des Gabelsbergerschen Systems in der Schule?

Die Gabelsbergersche Schule ist heute in zwei große Lager geteilt und man kann wohl sagen, daß auf beiden Seiten gegenüber dem großen Aufschwung anderer Systeme in der Brust eines jeden aufrichtigen Anhängers der Gabelsbergerschen Kunst der Wunsch innewohnt, es möge recht bald eine Einigung zwischen beiden Parteien erzielt werden. Bei uns hat eine Bewegung eingesetzt, welche darauf ausgeht, die Berliner Schreibweisen an unseren Schulen einzubürgern, und es soll, wie in Zirkularen, welche der Brünner Stenographenverein versendet hat, versichert wird, eine probeweise Einführung der Berliner Schreibweisen bevorstehen [1]; wenigstens soll es den Lehrern, welche einen Versuch wagen wollen, dies erlaubt werden.

Es ist also an der Zeit, auf die Erfahrungen hinzuweisen, welche man mit der neuen Schriftform in Deutschland gemacht hat. Seit der

[1]) Scheint auf einem Irrtume zu beruhen. Die Red.

Einführung der Berliner Schreibweisen in Deutschland ist ja einige, wenn auch keine lange Zeit verstrichen. P. Haertel, Lehrer in Leipzig, hat soeben in einem kleinen Heft, welches „Die neue Schriftform des Gabelsbergerschen Systems im Unterricht" [(Sonderabdruck aus der ‚Praxis des stenographischen Unterrichts', III. Jahrg. 1905, Heft 4 u. 5), Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt] betitelt ist, seine Beobachtungen den weiteren Kreisen vorgelegt. Sein Aufsatz ist aus einem Berichte hervorgegangen, welchen er vorige Ostern im Auftrage des kgl. sächsischen Gewerbeschulinspektors Enke beim kgl. Ministerium einzureichen hatte. Diesen Aufsatz zu besprechen und zu ergänzen ist die Aufgabe folgender Zeilen.

Haertel gibt zu, daß gegenüber einigen Erleichterungen im Unterrichte sich wiederum recht viele Erschwerungen geltend machen. Dazu gehört z. B. das sog. „Einheits-*s*". An Stelle der früheren drei Formen soll nur eine gelehrt werden, das frühere „mittlere" *s*. In Wirklichkeit sind aber noch zwei Formen vorhanden, wobei das recht handliche Schluß-*s* verloren geht. Das kurze *s* wird beim schnellen Schreiben sehr leicht zu einem *sp* und erschwert so das Wiederlesen von Stenogrammen. Bei Sigeln tritt eine Art Unsicherheit ein, weil einerseits die Sigel „*zu zurück, zunächst, zusammen*" mit langem *s* geschrieben werden, anderseits „*zer*" mit kurzem. Natürlich kommt es dann vor, daß alle diese Sigel mit dem häufiger vorkommenden kurzen *s* geschrieben werden.

Auch die strengere Unterscheidung von Silbe und Konsonanz ist keine Erleichterung für den Schüler. Die Wörter „Treppe, treffe, Käfer" u. a. sind mit Vokalstrich zu schreiben, „Paar, Fach" u. a. schreibt man aber ohne Vokalstrich. Es kommt nun vor, daß die Schüler, u. zw. gerade die besseren, denkenden Schüler, die von der früheren Systemform keine Ahnung haben, darauf verfallen, Wörter wie „Strafe, traf, träfe" ohne Vokalstrich zu schreiben, weil sie ihn für überflüssig erachten. In allen Fällen, wo die Konsonantenverbindungen, die jetzt in der Silbe mit Vokalstrich geschrieben werden, als Konsonanz auftreten, werden jetzt geradeso häufig falsche Formen geschrieben wie früher.

Eine weitere Erschwerung des Unterrichtes bedeutet die Einführung neuer Konsonanzen. Der Schüler gewöhnt sich nur widerwillig an Konsonanzen wie *sm*, *tm*, *rh* (mit hochgestelltem *s*, *t*, *r*) *ls*, *ns*, *ps*, *fs*, *lsp*, *msp*, *nsp*. Sie kommen selten vor und werden wieder bald vergessen.

Früher gab es nur ein *s* und nur nach rechts runden Konsonanten am Schluß der Wörter wurde das *s* rückwärts geschlungen. Jetzt wird das Rückwärts-*s* möglichst überall angewendet, auch nach *g*, *f*, *p* u. a. Das häufige Vorkommen dieses linksrunden *s* verwirrt die Schüler und sie schreiben „Post, Perser" mit Rückwärts-*s*, ja sogar im Worte „Solon" fand es Haertel. Die neue Schriftform hat also zwei *s*-Formen.

Wesentlich erschwert wurde ferner der Unterricht durch die neuen Regeln über den Fuß-, Schnitt-, Austritts- und Endpunkt. Früher lautete die Regel: Hast Du die Grundlinie verlassen müssen, so suche sie, soweit es ohne Beeinträchtigung der Deutlichkeit und der Lesbarkeit möglich ist, sie wieder zu erreichen. An Stelle dieser einfachen Regel ist jetzt eine

Hauptregel mit fünf Ausnahmeregeln getreten. Diese Regeln sind aber so undeutlich gehalten, daß sie Haertel beim Unterrichten in zwölf Regeln auflösen mußte.

Erheblich erschwert wurde die Lehre über die Schreibung der Wortanfänge. Früher genügte eine Regel, heute hat der Schüler drei Regeln mit einigen Unterabteilungen zu lernen und immer innezuhaben.

Auch das Kapitel über Wortzusammensetzung und über die Verbindung der Vor- und Nachsilben mit dem Stamme bringt neue Schwierigkeiten. Denn verschiedene Regeln über die Verbindung der Vorsilbe mit dem Stamme gelten nicht gleichzeitig auch für die Verbindung von Grund- und Bestimmungswort in zusammengesetzten Wörtern. Ebenso ist die neue Konsonanz *ntsch* (mit hochgestelltem *n*) eine Fehlerquelle. Man wendet gewöhnlich die früher gebräuchliche Form an. Eine Erschwerung ist ferner die Regel, daß „ver" nie mit einer vorausgehenden Vorsilbe verbunden werden darf und daß keine Vorsilbe mit dem Stamme zu verbinden ist, wenn der Stamm mit einem Vokalstrich anfängt und mit buchstäblichem *e* (*ä*) beginnt. Schließlich führt Haertel noch Einzelheiten auf. Soweit der Verfasser, zu dessen Ausführungen der Leipziger Lehrerverein seine völlige Zustimmung ausgedrückt hat. Zu diesen sehr beachtenswerten Beobachtungen will ich noch einiges hinzufügen.

Konsequenz ist eine der Hauptbedingungen für den Unterrichtserfolg. Die neue Systemform trägt ja den Anschein, als ob sie konsequenter wäre und eine Vereinfachung des Regelwerkes herbeiführen wollte. Sie wurde doch geschaffen, um den Kampf mit dem unterdessen erstarkten Gegner aufzunehmen, und durch einfachere Regeln sollte auch den Ungebildeten Gelegenheit geboten werden, sich das System anzueignen. Aber dieser Forderung wurde nur teilweise entsprochen. Auf der einen Seite wurden Erleichterungen gebracht, auf der anderen neue Ausnahmen geschaffen und weitere Inkonsequenzen eingeführt.

Als Erleichterung für den Unterrichtsbetrieb führt Haertel z. B. folgendes an: Die Beseitigung der Bestimmung über die Ausnahmestellung kleiner Konsonantenzeichen vor mittleren und großen zur symbolischen Bezeichnung des *i*, *u*, *au*. Und doch gibt es im neuen System Wörter, welche zwar Sigel sind, aber doch ohne Zurückgreifen auf die Regel, welche beseitigt werden soll, sich nicht erklären lassen. Es sind dies die Wörter: sich, niemand, nimmer, nirgends. Solche Inkonsequenzen erschweren aber das Erlernen des Systems.

Eine andere Erleichterung soll die Beseitigung der Steilstellung des *t* zur Bezeichnung des *i* sein. Aber die Steilstellung als solche ist nicht abgeschafft. Es gibt Fälle, wo die Steilstellung übrig geblieben ist, z. B. *i(e)r* mit steilgestelltem *r* und der Nachsilbe *-lich* mit steilgestelltem Ausstrich. Auch hier muß der Lehrer die ausgeschaltet betrachtete Hauptregel vorbringen.

Die Aufhebung der Regel, daß *r* nach *o* und *ö* weggelassen werden kann, ist auch keine Erleichterung. Denn „fort, dort" sind Sigel, werden ohne *r* geschrieben, kommen äußerst häufig vor und es wird sich leicht ergeben, daß die Schüler in ähnlich lautenden Wörtern, wie: Wort, Ort

u. a. das *r* weglassen werden. Zur Erklärung dieser Sigel muß der Lehrer natürlich auch hier die aufgehobene Regel heranziehen.

Es gibt aber noch andere Inkonsequenzen, welche angeführt zu werden verdienen. *h-l* als Silbenkonsonanz ist von den Berlinern abgestellt worden und doch existiert das Sigel „halb“ mit eingelegtem *l*. Die Konsonanz *df* ist ebenfalls weggeräumt worden und doch sollen Sigel wie: „dafür“ und „jedenfalls“ mit dieser Konsonanz gelehrt werden.

Bei den Sigeln für das Zeitwort „können“ war früher eine Regel zu erkennen, indem als Sigel gerade nur die Endung verwendet wurde, ein gutes Hilfsmittel für das Gedächtnis. Heute soll „konnte, gekonnt“ durch den Anlaut, dagegen „können, könne, könnte, könnend“ durch den Auslaut gekürzt werden.

Ein weiteres Beispiel: den Schülern wird gelehrt: die Verdoppelung des *l*, *r*, *ſ* muß immer ausgedrückt werden. Und doch verlangt man, daß „all, alle, alles, allein“ mit einem *l* geschrieben werden.

Die umgekehrte Form des *o* ist verboten und trotzdem schreibt man: „Form, so“ mit dem verpönten nach unten geöffneten *o*, während „Vogel, Sommer“ mit dem gewöhnlichen *o* geschrieben werden soll.

An Stelle der früher geläufigen Zeichen für *ſt:* nämlich *ſt* mit der Schlinge unten und *ſt* mit der Schlinge oben hat man jetzt drei Zeichen, da noch ein drittes *ſt* mit linksrunder Schlinge unten dazu gekommen ist. Dieses dritte, unten linksrunde *ſt* soll dann angewendet werden, wenn nach einem rechtsrunden Zeichen unmittelbar das *ſt* folgt, z. B. im Worte: schleppst. Steht aber dazwischen ein Vokal, so ist das rechtsrunde *ſt* zu gebrauchen. Das unten linksrunde *ſt* tritt in den meisten Fällen ein. Der Schüler wird also verallgemeinern und denken: In allen Fällen, wo kein Vokal vor dem *ſt* steht, schreibe ich es mit linksrundem *ſt*. Das ist aber wieder eine Fehlerquelle. Denn „herrschst“ muß gerade so wie „herrschest“ mit unten rechtsrundem *ſt* geschrieben werden. Wie viel einfacher war die frühere Regel!

Eine Erschwerung ist ferner die Auflösung der Nachsilbe *-ber*, während die Silben *-ker*, *-ger*, *-cher*, *-her*, *-fer*, *-ter*, *-cher*, *-rer*, *-der*, *-per*, *-ver*, *-scher*, *-wer* alle mit der betreffenden zusammengesetzten Konsonanz ohne *e* geschrieben werden und dazu noch die das Sigel *-bar* und *aber* festgehalten werden wird. Was wird der Schüler machen? Er wird entweder *-ber* und *-wer* zusammenwerfen oder die entsprechende Konsonanz nehmen oder er wird sogar die anderen Nachsilben auch auflösen.

Eine weitere Schwierigkeit wurde dadurch geschaffen, daß sich bei der Behandlung von Zeitwörtern und anderen Wörtern, welche mittelst Sigel gebildet sind, Ungleichmäßigkeiten finden. Einerseits schreibt man „halbieren“, wo das Sigel „halb“ anzuwenden gestattet ist, anderseits darf man aber bei den Wörtern: punktieren, Punktion, stattlich, abstatten, vernichten u. a. das entsprechende Sigel nicht gebrauchen. Früher war es aber erlaubt. Wo ist da Konsequenz?

Bei manchem Sigel ist ein mnemotechnisches Mittel verloren gegangen, nämlich der Hinweis auf den Dialekt. Zur besseren Einprägung des Sigels „zusammen“ sagte man z. B. den Schülern: Denket an die dialektische Redeweise z'samm!

Schließlich ist auch nicht außeracht zu lassen, daß die Zahl der Sigel sich vergrößert hat. Von 82, welche der Wiener Kongreß festgestellt hat, ist man auf 92 gekommen. Zählt man noch die als Sigel behandelten Vor- und Nachsilben dazu, so gibt es in der neuen Schriftform 135 Sigel.

Alles in allem: Trotz der wirklich vorhandenen Vereinfachung der Regeln über die Vokalisation haften gar manche Übelstände an den neuen Schreibweisen und es wird sehr interessant sein, von den weiteren Erfahrungen zu hören, welche man im Unterrichtsbetriebe mit dem neuen System im Auslande machen wird.

Cilli. Friedrich Hauptvogel.

Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von der Österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. VI. Heft. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1905. 280 SS.

Es sind sieben oder, wenn die Teile eines Abschnittes besonders gezählt werden, zwölf Beiträge zur Geschichte des österreichischen Schulwesens, u. zw. der Volksschule und des Gymnasiums, teils Neudrucke oder Wiederdrucke von Quellen, teils auf archivalischen Quellen beruhende Abhandlungen, und teils einzelne Orte oder Kronländer (Bludenz, Prag, Wien, Böhmen, Schlesien), teils das ganze Reich betreffend, welche beachtenswerte Bausteine für eine „pragmatische Geschichte des gesamten deutschen Schulwesens" bilden.

Zunächst erzählt uns J. Wichner die (freilich wegen spärlich und nur unterbrochen fließender Quellen nicht lückenlose) Schulgeschichte seines Geburtsstädtchens Bludenz (1622—1845) „als Typus der Entwicklung des deutschen Schulwesens".

A. Weiß bietet zumeist Beiträge zur Schulgeschichte Böhmens, und zwar eingehend das Wirken J. Kindermanns als Schulmeisters an der Landschule zu Kaplitz, ferner die Biographien von A. Schindler, P. Scholz und J. v. Riegger und die von J. A. Groß 1789 veröffentlichte Beschreibung des Taubstummen-Institutes in Prag nebst Nachlese, endlich Felbigers Kommentar zum ersten österreichischen Lesebuch. Wiechowski bietet den neuen Abdruck des „Berichtes eines Augenzeugen von dem Zustande der Wiener deutschen (= Volks-) Schulen im Jahre 1781", nebst Einleitung und erklärenden Anmerkungen. Den Schluß macht der Schriftführer der Österreichischen Gruppe, Dr. K. Wotke, mit drei Aufsätzen: K. H. v. Seibt als Direktor (damals Landesschulinspektor) der Gymnasien Böhmens, die Gymnasien Schlesiens im Jahre 1774, die im Jahre 1777 gemachten Vorschläge zur Heranbildung von Gymnasiallehrern. Dazu kommt ein Personen-Register über den ganzen Band.

Die Ausdrücke „Gugelfuhr anstellen" (S. 18) und „beschnarchet" (S. 22) sind, wie dem Ref., wohl auch manchem anderen unerklärlich; es wäre eine erklärende Anmerkung erwünscht.

Wien. J. Rappold.

Simon Rettenbacher. Ein Erzieher und Lehrer des deutschen Volkes. Von Prof. Tassilo Lehner. Wien und Leipzig, Braumüller 1905. XVI und 52 SS. 8°.

Die Vielseitigkeit Rettenbachers, dessen Geistesschätze Prof. Tassilo Lehner zuerst gehoben und vor die Öffentlichkeit gebracht hat, macht es erklärlich, daß sich dem genialen Benediktiner immer neue Seiten abgewinnen lassen, die einer eingehenden Betrachtung wert erscheinen. Der Verf. würdigt diesmal Rettenbacher als Pädagogen und zwar zunächst als praktischen Schulmann. Hier kommt vor allem Rettenbachers Wirken als Präfekt zur Sprache. Als solcher tritt er für jede Art körperlicher Übungen ein, verfaßt und übt mit den Schülern die jährlich zur Aufführung kommenden Schuldramen ein und wirkt, voll Liebe zum deutschen Volk, das im Kampfe mit dem französischen Erbfeinde liegt, in vaterländischem Sinne auf die Jugend. Als akademischer Lehrer behandelt Rettenbacher in seinen Vorlesungen die biblischen Idiome, neben der Weltgeschichte die deutsche Geschichte und endlich Ethik. 'Rettenbacher als pädagogischer Schriftsteller' betitelt sich der nächste Abschnitt. Hier werden die Hauptpunkte des handschriftlich erhaltenen Philotimus (*'Praestantis ac honesti viri, sub nomine Philotimi, vita a prima iuventute ad senectutem usque adumbrata'*) wiedergegeben. Was da Rettenbacher lehrt, klingt mitunter hochmodern, so daß des Verf. Epiphonem 'Gewiß ein merkwürdiger Mann für jene Zeit!' jedenfalls seine Berechtigung hat. Wenn der Verf. auch aus Rettenbachers Gedichten pädagogische Lehren zu gewinnen sucht, so faßt er eben den Begriff der Pädagogik im weitesten Sinne, d. h. er betrachtet die genannten Dichtungen als eine reiche Quelle praktischer Lebensweisheit, zu welcher der Dichter namentlich das deutsche Volk zu erziehen bestrebt war. Besondere Erwähnung verdient Rettenbachers Ode '*Germania invicta si coniuncta*'. Daß sich dem heutigen Leser des Gedichtes unwillkürlich der Gedanke, aufdränge, Rettenbacher habe in prophetischem Geiste das Jahr 1870 geschaut, bemerkt der Verf. mit Recht. 'Diese Ode Rettenbachers', sagt er weiter, 'fand den Beifall des Fürsten Bismarck, so daß er dem Herausgeber mit folgendem eigenhändig gefertigten Schreiben dankte: „Rettenbachers '*Germania invicta, si coniuncta*' habe ich mit Freuden an dem Inhalt und den Versen gelesen. Ich danke Ihnen verbindlich für die Übersendung seiner Oden, durch deren Herausgabe Sie sich das Verdienst erworben haben, der Gegenwart den Patriotismus und die klassische Erudition unseres in zwei Jahrhunderten vergessenen Landsmannes zur Anschauung zu bringen"'. Zuletzt betrachtet der Verf. 'Rettenbacher als didaktischen Schriftsteller' auf Grund der 1674 herausgegebenen Schrift '*Misonis Erythraei* (= Simon Rettenbacher) *ludicra et satirica*' und der handschriftlich erhaltenen Abhandlung '*Librorum ad plerasque scientias notitia*'. Von hervorragendem Interesse ist, wie Rettenbacher für eine rationelle Behandlung des altsprachlichen Unterrichtes und für das Studium des Griechischen eintritt. Was er weiter auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaft und Medizin kritisierend und positiv lehrend vorgebracht hat,

zeigt die in das Wesen der Sache eindringende, jeder Halbheit abgeneigte Natur Rettenbachers. Zum Schlusse verdienen die Worte des Verf. über die Bedeutung, welche Rettenbachers Dichtungen und pädagogischen Schriften für die österreichische Literaturgeschichte beizumessen ist, hier einen Platz. 'Sie sind, sagt der Verf., ein sprechender Beweis für das rege literarische Leben in Österreich im XVII. Jahrhundert. Sie beweisen, wie unwahr es ist, wenn moderne Literarhistoriker dartun wollen, daß in jenen Zeiten die literarische Tätigkeit in Österreich völlig darniederlag. Im Gegenteil, sie war nahe daran, einen neuen Aufflug zu tun, nur müssen die Beweise erst noch mehr aus dem Staube der Bibliotheken und Archive hervorgeholt werden, wie es mit Rettenbacher geschehen'.

Wien. J. Golling.

Die Jugendbibliothek des akademischen Verlages. Wien und Leipzig 1906.

Ein Unternehmen von hohem erzieherischem Werte hat der Wiener akademische Verlag durch das Erscheinen einer Serie von Jugendschriften inauguriert; sie weichen ethisch wie künstlerisch von bisherigen ähnlichen Bestrebungen ab. Dickens „Oliver Twist", Ruppius „Deutsche im fernen Westen", Kiplings „Im Dschungl", Fraungrubers „Lustiges Buch" sind die ersten vier Bände dieser Kollektion; selbstverständlich wurden sie durch Bearbeitung dem Fassungsvermögen jugendlicher Phantasie angepaßt. — Aber auch die Ausstattung verdient besondere Beachtung; bei dem Preisausschreiben für die Einbanddecke haben Karl v. Wiener, Heinrich Lefler, Jakob Hollitscher dem Entwurf R. Junks den ersten Preis zuerkannt. Dieses modern empfindende Talent ist ja bereits weiteren Kreisen aus dem Hagenbund durch vielversprechende Leistungen bekannt. Zu kritischer Betrachtung sei dieses österreichische Unternehmen insbesondere den Schulmännern warm empfohlen.

Charlottenburg. K. Thumser.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Wörterbuch zu den Kommentarien des C. Julius Cäsar über den Gallischen Krieg und über den Bürgerkrieg, sowie zu den Schriftwerken seiner Fortsetzer. Von Dr. Otto Eichert. Zwölfte, verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Franz Fügner, Oberlehrer am kgl. Kaiser Wilhelms-Gymnasium in Hannover. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung 1903. 282 SS. 8°.

Nicht lange nach der Neubearbeitung des alten Konkurrenten, des Ebelingschen Schulwörterbuches, durch Lange (Teubner 1902, vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschrift 1904, S. 876 ff.) erschien das oben zu besprechende Wörterbuch, das in Fügner einen kundigen Bearbeiter gefunden hat. Während sich aber der alte Ebeling durch Aufnahme von Abbildungen den Anforderungen der neuen Methodik beugte, erscheint der alte Eichert in seinem alten, schlichten Gewande ohne den genannten Aufputz, ja nicht einmal die Stellennachweisungen erfuhren die von den Benützern gewiß gewünschte Erweiterung durch Hinzufügung von Paragraphen. Es wird noch immer in altväterischer Weise nach Buch und Kapitel zitiert.

Fügners Arbeit bestand vornehmlich in einer sorgfältigen Revision der Stellen, der Bedeutungsentwicklung und der sachlichen Bemerkungen, der Orthographie und der Quantität; auch verschiedene Lesearten wurden berücksichtigt, so daß das Lexikon zu den gangbaren Textausgaben paßt. — Man wird da kaum viel vermissen; so fehlt z. B. *competere* VIII *praef* 2 (Ausgabe Meusels).

Daß man im einzelnen manches anders wünschte, ist bei solchen Arbeiten selbstverständlich. Unter *ratio* z. B. erscheint die Bedeutung '9. Theorie, Kenntnis' (mir ist die 10. Auflage zur Hand) gestrichen und unter '3. *b*) Maßregel, Plan' liest man dann die früher unter Zahl 9 gewesene Stelle *r. atque usus belli*, Theorie und Praxis im Kriege 4, 1'. Ich hätte das nicht getan; wenn aber schon geändert werden mußte, so hätte es besser gepaßt, unter '3. übtr. *a*) Berechnung' die fragliche Phrase einzureihen. Empfohlen hätte es sich, dieselbe Phrase auch unter '*usus*' zu bringen, wo sie fehlt. Unter '*natura*' wurde die so naheliegende Übergangsbedeutung 'Naturell' gestrichen. Man möchte fragen: Warum denn?

Für die Etymologie hätte mehr geschehen können. Wie weit man in dieser Beziehung gehen kann, habe ich in meiner Bearbeitung des Prammerschen Cäsarwörterbuches gezeigt. Wenn man aber schon vor

einer solchen Verwogenheit zurückschaudern zu müssen glaubt, daß man sich scheut, den Jungen beizubringen, daß z. B. *tectum* stammverwandt ist mit Dach, daß nach dem Lautverschiebungsgesetz '*caput*' unserem 'Haupt' gleich ist, daß *carrus* in unserem Lehnwort 'Karren' wieder zu erkennen ist u. a., dann könnte man doch wenigstens verlangen, daß der Schüler schon aus der Darbietung der Vokabeln ihre Abstammung erkennt. F. läßt z. B. drucken *com-pōnere*, dagegen *compositio*, *com-parare*, aber *comparatio*, *compar* usw. Man sucht da vergebens nach der *ratio* der Unterscheidung. Man vgl. übrigens darüber meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift 1904, S. 876. Die sorgsame Beachtung der Zusammensetzungsbestandteile, die dem Schüler das Behalten der Vokabeln ganz wesentlich erleichtert, hätte auch Fügner davor behüten müssen, z. B. s. v. *compendium* folgende, wenn auch alt hergebrachte Erklärung zum besten zu geben: 'Das beim Abwägen Ersparte, d. h. Gewinn'. Ja, wo liegt denn eine solche Bedeutung dem '*com*' zugrunde? Und dann, ist denn kulturhistorisch festgelegt, daß die Römer beim Wägen prinzipiell auf Betrug ausgingen? Das kann doch nur die gegebene Erklärung bedeuten. Man vgl. damit die Erklärung, die ich mit Stowasser unter dem Worte gab: „*com-pendium, i*, n. (*pendĕre* wägen) 'Zuwage', Vorteil, Gewinn". Ich denke, die Wahl kann einem da nicht wehe tun.

Druck und Ausstattung empfehlen sich von selbst. Jedenfalls ist ein Lehrbehelf geboten, der umso dankbarer hingenommen wird, als er für die Pseudocaesariana der einzige schulmäßige ist.

Wien. Anton Polaschek.

Sobota A., Lateinisches Schatzkästlein vorzugsweise für Maturanten. Wien und Leipzig 1905, Karl Fromme. Preis K 1·20.

Sobotas Lateinisches Schatzkästlein gleicht in Format und Anlage dem ein Jahr früher erschienenen Griechischen Schatzkästlein desselben Verfassers. Es umfaßt auf 100 Sedezseiten einen grammatisch-stilistischen Teil, einen literarhistorischen Teil und einen Anhang über das römische Heerwesen. Was den Wert solcher Hilfsbüchlein betrifft, so decken sich des Ref. Ansichten vollständig mit denen Direktor Hergels, wie er sie in der Österreichischen Mittelschule XIX 172 ausgesprochen hat.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

K. R. Indra, Südseefahrten. Schilderungen einer Reise nach den Fidschiinseln, Samoa und Tonga. Berlin, Wilh. Süsserott 1903. Preis Mk. 6·50.

Der Verf. schildert zunächst seinen Aufenthalt in Sidney, dann die Überfahrt nach Numea auf dem französischen Neukaledonien. Dann geht es nach Ovelau und Levuka auf den Fidschiinseln, wo er längere Zeit verweilt, dann nach Upolu mit der Stadt Apia in der Samoagruppe, wo mehrere Ausflüge ins Innere fesselnd beschrieben werden, so besonders zum Lanntoosee. Dann wird noch Vavau in der Tongagruppe und schließlich Neuseeland besucht. — Man muß anerkennen, daß der Verf. überall gut beobachtet, klar auffaßt und das Erlebte und Beobachtete fesselnd schildert. Man bekommt beim Lesen des Buches ein anschauliches Bild von Land und Leuten, Flora und Fauna. In wenigen Büchern dürften namentlich die Eingeborenen nach Sitten, Gebräuchen, Sprache (zahlreiche Proben) und religiösen Anschauungen so anschaulich

geschildert sein, wie in dem vorliegenden. Das Leben und Treiben der europäischen Ansiedler in jener fernen Inselwelt wird uns fesselnd vor Augen geführt. Der Verf. tritt auch ganz offen gegen die Übertreibungen und Unwahrheiten anderer Schilderer dieser Inseln auf, berichtigt auch einzelne falsche Angaben unserer Karten, so daß sein Buch entschieden als ein wichtiger Beitrag zur Erkenntnis der geschilderten Inselwelt bezeichnet werden muß, es verdient also die weiteste Verbreitung. Auch die Beigabe guter Bilder und die vornehme Ausstattung verdienen Erwähnung. Eines aber muß beklagt werden: Der Verf. schildert auch vielfach geschlechtliche Verhältnisse in so freier Weise, daß man das Buch unserer Jugend nicht ohneweiters in die Hände geben kann. Das ist sehr zu beklagen, denn ohne diesen Umstand würde das Buch eine wahre Perle für unsere Schülerbüchereien sein.

V. Hanneken, Kreuz und quer durchs Leben. Berlin, Wilh. Süsserott 1902. I. Hanneken, Sumatra. Preis 1 Mk. 20 Pf. II. Henrik Cavling, Dänisch-Westindien. Preis 2 Mk. III. V. Uslar, Reiseskizzen aus Rußland. Preis 1 Mk.

I. Die Insel Sumatra ist in der neueren Reiseliteratur sehr beliebt, namentlich die meist von Deutschen betriebenen Tabakpflanzungen an der Ostküste werden uns sehr häufig vorgeführt. Das geschieht auch in anspruchsloser Weise in dem vorliegenden Hefte. Land und Leute, Lebensweise der Pflanzer und ihrer Beamten, Flora und Fauna werden in einfacher Weise so geschildert, daß namentlich die Jugend daraus vieles lernen kann. Es sei also gerade dieses Schriftchen den Schülerbüchereien wärmstens empfohlen.

II. Über die kleinen dänischen Inselchen St. Croix und St. Thomas dürfte wohl wenig bekannt sein. Wir müssen also dem Verf. dieses Schriftchens (es ist aus dem Dänischen übersetzt) für seine Mitteilungen dankbar sein. Wir erfahren das Notwendigste über Land und Leute, namentlich aber über die zu kostspielige dänische Verwaltung. Der Verf. kann im einzelnen großartig schildern, die Beschreibung des südlichen Sternenhimmels ist geradezu dichterisch, aber einzelne sittlich schlüpferige Bemerkungen machen die Empfehlung für Schülerbibliotheken unmöglich.

III. Bei den jetzigen Zuständen im Reiche des Czaren auf Reiseschilderungen aus der letzten Zeit einzugehen, ist eine schwere Sache. Jetzt ist es ja ganz anders als noch vor 3—4 Jahren. Immerhin aber ist das Büchelchen sehr anregend. Wenn auch der Amerikaner Kennan die vom Verf. geschilderten Gegenden von Nischni-Nowgorod, Kasan usw. farbenprächtig und zutreffend geschildert hat, so bringt der Verf. doch wieder neue Einzelheiten, die jeden Lehrer fesseln werden. Die Fahrt über den Ural, die Bergbauverhältnisse, das Leben der Einheimischen — alles wird anschaulich geschildert, das Büchlein kann also für Schülerbüchereien wärmstens empfohlen werden.

Graz. Julius Miklau.

Aufgabensammlung zur analytischen Geometrie der Ebene. Von O. Th. Bürklen, Professor am kgl. Realgymnasium in Schwäb. Gmünd. Mit 32 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1905.

Das Aufgabenmateriale in diesem der Göschenschen Sammlung angehörenden Buche bezieht sich auf Punkte und Strecken, auf die gerade Linie, den Kreis, die Parabel, die Ellipse, die Hyperbel, die Kegelschnitte im allgemeinen, ferner auf die Anwendung von Polarkoordinaten

in der analytischen Geometrie und auf Aufgaben über höhere Kurven. Besondere Rücksicht wurde auf Aufgaben über geometrische Örter genommen. Von Interesse sind mehrere Anregungen, die im Buche gegeben werden, so unter anderem die Benutzung der Parabel zum graphischen Rechnen, speziell zum Quadrieren und Quadratwurzelausziehen. In dem Abschnitte, der von den Kegelschnitten im allgemeinen handelt, wird die analytische Geometrie der Kegelschnittbüschel berührt, auf die gemeinsamen Gleichungen der Kegelschnitte, auf geometrische Örter, auf die Auflösungen von Gleichungen dritten und vierten Grades durch Kegelschnitte, dann auf die Flächeninhalte bei Parabel, Ellipse und Hyperbel des Näheren eingegangen und durch sehr instruktive Beispiele die Theorie unterstützt. Unter den Aufgaben über höhere Kurven finden wir die kubische Parabel, deren Erzeugung aus der gleichseitigen Hyperbel, die Neilsche Parabel und deren Herleitung aus der Kegelschnittsparabel, die binomische Hyperbel, die Kissoide berücksichtigt. Die Diskussion einzelner Gleichungen dritten Grades und jene der Gleichungen vom vierten Grade ist in zweckentsprechender Weise durch die betreffenden Aufgaben angebahnt worden. Zum Schlusse finden wir noch Aufgaben über die Gleichungen algebraischer Kurven in polarkoordinaten und über transzendente Kurven.

Die vorliegende Aufgabensammlung ist mit großer Umsicht zusammengestellt und werden auch dem an der Mittelschule wirkenden Lehrer mehrfache Anregungen bieten.

Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verf. noch mehr Aufgaben aufgenommen hätte, in denen die Normalform der Gleichung der Geraden zur Anwendung kommt.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. R. Klett und Dr. L. Holthof, Unsere Haustiere. Eine volkstümliche Darstellung der Zucht und Pflege der Haustiere, ihrer Krankheiten sowie ihres mannigfachen Nutzens für den Menschen. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Von dem bereits angekündigten Werke liegen alle 20 Lieferungen vor. Diese Publikation, welche eigentlich ein Gegenstück und eine Ergänzung zu dem mit großem Beifall aufgenommenen Werke „Die Tiere der Erde“ sein sollte, ist an und für sich ein so herrliches Buch, daß es jeder Bibliothek zur Zierde gereichen wird. Nicht nur Lehrer und Anhänger der Tierschutzvereine werden ihm die größten Sympathien entgegenbringen, sondern jeder, der selbst Haustiere hält oder Freude an ihnen hat, wird um so lieber sich mit demselben befassen, als er in ihm nicht trockene Beschreibungen, sondern vielmehr eine lebhafte Schilderung der Lebensweise und Eigenheiten dieser Tiere findet. Dazu kommt, daß die Ausstattung des Werkes die denkbar prachtvollste ist. Der überreiche Bilderschmuck, der durchwegs auf unmittelbar wirkenden, geschmackvollen Momentaufnahmen nach dem Leben beruht, kann nicht rühmend genug hervorgehoben werden. Der Preis (60 Pf. pro Lieferung) muß als ein mäßiger bezeichnet werden.

Wien. H. Vieltorf.

M. Wundt, Alpenkalender 1906. W. Spemann, Berlin und Stuttgart. Preis 2 Mk.

Es ist ein Wandabreißkalender, jedes Blatt drei Tage enthaltend, mit einem prächtigen Alpenbilde geschmückt, ab und zu mit Dichtersprüchen auf die Alpen ausgestattet. Der Herausgeber selbst sagt: „In bunter Reihe werden dem Beschauer Bilder aus allen Teilen der Alpen, Berg und Tal vorgeführt, begleitet von Dichterworten über die Hochgebirgsnatur wie von Äußerungen urwüchsigen Volkshumors, die wie kaum etwas geeignet sind, den Blick zu klären, trübe Stimmungen zu verscheuchen. Dazu kommen kurze Schilderungen über markante Persönlichkeiten des Alpinismus usw." „Ganz besondere Sorgfalt ist der Auswahl der Photographien und ihrer Reproduktion zugewendet. Sie werden, wenn gesammelt, mit der Zeit ein charakteristisches Bild der hauptsächlichsten Gebirgsgruppen der Alpen geben und nicht bloß schöne Erinnerungen sein, sondern in ihrer Gesamtheit einen hohen instruktiven Wert besitzen." Die Bilder sind durchwegs wunderschön und für Geographen außerordentlich lehrreich, z. B. Matterhorn, Ortler, Mont Blanc, Tödi usw. Der Kalender mag als Zierde für jedes geographische Kabinett empfohlen sein, bei dem geringen Preise könnte er auch in der III. und IV. Klasse jeder Mittelschule ausgehängt, die abgerissenen Blätter an die Schüler verteilt werden.

Graz. Julius Miklau.

Immerwährender Ferien-, Fest- und Mondkalender. Von Alois Dressel, Feldkirch. F. Unterbergers Verlag 1906.

Das vorliegende Werkchen hat den Zweck, ein handliches Hilfsmittel für chronologische Bestimmungen zu bieten; da seine Verwendbarkeit vom Jahre 2000 v. Chr. bis 2200 n. Chr. reicht, ist es für Historiker ein bequemer Nachschlagebehelf. So weit ich prüfen konnte, scheint das kleine Heftchen verläßlich; übersichtliche Anordnung und guter Druck erhöhen seinen praktischen Wert.

Wien. B. Imendörffer.

Programmenschau.

67. Rudolf Prohaska, De Moreti carminis Vergiliani inscriptione. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Mähr.-Schönberg über das Schuljahr 1903/4. 11 SS.

Der Verf. der Abhandlung weist die bisherigen Deutungsversuche des Wortes *moretum* sowie die Ableitung aus dem Lateinischen als unzulässig ab und gelangt zu dem Ergebnisse, daß es ein griechisches Verbaladjektiv sei (*μορητόν*) und etwas bedeute, *quod dividi, contundi, comminui possit, et id, quod divisum, contusum, comminutum sit, vel genus quoddam cibi, qui e variis rebus divisis, contusis, comminutis, inter se commixtis confectus sit.* Es wird als Stütze für diese Annahme eine ganze Reihe analoger Namen gleichfalls ganz allgemeiner Art aus verschiedenen Sprachen als Bezeichnung für ganz bestimmte Speisen aufgezählt und als Übersetzung empfohlen „die Kräutermährte" (p. 11). Wenn die Beweisführung nicht überzeugend ist, so liegt das zum guten

Teile auch darin, daß die Untersuchung zu einseitig, bloß von der etymologischen Seite aus geführt ist, wobei manches sehr fraglich ist, so die Existenz eines Verbums *μορεῖν* und die (gegen Curtius) angenommene Bedeutung der Wurzel $\sqrt{\mu o \rho}$ = zerteilen (oder genauer: zerreiben = *terere* beim Verf. des *Mor.*, *herba elisa* bei Ovid). Es drängt sich von selbst die Frage auf: Wenn das Gericht, dessen Bereitung in dem Gedichte ausführlich beschrieben wird, ein ursprünglich italisches war, wieso kommt es zu einem griechischen Namen? War es aber griechischer Herkunft, so muß seinem Ursprunge näher nachgeforscht werden. Hiebei wäre vielleicht weniger Gewicht zu legen auf die Bemerkung, die Js. Vossius in einem Mailänder Kodex gefunden haben will, wohl aber die Stelle aus Ovid, Fast. IV 367—372 in Erörterung zu ziehen, wonach das *moretum* beim Kybelekult eine Rolle spielte und der Grund dafür angegeben wird. Endlich verdienen die Verse 116—118 des Gedichtes:

Tum demum digitis mortaria tota duobus
Circuit inque globum distantia contrahit unum,
Constet ut effecti species nomenque moreti

volle Beachtung, weil daraus unzweideutig hervorgeht, daß man den Namen *moretum* als Bezeichnung für die Form des Gerichtes betrachtete.

So scheint mir also die Frage nach der Herkunft des in Rede stehenden Wortes noch offen zu sein.

68. Josef Golling iun., Schulkommentar zu ausgewählten Eklogen Virgils. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Brüx. Veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1904/5. 16 SS.

Also ein Schulkommentar an Stelle einer wissenschaftlichen Abhandlung. Die Wahl verrät praktischen Sinn. „Die Publikation in Verbindung mit einem Kommentar zu ausgewählten Stücken aus den Georgica ist von anderer Seite in Aussicht genommen." Behandelt sind die Ekl. 1, 4, 5, 7, 9, die Einrichtung des Kommentars ist elementar gehalten, wie etwa in den Ausgaben der Aschendorffschen Sammlung. Da erhebt sich vor allem die Frage, wie viel man bei den Schülern voraussetzen dürfe. Der Verf. gibt die Bedeutung von *capella, pōpulus, robustus, vinea, vireo* an. Da mußte er folgerichtig auch *abies, arundo, blandus* (in Verbindung mit *flos*), *calamus, cortex, fagus, haedus, ilex, olor, silex, sulcus, texo, uber* u. a. aufnehmen. Mehrmals übersetzt sind z. B. *corylus* (aber gerade dort nicht, wo es zuerst begegnet), *distentus lacte (distendo), examen, induco,* der Versanfang *insere piros, lentus, puniceus.* Ob gewisse termini technici wie attributiv, subjektlos, abstrakt und konkret, *traiectio* dort absichtlich gemieden sind, wo sie das Wesen der Sache kurz bezeichnen würden, vermag ich nicht zu entscheiden.

Ich lasse ein paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen folgen: 1, 1—5 verdient der Chiasmus *Tityre, tu — nos, nos — tu Tityre* Erwähnung. — 2 *meditaris* „ersinnst" ist zu wenig bezeichnend. Indem der Komponierende zugleich der Vortragende ist, bedeutet es (unserem „phantasieren" vergleichbar) „du bläst". — 16 f. unabhängig: *quercus praedicebant, si mens non laeva fuisset.* — 24 schwindet jeder Anstoß, wenn *extulit* als perf. praes. verstanden wird = *caput urbis elatum est:* vgl. 5, 7 *sparsit.* — 26 *videre* = besuchen. — 28: Im Lat. wird in diesem Falle (bei *tondenti*) das Pronomen *(mihi)* nicht ausgedrückt. — 33: über *multa victima* 7, 49 und 60. — 34 (und sonst): die Nachstellung von *et*, vgl. zu 4, 54. — 35 *dextra redibat*, auffällige Kürze des Ausdruckes: vgl. dagegen *moret.* 82. — 38: Die Länge der Endsilbe in *aberat* erst zu 7, 23 bemerkt. Eine Notiz über *pinus* (entweder „Fichte" oder „Zirbelbaum") wäre vielleicht am Platze. — 45 *submittere* nicht „aufwachsen

lassen", sondern zu ergänzen *vaccis*. Vergleichbar ist auch *admitto* mit seinen Ableitungen. — 47 halte ich die Ergänzung von *sunt* für überflüssig und beziehe auch *magna* auf *manebunt* (= *erunt*, 4, 18; 53). — 64: Stufenfolge *in Africam, Africam, Afros*. — 66 dürfte weniger an eine ungenaue geographische Vorstellung zu denken sein als an einen hyperbolischen Ausdruck für *longe remotos*. — 69 besagt *mea regna* (in abgeschwächter Bedeutung) nichts weiter als „mein (karges) Besitztum". — 70: *impius* heißt der Soldat wohl deshalb, weil er sich fremden Besitz widerrechtlich aneignet. — 72 bezieht sich *his* nicht auf *cives*, sondern auf die V. 70 f. bezeichneten *impii et barbari milites*. — 77 *me pascente* von *pasco*, hingegen 5, 12 *pascentes haedos* von *pascor*. — 78: Die Bedeutung von *salix* erst zu 5, 16 angegeben. — 4, 19 *bacchare*, hingegen 7, 31 *baccar, baccaris*. — 61 *tulērunt*. — In der Einleitung zur 5. Ekloge konnte zu den Worten: „Unter Menalkas verstehen einige den Dichter Virgil selbst" passend verwiesen werden auf die Zitate V. 86 f. und auf die 9. Ekl. nebst Einleitung. — 5, 1 ff. entspricht der Infinitiv bei *bonus* dem dichterischen Sprachgebrauche, ähnlich wie bei *dignus* (54; 89). — 28 *que* — *que* = *et* — *et*, vgl. 23 *atque*. — Die ästhetischen Urteile 7, 49—52; 52 und 65—68 können in dieser Kürze das Mißverständnis hervorrufen, als ob sie gegen Virgil gerichtet wären. — 61: Der Großvater des Herkules war nicht Alcaeus, sondern Alceus (Ἀλκεύς). — 9, 6: Über *nec* = *non* vgl. *necdum* = *nondum* 26. — 9: Freie Apposition auch 7, 16. — 18 *solacia* „die trostreichen Lieder", analog 5, 78 *laudes* „Loblieder". — 59: *adeo* auch 4, 11. — Druckfehler: S. 14, Z. 1 „Erdbaumbaum" st. „Erdbeerbaum", S. 15 (zu V. 17) „*quamquam*" st. „*quemquam*".

Wien. R. Bitschofsky.

---

69. Prof. Dr. Johann Oehler, Zum griechischen Vereinswesen. Progr. des k. k. Maximilian-Gymnasiums in Wien 1904/1905. 28 SS

Der Verf. verfolgt mit seiner Arbeit den Zweck, als eine Art Nachtrag zu Ziebarths Buch „Das griechische Vereinswesen" „eine geographisch geordnete Liste der griechischen Vereine zu geben, die über die Ausbreitung des griechischen Vereinswesens nach Ort und Zeit orientieren und zugleich eine Übersicht über das Vereinsleben in den einzelnen Städten geben soll". Zu diesem Behufe sammelt er vor allem das zerstreute epigraphische Material, wie es ihm in Publikationen und dem Schedenapparat der *Tituli Asiae Minoris* vorlag. Aber auch die literarischen Nachrichten wurden reichlich herangezogen. — Was die Arten der Vereine betrifft, so hat Verf. auch die Paides, Epheboi, Neoi und Gerusia in seine Listen aufgenommen, bezüglich der dionysischen Künstler und der Athleten hingegen sich aus technischen Gründen auf die Angabe der Inschriften beschränkt, in denen sie erwähnt werden. Bei Attika sind die auf die Epheben bezüglichen Inschriften unberücksichtigt geblieben, die anderen nach Örtlichkeiten und Arten geschieden. So werden z. B. bei Athen behandelt: *a*) Orgeonen, *b*) Thiasoten, *c*) Eranisten, *d*) Andere Kultvereine, *e*) Berufs- und Vergnügungsvereine, *f*) Wissenschaftliche Vereine, *g*) Soldatenvereine, *h*) Dionysische Künstler. — Verf. hatte die Absicht, der Arbeit ein alphabetisches Verzeichnis der angeführten Vereine beizugeben; leider mußte sie aus Raummangel unausgeführt bleiben.

Wer weiß, wie verstreut das inschriftliche Material und die einschlägige Literatur auf dem in Rede stehenden Gebiete ist, wird die von Oehler aufgewendete Zeit und Mühe voll würdigen. Daß die Arbeit mit

gründlicher Sachkenntnis geschrieben ist, beweisen die zahlreichen kritisch-sichtenden und erklärenden Bemerkungen zu einzelnen Inschriften. Diese sind es, die dem Aufsatze auch äußerlich den Charakter einer bloß mechanischen Zusammenstellung nehmen. Verf. skizziert S. 3 f. die hohe Bedeutung des griechischen Vereinswesens; seine Listen sind hiefür ein trefflicher Beleg.

Wien. Dr. R. Weißhäupl.

70. Žnideršić Franz, Zur Pflege der slovenischen Schriftsprache an österreichischen Gymnasien. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Görz 1903. 38 SS.

In dieser lesenswerten Abhandlung verfolgt der Verf. den Zweck, die Grundsätze aufzustellen, nach welchen ein Normallehrplan des Slovenischen für jene Mittelschulen ausgearbeitet werden soll, wo dasselbe als Muttersprache gelehrt wird. Die Bausteine, die zur Aufstellung eines solchen Normallehrplanes hier beigetragen werden, sind im allgemeinen beachtenswert; einen eigenen Plan für den slovenischen Unterricht entwirft der Verf. nicht, sondern überläßt dies einer eigenen Enquete und wünscht, daß ein Slavist vom Fach einen Vorschlag zum Normallehrplan des Slovenischen ausarbeite. Wenn wir die hier aufgestellten Grundsätze, nach denen sich der Verf. eines Normallehrplanes für Slovenisch richten soll, näher ins Auge fassen, so sind folgende Punkte hervorzuheben. Die Bemerkungen des Verf. beziehen sich nur auf einzelne Punkte in der Grammatik und in der Lektüre. Bei der Aussprache der einzelnen slovenischen Laute spricht er sich für die reine Aussprache des *l* aus und verlangt auch die Schreibung *bralec* statt *bravec*, was einzig und allein für die Schule richtig ist. Die Auseinandersetzung dieses strittigen Punktes ist interessant und den Verfechtern der reinen Aussprache des Slovenischen aus der Seele gesprochen. Dagegen ist das Verlangen nach einer Normalbetonung zuweit gehend, da viele Worte, ja, ganze Wortgruppen in verschiedenen Gebieten verschieden betont werden und der Schüler durch die Accentzeichen in der natürlichen, seiner Heimat eigentümlichen Betonung nur gestört wird. Von einer Normalaccentuierung ist umsomehr abzusehen, da die gegenwärtigen Schriftsteller sich nur selten der Accentzeichen bedienen und die neueren Druckwerke höchstens abweichende Betonungen accentuieren. Die methodischen Bemerkungen zum sprachlichen Unterricht sind zu billigen, nur der Aufnahme der Endung *-oj* im Instr. Sing. (*goroj* statt *goro*) können wir nicht beipflichten.

Der Verf. berührt auch die Einführung des obligaten Unterrichtes der serbo-kroatischen Sprache für die Slovenen an der Mittelschule. Vorausgesetzt, daß die Unterrichtszeit für Slovenisch im Obergymnasium auf drei wöchentliche Stunden erweitert würde, ist auch der Gefertigte mit der Einführung dieses Unterrichtes und mit einer intensiveren Pflege der serbischen Volkslieder einverstanden, jedoch nicht in der V., sondern in der VI. Klasse, wohin auch der Verf. (S. 32) die Schullektüre des serbischen Volksepos „Kosovo“ von Novaković verlegt wissen will. Bei der Besprechung der Lektüre nimmt der Verf. mit Recht Stellung gegen die derbe naturalistische Richtung einiger slovenischer Schriftsteller und befürwortet, was lobend anerkannt werden muß, die Aufnahme der Tragödie „Tugomer“ von Jurčič in den Kanon der Schullektüre, wobei er richtig bemerkt, daß der verständige Lehrer gerade bei solcher Lektüre mit feinem Takt und Gefühl die nationalen Gegensätze berühren [illegible] aufklärend auszugleichen suchen wird. Die hier gegebenen [illegible] besonders jungen Lehrern zu empfehlen, die gerade in den [illegible] ihrer Tätigkeit bei der Lektüre auf Schwierigkeiten stoßen.

Nach einer in dieser Abhandlung nicht recht angebrachten Digression über das Verhältnis des Dichters Prešéren zum „Illyrismus" wird zum Schluß auch der altslovenische Unterricht berührt. Wir wundern uns, daß der Verf. für die Ausscheidung des Altslovenischen aus dem Lehrplan eine Lanze bricht. Hier spielt er dieselbe Rolle, wie einst jene Lehrer des Deutschen, die das Mittelhochdeutsch aus dem Lehrplane ausgeschieden haben. Wir sollten vielmehr dem Altmeister Fr. Miklosich großen Dank zollen, daß er den altslovenischen Unterricht für die Slovenen eingeführt hat, und man soll nicht das Gute beseitigen, ohne es durch etwas Besseres ersetzen zu können. Ein tüchtiger Lehrer kann beim altslovenischen Unterricht schöne Erfolge erzielen und wird hiebei den Schülern einen weiten Gesichtskreis über alle slavischen Sprachen eröffnen.

Den Lehrern des Slovenischen zeigt diese Abhandlung noch ein großes Arbeitsfeld auf dem Gebiete der slovenischen Schulliteratur, indem sie die Hilfsbücher anführt, welche noch geschaffen werden müssen, um den slovenischen Unterricht mit vollem Erfolg betreiben zu können. Zum Schluß können wir die tadelnde Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Abhandlung durch eine große Menge von Druckfehlern entstellt ist.

Dr. J. Sket.

---

71. Prof. Dr. Ignaz Brommer, Die österreichische Donau und die österreichische Elbe als Wasserstraßen. I. Teil. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Floridsdorf 1905. 23 SS.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war in Österreich durch den Bau der Eisenbahnen das Interesse an der Schiffahrt mehr in den Hintergrund gedrängt worden, bis im Gesetz vom 11. Juni 1901, betreffend den Bau von Wasserstraßen und die Durchführung von Flußregulierungen, den Wasserstraßen wieder mehr Beachtung geschenkt wurde. Diesen Wandel nahm der Verf. zum Anlaß, um in einer kleinen Studie die Bedeutung der Donau und Elbe als Wasserstraßen bis zu ihrem gegenwärtigen Stande, also bis zu dem Zeitpunkte, wo auf Grund dieses Gesetzes der Bau neuer Wasserstraßen in Angriff genommen wird, kurz zu skizzieren.

In dem bis nun erschienenen I. Teile schildert der Verf. die hydrographischen Eigentümlichkeiten der beiden Flüsse, die überwiegend einen hemmenden Einfluß auf die Schiffahrt ausüben. Bei Besprechung der Verhältnisse auf der oberen Donau zieht der Verf. zum Vergleiche die hydrographischen Eigenschaften des Rheines heran und findet, daß die obere Donau in ihrer Leistungsfähigkeit als Schiffahrtsweg hinter dem Rhein oberhalb Mannheim nur insoferne zurückbleibt, als infolge der Eisverhältnisse der Verkehr jährlich über zwei Monate eingestellt werden muß, während sich am Rhein dank dem milderen Klima der oberrheinischen Tiefebene dieses Hindernis weitaus nicht in dem Grade fühlbar macht. Bei der Elbe und Moldau dagegen sind die Wasserstandsverhältnisse dadurch ungünstiger als bei der Donau, daß ihnen das natürliche Reservoir fehlt, das die Donau in den Alpen, von deren Nordabflüssen sie hauptsächlich gespeist wird, besitzt. Dies hat sich besonders im trockenen Sommer des Jahres 1904 gezeigt. Aber auch die Eisverhältnisse sind auf der Elbe ungünstiger als auf der Donau. Der Verf. kommt am Schlusse seiner Ausführungen zu dem Resultate, daß die natürlichen Eigenschaften der Donau und Elbe in Österreich für die Schiffahrt als nicht besonders günstig bezeichnet werden können und findet die Ursache hauptsächlich darin, daß beide Strecken dem Oberlaufe der genannten Flüsse angehören. Seine Ausführungen gipfeln in folgenden Worten: „Zeigt die Elbe

im ganzen gegenüber der Donau ein geringeres Gefälle, so hat letztere wieder die günstigeren Wasserstandsverhältnisse voraus, welche die Schiffahrt auf der Donau weder bei Niederwasser, noch im Winter durch Eis in dem hohen Maße beeinträchtigen wie auf der Elbe. Trotzdem sich die Nachteile auf beiden Strecken so ziemlich die Wage halten, hat doch der Verkehr auf der Elbe ganz andere Dimensionen angenommen als auf der Donau".

Diese Ergebnisse werden aus einer Reihe von eingefügten Tabellen über Gefällsverhältnisse, Stromgeschwindigkeit, Tiefen- und Wasserstandsverhältnisse, Eisverhältnisse, Schiffahrtsdauer usw. gewonnen. Freilich hätten wir im ganzen eine innigere Durchdringung von Text und Tabellen, sowie Erklärung mancher Fachausdrücke (geringste Tiefe in *m*, Vermalungen des Fahrwassers), sowie der Zeichen und Kürzungen in den Tabellen (so in Tabelle III der Sternchen bei mehreren Zahlen, in Tabelle X der Kürzung *A. P.*) gewünscht.

Über den Versuch der Dampfschiffahrt am Inn und die Einstellung der Kettenschiffahrt auf der Donau erfahren wir hoffentlich einiges im II. Teil. Da die Programmarbeit nur den I. Teil einer größeren Abhandlung bildet, so wäre es überhaupt zweckmäßig gewesen, in der Einleitung über den Plan und die Anlage des Ganzen eine kurze Mitteilung zu machen. Auch vermissen wir ungern in der Einleitung zu diesem Thema die Studien Dr. Viktor Thiels über Strombauten und Strombauprojekte früherer Jahrhunderte, so dessen „Geschichte der älteren Donauregulierungsarbeiten bei Wien. I. (Von den ältesten Nachrichten bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts)" im Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, II. Jahrgang 1903, S. 117 ff. und den Vortrag im Verein für Landeskunde von Niederösterreich: „Die Wasserstraßen in Österreich im XVIII. und XIX. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der Donauregulierung bei Wien" am 13. Januar 1905, im Auszuge enthalten im Monatsblatte dieses Vereines, IV. Jahrg., Nr. 13 und 14, Januar-Februar 1905, S. 222 ff., in welchem z. B. das Projekt einer Verbindung der Donau mit der Moldau, desgleichen mit der Oder und durch diese mit dem Stromgebiete der Weichsel, das der niederländische Wasserbaumeister Vogemonte um die Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts entwarf, mitgeteilt wird. Nun noch einige Versehen: Der Verf. der S. 21 in Anm. 41 zitierten Schrift heißt Lauda, nicht Landa. In der Tabelle XI auf S. 22 soll es statt *mm* richtig *cm* heißen. Doch sollen diese kleinen Bemängelungen keineswegs den Wert der vorliegenden Arbeit herabsetzen, die den Leser in kurzem mit den großen Schwierigkeiten vertraut macht, mit denen die Schiffahrt auf den genannten Flüssen zu kämpfen hat.

Dr. Roman Hödl.

---

72. 1. Josef Bubeníček, Nach Montenegro, eine Reiseskizze.

73. 2. — —, An der Schwelle Albaniens.

74. 3. und 4. — —, Durch Montenegro. Programme des k. k. Staats-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1903, 1904, 1905 und 1906. Mit 08 Abbildungen im Texte und 110 SS.

Eine Reise durch die Adria, Dalmatien, Montenegro, Herzegowina und Bosnien gehört heutzutage zu den beliebtesten Unternehmungen, weshalb wir auch in der sommerlichen Reisezeit wiederholt mehr oder weniger anregenden Beschreibungen einer [illegible] in den Tagesblättern und anderen Zeitschriften be[illegible] nicht subjek-

tive Eindrücke, eingehende Schilderungen aus Fauna und Flora, geographische und geschichtliche Einzelheiten bieten, reichen sie wohl meist nicht an das heran, was z. B. die 26. Auflage von Baedecker, Österreich-Ungarn (Leipzig 1903) enthält. Sehr mißlich ist die Veröffentlichung eines solchen Aufsatzes im beschränkten Rahmen eines Mittelschulprogrammes, umso mißlicher, wenn er des Raumes wegen in Fortsetzungen erscheint, die in Jahresfrist aufeinander folgen, so daß der Überblick über den Gesamtaufbau der Arbeit verloren geht. Dies ist auch bei dem eingangs angeführten Aufsatze der Fall, von dem uns vier Teile vorliegen, die nächstes Jahr (1907) abgeschlossen werden sollen. Der Schwerpunkt liegt auf den Schilderungen aus Montenegro und Albanien, weshalb sich der Verf. über die Reise durch Dalmatien ziemlich kurz faßt. Was da über Fiume, Zara, Sebenico, Spalato, Trau, Ragusa, die Bocche und Kattaro gesagt wird, finden wir ausführlicher in allen Reisehandbüchern. Auch die Beschreibung der Fahrt von Kattaro nach Cetinje wird von Baedeker weit überboten. Dann aber folgt eine eingehende und ausführliche Beschreibung der Hauptstadt Montenegros, erläutert durch eine schöne und wohlgelungene Ansicht dieser Stadt, für die wir dem Verf. dankbar sein müssen. Nebstbei erfahren wir manche Einzelheiten über die Bewohner der „schwarzen Berge", in denen der Verf. allerdings nach alter Überlieferung lauter Helden sieht, während der aufmerksamere Reisende von der Armseligkeit und Bettelhaftigkeit der überwiegenden Mehrzahl, der österreichische Soldat, der längere Zeit in nachbarlicher Garnison stand, auch von dem Heldenmute einen ganz anderen Eindruck gewinnt.

Von Cetinje aus unternimmt der Verf. einen Ausflug in das benachbarte Albanien. Der wahrhaft herrlichen und großartigen Aussicht vom „Belvedere" oberhalb Cetinje hätte etwas eingehender gedacht werden können, die daselbst bestandene Restauration war aber schon vor drei Jahren aufgelassen. Nach kurzer Fahrt erreichen wir Rjeka, das kurz geschildert wird, besteigen dann den Dampfer „Danica", der uns über den Skutarisee bringt. In dankenswerter und anregender Weise schildert der Verf. diese Fahrt bis zur Ankunft in Skutari. Diese Stadt mit ihrer bunt gemischten Bevölkerung, dem regen Leben und Treiben lernen wir nach den hier etwas lebhafteren Schilderungen des Verf.s ziemlich eingehend kennen, wie wir auch einen ganz kleinen Einblick in die Verkommenheit der türkischen Verwaltung gewinnen, die natürlich zunimmt, je weiter man ins Innere kömmt. Dann führt uns der Verf. nach Cetinje zurück. Nach zahlreichen photographischen Aufnahmen, die er machte, sind den vier Aufsätzen zahlreiche Textbilder aus Montenegro und Albanien beigegeben, deren Wiedergabe durch die Druckerei wohl recht viel zu wünschen übrig läßt. Der III. und IV. Aufsatz sind reich an fesselnden Schilderungen aus Montenegro. Der Verf. besucht fast alle größeren Orte des Landes, besteigt mehrere höhere Berge usw. und schildert seine persönlichen Erlebnisse in fesselnder Weise. An der Hand seiner Schilderungen lernen wir Land und Leute, Sitten und Gebräuche genau kennen. Es wäre zu wünschen, daß nach Vollendung die ganze Arbeit in Buchform weiteren Kreisen zugänglich gemacht werde.

Graz. Julius Miklau.

---

75. Johann Morawetz, Über die Grundlagen der Arithmetik und Algebra im Mittelschulunterrichte. Progr. der Staatsrealschule in Salzburg 1904, 34 SS. 8°.

Der mit großem Fleiß gearbeitete Aufsatz enthält mancherlei Bemerkungen, die für den angehenden Lehrer beim Unterrichte der Mathematik in den ersten Anfängen der Oberstufe von Nutzen sein können.

76. Franz Laitl, Die Sigma-Funktionen und ihr Zusammenhang mit den Theta-Funktionen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Sternberg 1904, 29 SS. 8°.

Die von Weierstraß in die Analysis eingeführte und von ihm als σ-Funktion bezeichnete Transzendente ist ganz im Gegensatze zu ihrer Vorgängerin, der Θ-Funktion, verhältnismäßig wenig Gegenstand der Behandlung seitens der Fachkreise gewesen, ja sie hat vielfach kaum noch Beachtung gefunden. Die Hauptursache liegt darin, daß die Vorträge des großen Analysten zu dessen Lebzeiten im Drucke nicht veröffentlicht und daher fast ausschließlich auf seine Zuhörerschaft beschränkt blieben, aus deren Mitte der Inhalt derselben stets nur nach längerer Zeit und selbstverständlich in unvollkommener Weise bekannt wurde. Ein Aufsatz über diese Funktionen muß daher unter allen Umständen willkommen geheißen werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

77. Prof. Josef Schmidt sen., Ein planimetrisches Problem. (Schluß.) Progr. der Komm.-Oberrealschule in Eger 1904. 24 SS.

Mit diesem Programmaufsatze beschließt Schmidt seine Untersuchungen über die Aufgabe, die Seiten eines Dreieckes aus den Winkelhalbierenden zu bestimmen, indem er die Eigenschaften jener Kurve 4. Ordnung entwickelt, von welcher im 2. Teile die Rede war. Er bedient sich dabei des Verfahrens von Newton und kommt zu einer Riemannschen Fläche, die zweiblätterig ist und sechs zweiblätterige Verzweigungspunkte besitzt, ferner auf einen Funktionenkörper, der als hyperelliptischer erkannt wird, und stellt fest, daß die Kurve sechs reelle Inflexionstangenten besitzt, daß ihre Hessesche Kurve von der 6. Ordnung ist und die beiden Äste im Doppelpunkte berührt. Schließlich bemerkt er bei der Untersuchung über Punktgruppen auf der Kurve, es spiele hiebei die Gleichung 6. Grades, welche die vom Doppelpunkte ausgehenden Tangenten bestimmt, die größte Rolle, weshalb er die Lösung dieser Gleichung an anderem Orte zu publizieren gedenke.

Wenn wir alle drei Teile des Aufsatzes von Schmidt überblicken, so müssen wir uns sagen, daß sie eine gründliche, vielumfassende und in modernem Geiste durchgeführte Untersuchung eines interessanten planimetrischen Problemes bilden.

78. Rich. Suppantschitsch, Über Oberflächen vierter Ordnung mit Doppelkegelschnitt. Progr. der III. deutschen Staatsrealschule in Prag 1904. 40 SS.

Der Autor teilt den Aufsatz in folgende sieben Abschnitte: I. Historisches; II. Ein besonderes F^2-Gebüsch; III. Die Geraden der Flächen Φ^4; IV. Die Kegelschnitte und Kummerschen Kegel der Flächen Φ^4, die Kuspidalpunkte, quadratische Inversionen; V. Die Kurven O_1^4, auf den Flächen Φ^4, lineare Systeme von Flächen Φ^4; VI. Die Flächen Φ^4 mit Doppelpunkten; VII. Eine besondere Fläche Φ^4.

Schon aus diesen Angaben kann man ersehen, wie vielseitig das Thema behandelt wird. Fügen wir noch bei, daß der Autor einer kurzen, prägnanten Ausdrucksweise sich bedient, so wird man es auch glaubwürdig finden, wenn wir sagen, der Aufsatz ist bei seinem Umfange von 40 Seiten sehr inhaltsreich. Mit Fleiß und Umsicht wurde darin nicht nur alles zusammengestellt und mit vielen Literaturangaben belegt, was bisher über Flächen vierter Ordnung bekannt geworden ist, sondern auch

manches Neue angedeutet, was zu weiteren Studien anregt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier den Inhalt dieser wissenschaftlich hochstehenden Arbeit zergliedern — eine solche Besprechung würde mehr in den Rahmen einer Fachzeitschrift für höhere Geometrie passen — und nur noch darauf hinweisen, mit welchen speziellen Flächen vierter Ordnung der Autor sich schließlich beschäftigt. Es ist die Fläche, welche W. Marx (Inaug.-Diss., München 1880) benützt, um die vier Scharen von Ebenen zu finden, die drei Gerade in allgemeiner Lage so schneiden, daß das Dreieck der Schnittpunkte einem gegebenen Dreiecke konform ist. Bei dieser Fläche ist der Doppelkegelschnitt ein Kreis. Sie wird auf eine Kegelfläche zweiter Ordnung bezogen, welche durch zwei projektive Ebenenbüschel erzeugt werden kann, weshalb die Bestimmung der Schnittpunkte der Fläche mit einer Geraden auf die Ermittlung der vier Schnittpunkte zweier Kegelschnitte zurückgeführt werden kann. Der Autor deutet übrigens auch an, wie diese Aufgabe mit Hilfe von zwei Geraden und einem Kegelschnitte gelöst werden könnte, doch hält er diese mühsame Detailarbeit für wenig interessant.

Der Aufsatz kann allen, die die Flächen vierter Ordnung oder der zuletzt erwähnten Aufgabe ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, bestens empfohlen werden.

Wien. F. Schiffner.

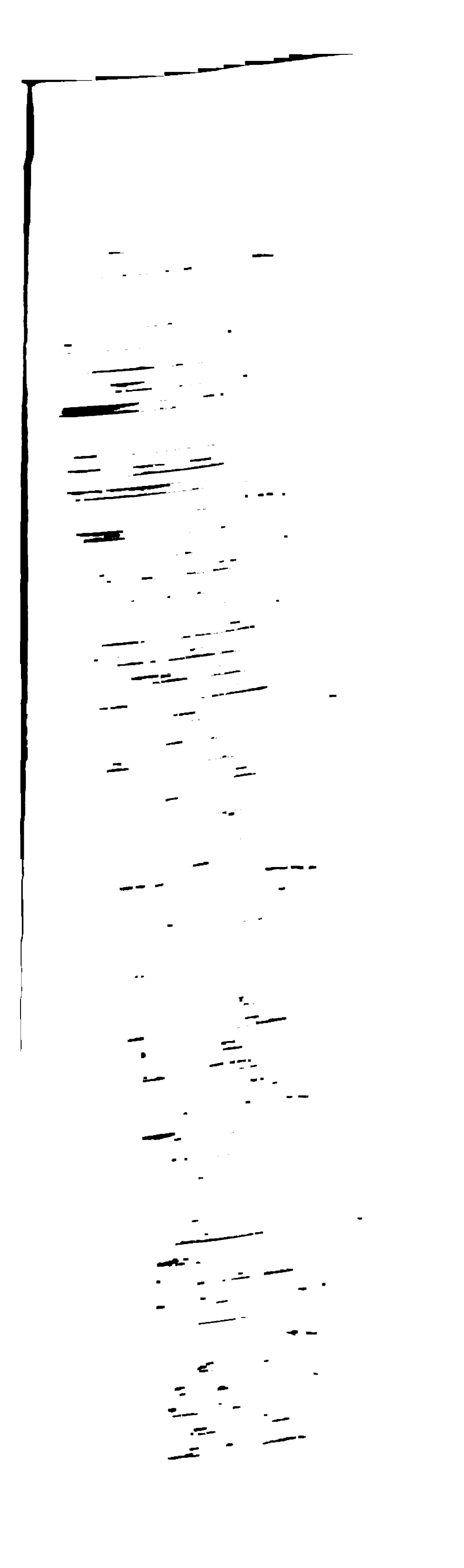
79. Der Begriff „Instinkt im Tierreich“. Von Prof. Dr. K. Hofmann. Programme des Stiftungs-Obergymn. in Duppau in Böhmen 1904 und 1905. 13 und 18 SS.

Hinsichtlich der Auffassung des geistigen Lebens der Tiere gibt es verschiedene Standpunkte. Der eine gipfelt in der zuerst von Cartesius inaugurierten Anschauung: das Tier sei eigentlich nur eine Maschine. Alle Lebenserscheinungen desselben wickeln sich nach chemisch-physikalischen Gesetzen ab. In neuester Zeit ist durch Brehm, Büchner, Marshall u. a. die konträre Auffassung zum Durchbruche gekommen, nach welcher zwischen den psychischen Fähigkeiten des Tieres und des Menschen kein qualitativer Unterschied bestünde. Eine vermittelnde Stellung nimmt Wundt ein. Dieser schließt sich auch der Verf. des vorliegenden Aufsatzes an. Es werden dem Tiere gewisse intellektuelle Fähigkeiten zugesprochen, jedoch Verstand, Vernunft, Wille, also insgesamt das, was man Intelligenz nennt, soll dem Tiere vollständig fehlen. Wieder einmal wird der „Instinkt“ als ein spezifisch tierisches Privilegium zu determinieren versucht. Der Widerstreit der Meinungen auf dem Gebiete der Tierpsychologie ist sehr alt, er wird auch durch diese Schrift nicht zu einem Ende kommèn.

80. Der Pfänder. Eine geologische Skizze von Prof. Jos. Blumrich. Progr. des Kommunal-Obergymn. in Bregenz 1904. 22 SS.

Der aussichtsreiche und deshalb viel besuchte „Pfänder“ bei Bregenz ist der Gegenstand dieser Studie, in welcher der geologische Aufbau des Bergstockes aus jungtertiären Molasseschichten und deren Entstehung geschildert wird. Vielfache Exkurse auf das Gebiet der allgemeinen Geologie erleichtern das Verständnis der lesenswerten Abhandlung.

Wien. Dr. Franz Noë.



bungen der einzelnen Spiele gegliedert sind in: Spielgedanken, Vorbereitung, Ausführung und Variationen. Prof. Dr. J. C. Lion und H. Wortmann erörtern in ihrem „Katechismus des Bewegungsspiels", Leipzig Weber, schon 1891 den jedem Spiele oder einer Gruppe innewohnenden „Grundgedanken", daher ist die auf Seite 9 unten gemachte Behauptung nicht stichhältig.

Wenn endlich Prof. L. sagt, daß die deutsche Spielliteratur um 1890 „noch in den Windeln lag", so ist diese Behauptung schon deshalb unrichtig, weil unter allen Kulturvölkern J. C. F. Guts-Muths schon 1797 ein sehr gründliches Werk über Spiele herausgegeben hatte, das seitdem in fast sämtliche lebende Sprachen übersetzt worden ist und sich bis auf die Gegenwart frisch erhalten hat. (8. Auflage 1892, abgesehen von den vielen unbefugten Abdrucken.) Keine Nachahmung hat es erreicht, geschweige denn verdrängt, oder auch nur entbehrlich gemacht. Es hat nur den einen Fehler, daß es für viele zu viel enthält und zu teuer ist. Alle anderen Spielbücher basieren auf diesem.

Ohne Zweifel waren die herrlichen Spiele, welche unser Jugendleben verschönerten und erquickten, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts im Aussterben begriffen. Die wahre Ursache dieser bedenklichen Erscheinung liegt aber ausschlieslich in der exorbitanten Steigerung aller Werte, namentlich der Bodenrente, woraus das Schwinden der Spielplätze und in weiterer Folge das Aussterben der Spiele naturnotwendig folgen mußten, welcher Punkt in dieser Zeitschrift von 1902, S. 834, bereits ausführlicher erörtert worden ist. Seinerzeit wiesen hervorragende Schulmänner, Turnlehrer und Jugendfreunde auf die Gefahren hin, welche aus dem Schwinden der Plätze kommenden Geschlechtern erwuchsen, allein ohne Erfolg. Erst als die Hygiene mit jugendlicher Kraft dreinfuhr, da wurde man stutzig und von da an beginnt ein verheißungsvoller Abschnitt der verbesserten körperlichen Bildung unserer Jugend. Sie braucht mehr Raum, mehr Luft, mehr Licht!

Wien. Max Guttmann.

Philologische Gesellschaft in Czernowitz.

Im Frühjahr 1905 wurde von den Professoren für philologische Fächer an der Universität in Czernowitz auf Grund gepflogener Vorbesprechungen Prof. Kałużniackis mit den Vertretern der einzelnen Disziplinen Proff. Friedwagner, Jüthner, Kellner, Kromayer, Smal-Stocki, V. Zingerle die Aktivierung einer philologischen Gesellschaft beschlossen, deren Mitglieder auf die akademischen Lehrkräfte der Universität beschränkt sein sollten, deren Aufgabe in der Veranstaltung von Vorträgen sprachwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Charakters, sowie in der Erörterung der durch diese vermittelten Themen präzisiert wurde.

Die konstituierende Versammlung, von sieben Teilnehmern besucht, fand am 1. April 1905 statt und wurde mit einem Vortrage des Kustos V. Grienberger über die Bildung und die sprachlichen Erscheinungen der altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprunges mit Zugrundelegung von Meyer-Lübkes 1904 erschienener, einschlägiger Schrift eröffnet. Zu ständigen Funktionären der Gesellschaft, zu deren Abenden die Teilnehmer mittelst besonderer Verständigung von Fall zu Fall geladen werden, wählte die erste Versammlung Prof. Kałużniacki und Kustos V. Grienberger als Vorsitzende. — Am zweiten Abend des Sommersemesters 1905 sprach Prof. Kellner über die Verschiebung der Wortkategorien im Englischen.

Im Herbst 1905 erfuhr die Gesellschaft eine Vermehrung ihrer Mitgliederzahl, indem auch Prof. Hilberg, von einer längeren Studienreise zurückgekehrt, sowie die Historiker der Universität Proff. Herzberg-Fränkel, Kaindl, Milkowicz und von der Juristen-Fakultät Prof. V. Mayr ihren Beitritt erklärten.

In den beiden Semestern des Jahres 1905/6 wurden acht Vorträge gehalten. Es sprachen am 18. November 1905 Prof. Jüthner über die literarische Stellung des Philostratischen Gymnastikos; am 9. Dezember Prof. Kromayer über die Ausgrabungen in *Novaesium*; am 3. Februar 1906 hielt Kustos V. Grienberger einen Vortrag unter dem Titel: „Runologische Mitteilungen"; am 15. März sprach Prof. Kałużniacki über Wesen und Bedeutung der volksetymologischen Attribute christlicher Heiliger; am 10. Mai Prof. Hilberg über die Bedeutung der Betonung für die griechische Metrik. Am 26. Mai brachte Prof. Kaindl einen Vortrag über die deutschen Siedlungen in Galizien und ihren Kultureinfluß; am 9. Juni sprach Prof. Kellner über Variation und Tautologie; zwei Eigentümlichkeiten des altenglischen Stils; am 23. Juni Prof. V. Mayr über Papyrusforschung und römische Rechtsgeschichte. — Die Vorträge der Gesellschaft fanden im Jahre 1905/6 im Prüfungszimmer der philosophischen Fakultät statt und gaben willkommenen Anlaß zu lebhafter und anregender Debatte,

Zur Anhörung einzelner Vorträge wurden außer den ständigen Teilnehmern auch Professoren anderer Fächer der philosophischen Fakultät, sowie der Juristen-Fakultät geladen und bekundeten durch ihre Anwesenheit und durch Eingreifen in die Debatte das rege Interesse, das der Gesellschaft und ihren Verhandlungen entgegengebracht wird.

Czernowitz. Kałużniacki, V. Grienberger.

Eingesendet.

Vom n. ö. Landeskomitée zur Förderung des Zweiten Internationalen Kongresses für Schulhygiene in London 1907 erhalten wir folgende Zuschrift:

Die allgemeine *Adresse des Kongreßbureaus* ist: Offices of the Second International Congress on School-Hygiene. The Royal Sanitary Institute, Margaret Street, London W.

Nach den vorliegenden Erfahrungen muß für alle Korrespondenzen sehr deutliche Schrift in lateinischen Lettern im eigenen Interesse dringend empfohlen werden.

Mitgliedschaft. Man stelle eine Auslandspostanweisung auf Ein Pfund[1]) aus und adressiere an: Sir Rich. Biddulph Martin Bart. London E. C. 35 Lombard Street.

Die Anweisung darf außer Namen, Stand und Adresse des Senders keinerlei schriftliche Mitteilungen enthalten; für jedes Mitglied ist eine besondere Anweisung zu benützen. Es empfiehlt sich, Anmeldungen zeitig vorzunehmen, da im allgemeinen bei Kongressen für die Mitglieder Drucksachen vorbereitet zu werden pflegen, welche erfahrungsgemäß später Angemeldete nicht mehr erhalten. — Damenkarten (kein Stimmrecht, kein Anrecht auf den gedruckten Kongreßbericht) kosten 10 Shilling. [Adresse wie oben.]

Delegierungen; Kongreßbericht. Korporationen aller Art (Vertretungs- und Verwaltungskörper, Vereine usw.), welche Delegierte zum

[1]) Nicht: eine Guinée.

Kongreß nominieren wollen, werden ersucht, den genauen offiziellen Titel, Vereine denjenigen, unter welchem sie in Österreich amtlich bescheinigt sind, nach London anzumelden, die bisher aus Niederösterreich dem hiesigen Landeskomitée mitgeteilten Delegierungen wurden bereits dem Londoner geschäftsführenden Sekretär angemeldet; weitere Delegierungen bittet das n. ö. Landeskomitée direkt an die eingangs angegebene Adresse des Kongreßbureaus zu senden. Sollte eine Delegation verhindert sein, dem Kongresse persönlich anzuwohnen, so bietet die Erwerbung der Mitgliedschaft doch den großen Vorteil, daß der betreffende Verein usw. derart in den Besitz des wertvollen Kongreßberichtes gelangt.

Kosten der Teilnahme am Kongreß. Das wohlfeilste Rundreisebillet II. Klasse Wien-London und zurück auf demselben Wege, 25 *kg* Freigepäck, kostet K 184 (laut Rundreiseprogramm des Reisebureaus Schenker & Co. Wien, I., Schottenring 3), andere Routen kosten mehr (bis ca. K 280, II. Kl., ohne Freigepäck). Näheres in den Rundreiseprogrammen der genannten Firma oder von Cook & Son, Wien, I., Stephansplatz 2. Der Preis pro Woche für Wohnung und Verpflegung (welch letztere bis auf den schwachen Mittagsimbis in London fast allgemein, auch bei Kongressen, in der Pension oder dem Hôtel genommen wird) schwanken naturgemäß, wie in jeder Großstadt, in weiten Grenzen. Preisermäßigungen für die Kongreßmitglieder wurden vom Londoner Komitée in Aussicht gestellt. Näheres ist noch nicht bekannt. Niederösterreichische Mitglieder, welche bloß Handgepäck mitnehmen, auf der Reise selbst Aufenthalt möglichst vermeiden und ein anständiges „boardinghouse" wählen, vermögen die Kosten für Reise und Kongreßaufenthalt (eine Woche) in London mit K 500 gewiß zu decken.

Kongreßvorträge. Wer einen Vortrag halten will, sende das Manuskript desselben vor dem Kongresse, u. zw. ehetunlich nach London. Es empfiehlt sich, dünnes (leichtes, z. B. Schreibmaschinen-) Papier einseitig und sehr deutlich beschrieben, u. zw. als rekommandierten Kreuzband (je 50 *g* 5 h und dazu im ganzen 25 h Rekommandations-Gebühr) zu senden, mit der Bezeichnung: „Manuscript for the printer", eventuelle seinerzeitige Korrekturspalten als: „Proofs for the printer"; sonstige schriftliche Mitteilungen sind ganz unzulässig (Korrespondenzkarte 10 h, Briefe je 15 *g* 25 h). Das Bureau des Kongresses entscheidet über die Zugehörigkeit des Vortrages überhaupt zum Kongresse, bezw. über die Sektion, in welcher der Vortrag zu lesen ist usw.

Ausstellung. Ein auf diese bezügliches, Details bietendes Ausstellungszirkulär ist seit einiger Zeit als bald in deutscher Sprache erscheinend in Aussicht gestellt. Das n. ö. Landeskomitée ist bereit, dieses Zirkulär nicht nur Ausstellern aus Niederösterreich, sondern auch jenen aus solchen österreichischen Gebieten zuzusenden, in welchen Kongreßkomitées nicht bestehen; man wolle es vom Schriftführer des n. ö. Landeskomitées, Dr. Viktor Pimmer, Wien, XIV/2 Denglergasse 5, ansprechen, welcher es nach Erscheinen zuschicken lassen wird.

Wer weitere Auskünfte bezüglich der Ausstellung wünscht als jene, die das Zirkulär bieten wird, wolle sie direkt von London verlangen. Ebenso hat die Anmeldung der Objekte, die Zahlung der Platzmiete usw. direkt zu geschehen. Dringend zu wünschen ist, daß aus Österreich nur original-österreichische Objekte zur Ausstellung gelangen, d. h. nicht etwa auch im Auslande Erdachtes oder Konstruiertes. Es ist im Interesse des Eigentümers eines jeden Objektes gelegen, daß er auf demselben als solcher ausdrücklich bezeichnet sei. Sehr zu empfehlen ist ferner, daß alle Aufschriften, Legenden, Etiketten u. dgl. auch in englischer Sprache angebracht werden.





